



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,463,208

DER TÜRME

3



Der Zürmer

Monatschrift für
Gemüt und Geist

Herausgeber :

Professor D. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Verantwortlicher Hauptschriftleiter :

Karl August Walther

Einunddreißigster Jahrgang / I. Band

(Oktober 1928 bis März 1929)



Stuttgart

Zürmer-Verlag Greiner & Pfeiffer

AP
30
.T92
v. 31
pt. 1

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite		Seite
Finke, Edmund: Der Rosenkreuzer	111	Leis, Heinrich: Lied der Sehnsucht	312
Singlen, Franz Karl: Der Abschiednehmer	53	Lersch, Heinrich: Schrei aus der Tiefe	30
von Grotthuß, Alexander Freiherr: Der Glaube	208	Lenhard, Friedrich: Heilige im Glas- fenster	19
Hartje-Leudesdorff, Irma: Heilige Schmerzen	140	— Tagebuchblätter	294
Heidrich, H. M.: Das Lied der Menschheit	7	Lufchnat, David: Totensonntag	118
Hohlbaum, Robert: Ewigkeit	215	Mehlis, Georg: Schloß Notere	103
— Heimat	23	von Schawal, Richard: Die drei Könige	305
Krauß, Otto: Sturm	404	Ungerer, J. D.: Ferner Klang	388
Kremling, Bruno: Vorfrühlingswedruf	499	Wendte-Ottens, Eyra: Mutterlieder	394
		Westermann, Karl: Lied der Heimatlosen	431

Novellen und Skizzen

Boghart, Robert: Ein ungelöster Aktord	395	Steguwelt, Heinz: Die Mütter	389
Heuschke, Otto: Der Falke	106	Tschattopadhyaj, Scharattchandra: Das Bild (Übers. v. Helene Meyer-Frand)	488
Seeliger, Alfred: Der gelende Tod	116	Uellenberg, Emil: Meine kleine Freundin Sisela	24
Sambra-Dor: Die Sphärensymphonie	295	Wittig, Joseph: Weihnachten	193
Schweigböfer, Otto: Der Schotelgaul	198	Zuchhold, Hans: Der Blinde	112
Steguwelt, Heinz: Phantasie auf dem Holzschuh	20		

Aufsätze

Barthel, Dr. Ernst: Die Friedensfrage als kulturphilosophisches Problem	216	Francé, Prof. Dr.: Ernst von Wilden- bruchs Glück und Ende in Weimar	306
Belz, E.: Französische Reiseindrücke	319	Giesche, Richard: Zur Kriegsschuldfrage	314
von Berchem, Oberst Freiherr: Luftgefahr und Luftschuß	35	von Gleichen-Rußwurm, Alexander Frei- herr: Zur Naturgeschichte der Revo- lution	120
— Denkwürdigkeiten und Erinnerungen	131	Hajek, Dr. Egon: Zur Prager Konferenz des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen	139
Berger, Prof. Dr. h. o.: Deutsches Wesen u. Wirken in den Vereinigten Staaten	324	Harten-Hoende, Toni: Die Botschaft von Denver	40
Bloem, Dr. Walter: Deutsche Wandlung	4	Haushofer, Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl: Ein Fürmer-Gruß an Al- brecht Wend	31
Boghart, Robert: Deutschlands Sendung und der Vertrag von Versailles	316	Herrmann, Fritz Heinrich: Die bündische Bewegung	313
Buddenieg, Dr. Hermann: Goethes Kampf wider das Chaos der Zeit	398	— Die große Sphinx im Osten	385
Deder, Dr. Will: Landvölk in Not	518	Heuschke, Otto: Das Zeitlose	310
Dehn, Paul: Unterdrückte Minderheiten — Monarchisch-republikanische Annähe- rung	427 33		
Friedner: Die deutsche Privatschule	330		

	Seite		Seite
Roegel, Dr. Ludwig: Vulkane	510	Rubitzschung, Dr. med.: Die schwäbischen Siedlungen in Palästina	419
Rohne, Gustav: Friedrich Hebbels Leben und Persönlichkeit im Lichte der heu- tigen Forschung, Elise-Lensling-Briefe	209	von Salzmann, Erich: Pilgerfahrt zum Klosterberg Royasan	500
Kranzhals, Paul: Der deutsche Charakter unserer Zeitwende	289	Saß, Baron Erwin: Urküll, die Wiege des baltischen Deutschtums	417
Lamprecht, Dr. Arno: Ein Politiker der Menschheitserziehung	219	Sauer, Dr. Franz: Die Grenzen der So- zialisierung	235
Lg.: Sozialer Ausblick	230	Scheer †, Admiral Reinhold: Macht- verschiebungen	97
Leche, Dr. Otto: Um die Freimaurerei	224	Sorokin, Prof. Dr. Pitirim: Revolutionen und geistiges Leben	411
— Um die Volksgemeinschaft	481	Stetten, Oberstleutnant a. D.: Sachver- ständige über Deutschland	237
Ler, Prof. Dr. F.: Die deutsche atlantische Expedition	514	Vollmberg, Max: Wenn die Erde bebt ..	48
Lienhard, Prof. D. Dr. h. o. Friedrich: Schicksalsglaube oder Aberglaube? ..	119	Weber, Dr. Hans Siegfried: Saarland und Saarvölk	123
Lilienfeld, Dr. Heinrich: Das geistige Antlitz des Bolschewismus	407	— Volkseinheit und Deutschtumsarbeit	413
Luther, Dr. Hans, Reichskanzler a. D.: Rückschau und Auschau	1	Wirth, Dr. Albrecht: Aufstieg der Mensch- heit, weltweite Zusammenhänge	327
Maas, Dr. Walter: An den Grenzen Europas	405	— Für fremden Ruhm	423
Müller-Jurgens, Dr.: Dawes-Plan, Der schwarze Tag	129	von Wolzogen, Hans Freiherr: Einige Ge- danken über die Erinnerung	52
Ostwald, Dr. Paul: Deutschlands Rolle in Chinas Kampf um seine Gleichberech- tigung	321	Zimmermann, Prof. Dr. Richard: Eine Liebesfuge zwischen Genius und Genius	8
— Dr. Paul: Deutschland und Japan..	508		

Besprochene Schriften

Avenarius: Gedichte	163	Biringer: Ornamentale Studien für Metallarbeiten	73
von Baden, Prinz Max: Erinnerungen und Dokumente	135	Bleibtreu: Sämtliche Werte	463
Bartels: Deutsche Literaturgeschichte ...	441	Boghitshévitch: Les causes de la guerre.	137
Bartel: Philosophie des Eros	145	Booth: Das dunkelste England und der Weg heraus	372
— Welt als Spannung u. Rhythmus 145, 346	347	Bornstein: Der junge Hebbel	210
— Elßässische Selbsterschickale	347	Brandenburg: Von Bismarck zum Welt- kriege	316
Bartsch: Schwammerl	171	Brandes: Balladen	163
Bechly: Die Führerfrage im neuen Deutschland	231	Brandt: Das Gesicht Europas	457
Benz: Die Stunde der deutschen Musik	444	— So sieht die Weltgeschichte aus	457
von Bernhardt: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben	134	Burkhardt: Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung	347
Bertram: Straßburg	163	Carossa: Sämtliche Werte	246
— Der Rhein	163	Chamberlain: Chamberlains Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.	158
Bezzuc: Lieder eines schlesischen Berg- manns	165	Claudius: Hörst du nicht den Eisenschritt	163
Bie: Schubert-Buch	171	— Brücke in der Zeit	163
Biringer: Nassauische Heimatbilder	73		

	Seite	V Seite	
Claudius: Heimkehr	163	Kruse: Schubert-Buch	171
— Mant Muern	163	Kurz: Sämtliche Werke	253
Dahms: Der große Krieg aus der Frosch- perspektive.....	138	Lagerlöf: Sämtliche Werke	152
Dahms, W.: Schubert	170	Lenjing: Briefe an Friedrich Hebbel und Christine Hebbel	209
Deutsch: Franz Schubert, Die Dokumente seines Lebens und Schaffens	170	von Lenski: Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffiziers	134
Dieter: Von Leuten, die glücklich ihrer Wege gehen	72	Lewis: Babitt	43
Dingler: Der Zusammenbruch der Wis- sensschaften und der Primat der Phi- losophie	446	— Sämtliche Werke	64, 65
Edwards: Natural history of Revolution	121	Lindsey: Die Revolution der modernen Jugend	40
Endres: Siftgasrieg, die große Gefahr	36	— Die Kameradschaftsbege	40
Etchegoyen: Pologne, Pologne	137	Lipp: Fehde und Feier	163
Findeisen: Sämtliche Werke	250	— In Einem Alles	163
Franz: Rußland auf dem Weg zur Kata- strophe.....	133	Litmann: Lebenserinnerungen	133
Frenssen: Sämtliche Werke	252	Luther: Von Deutschlands eigener Kraft	563
Friedländer: Franz Schubert	170	Lux: Franz Schuberts Lebenslied	171
Fuchs: Ein Erntekranz	165	Mahlberg: Reparations-Sabotage durch die Weltwirtschaft	237
Fuldöpp-Miller: Geist und Gesicht des Bol- schewismus	407	Mann: Volk und Kultur Latein-Amerikas 430, 460	430, 460
Giesl: Zwei Jahrzehnte im nahen Orient	137	Mayrhofer: Gedichte	261
Glaeser: Jahrgang 1902	442	Miegel: Gesammelte Gedichte	164
Gunther: Schuberts Lied	170	Mies: Schubert, der Meister des Liebes	170
Hanslian: Der chemische Krieg	37	Morgenstern: Mensch Wanderer	164
Harten-Hoende: Amerikanische Lyrik... 164	164	Mühlfam: Sonette aus der Einsamkeit..	163
— Gedankenrichtung der Früh- und Spätromantik	164	Müller-Guttenbrunn: Der große Schwabenzug	414
Heuschele: Sämtliche Werke.....	439	Nadler: Literaturgeschichte	156
Hopmann: Kriegstagebuch eines deut- schen Seeoffiziers	144	Niggli: Schubert-Biographie	171
Hummel: Die Mißstände bei der Reichsbahn	287	Nowak: Versailles	136
Imbelloni: La Esfinge Indiana.....	330	Oppenheim: Die natürliche Ordnung der Wissenschaften.....	446
Janetschek: Schuberts Lebensroman ...	171	Osborne: The Saar Question a disease spot in Europe	124
Janßen: Die Frauen rings um Friedrich Hebbel	211	Ostwald: Ostasien und die Weltpolitik..	321
Kämmerer: Die Sehraft	476	Perkonig: Schubert, Hendl und der Birn- baum	171
Kobald: Beitrag zu dem unerlöschlichen Problem Schubert.....	170	v. d. Pfordten: Franz Schubert und das deutsche Lied	171
— Franz Schubert und seine Zeit.....	170	Pomiankowski: Der Zusammenbruch des ottomanischen Reichs	137
Kolbenheyer: Sämtliche Werke	351	Praetorius: Gesamtwerke	265
Kraft: Die Grundformen der wissenschaft- lichen Methoden.....	446	Raucheisen: Weistfront-Kriegserinnerun- gen eines Frontsoldaten	138
Kralik: Liederzyklen Schuberts	170	Raynal: Das Grabmal des unbekannt Soldaten	160
Krannbals: Das organische Weltbild ...	290	Reichsarchiv: Der Weltkrieg 1914—1918	370
Krohne: Luftgefahr und Luftschußmög- lichkeiten in Deutschland	36	Reut-Nicolussi: Tirol unterm Beil	374

	Seite		Seite
Rille: Die Duinefer Elegien	56	Schwarz-Postunitzsch: Die Freimaurerei	120
Rodjantos: Erinnerungen	132	von Schweinitz: Denkwürdigkeiten des	
Röttger: Die moderne Jesusdichtung...	164	Botschafters von Schweinitz	131
Salomé: Rainer Maria Rilke	59	Stadtler: Politik als Gesinnung und	
Sauer: Grundlagen der Wissenschaft und		Kunst	470
der Wissenschaften	446	Stauffer: Karoline von Humboldt in ihren	
Seidel: Weltinnigkeit	163	Briefen an Alexander v. Koenntampff	541
— Neben der Trommel her	163	Stieve: Deutschland und Europa	316
— Neue Gedichte	163	von Strauß und Torney: Reif steht die	
Sorokin: Die Soziologie der Revolution	411	Saat	164
Spranger: Psychologie des Jugendalters		Thiebault: Friedrich der Große u. sein Hof	11
	55, 342	Thiele: Leben unseres Hellandes	256
— Lebensformen	342	Uellenberg: Sämtliche Werte	62, 63
— Wilhelm von Humboldt und die Hu-		Vigny: Rell John	480
manitätsidee	343	Weismantel: Rudolf-Schleißl-Buch	255
Sudermann: Frau Sorge	283	Winnig: Das Reich als Republik	454
Schäfer: Bildermappen	259	Wirth: Der Aufstieg der Menschheit... 330	
von Scholz: Das Jahr	164	von Wolzogen: Lebensbilder	180
Schüller: Sämtliche Werte	155	Zweig: Marceline Desbordes-Valmore	165
Schwarte: Der große Krieg 1914—1918	36		

Offene Halle

Abe: Die Kostenfrage, der Nachwuchs und		Kroug, Wolfgang: Zur Frage der Stu-	
anderes	241	dentenehen	146
Barthel, Dr. E.: Zu den Fragen von Ehe		Krutenberg-Conge: Mutterchaft	339
und Eros	145	Lerche, Dr. Otto: Kameradschaftsehe und	
— Ist der Akademiker mit 30 Jahren		kein Ende	533
ehereif?	526	Müller, Dr. Josef: Studentenehen 54	
Bertold: Studentenwäter	333	— Schlußwort zur Studentenehe 535	
Bobinus, Dr. med.: Ein radikaler Vor-		Ottmüller, Dipl.-Ing.: Die Botschaft von	
schlag	530	Denwer und die Kameradschaftsehe	523
F.: Überfüllung der akademischen Berufe	242	Paasche: Ein tragisches Problem	334
Galfter, Erzellenz Admiral a. D., Dr. h. o.:		Rein, Prof. Dr. Wilh.: Zum Stahlhelm-	
Seegelung und Flottenbau	141	Volksbegehren	434
Gauer: Kolumbus der Jüngere	243	Rosenkranz, Geh. Kirchenrat: Ehekrisis	531
Hachenburg: Sexuelle Not — früher und		E.: Jugend und Kameradschaftsehe 240	
heute	337	Stresemann, Reichsaußenminister Dr.	
Harten-Hoende, Toni: Bilanz der Bot-		Gustav: „Zeppelin-Nachrichten-Mo-	
schaft von Denwer	536	nopol“ (Briefwechsel mit der Schrift-	
Hartmann, Dr. F.: Unsere Auffassung	435	leitung des Fürmers)	432
Kozbe, Wilhelm: Zur sexuellen Not der		von Specht: Einwände	240
Jugend	527	W.: Studentenehen?	244

Literatur

Burdhardt, Prof. Dr. Georg: Die Welt		Fischer-Colbrie, Artur: Die Bücher Otto	
als Spannung und Rhythmus	346	Heuscheles	439
Ehlers, Otto August: Jahrgang 1902... 442		Floed, Prof. Dr. Oswald: Joseph Rab-	

	Seite		Seite
lers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften	156	Chamberlains Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.	158
Fuß, Dr. Karl: Isole Ruzj	253	Malberg, Dr. Hans: Gustav Frenssen	252
Grümmacher, Geh. Reg.-Rat Prof. D. Dr.:		Meißner, Karl: Selma Lagerlöf	152
Lessing, der Wahrheitsfucher	344	von Münchhausen, Börries Freiherr: Die Dulneser Elegien	56
von Hauff, Prof. Dr. Walter: Federitis bei höheren Schulen	60	Röll, Dr. Gustav: Der biographische Richard-Wagner-Saal in Bayreuth ..	444
Hermann, Dr. Robert: Grillparzer als Seher	348	von Schautal, Dr. Richard: Zum Stil	447
Hauschke, Otto: Hans Carossa	248	Schellenberg, Ernst Ludwig: Lyrische Ernte	163
Hofbaum, Dr. Robert: Erwin Guido Kolbenheyer	351	Schlipfötter, Gustav: Emil Wellenberg	62
Kaergel, Hans Christoph: Dichter und Volk	250	Schönmann, Dr. Fr., Sinclair Lewis	64
Leis, Heinrich: Wege zum Funtspiel ...	75	Schridel, Leonhard: Eine neue Litera- turgeschichte	441
Leisegang, Dr. Herbert: Neue Wege der Kunst	541	Schubert, Harold: Gottes Dichter in der Mart	154
Lemmerz, Hermann: Verweichlichung u. Feminismus im heutigen Schrifttum	437	Sturm, Oberschulrat Prof. Dr.: Eduard Spranger	341
Letzke, Dr. Otto: Chaos oder Kosmos	445	Wachler, Dr. Ernst: Sprache und Dichtung	442
Leuchs-Mad, Dr. M.: Karoline von Hum- boldt	540	— Der Weltkrieg im Spiegel der Dichtung	159
Lienhard, Prof. D. Dr. h. o. Friedrich:			

Bildende Kunst

Anschütz, Prof. Dr. Georg: Kunstunter- richt	69	Lindner, Dr. Ludwig: Die Feldschlacht	165
Braungart, Richard: Rudolf Schiefl. ...	254	Scharer, Dr. Eduard: Oswald Poehel- berger	73
Bräuffau, Superintendent Adolf: Rudolf Schäfer	256	Walthert, Karl August: Alte Weiden.	260
Beder, Dr. Will: Ist die Kunst inter- national?	449	— Macco	448
Bürre, Dr. Konrad: Der Maler Hart- mann-Drewitz	353	— Hans Dieter, der Maler-Dichter am Bodensee	71
Leisegang, Dr. Herbert: Neue Wege der Kunst?	541	Wittko, Paul: Lukas Cranach	354
		Zülich, W. R.: Richard Biringer, ein deut- scher Maler und Bildhauer	72

Musik

Anschütz, Prof. Dr. Georg: Farblichtmusik	545	von Leinburg, Mathilde: Schubert und sein Freund Mayrhofer	260
Bälow, Paul: Franz Schubert u. sein Werk	170	von Kentsell, Marga: Verwehte Klänge	167
Fischer, Oberstudienleiter Prof. Dr. Al- bert: Die deutsche Musik in Gefahr	548	Weß, Prof. Richard: Michael Praetorius	264
Gayda, Franz Alfons: Das deutsche Lied und die Gegenwart	551		

Türmers Tagebuch

Seite	Seite
Schöner Schein — „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen“ — Wie einig wir sind — Der Verfassungstag — Einheitssehen — Das jungdeutsche Manifest — Luthers Erneuerungs- bund — Genf — Rheinlandsfrage und Rückversicherungsvertrag — Die Hilfe der Kirche — Nur gut durch die Guten 78	Zehnjahrs-Gedenktage — Fehlbeträge des Reiches — Die Not der Land- wirtschaft — Der Eisenkonflikt — Klotz — Chamberlain — Churchill und die Kronjuristen — Briand — Kaiser Wilhelm und die Kriegslüge 359
Hamlet-Stimmung — Das Flotten- abkommen — Seine Enthüllung und ihre Folgen — England und wir — Briands Selbstenklärung — Unser Mißerfolg in der Rheinlandsfrage — Die Außenseite — Unsere Lage — Der Wechsel auf die Zukunft 172	Parter Gilberts Neujahrsbericht — Aus- wirkungen — Die neue Dawes-Kon- ferenz — Die „unabhängigen“ Sach- verständigen — Zaleski — Das fort- zeugende Panama — Der Fall Fachot — Der niedergeziffte Chamberlain — Die Kriegsschuldlüge — Der serbische Staatsstreich — Das sozialdemokra- tische Wehrprogramm — Schöner Traum? 450
Primat der Außenpolitik? — Englischer Umschwung — Die Poincaré-Krise — Der Panzertreuzer — Luftschuß-Ver- weigerer — Weltanschauung und Außenamt — Preußisches Konkordat — Der Eisenstreik — Folgerungen — Hugenberg — Stahlhelm — Volks- begehren und Verfassungsdurchsicht — Reichserneuerung — Der Primat des Charakters 266	Der Reichsaar in Nöten — Der „Treuh- händer“ Deutsch-Ostafrika — Unsere Wirtschaftslage — Mehr Steuern oder mehr Sparsamkeit? — Bayern und Reich — Groeners Denkschrift — Von Verrat umlauert — Sozialdemokratie und Wehrproblem — Der Schachzug des Zentrums und seine Moral 552

Auf der Warte

Arzt oder Strafrichter? (Dr. Göh)..... 288	Europa aus der Vogelschau (Paul Dehn) 457
Auge und Sehtraft (Dr. Kurt Engelbrecht) 476	Fäulnis (F. H.) 188
Bankiertag, Was hat man von dem — zu halten? (Herbert Kramer) 285	Faulstischen, Verzerrung des (Dr. M. Kühn) 479
Berlin, Im dunkelsten (F. H.) 474	Feilspiele (Dr. Scharret) 92
Besonnenheit, Mehr (Sch.) 378	Friedhof der Heimatlosen (Prof. Kittel) 181
Bleibtretus Geburtstag, Zu (Dr. Wilh. G. Herß) 463	Fürstenschloß und Schundbuchlager.... 95
Brot und Arbeit, Um 376	Gedenken (F. H.)..... 562
Culture, Neueste französische (Paul Dehn) 478	Goethe-Lessing-Feier in Braunschweig und Wolfenbüttel (Dr. H. Bauer) ... 564
Deutsche in Amerika, Vergessene (Paul Dehn) 373	Großherzog Ernst Ludwig von Hessen (L. M. Schultheiß) 281
Deutschtum im Ausland (Paul Dehn) 461	Großpolen, Das neue, von Meer zu Meer (Paul Dehn) 88
Deutschtum, Zähes Festhalten am (Prof. Dr. v. Hauff)..... 569	Großstadtkultur, Zur 573
Dichter, Repräsentative (Sch.) 464	Hausmeier, Der (F. H.) 183
Ehrendoktoren (Paul Dehn)..... 478	Heilsarmee, Die (F. H.) 372
Elefant oder Esel? (F. H.) 90	Heimat, Die Stimme der gequälten (Prof. Dr. Oswald Flad) 374

	Seite	IX Seite	
Heimwehrtag (F. H.)	185	Republikanische Schule (F. H.)	277
Hohe Haus, Das (F. H.)	469	„Särge“, Fahrende (Lynkeus)	287
Hufmann, Der Fall und die Strafrechts- pflege (Baron Foelderham)	274	Scheer, Admiral (Dr. M.)	368
Jahrtausend-Gedenken, Ein (Dr. Franz Lübke)	367	Scheinheiligkeit, Nutzlose (F. H.)	276
Jugendtragödien und kein Ende (Prof. Dr. v. Hauff)	190	Schlaraffenland (F. H.)	568
Ketzlers, Dem Gedächtnis Hermann (Dr. ten Hompel)	179	Schulpetaren, Der König der (F. H.)	87
Kirche, Nachwort zu den fünf Wunden der (Der noch immer lath. Theologe) ..	283	Schulbank zum Lustmord? Von der (Prof. Dr. v. Hauff)	275
Kitsch im Klein- und Großvertrieb (Engelhardt)	575	Schule Nr. 26 (E. H.)	479
Kraft, Von Deutschlands eigener (R. A. W.)	563	Schülerelbstmord und Berechtigungs- wesen (Prof. Dr. v. Hauff)	382
Kreuzerkrise, Die Lehre der (Generalleut- nant a. D. v. Mersch)	86	Schüler-Überbürdung, Ein neuer krasser Beweis der (Prof. Dr. v. Hauff)	383
Kriegserbst vor 14 Jahren (Oberstleut- nant a. D. P. Stotten)	370	Schüler und Studium (Prof. Dr. v. Hauff) ..	574
Kriegslüge, Das Ende einer — in fran- zösischen Schulbüchern (Prof. Ehring- haus)	184	Sie freuen sich (F. H.)	467
Kroaten, Die (F. H.)	91	Sudermann (Dr. M.)	283
Kulturhande (Studienrat Wagner) ..	478	Südtirol, Vier Wochen (G. B.)	191
Kunstbolschewismus (F. H.)	571	Technischen Nothilfe, Erweiterung der (P. D.)	477
Kunstindustrialismus, Neuzeitlicher ..	192	Theorie und Praxis	466
Lateinamerika und wir (Dr. Malberg) ..	459	Tod, Der — sieht uns ins Angesicht (Dr. D.)	472
Londoner verlorene Sohn, Der (Gustav Roepper)	475	Todesstrafe, Abschaffung der (G. R.) ..	379
Lügen, Du sollst nicht (Dr. Deder)	569	Tschechen in Berlin — Reichsdeutsche in Prag	479
Memellandes, Die Not des (Moneo) ..	458	Überbürdung der Schüler, Ein schlagender Beweis für die (Prof. v. Hauff)	94
Mobilisierung, Politische (Paul Dehn) ..	560	Unrecht Gut, Geschäft ist Geschäft (F.) ..	378
Monopol (Lynkeus)	279	Urteil der Zahlen, Das	186
Nibelungenhort, Ein (F. H.)	465	Urteil, Ein schweizerisches — über die Deutschen (Dr. W. Deder)	382
Osino (Paul Roepper)	457	Vollsgemeinschaft	95
Pariser Selbstverbrnis (Paul Dehn) ..	468	Wahrt eure heiligsten Güter (Geh. Rat Kosenkrantz)	462
Politik (Prof. Dr. Wilh. Rein)	470	Wanderausstellung „Danzig“ (Dr. Krey) ..	461
Polizei, Justiz und die öffentliche Mei- nung (F.)	472	Weihnachtslieder, Weltliche (Dr. Albrecht) ..	281
Präsident, Der neue (F. H.)	284	Welfenschah und Welfensfonds (F. H.) ..	278
Preisausschreiben des „Türmers“ 96, 480, 575		Wertsgemeinschaft oder Gewerkschaft? (Dr. Cyrus)	565
Räuber- und Banditenwesen in Deutsch- land	567	Wolf im Schafskleid (F. H.)	369
Reibungslos (F. H.)	561	Wohin? (F. H.)	182
Republik, Zehn Jahre deutsche (Prof. Dr. Wilh. Rein)	273	von Wolzogen, Hans (Dr. P. Bülow) ..	180
		Zuchthauslurus und Sträflingshotels (G. R.)	381
		— Zum Kapitel (Dr. Fr. D.)	572
		Zusammenschluß des deutsch-brasiliani- schen Schulwesens (Prof. Dr. v. Hauff) ..	570

Kunstbelegten und Illustrationen

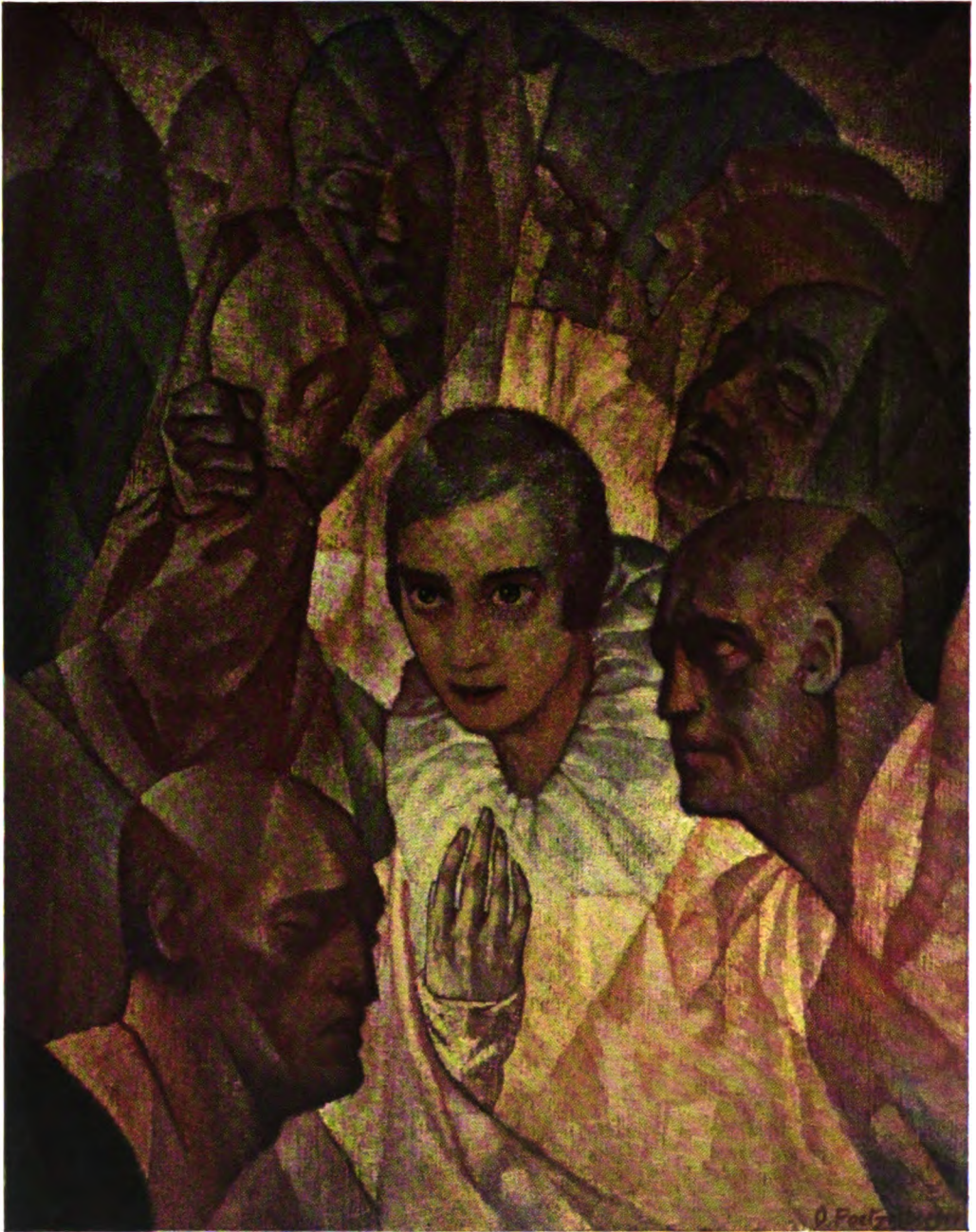
	Heft		Heft
Biringer, Richard: Höchst am Main	1	Macco, Georg: Moschee in Kairo	5
Broke: Zustand der Kirche zu Urküll 1792	5	-- In Jerusalem	5
-- Die Kirche zu Kirchholm im 18. Jahr-		-- Matterhorn	5
hundert	5	Poehelberger, Oswald: Liebestraum	1
Cranach, Lutas: Ruhe auf der Flucht	4	-- Vision	1
Dieter, Hans: Geiger	1	-- Unsere Gefallenen	2
-- Haus am Bodensee	1	-- Die Todgeweihten	2
-- Das Lied vom Holzerbusch	1	Purmann-Hausler, Karl: Pfarrkirche in	
von Dühring: Alte Weiden	3	Hall in Tirol	5
-- Eichenstumpf	3	-- Schlosspark in Schwellingen	5
Hanner, Hanns: Die Kröte	2	Schäfer, Rudolf: Die Anbetung der Weisen	3
Hartmann-Drewitz, Hermann: Berliner		-- Maria und Joseph suchen in Bethlehem	
(Friedenauer) Hinterhäuser	4	Herberge	3
-- Friedenauer Lauben	4	-- Der Forscher	3
Hottong, K.: Abtich am Hochofen	2	Schiefl, Rudolf: Die Dorfältesten	3
-- Brebacher Hütte	2	Schirmer, A.: Abendstimmung	6
-- Döllinger Hütte	2	-- Nach dem Regen	6
-- Saarländischer Hochofen	2	-- Abend in der Kirchgasse	6
Lange, Karl Ernst: Alte Gasse	1	-- Michael-Kirche	6
-- Am Markt	1	Schniewind, Gert: Johannes Brahms	2
-- Hasenbild	6	von Schwind, Moriz: Die Feldschlacht	2
Macco, Georg: Polarnacht	4	Spinger, Alexander von: Landschaft	6

Notenbelegten

	Heft		Heft
Heidrich, D. M.: Lied der Menschheit	1	Wallnöfer, Ad.: Lürmerlied	1
Prætorius, Michael: Lieder	3		

Eingefandte neue Schriftwerke und Briefe

Auf den Belegten



Liebestraum

O. Poetzelberger

(Aus dem Türmer)

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELT

Herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Waltherr
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuis

31. Jahrg.

Oktober 1928

Heft 1

Rückschau und Auschau

Von Dr. Hans Luther, Reichskanzler a. D.

Rückschau und Auschau will der „Türmer“ halten. Dreißig Jahre ist er alt. Die Schriftleitung hat mich gebeten, von den zehn Jahren nach Kriegsende zu sprechen und von dem kommenden Jahrzehnt. Ich aber will nach Art des „Türmers“, der hoch über der Erde steht, oder zeitgemäßer gesprochen, wie ein Luftfahrer, den Boden der festgefügteten Erde einmal ganz verlassen und mich hingeben einem Wach-Träumen vom deutschen Volk — über die mir zuge dachte Sehnjahresgrenze hinaus. Ist das deutsche Volk vielleicht auch erst dreißig Jahre alt? Spengler will uns glauben machen, wir stünden in den letzten Jahrhunderten abendländischer Kultur. So einfach und eindeutig wie seine Formeln ist das Leben sicher nicht, und neben Untergangserrscheinungen spricht um uns junge Kraft. Soll es bedeutungslos sein, daß wir endlich wieder lernen zu bauen? Und: warum soll eine zweite Kulturblüte nicht aus demselben Volke erwachsen? Die Menschheit steht ja vor dem völlig neuen Sachverhalt, daß all ihre Teile untereinander sich in einer Weise ergänzen und wechselseitig befruchten, wie es vordem niemals war. Keine rückschauende Geschichtsweisheit wird ableiten können, wie vor solcher Gestaltung das Leben der Menschheit sich entwickeln mag.

Manchmal kommt es mir wirklich vor, als ob das deutsche Volk erst dreißig Jahre alt sei. Seine Geschichte trägt bisher alle Züge des immerfort Werden den. Zeiten großer Kraftentfaltung nach außen wechseln ab mit Spannen geistiger Vertiefung und innerer Kraftsammlung, ja des Nichtstuns. Wie im Leben so vieler Menschen, aus denen Großes geworden ist, gibt es Fristen, in denen Jung-Siegfried fast zu verkommen scheint. Die Umwelt macht sich solchen Zustand stets zunutze, um einzubrechen, zu rauben und zu erben, was sich nur irgend mitnehmen läßt. Aber doch ist es niemals gelungen, auf eine irgendwie längere Zeit über größere Teile Deutsch-

lands eine Fremdherrschaft aufzurichten. Deutschland ist niemals wie andere Länder unter die Nachbarn geteilt worden. Mag sich auch gerade in Deutschland einer der seltsamsten geistigen Überpflanzungsvorgänge vollzogen haben, die Rezeption des römischen Rechtes mitten in ein bodenwüchsiges Rechtsleben hinein, so ist doch selbst unter dieser gewaltigen Woge das deutsche Verwaltungs- und Rechtsleben nicht etwa zu leeren Formeln erstarrt; sondern das fremde Recht ist langsam deutsch geworden und immer deutscher. Mag auch lange hindurch französischer Kultureinfluß deutsches Wesen überschattet haben, so ist doch unter solcher Befruchtung einer der geschichtlich Größten Deutschlands, der alte Friß, erwachsen, der bei all seinem französisch Parlieren der Deutschen einer war. Freilich, es ist nicht nur eigenes Urteil des deutschen Volkes, sondern Meinung der Welt, daß im deutschen Volk die Besonderheiten und Eigenwilligkeiten der einzelnen Volks- und Landesteile weit stärker entwickelt sind als anderswo. Darf man schlussfolgern: Geschichtlicher Längsschnitt und geographischer Querschnitt durch die deutsche Seele ergeben das Bild ungebändigter Kräfte, die im jugendlichen Säen noch nicht sich zur Persönlichkeit geformt haben?

Jedoch, da kam der Aufstieg Preußens und Preußens Führerschaft im Reich. Was innerlich noch brodelte und miteinander rang, wurde zur Staatspersönlichkeit zusammengefaßt. Die Jugend schien beendet, und unter glückhaftem Stern begann ein Mannestum in klarer Lebensordnung.

Aber das Schicksal hatte es so einfach mit dem deutschen Volke nicht gemeint. Das deutsche Volk war nicht eine Jahrtausende lange Geschichte hindurch gerüttelt und immer neu gemodelt worden, um nun mit einemmal im Hafen eines wohlbehüteten Staatsgebildes zu landen. Der Weltkrieg und die Ereignisse, die auf ihn folgten, zerschlugen das Staatsgefüge, und das Volk war wieder ganz auf sich gestellt. Unter dem Druck der Not hat das Volk die Probe bestanden. 1918 und 1919, die Jahre unseres Niederbruchs, haben das deutsche Volk ebensowenig auseinander Sprengen können wie der Währungszerfall des Jahres 1923, der in seiner Tiefenwirkung wohl ohne Vergleichbares in der Weltgeschichte ist.

Ich schaue noch einmal zurück: Einstmals, im frühen Mittelalter, waren wir ein Reich, waren in Überspringung unserer eigenen Grenzen die Welt und lebten mit jugendlicher Inbrunst die Bilder, die in unserer Seele waren. Der jugendliche Sprung war zu weit angelegt. Die neidischen Nachbarn erhoben sich wider uns, und nun huben die Zeiten tiefen inneren Reisens an, scheinbar ohne Plan und doch mit Entfaltung jeder nur möglichen Kraft. Zulezt kam die kurze Zeit des Seins als männliche Persönlichkeit im Rahmen des starken Staates. Nun ist das hochgezimmerte alte Haus verbrannt, aber wir haben gelernt, daß wir ein Volk sein können, und werden uns nicht wieder aufgeben.

Diesem deutschen Unterfangen, Volkspersönlichkeit zu werden aus eigener Kraft, kommt der Gang der Weltgeschichte entgegen. Durch alles, was seit 1914 weltgeschichtlich geschehen ist, zieht sich bei vielem Gegensätzlichen der eine Gedanke hindurch, daß es entscheidend nunmehr auf die Völker ankommt. Sicher werden die Staaten als solche nie verschwinden, und Staatsgesinnung wird immer das stärkste Kennzeichen behabender Einstellung zum Gemeinschaftsleben des Volkes bleiben.

In steigendem Maße aber wird die Form des Staates aus dem Stoff des Volkes ihr Gesetz entnehmen. Unsere Naturanlage haben wir Deutschen sicherlich nicht verändert, wie das kein Lebewesen kann. Wir wollen auch unseren inneren Reichtum uns nicht verkümmern lassen. Ja, wir haben schon wieder begonnen, den anderen Völkern internationale Gedanken vorzudenken, und für manche Augen sieht es manchmal aus, als ließen wir den jungen Keim einer Volkspersönlichkeit wieder eingehen, weil unsere Seele schon wieder hinausdrängt aus dem eigenen Bereich. Mir aber will es scheinen, daß trotz einiger Oberflächenvorgänge, die aussehen wie würdeloses Verleugnen des eigenen Ich, im Unterstrom das Bekenntnis des deutschen Volkes zu sich selbst wächst und wächst. Lauscht man hinein in die Jugend, so hört man Töne des Deutscheins von überall her, gewiß mit verschiedenem Klang und verschiedener Stellungnahme zu den allgemeinen großen Menschheitsfragen. Aber den letzten Ankergrund sucht die Sehnsucht nach neuen Zielen, wenn ich mich nicht täusche, überall im Gefühl des Deutscheins. Die einen haben es als Nationalgefühl im alten Sinne mit klarer Empfindung der Gegensätzlichkeit zu anderen Nationen. Andere aber fühlen es nur als die Selbstverständlichkeit der Zugehörigkeit zum eigenen Volk, ohne daß eine Gegensätzlichkeit zum Fühlen anderer Völker mitschwingt.

Das letzte Losungswort dieser Entwicklung heißt Treue. In anderen Völkern überwiegt das Gefühl eines selbstsicheren Ichsinns, ja bei manchen geradezu eines Berufenseins als auserwähltes Volk. Wieder andere Völker sind erfüllt von einem Stolz auf sich selbst, der jede kritische Bemerkung eines Ausländers als untragbar zurückweist. Des deutschen Volkes stärkste Seelenregung ist Treue. Nur war sie bislang, wie es so die Eigenart der Jugend ist, Treue nicht schlicht zu sich selbst, zum eigenen Wesen und inneren Lebensgesetz, sondern zu etwas als außerhalb des eigenen Ich Vorgestelltem, und wurde da manchmal zur Schwärmererei. Nicht ganz selten entstand so in deutschen Herzen Treue zu fremden Staatsmächten oder fremdem Lebensgut. Sonst aber war es Treue zu deutschen Gewalten, Mannestreu zu den Fürsten oder Treue zum Reich in einer bestimmten Gestalt wie etwa zum Bismarck-Staat. Nun aber, wo wir beginnen, als Volkspersönlichkeit auszureifen, muß diese Seelenkraft dahin neu werden, daß sie Treue zu uns selbst wird, zu uns selbst als Volk. Das wäre die Erreichung des Mannesalters. Das wäre zugleich aber Einstellung des Volkes auf seine Gesamtheit. Damit hört das Volk auf, ein Gegensätzliches zum Staat zu sein, das zahlenmäßig zur Geltung gebracht werden soll, um die Übermacht einer Minderheit, die den Staat beherrscht, zu brechen. Nun erscheint das Volk als Persönlichkeit, die sich in sich selbst nach ihren Aufgaben und Leistungen gliedert. Hierfür die Form zu finden, ist Deutschlands große Zukunftsaufgabe. Im Schützengraben hat das Volkwerden begonnen. Aber auch die zweite Welle unserer Jugend, die den Schützengraben nicht mehr erlebt hat, wächst empor im Angesicht der geschichtlichen Tatsache, daß die deutsche Zukunft abhängt von unserem Zusammenhalten als Volk.

Deutsche Wandlung

Von Walter Bloem

1.

Eine der elementarsten Strebungen unserer Gegenwart ist jene, die wir mit dem Wort „Rationalisierung“ zu kennzeichnen pflegen. Zwar sind wir längst vom Vernunftwahn des 18. und 19. Jahrhunderts geheilt. Wir bilden uns nicht mehr ein, mit den Mitteln unserer Erkenntnis die „Welträtsel“ lösen, also die Welt verstehen zu können. Und auch den Erlöserwahn beginnen wir uns abzugewöhnen: die Utopie, als könnten wir die Welt verbessern. Aber eines kann unsere Vernunft: sie kann die Welt ordnen. Sie kann aus dem Chaos einen Kosmos machen.

Das ist es, was wir letzten Endes unter dem viel gebrauchten und viel mißbrauchten Begriff der Rationalisierung verstehen: wir dürfen das Leben nicht länger dem Zufall seines geschichtlichen Werdeganges überlassen. Wir müssen und können seinen Sinn und Zweck erkennen und seinen Verlauf seiner Idee und seinem Ziel entsprechend gestalten.

Was ist der Sinn des Lebens? Es ist oft genug ausgesprochen: das Leben selbst. Was ist sein Ziel? Seine Erhöhung durch Entfaltung aller in ihm eingeschlossenen Möglichkeiten.

Dieser Sinn, dieser Zweck sind dem Leben immanent und haben sich deshalb in der ganzen Schöpfung unbewußt von Anbeginn ausgewirkt, äonenlang, ehe die menschliche Vernunft soweit gereift war, sich ihrer Macht bewußt zu werden. Heute beginnen wir zu erkennen, daß die Menschheit innerhalb gewisser, verhältnismäßig sehr weit gezogener Grenzen die Fähigkeit besitzt und darum auch die Pflicht hat, den großen Aufstieg zur Vollerfüllung des Lebenssinnes durch Begreifen und Eingreifen ganz wesentlich zu befördern und zu beschleunigen.

Der Wechsel in den Methoden des Lebens, den diese Erkenntnis auf jedem Lebensgebiete bringen muß, ist einschneidend. Wir, die wir mit dem Durchbruch des Maschinenzeitalters den Anbeginn einer Weltwende ohnegleichen miterleben, stehen auch in Hinsicht auf die Rationalisierung am Beginn des zweiten Kapitels der Menschheitsgeschichte: Wir erfassen die ungeheure Aufgabe, das Weltalter des unbewußten Lebensbetriebes in das des bewußten überzuleiten.

2.

Unter den „Rassen“ unseres Geschlechts steht, was die Entwicklung des Bewußtseins anbelangt, die weiße an der führenden Stelle und wird es noch durch unüberschaubar lange Zeiträume bleiben — obwohl die „farbigen“ unsern Vorsprung mit Riesenschritten einholen. Aber auch das muß ausgesprochen werden: was die Unterordnung des ganzen Daseins unter die Herrschaft der Vernunft anbetrifft, steht von allen den Völkern, die der weißen Rasse angehören, das deutsche keineswegs in der ersten Linie. Der „deutsche Träumer“ ist noch längst nicht ausgestorben. Er läuft in unendlich liebenswerten und in namenlos stumpfsinnigen Exemplaren noch zu Hunderttausenden herum — trotz aller Rippenstöße, mit denen das Schicksal uns seit vierzehn Jahren zu weden sich müht . . .

Die deutsche Gegenwart bietet in unzähligen Bezirken des öffentlichen wie des intimsten Seelenlebens das Bild einer erschreckenden Chaotik. Wir leben in des Wortes trostlosester Bedeutung „in den Tag hinein“. Die Leitsterne der Vergangenheit sind erblischen. Ein dicker Nebel lagert über unsern Seelen, wir irren ratlos und verstört; wo irgendeine Brunst sich zeigt, dahin taumeln wir, hoffen auf ein Morgenrot, wo vielleicht nur ein zerstörender Brand wütet — Sterne wollen nirgendwo mit tröstlichem Lichte den Brodem durchdringen. Und doch trägt jeder Mensch, auch der schlechteste, den Kompaß in sich, der ihn führen könnte: die Vernunft, von der die Allmacht, die das Leben schuf, jedem gesunden Lebewesen soviel gegeben hat, wie es zur Erfüllung seines Daseinszweckes benötigt. Wenn uns der Blick nur nicht getrübt und verblendet wäre durch die Unheilmächte der Leidenschaft, des Vorurteils — und durch ihre schlimmste: die Trägheit des Herzens . . .

3.

Nichts tut dem deutschen Leben, dem deutschen Menschen unserer Lage mehr not als dies: die innere Klärung. Die entschlossene Abrechnung mit seiner träumerischen, chaotischen Vergangenheit. Die rücksichtslose Nachprüfung seines ganzen ererbten Bestandes an Sitten, Anschauungen, Überzeugungen. Die deutsche Seele muß neu aufgebaut werden, beinahe von Grund auf.

Nicht als ob das Material des alten Baues verworfen werden müßte. Das ist gut, nur seine Form ist veraltet und durch ein Erdbeben obnegleichen zur Ruine zertrümmert. In diesem ganzen Wust ist eigentlich nur eines fast ganz unbeschädigt geblieben: die deutsche Vitalität, der unerschütterliche Lebenswille und Lebenstrost. Hier wird anzusehen sein.

Wir werden zu prüfen haben, was an dem vielberufenen deutschen Wesen noch wert ist, daß es weiterbestehe. Nichts, aber auch gar nichts Deutsches ist allein deswegen lebensfähig und erhaltungswürdig, weil es „urdeutsch“ ist. Ob wir wollen oder nicht: wir leben nicht in einer „splendid isolation“, wir sind keine abgesonderte Einzelgestalt, wir sind Teile eines gewaltigen Ganzen, das sich immer deutlicher seiner selbst bewußt wird und Menschheit heißt. Jede Eigenheit unserer deutschen Überlieferung muß sich eine unerbittliche Nachprüfung gefallen lassen auf die Frage hin: kann sie bestehen bleiben, darf sie erhalten werden inmitten einer verwandelten Welt, eines ungeheuren, machtvoll und unaufhaltsam sich bildenden Organismus, der alles Menschliche umfaßt?

Vor dem großen und unwiderstehlichen Ernste dieser Zukunftsfrage verbleichen alle Bildungen, die ihr unbestechliches Licht nicht ertragen können, zu einem gespenstischen Schattenzug.

Die große Kumpellammer der Weltgeschichte, in die schon zahllose Heiligtümer abgelebter Vergangenheiten hineingestopft wurden, muß in unsern Tagen durch einen Anbau von unermäßigem Fassungsvermögen erweitert werden. Und wir Älteren, die wir fast zwei Millionen unserer Besten auf den Schlachtfeldern der Erde einscharrten, in allen Ozeanen versinken sehen mußten — wir Überlebenden der ungeheuersten aller kosmischen Katastrophen, die seit den Tagen des Pithecanthropus erectus über unsern Planeten dahinbrauste — wir sind verdammt, noch

ehe unsere Wunden verheilt, unsre Schmerzenstränen getrocknet sind, einen entseherregend großen Teil unserer Ideale in das klaffende Massengrab unserer Epoche mit zu verscharren.

4.

Das ist, in ganz groben Strichen umrissen, unsere seelische Zwangslage. Nur ein gigantischer Glaube an Menschheit und Deutschtum zugleich kann uns aus der lethargischen Verzweiflung emporreißen, in der viele unserer Deutschesten ihre Lage verdämmern und vertrauern.

Aber wir haben diesen gigantischen Glauben und wollen uns mit aufrechter Stirn zu ihm bekennen. Was wir verloren haben, ist nur Vergängliches. Das Unvergängliche bleibt uns.

Der eigentliche Grundzug des deutschen Wesens offenbart sich im tiefsten Worte, das je ein deutscher Mund gesprochen:

Alles Vergängliche
ist nur ein Gleichnis.

Der Deutsche hat sein Einzelleben niemals als Selbstzweck gelebt. Er lebte es nie anders denn als ein Gleichnis des Alllebenssinns. Ihm galt Geburt nie als ein physischer Vorgang allein, sondern immer als Anbeginn einer Menschwerdung, Entstehung einer neuen Welt. Liebe war ihm niemals eine Gesellung zweier Körper zur Stillung eines fleischlichen Triebes, niemals ein naturgebotener Vorgang zur Verewigung der Gattung. Immer war ihm die Umarmung zweier Sehrenden ein metaphysisches, ein religiöses Geschehen, ein Mysterium, ein Sakrament — so sehr die einzelne Verwirklichung jener Idee spotten mochte. Tod war nicht Ende, sondern Anfang, Rückströmen zeitlich gebundener Kräfte ins All, in die Unvergänglichkeit. So sah, so sieht der Deutsche Welt und Leben, so wird er sie ewig sehen.

Was bedeutet, an solchen Tiefen gemessen, die Einbuße, die wir jüngst erlitten? Eine Heimsuchung nur, ein großes göttliches Erziehungswerk, eine Mark und Wein durchschauernde Mahnung zur Selbstbesinnung, zur Einkehr und Abkehr, zur Umschau und Aufschau, zur Aufnahme eines riesigen Inventars unseres ganzen geistig-seelischen Bestandes, zu unerbittlicher Aussonderung und Verwerfung alles Ausgelebten, zur schönen Lüge Gewordenen, zur seelenlosen Form Vertrusseten, alles dessen, was vor dem Richterstuhl des langsam sich zusammenfindenden Areopags der Menschheit nicht mehr bestehen kann.

5.

Idealismus? Schwärmerei? Utopie?

Wie billig sind solche Einwürfe der Matten, Halben, Glaubenslosen, Auftriebsunfähigen! Die haben noch nie eine Gruppe, eine Kampfgenossenschaft, eine Nation zur rettenden Tat emporgerissen. Welcher Deutsche hätte das Recht, an seines Volkes Zukunft zu verzweifeln, der miterlebt hat, was wir taten? Wie armselig ist dieser ganze Streit um die Schuld am Weltkriege, gemessen an der Art, wie wir ihn geführt haben? Was sind alle Fehler, Irrtümer, „Greuel“, die man uns vorgeworfen hat — gemessen am Titanentrotz unseres Beharrens? Eine Nation, die so sich hielt in einer Prüfung, wie sie nie einem Volke zugemutet wurde — weit, weit über das Maß dessen hinaus, was eine vernünftige Führung uns zumuten durfte — ein

Volk, das aus todgleicher Ermattung, aus einer Schändung, die den Schändern schon heut als schlechtverhohlene Scham auf der Stirn und in der Seele brennt, unterm Stiefelabsatz seiner Vergewaltiger sich emporraffte, wie wir uns emporgerafft haben — ein Volk, das in all dieser Anfechtung den Weg zur Selbsteinkehr, zur Selbsterneuerung, zur seelischen Wiedergeburt mit solcher Inbrunst sucht, wie unsere Besten ihn suchen — ein solches Volk darf und wird nicht an seiner Zukunft, seiner Sendung verzweifeln. Es wird niemals in den emportömmelingshaften Übermut seiner seelischen „Gründerjahre“ zurücktaumeln — es wird seine veränderte Stellung in einer von Grund aus umgestalteten Welt begreifen — und darnach sich wandeln, soweit es der Erneuerung bedarf. Und unbeirrbar bewahren, was es an Werten schuf und in sich trägt, die allen Wandels spotten, weil sie ewig sind.

Das Lied der Menschheit

Von H. M. Heidrich

Über die Erde geht ein Klang
 Wie ein tausendfältiger Bittgesang,
 Ein Schrei aus zahllosen, blutenden Herzen,
 Ein Ruf nach Erlösung aus endlosen Schmerzen.
 So braust es über die Erde daher,
 Das Lied der Menschheit, tränen schwer,
 So wird es von allen Menschenzungen
 In gleichem Sehnen und Hoffen gesungen.
 Wo immer im Schmerz eine Menschheit sich wand,
 In höchster Not ihr ein Heiland erstand;
 Lieder, mit gläubigem Herzen gesungen,
 Sind noch immer, noch immer zum Herrgott gedrungen!

Eine Liebesfuge zwischen Genius und Genius

Von Prof. Dr. Richard Zimmermann, Lübeck

In ihrer Bohemewelt wünscht sich die leichtsinnige Philine ein vierfaches Ein- andernachlaufen herbei: Sie — es ist gleichgültig, wer gemeint ist — läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und dein Bruder mir nach. Könnte jener hintende Teufel, der den spanischen Edelmann bediente, nicht bloß Dächer abdecken, sondern auch die Beziehungen der Menschen untereinander sichtbar machen, so würde das ganze menschliche Leben sich weithin als solch eine Liebesfuge enthüllen, wie sie sich Philine in ihrem Kreise wünscht.

In der Welt der höchsten geistigen Kräfte bedarf es nun nicht einmal dieses Teufels; das Herzensleben der Geistesfürsten ist sowieso zum größten Teil transparent, und eine richtige Perspektive genügt schon, um dort eine Erscheinung sehen zu lassen, die jener Liebesfuge nicht unähnlich ist. An Stelle der Stafetten in Philinens Liebespiel sollen folgende Posten auftreten: der Musiker, der Dichter, der Held, der Philosoph. Unter dem Helden verstehe ich den Mann der großen weltgeschichtlichen That, also den genialen Staatsmann und in höchster Erscheinung, wenn er zugleich Feldherr ist, wie Alexander, Friedrich der Große u. a.

Ich beobachte nun, wie in der aufgestellten Reihe jeder in einem gewissen Banne des ihm Vorangehenden sich befindet. Gebannt ist er durch liebende Bewunderung und durch das Verlangen, auch für sich Anerkennung, ja, Liebe bei jenem zu finden; es ist ein Zustand, der sich dem Schmachten des Liebenden in hohem Maße annähert. Und so entsteht, was, als musikalische Form gesehen, ich eine Liebesfuge zwischen Genius und Genius nenne.

Aus der Eigenart dieser vier Genien, des Musikers, des Dichters, des Helden, des Philosophen, lassen sich allgemein die Gründe ableiten, warum sie in der hier gegebenen Richtung von einem liebesähnlichen Verlangen ergriffen sind. Der Musiker sucht den Dichter. Die Musik hat sich erst spät aus der Hörigkeit befreit; sie diente dem tanzenden Fuße oder der sprechenden Zunge. Sie ist dann freilich emporgestiegen und geradezu die Königin unter den Künsten geworden, indem sie wie keine andre unmittelbar die Seele zu künden weiß. Aber da wir nun doch keine körperlosen Wesen sind, so haftet auch ihr, und zwar gerade in ihren höchsten Gebilden, in der wortlosen Instrumentalmusik, eine geheime Sehnsucht an, diese ihre freischwebende Seele denn doch wieder mit Raum und Zeit, mit Gestalten, Ereignissen, bestimmten Gefühlen und Vorstellungen zu verbinden, und so schaut der schöpferische Musiker nach dem Genius hin, der seiner Seele einen Körper zu geben weiß, nach dem Dichter.

Auch die Dichtung ist aus dienender Stellung emporgestiegen. Ihre homerische Aufgabe war es, an gutbesetzter Fürstentafel zur Steigerung der Lust große Thaten zu vergegenwärtigen, sei es von Göttern oder von Helden. So enge Schranken läßt sie sich heute nicht mehr setzen. Indes, die große wahrhaft lebensfähige Dichtung braucht im Grunde genommen heute noch daselbe wie in der homerischen Zeit, sie braucht einen Helden. Das Bedürfnis, einen Helden zu verehren, ist allgemein

menschlich, der Dichter aber ist in besonders hohem Maße davon ergriffen, und die Dichter haben sich selbst deutlich darüber ausgesprochen. Tasso sagt es: „Nein, was das Herz am tiefsten mir bewegte, was mir noch jetzt die ganze Seele füllt, es waren die Gestalten jener Welt, die sich lebendig, rastlos, ungeheuer um einen großen, einzig klugen Mann gemessen dreht und ihren Lauf vollendet, den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt. Begierig horcht' ich auf; doch ach, je mehr ich horchte, mehr und mehr versank ich vor mir selbst; ich fürchtete, wie Echo an den Felsen zu verschwinden, ein Widerhall, ein Nichts mich zu verlieren.“ Nur mit halbem Erfolg bemüht sich die Prinzessin, den Dichter vor sich selbst wieder aufzurichten: „Zwar herrlich ist die liebeswerte Tat, doch schön ist auch, der Taten stärkste Fülle in würd'gen Liedern auf die Nachwelt bringen.“

Es gibt Zeiten, und zwar sind es geistig hochentwickelte Zeiten, wo die schweifende Dichterseele noch nach einem andern Leitstern auspäht: nach dem Denker. Bei dem Denker sucht der Dichter eine ihm einleuchtende Lösung der Lebensrätsel, der Denker soll ihm für sein heißes Blut und für grübelnde Gedanken eine beschwichtigende Formel geben. Damit bin ich, da ich die musikalische Folge umlehren mußte, zu dem *dux*, zur ersten Stimme der gedachten Fuge gekommen, zu dem Philosophen. Die liebende Bewunderung des Dichters gilt unter Umständen beiden gleichmäßig, dem Helden wie dem Denker. Das eigne Verhältnis aber dieser beiden untereinander kann ich nicht so bestimmt formulieren. Von vornherein ist zu erwarten, daß der Philosoph sich nicht an den Helden klammert. Der Philosoph würde sich selbst vernichten, wenn er eines seelischen Haltes an einem Menschen bedürfte. Sein Beruf ist, die Dinge im Lichte der Ewigkeit zu sehen; da darf er sich nicht vor einer Einzelerrscheinung beugen. Dagegen ließe sich denken, daß der Held sich an den Philosophen wendet, wenn die Gegner niedergeworfen sind und Gedanken an irgendwelche Ideale ihn anwandeln. Ansätze hierzu sind wohl zu bemerken, doch nicht in dem Maße, daß man eine typische Fuge über den Helden zum Denker ansehen könnte. Und so habe ich auch die Reihe Musiker—Dichter—Held—Denker nur in dem Sinne aufgestellt, daß der Philosoph jedenfalls eine Spitzenstellung einnimmt und der Dichter sie beide, den Helden wie den Denker, als Leitstern verehrt.

Die Beispiele, die ich nunmehr anführe und die mich überhaupt erst zu dieser Betrachtungsweise angeregt haben, entnehme ich nicht dem großen Ozean der Weltgeschichte, sondern der uns vertrauten Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Es ist ein Stück der Tragik des deutschen Lebens, das sich in dieser Perspektive enthüllt.

Die erste Reihe, die ich vorführe, besteht aus drei Gliedern, dem Dichter, dem Helden, dem Philosophen. Es war eine Laune der Weltgeschichte, daß das Geburtsjahr der Großmacht Preußen zugleich auch das Jahr ist, wo die deutsche Poesie in die Reihe der poetischen Großmächte eintrat. Im Jahr 1748 wurde im Frieden zu Aachen Schlessien, wie es schien, endgültig Preußen zugesprochen; Preußen wurde damals europäische Großmacht, und sein König war seitdem der große Friedrich. Der Held, der lang ersehnte, war damit erschienen, an dem sich das erniedrigte deutsche Nationalgefühl wieder aufrichten konnte. Und 1748 erschien auch die große Dichtung, die Dichtung mit dem großen Gegenstand, an dem es bisher

der deutschen Dichtung gefehlt hatte; 1748 erschienen die drei ersten Gesänge des Messias, und der junge Dichter Klopstock war mit einem Schlage der berühmteste Name. Der 24jährige Dichter hatte aber keinen stolzeren Gedanken und sehnlicheren Wunsch, als von dem Helden des Jahrhunderts dem 36jährigen König, Friedrich dem Großen, gewürdigt zu werden. Doch der war von einer Isolierschicht umgeben, durch die das Deutsche nicht hindurchdrang. Geistige Werte gab es für ihn nur in französischer Sprache. So mußte denn auf Französisch ein Sturm versucht werden. Das Verfahren war keineswegs einfach. Klopstock schrieb an seinen Verehrer Bodmer in Zürich, er solle eine Übersetzung des „Messias“ ins Französische veranlassen. Bodmer gab den Auftrag an einen literarisch angesehenen Mann, namens Escherner, und der Übersetzung wurde auf Klopstocks Wunsch die Widmung vorgesetzt: Aux deux grands amis, Frédéric, roi de Prusse, et Arouet de Voltaire, autour de la Henriade. Alles geschah nach Wunsch. Bodmer schickte die gewidmete Übersetzung an seinen Landsmann Sulzer in Berlin. Dieser Sulzer, der in der Geschichte der Ästhetik einen Namen behalten hat, war das 25. Kind des Ratscherrn Sulzer in Winterthur bei Zürich. Durch günstige Empfehlungen war er Professor der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin geworden und sogar Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Sulzer also gab den „Messias“ weiter an den Dichter und Hauptmann E. v. Kleist, der in Potsdam stand; Kleist endlich gab ihn in die Hände von Maupertuis, den mathematischen Stern erster Größe an der Prederizianischen Akademie und häufigen Gesellschaft des großen Königs. Der hätte nun, sozusagen, der Rache die Schelle umhängen sollen. Aber er tat es nicht. Er meinte, und nicht mit Unrecht, daß diese Dichtung, falls sie überhaupt wirken könne, in der französischen Übersetzung jedenfalls ihre Kraft verloren habe, und so lehnte er es ab, sie dem König zu empfehlen. Da wendete sich denn Sulzer, wohl nicht ohne leises Grauen, direkt an Voltaire mit der Bitte, das ihm gewidmete Gedicht anzunehmen und auch an den König heranzubringen. Voltaire aber sagte: „Ich kenne sehr wohl den Messias; er ist der Sohn des ewigen Vaters und der Bruder vom Heiligen Geist, und ich bin sein sehr niedriger Diener. Aber profan, wie ich nun einmal bin, wage ich es nicht, an so ein Rauchfaß — damit meinte er Klopstocks Gedicht — meine Hände zu legen.“ Damit war der Angriff endgültig gescheitert. Etwa 15 Jahre später setzte Lessings Liebesmühe um den großen König ein, und er hatte denselben Erfolg. Als Friedrich im hohen Alter einen Aufsatz über die deutsche Literatur schrieb, kannte er weder Klopstocks noch Lessings Namen. Klopstock aber war eine streitbare Natur; er nahm Rache für die verschmähte Liebe. In dem Gedicht Kaiser Heinrich (1764) befehlt er seiner Muse: „Laß unsre Fürsten schlummern im weichen Pfuhl, vom Hüßling rings umräuchert und berühmt. So jezo, und im Marmorsarge einst noch vergeßner und unberühmter. Es schlummert ja mit ihnen selbst der, welcher die blutigen, siegswerten Schlachten schlug, zufrieden, daß er um Galliens Pindus irrte.“ Klopstock überschätzte freilich seine Macht. Friedrichs Ruhm hat unter dem Sängersfluch nicht gelitten, und Friedrich selbst hörte diese Stimme gar nicht.

Eine andere Stimme aber drang zum König, eine Stimme, die zu hören er nicht erwartet hatte. Und damit komme ich zum dritten Glied der angekündigten Fuge, zum Philosophen.

Zur selben Zeit etwa, wo Klopstock sein Rachelied dichtete und Lessing von Friedrichs Thron schände abgewiesen wurde, hatte der König eines Tages eine Unterhaltung mit dem von ihm hochgeschätzten Schotten Lord Marischall. Dieser erzählte ihm, sein Freund Jean Jacque Rousseau werde wegen seiner lehrerischen Ideen verfolgt. „Nun, so schreiben Sie Ihrem Freund, Zuflucht und Jahrgeld von 500 Talern soll er haben, und dazu eine Stunde von Berlin ein anständiges Haus mit Garten und Wiese, so daß er, seinen Neigungen entsprechend, Ruh, Gemüse und Geflügel selbst halten kann.“ Unter Marischalls Brief setzte Friedrich eigenhändig hinzu: „Kommen Sie, lieber Rousseau! Ich biete Ihnen Haus, Pension und Freiheit.“ Der Philosoph antwortete: „Sire, Sie wollen mir Brot geben? Ich habe nichts für Sie getan. Gibt es denn unter Ihren Untertanen keinen, der dessen noch ermangelt? Legen Sie erst vor meinen Augen Ihren Degen ab, der meine Augen blendet und schmerzt . . .“ (Thiebault, Friedrich der Große und sein Hof, Luz, Stuttgart, S. 27; Oeuvr. Fréd. le Gr. XX, S. 333.) Natürlich hielt der König diesen Briefschreiber für einen Narren und beachtete ihn weiter nicht. Von uns aus gesehen aber liegt in Rousseaus Briefe eine ausgleichende Ironie des Schicksals für das, was der Held an deutschen Dichtern gesündigt hatte.

Ich lasse jetzt eine zweite Reihe vorüberziehen; hier tritt der Musiker in die Fuge ein, er bildet sie zusammen mit dem Dichter und dem Philosophen. Die drei Namen, die so zusammen stehen, glänzen uns an, wie die Gürtelsterne des Orion: Beethoven, Goethe, Kant.

Der Musiker suchte den Dichter. Schon in seinen Jünglingsjahren lernte der Autodidakt Beethoven Goethes Dichtung kennen; sie wurde ihm Seelennahrung und Begleiterin für sein ganzes Leben. Zur Zeit, als sein eigener Ruhm schon hochgestiegen war, ums Jahr 1810, also in Beethovens 40. Lebensjahr, ging eine Verehrerin von ihm, Bettina Brentano, darauf aus, ihre beiden Glanzsterne, Goethe und Beethoven, einander zu nähern. Sie erfüllte damit nur einen heißen Wunsch Beethovens. Am 10. Februar 1811 schreibt er an Bettina: „Wenn Sie an Goethe von mir schreiben, so suchen Sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung ausdrücken. Ich bin im Begriff, selbst an ihn zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar bloß aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen.“ Diesen angekündigten Brief schreibt Beethoven von Wien am 12. April 1811: „Bettina Brentano hat mich versichert, daß Sie mich gütig, ja freundschaftlich aufnehmen würden. Wie könnte ich aber an eine solche Aufnahme denken, indem ich nur imstande bin, Ihnen mit einem unaussprechlich tiefen Gefühl für Ihre herrlichen Schöpfungen zu nahen. Sie werden nächstens durch Breitkopf & Härtel die Musik zu Egmont erhalten. Ich wünsche sehr Ihr Urteil darüber zu wissen; auch der Tadel würde für mich und meine Kunst ersprießlich sein und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden. Ew. Erzellenz großer Verehrer Ludwig van Beethoven.“ Mündlich urteilte Goethe damals im Gespräch mit S. Boisseree abfällig über Beethoven, aber er antwortete höflich, ja mit Wärme aus Karlsbad am 25. Juni 1811: „Ihr freundliches Schreiben, mein wertgeschätztester Herr, habe ich zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und erwidere sie aufrichtig; denn ich habe nie-

mals von Ihren Arbeiten etwas durch geschickte Künstler oder Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte, Sie selbst einmal am Klavier zu bewundern. Möchten Sie Ihren Besuch in Weimar zu einer Zeit machen, wo der Hof und das musikliebende Publikum versammelt ist. Niemand kann dabei mehr interessiert sein, als der ich mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute den aufrichtigsten Dank abstatte.“ Ein Besuch in Weimar ist nicht erfolgt; aber im nächsten Sommer treffen sie sich in Tepliz. Viermal verzeichnet Goethes Tagebuch vom 19. bis 23. Juli den Namen Beethoven. Gleich am 19. Juli schreibt er an seine Frau: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, daß er gegen die Welt wunderbarlich stehen muß.“ Am 21. Juli heißt es im Tagebuch: er spielte köstlich. In diesen Tagen besuchte ihn Goethe abends in seiner Wohnung und fuhr auch nachmittag mit ihm aus. Nun aber muß irgend ein Vorfall das Verhältnis gestört haben. Am 9. August 1811 schreibt Beethoven aus Franzensbrunn bei Eger an Breitkopf & Härtel, also nicht einmal an einen intimen Freund: „Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als einem Dichter ziemt. Es ist nicht mehr viel über die Lächerlichkeit der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen sein sollten, über diesem Schimmer alles andre vergessen können.“ Und Goethe schreibt am 2. September 1812 aus Karlsbad an Zelter: „Beethoven habe ich in Tepliz kennengelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein, er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt abscheulich findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andre genutzreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, was vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt sein durch diesen Mangel.“ Hält man diese beiden Briefe zusammen, so muß es sich doch wohl um einen bestimmten Vorfall, nicht bloß um eine gesprächsweise hervorgetretene Verschiedenheit der Lebensauffassung gehandelt haben. Ob Bettina solche Einzelheiten erfahren hat, läßt sich nicht feststellen. Erst mehrere Jahre nach Goethes Tode, also über 20 Jahre nach jenem Teplizher Sommer, veröffentlichte sie, was, nach ihrer Behauptung, Beethoven ihr erzählt habe. Ihre Geschichte ist lange Zeit geglaubt worden; Teplizher Fremdenführer enthielten sie sogar in Wort und Bild. (Sie steht noch in Gundolfs „Goethe“! D. L.) „Auf einem Spaziergange kam ihnen entgegen mit ihrem ganzen Hofstaate die Kaiserin und Herzoge. Nun sagte Beethoven: Bleibt nur in meinem Arme hängen; sie müssen uns ausweichen, wir nicht. Goethe war nicht der Meinung, und ihm wurde die Sache unangenehm; er machte sich aus Beethovens Arme los und stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten zwischen den Herzogen durchging und nur den Hut ein wenig rückte, während diese sich von beiden Seiten teilten, um ihm Platz zu machen und ihn alle freundlich grüßten. Jenseit blieb er stehen und wartete auf Goethe, der mit tiefen Verbeugungen sie hatte an sich vorbeigelassen. Nun sagte er: Auf Euch habe ich gewartet, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient; aber jenen habt Ihr zu viel Ehre angetan.“ Schlecht erfunden kann man die Geschichte nicht nennen, auch wenn sie grobdrähtig und doch wohl nur ein Phantasiestück Bettinas ist. Goethe

ist aber in der That nicht immer Goethe, sondern zuweilen auch Höfling gewesen. Und man muß zu seiner Entschuldigung, falls sie nötig ist, sich auch vergegenwärtigen, daß er in diesem böhmischen Sommer von 1812 unter einer seltenen Hochspannung von Majestäten stand. Am 5. Juni 1812 wurde er vom „Herrn Kreishauptmann“ beauftragt mit Gedichten „Zur Ankunft Ihrer der Kaiserin von Oesterreich Majestät, Ihrer des Kaisers von Oesterreich Majestät, Ihrer der Kaiserin von Frankreich Majestät“. In vier Tagen hatte er seine Aufgabe ausgeführt. Sein Tagebuch meldet: Kaiserlicher Kammerherr, welcher die Zufriedenheit Ihrer Majestät wegen der Gedichte ausdrückt. Besonders das Gedicht auf die Kaiserin von Frankreich, Napoleons junge Gattin, enthält Stellen, die „nicht nur des Augenblicks, sondern ewiger Betrachtung“ wert sind.

Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
 So wird das Auge wie das Herz entzündt;
 Doch wenn in seltenen langersehnten Fällen
 Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
 Die naherwandten Strahlen sich gesellen,
 Dann weilt ein jeder schauend hochentzündt.
 So unser Blick, wenn er hinauf sich wendet,
 Wird vom Verein der Majestät geblendt.

Höchst wunderbar kann uns bei diesen Worten zu Mute werden. Nicht an den einen männlichen und die zwei weiblichen Habsburger, alle drei wenig bedeutende Menschen denken wir bei Goethes herrlichen Worten über den Doppelftern, sondern an ihn selbst und Beethoven; Beethoven in dem schlichten Teypliker Mietszimmer am Klavier und hinter ihm Goethe hörend und sinnend, eine wundervolle Konstellation! Und doch waren Goethes Augen wirklich vom „Verein der Majestät“ geblendt, wobei man nur nicht vergessen darf, daß hinter diesen drei ewiggestrigen Majestäten die neue Majestät des Genius noch dahinter stand, und an sie, an Napoleon, der eben in Rußland einmarschierte, sind auch die letzten drei Stangen dieses Gedichts direkt gerichtet. Sie sind ein schauriges Beispiel von der Ironie des Schicksals, die auch mit Geistern wie Napoleon und Goethe ihr überlegenes Spiel treibt.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
 Den das Geschick zum Günstling auserwählt,
 Und ihm vor allen alles aufgedrungen,
 Was die Geschichte jemals aufgezählt,

Ja, reichlicher, als Dichter je gesungen,
 Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt:
 Nun steht sein Reich, gesichert wie geründet,
 Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet

Was sind hier die Trophäen aller Siege,
 Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt?
 Zusammen werden sie des Glücks genießen,
 Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
 Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
 Den Himmel auf zu ew'gen Sonnenschein!
 Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden:
 Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

So dichtete Goethe im Juli 1812. Um nachfühlen zu können, was Beethoven an dem Goethe dieser böhmischen Episode auszusetzen hatte, setze ich noch die bezeichnendste Stelle eines Briefes hierher, den Goethe am 28. August 1812 aus Karlsbad an die Gräfin O'Donnel schrieb, die Hofdame der Kaiserin von Osterreich. „So beglückend es ist, sich die Eigenschaften dieser außerordentlichen Dame (der Kaiserin) in Gedanken zurückzuführen, so ängstlich wird es, dieselbe leidend oder in einiger Gefahr zu wissen. Gibt es irgendeine Gelegenheit, so, bitte, in der allerhöchsten Gegenwart, meiner als des dankbarsten Knechts zu gedenken, der, ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrin versichert zu sein, unfähig ist, irgendeines Glücks, irgendeiner Zufriedenheit zu genießen.“ Nach dem Teypliger Zusammensein hat Goethe nie wieder an Beethoven geschrieben. In Beethovens großer Seele verschwanden übrigens alsbald die kleinen Schattenzüge, die er an Goethes Persönlichkeit damals in Böhmen bemerkt hatte. 1822 besuchte ihn Rochlitz in Wien; er hat aus seinem Gespräch mit Beethoven unter anderm folgendes aufgezeichnet: Man kam auf Goethe zu sprechen. „Ja,“ rief er aus, „ich habe ihn kennengelernt, in Teyplitz, Gott weiß vor wieviel Jahren! Was hat der große Mann da für Geduld mit mir gehabt! Was hat er an mir getan! Totschlagen hätt' ich mich für ihn lassen und zehnmal! Damals, als ich so recht im Feuer saß, hab' ich mir auch meine Musik zu seinem Egmont ausgedenkt, und sie ist gelungen, nicht wahr?“ (Es ist rührend, wie Beethoven sich zu Goethes Gunsten irrt; denn die Egmontmusik war schon 1 Jahr vor Teyplitz fertig.) Als Rochlitz nun den Vorschlag machte, er solle doch auch zu Faust eine solche Musik schreiben, warf er die Hand hoch und rief: „Hah, das wär' ein Stück Arbeit! Aber ich trage mich schon mit drei andern großen Werken. Die muß ich erst vom Halse haben, zwei Symphonien und ein Oratorium.“ Er meinte die neunte und eine nie ausgeführte zehnte Symphonie und seine Missa solennis. Diese Missa solennis war bald nach jenem Gespräch mit Rochlitz fertig. Aber der arme Beethoven war nicht in der Lage, sie stehen zu lassen. Schändliche Verwandte hatten ihn in Not gebracht. Deshalb wandte er sich an deutsche und außerdeutsche Höfe mit der Bitte um Subskription und Vorschuß. Auch den Großherzog von Weimar ging er an und schrieb dazu einen Brief an Goethe:

„Wien, den 8. Februar 1823. Ew. Erzellenz! Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren unsterblichen Werken und die glücklichen, in Ihrer Nähe verlebten Stunden nie vergessend, tritt doch der Fall ein, daß auch ich mich einmal in Ihr Gedächtnis zurückrufen muß. Ich habe eine große Messe geschrieben, welche ich aber nicht herausgeben will, sondern nur bestimmt ist, an die vorzüglichsten Höfe gelangen zu machen. Das Honorar beträgt 50 Dukaten. Meine Bitte besteht nun darin, daß Ew. Erzellenz seine Großherzogliche Durchlaucht

hierauf aufmerksam machen möchten . . . Einige Worte von Ihnen an mich würden Glückseligkeit über mich verbreiten. Ew. Erzellenz mit der innigsten Hochachtung verharrender Beethoven.“

Dieser Brief ist am 15. Februar 1823 in Weimar eingetroffen, wie Goethe in seinem Tagebuch verzeichnet, und ist heute im Goethe-Archiv vorhanden, aber Goethe hat ihn nicht beantwortet. Gleich nach dem Eintreffen des Briefes trat allerdings eine schwere Erkrankung Goethes ein; aber immerhin schon am 16. März konnte der Genesende ein Lebenszeichen an Zelter geben. Am 2. April folgte, ebenfalls an Zelter, ein kurzer, aber fröhlicher Brief. Und so ist die eingetretene Erkrankung denn doch keine befriedigende Begründung dafür, daß Goethe einen Brief von Beethoven fand und einen solchen Brief unbeantwortet ließ. Auch dieses Schweigen scheint in Beethovens edler Seele das Bild, das er von Goethe hatte, nicht getrübt zu haben. In seinem Todesjahr, 1827, besuchte ihn in Hummels Gesellschaft der junge Ferdinand Hiller. Sie kamen eben aus Weimar nach Wien, und Beethoven erkundigte sich mit außerordentlicher Teilnahme nach dem großen Dichter. Dagegen enthält der lebhaft und umfangreiche Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in Beethovens Todesjahr und auch später überhaupt keine Erwähnung von Beethovens Tode.

Von drei Seiten kann man das Versagen unseres größten Dichters gegenüber unserm größten Musiker erklären wollen. Die radikale Begründung wäre, daß Goethe eben unmusikalisches gewesen sei. Aber abgesehen von der Schwierigkeit, diesen Begriff zu fassen, gibt es so viele wundervolle Worte Goethes über die Musik, solche Zeugnisse seiner tiefen Ergriffenheit von ihr, daß man diese Begründung ganz fallen lassen muß. Zwei andere Erklärungen für Goethes Verstörung gegen Beethoven muß man wohl zusammennehmen, um das Richtige zu treffen. Zuerst: Goethe verhielt sich im weiten Reich des Geistes wie ein König, der seine Ressortminister hat und es für eine richtige Regierungsmaxime hält, diesen Ministern unbedingtes Vertrauen zu schenken. In solcher Stellung hatte er auf dem Gebiete der bildenden Kunst seinen Freund Meyer, den man wegen seines unverfälschten Schweizerisch in Weimar den Runschtmeyer nannte. In der Musik hat er seit 1796 bis zu seinem Tode so unverbrüchlich an seinem Zelter festgehalten wie Wilhelm I. an Bismarck. Zelter hat in der Musikgeschichte keinen schlechten Namen, aber für Beethoven fehlte ihm die Fassungsgabe, und so ist er zwischen Goethe und Beethoven eine trennende Mauer gewesen. Der tiefste Grund ist aber wohl in einer Art Furcht Goethes vor Beethovens Genius zu suchen. Der Goethe jenseits des 60. Lebensjahres erkannte, wie die Stoiker und Epikureer, die höchste Lebensweisheit darin, sich das Gleichgewicht der Seele zu bewahren. Beethovens Musik bedeutete aber für den Goethe dieser Periode wohl eine Gefahr dieses Innenzustandes, und so lehnte er sie ab.

Habe ich nun das dritte Glied der von mir gestellten Fuge hinzuzufügen, so ist dieser Schluß ebenso kurz wie bei Klopstock — Friedrich II. — Rousseau. Einen Monat nach Beethovens unbeachtet gebliebenem Tode, es war am 11. April 1827, ging Goethe mit Edermann im Garten auf und ab. Ich fragte, erzählte Edermann, welchen der neuen Philosophen er für den vorzüglichsten halte. „Kant“, sagte er, „ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel.“ „Haben Ew. Erzellenz jemals zu Kant

ein persönliches Verhältnis gehabt?“ fragte ich. „Nein,“ sagte Goethe, „Rant hat niemals von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er.“ Rant starb 1804 im Alter von 80 Jahren; er hätte also immerhin seit seinem 50. Lebensjahr von Goethe Notiz nehmen können. So mag denn auch hier eine Art Schicksalsausgleich zu finden sein: Königsberg zu Weimar wie Weimar zu Wien.

Die letzte Reihe, die ich aufstelle, steht unserer Zeit am nächsten; da ich hier den Musiker, Dichter, Helden und Philosophen zur Verfügung habe, so wäre diese Fuge die vollständigste. Aber auch hier sind es wieder nur drei Personen; denn der Musiker und Dichter steckt in einer Haut, es ist Richard Wagner, und seine Liebeswerbung gilt beiden gleichmäßig, dem Philosophen Schopenhauer und dem Helden des Jahrhunderts, Otto v. Bismarck.

Richard Wagner würde seiner ganzen Natur nach sich wohl nur an einen Helden der Tat gehalten haben, sobald er nur einen gesehen hätte. Aber bis über sein 50. Lebensjahr hinaus sah Wagner keinen Helden, und genau in der Mitte seines Lebens, in seinem 35. Lebensjahr, wäre dieser Held erforderlich gewesen, wenn nicht sein eignes Lebenswerk brüchig werden sollte. Denn Richard Wagner hatte nicht in sich den Schwerpunkt; er war keine Sonne, die sich um sich selbst drehte; er war ein Gemeinshaftsmensch in seinen schöpferischen Gedanken: Volk, Vaterland, Menschheit ist die breite Ebene, die er zur Bewegung nötig hatte. Natürlich hat er auch mit sich selbst große Auseinandersetzungen gehabt, und deren künstliche Folgen sind noch bis heute von stärkster Wirkung geblieben (Holländer, Tannhäuser usw.) Aber schon im Rienzi hatte er es auf Staatenbildung und Menschheit abgesehen. Und nun, 1848, schien ihm der große Morgen der Menschheit anzubrechen. Feudalismus und Kapitalismus sollten verschwinden. Jetzt, meinte er, sei auch seine große Stunde gekommen: er wollte der Sänger und Dichter der neuen Menschheit sein. Das war der Sinn und sollte der Sinn seiner Nibelungen werden. Aber nun trat das Unglück ein: der große Moment gebar keinen Helden. Der Russe Batunin flüchte ihm wohl vorübergehend einige Hoffnung ein, derselbe Batunin, den der Dorfschmied Mussolini, der Vater des jetzigen Diktators, wirklich für den Heiland der Welt hielt. Aber diese Hoffnung zerstob für Wagner sehr schnell, und nun sah er mit seinem Werk verlassen da, inmitten einer ganz erbärmlichen Welt. So verbüsterte sich auch während der Ausführung der Sinn seiner Dichtung. 1852 war sie fertig; Ergebnis und Schlusssentenz: Wotan erkennt, daß er Erlösung nur finden kann, wenn er sich von dem Stachel im eigenen Herzen befreit, von dem ewig wollenden, nie befriedigten Willen. Zwei Jahre darauf wurde er mit den Schriften Schopenhauers bekannt. Was er im Drude seiner Lebenslage halb unbewußt und dumpf in seine Dichtung hineingelegt hatte, erschien ihm hier plötzlich hell erleuchtet von den weltdurchdringenden Strahlen eines ausgezeichneten Denkers. Wie eine Erlösung empfand er anfänglich die Philosophie des von den zünftigen Professoren niedergehaltenen Schopenhauer. Weihnachten 1854 sandte er an den 66jährigen Einsamen in Frankfurt a. M. seine Dichtung mit der Widmung „aus Verehrung und Dankbarkeit“. Schopenhauer kannte schon manches von Wagners Opern und Schriften und mißbilligte beides. Auf die Zusendung vom „Ring der Nibelungen“



Vision

O. Poetzelberger

(Aus dem Türmer)

antwortete er nicht, ließ ihm aber im folgenden Sommer durch Dr. Wille, der ihn besuchte, folgendes bestellen: „Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen; allein er solle nur die Musik an den Nagel hängen; er hat mehr Genie zum Dichter. Ich, Schopenhauer, bleibe bei Rossini und Mozart.“ In demselben Jahr 1855 äußerte er sich einem andern Besucher gegenüber sehr lobend über den Ring der Nibelungen als poetisches Werk. „Die Sprache“, sagte er, „ist des Gegenstandes würdig, was viel sagen will. Aber die Dichtung enthält auch viel Unmoralisches; besonders im ersten Akt der Walküre kommt es zum äußersten. Es heißt da am Schluß: Der Vorhang fällt schnell. Das ist aber auch die höchste Zeit, man würde sonst schlimme Dinge sehen.“ Daß die Dichtung in summa ein Exempel auf seine Philosophie sei, davon hat er keine Notiz genommen. Weitere Beziehungen hat Wagner mit Schopenhauer nicht gehabt. Der Philosoph starb 1860 im Alter von 72 Jahren. Von seinem absoluten Pessimismus hat sich Wagner wieder entfernt, aber doch für seine Lehre stets tiefe Verehrung bewahrt. Er würdigte Schopenhauer besonders als Vorkämpfer gegen die Scheußlichkeit der Divisektion, und seiner Theorie des Mitleids hat er im Pariffal das schönste Denkmal gesetzt.

Sechs Jahre nach Schopenhauers Tode ging für Wagner, wie für die meisten Deutschen, am vaterländischen Himmel der Stern des Heiden auf; erst seit 1866 war es für ihn zweifellos, daß in Bismarck der ersehnte Held „der Wirter wirklicher Taten“ erschienen war. Nun kam auch Wagner wieder auf seine ursprüngliche Idee von 1848 zurück: das Kunstwerk solle unmittelbar mit dem großen Leben der Nation verbunden sein. „Mit Deutschlands Wiedergeburt und Gedeihen steht und fällt das Ideal meiner Kunst — nur in jenem kann dieses gedeihen!“ So äußerte er sich brieflich im Jahre 1866. Mit dem großen Reichsgründer in persönliche Beziehung zu treten, war nun sein brennendster Wunsch.

Der äußere Verlauf dieser Beziehungen zeigt nun eine verbläffende Ähnlichkeit mit dem Verhältnis von Beethoven zu Goethe, so absurd es im übrigen wäre, eine Proportion unter diesen vier Größen aufstellen zu wollen. Der Parallelismus ist folgender: Beethoven und Wagner senden an Goethe und Bismarck eins ihrer Erzeugnisse; Goethe und Bismarck antworten höflich und freundlich; bald darauf kommt es zu ihrer persönlichen Begegnung, die aber nicht zu einer Annäherung führt. Beethoven und Wagner schreiben nach einiger Zeit einen bedeutungsvollen Brief an Goethe und Bismarck; Goethe und Bismarck bleiben die Antwort auf diesen Brief schuldig. Das trug sich zwischen Wagner und Bismarck so zu: Wagner schickte Anfang Februar 1871 an Bismarck ins Große Hauptquartier zu Versailles ein damals nicht zur Veröffentlichung bestimmtes Gedicht „An das deutsche Heer vor Paris“. Bismarck antwortete am 21. Februar: „Hochgeehrter Herr! Ich danke Ihnen, daß Sie dem deutschen Heer ein Gedicht gewidmet und daß Sie mir dasselbe haben überreichen lassen. So sehr ich mich geehrt fühle, daß Sie dieses vaterländische Gedicht, wie mir gesagt wird, für mich allein bestimmen, so sehr würde es mich freuen, es veröffentlicht zu sehen. Auch Ihre Werke, denen ich von jeher mein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zur Opposition gemischtes Interesse zugewandt, haben nach hartem Kampfe den Widerstand der Pariser überwun-

ben, und ich glaube und wünsche, daß denselben noch viele Siege, daheim und draußen, beschieden sein werden.“

Bereits am 3. Mai 1871 kam es zur persönlichen Begegnung. Wagner gab bei einem Aufenthalte in Berlin im Reichstanzlerpalais seine Karte ab und wurde zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Die Berichte darüber sind erst später konstruiert worden. Wagner scheint sich bei Bismarck wie einst Bürger bei Goethe eingeführt zu haben: Sie sind Goethe, ich bin Bürger. Entsprechend Wagner zu Bismarck: „Sie haben das Reich reformiert, ich bin der Reformator der deutschen Kunst.“ Goethe wie Bismarck verhielten sich demgegenüber etwas zugetropft; jedenfalls verlief der Abend so, daß Wagner bei den Damen und Bismarck an einem andern Tische saß. Ein späteres Wort Bismarcks über Wagner wird etwa so überliefert: „Ich habe doch auch eine Portion Selbstbewußtsein, aber soviel wie bei Wagner ist mir noch bei keinem Deutschen begegnet.“ Wagner gab es aber noch nicht auf, um Bismarcks Teilnahme und Eintreten für seine Festspielidee zu werben. Er hatte seine Broschüre „Das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth“ an Bismarck geschickt mit der Bitte, die letzten zwei Seiten einer Durchlesung zu würdigen. Als er daraufhin keine Äußerung erzielte, schrieb er am 24. Juni 1873 folgenden Brief an Bismarck: „Hochzuverehrender Fürst! Niemand wird es besser begreifen als ich, wenn Ew. Durchlaucht selbst die flüchtige Gunst einer kurzen Durchsicht meiner Broschüre mir nicht erweisen können. Wohl aber würde es manchem als eine bedauerliche Unterlassung meinerseits erscheinen, wenn ich irgendeinen schicklichen Weg unversucht ließe, dem großen Neubegründer deutscher Hoffnungen den Kulturgebanten mitzuteilen, welcher mich beseelt und welchem ich mit den angestrengtesten Bemühungen meines ganzen Lebens einen der Nation verständlichen Ausdruck zu geben versuche. Muß mich jeder weitere Versuch, Ew. Durchlaucht zu jener Kenntnisnahme zu bewegen, unschädlich dünken, so darf ich immerhin mit diesen Zeilen mein tiefbekommenes Gefühl darüber ausdrücken, daß mein Unternehmen ohne Teilnehmung von seiten der einzig im wahren Sinne adelnden Autorität sich vollziehen soll und daß ich in diesem Falle mich mit dem Schicksal unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts trösten mußte, denen der große Friedrich, der wahrhafteste Held dieser Neugeburt, fremd und kalt gesinnt blieb. Mit dem Ausdruck unbegrenzter Verehrung Ew. Durchlaucht tiefergebener Bewunderer Richard Wagner.“ Auf diesen Brief ist keine Antwort erfolgt. Gesprächsweise hat Bismarck später den Grund durchblicken lassen, warum er das Bayreuther Unternehmen nicht persönlich fördern wollte. Er fürchtete durch sein Eingreifen den König von Bayern zu verletzen, in dessen Jagdgründe, wie er sagte, er nicht habe einbrechen wollen. Im Hause Wahnfried ist zwar am 1. April stets Bismarcks gedacht worden; aber die Bitterkeit, die jene Nichtbeachtung in ihm erregte, hat Wagner nie überwinden können.

Es ist ein tragischer Vorgang, wie im deutschen Geistesleben immer wieder zwischen Genius und Genius solch verlorene Liebesmühe entbrennt — auf Kosten des Ganzen.

Heilige im Glasfenster

Von Friedrich Lienhard

Von der Stadt Eisenach und der Wartburgstiftung wurde dem Dichter für sein Eisenacher Heim ein farbiges Glasfenster geschenkt.

Sind sie noch Nachklang des Mittelalters,
Als die Menschen noch an Heilige glaubten,
Wie die Griechen an Götter?
Oder sind sie ewige Gegenwart,
Heute wie vor Jahrtausenden,
Und ist diese Frage nur vom Gläubigen gelöst
Oder vom Dichter, dem erhöhten Menschen,
Und bedarf es immer und allezeit der getreuen Mittler
Zwischen Licht und Dämmerung?

Denn wir sind in Dämmerung,
Wir Erdgebannten;
Und strömte das volle Licht nicht manchmal
In starken Strahlen hernieder —
Wir ahnten nicht der erdumfliehenden Lichtflut
Entzückendes Geheimnis . . .

In meinem Fenster stehen drei Heilige,
Auf goldenem Hintergrund als buntes Farbenspiel:
Otilia aus dem fernen Elsaß
Mit der Goldschale lebendigen Wassers,
Elisabeth aus dem nahen Thüringen
Mit Rosen der Güte im fallenreichen Gewand —
Und inmitten wuchet, daß Stärke bei Milde sei,
Der heilige Georg auf dem Drachen der Niedertracht,
Den er mit silbernem Schwert getödtet hat.

Seid gegrüßt, Boten der Gottheit!
Ihr seid mir Sendtschaft aus der Lichtwelt,
Herschwebend in die Formen des Staubes,
Geformt und gefaßt im Glas,
Nicht verflüchtigt im harmlosen Licht,
Mittler und Schutzheilige der inneren Welt!
Seid gegrüßt, Nachbarn und Freunde!
Nun erst ist meine Heimstätte geweiht,
Nun ist mit farbigen Strahlen der Himmel sichtbar auch hier
Um meine Erde und Heimat — und nun weiß ich im Bilde,
Daß ich mitwirken darf im Zwischenreich zwischen Himmel und Erde
Eingereicht in die Kette der Meister und Mitstreiter Gottes,
Verbindend das Enge mit dem Ewigen —
Seid gegrüßt, lebendige Sinnbilder, denen mein Haus geweiht ist!

Sind stärker als jene Meister von Weimar
Diese Helden und Heilige, die besetzt sind vom Orange
Der helfenden Liebe?
Und schweben sie durchgestiftet wie der lichte Mond
Zwischen Himmel und Erde?
Oder sind auch jene erdhast verkörperten Meister vom Himtal
Helfende Liebe, göttliche Sendestrahlen?
Heil jenen und diesen!
Denn die Gottheit hat tausend Formen,
Sterblichen zu helfen.
Und wohl dem Erdenwandrer, der durch sie alle
Gesegnet hindurchgeht!

Phantasie auf dem Holzschuh

Von Heinz Steguweit

Nicolo Paganini, der Meister des Flageolets und romantische Zauberer der Kantilene, hatte bis zum Mittag sein Bett noch nicht verlassen; und da er kein Siebenschläfer war, da er auch dem heftigsten Pochen die Antwort schuldig blieb, schrie die Wirtin seines Pariser Quartiers alle Seelen der Nachbarschaft verzweifelt zusammen: Helft, dem großen Maestro ist ein Unglück widerfahren!

Es kamen zwei starke Handwerker, ein Polizist und drei Mediziner; sie erbrachen gewaltsam die Tür des Schlafzimmers, stürzten ans Bett des Geigers und waren zunächst glücklich, den Liebling der Welt noch atmen zu sehen; doch die Ärzte, die ihre Ohren auf seine Brust legten, die von den heißen Handgelenken den Blutschlag abfühlten, sahen einander bedenklich an: Nicolo Paganini hatte hohes Fieber, seine Lungen keuchten, seine Nerven zuckten, ganz Paris würde eine Sensation, aber auch eine Sorge haben!

Als dann dieser Septemberabend zur Reize ging, öffnete der berühmte Patient seine Augen, lächelte alle Freunde an, schien glücklich, so viele Besucher zu sehen, ahnte aber nicht, daß er soeben einen Anfall auf Leben oder Tod überwunden hatte.

„Maestro, das geht so nicht weiter“, ermahnte ihn der erste Medikus.

„Maestro, Sie müssen sich schonen“, befahl der zweite.

„Nicolo, erhole dich im Park von Lutetiana“, flehten die Freunde, soweit sie überhaupt vor Tränen noch sprechen konnten.

Da ist denn der Meister, von schönen Frauen gestützt, an die kühlende Abendluft der Seine gegangen, am neuen Morgen aber saß er schon einsam im Sonderwagen der Post, die ihn hinausfuhr nach Villa Lutetiana, wo ein Genesungsheim der Vornehmen stand, wo Bäume welkten, Brunnen sprangen und eine Brut paradießlicher Schwäne voll Hohelt durch die Leiche ruderte.

Paganini war wieder der mürrische, von Schwerkmut verfolgte Sonderling geworden; daß seinem Wagen ein Aufgebot feierlich gelleideter Gäste entgegenwinkte, stimmte ihn unglücklich und ernst; er klopfte gegen die Scheibe, der monsieur postillon möge seine Pferde schleunigst zur Tür der Diensthofen lenken, er habe keine Lust, am hohen Portal wie ein siegreicher Ringlämpfer empfangen und begafft zu werden.

Da der große Geiger mit dieser Geste den Feierlichen von Lutetiana eine unhöfliche Abfuhr gab, beschlossen die Mißgestimmten sofort ein Komplott gesellschaftlicher Achtung: Erschien der überhebliche Meister zum Abendtisch, so solle keiner ihn grüßen, keiner dürfe sich von der Tafel erheben, man habe dem offenbar Verwöhnten zu zeigen, daß die Gunst des Pariser Adels ihrer nicht spotten lasse!

Paganini aber war nicht minder entschlossen als die Verschwörer von Lutetiana: Er speiste auf seinem Zimmer, wollte niemanden hören oder sehen, nur Jeanette, die niedliche Jose, kam in seine Gunst; traf er in den nächsten Tagen hier einen Herrn, dort eine Dame des vornehmen Paris unter den Lauben, nun, er grüßte keinen, der ihm nicht artig zuwortlam, den Neugierigen aber wick er mit barschen

Worten aus: Er sei zur Erholung hier, nicht als Schaustück einträglichen Fremdenverkehrs!

Da saßen im Paroßzimmer der reichen Villa auch drei ältliche Jungfern, prominente Puppen, die hier wie in den Kaffeehäusern der Boulevards die rote Schminke dick auf den Wangen trugen; sie spielten Morgen für Morgen und Abend für Abend ihre Partie Whist, und wenn sie die bunten Karten mischten, füllten sie diese Pause mit erboften Gesprächen:

„Paganini? O, welcher Bauer; seht nur seine schlechte Frisur, seht seine ungepflegten Hände; sein Rod ist schuftig, erkennt doch an ihm die Manieren des Geizhalses!“

Was diese ältlichen Damen da schwätzten, fing jeder Liebzig ihrer Whistpartie vergnüglich auf; so hatte Villa Lutetiana ihren Klatsch, vom spielenden Kinde bis zum Domestiken, vom simpeln Galan bis zur Spülfrau. Auch Jeanette, die Zofe des einsamen Geigers, hörte den Spott, und das Mädchen vertraute sich abends dem Meister an, eben, als sie das Vesperbrot auf sein Zimmer trug.

„Maestro, Sie sind so freigibig gegen mich, aber unten rümpft man die Nasen vor Ihrem Geiz!“

Paganini antwortete nur mit bitterem Lächeln; er heftete dem Mädchen eine kostbare Nadel an die Brust, reichte ihm dankbar die Hand und freute sich, wie gut dies magische Gefunkel roter und weißer Edelsteine der kleinen Mamsell zum Gesichte stand:

„Seh nur, Jeanette, laß sie schwätzen; treibt man es in diesem Hause zu toll, dann fahre ich heim nach Italien, und nie mehr werde ich in Paris auf meiner Guarnerius spielen; die Welt ist groß!“

Aber auch Jeanette hatte ein lockeres Mündchen: Sie zeigte prahlend das blinkende Geschenk des Meisters, sie allein brachte das böse Gerücht nach Paris, der große Paganini wolle in Frankreich nicht mehr geigen!

Da schollen die Gazetten der Hauptstadt vor Entrüstung und Sorge: Ganz Paris warte mit Sehnsucht auf die Genesung des Meisters, jeder demütige Freund der Musik wolle sein Spiel wieder hören, denn der Herrentanz seines letzten Konzerts, sein scharmantendes Piccicato im Feuer der Variationen des Non piu mosta seien unvergeßliche Wunder und Träume gewesen. Kein Pathos schien den Begeisterten zu groß, keine Hymne war den Ängstlichen ehrfürchtig genug, den Groll des mürrischen Künstlers zu verjähnen.

Je mehr sich aber die Nerven Paganinis im herbftlichen Park von Lutetiana erholten, desto kühner sann der sonst so düstre Dämon auf Streiche und Wiße, mit denen er den Spott der vornehmen Kurgäste heimzahlen konnte: Er mischte sich eines Abends unter die Stutzer, als ein prächtiges Feuerwerk mit Sonnen und Raketen auf der Wiese am Teich in Szene ging. Die Damen rochen nach süßer Seife, sie guckten durch zierliche Lorgnons, trugen seidene Roben und kostbar geflochtene Hüte; — die Herren schwenkten galante Schwalbenschwänze, trippelten unmännlich in Lackschuhen und lichten Strümpfen, doch der Meister der Rantilene schluffte in dicken Pantoffeln aus Filz und schämte sich gar nicht, seinen Weltruhm im ältesten Schlafrod spazieren zu führen.

Was blieb den Gestriegelten von Lutetiana übrig, als zwischen Mut und Verachtung ob des Geigers plumpen Manieren zu wählen? — So setzten sich die Getränke zusammen und hielten Rat, wie der dreiste Nicolo nunmehr zu exekutieren sei!

Aber am folgenden Morgen verging dem Maestro die schalkhafte Laune: Jeanette, die niedliche Zofe, servierte das Frühstück in seiner Kammer, das Mädchel — sonst blühend und heiter — hatte feurig verweinte Augen und ließ sich zuerst nicht bewegen, den Grund solcher Trauer zu sagen. Da nötigte sie endlich der berühmte Sönnner zu dieser Klage:

„Maestro, man hat mir den Dienst im Hause gekündigt, weil ich diese Busennadel zum Geschenk nahm, weil ich dem Spott der Hochmütigen zu widersprechen wagte; — und soeben kommt noch ein Brief aus Paris . . .“ —

Weiter konnte die Kleine nicht sprechen, sie schlug die Händchen vor ihr Gesicht und weinte jämmerlich in die Finger. — Da mußte Paganini den Brief eben selber lesen, und er teilte bald die Trauer der Freundin: Sie war nicht nur ohne Brot und Verdienst, die Allmächtigen von Lutetiana hatten auch ihren Liebsten kontribieren lassen, weil ein großer Krieg zu erwarten stünde! — Paganini wurde zornig; mon Dieu, kühlte man schon sein Mütchen an diesen Unschuldigen?

„Ja, kleine Jeanette, wie kann ich dir helfen? Kaufen wir deinen Jean Philippe doch frei!“

„Das geht nicht an,“ schluchzte Jeanette, „wer ist so reich? — Fünfzehnhundert Franken, Maestro, fünfzehnhundert bare Franken!“

Das war ein Vermögen, und der Geiger, von den Vornehmen geizig und plump gescholten, hatte selber in diesen Tagen peinlich zu rechnen. Als beide aber nachdachten, wie Jeanettens Liebster vor Krieg und Rekrutenschliff zu retten sei, da pochte es höflich an die Thür, verhüllte Hände setzten einen klobigen Holzschuh durch den Spalt auf die Erde, dann hörte man, wie unsichtbare Boten eiligst über Flur und Treppe verschwanden. An dem plumpen Schuh aber hing ein Billett des Inhalts:

„Für den Musikanten Nicolo diesen Pantoffel; wenn schon — denn schon! Er paßt zu seinen Manieren!“

Jeanette wußte gleich, wer der Urheber solch schmähenden Schabernacks war.

„Drei alte Jungfern, Maestro; sie spielen Whist, sind dumm wie Spreu und heßen noch ganz Frankreich auf!“

Paganini schickte das Mädchen in den Garten, er wolle allein sein, im übrigen aber habe Jeanette sich zu trösten.

Raum verließ die Zofe das Zimmer, da schnitt und schnitzte der Geiger solange an dem hölzernen Schuh, bis er dünn war wie der Leib einer Geige. Die halbe Nacht arbeitete der Meister bei Kerzenlicht, am Morgen aber hatte er ein Instrument fertig, so seltsam und plump, wie es nie in der Welt ein ähnliches gab. Vier Saiten spannte er auf das klingende Holz, dessen Hals noch gestern der Stiel von Jeanettens Rehrbesen war. Und wer zum Abend des folgenden Sonntags bald tausend Gäste aus Paris in die Säle von Villa Lutetiana gerufen hatte, das war allen ein großes Mirakel. Es bleibt nur zu berichten, daß Meister Paganini bewies, wie gut ein

plumper Holzschuh zu seinen Manieren paßte, denn er spielte auf den sauber und goldig klingenden Saiten eine Phantasie, die er vorher kurz „Heimkehr des Rekruten“ genannt hatte. Diese Spende aber zwang die Lauschenden zu solchem Orkan des Beifalls, daß alle Spötter knirschend in ihre Zimmer verschwanden, daß gar die drei ältlichen Puppen das Feld von Lutetiana für immer fluchtartig räumten.

Der Ertrag des seltsamen Konzerts auf dem Holzschuh brachte weit mehr als fünfzehnhundert Franken. Paganini schenkte den Holzschuh seiner Gose Jeanette, die nicht nur ihren Liebsten bestreite, die für das schnurrige Instrument gar eine stattliche Mitgift einlösen durfte.

Dennoch: Nicolo Paganini reiste verärgert heim nach Parma und siechte hoffnungslos dahin.

Heimat

Von Robert Hohlbaum

In den Mutter Schoß, dem ich entstieg,
Rehr' ich, mich bescheidend, still zurück,
Will mich tief in deine Güte schmiegen,
Und mein erstes sei mein letztes Glück.

Mutterglut entströmt dem Schoß der Erde,
Rühren Windes weht ihr grünes Haar,
Mutter, hilf mir, daß ich wieder werde,
Was ich tief im Herzen immer war!

Ah, nur eine Scholle sei mein eigen,
Dir entquollen in der Welt des Scheins,
Und ich fühle mich im Demutneigen
Mit des Lenkers Willen wieder eins! —

Und ich will nichts sein als Korn und Krume,
Überblaut von treuen Himmels Hut,
Wie der Saft zum Kelch der Schwester Blume,
Schwillt zum Herzen mein verzüngtes Blut.

Blut, entströme in die heil'gen Schächte,
Läut're dich zu blühendem Gestein,
Atem, wehe in die Zaubernächte,
Daß ich dein bin, Land, unnenmbar dein!

Stoße tief ins Herz die reine Klinge,
Sonne, mir zu selbigem Vergehn,
Tausendfach werd' ich in jedem Dinge,
Deinen Frühling lebend, auferstehn!

Meine kleine Freundin Gisela

Von Emil Uellenberg

Wie dem auch sei. Über uns allen weht die Macht der Finsternis, vielleicht am erschütterndsten dann, wenn sie den Faden Einfalt zum Verhängnis spinnst und das gute Wollen zur Kette der Schuld. — — —

An jedem Morgen dieser glanzgesegneten Frühlingstage gesellte sie sich zu mir, wenn ich das Gartentor hinter mir schloß, um meinen gewohnten Ausgang zu machen. Und nach einigen Tagen merkte ich staunend, daß ich eine kleine Freundin hatte.

Ich sehe sie deutlich vor Augen, wie sie zum erstenmal quer über die Straße wirbelte, als hätte sie auf mich gewartet. Ich sehe ihr blißsauberes rosa Kleidchen, die weiße Schürze mit den fliegenden Bändern und erinnere mich, daß ich an eine Apfelblüte dachte, an etwas Zartes, Duftiges, Liebes. Auch das Gesichtchen sehe ich noch. Es war ein wenig zu eckig und blaß; aber in den scheuen Augen lag ein Rätsel. Das dunkle Haar wirkte wie eine Wolke über abgrundtiefem See.

Still, ohne ein Wort zu sprechen, schob sie ihr Händchen in meinen Arm und ging neben mir her. Und mir war, als wanderte der Frühling selber mit mir ins Land, als schmetterten die Buchfinken plötzlich jubelnd ihr Lied und blühten alle Blumen schöner.

Nicht weit gab sie mir das Geleit. Der nächste Baum schon war das Ziel. Dort zog sie die Hand zurück und — husch — flog sie wieder von dannen.

Das geschah nun jeden Morgen.

Ich fragte sie: „Wie heißt du denn?“

„Gisela.“

Dabei schaute sie nicht zu mir auf, tat vielmehr verlegen, als suchte sie etwas am Boden.

„Und wie alt bist du?“

„Fünf Jahre.“

„Dann bist du ja schon ein Fräulein.“

Da waren wir am Ende unsres gemeinsamen Weges. Und meine kleine Freundin flatterte dahin — Apfelblüte vom Baum.

Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, als ich dem Mädchen nachschaute. Der Himmel schütze dich! Ein leises Bangen und Zagen zog mir durch die Seele, für das ich keine Erklärung hatte — und auch keine suchte.

Allein schlenderte ich in den strahlenden Morgen.

Mein Haus liegt unfern des Stadtrandes. Raum zweihundert Schritte, und das freie Feld ist erreicht. Getreidegevierte dehnen sich zur Linken. Rechts, hart am Wege, auf erhöhtem Gelände, verwittert und vermorscht, ein alter, verlassener Ziegelofen, dessen rundbogige Füllöffnungen wie blinde, aber böse Augen in die Sonne starren.

An Räuber, Stromer, Runden und Wegelagerer denkt man im Vorübergehen. Auch mit einem schrecklichen Phantom hat meine Einbildungskraft die alte Ruine be-

völkert, solange und soweit mein Erinnern ins Jugendland hinunterzusteigen vermag. Ein geheimes Grauen heftete sich jedesmal an meine Fersen, wenn ich das düstere, steintrümmerüberfüete Gerüst im Rücken hatte. Ja bis in den Traum hinein verfolgte mich der ekelhafte Polyp, der in dem unheimlichen schwarzen Rolt im Innern des Bauwerks hauste. Ich stellte mir vor, wie er mit giftigen Augen auf der Lauer lag, seine Greifarme durch die Öffnungen zu ergießen und sein Opfer zu fangen.

Warum entfernt man eigentlich das unheimliche Gerümpel nicht? Das Dach ist an manchen Stellen eingestürzt, wohl auch von Holzdieben abgedeckt. Hier und da reckt ein schwarzer Balken sich gleich einem hilfeheischenden Arm in den Himmel. Und der haufällige Schornstein steht daneben wie ein krummer drohender Finger.

Dennoch! Jetzt im Frühling ist der ganze wüste Platz mit seiner Umgebung ein lichtüberflutetes Paradies, in dem der gelbe Überschwang des Huflattichs jedes häßliche Fleckchen Schutt noch mit Schönheit durchwirkt. Grünschillernde Eidechsen flühen umher. Auf einer Steinplatte liegt in behäbiger Ruhe die Blindschleiche und lobt mit dem braunen Glanz ihres Leibes die wärmende Sonne des Schöpfers.

Weiter wandere ich. Durch grünende Felder und Wiesen führt mich mein Gang in den knospenden Wald, wo die rosigen Blütchen des Seidelbastes an den kahlen, blattlosen grauen Stämmchen frieren.

Weißüberschüttete Schlehensträucher säumen zwischen spritzendem Roggen und Weizen meinen Weg, auf dem ich nach zwei Stunden wieder an dem alten Ziegelofen vorbeikomme.

Und siehe da! Hundert Schritte vor mir, dort, wo mit dem Bürgersteig das bebautte Gebiet der Stadt beginnt, steht — wahrhaftig wartend — meine kleine Freundin Sifela.

Mir ist, als ob tausend feine Silberglöckchen in den Lüften klängen.

Nun sieht sie mich und hebt den Arm, bleibt aber, aufgeregt hin und her trippelnd, dort, wo sie ist. Gewiß, so denke ich, hat sie Befehl, sich nicht weiter vom Elternhause zu entfernen.

Sie winkt, bis ich bei ihr bin. Dann nimmt sie stumm meine Hand, und wir wandern die kurze Strecke stadtein.

An meinem Gartentor merke ich wieder, daß Sifela der inneren Hemmung gehorcht, die ihr die vorsorgliche Erziehung der Eltern in das kindliche Herz gelegt hat.

„Willst du einmal meine Goldfische im Teich sehen?“ frage ich, um der Kleinen eine Freude zu machen.

Sehnsüchtig blühen ihre Augen zu mir auf, dann schüttelt sie verneinend den Kopf und läuft ihrem nahe gelegenen Hause zu.

Wunderfame unberührte Kindheit!

Das Gesichtchen des Mädchens hauchte jene holde Unschuld aus, die beim ersten, verstehenden Erwachen der Kindesseele aufblüht und mit dem Reifwerden wieder von uns geht. In all den Frühlingswochen glaubte ich oft eine weiße Taube zu sehen, die aus lichtem Himmelsblau zu mir herniederschwebte.

Um diese Zeit war es, daß meine Freundin auch die Sprache fand. Eines Tages

stellte sie mir einen unternehmungslustigen Blondtopf vor: „Das ist der Menne, mein Bruder, der will auch die Fische sehen.“

„Aha! denke ich, allein getraute sie sich nicht. Aber die Goldfische haben ihr doch keine Ruhe gelassen; da hat sie sich einen Beschützer mitgebracht, und den schiebt sie nun vor.“

Baug! Flog schon das Gartentörchen auf, und mein Menne hatte bereits am Wasserbecken, ehe ich mit Gisela folgen konnte.

Das war ein Jubel! Ich hatte meine liebe Not, daß die Zappelbinger nicht ins Wasser fielen. Sie riefen die Goldfische, fragten die Sterne vom Himmel herunter, griffen nach den an der Futterstelle zutraulich auftauchenden Orfen und Karpfen, die sie mit patzenden Händchen naß spritzen wollten, hingen bäuchlings auf der niederen Mauer und spiegelten sich auf der Oberfläche.

Am andern Tag aber stand Gisela, wieder allein auf mich wartend, am Straßenrand und gab mir das Geleit wie immer. Nur sprach sie jetzt.

„Kennst du auch Märchen?“

„Gewiß, Gisela.“

„Auch das vom Reilsbrei Berg?“

„Ja.“

„Auch noch andere Geschichten?“

„Viele, Gisela.“

„Dann erzähl' mal eine!“

Und ich erzählte, erzählte in täglichen Fortsetzungen phantastische Begebenheiten, wie die Kinder sie lieben. Mit der Maulwurffschlacht begann ich, die in der Erde tobt und in der Herr Mollmann Sieger bleibt. Dann kam Schnüllli, der Igel, dran, der so dumm war, daß er sich am Ende seiner Laten von Zigeunern in Lehm geröstet verspeisen ließ.

„Warum denn in Lehm geröstet?“

„Weil sonst die Stacheln nicht abgehen.“

Da blieb das Plappermäulchen offen stehen. Zum Dank durfte ich in frohe Kinder-Augen blicken, aus denen der Himmel strahlte.

Eines Tages hatten wir gerade den Meister Lampe vor, der vom schlauen Fuchs über den Löffel barbiert wird, da geschah es, daß meine kleine Freundin ein Stück weiter mitgehen wollte. Wie ein Singvöglein des reichen Sommerglücks zwitscherte sie neben mir her über die Straße. Nun hatten wir das Ende des Bürgersteigs erreicht.

„Nur bis hierher darfst du mitkommen,“ wehrte ich mahnend ab, „deine Mutter weiß sonst nicht, wo du bist.“

Gisela zog ein Mäulchen.

„Warum nicht weiter?“

„Weil im Korn da vor uns die Hexe wohnt, die Kinder fängt und kleine Mädchen frißt.“

Ein unwilliger Rud. Das Händchen machte sich aus meinem Arm frei.

„Ich gehe auch nicht weiter; aber unser Menne, der würde nicht gehorchen. Der kommt Ostern in die Schule und kriegt sicher noch viel Prügel.“

„Au, au“, machte ich und drohte mit dem Finger.

„Aber morgen erzählst du die Geschichte zu Ende?“

„Sicher, Gisela, morgen erzähl' ich zu Ende.“

Wir waren gerade bei der Geschichte vom treuen Wulli, der ein kleines Bübchen aus den Flammen des brennenden Hauses rettet.

Da war es freilich nicht leicht für Gisela, gehorsam zu sein und umzutehren. Aber morgen — — morgen — — —

Wie oft im Leben kommt es doch anders, als wir denken!

Gisela war heute nicht auf ihrem Platz!

Apfelblüte, wo bist du?

Die Sonne scheint auf einmal nicht so hell wie sonst. Aber ach der Hitze und Kurzlebigkeit unsrer Tage! Eine ganze Woche ist vorübergeflogen, bis die Runde mich anspringt: Gisela ist krank!

Andere Kinder, die ich frage, sind unterrichtet. Sie geben mir, nach Kinderart durcheinanderschwärend, Bescheid:

„Gisela ist krank.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Diphtheritis —“

„— und Scharlach.“

„Es geht schlimm.“

„Gisela stirbt.“

„Keiner darf zu ihr.“

Ich stehe einen Augenblick unentschlossen.

„Doch“, raunt es in mir, „einer darf zu ihr!“

Schon bin ich auf dem Wege.

Die Mutter Giselas empfängt mich. Sie weint, als sie mich sieht und macht mich auf die Ansteckungsgefahr aufmerksam. Als ich abwehre, führt sie mich leise ins Schlafzimmer.

Wie war mir doch so sonderbar zumut!

Die Kranke warf sich unruhig in ihrem Bettchen hin und her. Rote Rosen blühten auf den eingesunkenen, sonst so blassen Waden. Das Gesichtchen erschien noch ediger als gewöhnlich.

Langsam trat ich näher.

„Gisela.“

Ich legte sacht meine Hand auf die trockenheiße Stirn und ließ sie eine Weile dort liegen.

„Gisela — —“

Da wurde sie ruhig und lag still auf dem Rücken.

Plötzlich öffneten sich die glänzenden Augen, und mich traf ein Blick jähren Erkennens. Ein rasches, frohes Aufleuchten wie Sonnenblitzen, das aus Wolken hervorblickt und hinter Wolken wieder verlischt. Dann ein Schluchzen, ein bitteres, stoßweises Weinen.

„Gisela — —“

„Du wolltest mir doch die Geschichte vom Wulli erzählen — —“

„Das tue ich auch, Gisela.“

„Jetzt?“

„Nein, Gisela, zuvor mußt du wieder gesund sein.“

„Jetzt bin ich gesund.“

„Bald, bald bist du gesund. Dann wandern wir wieder zusammen — und wir gehen zu den Goldfischen —“

„— — und vom Wulli erzählst du mir —“

„— — ja, auch vom Wulli . . . Sieh, Gisela, jede Freude auf dieser Welt muß mit einem Schmerz erkaufte werden.“

„Ja“, nickte sie folgsam unter versiegenden Tränen.

Ich ließ die Hand auf ihrer Stirn liegen, bis die Kranke einschlief.

Mutter meiner kleinen Freundin Gisela, weißt du noch, wie furchtbar dir die banger Nächte das Herz zerrissen, als das Sensesirren des Lobes durch die quälende Länge der Stunden ging?

Täglich stellte ich mich ein, saß am Bett, solange Fieberphantasien mit lichten Augenblicken wechselten. Endlich kam doch der Tag, an dem die Buchfinken und Meisen, die Kotkehlchen und Drosseln es vor den Fenstern sangen, die Gloden es in den Abend jubelten: Gerettet!

In den Genesungswochen kam ich seltener. Andere Pflichten hielten mich fest.

Ein Monat war vergangen. Ahrengold wogte auf den Feldern im Juliwind.

Wieder einmal war ich hinausgewandert, immer noch ohne meine kleine Freundin Gisela.

Die Sommerblumen behaupteten nun ihre Herrschaft, Kornraden, Hyänen und roter Mohn. Auf den Schutthalben des Ziegelofens leuchteten in sattem Gelb die Königssterzen.

Ich wanderte weiter. Durch reisende Felder und abgeerntete Wiesen führte mich mein Gang in den duftenden Wald, wo die ersten roten Pilzmännlein im warmen Dunst aus der Erde schossen.

Grüne Schlehenhecken säumten zwischen fruchtschwerem Roggen und Weizen meinen Heimweg, auf dem ich nach zwei Stunden wieder an dem alten Ziegelofen vorbeikam.

An meine kleine Freundin mußte ich denken. Nun war sie wohl bald wieder ganz genesen! Nun würde sie mich wieder erwarten, hundert Schritte vor mir, dort, wo mit dem Bürgersteig das behaute Gebiet der Stadt beginnt.

Doch halt! Was ist das?

Der Weg vor mir ist von einer dicken, breiten Schlammflut überquert. Dunkles, grünes Wasser strömt nach, bahnt sich einen Abfluß in das Getreidefeld hinein. Der alte unheimliche Rolk im Ziegelofen hat seinen Damm durchbrochen, denke ich, und gewahre nun, wie immer mehr des zähen, fauligen Breis aus den bogigen Füllöffnungen des alten Gemäuers herausquillt, sich die Bösung hinabwälzt und vorwärts schiebt, all die bunte Sommerpracht des Blumentepichs erstickt, die leuchtenden gelben Königssterzen auslösch.

Aber nun — —

War das nicht eine Kinderstimme, ein unterdrückter Schrei?

Ich stehe plötzlich still wie an den Boden gebannt.

Das Blut will mir in den Adern erstarren. Deutlich fühle ich, daß es nicht mehr zum Herzen will, wie das Grauen nach mir greift. Mein Gott — — der Polyp — — mit seinen Armen — —

Sollte Gisela gekommen und mit weiter entgegengegangen sein?

Zu meiner Rechten — dem unheimlichen Schlupfwinkel gerade gegenüber — am Rande des Weges ist das Korn niedergestampft. Ein Pfad ist hineingerissen, der führt durch getnickte und zerbrochene Halme . . . Und dort — zehn Schritt selbein — schwanken die hohen Ähren und werden geschüttelt, als kämpfte ein Tier dort am Boden gegen — — —

Da! . . . War das nicht wieder ein Schrei, ein Wimmern?

Das ist kein Tier!

Fester packe ich meinen schweren Stod. Mit ein paar Sähen bringe ich in das Kornfeld ein.

Einen Augenblick denke ich an etwas Häßliches, erwarte einen Menschen, der Böses im Schilde führt, dem ich mich zur Wehr setzen muß. Unklare, verworrene Gedanken stürmen auf mich ein. Ich schaue, spähe umher — — nichts — — ich wende mich nach rechts, links — suche die Stelle im Korn, wo die hohen Ähren geschüttelt werden.

Horch! . . . Jetzt höre ich wieder — — und nun sehe ich — dort vor mir — im Schlamm versunken, vom Schmutzwasser umspült, umwirbelt — eine kurze Gestalt — der Kopf ist fast verschwunden — nur das Gesicht noch frei — —

„Gisela!“

Ich springe hinzu, stürze, weil meine Füße in der schweren Masse wie von einer Schlinge festgehalten werden, raffe mich auf, bin endlich bei der Kleinen, deren Händchen in letzter Not nach den Halmen greifen. Hastig reiße ich den schwächtigen Körper hoch, befreie erschüttert das Gesichtchen vom Schlamm. Das Kind scheint unverletzt zu sein. Als ich es auf die Füße stelle, denke ich nur immer: Das war zur rechten Zeit!

„Gisela, warum bist du so weit fortgegangen?“

Sie stößt einen kurzen Schrei aus, verzieht das Gesicht wie zum Weinen, aber — lächelt mich an.

Dann spricht sie einfach: „Ich mußte dich doch abholen!“

„Aber das darfst du nie wieder tun, Gisela, hörst du! Beinahe hätte dich die Hexe geholt, die im Korn wohnt, und dann hättest du nie wieder deine Mutter gesehen.“

Als wir Hand in Hand heimgingen, hat sie vom Wulli geplaudert; doch nun konnte ich die Sprache nicht finden. Ein Schluden und Ziehen schnürte mir die Kehle zu.

Nun hatte das Tier im Ziegelofen doch den Arm nach seinem Opfer ausgestreckt!

War es der Schutzengel meiner kleinen Freundin Gisela, der stärker war und den Sieg davon trug?

Plötzlich sah ich ihn, sah ihn durch meinen stillen Jubel hindurch, den das Mädchen nicht ahnte. Über den goldenen Ähren schwebte seine Lichtgestalt, von den Schultern fiel der blaue Himmelmantel, sein strahlendes Haupt ragte bis in die Sonne.

Eine Lyrikerin schob sich ärmlichend von der Erde, tief höher und höher in die höhere Sphäre. Ich schaute ihr nach. Nun sah ich sie nicht mehr. Aber noch höre ich ihre Stimme. Sie trägt das Lied und die Klage von den Klüftungen des Reichthums als in die unbegrenzten Tiefen des Ais.

Schrei aus der Tiefe

Von Heinrich Leitch

Der Tag verbräunt, der Hammer schwingt,
Das Werk erdröhnt, die Arbeit singt
Das wilde Lied vom Leben.
Die Arbeit, die uns feigt und preßt,
Nur zwingt und nicht mehr locket läßt:
Wir haben uns ergeben.

Die Arbeit hängt mit gierem Mund
An untrer Seele, Stand' um Stand'
Und saugt die roten Tropfen.
Wir fühlen, wie die Kraft verfüllt,
Und, wie es ängstet, wie es wühlt
In untrer Pulse Klopfen.

Wir reißen uns oft wieder los,
Und werden froh und arm und bloß,
Wenn wir sie ganz verlassen.
Doch immer zwingt sie uns aufs Neue,
Und schüttelt uns und zwingt uns, sie
Zu lieben und zu hassen.

O Gott, wann endet diese Qual?
Wann stehst du auf aus Stoff und Zahl
Und treibst aus den Maschinen
Die Teufel, die dein Schöpferwort
Verdrehn zu Mensch- und Seelenwort,
Dah wir, statt dir, dem Mammon dienen!

O, sende, Herr, uns deinen Sohn!
Wir leben in den Ställen schon.
Auch unsern Kindern in den Krippen
Proht rot der große Rindermord.
Wir hören schon das Mörderwort
Von des Herodes kalten Lippen...

Der Tag verbräunt, der Hammer dröhnt
Im Werk, dem Göhentempel, stöhnt
Dein Volk. Millionen Hände
Aufschwüngen, betend, Herr, zu dir,
Erlöse, Herr, uns von dem Tier!
Von seiner Macht, von seiner Gier!
O, Herr, mach' du ein Ende!

R u n d s e h a u

Ein „Türmer“-Gruß an Albrecht Wend

Zum Schauen bestellt“ wären viele auf der Erde, — im Geiste jener feinen Zeichnung, in der einmal der „Türmer“ den Sinn seines Wollens offenbarte — auf allerhand Hochwarten dieser Welt: auf amtlichen Lehrkanzeln und in den Schriftleiterstuben der großen Zeitschriften und Zeitungen, im Kartenzimmer und am Steuerruder der Staaten, in den goldenen Stühlen der Wirtschaft, die doch schwarzflügelig Sorgen umflattern, und in der Zelle des Dichters, der Schicksale der Menschen und Völker schaut.

Weniger schon sind „zum Sehen geboren“; und selten ist es leider, so selbstverständlich es wäre, daß die zum Sehen Geborenen auch auf die Stellen gelangen, deren Inhaber zum Schauen bestellt sind

Das ist zum Glück eine rühmliche Überlieferung für eine der wichtigsten Lehrkanzeln auf deutschem Volks- und Kulturboden: die der Erdkunde an der größten deutschen Hochschule zu Berlin und die Vorstandschafft des Instituts für Meereskunde; wir grüßen es als freundliches Vorzeichen, daß ihre Inhaber, wie heute Norbert Krebs, wie durch lange Jahre Albrecht Wend und vor ihm Richthofen zuerst die Blickweite am Gebirg schärften „des Felsens alte Rippen packend“ und dann ins Unendliche schweifen ließen am ewigen Meer. So erwarben sie sich Türmerrecht an der Menschheit: denn längt genügt es, für einen der rechtzeitig warnen will, nicht mehr eines Stromes weite Windungen oder die raumgrößten deutschen Landschaften vom Mittelgebirg zu den Alpen oder der Wassertante zu überschauen.

Die ganze alte Erde, das Rund des Planeten ist ja zu einem einheitlichen Kraftfeld geworden, in der Störungen auf einer Kraftlinie Ströme in unzähligen andern in Bewegung setzen, zum Heil und zum Fluch; und eben dafür müssen Wächter bestellt werden. Eine solche Wächternatur grüßt zum 70. Geburtstag der „Türmer“ in Albrecht Wend!

Es war kein Wunder, daß den rüstigen Fünßziger der Weltkrieg bei den Antipoden in Australien ereilte; ein mühsamer Weg durch britische Haft führte ihn zurück; und der 60. Geburtstag fiel in Zeiten, wo das deutsche Volk seinen Notbau aus einem Weltbrand retten mußte und Dringlicheres zu tun hatte, als an Jubelfeiern zu denken.

Der siebzigste aber fällt in Tage des schaffenswilligen Wiederaufbaus; sie müssen uns Zeit lassen, derer aus der alten Generation zu gedenken, die keinen Augenblick die Wacht über die Erde aus dem Auge verloren, die erkannten, und die Erkenntnis in Tätigkeit überführten. Sammeln ist Pflicht: Einigen, Sammeln, Erhalten — am meisten an den bedrohten Grenzen, wo Wend persönlich die brennendste Stelle, die Weichsellandschaft in seine wissenschaftliche Hut nahm; daneben lastete auf dem im Ehrenalter stehenden Bergsteiger und Jugendführer noch das Aufarbeiten doppelter Lebensarbeit: der eigenen und der eines hochbegabten, frühverstorbenen Sohnes.

Mit ihm zusammen bin ich Wend auf einer Weltfahrt in Tokio begegnet: auf der Höhe eines damals beneidenswerten Forscherlebens. Es war in der Frühstücksstunde; ein leichter Erdbebenstoß trachte verdächtig durch das halb japanische, halb westliche Getäfel des weiten Saals, in dem wir waren; der Kronleuchter schwang rund, das elektrische Licht zuckte auf, erlosch, kam wieder, wie draußen unter den Erdbebenwellen die Drähte sich berührten und auseinander tanzten. Ein präsender Blick nach oben, ein schleier voll überlegener Ironie auf den dienstfertig herbeieilenden japanischen Boy mit seiner Versicherung, daß es „nur ein kleines Erdbeben“ sei — was man schwer zu Beginn voraussehen kann, das war alles. Dann besprach er die Arbeit des Tages — mit seinem Sohn. So überstand er auch das Erdbeben, das unsern alten Staat in Trümmer warf,

und besprach mit den Arbeitswilligen die nächste brennende Arbeit: einigend, sammelnd, schaffend — den ganzen Rest an gerettetem internationalen Ansehen dazu in die Masse werfend. Das tat er mit jenem beneidenswertem Geschick, die mißtrauischen Neutralen, dann die Angehörigen wieder an den Verhandlungstisch zu bringen, ohne auch nur einen Soll nationaler Würde zu vergeben — so etwa, wie er in Rom mit trockenem Humor zugleich das Deutsche wieder zur Verhandlungssprache machte und die Lacher dazu auf seine Seite gewann, als er auf dem Amerikanistenkongreß die Herkunft des einzigen deutschstämmigen Weltteilnamens von einem romanisierten Emeric feststellte.

Oder so, wie er einmal Fridtjof Nansen seine eigene Lehrkanzel abtrat und sich zu Füßen des Standinaviens in die Bänke setzte, als dieser in frischer Entrüstung von seiner Armenienfahrt als Völkerbunds-Kommissar zurückkam, und uns etwa die Quintessenz seines Buchs „Betrogenes Volk“ unter tosendem Beifall vortrug. Noch sehe ich Nansen in jener Stunde vor mir, die straffe, nordische Gestalt gestreckt, von heiligem Rassenjorn durchpulst, mit blühenden Wikingeraugen, und Albrecht Penck in der Mitte eines, wie ein Mann bewegten Hörerkreises, mit dem leisen Triumph im Auge: Recht so — nun sagt ein einwandfreier neutraler Zeuge der ganzen Welt, was ich selbst gern in sie hinausgerufen haben möchte!

Das ist eine Probe der geistvollen Art Albrecht Pencks, nationale Arbeit auf internationalem Rechtsboden, mit Einsatz seines ganzen persönlichen Ansehens zu fördern. Ein langes ehrenreiches Geographenleben erwarb ihm die Mittel, die Reserven dazu. Am 25. September 1858 in Reubnitz bei Leipzig geboren, kam er über die Geologie (Leipzig, Bayrische Landesaufnahme, München) zur Erdkunde, wurde 1885 Professor in Wien, und 1906 in Berlin, von wo ihn fünf Reisen nach Amerika führten (wo er heute wieder zum sechstenmal Hochschulvorträge hält), viele andere Fahrten nach Australien, Ägypten, Südafrika, Hawaii, Japan, Mexiko, Nordchina, Sibirien. Lange Zeit galt seine Hauptarbeit morphologischen Studien, auch der Verbindung zwischen Erdkunde und „einer mit geographischem Verständnis gepflegten Geologie“, sowie Werten über die Eiszeit. Aber zwischenda betätigte sich immer wieder die Türmer-Natur, die nicht nur irgendeinem noch so wichtigen Einzelgebiet ausschließlich dienen wollte, sondern das Ganze überschauen. So wußte er stets die Einzelergebnisse wieder in ein großes Ganzes, in das größte des Erdenrundes einzugliedern, und wieder und wieder führte die Erkenntnis der Erdoberfläche den Rastlosen zum Wirken des Menschen und der Menschengruppe zurück. Das Deutsche Reich, Österreich, Niederlande und Belgien in der Ländertunde, ihr politisches Daseinsrecht, namentlich das des Donaufstaats und seiner Stromlebensader, die Grenzen Mitteleuropas, dann die Lebensbedingungen politischer Grenzen überhaupt, eine würdige Darstellung der Erdoberfläche in der Weltkarte 1:1000000, die Prüfung der Ernährungsfläche des Planeten im Verhältnis zu seiner rasch wachsenden Volksdichte, von ihm als das Hauptproblem der physischen Anthropogeographie erkannt und proklamiert, traten mehr und mehr in den Mittelpunkt seines Wirkens.

In dem Alter, in dem Molke seine großen Lebenserfolge errang, in dem Bismarck Deutschland in den Sattel setzte, trat er — nach Bestimmungen, die eben nur Durchschnittsgeltung haben, den wahren Kern der Persönlichkeit nicht erreichend, — von seinen offiziellen Ämtern zurück — um mehr zu leisten, als zuvor: zwei Hefsfahrten voll höchsten wissenschaftlichen Wertgehalts durch Nordamerika durchzuführen (1927), ein Semester dort zu lesen (1928), nachdem die enorme Vorbereitungsarbeit des Jubiläums der Berliner Geographischen Gesellschaft auf ihm gelastet hatte.

Um ein Haar wäre es bei dieser Gelegenheit gelungen, die deutschen Geographen in würdiger Form wieder mit den einst in feindlichem Lager stehenden Arbeitern gleichen Zieles in Cambridge zusammenzuführen, — hätten nicht nachher drüben Einflüsse wieder überwogen, die unter dem geistigen Eindruck der Zusammenkunft machtloser geworden wären. Aber vergeblich wird sich die völkerhemmende, schrankenziehende Engherzigkeit des heute noch unter der Kriegshypnose



Geiger

Hans Dieter

(Aus dem Türmer)

stehenden „conseil“ auf die Dauer dem Wunsch der Menschheit nach geistiger Zusammenarbeit unter ganz gleichem Recht und gleicher Ehre für alle widersehen. Wer das für möglich hält, der halte seinen Finger auf die Röhre einer Wasserleitung und sehe zu, wie lange er die drängende Flut zurückhält.

Albrecht Wend müßte nicht der erfahrene Beobachter aller Umgestaltung in der Formenwelt der heimischen Gebirge sein, — die er heute noch von den Höhen des Karwendels und des Wettersteins zu beschauen liebt — oder des fließenden Lebens über See und in den Tropen, um nicht zu wissen, wem die Zukunft gehört!

Mit Ansehen, Ehre und Ertragskraft einer unwiederbringlichen Vergangenheit, mit ganzer Herzens- und Wissenkraft der Gegenwart, der Zukunft und der Jugend und ihrem unaufhaltbar heranfließenden Recht zu dienen, das ist die Richtlinie dieses reichen Lebens gewesen. Auf ihr lag es, die gewalttätig und willkürlich, bis zur verstümmelnden Lebensunfähigkeit, gezogenen Grenzen seines Volks- und Kulturbodens wieder zu weiten, zuerst einmal im Geiste, als geographischer Erzieher seines Volks; auf dieser Linie lag es, alle dem gleichen Ziel zustrebenden Kräfte zu einen, zusammenzuführen, ihre Arbeit gegenseitig nutzbar zu machen. Vielfach trat er dabei, einmal des Erfolges sicher, die in Bewegung gesetzte Kraft nur mehr beobachtend, leise lenkend und behütend, lächelnd hinter das Werk zurück, so daß man die klugen Hände nicht mehr wahrnahm, die doch alles zusammengeführt hatten. So wurde er in Mitteleuropa eine zeitlose, einigende Kraft von gleich großer nationaler, wie internationaler Geltung; in beiden Richtungen wirkte er mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit, bald mit ernstem, mahnendem Wort, bald mit seiner unvergleichlichen Kunst der Verhandlungsleitung, bald mit schlagfertigem, treffsicherem Wit, bald mit leisem, goldenem Humor, der auch unter Tränen zum Lachen zu bringen, zu mildern weiß. Denn schweres eigenes Schicksal, — namentlich den Verlust des sein Leben und Werk fortsetzenden Sohnes im hoffnungsreichsten Alter, an der Schwelle jungen, eigenen Ruhms, — trug der Vereinsamte so, daß vielen andern aus diesem Beispiel die Kraft erwuchs, weiter zu hoffen und weiter zu schaffen, auch wo sie es eigentlich aus den eigenen Erfahrungen kaum mehr wagten. Das ist vielleicht das Größte an dem alternden Kämpfer, daß er — immer das Beispiel höher setzend als die Lehre, — auch hier an die Höhe der eigenen idealen Forderung im eigenen praktischen Schaffen heranwuchs. Wenn ihm heute der „Eürmer“ deshalb am meisten sein: Ad multos annos! ruft, von seiner eignen Hochwacht zu jener anderen hinüber, so vor allem deshalb, weil dort wirklich ein Ganzer steht: „Zum Sehen geboren — zum Schauen bestellt!“ — — — für sich und für sein Volk! Prof. Dr. R. Hausshofer, Generalmajor a. D.

Monarchisch-republikanische Annäherung

Zur Klärung der Fragen, die um den „Fall Lambach“ kreisen, dürften die nachstehenden Ausführungen unseres Mitarbeiters Paul Dehn beitragen, die bereits vor einem Jahre niedergeschrieben wurden. D. T.

In seinen Ansichten über Monarchie und Republik schwankte Friedrich der Große. An der Monarchie bemängelte er den Wechsel der fürstlichen Charaktere und sagte: Ehrgeizige, Müßiggänger, Frömmler, Krieger, Gelehrte und Genußfüchtige lösen einander ab, die guten Könige sterben. Die Ziele der Republik und die Mittel ihrer Politik seien einheitlicher. Zum polnischen Fürsten Sapieha äußerte er 1783: Die Republik wäre die vorzüglichste Regierungsform, doch nicht etwa mit dem Übergewicht des Janbagels. Würde er in einer Republik unter Leitung geschickter und erleuchteter Männer geboren worden sein, so hätte er sie aufs äußerste, ja mit seinem Blut verteidigt. In seinem Machiavell hatte Friedrich darauf hingewiesen, daß die Republiken sich fast immer aus dem Abgrund der Tyrannei zum Gipfel der Freiheit erhoben hätten, aber auch fast immer aus dieser Freiheit in Knechtschaft zurückgesunken wären.

In seinen politischen Schriften meinte Friedrich, die Regierungsform sei gleichgültig. Zwischen Monarchie und Republik bestehe kein Unterschied. In der Tat sind die meisten Monarchien von heute, wie in England, Italien, Spanien usw., praktisch gesehen Republiken mit Königen ohne Machtbefugnisse. Dagegen tragen große Republiken, wie die Vereinigten Staaten, Brasilien, Mexiko usw., fast monarchische Züge wegen der größeren Machtbefugnisse ihrer Präsidenten. Ist Italien eine parlamentarisch regierte Monarchie oder aber eine absolutistisch beherrschte Republik?

Die beste Staatsform ist ein unerreichbares Ideal. Nicht die Stränge sind es, die den Wagen ziehen, nicht die Verfassungen sind es, die das Geschick der Völker bestimmen. Entscheidend bleiben immer die leitenden Männer. Ob sich unter den heutigen Verhältnissen überhaupt ein ziel sicherer Kämpfer um den Kaiserthron finden möchte? Ein Kaiser ohne starkes Heer ist nur ein Schattenfürst ohne Ansehen. Ernstlich sollten die Freunde des monarchischen Gedankens erwägen, ob nicht dessen Verwirklichung heute das Deutsche Reich arg erschüttern würde. Gibt es überhaupt eine fürstliche Persönlichkeit, die als Kaiser und zugleich als König von Preußen und König von Bayern einhellig von allen Monarchisten anerkannt werden würde? Oder sollen etwa mit der Wiederherstellung der Monarchie auch die deutschen Mittel- und Kleinstaaten wieder ihre alten Fürsten erhalten oder aber Republiken bleiben?

Für den Fall, daß trotz der angedeuteten schwierigen Hindernisse die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland näher rückte, ist keinesfalls anzunehmen, daß dem Träger der Kaiserkrone so weitgehende Machtbefugnisse eingeräumt werden, wie sie der letzte Kaiser besaß. Müßten nicht nach den Erfahrungen der nachbismarckischen Zeit deutsche Monarchen verfassungsmäßig in ihren Befugnissen irgendwie beschränkt werden?

Der praktische Politiker setzt sich bestimmte erreichbare Ziele. Ist die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland ein erreichbares Ziel? Solange es an einem kühnen Bewerber um den Kaiserthron fehlt, der die Monarchisten um sich sammelt, solange wird die monarchische Richtung in Deutschland eine platonische bleiben ohne Schlagkraft, ohne Zielstrebigkeit. Der Monarchismus steht und fällt mit der Persönlichkeit des Monarchen, und wo eine solche Persönlichkeit, ein geeigneter Thronbewerber nicht vorhanden und nicht einmal in Sicht ist, sind die Schüsse blind und nicht zu fürchten. Ohne König kann man nicht Schach spielen und nicht gewinnen.

Bismarck war ein Mann der praktischen Politik. Er rechnete mit den gegebenen Verhältnissen. Die Republik ist da und könnte nicht ohne verhängnisvolle Kämpfe durch die Monarchie ersetzt werden. Mit Vorbehalt wäre vorerst auf die Fortsetzung des Streites zwischen Monarchie und Republik zu verzichten und statt dessen der nationale Gedanke hervorzukehren. Nach Lage der Dinge erscheint er als einziges Mittel zur Herbeiführung der dringend erforderlichen Einigkeit, zur Abwehr des internationalen Marxismus und Kommunismus, vor allem zur Kräftigung der Lage Deutschlands gegenüber dem Auslande und den früheren Feinden.

Der nationale Gedanke kann mit Aussicht auf Erfolg nicht bekämpft werden, er liegt den Völkern im Blute. National wollen auch die Parteien der Mitte und der Linken sein. Zwar sagen einzelne: „Wir kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt. Die ganze Welt ist unser Vaterland.“ Doch nur die äußerste Linke verleugnet das Vaterland und mit ihm Heimat, Familie und Elternhaus. Freilich ist man auf der Linken und in der Mitte nicht unbedingt national. Das amtliche Lied „Deutschland über alles“ wird oft kühl und gedankenlos gesungen. Ein demokratischer Führer, gegenwärtig Bürgermeister von Hamburg, erklärte vor Jahr und Tag: „Wir sind national wie die nationalen Parteien, aber nicht primär national“ d. h. erst die Partei und dann das Vaterland. Anders als viele deutsche Republikaner von heute dachten und handelten die Republikaner in England unter Cromwell, in Nordamerika unter Washington und in Paris nach dem Umsturz von 1789. Diese Republikaner waren Nationalisten und bewiesen, daß der nationale zu dem republikanischen Gedanken nicht in Widerspruch steht, daß er ihm vielmehr vorangeht. Dagegen bekämpfen gewisse republikanische Parteiführer von heute die nationalgestimmten Volksgenossen gefährlicher als äußere Feinde und möchten die Monarchisten in Deutschland ver-

nichten wie der liberal-soziale Abgeordnete Wirth, der mit den drei Millionen Reichsbannerleuten drohte, und der demokratische Abgeordnete Haas, der alle Feinde der Republik hart und rücksichtslos niederzwingen will („Frankfurter Zeitung“ vom 22. Juli 1927).

Die Kampforganisationen der Parteien dienen nicht der Einigkeit und nicht dem inneren Frieden, sondern eröffnen die Möglichkeit des Schlimmsten, was nur über Deutschland kommen kann, den Ausbruch eines Bürgerkrieges unter Beteiligung gewisser weltfremder Narren, die fanatisch „Nie wieder Krieg!“ schreien, während sie selbst nicht selten stehen und schießen.

Die Republik ist in Deutschland gegenwärtig nicht gefährdet. Man muß sich mit ihrem Bestand abfinden, dabei vor allem bedacht sein, den nationalen Gedanken leuchten zu lassen, die nationalen Überlieferungen und Ideale hochzuhalten, den geschichtlichen Sinn zu wecken und ein nationales Gemeinseinschaftsgefühl herzustellen.

Es ist ein Fehler der Linken und ihrer Mitläufer, aus dem deutschen Herzen alle Erinnerungen an die große Vergangenheit, an die deutschen Kaiser, an die Hohenzollernfürsten, an Wilhelm I. und Bismarck ausrotten zu wollen. Der geschichtliche Sinn soll gestärkt und nicht, wie es die Volkshelden anstreben, erstickt werden. Ein Mensch ohne geschichtlichen Sinn, ohne geschichtliche Kenntnis, ohne Überlieferung ist gedankenleer und willenlos wie eine Maschine, ist ein Geschöpf ohne Herz, ohne Wärme. Die Erinnerung an die Taten der großen Deutschen, an die Heldentaten des deutschen Volkes ist auch vom republikanischen Parteistandpunkt aus zu pflegen.

Schließlich wird man auch auf der Linken sich davor die Augen nicht verschließen können, daß in allen anderen Staaten, abgesehen von der Sowjetrepublik, die sozialistische wie die kommunistische Strömung zurückgegangen und der nationale Gedanke zur festen Grundlage der Einheit des Volkes und zur stärksten Macht gegenüber dem Auslande ausgestaltet worden ist.

Eine vollkommene Staatsverfassung ist ein Ideal und wie alle Ideale unerreichbar, niemals zu verwirklichen, von welchem Parteistandpunkt immer sie angestrebt werden mag. Plato führte einmal die kommunistische als beste Staatsverfassung an, doch mit dem Bemerkten: Nur für Götter!
Paul Dehn

Luftgefahr und Luftschutz

In jüngster Zeit mehrten sich in auffälliger Weise die Stimmen, die fordern, daß auch in Deutschland etwas zum Schutz der Bevölkerung gegen die im Kriegsfall aus der Luft drohenden Gefahren geschieht. Und zwar sind es zum Teil recht gewichtige Stimmen. So sagt Generaloberst von Seeck in einem Vortrag u. a.: „Es wäre frivol, die Gefahren und Schrecken des Luftangriffs auf das Hinterland, besonders in der Verbindung mit der Verwendung von Gas, leugnen oder beschönigen zu wollen. . . . Als neues Erfordernis gegen diese Art der Kriegsgefahr entstand die Vorsorge für die passive Sicherung der Lebenszentralen eines Landes, die vielleicht kostspielig und unbequem ist. Daß bei uns in Deutschland, wo uns die aktive Luftverteidigung versagt ist, für diesen passiven Schutz nichts, aber auch gar nichts geschieht, ist schwer zu verstehen und schwerer zu verantworten.“ Und die Münchener Zeitung „Der Bürger“ (Juni 1928) schreibt ebenso temperamentvoll wie zutreffend: „Warum geschieht in Deutschland nichts gegen die Gefahr, daß wir im Fall eines Konfliktes mit unsern lieben Nachbarn in West und Ost und Süden wie eine verwanzte Wohnung mit Giftgasen behandelt werden? Denn wir mal nicht mehr wollen oder können, wie unsere Blutauger es wünschen, wenn uns mal die Verzweiflung packt oder unsere Schinder der Angst- oder Mächttoller treibt, dann können diese in wenigen Stunden unsere Großstädte und Industriezentren vernichten, ohne daß wir in der Lage wären, dagegen auch nur das geringste zu tun — nicht, weil wir dagegen nichts vorbereiten könnten oder dürften (Versailles verbietet uns durchaus nicht, uns gegen solche Scheusaligkeiten zu schützen), sondern weil eben gar keine Abwehr organisiert ist, weil unsere

Parlamente und damit unsere Regierungen den Schutz des Volkes als Ganzes gar nicht mehr als ihre oberste Pflicht zu erkennen scheinen, vor lauter innerpolitischem Parteihader gar nicht mehr sehen, daß es Gefahren gibt, die uns alle gleichmäßig, unmittelbar und fürchterlich bedrohen. Die Phosgen-Geschichte in Hamburg zeigt, wie unglaublich wehrlos wir sind. Polizei und Feuerwehr konnten gar nichts gegen diesen kleinen Zufalls-Gasangriff machen. . . . Das verlotterte Rußland, der liebliche Kranz unserer feindlichen Randstaaten, sie alle treffen Maßregeln gegen diese Gefahr, nur das ganz entblößte, von allen bedrohte Deutschland tut nichts zu seinem Schutze.“ Auch der als Militärschriftsteller und Herausgeber des großen Standardwerkes „Der große Krieg 1914—1918“ bekannte und verdiente Generalleutnant Schwanke hat sich veranlaßt gesehen, in einem Vortrag in Berlin auf die der bisher größtenteils noch immer ahnungslosen Bevölkerung durch den Luftkrieg in Verbindung mit dem Giftgaskrieg drohenden enormen Gefahren nachdrücklich hinzuweisen.

Während unseren Reichsregierungen der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß sie sich in dieser immerhin recht schwerwiegenden Frage bisher völlig untätig verhalten und eine Vogel-Strauß-Politik übelster Art getrieben haben, gebührt dem Reichsminister Dr. Krohne das Verdienst durch Gründung des Vereins „Deutscher Luftschutz E. V.“ als Erster einen bescheidenen Anfang zu positiver Tat gemacht zu haben. Auch hat Dr. Krohne in einer kleinen Broschüre, „Luftgefahr und Luftschutzmöglichkeiten in Deutschland“ (Verlag Deutscher Luftschutz E. V., Berlin W 35; 1928, 81 S., M. 2.—), der weiteste Verbreitung zu wünschen ist, die drohenden Gefahren klar und allgemeinverständlich aufgezeigt und Vorschläge gemacht, wie wir uns dagegen wenigstens notdürftig und einigermaßen schützen können.

In diesem Zusammenhang verdient auch ein Buch Erwähnung, das gleichfalls erst kürzlich erschienen, dieselben Fragen sehr klar, gründlich und sachlich behandelt: „Giftgaskrieg die große Gefahr“ von Franz Karl Endres, Major a. D. (Rascher und Cie. A. G., Verlag, Zürich, Leipzig und Stuttgart 1928, 130 S., M. 3.—). Major Endres ist Pazifist und dürfte der nicht gerade sympathischen Richtung Deimling—v. Schoenath nahe stehen. Mag sein, daß er infolge dieser seiner Einstellung die Farben etwas dick aufgetragen und die uns in einem künftigen Krieg drohenden Schrecken etwas grell gemalt hat. Aber auch bei Berücksichtigung dieses Umstandes bleibt immer noch genug des Grausigen übrig, so daß einen nur bei dem bloßen Gedanken daran schauern könnte. Daß Endres als Pazifist gleichwohl mit der Möglichkeit rechnet, daß wir in den Strudel kriegerischer Verwicklungen, auch gegen unseren Willen, hineingerissen werden können, ist bezeichnend dafür, was vom Völkerbund, Kellogg'schen Kriegsdächtungspakt und ähnlichen schönen Einrichtungen zu halten ist. Daß sowohl die große Weltpolitik als auch die Politik innerhalb Europas mit Konfliktstoffen geladen ist, die je nach der augenblicklichen Lage zur Explosion führen können, wird niemand, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, in Abrede stellen können. Aus diesem Grund starrt Europa auch noch ringsum in Waffen, und niemand will von Abrüstung etwas wissen. Nur Deutschland und seine Leidensgenossen Österreich, Ungarn und Bulgarien haben so gründlich abrüsten müssen, daß sie auch nicht im entferntesten daran denken können, auch nur mit dem Schwächsten ihrer Nachbarn mit Aussicht auf Erfolg in einen Krieg eintreten zu können. Dagegen haben unsere Feinde vorgesorgt; sie haben in Versailles gründliche Arbeit geleistet. Wenn auch unser kleines Reichsheer eine ganz vorzügliche Truppe ist, auf die stolz zu sein wir allen Grund haben, so ist sie doch nur eine Polizeitruppe. Gegen einen modern ausgerüsteten Gegner Krieg führen, kann man heutzutage ohne schwere Artillerie, ohne Kampfwagen, ohne Luftwaffe nicht. Darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben.

Darüber, wie ein künftiger Krieg geführt werden wird, herrscht unter Fachleuten allmählich so ziemlich Übereinstimmung. Er wird an Scheußlichkeit all seine Vorgänger noch weit übertreffen und sich in erhöhtem Maße gegen die ganze Nation, die unschuldige Bevölkerung richten. Alles, was wir in dieser Hinsicht im Weltkrieg erlebt haben, wird ein Kinderpiel sein gegen das,

was in einem künftigen Krieg bevorsteht. Der moderne Krieg wird aufgebaut sein auf dem Giftgaskrieg. Wer sich hierüber näher unterrichten will, dem sei das treffliche Buch „Der chemische Krieg“ von Dr. Hanslian (Mittler und Sohn, Berlin, 2. Auflage 1927) empfohlen. Der Krieg der Zukunft wird weniger gegen die feindlichen Armeen, als in erster Linie gegen die unbewaffneten Massen in den Städten und den großen Industriezentren geführt werden. Man massakriert diese Massen zu Hunderttausenden durch Gas, das man aus Flugzeugen herabwirft, vernichtet Verkehrsmittel und lebenswichtige Betriebe, legt die gesamte industrielle Produktion und das Verkehrswesen lahm und schließt den gewollten Frieden auf dem Leichenfeld des feindlichen Volkes. Den Krieg gewinnt, wer den Willen des Feindes zum Widerstand gebrochen hat. Das soll gleich bei Kriegsbeginn dadurch erreicht werden, daß, bevor noch die Heere richtig aufmarschieren sind, die ganze Heimat zum Schlachtfeld gemacht wird. Durch Zerstörung der Kasernen und Eisenbahnen soll weiter die geordnete Durchführung der Mobilmachung und des Aufmarsches unmöglich gemacht werden. Die in Deutschland in großem Maße geplante Elektrifizierung des Bahnnetzes ist daher vom militärischen Gesichtspunkt aus nicht unbedenklich, da dadurch die Verwundbarkeit des Bahnnetzes erheblich erhöht wird und durch Zerstörung der Kraftanlagen der Bahnverkehr auf weiten Gebieten mit einem Schlag völlig lahmgelegt werden kann. Es hat den Anschein, als ob von seiten der Reichsregierung auch diesem Gesichtspunkt nicht genügend Rechnung getragen würde.

Die letzten großen Luftmanöver bei London haben den Beweis erbracht, daß große Städte dem Massenangriff von Flugzeuggeschwadern ziemlich schutzlos preisgegeben sind und daß auch die besten Abwehrmaßnahmen meist zu spät einsetzen oder nicht genügen. Gleichwohl können Staaten, die über stärkere Luftstreitkräfte verfügen, dem mit größerem Gleichmut entgegensehen, denn die beste Parade bleibt immer der Hieb, der eigene Angriff, gegen den der Gegner auch nicht allzuviel ausrichten kann. Jeder Kriegsführende wird es sich daher wohl überlegen, im Luftangriff gegen feindliche Städte bis zum äußersten zu gehen, da er dann selbst wieder Vergeltungsangriffe befürchten muß. Anders gegenüber dem wehrlosen Deutschland, dem die Luftwaffe verboten ist. Ihm gegenüber kann sich ein brutaler Feind alles erlauben. Das Furchtbare des Versailleser Friedensdiktats wird dadurch erst so recht offenbar.

Ihre volle Furchtbarkeit erhalten Luftangriffe aber erst in Verbindung mit dem Giftgas. Es ist mit Sicherheit damit zu rechnen, daß trotz bestehender Abmachungen und Giftgasverbote Giftgase in einem künftigen Krieg in weitestem Maß zur Anwendung kommen werden. Kein Staat wird auf dieses wirksamste Kampfmittel verzichten wollen. Alle sehen vielmehr im Giftgas das Hauptkampfmittel der Zukunft und bereiten den Giftgaskrieg demgemäß aufs intensivste vor, insbesondere Amerika und Rußland. Über die Arten und die Wirkung der Giftgase unterrichten die Schriften von Hanslian und Endres. Hienach hat die Giftgasbereitung in allen Staaten große Fortschritte gemacht, und die Wirkung der Giftgase übertrefft an Furchtbarkeit alles Dagewesene. Deutschlands Bevölkerung dümmert in vollster Ahnungslosigkeit dieser Gefahren dahin, während alle anderen Staaten eifrigst besorgt sind, ihre Bevölkerung darüber wenigstens aufzuklären und nach Möglichkeit Schutzmaßnahmen hiegegen zu treffen.

Hören wir, was General Schwarte in seinem Vortrag hierüber zu sagen weiß: In Frankreich ist der passive Luftschutz sorgfältig von der Regierung geregelt und der Privatinitiative nichts überlassen. Es wird dort für intensive Aufklärung der Bevölkerung gesorgt; bombensichere Unterterräume sind vorgesehen, 15 Millionen Gaschutzmasken für die Bevölkerung sind in Auftrag gegeben, Militär- und Zivilbehörden und die Feuerwehr haben genau ausgearbeitete Dienstweisungen und sorgen für weitere Unterweisung. In ähnlicher, streng systematischer Weise hat auch in England die Regierung den Luftschutz geregelt. Auch dort wird größter Wert auf Aufklärung der ganzen Bevölkerung gelegt. Denn Gefahren, die man kennt, kann man gefaßter entgegensehen, als wenn man gänzlich unvorbereitet hievon überrascht wird. Im Gegensatz zu Frankreich wird in England dem individuellen Einzelschutz geringere

Bedeutung beigelegt, dafür ist aber der Sammelschutz erheblich weiter ausgebaut. Ebenso sind Vorbereitungen getroffen, um die in London gefährdete Regierung im Lande zu verteidigen und dadurch arbeitsfähig zu erhalten. Besondere Bedeutung ist einem sorgfältig ausgebauten Nachrichtenetz von Beobachtungsposten und Nachrichtenmitteln beigelegt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben ihre Gesinnung völlig geändert und trotz Washington auf dem Gebiet des Gaskriegs am eifrigsten gearbeitet. Demgemäß ist auch dort eine weitgehende praktische Schulung der Bevölkerung und vor allem der Feuerwehr durchgeführt. In Italien sind Denkschriften über den Luftschutz in Massen an die Bevölkerung verteilt, außerdem will Mussolini jeden Landeseinwohner mit zwei Gaschutzmasken, die vom Staat beschafft werden, ausstatten. Ganz anders wie die bisher erwähnten Staaten gehen Rußland und Polen vor. Sie sorgen zwar auch für Aufklärung, überlassen aber den Aufbau des passiven Gaschutzes dem Volke selbst und den zu diesem Zweck geschaffenen großen Privatorganisationen. Besonders eingehend befaßt man sich mit dem Gaschutz in Polen, wo besondere Kurse für Gasabwehr eingerichtet sind, in denen Instruktoren für Gasabwehr aus den Reihen der Polizei, der Feuerwehr, der Lehrer, der Eisenbahner usw. ausgebildet werden. Die theoretischen Kurse werden zudem durch praktische Vorführungen ergänzt, und erst unlängst hat bei Warschau ein Luftmanöver stattgefunden, bei dem auch auf die Zuschauer tränenerzeugende Gasbomben abgeworfen wurden. Gewiß eine zwar drastische, aber eindringliche Art der Belehrung!

Während so alle Staaten, auch die mit gewaltigen Luftgeschwadern ausgerüsteten, eifrigt bestrebt sind, den passiven Luftschutz der Zivilbevölkerung aufs sorgfältigste vorzubereiten und auszubauen, herrscht auf diesem Gebiet in Deutschland Grabesruhe und ist so gut wie nichts geschehen. Die Regierung verschließt vor diesen ihr offenbar unangenehmen Dingen einfach die Augen und will sie nicht sehen. Sie tut, als ob ein Krieg für Deutschland außerhalb des Bereichs der Möglichkeit läge, und verkennet, daß Deutschland bei seiner zentralen Lage inmitten von waffenstarrten Völkern auch einmal Kriegsschauplatz werden könnte, ohne selbst zu den kriegsführenden Mächten zu gehören. Recht lehrreich ist auch eine Äußerung des Earls of Halsbury in der „Daily Mail“, der schreibt: „Außer einigen Nachtwandlern in Genua und Locarno glaubt wohl niemand, daß der Krieg für immer ausgeschaltet ist. Es ist eine angeborene Schwäche der Menschheit, unangenehmen Wahrheiten nicht offen ins Auge zu sehen und sich Gefahren zu verschließen, die sie nicht unmittelbar bedrohen.“ Paßt dies nicht alles wunderbar auf unsere Reichsregierung?

Es ist daher ein besonderes Verdienst des Reichsministers a. D. Dr. Krohne, daß er diese Frage energisch aufgegriffen hat und einer systematischen Behandlung und Klärung zuzuführen bestrebt ist. Durch Versailles war uns alles, selbst der passive Luftschutz, verboten; erst seit Mai 1926 ist uns wenigstens gestattet, Maßregeln zu treffen, nicht etwa um Luftangriffen mit Abwehrwaffen entgegenzutreten, aber doch um die Wirkung der Luftbomben abzuschwächen. Krohne macht hiezu in seiner obengenannten Broschüre nachstehende Vorschläge: Anpassung der Siedlungspolitik und des Städtebaus an die neuen Angriffsmethoden; daher weitestgehende Dezentralisation im Siedlungswesen. Abkehr von der Großstadt und den Industriezentren. Auflockerung der Städte, insbesondere Dezentralisation der Regierungsstellen, um deren ungehindertes Arbeiten auch bei Luftangriffen zu gewährleisten. Vorsorge für Verbunkelung der Städte gegenüber nächtlichen Fliegerangriffen. Einrichtung unterirdischer gasicherer Zufluchtsräume und Anlage von zahlreichen kleinen Untertreträumen für Straßenpassanten. Die Zusammenballung großer Industriezweige auf eng besiedeltem Raum ist zu vermeiden. Dezentralisation einzelner lebenswichtiger Unternehmen. Elektrizitätszentralen bedürfen eines ganz besonderen Schutzes, eventuell Tarnung. Eingehende Fürsorge für den Schutz der Arbeiter: Gasmasken, Sammelschutzräume, viele und kleine Untertreträume. Schutz der wichtigsten Teile der Werke gegen Splitter-, Spreng- und Brandwirkung; besonderer Feuerschutz und Einrichtung eines Alarmsystems innerhalb der Werke. Da die Verwaltungs- und Wirtschafts-

zentren die ersten Angriffspunkte eines Luftangriffes sein werden, sind Wohn- und Arbeitsstätten voneinander zu trennen und ist weitestgehende Dezentralisation bei den Arbeitsstätten zu fordern. Ebenso auch der Werke, die die Bevölkerung mit Gas, Wasser und Elektrizität versorgen. Die Versorgung ausgedehnter Gebiete durch einzelne große Werke erscheint vom Standpunkt des Luftschutzes aus daher bedenklich. Die Frage der Ferngasversorgung aus dem bei Luftangriffen besonders gefährdeten Ruhrgebiet rückt dadurch in eine neue Beleuchtung. Der Kern des Wirtschaftslebens der Nationen ist das Verkehrs- und Nachrichtenwesen: Eisenbahnen, Telegraph, Telephon, Funkdienst usw. Die Möglichkeit der Aufrechterhaltung des gesamten Verkehrs- und Nachrichtenwesens ist daher eine wesentliche Aufgabe des Luftschutzes. Auch hier sind möglichste Dezentralisation, Schutz der Bahnhöfe, Stellwerke, Wassertürme, sowie Unterterräume, Gasschutrräume zu fordern. Das Verkehrs- und Nachrichtenwesen soll möglichst unabhängig von den öffentlichen Energiequellen gemacht werden, gegebenenfalls sind derartige Anlagen in Reserve zu halten. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Einrichtung eines wohlburchdachten Melde- und Warndienstes; daß dieser nicht erst im Ernstfall improvisiert, sondern daß die hierfür vorgesehenen Organe bereits im Frieden bestimmt und geschult sein müssen, ist ohne weiteres einleuchtend. Zum Schutz gegen Giftgase sind Gasmasken für die Bevölkerung, Sauerstoffgeräte oder Filter vorzusehen und gaslichere Räume in genügender Zahl bereitzustellen. Die Anwendung der Gasmaste setzt größte Disziplin und genaue Kenntnis der Gefahr voraus. Daher ist eingehende Belehrung und Aufklärung der Bevölkerung vorzuziehen. Großer Wert ist auch auf Durchführung eines Kollektivschutzes zu legen durch Anlage dafür geeigneter Räume. Wertvolle Anregungen sind in dieser Beziehung von russischen Bau- und Gasfachverständigen ergangen. Sie schlagen für Miethäuser entsprechende baupolizeiliche Vorschriften vor. Daß die Polizei und die Mannschaften des Feuerlösch-, Sanitäts- und Rettungswesens Brand- und Gasangriffen aus der Luft gegenüber gleichfalls entsprechend vorbereitet und geschult sein müssen, ist eine Selbstverständlichkeit.

Es ist ein reicher Strauß von Forderungen, der da von Minister Dr. Krohne aufgestellt wird. Ihnen allen nachzukommen, wird nicht so ohne weiteres möglich sein und verbietet schon unsere traurige finanzielle Lage. Auch sind da und dort schon Bedenken aufgetreten, ob die Kosten der vorgeschlagenen Maßnahmen auch im richtigen Verhältnis zu ihrem etwaigen Nutzen stehen würden. Und diese Bedenken sind nicht ganz von der Hand zu weisen. Auch Major Endres kommt in sehr gründlichen und lehrreichen Untersuchungen schließlich zu dem traurigen Ergebnis, daß, so wie die Dinge heute liegen, ein wirklich wirksamer Gasschutz der gesamten städtischen Bevölkerung einfach unmöglich ist. Denn zum Schutz gegen Senfgas genügen einfache Gasmasken nicht, sondern ist ein den ganzen Körper, einschließlich Kopf, Hände und Füße schützender Anzug notwendig. Wer aber wird diese teuren Anzüge den Millionen von Mittellosen kaufen? Auch für den Kollektivschutz in gaslichere Unterständen, die möglichst in jedem Gebäude vorhanden sein müßten, wären so kostspielige und durchgreifende bauliche Veränderungen erforderlich, daß sie wohl außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegen. Ich muß Endres in diesem Punkt unter der Voraussetzung, daß seine Angaben über die verheerende Wirkung der neuesten Giftgase richtig sind, leider völlig zustimmen. Gleichwohl bin ich der Ansicht, daß diese Schwierigkeiten die Regierung nicht berechtigen, nun die Hände in den Schoß zu legen und gar nichts zu tun, sondern daß nach dem Beispiel der anderen Staaten, ungefäumt alle im Bereich des Möglichen liegenden Maßnahmen ergriffen werden müssen, um einen wenigstens teilweisen Luftschutz der Bevölkerung und lebenswichtigen Anlagen in die Wege zu leiten. Daß in dieser Hinsicht bisher noch gar nichts geschehen ist und die möglicherweise drohenden Gefahren einfach totgeschwiegen werden, muß der Regierung zum schweren Vorwurf gemacht werden. Es ist ein besonderes Verdienst des Ministers Dr. Krohne, auf diesem Gebiet aufrüttelnd gewirkt, wertvolle Fingerzeige gegeben und durch Gründung des Deutschen Luftschutz-Vereins die Sache einmal in Fluß gebracht zu haben. Sache der Reichsregierung

wird es nun sein, diese Anregungen zu prüfen und im Verein mit dem Luftschuß-Verein das Erforderliche in die Wege zu leiten. Auch noch weiterhin Vogel-Strauß-Politik treiben zu wollen, geht wirklich nicht an!

Da eine Humanisierung des Krieges nicht möglich ist, wirksame Kriegsmittel durch Verträge nicht ausgeschaltet werden können, so ist die Frage nach der Vermeidung des Giftgaskriegs letzten Endes eine Frage nach der Vermeidung des Krieges überhaupt. Ob es zur Verwirklichung dieses gerade heutzutage viel erwogenen Gedankens jemals kommen wird, erscheint trotz Kellogg-Pakt nach den Erfahrungen einer vieltausendjährigen Geschichte zweifelhaft. Auch Endres meint, daß wir zum mindesten noch einen Krieg erwarten müssen, den Krieg des Gases, der an Furchtbarkeit und Barbarei alle vorhergegangenen Kriege in einem noch nicht dagewesenen Maße in den Schatten stellen wird. Bis dahin gilt auch für uns das Wort: „Bereit sein ist alles“, und wir müssen uns die von Krohne erhobene Forderung zu eigen machen: Luftschuß tut not!
Franz Freiherr von Berchem

Die Botschaft von Denver

In zwei starken und innerlich ebenso gewichtigen Bänden berichtet uns der berühmte Jugend-Richter Ben Lindsey von Denver, Colorado, über seine mehr als fünfundzwanzigjährigen Erfahrungen auf dem Gebiet der Jugend- und Familienpflege und übermittelt uns die Botschaft der amerikanischen Jugend, die man wohl in laien Abschattierungen eine Botschaft der heutigen Jugend aller Kulturvölker nennen kann. Es ist also nicht nur Richter Lindseys eigene Meinung über die Dinge, die er erlebt hat, was er in seinen beiden Werken „Die Revolution der modernen Jugend“ und „Die Kameradschaftslehre“ (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) niedergelegt hat, sondern es ist die Äußerung der Jugend selbst, die er uns gibt. „Wie es in Wirklichkeit ist, wie wir denken, wie wir's treiben, was wir suchen, was wir wollen — —“ Die Jungen bitten ihren geliebten Richter Ben, der Welt das alles als ihre Botschaft zu bringen.

Und dennoch handelt es sich nicht so sehr um das, was Lindsey vermittelt, wie um das, was er uns selber zu sagen hat. Seine Schlussfolgerungen aus dem, „wie es wirklich ist“, aus dem Denken, Suchen, Wollen der Jugend, seine Erkenntnisse, seine Mahnung, seine Weisung für die Zukunft — das ist die Botschaft von Denver, in der wir ganz gewiß eine große Botschaft für die ganze Menschheit erblicken dürfen. Ihre Erfahrungsgrundlage ist erschütternd, ihr Gehalt, auf wenige Sätze zusammengefaßt, überwältigend.

Richter Lindsey behauptet, daß die Jugend von heute, so arg verschrien sie ist, so schlimm die sittlichen Zustände auch wirklich sind, doch ehrlicher, mutiger, besser ist als vielleicht irgendeine Jugend der Menschengeschichte.

Und diese gerade, tapfere Jugend hat wegen ihrer größeren wirtschaftlichen Unabhängigkeit bessere Aussichten, sich durchzusetzen und damit die Menschheit zu fördern als irgendeine Jugend vor ihr. Das ist der Unterschied zwischen der Revolution der modernen Jugend und der Revolution, in der sich jede Jugend von alters her befunden hat.

Da Kirche, Schule und Elternhaus der Jugend gegenüber versagen, muß und wird sie sich selbst eine neue Sittlichkeit — oder vielmehr neue Formen der Sittlichkeit schaffen, hat sich schon zum Teil solche geschaffen, während andere noch im Werden sind.

Niemand kann voraussagen, wie das Neue werden wird, aber der Mensch ist gut, und deshalb kann er nur nach der Richtung des Guten hin fortschreiten, selbst wenn die Entwicklung durch manche Gefahren, Schäden, Übertreibungen, Umwege geht.

Nur wer an das Gute des Menschen glaubt, kann die Jugend verstehen. Nur wer sie versteht, kann ihr helfen. Wer bei der Jugend in allen ihren Lebensäußerungen trotz aller Miß-

griffe und Irrgänge nichts Schlechtes, sondern das Suchen, Streben, Sehnen nach dem Guten sieht, kann Wunder tun, die an biblische Zeichen gemahnen.

Die sich nach neuen Erkenntnissen immer rascher und radikalere wandelnde Auffassung des geschlechtlichen Lebens muß notwendigerweise neue Formen des Zusammenlebens von Mann und Weib herausbilden.

Dies bedeutet keine Auflösung der Ehe, sondern eine Festigung des Idealbegriffs von der Ehe als der Lebensgemeinschaft eines Mannes und einer Frau.

Die wahre Ehe kann sich erst richtig entfalten, wenn aller äußerer Zwang — gesellschaftlicher wie kirchlicher wie traditioneller — fällt. Womit wieder kein Umsturz aller Ordnung gemeint ist, sondern nur eine von Grund aus ehrliche, vernünftige, praktische und deshalb wahrhaft sittliche Neuordnung.

Es gilt der ganzen grausamen Farce der bisherigen sexuellen Auffassung den Saraus zu machen, absolut aufzuräumen mit der ganzen Heuchelei, Vogel-Strauß- und Vertuschungs-Politik, der Unterdrückung wahrer und Vorpiegelung falscher Tatsachen, mit der Kirche, Staat und Familie das Geschlechtsleben bisher behandelt haben.

Mut zur Wahrhaftigkeit in sexuellen Dingen, Mut, diesen Dingen ehrlich und klar ins Auge zu sehen und sie offen anzufassen, anstatt sie feige vor sich und der Welt zu verdecken, anstatt zu verkrüppeln oder zu erwürgen, was das Recht des Lebens hat! Mut beim Mann wie bei der Frau!

Es ist die höchste Zeit, daß Schule, Staat, Kirche, Elternschaft zu den Aufgaben der Zeit erwachen. Sie schlafen alle, obgleich sie meinen, viel zu tun.

Der Geschlechtstrieb darf nicht mehr als Unreinheit, Verbrechen aufgefaßt werden. Die Kinder müssen früh Bescheid wissen über die Funktionen des Körpers und diese Dinge als etwas Natürliches, keineswegs Niedriges oder Schlechtes betrachten lernen, so daß sie sich vertrauensvoll mit Fragen und Schwierigkeiten an Eltern, Lehrer, Priester wenden können in der Gewißheit, Hilfe und nicht Abweisung und Verdammung zu finden. Fehler auf sexuellem Gebiet dürfen nicht anders angesehen werden als alle anderen Irrwege und Umwege der Jugend. Jene werden belehrt und gestützt, aber nicht geächtet und zerbrochen werden.

Wir müssen auf andere Ehegesetze dringen, auf Geburtenkontrolle, Achtung der unehelichen Mutter, absolute Gleichstellung der ehelichen und unehelichen Kinder, denn das Verbrechen der „Massenschlachtere“ der Ungeborenen muß aufhören!

Die Ehe muß unbedingt lösbar sein, auch ohne „Schuld“ der Gatten. Es sollte zwei anerkannte Formen von Ehe geben, eine einführende, kinderlose Ehe, die ohne weiteres getrennt werden kann — die „Rameradschaftsehe“, und zweitens die Ehe mit Kindern, die in festere gesellschaftliche Ordnung gefügt werden muß der Kinder wegen.

Bindungen, Hemmungen, Ordnungen des geschlechtlichen Lebens sind notwendig, aber sie dürfen nicht mehr durch Gewalt und Zwang herbeigeführt, sondern sollen durch Erziehung, durch höhere Kultur, durch Selbstzucht erreicht werden.

Das sind die Leitfäden Lindsseys. Sie decken sich nicht ganz mit der leidenschaftlichen Volkshaus der Jugend selbst, denn es kommen die Weltanschauung und Erfahrung des gereiften Mannes dazu, klärend, berichtend oder bestätigend, was den Wert der Forderung vertieft.

Richter Lindsen ist inzwischen durch politische Agitation aus seinem Amt, das er siebenundzwanzig Jahre mit geradezu wunderbaren Erfolgen verwaltet hat, vertrieben worden. Seine rückhaltlosen Anklagen gegen kirchliche und staatliche Institutionen, seine radikalen Reformforderungen — auch auf anderen Lebensgebieten — haben natürlicherweise heftigen Widerspruch hervorgerufen und ihm viele und starke Feinde gemacht. Wir, die wir nicht seine Landsleute sind, haben es vielleicht leichter, uns mit ihm und seinen Ideen auseinanderzusetzen, als die Amerikaner. Eine gewisse Entfernung begünstigt das sachliche Urteil.

Zunächst haben wir uns jedenfalls zu fragen, ob die Zustands schilderungen Lindsseys echt sind,

ob er als Berichterstatter zuverlässig ist, denn seine Urteile und Forderungen stehen auf Erfahrungsboden, ohne den sie überhaupt hinfällig wären und uns nicht zu beschäftigen brauchten.

Die Unantastbarkeit von Lindseys Charakter steht aber so über allem Zweifel, daß selbst die wildesten Machenschaften gegen ihn ihm niemals etwas anhaben konnten. Außerdem liegen alle seine Angaben aktenmäßig fest, sonst würden ihn seine Feinde längst beseitigt und erledigt haben. Man kann sich denken, daß man ihm seit langer Zeit gar zu gern etwas hätte nachweisen mögen, was nicht stimmte. Daß die Zustände wirklich so sind, wie er sie darstellt, kann auch jeder selbst erfahren, der länger in Nordamerika lebt und sehen und hören will — oder kann. Es gibt allerdings Menschen, denen die Fähigkeit dazu abgeht, und es gibt Menschen, die aus irgendeinem Grund — Voreingenommenheit und Bequemlichkeit sind vorwiegend — nicht sehen und hören wollen. Daher haben wir die unglaublich verschiedenen Urteile über dasselbe Ding. Bei der deutschen Beurteilung Amerikas kommt dazu, daß von den vielen Amerikareisenden, die sich kurze Zeit als Gäste in fremdem Land aufhalten, Darstellungen verbreitet werden, die auf notwendigerweise oberflächlichen Eindrücken sowie Mitteilungen Dritter, aber nicht auf eigenen stichhaltigen Erlebnissen und Erfahrungen beruhen.

Als wir 1912 in einer kleinen amerikanischen Landstadt im Osten lebten, gewannen wir sehr bald die Überzeugung, daß sich die Zustände des sexuellen Lebens im Lande keineswegs so verhielten, wie man es in Deutschland ziemlich allgemein annahm. Wir kamen mit der durch Wort und Schrift in uns erzeugten Meinung nach drüben, daß Amerika das Land der „Reinheit“, der Kameradschaftlichkeit der Geschlechter usw. sei. Wir hatten gelesen, daß es drüben keine öffentliche Unsitlichkeit, keine „Verhältnisse“ gäbe, daß die Koedukation ideale Zustände schufe usw. usw. Was wir aber selber, die wir keine Gastsreisen durch die Vereinigten Staaten machten, sondern von 1911 bis 1920 mit Familie im Lande lebten und unser Brot verdienten, selbst sahen und erfuhren, war etwas ganz anderes als das. Eine Ärztin in der kleinen Provinzstadt gab uns schon 1912 Tatsachen und Daten an, die der Wirklichkeit als dem geraden Gegenteil unserer Illusionen entsprachen, z. B. behandelte sie zur Zeit zwei schwangere Schulmädchen im Alter von etwa 14 Jahren, die mit Knaben ihrer Schule verkehrt hatten. Unsere eigene Tochter von 14 Jahren ging in diese höhere Schule, wurde von ihren Klassengefährtinnen auch zu Gesellschaften eingeladen und kam entsezt nach Hause, weil man stets „Rufspiele“ spielte und ihr zugemutet hatte, das mitzumachen. Sie war nicht zu bewegen, wieder Einladungen anzunehmen, obgleich wir die Sache damals für unschuldig hielten und ihr zurebeten. Wir konnten uns nicht denken, daß solche Dinge auch in den besten Häusern gang und gäbe waren, fingen aber an zu begreifen, als eine Deutsche, die einen amerikanischen Witwer mit vier Kindern geheiratet hatte, uns ihr Leid klagte. „Was soll ich mit diesen Kindern anfangen? Sie laden sich ihre Freunde beiderlei Geschlechts ein und sagen mir sehr bestimmt, daß ich mich nicht dabei sehen lassen möchte.“

Ein Jahr später machten wir unsere Erfahrungen an einer großen Universität unter Studenten und in der Großstadt selbst. Ein Gelehrter an dieser Universität hatte damals eben den Auftrag einer eingehenden Untersuchung der sittlichen Zustände unter der Studentenschaft ausgeführt. Er sagte uns persönlich, daß er von dem schlimmen Ergebnis vollkommen erschüttert wäre, daß die Dinge viel schlechter lägen, als er nach langen Jahren seines Lebens und Lehrens auch nur geahnt hätte. In der benachbarten Großstadt gab es ganze Straßenzüge, in denen die Wohnungen fast ausschließlich an unehelich zusammenlebende Paare vermietet waren. Wir selbst gerieten einmal beim Wohnungswechsel in ein anscheinend sehr vornehmes Haus in einem Vorort, in dem die zweite Mietspartei das „Verhältnis“ eines Studenten war. Diese Sache durchzog also mehr oder weniger heimlich oder öffentlich die ganze Stadt.

Was wir von dem Verkehr der Schüler und Schülerinnen erfahren hatten, setzte sich für den Umgang zwischen Studenten männlichen und weiblichen Geschlechts fort. Junge Leute (natürlich auch Nichtstudenten) verkehrten nur zu zweit miteinander, machten zu Paaren die so be-

rüchligt gewordenen Autofahrten oder sonstige Ausflüge. Man lud nie zwanglos ein. Jeder junge Mann hatte sein Mädchen oder wenigstens nur ein Mädchen. Eine junge amerikanische Freundin sagte mir einmal: „Ich weiß nicht, wie meine Mutter mich immer mit Bob allein lassen kann. Er ist doch so sinnlich.“ Ich war starr. „Aber liebes Kind,“ sagte ich, „du willst es doch nicht anders haben! Ihr wollt doch alle absolut allein eure Wege gehen! Deine Mutter hat mir geklagt, daß du nicht einmal die Wohnzimmertür offen lassen willst, wenn Bob dich abends besucht. Was kannst du denn anderes erwarten?“ Sie antwortete nichts darauf. „Männer sind immer so sinnlich“, sagte sie nur vage. Also auch hier wie bei den Schülern der Knaben- und Mädchenschulen war es mit der reinen Kameradschaftlichkeit nichts. Das Tanzen z. B. war nicht mehr mitanzusehen. Es wurde so schlimm damit, daß die Studentenschaft aus sich selbst heraus einen Ausschuß wählte, dem die Sanierung der Tanzgesellschaften oblag. Bei allen Gesellschaften erschien von nun an eine Studentin mit einem Abzeichen am Arm, die jedes Paar zur Ordnung rief for *extreme dancing*, d. h. wenn es übertrieben tanzte. Ein sehr milder Ausdruck für diese Art des Tanzens! Aber die Gegenmaßnahmen wirkten doch viel Gutes. Es sind eben stets besonnenere und innerlich gesunde Elemente da, die die Welt vor dem Schlimmsten bewahren, freilich das Schlimme nie ganz zu besiegen vermögen. Auch in Amerika gibt es Jugend, die, wie Richter Lindsey sich ausdrückt, „sich gut hält“. Sie kommt aber einzig und allein aus Elternhäusern, in denen die Kinder richtig erzogen werden. Solche Jugend hat sich oft zu Lindsey gehalten, ihn besucht, um von ihm zu lernen und ihm bei der Rettung der Gefährdeten zu helfen.

Zu unserer Einsicht in das Leben der Jugendlichen kam mit der Zeit auch ein immer tieferer Einblick in die Eheverhältnisse drüben. Auffallend für den Deutschen ist zunächst die äußerlich viel nüchternere Auffassung der Ehe. Es scheint, als ob alles nur Berechnung ist. Aber das täuscht, wie das ganze äußere Gebaren des Amerikaners uns Deutsche täuscht. Der Amerikaner scheint offen, ist es aber nicht. Vom Puritanismus her ist er es gewohnt, seine Gefühle zu verbeden. Beherrschen konnte sie selbst der strengste Puritanismus nicht, denn Mensch bleibt Mensch. Es handelt sich also nur um mehr äußerliche Verhüllung. Der Deutsche ist im Grunde offen, scheint es andern aber nicht zu sein, die das, was wie unter Offenheit verstehen, gar nicht begreifen. So hat z. B. die amerikanische Literatur erst neuerlich das Liebeslied. Früher wagte es sich nur ganz vereinzelt und schüchtern heraus.

Die amerikanischen Ehen beruhen also keineswegs nur auf kühler Berechnung — in keiner Hinsicht. Es sind ebensoviel und ebenso tief empfundene Herzensangelegenheiten oder ebensoviel sinnlich-geschlechtliche Verhältnisse wie bei uns. Berechnung und Geldgier spielen hüben und drüben die gleiche Rolle — trotz aller gegenteiligen Meinungen, die darüber im Umlauf sind. Was für uns Deutsche zuerst nüchtern wirkt, ist die vielleicht etwas mehr verbreitete Auffassung über sexuelle Dinge und deren skrupellose Erörterung sowie die selbstverständliche Erwägung der wirtschaftlichen Lage, die aber bei uns auch schon nicht mehr zurücksteht. Es wird erwogen, wann die Mittel es gestatten, zu heiraten, wann Kinder zu haben. Junge Frauen sprechen rückhaltlos darüber, daß sie sich auf soundsoviele kinderlose Jahre, dann auf 1, 2 oder gar 3 Kinder in bestimmten Zeitabschnitten einrichten. Geburtentkontrolle durch Präventivmittel, im Notfall Abortion, ist etwas längst Selbstverständliches trotz aller möglichen Verbote von Rechts und Kirche wegen. Alles wie jetzt auch bei uns.

Von tieferegreifendster Wirkung für das sexuelle Leben Nordamerikas ist die gesetzlich außerordentlich leicht gemachte Eheschließung, der keine ebensolchen Scheidungsgesetze gegenüberstehen. Man ist im Handumdrehen verheiratet, hat nur mit zwei irgendwo aufgelesenen Zeugen — Kellner, Zimmermädchen, Briefträger — zum nächsten Friedensrichter zu gehen, den man gar nicht zu kennen braucht, der die Hochzeit selbst nicht kennt, nur einige wenige Papiere braucht, deren Gültigkeit er niemals untersuchen kann, und die Sache kann abgemacht werden. Eine des grimmigen Humors nicht entbehrende Szene in dem berühmten Roman „Babbitt“

von Sinclair Lewis schildert, wie Vater Babbitt eines Morgens seinen bei ihm wohnenden Sohn, einen Jüngling, der noch nichts „kann“ und nichts „hat“, wecken will und ihn nicht mehr allein in seinem Bett findet, sondern mit seiner — jungen Frau. Die Eltern hatten keine Ahnung, daß er sich verlobt hatte oder heiraten wollte. Aber plötzlich ist er Ehemann, und die Eltern haben sich mit der Tatsache dieser nunmehrigen Zweifamkeit — wer weiß wie bald Dreifamkeit — abzufinden. Wir selbst erlebten solche Überraschungen viele Male im nächsten Bekanntenkreis. Ein Fall ging uns besonders zu Herzen. Die einzige, noch sehr junge Tochter eines Freundes bekannte sich bei einer Meinungsverschiedenheit im Elternhaus plötzlich als seit Monaten verheiratet. Der Vater konnte sich von diesem Schlag nie ganz erholen.

Solche überaus leicht gemachte Eheschließung muß als ein Rest aus der ersten Pionierzeit verstanden werden, in der man in dem unermeßlich weiten neuen Land nicht viel untersuchen und lange warten konnte. Geschieden kann man in Amerika aber nicht so einfach werden, wie man es nach den tatsächlich massenhaften Ehescheidungen annehmen sollte. Es gibt noch Staaten in der Union, in denen die Ehe nicht ohne die Einwilligung des nichtklagenden Teils geschieden werden kann, und überall werden noch Schwierigkeiten genug gemacht, die oft erst durch große Standalgeschichten und viel Schauspielerlei hinweggeräumt werden müssen.

Aus dieser Sachlage ergibt sich einerseits sittliches Elend genug wegen der vielen, in unerhörtestem Leichtsinne begangenen Heiraten Jugendlicher, wird andererseits aber auch manche Tragödie, mancher Kindermord verhütet, da das schwangere Mädchen sich mit dem leimenden Leben schnellstens in die Ehe flüchten kann, ohne daß Konvention, Konfession oder andere Einflüsse hindernd dazwischenzutreten vermögen.

Auf alle diese sittlichen Verhältnisse seines Landes, wie auch wir sie kennengelernt haben, wirft Richter Lindsey so ungemein scharfe Lichter und begleitet sie mit so schweren Vorwürfen gegen Kirche, Schule und Elternschaft, daß uns die heftige Erregung der angegriffenen Kreise und Körperchaften nicht wundernehmen kann. Erregungen solcher Art aber sind gut und heilsam, weil sie der Stumpfheit und dem Schlendrian zu Leibe rücken und den wahrhaft nach Besserung Strebenden zu Hilfe kommen, um dem bequemen Illusionismus, der sich so gern fälschlich Idealismus nennt, den Garau zu machen. Mag man schließlich Ben Lindsey in vielen Dingen nicht unbedingt zustimmen: sein Buch ist doch eine solche Tat der Wahrhaftigkeit, daß es uns mit dankbarer Freude und Bewunderung erfüllen muß.

Denn: Mensch ist Mensch überall auf dieser Erde. Die sittlichen Nöte der Amerikaner sind auch unsere, und von einzelnen Verschiedenheiten abgesehen, wie die Schuld daran, müssen die Heilmittel die gleichen sein und uns alle angehen.

Wenn wir somit die Frage bejahen müssen, ob Lindsey in seinen Zustandschilderungen zuverlässig ist, bleibt uns die weitere Frage: hat er auch in seinen Folgerungen, Begründungen und Vorschlägen zur Besserung recht?

Lindsey behauptet, daß an der sittlichen Not der Jugend Kirche und Schule und unmittelbar durch sie wieder die Elternschaft die Schuld tragen, weil sie statt Wahrhaftigkeit einen falschen Idealismus nährten und lehrten, weil sie die Augen verschlossen vor dem wirklichen Leben, der wirklichen Not und Rettung, und sich in Konvention und Heuchelei derart verstrickten, daß sie ihre heiligsten Pflichten versäumten. Er klagt die Kirche an, daß sie christliche Liebe und Barmherzigkeit predigte, Jesus Christus beständig im Munde führte, dabei aber statt den sogenannten Sündern zu helfen, wie Jesus, eine Praxis erbarmungsloser Verdammung und Vergeltung übte. Er ipricht von Geistlichen, die ihren eigenen Kindern ihrer engherzigen, überlebten Ideen wegen keinen Halt und keine Führung mehr bieten können. Auch der Schule wirft er vor, daß sie vollkommen versagt. Sie versäumt — es gibt nur wenige Ausnahmen — die Belehrung und Erziehung der Jugend in dem Lebensnotwendigsten, nämlich der Klarheit über die eigene Seele und den eigenen Körper mit ihren Funktionen und Anforderungen, ihrer Behandlung und Beherrschung. In dem, was die Jugend naturgemäß am meisten innerlich beschäftigt, beunruhigt,

quält, was ihr — besonders von einem gewissen Zeitpunkt an — als der Brennpunkt aller Lebensfragen erscheint, kann sie sich nicht vertrauensvoll an alle diejenigen wenden, die dafür da sein sollten. Denn die Eltern sind durch eigene falsche Erziehung in Kirche und Schule ebenfalls außerstande, ihren Kindern die richtigen Berater und Helfer zu sein.

Lindsy belegt alle diese Anklagen mit ungezählten schlagenden Beweisen aus seiner langjährigen Erfahrung, wahre Geschichten, die in den Akten des Jugendgerichtshofs von Denver niedergelegt sind. Danach sind es allermindestens 50 Prozent der Schüler und Schülerinnen vom 13. bis 14. Jahre an, die sich — nach harmloseren Anfängen bei Rufgesellschäften — extremen, gesundheitsgefährlichen sexuellen Intimitäten hingeben, und ist es wieder ein großer Prozentsatz dieser Jährlinge, die überhaupt keine Grenzen mehr kennt und bis zur Schwangerschaft der Mädchen führt. Bei den Jugendlichen, die nicht mehr zur Schule gehen, wird Statistik und Schätzung zur Unmöglichkeit. Daß die Prozentsätze für außereheliche geschlechtlichen Verkehr nicht geringer sein können als bei den Schülern, liegt auf der Hand. Richter Lindsy hat nur in den Jahren 1920 und 1921 in seinem verhältnismäßig noch kleinen Bezirk für 100 uneheliche Kinder von jugendlichen Müttern gesorgt. Von Hunderten solcher jungen Schwangeren mußte er, daß sie zum Abtreiber gingen. Millionen von ungeheuerlichen Operationen werden in jedem Jahr vorgenommen. Wo Lindsy vom Recht des ungeborenen Kindes spricht, sagt er: „Ich werde dieses Hinschlachten von ungeborenen Kindern nicht so weitergehen lassen, wenn ich es irgendwie hindern kann. Hauptsächlich ist es die Haltung der Gesellschaft, die für diese Morde und Meheleien von Unschuldigen verantwortlich zu machen ist.“

Nach Kirche, Schule und Elternschaft klagt Lindsy also die Gesellschaft an. Sie hat mit der Kirche zusammen Schuld an der sittlichen Not der reiferen Jugend bis in die Ehe hinein.

Und wieder Statistik, schwindelhaft hohe Prozentsätze von Ehescheidungen und Trennungen (1924 in Cleveland, Ohio, Eheschließungen 10132, Scheidungen 5256), noch höhere Zahlen von böswilliger Verlassung und Nichterfüllung der Unterhaltspflicht (Denver — nur die Fälle, die das Jugendgericht bearbeitete — über 1500 in einem Jahr), also im Grunde ebenfalls Ehescheidungen.

So die Zustände, so die Anklagen. Kirche, Schule, Gesetzgebung, Rechtsprechung, Elternschaft, Gesellschaft haben die Schuld. Richters Lindsy's Idee über Schuld und Recht, über Wandel, Fortschritt, sittliche Forderungen, Wege zur Besserung sind die Americas — des Americas, das überhaupt wahrhaft sucht und strebt. Das andere Amerika, das konservativ, konventionell, unoriginell und stumpfsinnig möglichst beim Alten, Uralten beharrt, ist natürlich auch da, wie bei uns ein solch anderes Deutschland. Welches hat recht?

Die Dinge liegen hier wie überall bei dem Kampf zwischen Altem und Neuem. Die Kämpfenden haben immer recht und unrecht zugleich. Das Recht beider Seiten aber wird durch den Kampf frei und setzt sich unabhängig von beiden Seiten schließlich durch. Wenn Lindsy die Kirche angreift, so mögen wir Europäer mit unserer reifen historischen Auffassung wohl deutlicher erkennen, wieweit er recht oder unrecht hat, als das immer noch in geschichtlichem Denken ungefaltete Amerika. Lindsy erkennt, was die christliche Kirche an Menschheitserziehung, an Seelentrost und -rettung geleistet hat. Er vermag nicht mehr zu sehen, daß sie es war, die die „inneren Bindungen“, von denen er sich so Großes verspricht, für die Menschen der früheren Jahrhunderte schuf, und daß sie solches Gut auch heute noch enthält.

Kirche, Schule, Gesetz, Gesellschaft haben stets ihre Aufgaben erfüllt und nicht erfüllt, denn während sie erfüllen, steht der Menschengeist schon in neuen Entwicklungen mit ihren neuen zu erfüllenden Aufgaben. Das ist heute nicht anders, als es immer war, nur daß das Verhältnis zwischen Erfüllung und Nichterfüllung heute wohl unausgeglichener ist als zu manchen anderen Zeiten. Unsere Institutionen hinken wirklich den Anforderungen des Entwicklungsstandes der heutigen Menschheit zu stark nach. Und Lindsy ist wieder vollkommen im Recht, wenn er leidenschaftlich die Beseitigung dieser unnatürlichen Hemmnisse des Fortschritts verlangt.

Wohin sind wir denn gekommen mit all den illusionistischen Forderungen, den Verkleisterungen der Wirklichkeit, der Ablehnung des menschlich Natürlichen, Gesunden, der Zudeckung des heimlichen Lasters, der Kreuzigung der entdeckten Verirrten?

Lindsley verlangt systematische, radikale Aufklärung und Beratung der Jugend auf Grund eines modernen naturwissenschaftlichen Standpunktes, Reform der Ehegesetze und Geburtenkontrolle. Und Amerika ist auf gutem Wege, dieses alles zu erreichen. Es verspricht sich von allen diesen Maßnahmen — was? Daselbe, was sich Kirche, Schule, Gesetz und Gesellschaft stets als Aufgabe und Ziel setzen: Besserung der Welt.

Wie weit wird man diesem Ziel mit den neuen Mitteln näherkommen, welche Aussichten bestehen für die Zukunft? Das ist wohl die große Frage auch für uns Nichtamerikaner, die wir doch Amerika jetzt in so vielen Dingen folgen, auch folgen müssen, wenn es sich um wirkliche Neuerungen handelt, die dem Fortschritt dienen. Denn Stillstand ist in jeder Hinsicht etwas Unmögliches. Wir müssen einfach vorwärts, das ist Lebensgesetz. Auch wir brauchen alles und jedes, was uns wahrhaft weiterführt zu einem besseren Leben, und auch wir werden beim Fortschreiten weder Gefahren noch Schäden vermeiden können. Es handelt sich nur immer darum, möglichst klar zu erkennen, wie und wo wir am richtigsten zwischen den Klippen hindurchsteuern.

Daß wir nicht ohne eine viel radikalere Aufklärung der Jugend, eine absolut andere Einstellung gegenüber dem Geschlechtlichen (wie sie uns der Sport schon gegenüber dem nackten Menschen gebracht hat), eine gründliche Eheform und Geburtenkontrolle auskommen, ist wohl heute schon jedem, mitten im täglichen Leben Stehenden klar. Aber wir sollten uns auch stets dessen bewußt bleiben, was Richter Lindsley trotz seiner oft übermäßig betonten äußeren Mittel nie aus den Augen läßt: daß alles dies den Hintergrund einer ständig zu vertiefenden ethischen und ästhetischen Erziehung und eine religiöse, eine wahrhaft christliche Basis haben muß. Man hat sich diesen alles begleitenden und leitenden Gedanken Lindsleys beim Lesen seiner Werte immer zu vergegenwärtigen, denn sonst beurteilt man manche kühne Behauptungen falsch, z. B. wenn er sagt, daß die Jugend ihre inneren Hemmungen selbst finden müßte auf Grund wahrhaftiger Aufklärung; kein normales Mädchen würde mehr Frevel gegen Gesundheit und Geschlecht begehen, wenn es die Wahrheit wüßte; von den Frauen würde das neue sexuelle Sittengesetz kommen, nachdem sich auch die Männer zu richten hätten. In einem solchen Satz könnte man eine völlige Verkennung der Menschennatur finden, denn daß die Jugend keine Fehler mehr begehen wird, sobald sie wirklich wissenschaftlich aufgeklärt ist über alle sexuellen Dinge, das glaubt wohl kaum der heftigste Optimist. Aber man darf solche Sätze eben nicht aus dem Zusammenhang der ganzen Gedankengänge Lindsleys herausreißen. Er versteht unter Aufklärung eben schon die tatkvollste, liebevollste, wahrhaft ethische und wahrhaft fromme Belehrung und Willenserziehung, wie er sie selbst stets mit überwältigenden Erfolgen angewandt hat. Er weiß sehr gut, daß bloßes Wissen den Willen weder zu richten noch zu beherrschen vermag, sondern oft nur einen gefährlichen Anreiz für den Wagemut und Experimentier Sinn bedeutet, wie es die Zustände in Amerika ganz deutlich beweisen — von unseren ganz zu schweigen.

Daß auch in einer loseren Eheform, wie in der Geburtenkontrolle, die Gefahr eines noch hemmungsfreieren, verantwortungsloseren sexuellen „Sichauslebens“ liegt, als wir es ohnehin bisher haben, und dazu durch die Überbetonung des Wissens, des „Wissenschaftlichen“ der Überintellektualismus blüht und gedeiht und jedes gesunde, natürliche Leben verkümmert, ist gewiß nicht zu bestreiten. Wir sehen überall in der Welt die schlimme Auswirkung der erstrebten und erreichten größeren individuellen Freiheit des Wissens und Handelns. Es ist nicht Amerika allein, das unter dem Überhandnehmen nervöser Leiden, Unfruchtbarkeit der Frauen, Schwachzuständen der Männer leidet. Die Eheleute, die sich zunächst zehn kinderlose Ehejahre vorgenommen haben, sind nach diesen zehn Jahren oft unfähig, überhaupt noch ein Kind zu bekommen, oder beglücken die Welt schließlich noch mit einem kümmerlichen, nachher verärrtelten und ver-

pappelten Wesen, das Degeneration statt neuer Blüte bedeutet. Ganze Stände, z. B. Universitätskreise, sind schon sprichwörtlich kinderarm.

Geburtenkontrolle zusammen mit der Aufhebung der Distrikte des „roten Lichts“ (Bordelle) haben in Amerika vorläufig eine sexuelle Überbelastung der Frau gebracht. Die Schließung der New Yorker Paläste der Prostitution hat den Broadway mit Dirnen aus allen Kreisen gefüllt. In anderen Städten, sagt Richter Lindsey, wird den Bürgermädchen jeden Alters geschlechtlicher Verkehr zugemutet und mehr oder weniger von ihnen erfüllt, wie er früher gar nicht an sie herankam. Auch in der Ehe ohne Kinder, bei der fast jede Hemmung im sexuellen Leben fortfällt, ist es die unbeschränkte Möglichkeit des geschlechtlichen Verkehrs, die besonders die Frau mehr als je dazu heranzieht, was vielfach die schon oben genannten Schäden zur Folge hat.

Meines Erachtens liegt eben hierin eine gewisse Schwäche des letzten praktischen Vorschlags Richter Lindseys: der Kameradschaftsehe. Wird eine so gänzlich ungehemmte Liebesvereinigung junger, oft blutjunger Menschen wirklich jemals die erwähnten Gefahren vermeiden? Werden junge Leute sich jemals derart in der Gewalt haben, daß sie nach Jahren der Geburtenverhütung in der Kameradschaftsehe noch so gesund und frisch sind, um dann ebenso kräftige, blühende, gesunde Nachkommen zu haben, als wenn sie diese Jahre mit wenigstens etlichen zeitlichen und räumlichen Beschränkungen des Geschlechtsverkehrs verbracht hätten?

Und eine noch wesentlichere Schwäche sehe ich nach gründlicher Betrachtung aller praktischen und idealen Seiten dieser „Kameradschaftsehe“ darin, daß der eigentliche Sinn der Sache, eine unbelastete Probezeit für die Gatten zu schaffen, schon allein deshalb nicht erfüllt werden kann, weil oft das Kind die stärkste Probe einer wahren Zusammengehörigkeit von Mann und Weib bedeutet. Erst wenn die Kinder erscheinen und mit ihnen die Pflichten, die weder Mann noch Frau von sich weisen können, allermeistens erst wenn es sich um gemeinsame Arbeit und Sorge um ein Drittes handelt, erweist es sich, ob die Charaktere zur wirklichen Lebensgemeinschaft zusammenpassen oder nicht. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber die Regel ist doch das Entscheidende. Und was für einen Zweck hat die Probezeit, wenn sie vor der stärksten Prüfung — ehe Kinder kommen — doch schon zu einer normalen Ehe mit gesetzlichen Bindungen umgestaltet werden soll?

Es fehlt eben doch noch das, was alle die neuen Erkenntnisse und Errungenschaften stark und gesund fundiert. Man nimmt etwas vor der allgemeinen inneren Entwicklung vorweg. Aber deshalb ist auch die große, allgemeine Aufrüttlung des Gewissens notwendig. Es handelt sich darum, das rechte Gleichgewicht herzustellen. Deshalb geht der leidenschaftliche Ruf Lindseys nach Wahrhaftigkeit, nach Abtun aller verschönernden, verschleiernenden Politit von Kirche, Schule und Gesellschaft in die ganze Welt. Zunächst einmal schonungslos die Zustände sehen, wie sie sind. Dann muß sich die Ordnung danach umstellen, dann müssen sich alle Kräfte des Lebens mit ihrem Ausdruck in den menschlichen Einrichtungen auf wahrhafte Wege, wahrhafte Abhilfe, wahrhafte Rettung einstellen. Haben wir einmal die offene Anerkennung aller: es ist so, so liegt die Sache, dann können sie sich nicht mehr bequem auf alten Lorbeerzweigen ausruhen, sondern müssen sich beileben, den brennenden Forderungen des Jetzt nachzukommen, damit die Jugend zu dem Wissen von Wie und Woher und Wozu auch das Wissen von tiefstem christlichen Warum erhält, daß das Zusammenleben von Mann und Weib seinen wahren Sinn beweist. Ehereform auf Grund der wahren sittlichen Freiheit der Kinder Gottes. Geburtenkontrolle aus einer seelischen, nicht bloß wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis und von einer sittlichen, nicht nur stofflichen Beherrschung aus. Erst wenn die „Alten“ mithelfen, wenn alle unsere — im Grunde nur dazu dasehenden Institutionen in solchem Sinne mitarbeiten, kann die Jugend ihre inneren Bindungen, ihre wahrhaft neuen d. h. erneuernden Wege finden. Amerikas aufrüttelnde Stimmen werden nicht verstummen. Sie stärken die wachen Kämpfer auch bei uns.

Loni Harten-Hoende

Wenn die Erde bebt!

Eine unvermeidliche, recht unangenehme Begleiterscheinung des Lebens in den zentral-amerikanischen Vulkangebieten sind die Erdbeben, die regelmäßig zu Beginn der Regenzeit, also etwa im April, und bei Ende derselben, im Dezember, stattfinden. Gewöhnlich sind sie leichter Art und werden schließlich so hingenommen, wie etwa bei uns die Gewitter. Doch weiß man nie, ob das leichteste Erdbeben nicht gefolgt wird von einem schweren, katastrophalen; und diese Unsicherheit ist das Unheimliche dabei!

Im Juni 1917 wohnte ich auf einer Finca, einer Kaffeepflanzung, am Südfuße des großen Vulkanes Fuego in Guatemala, dessen herrliche Urwälder und Schluchten mit wundervollen Motiven zum Malen boten. Der siebente Juni war ein ungewöhnlich schwüler Tag. Der Himmel war voller Lämmerwölkchen, die in Guatemala als Erdbebenanzeichen gelten. Kein Blättchen regte sich und bleierne Müdigkeit legte sich auf die Glieder. — Da fingen ohne sichtlichen Grund die Hunde an zu heulen; das Hühnervolk gebärdete sich, als wäre es vom Marber bedroht, und die Pferde und Maultiere im Stalle stampften und schnaubten ängstlich. Die Mitbewohner tropischer Dachstühle, wie Beutelkratten, Storpione und selbst einige widerliche behaarte Vogelspinnen, huschten ins Freie. Die Fenster Scheiben klirrten, das Haus schwankte, die Hängelampe pendelte hin und her. Mit einem Saße waren wir unter Fenster- und Türöffnungen, weil der hölzerne Türrahmen nicht so leicht einfällt und man unter ihm vor herabfallenden Steinen und Schutt geschützt ist. Mit einem Male ertönte ein rollendes unterirdisches Geräusch, das sich anhörete, als wäre die Schraubenwelle eines großen transatlantischen Dampfes in Unordnung geraten, oder als ob eine Dampfmaschine unregelmäßig arbeite. So schnell wir konnten, rannten wir zur Tür hinaus ins Freie. Dachziegel prasselten hinter uns her, und das Haus schüttelte sich wie im Fieber. Das Wasser des Brunnenbedens, der Pila, schwappte über, und die Glocke, die die indianischen Mojos zur Arbeit rief, läutete einige Schläge von selbst. — Aber unser aus tafelförmigem Holz erbautes Tropenhäus hielt brav dem Erdbeben stand, ebenso wie die aus Bambus gebauten und mit Palmstroh gedeckten Indianerranchos, während der Kramladen des Dorfes, der aus Lehmziegeln, Adobe, gebaut war, zu einem Schutthaufen zusammenstürzte. Einige Male noch wiederholte sich das Beben, aber das entsetzliche Geräusch wollte nicht enden, so daß wir noch Schlimmeres, vielleicht einen Vulkanausbruch, erwarteten. Die ganze Nacht hindurch beteten und sangen die verängstigten Indianer in der kleinen Kirche beim fortwährenden ununterbrochenen Gedröhn der indianischen Pauke, des O'cohón, und die Zauberer, die Brujos, opferten schwarze Hähne unter dem riesigen heiligen Ceiba baume im Urwalde, in heimlichen Höhlen und auf dem Hügel, um die erzürnten Götter zu versöhnen. — Dies gelang ihnen auch ihrer Meinung nach, denn die schwarze scharfe Spitze des Fuego-Vulkanes blieb unverändert, der gefürchtete Vulkanausbruch erfolgte nicht. Aber das unheimliche unterirdische Geräusch hielt bis zum nächsten Vormittag an, und stundenlang lag ein unangenehmer Geruch in der Luft, wie von faulen Eiern.

Drei Tage später erfuhren wir, daß vier Tageritte südlich, in der Nachbarrepublik El Salvador der seit Jahrhunderten für erloschen geltende Vulkan Salvador ausgebrochen war und die Hauptstadt gleichen Namens zerstört hatte. Dieser Vulkan hatte in seinem alten Krater einen See. Trotzdem platzte der Vulkan an der der Hauptstadt abgewandten Seite in etwa 35 Kratern auf wie ein Brot im Backofen. Ein Chlor- und Aschenregen erfolgte, der alle Vegetation vernichtete, und Lava quoll heraus und überflutete Haciendas und die Eisenbahn zu genau derselben Zeit, als wir am Fuego-Vulkan in Guatemala das seltsame unterirdische Geräusch vernommen hatten. — Wie sollte man es anders erklären, als daß unterirdische Lavaströme die zentralamerikanischen Vulkane verbinden?

Die Nachrichten aus El Salvador lauteten erschütternd. Die ganze Hauptstadt und eine Anzahl kleinerer Orte waren durch die mit dem Vulkanausbruch verbundenen Erdbeben zerstört worden.



Haus am Bodensee

Hans Dieter

(Aus dem Türmer)

Viele Menschen waren dabei umgekommen. Ich beschloß, sofort nach El Salvador zu reiten, um zu sehen, was aus meinen dortigen Freunden geworden war.

Ohne Zwischenfall erreichte ich die Republik El Salvador. Je näher ich aber dem Vulkan kam, um so häufiger wurden zerstörte Häuser und Ortschaften. Endlich kam der Feuerberg in Sicht. Niemals wieder sah ich eine gespensterhaftere Landschaft. Alle Blätter waren durch den Chlorregen weiß gebleicht. Die schwarzblaue Lava floß zwar nicht mehr; sie war bereits erstarrt, dampfte aber noch, und wenn man darüber hinwegschritt, so klickte es in unterirdischen Tiefen wie das Zerbrechen von Millionen von Gläsern. Im Grunde des 500 Meter tiefen und 1000 Meter Durchmesser haltenden alten Kraters, hatte sich an Stelle des inzwischen fast völlig verdampften Sees ein neuer Vulkankegel gebildet, der in geringen Zwischenräumen abwechselnd Dampf- und Ascheneruptionen auspuffte.

Sechzehnmal ritt ich den Vulkan hinauf; den letzten Rest des Weges bis zum Kraterande mußte ich allerdings zu Fuß zurücklegen. Von dem scharfen Grate des alten Kraterandes aus war der Anblick der vulkanischen Ausbrüche, die aus der Höllentiefe aufstiegen, schauerlich-schön, besonders großartig aber nachts. Ungeheure glühende Lavablöcke, von der Größe eines Indianerkanos, begleitet von unzähligen kleineren Lavastüden, in allen Farben leuchtend, wurden immer und immer wieder viele Hunderte von Metern in die Luft geschossen, um dann fontänenartig prasselnd und dumpf donnernd wieder in das Kraterbecken zurückzufallen. Unaufhörlich wiederholte sich dieses grandiose Schauspiel. Ich malte dieses einzigartige Feuerwerk mehrere Male. Allerdings mußte ich dabei vorsichtig auf die Windrichtung achten, denn wehte der Wind auf meinen Standort zu, so machten Schwefeldämpfe und Aschenregen den Aufenthalt unmöglich.

Im Dezember desselben Jahres 1917 befand ich mich auf einem siebentägigen Ritt nach der mexikanischen Grenze. Ich war wieder im Hochlande von Guatemala und verlebte Weihnachten allein und ziemlich trübselig in der zweitgrößten Stadt dieses Landes, in Quezaltenango. In dieser Weihnachtsnacht weckte mich ein langes wiegendes Erdbeben, das alle Gäste aus dem Hotel jagte. Ich schenkte dem Beben keine große Beachtung und schlief bald wieder ein, stand aber schon vor Morgenrauen auf, um die für die Tropen günstigste Reisezeit, die frühen Morgenstunden, zu benutzen. Auf einsamen Gebirgspfaden ritt ich weiter nach San Marcos, einem Orte, der von der mexikanischen Grenze nicht mehr weit entfernt ist. Abends im Hotel von San Marcos hörte ich die niederstimmernde Nachricht, daß in der vergangenen Weihnachtsnacht Guatemalas Hauptstadt durch ein Erdbeben zerstört worden war, wobei etwa 1000 Menschen den Tod gefunden hatten. Die Ausläufer dieses Erdbebens hatten wir bis in Quezaltenango gespürt. Nun besaß ich damals ein kleines zweistöckiges Haus in Guatemala, in welchem ich meine Möbel und Gemälde zurückgelassen hatte. Natürlich war ich unruhig, was aus meinem Eigentum geworden war. Besonders besorgt war ich aber über das Schicksal guter Freunde. Um Klarheit über dies alles zu bekommen, beschloß ich, die Reise abzubrechen und nach der Hauptstadt zurückzukehren. Ich ritt zu einer deutschen Plantage in der Nachbarschaft, wo einer meiner Freunde wohnte, der ähnliche Sorgen hatte wie ich und mit dem ich dann am 2. Januar 1918 nachts bei Mondschein die acht Stunden hinunter zur Küste an die Bahnstation Pajapita ritt. Von dort fuhrn wir am nächsten Morgen mit der Eisenbahn nach Guatemala weiter, wo wir abends gegen sechs anlangen. Droschken verkehrten nicht mehr, denn die Straßen lagen voller Trümmer. Viele Häuser waren total zerstört; die noch stehenden zeigten Risse und Sprünge. Die Türme der wundervollen alten Kirchen, auch die der Kathedrale und der Post, waren eingestürzt. Selbst meterdicke Mauern, die über ein Jahrhundert lang allen Erdbeben getrotzt hatten, waren geborsten. Was war aus dieser schönen Stadt geworden, die ich noch vor zehn Tagen gekannt hatte als ein Kleinod edelster spanischer Kolonialarchitektur! Die Plätze und Straßen glichen einem Zigeunerlager. Kein Mensch schlief mehr in Adobehäusern, da sich die Erdbeben täglich wiederholten. Viele hatten ihr Bett in die Mitte der Straße gestellt und darüber als einziges Schutzdach Wellbleche schräg gegen-

einander gestügt. Andere wieder hatten Zelte und Buden gebaut aus Kisten, Teppichen und Maten. An einem Amatebaum hing eine sonderbare Riesentüte aus Segeltuch; sie umschloß das Bett eines Mannes. Jeden Abend ließ er dies originelle Zelt hinunter, legte sich ins Bett und zog es dann am Strick wieder in die Höhe, bis es erdbebensicher pendelte. Kein Hotel war mehr bewohnbar. Schon wollten wir versuchen, in einem Eisenbahnwagen die Nacht zubringen, da entdeckten wir dicht am Bahnhofe die Bretterbude eines Jamaica-Negers, der den Boden seiner Bude mit Matrasen belegt hatte, die er einzeln zu fabelhaften Preisen vermietete. Eine Ecke war durch eine Stuhlreihe abgetrennt, hinter der zwei Amerikanerinnen schliefen. Für viel Geld und gute Worte belamen wir gerade noch die letzte Matraße. Ich veranlagte den Schwarzen, einen großen, schweren Schrank, der am Kopfsende meiner Matraße stand, an der Wand festzubinden. Das sollte mein Glück sein. Trotz der Tropen war die Vollmondnacht bitter kalt, denn Guatemala-Hauptstadt liegt 1500 Meter hoch. Unsere wollenen Decken wärmten uns nicht genügend, und so froren wir hier in den Tropen mehr als in einem deutschen Winter. Ußglic wurden wir unansehnlich aus dem Schlaf gerüttelt durch eine Reihe von schnell hintereinander folgenden senkrechten Erdstößen. Ich hatte das Gefühl, eine Riesenfaut, die aus der Erde kam, stieße mich in den Rücken. Dann erfolgte ein Schütteln in horizontaler Richtung, daß man kaum auf den Beinen stehen konnte. Schauerlich ertönte das Klagen, Schreien und Beten der Frauen und das wilde Fluchen der Männer. Dazu kam noch der dumpfe Donner einstürzender Gebäude und unheimliches unterirdisches Rollen. So schnell es ging, waren wir auf der Straße. Raum konnte man atmen, so staubgeschwängert war die Luft. In einiger Entfernung quoll eine dicke Wolke aus der Erde empor, die mich lebhaft an die Eruptionswolke des Salvador-Vulkans erinnerte. Doch kein Vulkan hatte sich aufgetan, wie zuerst befürchtet wurde, sondern die aufsteigende Staubwolke war verursacht worden durch den Einsturz des großen Bahnhofsgebäudes. Frierend wanderten wir vor unserer Bretterbude auf und ab. In dieser Nacht sollte es keinen Schlaf mehr geben, denn ein schweres Beben folgte dem andern, wobei jedesmal links und rechts noch stehende Häuser dumpf krachend einstürzten. Patrouillen durchzogen die Straßen, und ab und zu hörte man ihre Schüsse, die Plünderern galten. Es war Standrecht proklamiert worden, und wer in halb eingefallenen Häusern gefunden wurde, riskierte, auf der Stelle erschossen zu werden. Es war eine schreckliche Nacht. Die Erdrinde glich dem vibrierenden Deckel eines kochenden Teesessels, und man fragte sich besorgt, wie das noch enden sollte. — Mancher lernte in jener Zeit wieder beten. — Es gelang mir, aus meinem eingestürzten Hause wenigstens einen Teil meiner Gemälde und Studien zu retten.

Einige Tage später malte ich ein Aquarell von der Kirche auf dem Cerro del Carmen, die jetzt eine der malerischsten Erdbebenruinen war. Beim Malen saß ich im Schatten einer Mauer. Um mein Aquarellierwasser zu erneuern, mußte ich meine Arbeit unterbrechen. Die Beschaffung des nötigen Wassers wurde täglich schwieriger, da die Wasserleitungen geborsten waren. Als ich aber schließlich mit dem gefundenen Wasser zurückkam, stürzte vor meinen Augen die Mauer ein, an der ich gemalt hatte. Sie hätte mich sicher erschlagen, wenn nicht die göttliche Vorsehung mich veranlaßt hätte, den Platz rechtzeitig zu verlassen. Mehrere Monate lang wiederholten sich die Erdbeben in Guatemala fast täglich. Kein Vulkan brach aus, wie man befürchtete, aber die Erde senkte sich in dieser Zeit um einige Fuß.

Reichlich erdbebenmüde sehnte ich mich nach festerem Boden unter den Füßen, und da man in jenen Ländern als Bauernregel annimmt, daß Erdbebentatartropfen, wie die von Guatemala und Salvador, sich höchstens alle fünfzig bis hundert Jahre wiederholen, so siedelte ich vertrauensvoll nach Salvador über, das ja gerade erst vor einem Jahre zerstört worden war.

Diese Stadt war notdürftig wieder aufgebaut worden, und man hatte die Häuser, so gut es eben ging, wieder mit Brettern und Wellblechen zusammengefließt. Vorsichtige Leute aber hatten sich erdbebenfeste Holzhütten in die Patios, die Säulenhöfe ihrer Häuser, gebaut und zogen es vor, in diesen Hütten zu schlafen. Sonst hatte das Leben in Salvador wieder normale Formen

angenommen, und ich freute mich schon darauf, nach all den vorausgegangenen wilden Zeiten etwas Ruhe genießen zu dürfen. Ich ahnte nicht, daß ich vom Regen in die Traufe kommen sollte.

Eines Tages riet mir ein Freund ziemlich aufgeregt, ich sollte die kommende Nacht bei offener Tür schlafen, denn er glaubte bestimmt, daß es ein schweres Erdbeben geben würde. Ich lachte über seine Nervosität, hatte ich doch das leichte Erdbeben, das der andere wahrgenommen zu haben glaubte, nicht einmal gespürt. Er aber hielt es für den Vorboten eines schweren Bebens. Sein Rat wäre in diesem Falle gut gewesen, denn schon mancher ist in seinem Zimmer durch einstürzende Wände zerschmettert worden, nur deshalb, weil durch das Erdbeben sich die Tür so festklemmte, daß sie nicht mehr zu öffnen war, und der Unglückliche wie in einer Todesfalle eingeschlossen war. Nun, ich vergaß den gutgemeinten Rat und schloß die Zimmertür wie gewöhnlich. Gegen Mitternacht aber fuhr ich aus dem Schlafe, einen angstvoll gepreßten Schrei hörend. Es war der Klang meiner eigenen Stimme, der mich geweckt hatte. Ich hatte geträumt, ich läge in einer Schiffskabine und das Schiff ginge unter. Aber was war das? Ich war doch jetzt wach, und trotzdem wurde ich noch derart in meinem Bette hin und her geworfen, daß ich mich mit beiden Händen an der Bettkante festhalten mußte, während der Schutt der Zimmerdecke zusammen mit dem Moskitoneße mir auf den Kopf fielen. Das Bett wurde einen halben Meter von der Wand abgerückt. Geheimnisvoll knisternd und knatternd öffnete sich vor mir in spukhafter Weise die Wand, so daß ich durch einen senkrechten fußbreiten Spalt auf die Straße sehen konnte. Das war grausig. Entsetzt sprang ich auf, fiel über den umgefallenen Kleiderständer, trat in Glassplinter und in die Scherben des Waschbeckens, stolperte mit blutenden Füßen über den Schutt der in mein Zimmer hineingefallenen Nachbarwand und stürzte zur Tür hinaus, die glücklicherweise durch das Beben weit aufgesprungen war. Das elektrische Licht versagte, da man in Salvador eine Einrichtung hat, die automatisch den elektrischen Strom ausschaltet, sobald Erdbeben eine gewisse Stärke überschreiten, wodurch Brände durch Kurzschluß verhütet werden.

In völliger Finsternis suchte ich die Treppe hinunterzukommen. Das Angstgeschrei der Menschen überdünnte das Knattern des zitternden Gebäudes und irgendwo schlug jemand seine festgeklemmte Zimmertür mit dem Beile auf. Da wurde zu meinem Glücke unten eine Kerze angezündet, und ich sah, daß die Treppe — abgebrochen war! Wieder fühlte ich die Hand Gottes, denn ich hätte mir den Hals gebrochen, wenn ich weitergelaufen wäre. Auf einer zweiten Treppe erreichte ich aufatmend die Straße. — — —

Hier sah ich geradezu tragikomische Bilder. Die flüchtenden Menschen waren sämtlich unvollkommen bekleidet, und jeder hatte irgendeinen Gegenstand gerettet, der ihm zufällig am nächsten war. Eine würdige Matrone, malerisch in ihr Bettlaten gehüllt, trug auf dem Kopfe einen umgekehrten Korbsessel, auf dem ein plappernder Papagei thronte. Ein Herr, der aussah wie ein Römer in seiner toga, hielt in der einen Hand den Schalltrichter eines altmodischen Grammophons und in der andern einen großen Revolver. Und nun merkte ich erst, daß ich selbst nur in Pyjamas war, den Tropenhelm auf dem Kopfe, und daß ich in der einen Hand einen Stiefel und in der andern die Koffer Schlüssel hielt. Eine Pause des Erdbebens wahrnehmend, eilte ich auf mein Zimmer zurück, holte meine Wertgegenstände aus dem Koffer, packte meinen Anzug und eine wollene Satteldecke in das Bettlaten, und während ich noch vergeblich den andern Stiefel suchte, jagte mich ein erneuter heftiger Erdstoß wieder aus dem Hause. Ich hielt mich in der Straßenmitte auf, da man dort relativ am sichersten war vor herabfallenden Steinen einstürzender Häuser. Gerade war ich im Begriff, mich auf offener Straße anzukleiden, als mich ein Soldat von hinten packte und ein anderer mir das Bajonett auf die Brust setzte. Man hielt mich mit meinem Bündel für einen Mörder. Glücklicherweise kam zufällig ein höherer Offizier hinzu, der mich kannte und der mich von den übereifrigen Polizisten befreite. Feldmarschmäßig ausgerüstete Infanteriebataillone zogen im Lauffschritt vorüber, und bald hörte man Gewehrsalven. Das Zuchthaus war eingestürzt, und die überlebenden Gefangenen suchten zu entkommen. Aber die Kugeln der Soldaten machten ihrem Freiheitsdrang ein Ende ... Wie ein Schlafwandler gelangte ich auf die

schöne, breite, mit Königspalmen besetzte Plaza, den Platz, auf dem sonst abends ein heiteres elegantes Publikum bei den Klängen der Militärkapelle promenierte. Aber jetzt war der weite Platz angefüllt mit niedergeschlagenen, verzweifelten Menschen, die in ihrer phantastischen Bekleidung den Eindruck eines unheimlichen Karnevals hervorriefen. Frauen lagen betend und jammernnd auf dem Boden, andere schrien herzzerreißend nach ihren Kindern. Eine Gruppe weinender Damen und verstörter Herren in großen Toiletten und Frack, hatte das Beben von einer Hochzeitsfeier vertrieben. Einige Familien brachten die Schreckensnacht in ihren Automobilen zu. Ich hatte mir, gleich den meisten, ein Lager auf dem Rasen des Platzes bereitet, das ich schließlich einem alten deutschen Herrn abtrat, der buchstäblich nichts hatte retten können und dem ein zentnerschweres Mauerstück auf sein Kopfkissen gefallen war, gerade, nachdem er sich im Bette aufgerichtet hatte.

Zwar wiederholten sich die Beben in Salvador nicht mehr, aber dieses eine nächtliche Beben hatte genügt, um die unglückliche Stadt zum zweiten Male innerhalb eines Jahres zu zerstören, allen zentralamerikanischen Bauernregeln zum Trost.

Noch heute, nach so vielen Jahren, wiederholt sich mir manchmal in schweren Träumen das, was ich damals während der Erdbeben erlebte, und ich muß gestehen, daß meine unangenehmsten Träume die sind, wenn die Erde bebt.

Max Vollberg

Einige Gedanken über die Erinnerung

Die Erinnerung ist doch ein wahres Wunder. Materialistische Wissenschaft macht es sich ja freilich leicht, indem sie erklärt, die sämtlichen Erinnerungsbilder unseres Lebens befänden sich aufgestapelt in unserem Gehirn. Wendet man mit naiver Laienweisheit ein, daß dafür der enge Raum schwerlich ausreichen könne, so fragt sie wohl spöttisch, ob man nie etwas vom Unendlich-Kleinen gehört habe? Wenn man dann dagegen spottet und ihr dies als einen idealen Begriff vorhalten will, so wird sie etwa an ihre Atome und Moleküle erinnern, auch wohl von ultraviolett und radioaktiv reden. Sie läßt also Überkleines und Unsichtbares gelten, was gar keinen Raum beansprucht. Dieser Art sollen unsere Erinnerungen sein.

Wir fühlen, daß etwas dabei nicht stimmt. Wie erklärt es sich denn, daß diese Unsichtbarkeiten für uns zu Bildern werden? Mögen die Erinnerungen „da sein“, damit ist noch nicht gesagt, wie wir uns ihrer erinnern können. Dies bleibt ein Wunder. Jedenfalls ist es ein geistiger Vorgang, nicht nur im Hirn, auch in der Seele; und davor bleibt die materialistische Wissenschaft ratlos stehen. Für uns aber sind unsere Erinnerungen nicht nur unser sicherster Besitz, den uns keiner nehmen kann, mehr noch: sie haben ihr Sein für sich, ein eigenes geistiges Wesen. Man könnte in ihnen geradezu die Klammer unserer Individualität sehen, wodurch diese zusammengehalten und recht eigentlich jene unteilbare Einheit wird, welche das Wort besagt.

Auch der Name der Erinnerung, das deutsche Wort vor allem, ist bezeichnend für ihr Wesen und ihre Bedeutung. Es ist ein jüngerer Wort; bekanntlich sagten die Altdeutschen dafür „Minne“. Für die Dichtung der Ritterzeit bedeutete dies die damals als ideal empfundene Liebe zur edlen Frau. Die Liebe als ein Gedanke ist ein ungemein zarter Begriff; es wird damit ein ehrfürchtiger Abstand gewahrt und ein geistiges Verhältnis betont, ohne daß leise erotische Gefühle ausgeschlossen wären. Das Geistige liegt schon in der Wurzel des Wortes, da Minne mit dem arischen Grundstamm man zusammenhängt, der das Denten zum Ausdruck bringt, und wovon auch „Mann“ und „Mensch“ als denkende Wesen ihren Ursprung herleiten dürfen. Das lateinische *memini* und das griechische *mimneskein* zeigen dieselbe Verwandtschaft der Begriffe des Dentens und des Gedenkens. Das nächstverwandte griechische *mnester*, der Freier, von *mnomaia*, werbe, liebt, führt dann zum Doppelsinn der Minne zurück.

Wir erkennen daraus, wie sehr dem Arier die Erinnerung zum seelischen Besitz gehörte, und gerade dies drückt wohl am aller schönsten unser deutsches Wort „Erinnern“ aus, indem es sichtbarlich verdeutlicht, wie das wirkliche Bild, das wir schauen, in unser Inneres aufgenommen in ein geistiges Bild verwandelt wird. Wir „er-innern“ es uns; eine Wortbildung, die nur noch in „er-innerlichen“ einen Genossen findet, während wir in „veräußern“ und „veräußerlichen“ nicht minder sprechende Gegensätze haben. Die Erinnerungen sind demnach die ins Innere aufgenommene Wirklichkeit, und merkwürdig: nicht nur das Gesehene, auch das Gehörte wird derart aufgenommen, verinnerlicht. Es gibt also auch „Hörbilder“ — wo mögen die wohl im Him ihren raumlosen Platz haben? Jeder Klavierspieler, wenn er seine Stücke „auswendig“ vorträgt, muß sie inwendig besitzen, und die Vorstellung des Notenbildes genügt nicht, sein ungeheures Gedächtnis zu erklären.

Ja, ich möchte den Begriff der Erinnerung noch weiter ausdehnen. Nicht erst nach dem Verschwinden der Wirklichkeit haben wir die Erinnerung daran; im Augenblick der Wahrnehmung vollzieht sich ein Er-innern, jener Wandel des Äußerer in das Innere: das geistige Dasein wird in diesem Augenblick geboren. Die bleibende Erinnerung in unserer Seele ist nur die Fortsetzung des schöpferischen Augenblicks, da wir das Bild aus der Wirklichkeit „schöpften“. Wir sind die Künstler unserer inneren Bildergalerie, und diese unsere Kunst ist die uns verliehene wahrlich wunderbare Fähigkeit zu schauen und zu hören, nicht nur mit den Sinnesorganen, sondern mit der Seelenkraft, als welche uns „im Augenblick“ teilhaben läßt an der unendlich schöpferischen Weltseele. Dieses Wunder weiht unsere Erinnerungen zu einem Tempel, worin wir unsere schönsten Andachten halten dürfen. „Andacht“ selbst besagt ja ein Angedenken. So gewinnt die „Erinnerung“ für uns religiösen Wert, und unsere „Erinnerungen“ sind Heiligensbilder, wenn wir sie heilig halten.

Hans Freiherr von Holzogen

Der Abschiednehmer

Von Franz Karl Ginzley

Niemalen mir die Welt so gut gefällt,
Als wenn ich Abschied nehme von der Welt,
Und Abschied nehm' ich schon seit jungen Jahren,
Und bin dabei fürwahr nicht schlecht gefahren.

Denn willst du wissen, ob dein Sein gedeiht,
So stell' es auf den Abschied jederzeit.
Im Spiegelglauben, daß du nicht mehr bist,
Erfährst du erst die Wahrheit, die noch ist.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einserlungen
sind unabhängig vom Standpunkte des „Fürnere“

Studenten=Ehen

Mancher Leser, der diese Überschrift zu Gesicht bekommt, wird vielleicht den Kopf schütteln und sich entrüsten, andere werden wohl lächeln. Wer aber, wie Richter Linsley in Denver, ein Herz hat für die Not der Besten unserer studierenden Jugend, der wird sich ernsthaft mit den hier aufgerollten Problemen beschäftigen und sie jedenfalls nicht ohne weiteres von der Hand weisen. So soll denn auch der nachfolgende Aufsatz nichts anderes bezwecken, als einmal eine öffentliche Sprache eröffnen, zu der alle diejenigen herzlich eingeladen sind, denen daran gelegen ist, Wege zur stillen Erneuerung unseres Vaterlandes zu finden. Erstes Erfordernis ist aber: den Dingen so wie sie in Wirklichkeit sind, mit vollster Wahrhaftigkeit ins Antlitz zu schauen. D. E.

Studenten=Ehen? — es wird manchem seltsam klingen. Aber schon oft ist das Fremdbartige Mode geworden, namentlich, wenn es die Vernunft für sich hatte. Man spricht so viel von der sexuellen Not der Jugend — der Fall Kraus warf ein grelles Momentlicht —, aber man sollte Nutzenwendungen daraus ziehen. Die erwachende Pubertät meldet erst zart, dann immer stürmischer die neuen Forderungen der Natur an. Ein träumendes Phantasieleben, schwärmerische Erotik, die noch keinen bestimmten Gegenstand hat, sind die seelischen Begleitererscheinungen der physischen Geschlechtsreife. Es ist zu beachten, daß, wie Goethe mit Recht sagt (Wahrheit und Dichtung, fünftes Buch), „die ersten Liebesneigungen durchaus eine geistige Wendung nehmen. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde“. In der „Elegie“ hat der große Dichter diese Stimmung mit dem Gefühl verglichen, „sich mit einem Höheren, Keinern, Unbekannten“ hinzugeben; „wir heißen's fromm sein — solcher sel'gen Höhe fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe“.

Da zerschmelze jeder Selbstsinn: „Rein Eigennutz, kein Eigenwille dauert, vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.“ Da kommt nun alles darauf an, daß in der Offenbarung einer großen Liebe die Naturzweck von solcher idealen Gesinnung durchstrahlt und veredelt werden und in einer frühen und glücklichen Ehe ihre Erfüllung finden. Aber wie fern ist der gewöhnliche Verlauf! Frühe Ehen sind am ersten noch den niederen Ständen möglich, wo selbst der Arbeiter bei den jetzigen Löhnen, besonders wenn auch die Frau mit verdient, eine Familie gründen kann. Aber der Gebildete, der Studierende braucht Jahrzehnte von der Geschlechtsreife an, bis er dem Naturverlangen in legitimer Weise genügen kann, und dieser Zeitpunkt wird durch den Andrang auf die höheren Bildungsinstitute immer weiter hinausgeschoben. Wie fällt der Student diesen Zwischenraum aus? Raum anders als mit Lastern. Er lernt die Erotik in ihrer häßlichsten Gestalt kennen und unterliegt ihren Lockungen nur zu leicht. Die Laster aber beschmutzen den ästhetischen Sinn — vom moralischen nicht zu reden —, untergraben die Gesundheit, und so kommt der anfangs so ideal gestimmte Weisheitsbegeisterte vernützt und verbraucht, eine Ruine, ins Amt und endlich zur Ehe. Welche Tragödien diese „Verfälschungen“ dann im Gefolge haben, davon zeugen die Ehecheidungsgesetze und Sanatorien zur Genüge. Die Frauen haben sich ja darein gefunden, auf Unberührtheit des Bräutigams zu verzichten.

Ein strenger Moralist wird nun sagen: Die Jugend — auch die männliche — soll keusch leben, bis sie zur Ehe und legitimen Befriedigung des Sexualtriebs kommen kann. Aber was heißt keusch? Ohne Weib leben ist noch lang nicht keusch sein. Die Natur läßt ihrer nicht spotten; mindestens bringt sie aufreibende Kämpfe, wo man sie ertöten will; man lese das achte Kapitel des Römerbriefs und Augustins Bekenntnisse! Ich habe gewiß Achtung vor dem, der den Kampf mit den sinnlichen Trieben heldenhaft aufnehmen will; aber er wird die Erfahrung machen wie

Augustin, der Bischof von Hippo: unausgesetzter Kampf — seltener Sieg! Eduard Spranger hat in seiner „Psychologie des Jugendalters“ — ein vorzügliches Buch — mit Recht die tiefe seelische Depression betont, die aus der unnatürlichen oder Nichtbefriedigung des Triebs entspringe; sie habe nicht bloß körperliche, sondern auch seelische Nachteile. Der Onanismus habe den Fluch, daß kein aufbauendes Moment in ihm liege wie beim normalen Verkehr; er sei ein Wurm, der die Jugendblüte zerfrißt.

Ich mache nun einen weiteren Schritt, den einzig richtigen Ausweg — das wahre Ei des Kolumbus: die Studenten-Ehe. Man klagt soviel über mangelnden Nachwuchs, besonders aus den gebildeten Kreisen. Ja es ist ganz ernstlich schon die Gefahr der Rassenverschlechterung erwogen worden. Es fehlt an guten Begabungen; die Können nicht gedrillt, die müssen geboren werden. Wo ist ein anderer Weg als die Begünstigung der frühen Heirat der Intelligenzen? Eine große Zahl Frauen unserer Kulturstaaten ist schon durch die Minderzahl der Männer, zumal der gebildeten Männer, zur Ehelosigkeit verdammt. Hier wäre nun ein Rettungsmittel, und besonders auch für die weibliche studierende Jugend. Die Hochschulen verzeichnen einen immer stärker werdenden Anwachs der weiblichen Studenten. Die Kollegiensäle sind stark gemischt; gemeinsame Studien führen auch zu geselligem Verkehr, zu Flirt und Torheiten. Mancher Student ist geneigt, die Berufskollegin als Angriffsobjekt seiner Lüste zu betrachten; jedenfalls liegt hier eine Gefahr; das weibliche Element fühlt sich bedroht; es hat selbst oft heimliche Zuneigung zu dem oder jenem Kameraden; es ist ja auch ein Geschlechtswesen. Wenn solche Regungen, die so natürlich sind, nun von der Sitte gebilligt, von der Religion geheiligt würden, so wäre dies nicht nur ein Glück für die Betroffenen, sondern auch ein Segen für die Gesellschaft und den Staat. In Amerika sind studierende Ehepaare nichts Seltenes, warum sollte es nicht auch bei uns gehen? Damit wäre der sittlichen Verwilderung der Studentenwelt ein wirksamer Zügel angelegt. Der Ton unter den Kommilitonen würde verfeinert; die verheiratete Studentin müßte anders geachtet werden als das schüchterne Mädchen, das sich in männlicher Umgebung wie ein Freiwillig vorkommt, auf das jeder Jagd macht. Die Ehefrau hat den Schutz des Mannes, der Frivolitäten energisch zurückwiese. Die Familie wäre auch ein Schutz vor Bierkomment und Wirtshausleben. Selbst dem Studium läme das gemeinschaftliche Leben zugut, besonders im gleichen Fach. Wie wertvoll wäre es, wenn der Arzt in seiner Lebensgefährtin den Assistenten ersparte! Ebenso der Rechtsanwalt, der Institutsleiter!

Aber die Kosten eines Haushalts — wird man einwenden — da, wo noch gar kein Einkommen besteht! Und wer soll die Kinder ernähren? — Die Kostenfrage, halte ich dagegen, ist fürs erste vielfach oder doch wenigstens eines Teils öfter durch Wohlhabenheit erledigt. Kinder könnten bei den Großeltern (? D. L.) untergebracht werden; auch dürften sich der Staat und karitative Kreise für solche Studentenkinder besonders interessieren. Wenn jetzt die öffentliche Fürsorge einen so bedeutenden Teil des Budgets der Gemeinden verschlingt, so wäre hier wohl das empfehlenswerteste Objekt dafür. Hier ist ja auch das kostbarste Gut, die Träger der Zukunft.

Mein Vorschlag ist ungewohnt, aber er ist diskussionswert. Zur Verwirklichung ist freilich noch ein weiter Schritt.

Dr. Josef Müller

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Die Quineser Elegien

Rainer Maria Rilkes Quineser Elegien sind ganz gewiß eines der großartigsten Denkmale des neueren Schrifttums. Der Dichter hat uns in ihnen ein Selbstbildnis hinterlassen, das in seiner ungeheuren Schwermut, in seiner seelischen Zergliederungsfeinheit, in seiner spiegelnd geschliffenen Form, in seinem künstlerischen Karat fast unvergleichlich dasteht. Einige bescheidene Anmerkungen möchten Freunden schwieriger Kunst leise Hinweise zum Verständnis geben, auch etliche Bedenken sind nicht verschwiegen worden, obgleich einem Kunstwert gegenüber solche Worte nicht viel anderes bedeuten, als „Bedenken“ gegenüber einer Orkidee: Der Urteiler stellt sich in ein Verhältnis zu dem Werke, und dies Verhältnis kennzeichnet ebenso ihn wie das Werk. Man kann wohl sagen: Ich liebe eine nichtbustende, eine grellfarbene, eine in Umrißfen wildzerfetzte Blume nicht, — aber man kann nie sagen, daß eine Blume unrecht hat, wenn sie diese Eigenschaften aufweist. * * *

Alle größte Kunst ist klar, einfältig, durchsichtig. Das „Ich bin du, du bist ich“ des Minneängers nicht anders als Goethes „Heiderölein“, Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähen“, so gut wie R. F. Meyers „Am Himmelstor“. Aber es gibt daneben eine Kunst, die nur für die Höchstgebildeten klar und durchsichtig ist, etwa die schönsten Gesänge Hölderlins und die Oden Klopstocks, der Hamlet und der Faust. Es ist also nicht angängig, zu verlangen, daß jedes Kunstwert für jeden und gleich aufs erste Lesen hin verständlich ist, vielmehr kann ein Werk sehr wohl durchaus klar sein, — aber nur für Köpfe, nicht für die Köpfechen. — Ganz abseits von diesen Werken steht eine Kunst wie die der Schlesißen Dichterschule (in der Gegenwart etwa die Georges), welche bewußt künstelt. Auch Rilke geht oft an die Grenze des Barocks, geht zuweilen auch über sie hinaus. Was bei George das ewig wiederkehrende Mobilien von Salben, Düften, Teppichen, nackten Epheben, Räucherpfannen, Edelsteinen und eine „seltenste Botanik“ ist (Nadler), das sind bei ihm die immer wieder verwendeten Mosaikblättchen Nacht, Engel, Liebende, Tote, Weltraum und eine ausgefallene Klassik: Attische Stelen, Säulen, Pylone, etruskische Totenschreine, des Blutes Neptun, der Gott in dem Schwan, eine selbst durch Nachschlagen nur unvollständig aufklärbare Linos-Sage. Endlich auch die Sphinx, die er übrigens mehrfach als der Sphinx auftreten läßt. Aber auch Gappara Stampa oder Chartres oder eine Tafel in Santa Maria Formosa gehören hierher. — Alles dies ist typische Barock-Kunst — klassische Erinnerungen in überladenen Wortballungen schwebend, wie die aufgeregten Engel am Plafond einer Barock-Kirche — perspektivisch gemalte schrägschiefe Säulen, wilde Verkürzungen, traffe Aberschneidungen.

So ist George, so ist Rilke.

Aber selbstverständlich hat das Barock seine Berechtigung so gut wie jeder andere Stil. Man könnte die oft ziemlich einfachen Gedankenglieder der Quineser Elegien ebensogut und künstlerisch genau so hochwertig in die schlichten Wortfalten griechischer Klassik hüllen oder in die pompösen Harnische Strachwitzischen Wortprunks oder in das diamantene Kleid von Sancta Sils Maria. Rilke hat den ihm entsprechenden Stil gewählt oder richtiger: den Stil, der von jeher in seiner Überfülle als Mantel des Mangels ergriffen wurde, also: den ihn am besten verhüllenden. * * *

Die zehn Elegien sollten folgende Überschriften tragen, die gleichzeitig Inhaltsangabe, Grund und Endzweck auslagern können:

1. Melancholie der Klage, — der Dichter braucht einen Halt.
2. Melancholie der Vergänglichkeit, — der Dichter leidet unter seinem Halb-Sein.
3. Melancholie der Sinnlichkeit, — der Dichter ist vom Ödipus-Komplex belastet.
4. Melancholie des Erwachens, — der Dichter fühlt sich als ewiges Kind.
5. Melancholie der Liebe, — der Dichter findet keine echte Liebes-Erfüllung.
6. Melancholie des Helden, — der Dichter leidet unter seiner Jagdbaftigkeit.
7. Melancholie der Zwischenzeit, — der Dichter empfindet sich als zusammenhanglos zwischen zwei Zeitaltern.
8. Melancholie der Erkenntnis, — der Dichter erkennt, daß wir nicht rein erkennen können.
9. Der Sieg über die acht Melancholien, — der Dichter sieht seinen künstlerischen Auftrag.
10. Pathos der Melancholie, — der Dichter erkennt den Wert des Leids.

Natürlich sind alle Wortfestlegungen (und vorab so gewaltfam gleichgerichtete wie meine obigen!) immer grausamen Griffes: Wohl halten sie das Gleitende, stellen das Stürzende, gestalten das Gestaltlose. Aber sie müssen dabei so derb zupacken, daß sie oft genug so zärtlichen Gedanken-Elfen blaue Flecken auf die Armechen pressen. Immerhin muß in diesem oft uraltebhaften Laumeltanz von Monden der Empfindung, von Sternen an Gedanken jeder Versuch des Eindaus eines nüchternen Koordinatensystems zunächst einmal als Ordnung gewertet werden. Es kommt nicht darauf an, ob sich das eine oder andere besser sagen läßt, sondern darauf, daß wir nun einen Rhythmus in den Duineser Elegien erkennen und weiterarbeiten können.

* * *

Ein in alle Himmel des gewaltigsten Pathos aufgeredtes Selbstbildnis eines Schwächlings, — so würde vielleicht das Urteil eines medizinischen Sachverständigen lauten. Aber es wäre falsch, denn Rilke war ein Schwächling nur im rohen Sinne des Bizeps und der Nervenbündel, sobald er aber an sein Werk trat, bog er die Hufeisen zähester Worte wie Lederriemen nach allen Seiten, ertrag er, Dantte gleich, die Schrednisse aller seiner inneren Höllen. — Eine herrliche Orgelfuge, aufbrüllend in der brausenden Harmonie von hundert Weheschreien eines pathologischen Neurosenikers, — so würde vielleicht der Neurosenarzt urteilen. Aber auch er hätte unrecht, denn Rilkes Schmerzen sind vielleicht sachlich nicht vorhanden gewesen, haben ihn aber ganz gewiß grausamer gepeinigt als den Borer ein zertrümmerter Knochen. Rilkes Nerven waren nicht überempfindlich aus Krankheit, wie es allen Gefunden wohl in Stunden der Schwäche geschieht, nein: Rilkes Nerven waren so überaus zart in schönster Gesundheit, daß sie gleich einem Erdbenanzeiger die allerfeinsten Schwingungen ansagten. Aber glaubt nur nicht, ein Seismograph wäre krank, weil auch ein nervöser Hypochonder das Wetter wittert!

* * *

An sprachlichen Schönheiten und an herrlichen, ja wahrhaft göttlichen Bildern sind die Elegien reicher als fast jeder andere Band Rilkescher Kunst. Hier finden sich Beobachtungen der Seele, der Landschaft, der Pflanze, des Tieres, die den Vorhang vorm Allerheiligsten der Kunst mit einem Geiffe aufreißen von oben bis unten. Und neben diesen stehen andere Wendungen, die ganz gewiß nicht gut sind, Imitationen des späten Hölderlin bis in den Tonfall und die anknüpfenden Worte hinein („Uns aber . . .“, „O, ihr . . .“, „Ist es nicht . . .“ und dergleichen). Karl Busses harte Worte über Rilke fallen einem ein, von dem „Schwächling“, dem „sanft manierten Dämmerungspoeten“, dem „entsetzlichen Wortbrei eines überreizten Altheten“, „lein Funke Kraft, nur Latzheu“, der Brigge „nur noch eine Kuriosität“ usw. Das ist alles ungerecht, aber es liegt doch Rilkes Schwäche eben in seiner Schwächlichkeit als menschliche Persönlichkeit. Als Dichter war er der stärksten einer, als Mann war er allzu schmalen Ausmaßes.

Er konnte dichten, aber konnte nicht leben wie wir anderen, sei es als Ehemann oder Vater, als Soldat im Kriege oder als Student vorm Examen, als Hausvater über den Monatsabrechnungen, als Verantwortlicher für einen Hund oder als irgendetwas anderes, das Verantwortung, Sichfügen, Sorgen für andere, Arbeit, auch widerwärtige Arbeit, bedeutet. — Eine solche Anlage bedingt wie jede körperlich-seelische Gesamthaltung auch die Schreibart. Wie sieht man Strachwitzens jugendlichen Überschwang, wie Mörikes Dorf-Pastoren-Engigkeit, wie Kellers knorrige Schweizer-Gestalt in ihrer Schreibart! Und also ist auch diejenige Rilkes feiner menschlichen Gestalt anlegend wie der feingliedrigen Hand ein dänischer Handschuh. Der in monatelanger Einsamkeit allen äußeren Sorgen Entborene sinniert unausgesetzt über ihm vielleicht drohende Krankheiten und über seinen Tod nach. Und in der, Tag um Tag durch nichts als gelegentliche Briefe unterbrochenen Dichtertätigkeit spitzt er die Worte immer spitzer, stellt die Sätze immer feiner, stellt er die Gedanken und die Ausdrücke immer anders und immer noch ein wenig besser in seinen Versen herum, wie ein Mäßiger Silber und Hausrat seines Zimmers immer neu ordnet. So ist Rilkes Schreibart aus seinem Wesen zu erklären, so ist aber auch die überaus große Melancholie seiner Elegien für jeden tätigen Mann des raschen Lebens leicht verständlich.

* * *

Unendliche Schwermut, das ist der Grundton der ersten acht Gedichte, eine Schwermut, die nie tieftoniger, läutender, erschütternder gesungen ist.

Wo finden wir Halt, wir vermögen ja doch keinen Halt wirklich zu brauchen! Eher brauchen die Dinge uns, und sie rufen uns ja auch immerzu. Und wie die sichtbare Umwelt, so haben auch die Toten noch einen Auftrag an uns. So schlägt die Erste Elegie die beiden Töne an, die dann in der Neunten und Zehnten weiter zu selbständigen Melodien erweitert werden.

„Jeder Engel ist schrecklich“, klagt die Erste, und die Zweite ist mit eben diesem Worte in die vorübergehende eingeklirrt. Herrliche Sehnsuchtschilderung der ewigen Engel, furchtbare Niedergeschlagenheit in der Schilderung der irdischen Vergänglichkeit folgen. Und auf diese erste Zweitteilung folgt eine andere, nämlich die Frage: Haben wir überhaupt ein Sein? Und die erschütternde Antwort: Nur ein Schattensein, ein Halbsein ist unser Los! Wie in der Ersten werden hier die Liebenden zu Zeugen, zu Belpiselen aufgerufen.

Die Dritte steht auf Freuds Lehrmeinung von den Verdrängten Komplexen. Niemals ist schöner ein Gedankengehalt in künstlerischer Form dargestellt wie hier, aus der trüben Gelehrsamkeit ist ein Kristall herausgesprungen, leuchtend in unendlicher Schönheit. Das unfehlige Erbe vergangener Geschlechter und verworrenen Traumerlebnisse belastet den liebenden Mann, während das Weib unbeschwerter in das große Erlebnis eintritt.

Der Dichter ist ein ewiges Kind, aber man muß „Kind“ recht verstehen und einordnen in das Weltenschicksal, so lehrt die Vierte. Nicht mittun im Leben — Kind bleiben will er! Nicht mitspielen auf der Bühne, ewig nur sitzen und zuschaun, wie die anderen handeln. Vielleicht ist hier die Selbstschilderung bis zur Grausamkeit gesteigert. Daß wir hier, mehr als in den anderen, Verhältnisse haben, zeigen deutlich die absichtlich verworrenen Fäden „O Bäume des Lebens, o, wann wintersich?“ — „Uns aber, wo wir eines meinen ganz, ist schon des andern Aufwand fühlbar“ — „Wer macht den Rindertod aus grauem Brot, das hart wird, oder läßt ihn drin im runden Mund, so wie den Eröps von einem schönen Apfel?“ — Ich sehe keine künstlerische Notwendigkeit ein, die Sprache so zu zerquetschen, bis sie, die doch ein Mitteilungsmittel ist, unfähig zur Mitteilung wird. Und ich mag auch nicht in toletter Bescheidenheit sagen: Vielleicht verstehen Weisere als ich diese Worte. Ich glaube heute das Recht zu dem Urteil zu haben: Wenn ich etwas trotz aller Mühe nicht verstehe, so liegt die Schuld an der Darstellung und nicht an mir.

Vielleicht die schönste Elegie ist die Fünfte. Der Dichter überträgt künstlerisches Wesen in das Seiltänzerische und gibt eine großartige Schilderung fahrenden Volkes. Er sieht ihre Tragik, ihr Werden, ihre Meisterschaft und erfährt in kühnem Übergange irgendeine Traumwelt, in

der diejenigen Liebenden, „die es hier bis zum Können nie bringen“, endlich das Glück des Erreichens finden.

Das großartige Eingangsbild der Sechsten ist nur dem Botaniker, der die überaus erweiterten Befruchtungs- und Reifungsvorgänge der Feige genau im Kopfe hat, voll ausschöpfbar. Rilke spricht von Helben und weiß, daß er nicht einer von ihnen ist — „o wär' ich ein Knabe und dürft es noch werden!“

Am schwierigsten sind die Gedankensprünge der Siebenten erschöpfend wiederzugeben. Vielleicht hat der Dichter die Melancholie unserer Zeit singen wollen, die immerzu davon redet, daß sie eine Übergangszeit und deshalb zerrissen sei (was man mit einem großen logischen Fragezeichen versehen darf).

Ganz in philosophische Abgründe taucht die Achte. Platos ewiges Bild von dem Schatten an der Höhlenwand wird abgewandelt. Wieder tauchen die Bestandteile fast aller Elegien auf, Kind und Tier, Tod und Schicksal.

Die Neunte endlich bringt (ganz wie jene andere „Neunte“!) den Sieg: Der Dichter erkennt den in der Ersten gegebenen Auftrag der Welt an sich, sie zu singen. Und zum erstenmal hören wir aus dem sonst so zagenden Munde ein schönes Ich will! Und Dichtung, das „überzählige Dasein“ quillt aus seiner Brust.

Die Zehnte endlich enthält die an Dantes Höllenwanderung mit ihrer qualvoll gewissenhaftesten Topographie gemahnende Schilderung der Leid-Stadt, ihrer Vorstadt und Landschaft ihrer Friedhöfe und ihres Sternenhimmels. Was der Schluß mit dem Toten (aus der Ersten) zu bedeuten hat, ist nicht klar. Das Gleichgewicht an dieser Stelle ist so voller Einsicht, daß es einsäufig wäre, wenn wir es nicht mit tieferem Sinne erfüllten. Der Möglichkeiten dazu sind mehrere.

* * *

Eine sprachliche Unart unserer Zeit erwuchs aus einer Manier Georges und Rilkes, und so mag sie hier beschrieben sein, wie ein Forscher eine neue Krankheit beschreibt. Die Substantivitis ist eine Vereiterung des lebendigen Zeitworts zum eingetrockneten Hauptwort. —

Es ist nämlich so, daß das „Hauptwort“ eines Satzes das Zeitwort ist, das lebenssprühende, veränderliche, tätige, eilende. Und daß viele Hauptwörter nur Mumien früheren Lebens sind, hart und ausgerichtet und ungesellig. Beide müssen sein, und jedes hat seine Aufgabe.

Wenn nun aber Rilke sagen will, daß auf den umgestürzten Stämmen des Waldes lichtgrün das Moos wuchert, so schreibt er „auf dessen Gestürztsein lichtgrün sein Herz stand“. Das ist ein gräßlicher Sprech oder vielmehr, da kein vernünftiger Mensch so redet, ein Schreiben, so papieren wie nur einer! — Nun kommen aber die Nachtreter, etwa die greise Lou Andreas-Salomé in ihrem Buch über unsern Dichter — (und ich will vorher sagen, daß es ein blenden- des Buch ist, wohl das beste, das je über Rilke geschrieben werden kann, voll herrlicher Briefstellen, voll Photos, voll Geist dieser einzigen Frau und dieses einzigartigen Dichters!) Und da finden wir eine Bezogenheit zwischen Tod und Mensch, die wohl eine etwas feinere Marke von Beziehung sein soll. Aber nun gilt es ein Zumausdruckbringen, ein Befestsein (für Befestsein), ein In sichtbarkeittreten, ein Beheimatetsein, eine Immerarbeit, eine Immervorhandenheit, eine Wegbegebenheit (für Fortgehen), eine Schicksalhaftigkeit, ein Nichtmehr-schreibenwollen, ein Leibschöpferisches, eine Preisgegebenheit, ein Angehaltensein, ein Hochgeriffensein usw. usw. Diese Substantivitis ist eine Krankheit der Sprache, die seither, vor allem in den Werken über Kunst und Künstler, wie eine Entzündung die Zeitwörter befällt und ihren lebendigen Leib zu trocknen Mumien verknöchern läßt!

* * *

Ein Detalog der Melancholie, ein gewaltiger Gesang der Schwermut — seiner, Rilkes, Schwermut. Denn wir dürfen hier am Schluß nicht die Feststellung des Eingangs vergessen,

daß die Quineser Elegien ein Selbstbildnis sind. Wenn wir anderen schwermütig sind, so drückt uns etwa die politische Lage, — aber dieser Dichter lebte ja fast immer außerhalb Deutschlands. Oder es quälten uns wirtschaftliche Sorgen, — aber Rilke lebte fern von diesen in Häusern von reichen Freunden. Oder die Wohnungsnot, — aber Rilke fand überraschend oft ein Schloß, eine Burg, einen Turm, um darin zu hausen. Oder wir sorgen uns um Frau und Kinder, — aber Rilke lebte getrennt von ihnen. So hatte er sehr viel Muße für die Melanchollen der Philosophie, der Weltanschauung und anderer Dinge, die dem armen Teufel, der am Alltag leidet, fern liegen. Deshalb können die Elegien niemals Gemeingut des Volkes werden. Sie werden immer nur wenigen geliebtes Vergut sein und werden uns in unvergleichlicher Treue und Tiefe das Bild eines unserer lieblichsten Dichter, eines der in seiner kindhaften Schwäche rührendsten Menschen malen.

Und werden in einsamer Höhe über dem allermeisten Vergut unserer Tage ragen als stille Gipfel ewiger Kunst!

Börries Freiherr von Münchhausen

Rederitis bei höheren Schulen

Es war früher nicht leicht, einen Schüler zu einem Vortrag zu bringen. In den Pausen redeten zwar immer, wie heute, zwanzig, dreißig und noch mehr zugleich und dabei jeder für sechs, aber wenn es hieß: „Schmidhuber hat das Wort!“, dann wurde der Rufer im Streit verlegen, blieb stehen, ehe er überhaupt zu reden anfing, und da war niemand, der ihn um seinen Platz beneidet hätte. Für Schulfestern, bei denen ein Schüler sprechen sollte, wurde der Redner sehr sorgfältig ausgewählt, und es wurde ihm ein ebenso sorgfältig ausgewählter Lehrer als Mentor gegeben.

Der Grund für diese Schüchternheit des Schülers beim Reden ist ganz natürlich. Wer reden soll, der muß etwas zu sagen haben. Was soll aber ein Schüler sagen? In wissenschaftlichen Dingen fehlt ihm noch jede Grundlage zu einer eigenen Meinung, in allgemein menschlichen Dingen die Erfahrung. Die Frühreisen, über deren Erlebnisse man staunt, sind meist höchst unerfreuliche, in jedem Fall aber bedauerliche Ausnahmen. Ihrem Drang, ausgestellt zu werden, darf man um ihrer selbst und der andern willen unter keinen Umständen nachgeben. Kinderarbeit ist verboten, und ich begreife nicht, daß man mit Wunderkindern eine Ausnahme macht.

Mit vollem Recht ist man jedoch gegen die übergroße Schüchternheit der Schüler vorgegangen, denn jeder Mensch, der nach einer gehobenen Stellung strebt, muß imstande sein, ein paar Worte zu sprechen, ohne daß sämtliche Zuhörer den bringenden Wunsch haben, sich nach dem Muster der sieben Geißlein im Ofenloch, im Papiertorb oder im Uhrkasten zu vertriehen, bis der Unglückswurm aufgehört hat, seine Westentaschen zu durchsuchen. Leider gibt es noch viel zu wenig Lehrer, die etwas von Sprachtechnik wissen, und hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo von jedem Lehrer verlangt wird, daß er mit den Grundtaschen dieser Wissenschaft vertraut ist.

Trotzdem ist schon recht viel erreicht worden: Die Schüler halten in der Klasse gern kleine Vorträge, und die Zahl derer, die beim Abgang von der Schule noch völlig hilflos sind, wenn sie das Wort haben, ist stark zurückgegangen.

Augenblicklich etwas zu stark. Und wir dürfen uns darüber nicht wundern. Der Mangel ist erkannt worden, und jetzt macht sich der bekannte Uberserfer geltend. Was dabei herauskommt, ist freilich sehr unerfreulich, und darum muß man Bremse und Rabschub zugleich anwenden.

Bei dem Rednerwettrennen um die Amerikareise, dem ciceronianischen Kinderfest, wie es bezeichnend genannt wurde, ging es recht peinlich zu. Es ist eine der Hauptaufgaben des Lehrers, seinen Schülern abzugewöhnen, über Dinge zu reden, von denen sie nichts wissen. Es ist wettter

eine ganz bekannte Unart der Menschen, über Politik, Religion und Kunst zu reden, auch wenn sie sich nicht damit beschäftigt haben. Darum muß der Lehrer auf diese drei ganz besonders achten, und die Verfügung, daß die Politik aus der Schule ferngehalten werden soll, ist mir äußerst sympathisch. Ich verstehe sie so, daß der Lehrer den Schülern die Grundlagen verschafft, auf denen sie eine eigene politische Meinung aufbauen können, daß er ihnen zeigt, wieviel ernste Arbeit nötig ist, um dahin zu gelangen, daß er aber dabei völlig objektiv bleiben muß. Das paßt sehr gut zu der heutigen Auffassung der Erziehung überhaupt, die nicht Kopien, sondern Originale heranbilden will.

Wenn nun aber ein Schüler über Politik redet, dann ist das genau so, als wenn man ihn eine Operation machen läßt, nachdem er im biologischen Unterricht die allerersten Anfänge dazu gelernt hat. Das führt zu Entgleisungen, und es hat daran wahrlich nicht gefehlt, auch nicht bei dem Endklampf zwischen den sechs Schülern und der Schülerin im himmelblauen Kleidchen. Es wurde davon geredet, daß in Preußen der nackte Mensch bis 1850 mit Vorrechten geboren worden sei, die Reichsverfassung wurde eine herrliche Rosenknospe genannt, und es hat auch nicht an den nötigen Gesten gefehlt. Nachher war das Bild des Siegers in den illustrierten Blättern zu sehen.

Ebenso peinlich ging es bei der Verfassungsfeier der Berliner protestierenden Schuljugend zu, die zehn Tage nach dem eigentlichen Datum abgehalten wurde, weil die Feiern in der Schule nicht überall genügt hatten.

Ich habe wenig Lehrer kennengelernt, die sich zu der Rede bei einer Schulfeier drängten. Es ist auch eine undankbare Aufgabe, denn die Zuhörer sehnen ohne Ausnahme das Ende herbei, um den freien Tag zu genießen. Wenn nun ein Lehrer die Verfassung nicht schätzt, bringt er erst recht keine Begeisterung auf.

Ein Schülerrat benutzte die Gelegenheit zum Reden und kündigte eine eigene Verfassungsfeier im Hause des Reichswirtschaftsrats an. Etwa zweitausend Schüler sind gekommen. Wenn man bedenkt, daß Groß-Berlin vier Millionen Einwohner hat, ist die Zahl klein. Die Sache ist neu, und nichts zieht die Kinder bekanntlich mehr an als so etwas Besonderes.

In den Schülerreden wurde gesagt: „Wir wollen, daß unsre Lehrer uns die Herzen heiß machen für unser Vaterland, die Republik.“ Der Redner ist stehend und Vorsitzender eines Schülerausschusses. Der Beifall war donnernd. Auch ein Telegramm von einer Schule fehlte nicht: „Die republikanischen Schüler des - Gymnasiums wünschen eurer Feier einen schönen Verlauf.“ Den Höhepunkt der Feier bildeten die drei Hochs auf die Republik. Sie waren brausend. Der bleibende Ertrag ist der Aufruf zur Gründung eines republikanischen Schülerbundes.

Es ist zweifellos bedauerlich, wenn einzelne durch solche Entgleisungen Schaden nehmen, und diese Gefahr liegt allerdings vor. Und zwar sind gerade solche gefährdet, in denen Leben steckt, das sich eigene Bahnen sucht. Sie bedürfen in erster Linie der Leitung durch die Erwachsenen, und sie wünschen diese Leitung auch von ganzem Herzen und nehmen sie mit aufrichtigem Dank an, wenn sie ihnen in der rechten Weise geboten wird.

Die ganze Zuchtlosigkeit der Jugend, über die heute so beweglich geklagt wird, die Auflehnung gegen alle Autorität, die als bedenkliches Vorzeichen mit ängstlichen Mienen betrachtet wird, sind ja nichts als Bitten der Jugend an die Erwachsenen. „Kommt und helft uns!“ rufen die Jungen uns Älteren zu, und sie begrüßen jeden, der ihnen hilft, mit dem erquickenden Jubelchrei, der uns an der Jugend immer aufs neue entzückt.

Sorgen wir dafür, daß unsre Jugend gesund ist, und alles andere kommt von selbst. Gesunde Kinder sind natürlich, und denen widerstrebt nichts mehr als das Peinliche, Gekünstelte. Einzelne werden immer entgleisen, aber es wird bei vorübergehenden Erscheinungen bleiben, wenn der Kern gesund ist. Wir müssen den Schrei nach Hilfe, der auch in der Reberitis zum Ausdruck kommt, richtig deuten. Die Jungen sind durch das unendlich vielgestaltige Wissen, das in sie

hereingepfropft wird, überreizt, und weil sie nichts recht wissen, meinen sie alles zu wissen und werden Volkstredner.

Halten wir doch Maß! Hören wir auf mit dem verderblichsten aller Erziehungsgrundsätze: „Es schadet dem Jungen nichts, wenn er auch davon etwas lernt.“ Jawohl schadet es ihm, wenn er nicht die gesunde Faulheit im Leib hat, der er sich mit dem bekannten Feuereifer widmet, wenn er geistig überfüttert werden soll. Es schadet ihm sehr, wenn er täglich sechs Stunden in der Schule sitzt und dann noch Hausarbeiten machen soll. Es schadet ihm auch, wenn die Leibesübungen übertrieben werden, und gerade hier ist individuelle Behandlung durch Sachverständige unbedingt erforderlich.

Hier müssen wir einsehen, nicht mit Worten, sondern mit der Tat. Wir wollen keine Fachleute in der Schule erziehen, sondern wir wollen lehren, wie man geistig arbeitet. Dann brauchen wir uns bei der Betrachtung unserer Jugend kein einziges Haar auszurufen.

Prof. Dr. von Hauff

Emil Uellenberg

Emil Uellenberg, ein echter Sohn des Bergischen Landes, entstammt einer achtbaren, Altwuppertaler Bürgerfamilie; Bauern und Bleicher waren seine Vorfahren. Am 28. März 1874 zu Elberfeld geboren, blieb er — trotz langer Abwesenheit und großer Auslandsreisen — seiner bergischen Heimat treu und wohnt heute in seinem freundlichen, von Blumen und Blüten umrankten Heim in Dohwinkel. Uellenberg wurzelt mit seiner ganzen Persönlichkeit und seinem ganzen geistigen Schaffen in der Eigentümlichkeit jenes eigenartigen Menschenschlages, den das Gebiet zwischen Wupper und Rhein durch landschaftliche, religiöse und erwerbstätige Einflüsse seit alter Zeit gezüchtet und hervorgebracht hat. In seiner Person sind westfälische Biederkeit und Gränblichkeit mit rheinischer Fröhlichkeit und Gemütlichkeit glücklich vereint.

Uellenbergs dichterische Gestaltungskraft ist von bewundernswerter Vielseitigkeit. Bald ist er der feine Lyriker, bald der kraftvolle Balladen-dichter und jederzeit der fesselnde Erzähler, dessen Romane und Geschichten einen bleibenden Wert behalten werden. Den Kernpunkt seines künstlerischen Schaffens bilden drei Hauptelemente: das Ringen um die Weltanschauung, die heiße Liebe zum deutschen Volkstum und die innere Verbundenheit mit der Natur. Hinzu kommt ein stürmisches Gerechtigkeitsgefühl, ein tiefes Wahrheits- und Freiheitsbedürfnis. So stehen in seinen ersten Dichtungen, neben zarten Natur- und Stimmungsbildern, Ausschreie gegen soziale Ungerechtigkeit, Bedrückung, Heuchelei, religiöses Helotentum, besonders in der Dichtung „Zum Stande der Seligen“, und den gesammelten Gedichten „Drei Ringe“. In dem letzteren Bande finden wir übrigens auch die erste jartlyrische Prosafachöpfung des Dichters, die erschütternde Erzählung „Der Irre von Norðerney“. Von diesen Gedichten sagte Richard Dehmel so treffend: „Mögen sie vor dem Unverstand der Reunmalklugen bewahrt bleiben!“ Und Michael Georg Conrad urteilt darüber: „Seine Kunst wurzelt im Tiefsten und Stärksten der Persönlichkeit. Sie rechnet nicht, sie bricht hervor aus völkischem Urquell.“

Nach Herausgabe der gesammelten Gedichte „Drei Ringe“ bereitete Emil Uellenberg seinen Freunden eine Überraschung, indem er sich auf das Gebiet des historischen Romans begab und zwar gleich das erste Werk so wuchtig und von großem Ausmaß schuf, daß ein alter, vornehmer Verlag wie C. F. Amelang in Leipzig (jetzt: Koehler & Amelang) dem Autor seine Tore öffnete. Es war „Das Kreuz auf Vornawyl“, dem dann der „Adolf Klarenbach“ und „Die Stimme in der Wüste“ folgten. Diese Romane Uellenbergs, die Trilogie der Heimatromane, sind durch eine innigere Einheit verbunden, als dies bei Werken anderer Autoren der Fall zu sein pflegt. Wie ein roter Faden ziehen sich die drei bereits genannten Hauptelemente — das christliche, nationale und naturwissenschaftliche Element — hindurch. Sie sind der Ausdruck einer Persönlichkeit, die durch

das Bekenntnis ihrer Weltanschauung über die Dichtung hinaus auf die nationale Entwicklung einwirken will. In Mellenbergs Romantrilogie werden nicht nur die Höhepunkte der Geschichte in lebensvoller Weise geschildert und Leben und Ringen unserer Väter in kraftvollen Zügen dargestellt, sondern auch neue Wege für eine bessere Zukunft gewiesen. „Das Kreuz auf Dornawyl“ schildert den Kampf unserer Vorfahren gegen das Christentum, wie sie sich auf dem Schafott in Rdn für ihre Götter hinschlachten lassen, aber ihr trotziges Herz schließlich doch überwunden wird durch die Liebe Jesu Christi. „Adolf Klarenbach“ erzählt von dem Reformationshelden, der, ebenfalls treu wie seine Väter, sein Leben in Rdn für den reinen Glauben dahingibt. Gerade dieses Werk ist für weite evangelische Kreise von größter Bedeutung und wird vor allem im nächsten Jahre — dem 400. Todesjahr des evangelischen Märtyrers — vielen eine willkommene Lese- und Geschenktgabe sein. Eine neue Jubiläumsgabe wird in Kürze von diesem Roman erscheinen, ebenso vom „Kreuz auf Dornawyl“. „Die Stimme in der Wüste“ steht ganz im Zeichen unserer ziellosen, zerrissenen Zeit und zeigt an dem Entwicklungsgang junger Menschen den rechten Weg aus dem Dunkel zum Licht, nämlich durch religiöse Erneuerung und Verbundensein mit der Heimat.

Den folgenden Roman, „Das Licht im Moor“, kann man als eine Art Fortsetzung der Trilogie ansehen; denn in dem mannigfachen Schicksal des Romanhelden Basil Salmaser und seiner inneren Wiedergeburt wird gewissermaßen auch der innere Gesundungsprozeß, den wir als Volk durchmachen müssen, vorgezeichnet. Mellenberg hat sich bei diesem Werk zum erstenmal von seiner engeren Heimat losgelöst und Menschen und Landschaft des Bayerischen Algäus geschildert. Daß ihm dieses in solcher Vollendung gelungen ist, daß bayerische und schwäbische Berge, Bauern und Moore so wechselvolles, symbolisch reiches Leben gewannen, ist ein Beweis für seine starke Gestaltungskraft und dichterische Größe.

Außer diesen umfangreichen Romanen ist Mellenberg noch durch seine packenden Novellen „Die Luther nach Worms zum Reichstag fuhr“ und „Die sterbende Insel“ bekannt geworden. Es ist eine Lust, dieses prächtige Lutherbändchen, das in jedes evangelische Haus gehört, zu lesen! Da steht der Reformator vor uns in seiner ganzen urdeutschen Kraft und Hoheit und findet in manchen, manchmal auch derben, holzschnittartigen Linien eine unverfälschte Kennzeichnung. Ohne Zweifel besitzt Mellenberg zum Lutherbiographen eine ganz besondere Befähigung, und es wäre zu wünschen, wenn dieser ersten Erzählung noch weitere aus Luthers Wirken und Leben folgen würden. Eine ebenso starke dramatische Lebendigkeit, sowie eine meisterhafte Linienführung der Gestalten finden wir auch in der zweiten Erzählung „Die sterbende Insel“, ein Kampf um deutsches Land an der Waterkant. Doch es hieße dem Schaffen des Dichters nicht gerecht werden, wollte man nicht auch auf sein zuletzt erschienenenes Buch eingehen, auf den feinen Balladenband „Das Gespenst der Grafen von Berg“. Mellenberg beweist uns in diesen Dichtungen, daß er den schwerfließenden Ton der direkten Rede in wirksamste Stimmung zu verwandeln weiß, daß er plastisch gestalten kann und immer neue packende Bilder mit Klang und Rhythmus und starker Wirkung hervorzuzaubern vermag, also auch ein rechter Balladendichter ist.

In allen seinen Werken zeigt sich Mellenberg als ein Meister der Form, seine Sprache klingt oft lieblich wie ein Frühlingslied, dann wieder wuchtig wie ein krachender Donner Schlag, aber stets fließt sie wie ein sprudelnder Wasserquell leicht und froh dahin, den Leser bis zur letzten Zeile fesselt.

Fassen wir nun zum Schluß Mellenbergs Wirken und Wollen zusammen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Mellenberg nicht nur Unterhaltungsschriftsteller ist, sondern ein Dichter, dessen Werke immer eine Problemstellung haben, die den Leser zu eigener Stellungnahme zwingt. Der Vierundfünfzigjährige steht noch in der Vollkraft seines Schaffens. Vom Wuppertaler Dreigestirn — Walter Bloem, Rudolf Herzog, Emil Mellenberg — ist er der Jüngste und — der Bodenständigste. Seine Hauptwerke spielen in der Heimat, und doch haben sie allgemein deutsche Geltung, so daß ein süddeutsches Blatt, die „Bayerische Landeszeitung“, schreiben konnte: „Das Kreuz auf

Vornamyl' ist eines der deutschesten Bücher, die je geschrieben wurden. Wir möchten, daß alle Deutschen es lesen." Ich möchte dieses Urteil weiter fassen und auf alle Werke Wellenbergs ausdehnen. Zwei Vorzüge besonders rühmt bereits die Literaturgeschichte der Neuzeit an dieser markanten Dichterpersönlichkeit: Wellenberg ist kein Alltagswerber, seine Werke sind keine Eintagsfliegen mit lautem Gebrumm und aufdringlichem Gesumm. Das ist das eine, und das andere: der Vornamyl Dichter macht weder der Mode noch den Charakterlosigkeiten seiner Zeit auch nur das kleinste Zugeständnis. Er ist mit seinem Namen, wie mit seinem Schaffen, mit seinem deutschen Mannesmut, wie mit seinem ethischen Bekenntnis, also als Künstler wie als Mensch, eben das, was ein Unsterblicher als das höchste Glück der Erdenkinder bezeichnet, nämlich eine — Persönlichkeit. Solche Dichterpersönlichkeiten aber braucht unsere Zeit; denn sie sind unserem Volke geistige Führer. Und ich bin gewiß, daß ein solcher tiefstehender Dichter — der bis jetzt allzu bescheiden in stiller Zurückgezogenheit lebte — in den Kreis der großen „Fürmer“gemeinde gehört und von dieser freudig aufgenommen wird.

Gustav Schlipföder

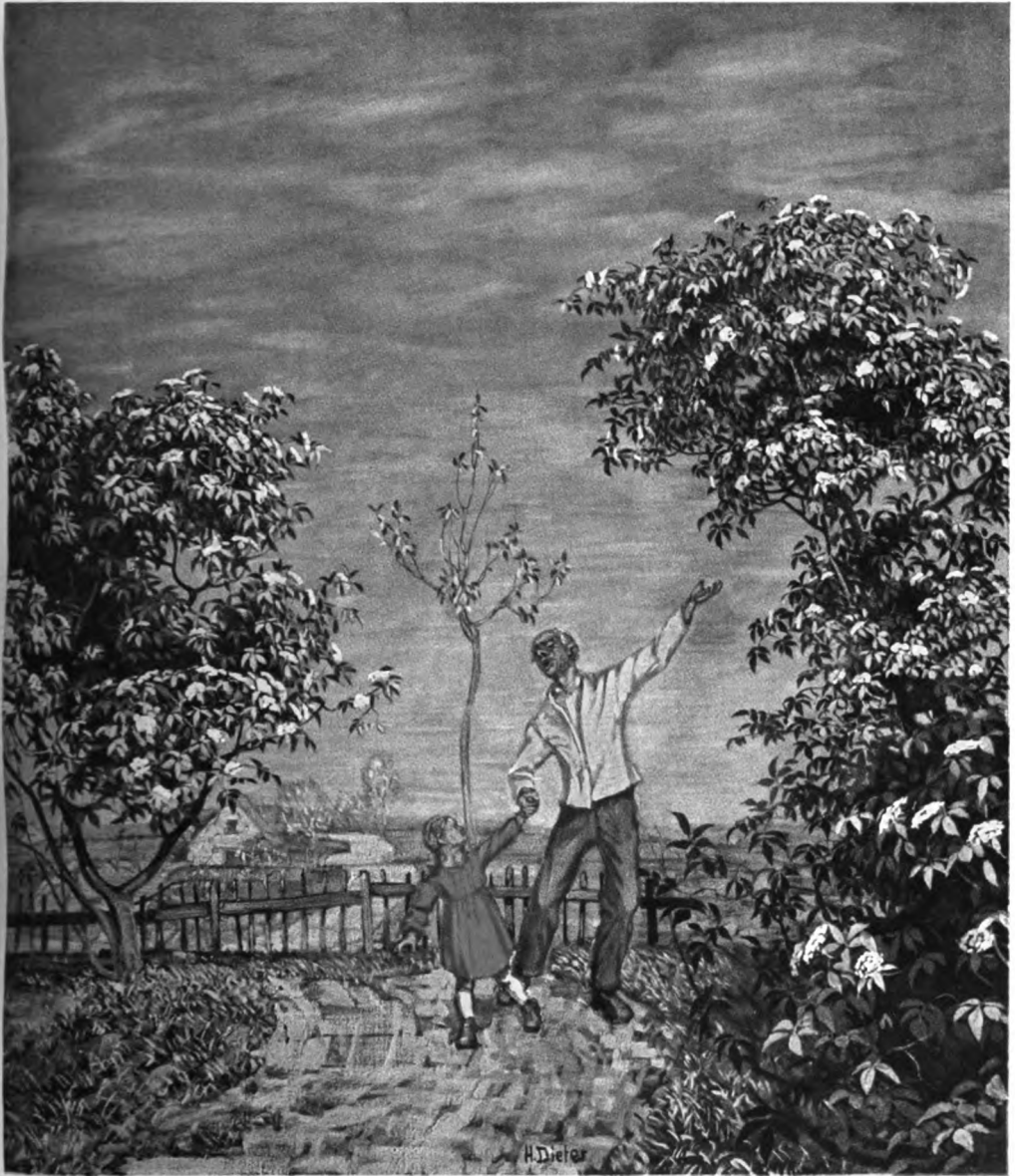
Sinclair Lewis

Sinclair Lewis ist heute von den nordamerikanischen Romanschriftstellern vielleicht am bekanntesten unter uns Deutschen. Er hat in einer Weise geholfen, ein neues Interesse für die amerikanische Literatur in Deutschland zu erwecken. Vor dem Weltkrieg kannten wir im großen und ganzen außer Mark Twain und Bret Harte, außer Emerson und Walt Whitman höchstens noch das eine oder andere Buch von Jack London oder Upton Sinclair. Jack London und Upton Sinclair gehören übrigens hauptsächlich ihrer sozialistischen Tendenzen wegen zu den meistgelesenen Amerikanern in Europa, aber diese Verbreitung steht in keinem rechten Verhältnis zu ihrer literarischen Bedeutung.

Nach Kriegsende bedurfte Amerika erst einer inneren Einkehr und Beruhigung, einer Kritik seiner eigenen Demokratie, eines Sichbefinnens auf sein bestes Amerikanertum, ehe seine Literatur wieder eine Friedensmission im Ausland ausüben konnte. Die ganze Woge dieser literarischen Selbstprüfung, die ihre erste Höhe im Jahre 1920 erreichte, brachte auch Sinclair Lewis mit seinem Roman „Main Street“ (Die Hauptstraße) zu Ruhm und Beachtung, und bald danach wurde er auch bei uns als höchstbedeutendster Romanschreiber erkannt und immer mehr gewürdigt und gelesen.

Sinclair Lewis hat sich einmal wie folgt selbst geschildert: „Er ist groß, hager, ungeschickt, ein Kottopf, nervös, reizbar und dabei doch für Fröhlichkeit zu haben, gesprächig, ganz ohne die zarte Zurückhaltung, die gewöhnlich (wenigstens nach englisch-amerikanischen Anschauungen) zum Genie gehört, zugleich ichsüchtig und insgeheim im Zweifel, ob er überhaupt ein Talent besitzt außer einem lebhaften Interesse für Menschen und einer gewissen Energie.“ Hinzufügen müssen wir noch, daß er ein kluges, scharfes Auge und ein warmes Herz hat für alle die Menschen und Dinge seiner amerikanischen Heimat, die sich in seiner Romanwelt widerspiegeln.

Als er 1920 mit dem Roman „Die Hauptstraße“ über Nacht berühmt wurde, hatte er bereits eine Reihe Romane veröffentlicht, ohne sonderlichen Beifall und Erfolg zu finden. Er war 35 Jahre alt, der Sohn eines Arztes in Sault Center in Minnesota, in „einer Präriestadt von 2500 Seelen, umgeben von Seen, Weizenfeldern und kleinen Gehölzen“, so ungefähr dieselbe Stadt, wie sie in der „Hauptstraße“ beschrieben wird. Knabenjahre, wie sie ein solcher typischer Prärieort gibt, unberührt vom Hauch der Welt, der Kunst und des Ehrgeizes. Geschichtsbücher gaben ihm eine Sehnsucht nach der älteren Kultur im Osten des Landes, und so kam er an die Yale Universität. Dem Universitätsstudium folgten unruhige Wanderjahre mit vielartigem Zeitungsdienst in den verschiedenen Ecken des Landes und ein Ausflug nach England als



Das Lied vom Holderbusch

Hans Dieter

(Aus dem Türmer)

Arbeiter an Bord eines Viehboots. Alle seine Versuche, ernsthaft zu schreiben, blieben lange erfolglos, und er wurde als ein Abwegiger angesehen, der nicht einmal die einfachste Zeitungsstellung innehaben konnte. 1910 ließ er sich in Newyork nieder und arbeitete als Lektor und Schriftleiter; hier versuchte er sich schließlich auch als Romanschriftsteller, nachdem er scharf beobachtet, vieles verglichen, berichtet, beschreiben, kennzeichnen und darstellen, kurz schreiben gelernt hatte.

Sein erster Roman (1914 erschienen) hieß „Unser Herr Wrenn“. Er eröffnete die Reihe seiner verschiedenen romantischen Geschichten, d. h. solcher leichteren Bücher, die trotz aller Alltäglichkeit, die sie schildern, doch den Glauben an ein besseres und poetischeres Leben bekennen. Mitten im Newyorker Häusermeer lebt für Herrn Wrenn z. B. die Sehnsucht nach der freien schönen Natur mit grünen Bäumen und herrlichen Sonnenuntergängen und der Befriedigung, die nur ein Ausruhen in der Natur geben kann.

Jugend und Romantik und amerikanische Autofahrten viele Tage lang stecken in der Geschichte „Free Air“ (1919 erschienen, verdeutschte später als „Benzinstation“). Und reine Romantik lebt auch in der Geschichte „Mantrap“, die englisch 1926 und ganz kürzlich erst in deutscher Übersetzung herauskam.

Der Weltkrieg hat auch Sinclair Lewis den Anstoß gegeben, seine und seines Volkes Lebenswerte zu überprüfen, eine kritische Einsicht in die Grenzen und Schäden der amerikanischen Zivilisation von heute zu gewinnen, und hat seine satirische Begabung endgültig freigelegt. Mit der „Hauptstraße“ (1920) wurde er der führende Satiriker seiner Generation. 1922 folgte „Babbitt“, 1924 „Martin Arrowsmith“, 1927 „Elmer Gantry“. Sie können jetzt auch in lesbaren deutschen Übersetzungen empfohlen werden. („Die Hauptstraße“ in der endgültigen Übersetzung bei Th. Knaur Nachf. (Romane der Welt), „Babbitt“ und „Dr. Arrowsmith“ bei Kurt Wolff, München, und das übrige im Ernst-Kowolst-Verlag, Berlin.) Sie verdienen alle, gelesen zu werden, aber vielleicht wird doch Lewis' Name immer als der Verfasser von „Main Street“, der „Hauptstraße“, bleiben, so bedeutsam die andern Bücher auch sonst sein mögen. „Die Hauptstraße“ ist mit des Dichters Herzblut geschrieben und hat einen gewissen poetischen Reiz. In diesem Roman sind lebendige Jugenderinnerungen zu einer eindrucksvollen Schönheit gereift und verklärt worden.

„Die Hauptstraße“ hat den passenden Untertitel „Die Geschichte der Carol Kennicott“. Carol ist die Seele des Protestes gegen die „Hauptstraße“, die als Symbol für die durchschnittliche kleinstädtische amerikanische Zivilisation steht. Sie möchte ihr Land befeelen, herausreißen aus der „Zufriedenheit der stillen Toten, die alle Lebendigen wegen ihrer ruhelosen Bewegung verachten“, aus der Verneinung aller Lebenswerten, der echten Lebensfreude, des wahren Glücks, aus Stumpf sinnigkeit und Selbstüberheblichkeit. In der Hauptstraße itgendeiner amerikanischen Kleinstadt spielt sich ihre Lebensgeschichte ab.

Carols Lebensschicksal ist überzeugend und ergreifend geschildert, aber die „Hauptstraße“ umfaßt noch mehr als ihre Lebenserfahrung, mehr auch als den Mittelwesten und seine Kleinstadt, nämlich die Demokratie der Vereinigten Staaten, wie sie sich in Krieg und Frieden offenbart. Immerhin bleibt die Frage nach dem Sinn und Wert des amerikanischen Lebens von heute der Hauptfing dieses großen Romans, und seine Verkörperung heißt Carol Kennicott.

In „Babbitt“ haben wir das kaum weniger interessante männliche Gegenstück zu Carol. George F. Babbitt ist ein fleißiger, betriebsamer, unermüdbarer Geschäftsmann, ein „hundertprozentiger“ Amerikaner. Reine Einzelheit ist ohne den inneren Zusammenhang zur Hauptstraße, und eine Fülle von lebensvollen und lebenswerten Menschen, von einzelnen Lebensjügen und Beobachtungen macht das Schicksal Mr. Babbitts bedeutsam. Seine — wie früher Carols — Umwelt ist glänzend gezeichnet.

In Babbitt ist wie in Carol das ehrliche Sehnen nach einem tieferen Leben, als diese amerikanische Zivilisation es durchschnittlich gewährt: mit ihrer Einförmigkeit, „der gesunden Gleich-

mäßigkeit im Denken, im Anzug, in Kunst und Moral und selbst im Wortschatz“, mit ihrem oft leichtem Optimismus und ihrer religiösen Außerlichkeit, ihrer brutalen Herrscherlasse und ihrem schwächlichen Liberalismus, ihrer unbedenklchen Vergewaltigung alles Andergearteten und nicht zuletzt ihrer tragischen Farce des nationalen Alkoholverbots. Wie Carol gegen die Hauptstraße unterliegt, so Babbitt gegen die Gesellschaft seiner Stadt, seiner Klasse, seiner Zeit, und wie Carol wird auch ihm das Stahlbad einer wirklich vollen und lebenserfchütternden Tragik nicht zuteil. In einer Weise hat es Babbitt leichter als seine Schwester Carol: er hat — als Mann — nicht nur die größere Bewegungsfreiheit, sondern auch, wie besiegt er sich am Ende auch fühlen mag, das frohere Bewußtsein, seinem Sohn den Rücken gesteißt und den Weg zum selbständigen Leben nicht verbaut zu haben. Die „Hauptstraße“ zeichnet die weibliche und „Babbitt“ die männliche Seite ein und desselben amerikanischen Menschentums. Beide Seiten wirken überwältigend echt und unmittelbar, persönlich fesseln und vielversprechend für ein besseres und tieferes amerikanisches Kulturgefühl.

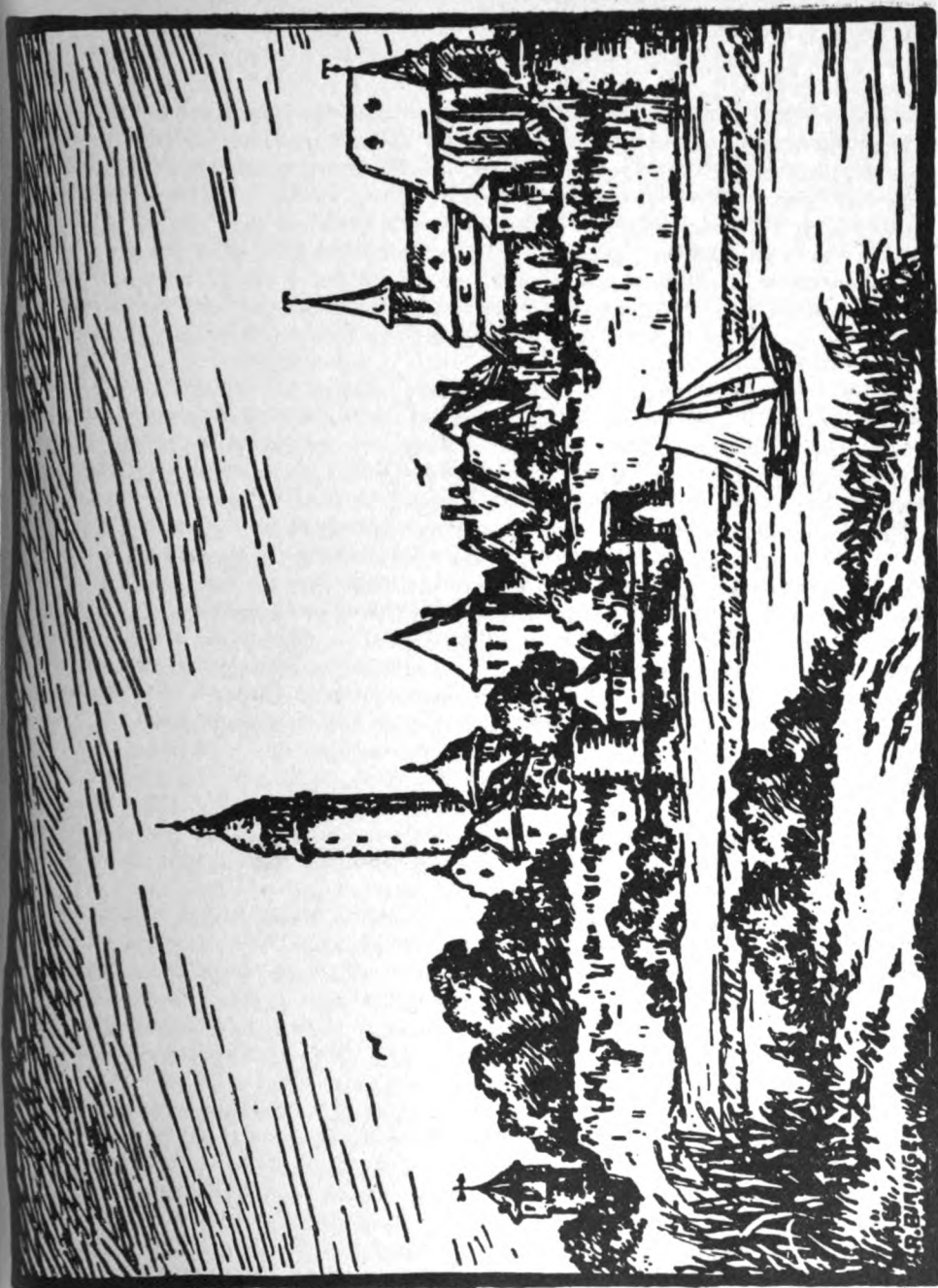
„Martin Arrowsmith“ ist ein mächtiger Protest gegen den bloßen geschäftlichen und reklamemäßig aufgezoenen „Betrieb“ in der amerikanischen medizinischen Wissenschaft mit ihren verkapitalisierten und politisierten Einrichtungen, wie „Elmer Gantry“ ein ebenso mächtiger Protest ist gegen den „Betrieb“ so mancher engstirnigen und fanatischen amerikanischen Sektierer und „Evangelisten“, gegen den gesamten Kirchenbetrieb der Baptisten und Methodisten und gegen alle Evangelisationshysterie und den gefährlichen bornierten „Fundamentalismus“, wie er einer stauenden Kulturwelt etwa in dem sogenannten Affenprozeß offenbart wurde. Elmer Gantry ist die Verkörperung alles Kulturlosen und Bekämpfenswerten im religiösen Leben der letzten zwanzig Jahre, seiner religiösen und sittlichen Ungeistigkeit, Verlogenheit und Scharlatanerie. Nur ganz leise erklingt einmal ein etwas trostvollerer Ton, die Versicherung, „daß es eine Kirche geben könnte, die frei wäre von allem Aberglauben und hilflos gegen die Menschen in Not und die dem Volk jenes mystische Etwas gäbe, das stärker ist als alle Vernunft, jenen Sinn der Erhebung zu einer gemeinsamen Verehrung einer unerforschlichen Macht des Guten“.

Ist „Arrowsmith“ etwas reichlich technisch mit seiner Bazillenforschung geraten, so ist „Elmer Gantry“ zu sehr belastet mit all der Satire über die Zusammenhänge von Kirche und öffentlicher Unmoral, und zuviel ist den Schultern dieses einen schauerlich-grotesken Geistlichen aufgeladen. Darunter leidet in beiden oft ähnd satirischen Büchern etwas die Wirkung der sonst großartigen Darstellung.

Alle diese satirischen Bilder des heutigen Amerikas sind im Grunde aus der mutigen Liebe zu allem Echten und Wahren im Menschentum entstanden. Die Lüge wird in den mannigfaltigsten Erscheinungen des privaten und öffentlichen, des geschäftlichen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens aufgesucht. Alle geschilderten Zustände und Menschen sind natürlich einseitig gesehen. Deshalb darf der deutsche Leser niemals vergessen, daß Sinclair Lewis in seinen großen Romanen immer und überall oft übertrieben kritisch verfährt, daß er Satiren gibt und niemals ein Bild von Amerika, „wie es wirklich ist“.

Aber Sinclair Lewis würde selbst mit seinen schärfsten und zugespitzten Satiren nicht so nachdrücklich in Amerika und Europa gewirkt haben und noch wirken, wenn er nicht seine Ideen durch lebensechte und warm lebendige Menschen darstellte. Carol Kennicott, Babbitt, Arrowsmith, selbst Elmer Gantry und dazu Frauen wie Leora, sie leben alle, und mit ihnen oft glänzend gelungene Nebenfiguren. So tritt der Schriftsteller Sinclair Lewis für Wahrheit und die Konsequenz seiner Gedanken ein, indem er uns lebenswahre Menschen in seiner Romanwelt hinstellt. Seine Satire lebt und wirkt durch seine hervorragende Charakterdarstellung und nicht zuletzt durch seine Meisterei der amerikanischen Gefühls- und Sprachwelt.

Dr. Friedrich Schönmann



Höchst am Main

Nach einem Holzschnitt

(Aus dem Türmer)

R. Biringer

Kunstunterricht

Überall sucht man gegenwärtig nach Zusammenschluß, nach Überbrückung von Gegensätzen. Selbst Natur- und Geisteswissenschaften nähern sich einander immer mehr. Aber der eigentliche Ausgleich ist noch nicht gefunden. Schulmäßig übernommene Begriffe kämpfen mit geistiger Neugestaltung. Die Basis, auf der eine neue Ordnung erwachsen könnte, ist erst im Werden begriffen. Ähnlich geht es in der Kunst. Die jüngste Vergangenheit brachte uns eine Fülle von ...ismen, die nach Form und Inhalt schroff nebeneinanderstehen. Jede Richtung, jeder Stil befestete sich an einzelne Namen, an Schulen, an eine Mode. Viele von uns suchen auch hier nach dem Ergebnis dieses Chaos, nach der einheitlichen Richtung, die uns endgültig zu einem neuen alles ergreifenden Zug führt. Daß die Weltanschauung unserer Tage in anderer Form die gleiche Spaltung aufweist, kann nicht verwundern.

Wer ohne den Überblick über diese Dinge den Anfang August in Prag abgehaltenen VI. Internationalen Kongreß für Kunstunterricht, Zeichnen und Angewandte Kunst besuchte, der wird sich auch hier vor dem großen Durcheinander von Gedanken, Idealen und Methoden gefunden haben. Er wird anstatt Anregung zu positiver Arbeit vielmehr das Gefühl mitgenommen haben, daß man sucht und tappt und nicht weiß, was man will. Wer sich jedoch über den Geist unserer Zeit klar ist, der wird in der Veranstaltung nur ihr getreues Abbild erblicken. Ja, er wird ihre Hauptzüge in gedrängter und selten übersichtlicher Form wiederfinden.

Wenn gleich sich im praktischen Kunstunterricht drei Grundlinien deutlich voneinander erkennen lassen — Nachbildung im alten Sinne, freie Gestaltung um jeden Preis und Reaktion gegen diese unbedingte Freiheit —, so tritt doch die zweite dieser Richtungen bei weitem am deutlichsten heraus. Tatsächlich läßt sich nicht verkennen, daß sie am meisten der Gegenwart entspricht und daß ihr ein natürlicher Kern innewohnt. Seitdem die Psychologie in den letzten Jahren aus ihrer alten analytischen Methode herauskam, seitdem sie endlich aufhörte, eine Seelenkunde ohne Seele zu sein, und den ganzen Menschen so zu erfassen begann, wie er wirklich ist, als Einheit, als Ganzheit, richtete sich ihr Interesse wesentlich auf Sonderleistungen. Nicht bloße Regeln und Gesetze, nicht einzelne Teile oder Elemente sind es mehr, die sie im psychischen Leben zu erforschen sucht, sondern das natürliche Zueinander und Miteinander von Anlagen und Fähigkeiten stehen im Mittelpunkt des Interesses. Die menschliche Persönlichkeit, wie sie wirklich ist, bildet das Problem. Damit traten alle äußerlichen Fragen nach Einzelfunktionen zurück. Die Psychologie unserer Tage, sofern sie diesen Fortschritt mitmachte, trägt keinen generellen, nivellierenden Charakter mehr. Sie wird zur Typologie, zur Charakterologie, ja noch mehr: sie wird zur geistigen Monographie. Die seltene oder die einmalige Leistung, die nur einmal vorhandene Persönlichkeit und ihre Werte erhalten allgemeine repräsentative Bedeutung. Nicht am Durchschnitt lernen wir, sondern an der großen, überragenden Erscheinung unserer Denker und Künstler, die das Allgemeinmenschliche in sich verkörpern.

Wenn insbesondere im Kunstunterricht immer wieder der Gedanke einer freien Betätigung des Kindes wie des Jugendlichen durchbricht, so hat das seine psychologische Berechtigung. Die kindliche Seele ist noch frei von Schablone und Konvention. Sie ist beweglich und bildsam. Aber sie trägt in sich auch einen natürlichen Schatz, den der Erwachsene nur zu bald verkümmern läßt. Wir alle erinnern uns, auch wenn wir nicht bildende Künstler sind, an die starke Gefühlsbetontheit äußerer Eindrücke in unserer Kindheit, die uns später leicht gleichgültig wurden. Maserungen im Holz, Falten im Bett, Schatten an Wänden und Decken, aufgehängte Kleider beleben sich wie von selbst im kindlichen Auge. Es bilden sich Gestalten mit freundlicher oder schreckenerregender Miene. Alles wird im unmittelbaren Sehen belebt und von Seellichem erfüllt, wie auch Steine, Korke, Muscheln, Kastanien und andere Dinge persönliche Züge und Namen erhalten. Aber nicht nur die gesehene Welt erfüllt sich für die kindliche „Phantasie“ mit diesem Leben. Auch Traum-

und Halbschlafbilder sind im jugendlichen Alter besonders reich, lebhaft und gefühlabetont, so daß sie nicht selten bis ins wache Leben hinein ihre Wirkungen ausüben. Endlich trägt selbst das Vorstellungsleben des wachen Zustandes analoge Züge. Die kindliche Seele verfügt über besonders deutliche „Anschauungsbilder“. Abwesende Personen, Gegenstände und Geschehnisse aus Geschichten und Märchen erscheinen dem inneren Auge in einer Deutlichkeit, als wären sie wirklich gesehen. Und sie tragen hierbei oft Züge, die höchst originell sind und die Behauptung rechtfertigen, daß in jedem Kinde ein natürlicher Künstler wohne. Könnte man diese Phantasie- und Anschauungsbilder von Kindern direkt auf den Lichtschirm projizieren, so hätte man eine unendlich reiche Welt, voll von originellen Einfällen.

Selbstverständlich erfährt man diesen Reichtum des kindlichen Innenlebens nicht dann, wenn man sich im Unterricht an bestimmte Methoden oder Schablonen klammert. Hier kann nur ein Verfahren von Nutzen sein, das dem Kinde eine freie Entfaltung seiner natürlichen Eigenschaften gestattet. Die Wege im einzelnen sind allerdings noch recht verschieden. Überläßt man das Kind beim Zeichnen und Malen gänzlich sich selbst, so wird es gewöhnlich Eigenes mit Kopiertem, also mit Unrechtem, vermischen. Es sucht sich unbewußt irgendeine Vorlage, ein Schema, nach denen es arbeitet. Besser ist ein Verfahren, das von bestimmten Anregungen ausgeht. Da sei in erster Linie eine heute oft angewendete Methode erwähnt, bei der dem Kinde eine inhaltlich formulierte, äußerlich aber trotzdem freie Aufgabe gestellt wird. So läßt z. B. Eitel (Wien) seine Zöglinge den „Gespensterwald“ oder den „Wunderbaum“ malen. Gertrud Edermann (Altona) verwendet der Reihe nach eine Menge mehr oder minder abstrakter Begriffe, wie Teufel, Anfang, Ende, Himmel, Krankheit usw. Bei solchen Aufgaben stellen sich dann gewisse Übereinstimmungen, daneben jedoch auffällige Unterschiede heraus. Die Kinder lernen allmählich, sachlich treu zu verfahren, d. h. ihre eigenen, von selbst sich einstellenden Phantasie- und Anschauungsbilder niederzulegen. Es fällt auf, daß sich Kinder bei solchen Aufgabebestellungen niemals oder nur ganz selten weigern, während der Erwachsene sie als ein unbilliges Ansinnen zurückzuweisen pflegt. Beim Kinde stellen sich ganz von selbst, wenn derartige Begriffe genannt werden, deutliche Bilder ein, die oft recht originelle Züge verraten und den, wenn auch unausgebildeten, so doch sicher vorbandenen Künstler erkennen lassen.

Eine andere Methode besteht darin, daß Kinder nicht durch abstrakte Begriffe, sondern durch Eindrücke aus einem anderen Sinnesgebiet angeregt werden. Hierbei spielt die Musik eine besondere Rolle. Das Verfahren im einzelnen ist hier wieder verschieden. Ehr. Ratter (Zena) betreibt seit langen Jahren im Unterricht freie Farbstudien. Er gibt den jungen Leuten Farben und Pinsel und läßt sie die Farben so zusammenordnen, wie sie am besten zusammenpassen. Dabei läßt er zuweilen gleichzeitig Musik spielen, was bei der Mehrzahl der Schüler den Erfolg hat, daß sogenannte „Farbenharmonien“ leichter und besser erzielt wurden. Die Musik wirkt also wie ein allgemeiner unmittelbarer Anreger des inneren Erlebens. Sie verfeßt die jugendliche Seele in eine einheitliche Verfassung, die sich alsdann in den Kunstleistungen widerpiegelt. Spezieller ist das Verfahren, das von Oskar Rainer (Wien) angewendet wird. Er läßt den Schülern keine volle Freiheit, sondern gibt ihnen die Aufgabe, bestimmte vorgeführte Musikstücke malerisch darzustellen. Hier wird schon mit besonderen Fähigkeiten gerechnet, die sich allerdings viel häufiger finden als man meinen könnte. Auf alle Fälle ergibt sich, daß auf diese Weise aus der Seele Fähigkeiten hervorgeholt werden, die sonst ungehoben bleiben. Auch hier ist die Musik Anlaß dafür, daß das allgemeine Erleben angeregt und auf diese Weise auch Phantasie- und Anschauungsvermögen gesteigert werden.

In einem gewissen äußeren, nicht aber inhaltlichen Gegensatz steht ein weiteres Verfahren. Hier handelt es sich nicht darum, das Kind erst durch irgendwelchen Anlaß genannter Art zum Malen zu bewegen. Es bekommt überhaupt nur Farben und Papier zur Verfügung und soll sich gänzlich frei ausdrücken. In einzelnen Fällen verbläßen die Ergebnisse durch ihre Eigenart. Hilde Raul (Hamburg) versuchte, diesen teilweise recht sonderbaren Leistungen bei Kindern vom sechsten

bis zum zehnten Jahre nachzugehen, und sie fand dabei, daß die Kinder unter Umständen ihre Phantasie- und Halbschlafbilder niederlegten. Die Zeichnungen erinnern beim ersten Anblick an sogenannte „mediumistische“ Malereien, auch an orientalische Ornamentik (Architektur, Teppiche). Die Kinder pflegen sich schwer über Einzelheiten zu äußern. Zuweilen aber bekennen sie, daß sie derartige Bilder lange verfolgt und gequält hätten, bis sie sie niederlegten. Wie solche Leistungen zu erklären sind, steht nicht fest. Vielleicht darf man an Atavismen glauben. Vielleicht aber schafft das Kind hier aus einem ähnlichen Zustande heraus, wie der Orientale und der Primitive: aus Halbschlaf und beschaulicher Ruhe. Auf alle Fälle handelt es sich überall um wirkliche Quellen künstlerischen Schaffens, und der Kunstunterricht hat recht, wenn er diese Ursprünglichkeit pflegt und entwickelt. Bringt er doch dadurch die jugendliche Seele zu natürlicher Selbstentfaltung.

Freilich wird bei solchen Methoden, wie das beim Beschreiten neuer Wege vorkommt, oft weit über das Ziel hinausgeschossen. Freiheit und Zügellosigkeit waren noch niemals identisch. Auch gehört viel Erfahrung und wissenschaftliche Schulung dazu, Echtes von Unechtem zu sondern. Daß man neuerlich gegen Übertreibungen auf diesem Gebiete angeht, daß man von einem „Sitzdienst am Rinde“ spricht, wurde auf dem Prager Kongreß deutlich. Gewiß dürfen richtige Erkenntnisse nicht dahin führen, daß man jeden Begriff von einem Kunstlerziehungsideal aufgibt, unmethodisch herumprobiert und schließlich in bloßes Tappen und in Mystizismus verfällt. Mit Recht hat man geltend gemacht, daß in früheren Zeiten große Neuerungen nicht von Unmündigen ausgingen, sondern von Persönlichkeiten, wie Michelangelo und Rembrandt, die sich erst nach einem mühevollen Ringen an ihrem Lebensabend zur Verkündigung neuer Wahrheiten durchdrangen. Mit bloßer Reaktion ist es indessen auch nicht getan, und wir haben die Pflicht, jede neue Regung auf diesem wichtigen Gebiete aufmerksam zu verfolgen. Handelt es sich doch am Ende nicht um ein Teilproblem, sondern um grundsätzliche Fragen der Menschenbildung. Daß man sich immer mehr für den Kunstunterricht interessiert, ist schließlich wesentlich. Nicht durch bloße Bereicherung an Verstand und Wissen, nicht durch bloße Willensbildung wird der heranwachsende Mensch seiner Vollenbung entgegengeführt. Wir müssen dafür sorgen, daß auch sein Gefühlsleben und seine Fähigkeit, sich mit der Umwelt intuitiv, künstlerisch abzufinden, gepflegt werde. Erst dann bilden wir den ganzen Menschen.

Prof. Dr. Georg Anschütz

Hans Dieter, der Maler-Dichter vom Bodensee

Wahrhaft geniale Kunst ist verständlich für jedermann. Der geniale Künstler schafft unbefangen und zielicher. Seine Kräfte steigen aus dem Urgrund des Seins empor. Er schaut weder nach rechts noch nach links, sondern hört ganz einfach auf die Stimmen, die aus seinem tiefsten Innern dringen.

Wer in den letzten Jahrzehnten aufmerksam die Gemäldegalerien und Ausstellungen studiert hat, der wird keinen hoffnungsvollen Eindruck von dem Gesamtschaffen dieser Zeit gewonnen haben. Gar zu viel bewußte „Kunst“ oder vielmehr Künstelei präsentiert sich ihm da. Aufgetragene Absichtlichkeit ist aber das, was ein Kunstwerk wirkungslos macht. Deshalb hat auch der Kunstbolkschewismus, der sich in vielfältigen „Formen“ darstellte, vollkommen abgewirtschaftet. So notwendig man diese Epoche in der geschichtlichen Entwicklung als Zeit der Reinigungsprozesse erachten mag, so bedauerlich bleibt aber doch die Tatsache, daß eine große Schar begeisterungsfähiger Kunstfreunde den Kontakt mit der Kunst verloren hat. Wer sich seelenvolle Bilder, deren Form und Farbe im Gegenständlichen begründet lagen, kaufte, galt als rückständig. Wer sich

dagegen jene konstruktiven Nachwerke propagandabeflüßener Pflücker anschaffte, galt als kunstverständiger Mäzen. Er selbst hatte aber am wenigsten Freude an diesen Bildern, in denen alle Dimensionen geprengt wurden und alles Lebensvolle in kalter Strenge und Nüchternheit erstarrt war.

Wie im Wirtschaftsleben alle Treibhauszüchtungen dahinsanken, so sind auch die Scheinblüten der Kunst verdorrt. Das alte Qualitätsgefühl ist wieder erwacht.

Hans Dieter wußte, daß diese Zeit kommen müsse. In aller Stille hat er gearbeitet an sich und seinem Werk. Lesen wir sein eigenes Kunstbekenntnis:

„Die Künstler aller Zeiten haben unter einem ewig gültigen Gesetz der Schönheit geschaffen. Es gibt nur eine Schönheit, so wie es auch nur eine Wahrheit gibt. Was vor tausend Jahren schön war, muß heute noch schön sein, sonst wäre es nie schön gewesen. Die Tatsache, daß man heute etwas anderes als schön preist als gestern, ist psychologisch zu verstehen. Einerseits und erfreulicherweise rührt sie her aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Schönheitsgesetzes und andererseits aus dem Bedürfnis nach Modischem. Kunst aber hat es nur mit Ewigkeitswerten zu tun, nicht mit Moden. Venen, die Modisches nicht mitmachen, kann zum Troste dienen, daß alles Neumodische wieder altmodisch wird, sonst wäre es nicht neumodisch gewesen.“

In Dieters Bildern rauschen die Lieder ewiger Romantik. Jedes Gemälde ist ein Gedicht und eine Melodie zugleich.

Der verlorene Krieg hat uns arm gemacht in Deutschland. Um so freudiger und dankbarer sollten wir es begrüßen, wenn uns geniale Künstler wie Hans Dieter ihre köstlichen Gaben vermitteln, die für jedermann leicht zugänglich sind.

Im Heimatverlag (Hiemesch & Co., Berlin-Steglitz) erschienen einige prächtige kleine Künstlermappen, deren Titel schon verraten, daß ein Künstler sie mit seinem Herzen schuf. Ich nenne nur: „Von Leuten, die glücklich ihrer Wege gehen.“ Darin sind auch einige Gedichte des Künstlers enthalten, der Pinsel und Feder wohl zu führen weiß.

Hans Dieter steht gegenwärtig in den besten Mannesjahren. Wir dürfen noch manch wertvolles Kunstwerk von seiner Hand erwarten. Wenn er auch als Autodidakt sich emporgearbeitet hat, so schuf er sich doch mit unermüdbarem Fleiß eine vollendete Technik, die es ihm gestattet, seine Bilder auch handwerklich meisterhaft aufzubauen. Hans Epoma war es, der ihm abriet, eine Akademie zu besuchen, weil er schon früh die urwüchsige Eigenart Dieters erkannte. Dieter wuchs am Bodensee auf. Die Poesie des Wassers gehört zu den stärksten Eindrücken seiner Jugend. Heute wohnt er im Meersburger Schloß, das von den Merowingern im siebten Jahrhundert erbaut wurde. Von seinen Fenstern aus sieht er den See mit seinen weißen Segeln und seinen schäumenden Wogen. In dem Schloß, welches Dieter bewohnt, residierten sechs Jahrhunderte hindurch die Fürstbischöfe von Konstanz. Altgeheiligte Tradition steht neben der unverfälschten Natur, die ihn umgibt.

Karl August Walthër

Richard Biringer, ein deutscher Maler und Bildhauer

Im Bolongaropalast der erzbischöflich mainzischen Residenz Höchst a. M. werden heute noch ausgezeichnete Arbeiten in Schmiedeeisen gezeigt, die ein Biringer im achtzehnten Jahrhundert schuf. Das künftige Handwerk der Schlosser erbt jahrhundertlang in der Familie fort, auch Richard Biringer (geb. 24. April 1877 in Höchst) folgte der Stammestraddition, aus dem Handwerk stieg er auf. Der Besuch der Gewerbeschule gab dem Schmiedelehrling die heute noch von ihm dankbar als entscheidend anerkannten Grundlagen und Anregungen. Das Künstler-

Einjährige brachte einen gewissen Abschluß, denn nun ging (1897) der Weg nach Frankfurt a. M. Die Kunstgewerbeschule unter des verstorbenen Professors Luthmer Leitung übte ihre Wirkung und öffnete den Weg in die Praxis als Kunstschlosser und Zeichner für Metallentwürfe. Allmählich wurde das Zeichnen Hauptfache, am Stäbelschen Institut wurde bei Amandus Beer vier Jahre Malerei studiert, 1906 folgte Übersiedlung nach München. Von da ergaben sich drei Italienfahrten und ein kurzer Aufenthalt in Paris. Merkwürdig stark drängte sich jetzt das plastische Element wieder hervor, und noch einmal begann eine Studien- und Lehrzeit beim Bildhauer Professor Feist in Karlsruhe. 1912 lehrte R. Biringer nach Höchst zurück als Wohnsitz und gründete gleichzeitig sein Atelier in Frankfurt. Dem machte der Krieg und vier harte Soldatenjahre ein Ende. Heimgekehrt traf den von Natur verschlossenen und einsiedlerischen Künstler ein schwerer Schlag durch den Tod seines jungen Weibes. Seitdem ist sein Schaffen noch tiefer konzentriert in dem Suchen nach plastischer Form, nach unerbittlich schicksalhaft vorbestimmter Urform aller Erscheinung. Stets greifen seine Werke über den Einzelfall des Vorbildes weit aus zu dessen kosmischen Zusammenhängen.

Aufmerksame Beobachter fanden zuerst Biringers „Ornamentale Studien für Metallarbeiten“ (veröffentlicht in „Kunst und Dekoration“ und im „Kosmos“). Die Stadt Frankfurt kaufte von ihm einen monumentalen Eiertopf; Grabmäler von seiner Hand stehen in Höchst. Die bei Professor Mannfeld eifrig betriebenen Radierstudien führten ihn zur farbigen Radierung (angekauft vom Stäbel- und Karlsruher Kabinett). Aufträge zu Entwürfen in Schmiedeeisen (Blomard-Denkmal in Wiesbaden), Porträtaufträge und die ihn besonders auszeichnende köstliche Kleinkunst in Bronzeplaketten führen stets wieder zur Plastik zurück, trotzdem jüngst eine Ausstellung seines malerischen Wertes ihm hohes Lob brachte. In den beiden Mappen nassauischer Heimatbilder aber (herausgegeben vom Bund für Volksbildung, Höchst a. M.) hat R. Biringer für sein sicheres und gesundes Formgefühl ein Arbeitsfeld gefunden, da er die deutsche Heimat Erde, Berg, Busch, Burg und Waldwiese, in ihrer tiefen Verwurzelung und Verstrickung mit dem deutschen Herz, in ihrem unerschütterlichen Zusammenhalt und Wert in greifbare und tiefgreifende Gestalt zu bringen berufen ist.

W. R. Sülch

Oswald Boetzelberger

München, die Stadt des künstlerischen Verfalls, die Stadt typischer Rückständigkeit, die „dumme Stadt“, also lautet das gehässige Wort neudeutscher Propheten, die es der unmütigen Hsartstadt nicht verzeihen können, daß sie sich dem revolutionären Ansturm mehr Kühner als berufener Neuerer und Besserwisser bisher so erfolgreich entgegengestellt hat. Denn in München, dies darf, dies soll hier bewußt betont werden, ist die künstlerische Phrase, die Schwester des politischen Maulheldentums, am raschesten überwunden worden, weil diese Sumpfpflanze in dem Münchner Klima nie gedeihen konnte. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß München, nach einer Jahrhundertblüte von König Ludwig I. bis zum letzten gentilhomme Prinzregent Luitpold, seit der staatlichen Umwälzung in Deutschland nicht mehr imstande ist, eine anregende und befruchtende Kunstpolitik zu treiben. Diese Tatsache ist aber keine ausgesprochen münchenerische, sie erweist sich als typisch für Alldeutschland, das als verflawtes und verarmtes Land und als parteipolitisch unheilvoll beeinflusste, zerfetzte Volksgemeinschaft nicht einmal seine eigene Wirtschaft ins Gleichgewicht bringen kann, geschweige denn das Kunstleben großzügig und fruchtbringend zu entwickeln. Also ist es nichts mit der Rückständigkeit Münchens, um so weniger, als ein gesunder, begabter Künstlernachwuchs, trotz Mangel mätzenatlicher Anregung und Förderung durch führende Persönlichkeiten, auch heute noch immer in der Münchner Atmosphäre emporwächst und sich recht um Lichte, zum Leben.

Zu solchen Erscheinungen des jungen Münchner Kunstlebens gehört der 34jährige Babener Oswald Voegelberger, der mit einmal in den Brennpunkt des Münchner Interesses getreten ist. Er stellte sich ein, nicht wie eine landläufige Hoffnung, sondern auffallend fertig und geschlossen, verblüffend durch die unheimlich tiefe Wirkung, die von seinen Motiven ausgeht. Und, da dieses aufwühlende Verblüffen nicht verwehte, sondern sich bei wiederholter Betrachtung mehr und mehr verstärkt einstellte, da Voegelberger immer neu und anders erschien und dennoch stets der gleiche blieb, wuchs der Glaube an diesen fruchtbaren Künstler. Voegelberger wurde durch seinen Vater, den impressionistischen Landschaftler Robert Voegelberger in Stuttgart, vorgebildet. Dieser belastete jedoch grundsätzlich den Sohn nicht zu sehr mit seinen Theorien, dagegen weckte er in ihm das Schauen, die echte Betrachtung aller Erscheinung mit Auge und Seele und bereitete ihn dergestalt vor, bei den alten Meistern in die Schule zu gehen. An Ort und Stelle, in Siena wie in Florenz, in Mailand und in Verona hat der jugendliche Voegelberger sein empfängliches besseres Selbst den starken, tiefen Eindrücken derer geöffnet, die seine geistigen Lehrmeister werden sollten. Giotto di Bondone an der Spitze, von dem es heißt, er habe einst einer Figur seines abwesenden Meisters Giovanni Cimabue eine Fliege so naturgetreu auf die Nase gemalt, daß dieser sie, bei seiner Heimkehr für echt haltend, wegschleudern wollte. Von diesem Meister, der lebende Menschen nach der Natur gemalt und der seine Zeitgenossen wieder das Zeichnen gelehrt, kam Voegelberger der bestimmte, große zeichnerische Zug, empfing er die Urtlinie seiner Bilder und nahm gleichzeitig, wohl vor allem von Fra Angelico da Fiesole dessen seelische Vertiefung und Inbrunst in sich auf. Nicht minder von Tommaso di Ser Giovanni, genannt Masaccio, dem bahnbrechenden Erneuerer der Freskomalerei, dessen „Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies“ und „Petrus tausend“ den jungen Kunstadepten formal und inhaltlich beeinflussten. Und noch ein anderer Meister ist hier zu nennen, der auf Kreta geborene Grieche, der in Venedig und Rom erzogen, um in Spanien als el Greco zur Unsterblichkeit zu gelangen. Dort stand er an der Grenzschleibe barocker Malerei und wies als vorahnender Prophet den Weg zu dem, was wir Heutigen den Expressionismus im echten Sinne nennen. Greco wurde auch Voegelberger zum Wegweiser, denn auch er als jugendlicher Ekstatiker hat, in den Spuren Grecos wandelnd, dessen tiefen Ernst, die getragene Herbe in sich aufgenommen und bringt sie feierlich zum Ausdruck. Und, was einst als barocke Linie in Bewegung war, das überschneidet Voegelberger in dem fern empfundenen Nachklang eines gotischen Gefühls mit Herz und Hand des Heutigen. In dem Mittelstück des Triptychons, den „Todgeweihten“, wird der Tod aus dem Realen zum Symbolischen bis ins Unfaßbare, nur geahnte Dämonische versinnbildlicht. Hier ist der Ausdruck ins Geisterhafte gesteigert, entmaterialisiert ins Übermenschliche, Okkulte. Kein Wunder, denn Voegelberger konzipiert seine Bilder primär nicht aus dem malerischen Eindruck, sondern aus seelischen Erscheinungen, aus einem jeweiligen Stimmungskomplex, den er, wie unter einem Zwang stehend, zum Ausdruck bringen muß. So traten auch die Motive der „Todgeweihten“ aus dem Unterbewußtsein, materialisierten sich und verschwammen in nichts, um in neuen Formen und Verbindungen wieder aufzutauhen. So verarbeitet der Künstler, wie er selbst bekennt, seine inneren Gesichte während einhalb Jahren, um das technische Bild selbst in kaum zwei Wochen zu vollenden. Dieser leidenschaftliche und dennoch gebändigte Empfindungsreichtum führt endlich zu dem deutschen Meister, der in Voegelberger das Höchste, Beste gewedt und zur Entfaltung gebracht hat, die Innigkeit des Gefühls, die Melancholie der deutschen Seele: Matthias Grünewald. Solche Vergleiche bedeuten keine Minderung der Persönlichkeit des heutigen Malers vor den längst vergangenen Größeren, im Gegenteil, sie führen ihn auf die hohe Warte derer, denen die technische Fertigkeit nur die Vermittlung und Vollenbung ihrer eigenen inneren Größe bedeutet. Und es ist wiederum kein Übermaß in der Einschätzung, wenn eine junge werdende Malerpersönlichkeit vergleichsweise in die Nähe der Besten und Lebendigsten aus früheren Jahrhunderten gestellt wird. Wir alle, wir sind, was wir immer treiben, geistige Entel im

Besten wie im Alltäglichen, wieviel mehr ein Künstler temperament, das sich müht, den Weg zu großen Abnen zu finden.

Daß Poehelberger reich an innerstem Erleben ist, bezeugen seine Motive. Im „Liebestraum“ fehlt alles, was an äußere Symbolisierung gemahnen könnte, hier erscheint das subtilste seelische Fühlen wie ganz leicht materialisiert, wie in farbig und dennoch durchsichtig gemalten Visionen. Man hat den Eindruck, an Stelle der Farbe trete das Licht, ein Astrallicht, denn Poehelbergers Farben erscheinen nicht in ausgesprochenem Blau, Rot, Braun oder Gelb, sie manifestieren sich meist in undefinierbaren Mischungen, die wie durch einen Schleier gesehen wirken. Ebenso empfinden wir vor dem Bilde des Künstlers „Vision“, das in der jüngsten Jahresausstellung im Münchner Glaspalast die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Motivische Größe und tiefe Gefühlsmöglichkeit halten uns hier gebannt. Auch zeigt der Künstler eine farbige Ökonomie, die er der rein seelischen Wirkung unterstellt. Andere Motive wie „Verkündigung“, „Miserere“, „De Profundis“, „Madonna“, „Abschied“, „Faustphantasie“ weisen in gleicher Weise auf die Fähigkeit, seinem inneren Erleben auf der Leinwand bis an die Grenze des Geheimnisvollen Gestalt zu geben, so etwa wie es der Dichter durch das Hilfsmittel der Feder vermittelt. Der Brennpunkt dieses inneren Erlebens ist meist eine Frauengestalt, der Poehelberger ein lebendes Verehren weiht, die Huldigung des Herzens. Die Frau im seelischen Ausdruck durch ein tiefes Augenpaar, edel und zart in der Linie, namentlich in der Sprache der Hände, die unsichtbare Krone des Leibes tragend. Eine vermenschlichte Madonna. Manches Motiv, unter anderen „Gläserne Wand“, scheint motivisch und in seiner unheimlichen Durchsichtigkeit aus Ernst Th. A. Hoffmanns Bezirken zu kommen, denn Poehelberger ist Romantiker, aber nicht einseitig. Seine Damenbildnisse, Stilleben oder das lebendige „Gartensfest“ offenbaren einen gesunden, realistischen Sinn, der auch in satten, leuchtenden Farben sich äußert. Beides vereinigt der Maler in der grandiosen Allegorie „Unseren Gefallenen“, denn abgesehen von dem heroischen Charakter der Komposition, die den Helden erlöst in den Mittelpunkt stellt, neben der Bedrücktheit der Menschheit öffnen sich Erde und Himmel im Glanze aller Farben wie zum Lobgesang: Erlösung dem Erlöser!

Oswald Poehelberger stillisiert Gestalt und Raum mit bewußt sicherer Hand, sein ausgesprochenes Formgefühl, vor den alten Meistern inbrünstig schauend, in seinen Lehr- und Wanderjahren geschärft, gibt ihm nun, da er im Aufstieg den Weg zum Zenit sucht, den lebendigen Inhalt aus reich befruchteter Seele als deutscher Maler. Und darum dürfen wir an seine Sendung glauben.

Dr. Eduard Scharrer

Wege zum Kunstspiel

Als jüngste künstlerische Ausdrucksmöglichkeit konnte der Rundfunk bisher noch keine abschließende Deutung seiner eigenen, wesenhaften Gesetze erreichen, vielmehr wird ein langer Weg der Erfahrung, der praktischen Übung notwendig sein, um zu lehren, ihm als Kunstgattung entsprechenden Erkenntnissen vorzustoßen. Seine Lage ähnelt der des Films noch vor wenig Jahrzehnten, seine künftige Entwicklung wird weitere Parallelen aufzeigen, und schließlich berühren sich beide, Funk und Film, nicht nur in diesem einen Vergleichspunkt. Beide entspringen aus technischen Gegebenheiten; sie sind gewissermaßen plötzlich vorhanden und damit genötigt, einen Stoff- und Gedankenkreis, den etwa das Theater allmählich um sich bilden konnte, unverzüglich zur Verfügung zu haben. Sie suchen demgemäß Anpassung an vorhandene Werke anderer Kunstart, die zu anderem Zweck, nach anderen Gesetzen geschaffen wurden, sei es für die lebendige Bühne, sei es für die stille Lektüre des Buchs. Und endlich kennzeichnet beide auf technischer Grundlage erwachsenen Künste eine Einseitigkeit in ihrer Wirkung auf den Empfangenden, da hier lediglich optische, dort nur akustische Eindrücke vermittelt werden.

Gegenüber dieser wesensnotwendigen Beschränkung aber haben Funk wie Film weitaus bedeutendere Möglichkeiten der Verbreitung als etwa das zugleich optisch und akustisch wirkende Theater, ist insbesondere der Funk in seiner räumlichen Unbegrenztheit ein Mittel künstlerischer Übertragung von bisher unerhörtem Radius der Auswirkung. Das Geheimnis der schwingenden Wellen umspannt den Erdball, geistige Verständigung der Völker überbrückt alle Grenzen. Heute schon werden Musikwerke durch den Sender über eine Entfernung von vielen tausend Kilometern vernehmbar, technische Vervollkommnung wird dahin wirken, die feinen klanglichen Nuancen immer zu verbessern, den künstlerischen Genuß des Hörers immer ungetrübt zu gestalten. Alle technischen Errungenschaften sind im planvollen Gang der Entwicklung wohl nur eine Frage geringerer Zeit.

Abt aber das Funkwesen auch innerhalb der Landesgrenzen, in den Städten wie auf dem platten Lande, einen kaum übersehbaren und immer wachsenden Einfluß, wurzelt andrerseits in vieltausend Hörern die Freude gerade am Erleben eines dramatischen Spiels, so erscheint das Problem des Funkdramas als eine überaus wichtige und nachdenkswerte Aufgabe unserer Zeit. Eine leichte, befriedigende Lösung wurde bisher nicht gefunden; gewiß wird auch hier das Resultat erst als der Erfolg einer langen Reihe spürsamer, vielfältiger Versuche zu gewinnen sein. Die anfangs gepflogenen (auch heute noch üblichen) Übertragungen aus dem Theater selbst sind natürlicherweise nur ein Ersatz für das fehlende, auf funktischen Gesetzen beruhende Spiel. Sie alle sind für die Wirkung auf Auge und Ohr zugleich berechnet, Notwendigkeiten der bühnenmäßigen Regie, die Entfernung der Sprecher oder Sänger von dem Mikrophon des Aufnahmeapparates, die stimmliche Nuancierung und Tonstärke ihres Vortrags, ein Sprechen zur Seite oder gar nach rückwärts und dergleichen beeinträchtigen die akustische Vollkommenheit der Übertragung. Auch das im Senderraum aufgeführte, nur zum Zweck der Funkübertragung gegebene Hörspiel kann die wesentlichen Artunterschiede von Funk und Bühne nicht vergessen machen. Die „Verfunktung“ bestehender Literaturwerke, ihre Umformung und Kürzung gemäß den Gesetzen einer reinen Gehrkunst, ist die notwendige Folge dieser Erkenntnisse. Und mit einer solchen, mehrfachen und mit wechselndem Erfolg versuchten Neubearbeitung szenischer Dichtungen ist der Weg zum reinen Sendespiel bereits beschriftet.

Für dieses Sendespiel, das ein Preisausschreiben der Berliner Rundfunkgesellschaft vergeblich zu erlangen hoffte, fehlt indes noch immer der zündende Gedanke, das entscheidende, scharfprofilierete Vorbild. Die Wege zum endlichen Ziel sind noch tastendes Suchen; sie werden wohl weniger durch gedankliche Abstraktion zum Erfolg führen als vielmehr durch praktische gemeinsame Arbeit im Senderraum. Der Funk ist wie der Film von so viel technischen Sonderinflüssen abhängig, daß der einzelne Abseitsstehende die zahlreichen Zusammenhänge und Wirkungsmöglichkeiten kaum zu übersehen vermag. Unter gemeinsamem Wirken von Dichter, Regisseur, Dramaturg und wohl auch Kapellmeister wird (wie der Berliner Rundfunkintendant Dr. Hagemann sehr richtig voraussetzt) das Sendespiel in der Werkstatt des Senderraums seine einseitige, fertige Gestalt gewinnen. Es wird bestrebt sein müssen, seine einzigen, akustischen Mittel bis zu letzter Vollkommenheit auszunützen, und eine technisch sehr wohl mögliche Verbindung von Film und Funk, eine gleichzeitige Bild- und Tonübertragung, ergäbe doch nur eine Bastardkunst, weil Nachahmung des natürlichen und viel lebendigeren Theaters.

Bleibt also die Beschränkung auf die Gehörseindrücke, so müßte der gegebene Stoff für das Funkdrama in Ereignissen zu finden sein, bei denen der Gesichtseindruck ohne weiteres ausgeschaltet ist, bei solchen also, die im Dunkel vor sich gehen. Dieser Blickpunkt scheint mir bisher noch nicht genügend beachtet. Mit der Vorstellung eines lichtlosen Raums gesellt sich sogleich die bildende Phantasie zu den akustischen Eindrücken des Hörspiels, wie stets in der Dunkelheit alle Sinne sich auf Wahrnehmung der leisesten Geräusche einstellen. Um das Gesagte an einem Beispiel zu erläutern, wäre in konsequenter Durchführung des Gedankens etwa das Schicksal verflüchteter Bergleute in finsternem Stollen, die auf ihre Rettung warten, ihr schwitzendes,

letzte seelische Geheimnisse offenbarendes Gespräch zwischen Hoffnung und Todesdrohen, der Stoff für ein rein akustisches Drama, oder umgekehrt die Szene eines angeheiterten Herrn auf unbeleuchteter Treppe der Vorwurf für ein Funkluspiel.

Hier und ganz besonders im zweiten Falle ergibt sich zugleich die Möglichkeit der Einbeziehung aller anderen Gehörseindrücke in die Handlung. Ich denke an eine vielfältige Abschattierung der Geräusche; Melodien klingen an, die an irgendeine Stimmung erinnern, die der Sprecher und Spieler gewissermaßen in sich widerhallen fühlt; Töne einer Musik, die auf einen anderen, zurückkommenden, vorbereiten. Wort und Ton fließen letztlich zusammen. Man mag weiter gehen bis zu einer musikalischen Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten, sei es durch begleitende Tonwellen, sei es durch Abstufung der Sprechttöne in koloristischen Nuancen. Und man mag klangliche Ausdeutung fordern für die gedachte Stimmung ebenso wie für den Verlauf der in Wort und Gesang (einer ins Akustische übertragenen Bewegung) sich abrollenden Handlung. An dem schließlichen Ergebnis des Funkspiels wird zweifellos neben dem Dichter auch der Lieddichter Anteil haben, für seine Wiedergabe wird neben dem Funkregisseur auch der Kapellmeister entscheidend sein.

Die letzte Frage endlich nach dem künftigen Verhältnis des Funksdramas zum lebendigen Theater läßt sich nicht ohne weiteres beantworten. Das Theater wird sicherlich neben Film und Funk weiterbestehen, wie es je bestand, und von den auf anderer Grundlage wirkenden Künsten kaum einen Schaden haben. Ob diese beiden indes in strengem künstlerischen Ehrgeiz fernhin ihr Ziel sehen oder ihre stärksten Mittel anderswo versuchen werden, muß dahingestellt bleiben. Der Film ist in seinem tiefsten Wesen doch eher unterhaltend, der Funk bildend und belehrend, die unmittelbare Erlebniswirkung des Schauspiels, die reinste Menschlichkeit der Bühne werden beide, umindeß in allumfassender Bedeutung, kaum erreichen. Ihr Einfluß mag der einer Vorbereitung, einer Anregung sein; er geht seelisch-künstlerisch mehr in die Breite als in die Tiefe. Aber gerade die Massenwirkung macht Funk und Film zu unabsehbaren Bildungsfaktoren, und insbesondere die jüngste, am weitestreichlichsten wirkende Kunst des Funks verdient die aufmerksamste Pflege, die stärkste geistige Anteilnahme als unerhört vielseitig auswertendes Instrument volksbewußter Erziehung und Kultur.

Heinrich Leis

Türners Tagebuch

Schöner Schein / „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen —“ / Wie einig wir sind / Der Verfassungstag / Einheitssehen / Das jungdeutsche Manifest / Luthers Erneuerungsbund / Genf / Rheinlandsfrage und Rückversicherungsvertrag / Die Hilfe der Kirche / Nur gut durch die Guten

Ein ehrwürdig Rotolofschreibzeug stand auf dem Tisch. Benjamin Franklin hat einst seinen Federtiel hineingetaucht. An jenem sechsten Februar 1778 nämlich, an dem er das Abkommen unterschrieb, wodurch das damalige, annoch königliche Frankreich dem jungen Freistaat der Vereinigten Staaten seinen Schutz zusicherte gegen England. Aber es stand nur zur Schau da. Denn gebraucht wurde ja der goldene Füllfederhalter der Stadt Havre mit der von Olzweigen umrankten Widmung an den „großen Friedenskünstler, Seine Erzellenz Kellogg“. Es war sinnig, daß man das geschichtliche Tintenfaß hinstellte, aber ein nachdenklicher Treppewitz der Weltgeschichte, daß keine Tinte darin war.

Aristide Briand erhob sich: „In dieser denkwürdigen Stunde schwingt sich das Gewissen der Völker, gereinigt von jedem nationalen Egoismus, in jene erhabenen Regionen auf, wo sich die menschliche Brüderlichkeit in einem einzigen gemeinsamen Herzschlag äußern kann. Es ist hier nicht eine einzige Nation vertreten, die nicht ihr Blut auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges vergossen hätte. Deshalb schlage ich vor, daß wir das Werk, dem wir jetzt unsere Unterschrift geben, den Toten aller Völker des großen Krieges als Widmung darbringen.“

Ein gemütvoller Vorschlag zum Zweck einer bequemen Abwälzung. Schlagfertiger, als Kellogg offenbar ist, hätten sich erhoben und dem Manne des vollen Mundes aber der leeren Taschen geantwortet: „Lasset die Toten ihre Toten begraben, Ihr aber, die Ihr lebet, haltet den Lebenden, was Ihr verspricht.“

Vierzehn Tage später zeigte sich in Genf, daß Briands Friedenssalbabern keine Federspule wert ist.

Painlevé hat gesagt, er habe zu dem feierlichen Akt keine Ehrenkompagnie gestellt, weil kriegerischer Prunk nicht passe zu solchem erhabenen Friedenswerk. Er wolle auch fortan gar nicht mehr Kriegs-, sondern Friedensminister genannt sein. Ist denn das nicht Firtelanz, wenn man an der Spitze von fünf Millionen Schwergewüsteter steht? Wenn man in der Eifel kriegsmäßige Manöver abhalten läßt; dabei deutsche Landstraßen zusehender fährt und den Boches für den Mann 25 Pfennige, für den General 1,20 Mark Quartiergelber bezahlt? Wenn man alle Abrüstungskonferenzen mit geschäftiger Arglist scheitern macht? Heißt das nicht *para bellum*, derweil auf dem Füllfederhalter *para pacem* stand? Beim englischen Rückversicherungsvertrag und bei der Genfer Hohnrede, wo war denn da das Gewissen, das sich, „gereinigt von jedem Egoismus“, in die „gehobenen Regionen menschlicher Brüderlichkeit“ aufschwang?

Gerade herausgesagt: es wird Komödie gespielt in der politischen Welt. Eine Neueinstudierung von Ludwig Fulbas „Talisman“. Ein Spitzbubē verkauft da dem König von Zypern ein löstliches Gewand. Es hat jedoch, wie er vorpiegelt, das Zauberhafte an sich, daß kein Lügner es zu sehen vermag. Mit dieser Vorrede führt der Gauner den Herrscher, wie dessen Hof, vor einen Kleiderständer, auf dem — nichts hängt. Wer also nicht Lügner scheinen will, muß Lügner werden; muß so tun, als sähe er etwas. Fürst wie Schranzen sind daher entzückt von dem herrlichen Prunkkleid. Nur ein tauftrisches Landkind pläzt mit der schönsten Wahrheit heraus: „Der König hat ja gar nichts an.“

Lassen wir uns also nicht anfechten von dem Jubelgeheul hinterhältiger Thyrsoschwinger: Der Kellogg-Pakt ist ein goldenes Nichts; zum mindesten ein silbernes Warteinweilchen. Oder ein Amulett, ein sogenannter Passauer Zettel, wie sie im Dreißigjährigen Krieg der Soldat zum Festmachen um den Hals trug. Später, als Frieden war, hat dann einmal ein solcher Gefrorener seinen verwahrten Schatz untersucht. Was fand er? Nichts, als den guten Rat: „Lump, wehre dich!“ Dabei wird es auch fernerhin bleiben trotz des neuen Landfriedens mit seiner hochtönigen Kriegsächtung.

Wehren? Ja, womit denn? Unter den Augen einer argusäugigen Spizelei haben wir abgerüstet bis auf die verstattete Patronen-, Tornister- und Feldflaschenzahl. Selbst das ist Briand noch nicht genug. Um so mehr müssen wir uns umstellen auf das, was uns sonst zur Selbstverteidigung übrig bleibt.

Wenn man geschlagen wurde, schließt man die Reihen und sagt wieder Trit. Laten wir dies?

„Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen —“ Dieser Vorpruch zu unsrer Weimarer Verfassung hört sich nach etwas an. Aber war es mehr als eine klangkäftige Redensart? So ein Bekenntnis setzt einstimmige Annahme voraus. Jeder, der kein gar zu kurzes Gedächtnis hat, weiß jedoch, daß damals die Geister schrill auseinanderplakten und von 423 Abgeordneten sich nur 262 bekannnten zu dem neuen Reichsgrundrecht.

Wie stand es überdies 1919 draußen im Lande um die deutsche Einigkeit? Vor einem halben Jahre erst hatte Kurt Eisner von München aus dem deutschen Norden den Krieg erklärt; um Ostern tat sich dort die Räterepublik auf und hat „Geißeln“ umgebracht. In Hamburg und Berlin tobten Straßenkämpfe; sekte es Generalsstreiks. Klasse war gegen Klasse, Partei wider Partei, Stamm gegen Stamm.

Wohl ist es seitdem unvergleichlich besser geworden. Allein besser ist nicht gut, und einig sind wir noch lange nicht.

Sogar innerhalb der gleichen Partei ist man entzweit. Im Zentrum trat Wirth gegen Marx auf und bei den Deutschnationalen tönt es: Hie Lambach — hie Jugenberg. Im sozialdemokratischen Lager aber entbrannte förmlicher Aufruhr, weil die Parteiminister im Reichskabinett, dadurch auf höhere Warte gestellt, dem Baubeginn eines bereits rechtmäßig bewilligten Kreuzers zugestimmt haben.

Dahin führt verantwortungslose Parteiwühlererei. Es handelt sich um den Ersatz für einen bereits fossilen Panzer unsrer aufs dürftigste Maß herabgeminderten Flotte. Nichtbauen hieße Verfall unsres einzigen Küstenschuzes. Was uns nicht

einmal die Entente zumute, das verlangt der wolkenjägerische Pazifismus, der sich mehr und mehr in der Sozialdemokratie durchsetzt. „Nie wollen wir wieder Waffen tragen“, singt die Arbeiterjugend. Sie faßt Beschlüsse, jene Zustimmung der sozialdemokratischen Minister habe sie aufs tiefste erschüttert. Sie hat einen Severing ausgepiffen, als er seine Dortmund Klärungsansprache mit der Anrede „deutsche Männer und Frauen“ begann.

Darin zeigt sich das demokratische Wesen in ungeschminkter Ausartung. Der Parteiminister wird zum Parteifunktionär herabgewürdigt. Er hat blindlings in die Fußangeln zu treten, die der Parteiwähler seiner besseren Einsicht gelegt. „Wer nicht pariert, fliegt“, so sagte schon der große Demokrat Bebel.

Um den Kommunisten Stimmen wegzufangen, wurde geschrien: „Statt des Panzerkreuzers Rinderpeisung.“ Erreicht hat man damit nur, daß die blutroten Rätebrüder deutscher Zunge jetzt ihren Gegenstreich verüben mit dem Volkstentseid.

Wie da draußen überdies unsre lieben Freunde sofort aufhorchten! Die französischen Sozialisten haben in den letzten fünf Jahren Duzende von Kreuzern, ganze Geschwader von Torpedo- und U-Booten einstimmig bewilligt. Jetzt aber wirft ihre blinde Frechheit den deutschen Genossen einen schweren Verstoß gegen den Geist der sozialistischen Internationale vor. Die „Ere Nouvelle“ faselt gar von einer lebhaften Beunruhigung Europas durch die „Wiederaufnahme des wilhelminischen Traumes vom seebeherrschenden Deutschland“. Alles wegen eines im Versailler Diktat verstatteten Erfassschiffes, um dessen Bau sich keiner geschert hätte, ohne dies taktische Wahlgebrüll. Auch darauf fußt Briand.

So schädigen wir uns zugleich in der Welt, indem wir uns im Reiche verunzufrieden zu meist kindsköpfiger Raubalgerie.

„Quieta non movere“, pflegte Fürst Bülow zu warnen. Das ist die Losung des klugen Staatsmanns. Seine Nachfolger von heute aber verbrauchen ein gut Teil ihrer Arbeitskraft gerade im Aufwühlen stiller Wässer.

Ging es denn wirklich nicht anders; mußte er unbedingt ausgetragen werden, dieser Streit um den Verfassungstag?

Neun Jahre haben wir ohne ihn gelebt, und der Staat nahm seinen Fortgang auch so. Gerade weil er auf das Eingangswort vom deutschen Volke, einig in seinen Stämmen, ein so zweifelhaftes Licht warf, gebot die Klugheit, daß man davon absah.

Solch ein Meisterwerk ist ja unser heutiges Reichsgrundgesetz überhaupt nicht, daß man darüber in Jodler ausbricht. Es ist ein Ausgleich, der keinem recht gefällt. Selbst die Demokratin Gertrud Bäumer stellte in ihrem Sedentauffatz fest, daß er mit programmatischem Kleinram verständnislos bepackt sei. Jeder macht Vorschläge zum Umbau. Selbst Joseph Wirth und erstaunlicherweise sogar nach rückwärts. Auf der interparlamentarischen Union verlangte er nämlich die Unabsetzbarkeit des Kabinetts nach amerikanischem, ein Wahlrecht nach englischem Vorbild. Wenn es dann zu solchen Besserungen kommt, denen die Sozialdemokratie abgeneigt ist, soll künftighin etwa der erste August weiter begangen werden oder der Änderungstag?



Alte Gasse

Karl Ernst Lange

(Aus dem Türmer)

Gerade die tüchtigen, die wetterharten Charaktere sind es, denen ein schnelles Umlernen nicht gegeben ist. Mit den flinken Novemberdemokraten haben oft die am wenigsten im Sinne, zu denen sie über Nacht hinübergewechselt. Aber obwohl wir doch selber Christen sind, stehen bei uns in höchster Achtung Widukind und seine Sassen, die sich jahrzehntelang trotzig wehrten gegen den Machtbefehl des großen Karl, zu verbrennen, was sie bisher angebetet. Selbst die starre Kirche ließ ihnen gegenüber öfters fünf gerade sein.

Solche Staatsklugheit hätte auch bei uns wohlgetan. Allein je sicherer sich die Linke in die Macht einlebt, desto herrischer geschieht das Gegenteil. Die Verfassung, die Allgemeingut sein soll, wird dadurch zur Parteisache; ihr Tag zur Siegesfeier über die beharrenden Geister, zum laudinischen Joch, unter das man herrschsüchtig ihren Nacken zu beugen strebt.

Darf den Faschismus in Südtirol schelten, wer in Deutschland selber faschistisch arbeitet? Darf man verkünden lassen, der alte Obrigkeitstaat sei tot, wenn man sich den alten Beamten, die so frei sind, von der verfassungsmäßigen Meinungsfreiheit Gebrauch zu machen, als ein Zwing-Uri aufstut?

In Preußen hat sich die Behörde ohne weiteres dem Druck der Linksanatiker gebückt. Diese hatten es besonders auf die Feiern der höheren Schulen abgesehen. „Der politisch rückständige Oberlehrer und ehemalige Reserveoffizier“ ist ihnen ja eine bittergehaßte Erscheinungsform. Um ihm auf die Finger zu schauen, womöglich auf die Finger zu klopfen, wurde ein förmlicher Spitzeldienst aufgemacht. Am nächsten Tage bekam er in der Zeitung seine öffentliche Zensur. Hatte der Festredner die Verfassung verherrlicht oder den Turnvater Jahn? Ließ er die Republik hochleben oder „bloß“ das deutsche Vaterland?

Letztere Verruchtheit geschah im Werner-Siemens-Realgymnasium zu Berlin-Schöneberg. Einige Schüler gerieten droh in bestellte Gärung, und das weitere nahm die republikanische Beschwerdestelle in bewährte Hand. Geeignete Linksbblätter brachten Schülereingesandte mit empörten Ausfällen wider den „pauterhaft monarchistischen Lehrerstand“. Es kam auch zu einer lauten Gegenfeier der Mißvergnügten, wobei das Joch auf die Republik nachgeholt wurde. Die Linkspresse brachte einen spaltenlangen Bericht, wie erhehend dies gewesen sei.

Das Provinzialtschulkollegium leitete eine Untersuchung ein. Vergleichen hätte das frühere wohl auch getan. Freilich gegen die Schüler, die ihre Lehrer in der Presse angefaucht hatten. Unter dem neuen Regiment hingegen ging es gegen Direktor und Festredner. Statt den Protestabend zu verbieten, ließ man sich auf ihm vertreten, und ein Herr Oberschulrat empfahl sogar auch fernerhin in solchen Fällen gefinnungstüchtigen Schülern die Flucht in die Öffentlichkeit. „Die Schule ist ein Politikum“, schrieb ein sozialdemokratisches Blatt, verdrehte aber diesen Anspruch Maria Theresiens dahin, daß es also heute nicht mehr gelte, Menschen zu erziehen, sondern den Linksparteimann.

Und solche Mittel sollen wirken für die neue Staatsform? Mit Bekereien kann man ihr Gegner schaffen, allenfalls Duckmäuser und widerwillige Mantelträger, nie aber Anhänger. Die republikanische Beschwerdestelle des Herrn Falk, die müßte daher verboten werden auf Grund des Gesetzes zum Schutz der Republik.

Wo ist denn bei alledem auch nur der gute Wille zur Einigung? Um einen Anfaß zu finden, muß man suchen gehen; aus dem durchwühlten Berlin nach der stilllebigen Kleinstadt.

In Holzminden wird als Jugendheim ein Hindenburg-Haus errichtet. Zusammengetan haben sich dazu mit dem Räte der Stadt: die Militärvereine, der Bund der Frontsoldaten, der Jungdeutsche Orden, das Reichsbanner und der Stahlhelm. Ihr Aufruf erklärt, es geschähe, von dem Wunsche beseelt, jenseits aller trennenden, weltanschaulichen, politischen und wirtschaftlichen Schranken den Gedanken der Einigung aller Volksgenossen zu einer großen Volksgemeinschaft zu fördern und den Namen ihrer Vaterstadt hinauszutragen als den der ersten, wo die Gegensätze sich einten in die Einheit des deutschen Vaterlandes.

Man sieht also, es geht, wofern nur ein warmherziger Mensch die Luft entgiftet. Findet das schöne Beispiel Nachfolger, dann kann Holzminden das Bethlehem Ephrata werden eines neuen besseren Deutschland.

Nicht Haberd und Neid und Verleßern schließen dessen Tore auf. „In ehrfurchtsvollem Suchen in der Seele von Freund und Feind suchen wir unsren Weg.“ Das ist ein schönes Wort aus dem Jungdeutschen Manifest, das vor einigen Monaten herauskam und dessen reicher Inhalt zu einer Prüfung einlädt, von welchem Erfolge dieses Vorwärtstasten getrönt ist.

Als in Napoleons Tagen Deutschland auf den Tod darniederlag, da durchsann mancher Vaterlandsfreund schlaflose Nächte, wie es besser werden könnte. Fichte wollte zunächst die Erziehung ändern; die deutsche Jugend „aus dem verpestenden Dunstkreis“ des elterlichen Dichtens und Trachtens hinaus schaffen in reinere Umgebung; ganz im Gegensatz zu dem, was die heutige Pädagogik beliebt. Jaßn aber, der Turnvater, über den am Verfassungstag zu sprechen ein Verstoß war, ob er gleich der Schöpfer der Dreifarbe Schwarzrotgold ist und sein hundertfünfzigjähriges Wiegenfest beging, baute sich in seinem Geiste ein neues Deutschland auf, frisch, fromm, fröhlich und frei, wahrhaft und wehrhaft.

Seinem deutschen Volkstum stellt sich das jungdeutsche Manifest zur Seite. Aber es greift mehr in das volle Menschenleben des heutigen Reiches ein, so daß es, obgleich von demselben vaterländischen Hochglauben durchglüht, doch ausführbarer in seinen Vorschlägen ist.

Wer nüchtern schaut, der erkennt, daß in unserer Republik das Geld nicht minder die Macht verleiht als es in der Monarchie tat. Eher noch mehr. Wer die Mittel gibt, der hat die Partei, insbesondere führt unser Listenverfahren zu Geldgeberwahl und Mandatskauf. Das Volk, das vielgepriesene, wird nur als Stimmgerät bewertet und schaltet sonst aus.

Wie gestaltet man aus dem Chaos der heutigen Masse den Kosmos deutscher Gemeinschaft? Das Manifest regt an und seine Vorschläge soll jeder bedenken dem deutschen Volkwohl auf der Seele brennt. Um Klassenhaß und Geldmacht zu beseitigen, will es die Staatsgefinnung von unten auf schulen; durch Nachbarschaft, Bezirk, Gau und Stamm bis zum Reiche empor und seiner starken Gewalt.

Die Demokratie hat weder den Haß der Feinde beseitigt, noch eine bessere innere Ordnung gebracht. Nun aber brennt uns das Feuer auf den Nägeln. Wenn wir

nicht Gegensätze überbrücken im Geiste Hindenburgs, nicht aus Gezänt zum Frieden kommen und aus der Schema-Republik zum wahren Volksstaat, dann führt der überhöhte Blutdruck eines Tages zum Schlagfluß.

Von einer besonderen Schlüsselstellung aus erfaßt das weitsichtige Problem „Der Bund zur Erneuerung des Deutschen Reiches“. Der frühere Reichstanzler Luther steht an der Spitze; ein Mann, ganz Gewissen und Vaterlandsliebe. Seine jüngste Schrift: „Von Deutschlands eigener Kraft“ gibt wertvollen Anhalt.

Wie setzen wir die große Flurbereinigung ins Werk, die aus 18 Ländern mit 59 Ministern und 2592 Abgeordneten eine deutsche Einheit schafft? Das Weshalb ist eine Frage wirtschaftlicher Notdurft, dieses Wie jedoch vorwiegend eine des Charakters.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß alle staatlichen Einrichtungen zeitlich bedingt sind. Jeder Frühlingssturm reißt morsche Bäume um; er muß es, damit Raum werde für den Nachwuchs. Gefühl in Ehren, aber es ist Empfindelei, wenn man in Jammer ausbricht, weil die neue Zeit unter dem Anspruch des Niebesiegten mit ihrer Autostrafe den Gartenwinkel und die Laube wegschneidet, wo die Großmutter mit ihrem Strickstrumpf sich zu sonnen pflegte und ihren Vespertaffee trank. Es kann niemand verlangen, daß bei ihm im Orte die Turmuhr erst drei Viertel schlägt, während es bei den Nachbarn ringsum schon Mittag läutet. Die mittel-europäische Einheitszeit gilt auch für die deutsche Politik.

Nicht um ihrer selbst, sondern um unfertwillen nimmt sich diese gewalttätige neue Zeit ihr Recht. Wer sich von ihr nicht mit fortziehen läßt, der verkommt.

Allerdings muß man allzu ungestüme Umwälzer ebenso zügeln, wie man allzu Schwerfällige aufrüttelt. Denn richtige Lebens- und Staatskunst bleibt es immer, besonnen umzulernen, ohne daß man sich selber dabei untreu wird.

Es muß daher schonend vorgegangen werden mit der Reichserneuerung. Erstes Erfordernis ist, daß das Zukunftsziel nicht unsre Gegenwart entzweit. Rein Großpreußen, kein Mischmaschdeutschland, am allerwenigsten aber eine neue Mainlinie.

Man soll somit berechnete Eigentümlichkeiten schonen; selbst dem Dicktopf manches nachsehen, wofern Gefahr erwächst für den Reichsbestand. Was heute noch unerreichbar, das ist vielleicht morgen schon erreicht. Daher gilt es, zugleich ebenso zäh zu sein wie behutsam, immer mit dem Gedanken in Hirn und Herz, daß die Grundlage deutscher Selbstbehauptung einzig eine starke Reichsgewalt ist.

Sind wir nur erst einmal im Innern einig; ein Gott, ein Volk, ein Wille, dann setzen wir uns auch nach außenhin durch. Selbst ohne Waffen. Denn es ist wirklich, wie der Dichter sagt: „Die Sterne reißt's vom Himmel, das kleine Wort: ‚ich will‘.“

In der Rheinlandfrage wird grundsätzliches Spiel mit uns gespielt. Mit verteilten Rollen natürlich. Aber auch dafür ist symbolisch, daß bei den französischen Herbstmanövern auf deutschem Boden Kings Royal Irish Hussards-Regiment unter französischem Oberbefehl mitmacht.

Auf jede Anfrage im Unterhaus antwortet die englische Regierung, sie wünsche die Räumung, könne indes leider nichts dazu tun. Wenn aber Poincaré die Rheinlande dem Versailler Diktat zuwider für ein Faustpfand erklärt und mit den Verbandsschulden an Amerika in Verbindung bringen will, dann handelt er im eng-

lischen Einverständnis. Man will uns als den Wegbahner seiner eignen Brücken-
bergerei benützen.

Damit ist's noch nicht einmal genug. Jeder hat noch seine besonderen Wünsche. Frankreich die stete Rheinlandkontrolle, England einen neuen Handelsvertrag ohne Gegenzugeständnisse, Belgien verlangt acht Milliarden deutschen Kriegsgeldes. Selbst die Unbeteiligten melden sich. Die Tschechoslowakei fordert Anschluß-
verzicht, Polen ein Ost-, Italien ein Süd-Locarno — kurz, jeder will ein Geschäft machen mit seiner Zustimmung, die man gar nicht braucht.

Wir könnten alle dem gar nicht gerecht werden. Aber wir wollen auch nicht. Was wir verlangen, ist eine fällige Gegenleistung, und eine solche wird nicht erst abermals durch Leistung erkaufte. Deshalb war nichts richtiger, als daß Stresemann auf Poincarés Frage: „Was bieten Sie?“ bündig antwortete: „Nichts.“

Wir werden uns darauf gefaßt machen müssen, daß unser Vorstoß scheitert. Allein ein jedes solches Scheitern setzt unsre Feinde in ein größeres Unrecht, regt die Weltmeinung heißer gegen sie auf. Ein jedes wird daher zur Folge haben, nicht etwa, daß wir unsre Angebote steigern, sondern daß sie ihre Forderungen ermäßigen. Unser stillster, aber zuverlässigster Helfer ist die Zeit.

Wieder hat der Völkerbund getagt. Wieder haben sie ihr Spiel getrieben; England wie immer zweideutig, Frankreich desto unzweideutiger. Seit dem neuen Abkommen geht alles nach der Losung: „Reich' du mit den Pfeffer, ich reich' dir das Salz.“

Nun wird ja gar gemeldet, man wolle ihn fallen lassen, den Rückversicherungsvertrag. Weil er so unliebsam empfunden würde im befreundeten Amerika. Aber war er denn nicht auch unliebsam gemeint?

Auf Falschheit wird da nur Falschheit gehäuft. Man verzichtet nicht auf den Pakt, sondern sagt nur so, weil man ihn sonst veröffentlichen müßte. Schon Chamberlain war übel, aber Lord Cuspendun führt sich noch erheblich übler ein.

Diesmal war Bernard Shaw in Genf. Er beobachtete das Getriebe im und gewiß auch hinterm Reformationsaale, weil er ein Lustspiel darüber schreiben will. Dazu wird ihm ja der Stoff just unter den Händen reif. Johnny hat ein Verhältnis mit Marianne. Er hält's geheim, aber sie plaudert es aus. Onkel Sam erfährt davon und ist sehr böse. Hat der Kerl ihm nicht neulich erst noch zugesichert, Seitensprünge gebe es hinfort nicht mehr? Ebenso sie? Ontelchen droht mit den Schuldscheinen, die er von beiden in Händen hat. Wie wendet man dies bloß ab? Ganz einfach, man schwindelt ihm vor, man habe sich auf seinen Wunsch getrennt. Inso geheim aber bleibt alles, wie es ist; man hat sich bis auf weiteres nur noch lieber.

Der neue Aristophanes ist eine Weltmacht. Seinem Satyrspiel sei breitetester Erfolg gewünscht. Wenn's einschlägt, können wir ihm dankbar sein.

Ehrliche Deutsche schütteln immer noch den Kopf darüber, daß wir dabei sind. Moralisch fühlt man's ihnen nach, aber politisch widerspricht man. Es ist nicht nur gut, daß wir dabei sind; wir sind sogar viel zuwenig dabei. Wir mußten uns vielmehr zu einem Mittelpunkt machen, uns eine Partei schaffen. War der Bund ein Kampfmittel der Feinde gegen uns, so müssen wir ihn umbiegen zu unserem Kampfmittel gegen sie.

Der norwegische Ministerpräsident Nowintel hat in Genf mit beifender Schärfe Kritik geübt. Ebenso der Österreicher Seipel. Sie fanden rauschenden Beifall. Warum setzt sich Deutschland nicht an die Spitze dieses aufgespeicherten Unmutes? Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, die Schweiz und Österreich hätte es sofort hinter sich, würde damit zum Führer einer germanischen Union, die Stoß- und Verbekraft hätte durch die Wucht ihrer Ehrlichkeit.

Der Idealismus ist doch noch nicht tot in der Welt. Und überall, wo er sich zusammenfindet zu zwischenstaatlichen Kongressen, da nimmt die Deutschfreundlichkeit zu. Wohl sind viele Utopisten darunter, die da hilflos stehen vor den Dingen dieser Erde. Andere können nicht aus ihrer Haut heraus und werden grob, wenn man ihr Vaterland eines getanen Unrechtes bezichtigt. Aber die politischen Grundzüge, die da angenommen werden, die arbeiten für uns. Es ist daher falsch, wie von rechts her so gerne geschieht, mit geringschäßigem Wort hinwegzugleiten über Sagen wie die der interparlamentarischen Union. Wir sollten pflegsam sein zu allem, was uns frommt, sollten unsre Leute hinschicken als Sälente deutscher Wahrheit in den Landen, wo feindliche Lüge uns so teuflisch geschadet.

Erfrecht gilt dies für all das, was sich an den Namen des so hochverdienten Erzbischofs Goederbloem knüpft. Wie schade, daß sich von seinen ökumenischen Zusammenkünften die katholische Kirche so völlig ausschließt.

Auf der evangelischen Pressewoche in Köln hat der unermüdbliche Mann begeisterte Worte gefunden für das Apostolat der Presse. Er hat sie in Anspruch genommen für das christliche Ethos, ihr die Pflicht zugewiesen, Eiterbeulen zu öffnen mit dem feinen Stich der Nadel. Wenn gerade jetzt in den nordischen Ländern besonders scharfe Sprache geführt wird gegen das schamlose Treiben in Genf, dann geht dies vielleicht auf diese Mahnung zurück.

Was kann uns förderlicher sein als der Prager Weltkirchentag mit seiner Abrüstungsbotschaft? Mit seinem Hinweis, daß nur die mutige Übernahme der privaten Sittlichkeit in das öffentliche Leben helfen kann gegen den drohenden Weltbrand?

Es ist eine Fügung, die zu denken gibt, daß wir, durch Übermacht und Treubruch zusammengestaucht, unser Recht nur wieder erlangen können, indem wir uns mit festen Füßen auf den Boden der christlichen Ethik stellen. Darum muß die Kirche unsere Helferin sein, wofür sie nicht sich selber verleugnet. Sie muß dartun, daß die zehn Gebote wieder gelten, muß für die Abrüstung, muß für friedfertigen Ausgleich sein wie gegen Kriegslüge und politische Heuchelei. Man unterschätze diesen Beistand nicht. Die Kirche ist auch heute noch das Radium, das wunderbare Geistesstrahlen, erhellende, stärkende, heilende, ausstrahlt. Die Guten in aller Welt werden davon erfaßt. Und es bleibt immer noch bei dem Wort der Königin Luise: „Durch wen anders soll es gut werden als durch die Guten?“

Dr. Fritz Hartmann, Hannover.

(Abgeschlossen am 12. September)

Auf der Warte

Die Lehre der Kreuzerkrise

Schadenfreude an dem inneren Zwiespalt der Sozialdemokratie bringt wenig vaterländischen Gewinn. Die Sache ist doch wohl auch zu ernst, um damit abgetan zu werden. Denn es handelt sich doch nicht darum, ob der Panzerkreuzer zweckmäßig ist oder nicht. Das, was zur Frage steht, ist, ob sich die Sozialdemokratie zum Wehrgedanken bekennen will oder nicht.

Die formalen parlamentarischen Gründe, durch die die Krise entstanden sein soll, sind von geringem Interesse. Höchstens ließe sich sagen: Je zwingender diese Gründe für den Kreuzerbau sprechen, um so verfehlter war Preußens Vorstoß im Reichsrat und um so gewissenloser war die Wahlheize gegen das Schiff.

Aber auch das mögen die Sozialisten unter sich ausfechten. Uns interessiert viel weniger, wie die Krise entstand, als worum es dabei geht. Und es geht eben darum, ob die Sozialdemokratie den kümmerlichen Rest von Wehrkraft, den uns die Versailler Diktatoren gönnen, erhalten helfen will oder nicht.

Insofern haben wir vom überparteilich vaterländischen Standpunkte aus keinen Anlaß, den sozialistischen Ministern ihr Panzerkreuz noch schwerer zu machen. Die Tatsache, daß sie sich für eine Wehrfrage eingesetzt haben, möchte einstweilen für wichtiger gehalten werden als die Motive. Sie sind heute umstritten. Die Klärung wird nicht lange auf sich warten lassen. Sie wird zeigen, ob wir von Parteiführern regiert werden, die unter Kuratel stehen, oder von Männern, die auf das Staatswohl bedacht sind. Das kann man abwarten.

Erwiesen ist aber durch die Krise wieder einmal, in welcher hoffnungslos pazifistischer Seelenverfassung breite Massen des deutschen Volkes sind.

Das wäre nichts Neues? Nun, wenn man die Kommentare nach dem 20. Mai nachprüft, dürfte doch die damals häufig vertretene Mei-

nung widerlegt sein, daß die sozialistische Wählermasse nur durch wirtschaftlich unzufriedene Mittläufer so stark vermehrt worden sei. Das kann nach diesem Kreuzerstandal nicht mehr aufrechterhalten werden. Vielmehr ist deutlich geworden, daß der Friede um jeden Preis, der national unbeschwerte Pazifismus, das blöde Nie-wieder-Kriegsgeschrei, die Erfüllungspolitik im schlechtesten Sinne, die antimilitaristische Heize und alle ähnlichen politischen ideellen Wahlparolen viel wesentlicher und wirksamer sind als alle materiellen Versprechungen, mit denen man die Wähler gelockt hat.

Darin liegt die ernste Bedeutung der Krise. Sie ist eine Mahnung an alle Vaterlandsfreunde, die Gefahr, in der das Deutschland schwebt, zu erkennen und nicht müde zu werden in der Aufklärung über den Ernst unserer katastrophalen militärischen Lage.

Es gibt ein Gegenstück zu dem lehrreichen sozialistischen Parteistreit: Der völlige Mißerfolg der altsozialistischen Partei. Schon an ihm war zu erkennen, daß selbst ein so vorlichtiger Versuch aus den eigenen Reihen heraus, die sozialistischen Wählermassen wieder dem Wehrgebanten zuzuführen, so gut wie keinen Widerhall fand. Genau so heute! Nicht die materielle Kostenfrage des Kreuzerbaus, sondern der ideelle Gedanke unserer winzigen Seestreitkräfte überhaupt ist es, der die Geister scheidet.

Es kann eingewendet werden, daß ja, angeblich, etwa vier Fünftel der Parteivertreter den Ministererklärungen beigespflichtet haben. Aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß diese Mehrheit für eine verständige Anschauung in Wehrfragen gewonnen sei. Das kann erst die Zukunft lehren, soweit die sozialistische Vergangenheit und Presse überhaupt noch einen Hoffnungsschimmer zulassen.

So ist und bleibt es oberste Erziehungspflicht des Staates, eine vernünftige Anschauung über Wehrhaftigkeit auch in die sozialistisch geführten Massen zu tragen. Von dem Erfolge wird abhängen, ob sich das deutsche

Voll dem Europa der Zukunft als geachtete Nation oder als ein verachteter Haufe tributpflichtiger Heloten einfügen wird.

Der Sozialist und Pazifist glaubt, daß sich die nationale Freiheit, soweit er Interesse an ihr nimmt, „erarbeiten“ lasse. Ganz gewiß hat auch der Herr Reichspräsident mit Recht in Bremen ausgesprochen, daß die deutsche Arbeitskraft unzerstörbar sei.

Aber es ist ein durch nichts gerechtfertigter Bahn, daß die Nachkriegswelt dem entwaffneten Deutschland einen Aufstieg gestatten wird, den die Vorkriegswelt dem gerüsteten Deutschland mißgönnte und deshalb verweigert.

So unzerstörbar Deutschlands schaffende Kräfte auch sind, die Früchte unseres Fleißes, sie sind es nicht. Zur Verstärkung der beiden Schiffstolosse, die soeben vom Stapel liefen, genügen zwei Torpedos, und zur Vernichtung des Deutschtums stehen um uns herum Kräfte von einer Überlegenheit bereit, wie sie weder vor noch im Kriege jemals vorhanden war.

In solcher Lage ist Pazifismus Sünde wider das eigene Volk. All unsere Zukunft hängt von der Einsicht ab, daß der deutsche Fleiß bleibende Werte nicht schaffen kann, solange Deutschland nicht in ebenbürtiger Abwehrrüstung zwischen seinen Nachbarn steht. Daß der Wille zu einer solchen Rüstung ganz unzulänglich ist, hat der Kreuzerjanzl erneut bewiesen. Er wird, wie alle pazifistischen Verirrungen, zur Folge haben, daß Deutschland auch weiterhin als bündnisfähig nicht anerkannt wird. Bündnisfähig ist nur eine Nation, die in Wehrfragen zuverlässig ist. Generalleutnant a. D. von Meßsch

Der König der Schkipetaren

Mussolini hat weit mehr aus dem Altertum entnommen, als bloß die Fasces und den Gladiatorengreiß. Er treibt auch unvertennbare Cäsarenpolitik.

Diese hatte eine geschickte Beutemacherweise. Sie mischte sich in die inneren Zwiste der Randstaaten, nahm Partei für den willigsten Streithahn und entschied ihm den Sieg. Sie ernannte ihn dann zum Freunde

Roms und setzte ihm sogar seines Landes Krone auf. Sie zu bekommen, war schon teuer; sie zu bewahren jedoch noch weit mehr. Es wurde eine Schraube ohne Ende. Die Söhne gar erben immer nur eingeschränkte Herrschaft. War der Vater noch König gewesen, so wurden die Söhne bloß noch Ethnarcken oder Volksfürsten. Recht nach Recht entwand ihnen das zähe Rom, man unterstellte sie bei passender Gelegenheit Landpflegern und über kurz war ihr ganzes Gebiet römische Provinz.

Wer sich dies zurüchruft, der weiß, wie der Wagen auch in Albanien laufen wird.

Achmed Bogu hat sich zum König ausrufen lassen. Auf dem Parlamentshaus ging seine Flagge hoch, und Geschütze knallten den Ehrensalut.

Vor zehn Jahren hat der ost- und mittel-europäische Umsturz allein drei Kaiser beseitigt; gar nicht zu gedenken der vier Könige, sechs Großherzöge und sonstiger Hochfürstlichkeit. Wird mit diesem neuen Herrscherhaupt die Bewegung rückläufig? Republikanische Gemüter sind von Unruhe erfaßt; man fürchtet, daß das böse Beispiel von Tirana weiterwirkt auf Warschau und Budapest.

Der neue Schkipetarenherrscher aber steht damit auf der Hochtaffel einer spitzbübischen Laufbahn.

Er ist dem mohammedanischen Feudaladel des Matissammes entsprossen. Da auch der Volksheld Standerbeg desselben Blutes ist, tut er mit dessen Namen groß. Vor dem Weltkrieg hat er den Mbret betrogen; in ihm umschichtig bald Serben, bald Österreicher, wie's traf; nachher so ziemlich jedemann außer bislang sich selbst.

Damit aber kam er zur Macht. Denn in der viertöpfigen Regentschaft des kleinen Staates war er sofort vor drei Nullen die Eins. Wohl erstanden ihm Widersacher, allein allerlei merkwürdige Unfälle enttrafften sie immer sofort mit schicksalhafter Sicherheit.

Nur im März 1924 verjagte ihn einmal die Anhängerschaft des orthodoxen Erzbischofs Fan Noli. Er floh nach Belgrad, allein Südslawien half dem Geschmeidigen, dem Vielversprechenden gefällig zur Heimkehr. Am heiligen Abend führten ihn die Landstnechte

von der Wrangel-Armee nach Tirana zurück, und drei Duzend „Rebellen“ machten mit Seilers Tochter Hochzeit. Diese Rache war geradezu tollkühn, denn seitdem hat er nach Landesbrauch drei Duzend Bluträcher gegen sich. Selbst seine nächste Umgebung rechnet daher mit einem blutigen Ausgang. „Wie kommt's, daß du mir nie von der Seite weichst?“ fragte Zogu den Anhänglichsten seiner Leibwächter. „Wenn du totesgeschossen wirst,“ so war die Antwort, „möchte ich der erste sein, der dich ausplündert.“

In die mittelalterliche Barbarei eines solchen Landes hinein gründete der Listenreiche gleichwohl eine demokratische Republik neuesten Schnitts. Nach dem Wortlaut wenigstens. Im häuslichen Gebrauch knetete er sie selbstredend dertart um, daß sie sich von einer Regendespotie kaum unterschied.

Das war so schwer nicht, wo von Zehnen nur einer lesen kann, und von Sieben nur einer wählt. Diesen Siebenten jedoch tettele der Diktator schlau an seine Futtertrippe; sei es als Beamter oder Soldat. Das kostet alle Staats Einkünfte, außer den sechs Millionen Lire, die bisher schon sein Hofhalt verschlang. Gegen die Malariafeuche, die Geißel Albaniens, ist hingegen kein Geld da.

Das Land ist freilich an Bodenschätzen reich. Sie waren bisher noch völlig unausgebeutet. Zogu vergab daher Petroleum-, Kupfer- und sonstige Bergfreiheiten. Monopolgesellschaften wurden gegründet, die bis zu 180 v. J. Jahresanteil ausschütten. Der einnehmendste Gewerke ist natürlich er selbst. Vor fünfzehn Jahren noch ein armer Schlucker, hat er bereits 15 Millionen Goldfranken als Notgrofchen ins Ausland geschickt.

Aber einer Stütze im Weltgetriebe bedarf er doch. Den Südslawen war er verpflichtet. Sie sind ihm indes zu nahe, also brach er sein Wort. Was Mussolini zahlte, ist noch nicht heraus. Viel war es auf jeden Fall, sehr viel, denn Achmed Zogu schloß den Vertrag von Tirana.

Dieser macht das Schkipetarenland zum Bräutigam Italiens. Ein geheimer Zusatz soll auch schon die heilige Königsproklamation im voraus zugestanden haben; allerdings nur

gegen eine Verpachtung Valonas auf neun- undneunzig Jahre. Sie wäre also nunmehr fällig.

Gleich nach Tirana wurden in Paris bereits Thronstuhl und Thronteppich bestellt, die aber heute noch nicht bezahlt sind.

Ehrlich meint es keiner mit dem anderen Teil. Achmed Zogu läßt den morgenden Tag für das seine sorgen, wofern ihn nur der heutige zum König gemacht hat. Er verspricht nach Rom „brüderliche Zusammenarbeit“. Wenn er jedoch liest, daß auf dem Pariser Studenten-Olympia die Italiener windelweich geprügelt wurden, und Turati nun wettet gegen diese Bastarde und Idioten an der Seine, gegen Frankreich, diese entartete Tochter Latiums, dann schmunzelt er gewiß im Hinblick auf werdende Möglichkeit. Mussolini hingegen läuft für 250 Millionen Lire albanisches Gelände an und beginnt die planmäßige Durchdringung. Er hat natürlich den neuen Kronenträger als erster anerkannt. Im übrigen denkt er an die drei Duzend Bluträcher und wartet das Weitere ab. Er weiß, daß schon Standerbeg II. landflüchtig in der Fremde starb. Auch mit Standerbeg dem Dritten wird es ein Ende haben. So oder so. F. J.

Das neue Groß-Polen von Meer zu Meer

Phantasievolle Angaben über eine Neuaufteilung der Lande zwischen Ostsee und Schwarzem Meer veröffentlichte ein litauisches Blatt, die „Jüdische Volksstimme“ in Rowno. Danach will Marschall Pilsudski mit Litauen zusammengehen, ihm den angeblich litauischen Teil Ostpreußens zubringen, dagegen Königsberg mit dem übrigen Ostpreußen für Polen behalten.

Schon lange trachten leitende Kreise in Warschau nach Ostpreußen, behaupten, es sei nur eine deutsche Kolonie und begründen darauf ihren Anspruch, wie sie ja auch Kamerun haben möchten. Mit erstaunlicher Dreistigkeit treffen sie ihre Vorbereitungen, um Ostpreußen zu besetzen. Das bestätigte Mitte Juli der Reakteur Nowakowski vom „Dziennik Bydgoski“ in Übereinstimmung mit dem polni-

ischen Westmarkenvereine auf einer Tagung der „Vereinigung der Landsleute aus Ermland, Masuren und dem Marienburger Gebiet“, also einer Vereinigung polnischer Hochverräter. Wie auch Professor Dr. Laubert Anfang Juli auf einer Tagung der Heimattreuen West- und Ostpreußen darlegte, ist Polen drauf und dran, Ostpreußen und Danzig wirtschaftlich lahmzulegen. Sämtliche polnischen Stellen arbeiten in dem einen Ziel zusammen, die Obergrenze für Polen zu gewinnen. Schon vor Jahr und Tag forderte die „Polka Biviona“, ein Organ Pilsudskis, Stettin müsse zu Polen geschlagen werden, obwohl es niemals zu Polen gehört hat. Nach Professor Dr. Laubert ist die Tätigkeit der Polen längs der Südgrenze Ostpreußens erschreckend. Überall in den Kreisen Löbau, Neumark und Strassburg enteigne man den deutschen Rittergutsbesitzer, setze polnische Bauern an seine Stelle und suche zu zeigen, daß es den polnischen Bauern besser gehe als den ostpreußischen. Mit erpöckelnder Berufung auf den Weltfrieden und auf § 19 der Völkerbundbeschlüsse verlangen länderglerige polnische Wortführer die Ausrufung Ostpreußens zu einer freien Verbandsrepublik mit örtlicher Selbstverwaltung für die drei Nationalitäten Deutsche, Polen und Litauen behufs Bildung einer baltischen Schweiz.

Was würde diese baltische Schweiz in Wirklichkeit werden? Ein neues Gebiet für polnische Treibereien, ein neuer Sanktspfel, eine Erhöhung der Kriegsgefahr im Osten.

Von den Pariser Machthabern als Mit-einkreiser Deutschlands ausgiebig unterstützt und von gewissen englischen Politikern gefördert, die anstatt des militärisch schwachen Deutschland in Polen einen Soldaten gegen Rußland heranbilden möchten, glauben die leitenden Kreise in Warschau mit großer Aussicht auf Erfolg auf die Schaffung eines Großpolen hinarbeiten zu können, auf ein Großpolen von Meer zu Meer, von Danzig—Stettin—Königsberg aus bis zum Schwarzen Meer bei Odesa. Mangelnde Geschichtskennntnis in Warschau verführt offenbar zu dem Glauben, als ob es jemals ein Polen zwischen Meer und Meer gegeben hätte. Auch

zur Zeit seiner größten Ausdehnung im 17. und 18. Jahrhundert erstreckte sich Polen nicht bis zum Schwarzen Meer und kam über Podolien nicht hinaus.

Das neue Großpolen soll eine Art Bundesstaat werden, ganz Weißrußland und die Ukraine umfassen. In diesem Nationalitätenstaat würde eine polenfeindliche Mehrheit vorhanden sein, bestehend aus den Deutschen, Weißrussen und Ukrainern. Glaube eine polnische Minderheit trotzdem die Oberhand behalten zu können? Das neue Großpolen würde auch unverdächtige äußere Gegner haben, zunächst Rußland. Für Rußland ist der Besitz der fruchtbaren und reichen Ukraine mit dem Hasen Odesa eine Lebensfrage und es würde das Entstehen des geplanten Großpolen mit aller Kraft zu verhindern suchen. Die Ukrainer selbst (etwa 28 Millionen neben insgesamt nur 18 Millionen Polen) sind unter Führung ihrer Volksgenossen, der von den Polen unterdrückten Ruthenen in Galizien, erbitterte Feinde der Polen geworden, und auch die Weißrussen wollen nichts von der polnischen Herrschaft wissen. Unter Umständen hätte auch Deutschland von einem Großpolen neue Bedrohungen zu erwarten. Spricht man doch schon jetzt in Warschau von der Heranziehung Stettins. Entschobene Feinde der Polen wären schließlich auch die Tschechen, da sie selbst die slawische Vormacht in Mitteleuropa bilden und sich zu diesem Zweck von Meer zu Meer, von der Ostsee bis zur Adria, ausdehnen wollen!

Von den großpolnischen wie von den großtschechischen Träumereien hat Deutschland in der Gegenwart nichts zu fürchten, doch betreffen sie Ziele, die man überall im Auge behalten muß, wo man den europäischen Frieden aufrechterhalten will. Man würde in London ein gewagtes Spiel spielen, wollte man wirklich den polnischen Größenwahn ermutigen. Aus den Balkankriegen von 1912 sollte man gelernt haben, daß es nicht immer glückt, die östlichen jungen Staaten, wenn sie auf Eroberung ausgehen, vom Krieg zurückzuhalten. Polen rüstet eifriger als je und hat im laufenden Jahre seine Ausgaben für Heereszwecke auf 285 Millionen Mark erhöht.

Das polnische Heer mag gut sein, politisch aber ist Polen höchst unzuverlässig und außerdem bolschewistisch stark angekränkt.

In Warschau berechnet man die bolschewistische Lähmung Rußlands, d. i. die Zeit der inneren Wirren, auf 40 bis 50 Jahre. Aber im Rechnen sind die Polen schwach, und man wird in London große Mühe haben, sie zurückzuhalten, um es nicht auf eine Probe der polnischen Rechnung antommen zu lassen. Eine Ermutigung der großpolnischen Träumereien würde voraussichtlich das Gegenteil dessen bewirken, was man in London zu erreichen sucht, nicht die Schwächung, sondern die Stärkung Rußlands. Paul Dehn

Elefant oder Esel?

Amerikanische Präsidentenwahlen erstrecken sich über ein geschlagenes Jahr. Schon um Ostern regt es sich innerhalb jeder Partei. Man streitet sich darum, wer als Parteikandidat aufgestellt werden soll. Das entscheidet sich im Hochsommer auf dem Nationalkonvent, den die Demokraten unter dem Felbzeichen des Esels diesmal zu Houston abhielten, die Republikaner aber, mit dem Elefanten im Wappen, zu Kansas City. Von da ab wird gewirkt, geworben, gewählt bis zum Dienstag nach dem ersten Montag im November, an dem die Wahlmänner zu wählen sind. Was dabei aus der Urne springt, das kommt am zweiten Montag im nächsten Januar zusammen und kürt den Mann, der am zweiten Mittwoch im Februar als das rechtmäßige Oberhaupt der Union für die nächsten vier Jahre ausgerufen wird. Am vierten März zieht der solchergestalt Ausgesiebte dann endlich in das weiße Haus ein.

Diese Zeit ist der große Fasching des Landes. Die Wahlredner, insbesondere die beiden Kandidaten selbst, sind auf der „Stumptour“, wobei sich nach amerikanischer Art alles ins Überstiegene, Fragenhafte verzerrt. Bryan hat 1912 dabei noch 18000 Meilen zurückgelegt und vor acht Millionen Menschen gesprochen. Er mußte 2100 Reden halten; an einem Tage wurden es gar einundvierzig. Heute wirkt das Radio wohlthätig, indem es die Mühsal mindert und die Hörer mehrt.

Allerdings strengte sich auch ebendem mehr der Rehkopf an als der Geist. Es geht weniger ums Überzeugen als ums Überschreien. Denn Freund wie Gegner gebärden sich irr-sinnig. Trompeten schmettern Lufsch, sobald ein Schlagwort fällt, und das rechthaberische aller Instrumente, die die bide Pauke, ist ohrenbetäubend vorlaut. Hunderte von Sternbannern werden geschwenkt und bei Nacht überdies mit Scheinwerfern bestrahlt. Am Schluß aber fliegen die Hüte und ein Beifallssturm bricht los, der oft noch fortbauert, wenn der Redner, längst im Auto entführt, bereits anderweitig dieselbe Rede wiederholt. Denn auch in diesem Punkte gilt der Rekordwahrsinn; jeder Ort will am längsten getobt haben, also am begeistertsten gewesen sein. Sein Theer wird daher nach der Uhr gemessen, und man notiert Meisterschaften von anderthalb Stunden Gipsfelleistungsgeräusch.

Schon diese äußere Werbung, die am Wahltage, wenn Elefant und Esel ihre letzte Lungenkraft auspumpen, in einen unerträglichen Kummel ausartet, kostet Millionen. Noch mehr aber wird als „Selbst“ verbraucht; das heißt als Handfalbe zum Stimmentauf. Whisky und Zweidollarnoten waren stets die bereibtesten Werber, und wenn auch jetzt das Feuerwasser verstoßlener arbeitet, so hat es seine Überzeugungskraft sogar noch verdoppelt.

Um so mehr, als diesmal der Kampf um „naß oder trocken?“ geht.

Ich hatte als Student zwei amerikanische Freunde; Republikaner der eine, der andere Demokrat. Da dräben gerade Wahl war, stritten sich beide auch haben herzhaft. Allein ihr vereintes Bemühen konnte mir offensichtliche Programmunterschiede nicht dartun. Ich gewann den Eindruck, daß es nur ein Kampf um die Futterkrippe, und die sachliche Einstellung nicht durch erwogene Gründe, sondern einzig im Widerspruchsgeist bedingt sei.

Der Amerikaner ist ein unpolitischer Kopf; daher ganz in den Händen der Partei-„Bosse“, denen die Politik Geschäft und ruchlose Spekulation ist. Niemand wird sich auch selber einen „politician“ nennen, weil diesem Worte der üble Geruch des Schliebers anhaftet. Je beglegener die Bildung, desto mehr zieht man

sich aus dem politischen Treiben zurück. Bei der letzten Wahl hat just nur die Hälfte der Berechtigten gestimmt; viel weniger als bei uns beim Hindenburg-Entscheid.

Diesmal stehen der Demokrat Al. Smith und der Republikaner Herbert Hoover einander gegenüber. Beide sind Männer des praktischen Lebens, ausgestattet mit sattsamer Belagbe angelsächsischer Rücksichtslosigkeit. Hat doch Hoover, als der Mississippi über seine weiten Ufer flutete, um St. Louis zu retten, einfach die Dämme durchstechen lassen und dadurch zehntausend Farmer an den Bettelstab gebracht. Smith hinwieder ist der echte Selbstgemachte aus dem Arbeiterviertel Newyorks, der vom Zeitungsjungen, Lastwagenkutscher, Fischhändler zum Staatsgouverneur aufstieg und im Kriege die Belgier großzügig mit Lebensmitteln versorgt hat.

Das Programm der Präsidentschaftsanwärter heißt die Plattform. Prüft man, so überwiegt, wie blaß alle beide sind. Die Klugheit gebietet, sie rein zu scheuern, das heißt, nichts zu sagen, wohinter der Gegner haken kann. Um das Farblose aber, das gesagt wird, darum geht es gar nicht.

Vielmehr einzig um „trocken oder naß?“ Das versteht jeder; dazu nahm jeder männiglich seine sichere Stellung längst mit wider oder für.

Das puritanische Alkoholverbot hat die Volksmoral nicht gehoben, sondern verderbt. Die Trunksucht ist ärger denn zuvor; sowohl durch die Hausdestillen, in denen sich jeder seinen Schnaps oder Fruchtwein selber herstellt, wie durch den ungeheuren Schmuggel, der natürlich die hochhaltigen Lippentriller bevorzugt. Da das Vollsteabgesetz den Republikanern zur Last fällt, sind die Demokraten dagegen. Wenigstens ihr Kandidat Al. Smith. Er hofft auf Massenzugang aus dem feindlichen Lager.

Ob jedoch derartige Überläufer-Gewinn überhaupt bloß den Verlust im eignen Lager wettmacht? Die Demokraten der Südstaaten sind nämlich Verbotsfreunde; ebenso — Hertrüttung der Familie durch die „Saloons“ fürchtend — viele Frauen.

Endlich ist Smith Katholik. In 150 Jahren wäre es das erstemal, daß ein Nichtprotestant

Präsident würde. Solch ein Bruch mit dem Hergekommenen ruft aber alle tausend Setzen des Landes geschlossen in die republikanische Front. Auch der Ku-Klux-Klan ist widerpäpßlich, und sein Organ wettet schon wider den „Einzug der Jesuiten in das weiße Haus“.

Auch pflegen ohnehin meist die Republikaner Sieger zu sein. Die Demokraten nur, wenn schwere Skandale die Gegenseite erschüttert hatten. Vergleichen in Justiz und Öl liegt freilich auch jetzt vor. Allein Kellogg hat üble Auswirkungen geschickt aufgefangen durch die Augenblende seines Pakttes. Man rechnet daher mehr auf Hoover als auf Smith, und „Strohahlen“, die von großen Blättern stichprobenhaft unter ihren Lesern veranstaltet wurden, fielen auch demgemäß aus.

Für unsere Belange ist's gleich, ob der Elefant siegt oder der Esel, der Trockene oder der Naßte, der Protestant oder der Katholik. Denn der eigentliche Macher drüben, der ungewählte, unabsehbare Herrscher, ist ja längst schon die Börse, die auch uns den Waffensteg entriß; die finstere, mit unmenschlich viel Geld, aber unmenschlich wenig Gewissen arbeitende Wallstreet. F. S.

Die Kroaten

Die hundertjährige Geschichte Neu-Serbiens hat ihre Marksteine wie jede andere auch. Eigenartig aber ist, daß diese Marksteine bei ihr lauter Meuchelmorde sind.

Im Jahre 1868 wurde Fürst Michael Obrenowitsch zu Topischiber umgebracht; 1903 König Alexander mit seiner Gemahlin Draga im Ronal zu Belgrad.

Damals tiefen alle Mächte ihre Gesandten ab. Ihre Ehre verbiete jede diplomatische Vertretung bis zur Sühne der scheußlichen Blutthat. Besonders scharf und ehrpuffelig war damals England. Daß es später, als sein eigener Gesandter Findlay einen Mörder gegen Sir Roger Casement bang, ihn nichtsdestoweniger in Rang und Amt beließ, beruht wohl nur darauf, daß ihm damals der Krieg keine Zeit ließ für sein heißes sittliches Gefühl.

Am 28. Juni 1914 geschah die Blutthat am Erzherzog Franz Ferdinand. Die Bomben

stammten aus der serbischen Waffenfabrik Krugujewah: Offiziere hatten dort die Mörder für den Wurf gebrüllt, der Kronprinz ihnen einen Gruß geschickt. Aber diesmal entrüstete sich das amtliche Albion nicht über Serbien, vielmehr umgekehrt über die Drohnote des in seinem Thronfolger schwer betroffenen Österreichs. Bald darauf war es sogar Bundesgenosß des Nordlandes und verhalf ihm in den Friedensbittaten zu vielfachem Zuwachs.

Klein-Serbien wurde ein Südslawien, indem man Kroatien, Slowenien, Bosnien und Montenegro dazuschlug. Das war, als ob man etwa aus Deutschland ein deutsch-österreichisch-schweizerisch-luxemburgisch-holländisches Einheitsreich schaffen wollte. Ob die Umgestaltungen beistimmten, danach wurde nicht gefragt.

Sie taten es aber keineswegs. Insbesondere empfanden Kroaten und Slowenen auf das brennendste, welch unvergleichlich höheres Maß von völkischer Selbständigkeit sie doch in der Doppelmonarchie genossen hatten, als jetzt im serbischen Nationalstaat.

Zielweiser der Erstgenannten wurde Stefan Raditsch. Das war eine in ihrer Art geniale Natur. Gewaltiges Wissen hatte er aufgeduht, beherrschte zehn Sprachen, und seine quellfrische Beredsamkeit riß fort. Der Erzbischof von Agram nannte ihn daher den von göttlicher Gnade geschenkten Führer, und der Bauernschaft war er der Volkshiland.

Je mehr Raditsch auf das Selbstbestimmungsrecht der Kroaten pochte, desto gehässiger tobte gegen ihn der wüste Terror Belgrads. Jahrelang hat er unter nichtigen Anklagen im Kerker gesessen, schließlich, als bereits der Abfall Kroatiens drohte, traf ihn und seinen Neffen die Mordkugel eines großserbischen Fanatikers. Drei Wochen siechte der Schwerverletzte, dann griff ihn doch noch des Todes Knochenhand.

An einem Haare hing's, da brach der Aufstand los. Daß er verhütet wurde, verdankt Belgrad einzig dem Gemeuchelten, dessen letzter Wille das ausgewählte Volk um Ruhe beschwor.

Aber es bereitete seinem Abgott ein ergreifendes Begängnis. Hunderttausend sollen im Leichenzug marschieren sein. Die Teilnahme des

Königs wurde kühl abgelehnt, ebenso die Leichenseier auf serbische Staatskosten. Aber hinter dem Sarge trug man ein Schild: „Sein Blut über seine Mörder“ und eine Vornenkrone, woran die Mordkugel hing.

Der Mann ist tot, doch sein Gedanke lebt. Die kroatischen Abgeordneten verließen Belgrad und machten in Agram ein Gegenparlament auf. Immer lauter wird der Ruf nach einem unabhängigen Königreich Kroatien, dem serbischen höchstens durch gleichen Herrscher angegeschlossen. Vielleicht aber sogar schon ohne dies. Slowenien folgt dann sicher, und das jugoslawische Reichsgemächte bricht in drei auseinander.

Der serbischen Amelise wird es nie gelingen, ihre Beute gesichert im Bau zu bergen; dieses Mehrfache des eigenen Körpergewichtes. Auch hier will also das erzwungene Werk der Pariser Vorortbittate seiner Schöpfer Geist nicht überdauern. Wir aber grüßen die Kroaten als Helfer in der Lehre, die wir unsren Feinden und ihrem Völkerbund schuldig sind, daß die Menschheit keine Hammelherde ist, deren Stücke man als Spießgesellenanteil an hilfreiche Hammelblende vergibt.

F. S.

Festspiele

München

Als Mozart den „Domeneo“ vollendet, winkte ihm das Glück, Bürger Münchens zu werden, allein der genius loci der kurfürstlichen Stadt ließ diese Hoffnung allzu rasch wie eine Seifenblase zerrinnen, Mozart verließ München. Just, wie etwa ein Jahrhundert später Richard Wagner, den das ewig zerstörende Bedauern aus der erwärmenden Sonne seines königlichen Freundes Ludwig II. vertrieb. Diese Sünde wider den Heiligen Geist zweier Heroen der Musik und des Theaters hat München später wieder gutgemacht, es bereitete Mozart und Wagner die Stätte, wo beide gemeinsam zu neuem Leben erwachen sollten, losgelöst aus dem Streit der Gegner und Enthusiasten, vorbildlich im großen Reiche der Kunst des Theaters. Seitdem sind beide Meister im Münchner Festspielgedanken untrennbar für immer ver-

bunden. Einem Festspielgedanken, der, in-
zwischen geschichtlich geworden, von Miß-
verstehenden oder Abelwollenden als überlebt
lächerlich gemacht wird. Welch ein Verkennen
der Sendung Münchens! Unbeschadet anderer
Festspielgruppen, etwa zeitgenössischer Kom-
ponisten oder Wortdramatiker, gehören unsere
Mozart-Wagner-Festspiele als geschlossene Ein-
heit zum geistigen Gesicht unserer Stadt
München. Nur so wollen wir unsere Festspiele
verstehen und immer wieder aufs neue emp-
fangen, allen Neidlingen zum Troß. Diese
Erkenntnis wurde wach, als nach dem jubelin-
den Verklingen des letzten C-Dur-Aktorbs der
„Meistersinger“ im Münchner Prinzregenten-
theater das feierlich gestimmte Haus stand
und lange und stürmisch nach den Künstlern
rief ... vergeblich, wie es, im Sinne des Bay-
reuther Meisters, der Sitte dieses Hauses ent-
spricht.

Das besondere Charakteristikum der Münch-
ner Opernfestspiele ist die Tatsache, daß sie
alljährlich grundsächlich und, abgesehen von
verschwindenden Einzelerfahrungen, dauernd
aus dem eigenen Künstlerpersonal heraus-
wachsen, das in der seit Jahrzehnten festgewur-
zelten Überlieferung Bayreuths und Mün-
chens zugleich und in immerwährender mu-
sikdramatischer Erneuerung erzogen und fest
zusammengefügt ist. Also in der Synthese von
Tradition und Fortschritt der gesamten Büh-
nenkunst liegt die kulturelle Bedeutung der
Münchener Festspiele. Das äußere Ergebnis von
1928: Wagners „Ring“, „Lohengrin“, „Meister-
singer“, „Eristan und Isolde“, „Parzifal“ in 15
Aufführungen, Mozarts „Entführung“, „Cosi
fan tutte“, „Figaros Hochzeit“, „Don Gio-
vanni“, „Zauberflöte“ in 12 Aufführungen
innerhalb eines Monats. Zunächst eine gran-
diose organisatorische und physische Leistung.
Meist in Doppelbesetzungen, frei von jeder
sozialistischen Sensation, immer festspielmäßig,
unermüdblich hingebender Dienst am Gesamt-
kunstwert in Ehrfurcht vor den Namen Mozart
und Wagner. Die musikdramatische und geistige
Erfüllung der Gesamtfestspiele Mozarts und
Wagners, im erhabenen, wie im heiteren
Sinne, haben, ganz besonders in diesem nun
abgelaufenen Sommer, die allen Widersachern

zum Troß unerschütterte Legitimierung Mün-
chens erbracht.

Salzburg

Max Reinhardt, noch vor wenigen Jahr-
zehnten ein unbekannter, kleiner Schauspieler,
ist heute als leidenschaftlicher, origineller, bi-
zarrer, ruheloser Theaterunternehmer in aller
Munde. Auch im Rahmen der Salzburger Fest-
spiele prangt seine Name an den Plakatafäulen,
auch kann er es sich sogar leisten, Schloß Leo-
poldskron vor den Toren der amutigen Stadt,
dessen Besitzer der vollstümliche Erzherzog
Rainer einst gewesen, heute sein elgen zu
nennen. Tempora mutantur! Neben dem
schon recht abgespielten Stück vom Sterben des
reichen Mannes „Jedermann“, das trotz des
anachronistisch wirkenden barocken Salzburger
Domplatzes dort noch immer sein internatio-
nales Publikum findet, bot Reinhardt dieses
Jahr im Stadttheater „Iphigenie“ und im
Festspielhaus „Die Räuber“. Namen wie
Goethe und Schiller verpflichten, Reinhardt
ist anderer Ansicht. Iphigenie erschien szenisch
plump mit den breiten, aufbringlichen Qua-
dern eines Riesenbaultastens, ohne jene er-
forderlichen Voraussetzungen der seelischen
Gebundenheit. Sprachlich hatte der Regisseur,
gestützt auf sinnlose Striche, die metrische Fas-
sung aus ihrer rhythmischen und klanglichen
Schönheit und Gedantentiefe in naturalis-
tische Prosa aufgelöst, ebenso erging es der
inneren Leidenschaft des von den Furien ver-
folgten Orestes, der alles dies sozusagen aus
dem Handgelenk erlebte.

Alexander Moissi, auf anderen Gebieten
sonst eindrucksvoll, sprach den Orestes, als
läme er aus östlichen Gefilden, nur nicht aus
Griechenland. Auch Helene Thimig, deren
große Darstellungskunst im zeitgenössischen
Drama unbestritten, versagte vollkommen. Als
eine innerlich Gebrochene, müde in der Hal-
tung, monoton und seelenlos in der Sprache,
trat diese Iphigenie in den Raum. Die be-
zwingende edle Silhouette, die der Thimig
auch als Glaube in „Jedermann“ eigen ist,
tut's allein nicht. So zog das erhabene, sehn-
suchterfüllte Gedicht nüchtern und tempera-
mentlos vorüber. Nur Paul Hartmann als

Phylades zeigte, wie man ganz unpathetisch, aber voll Wärme Goethes Sprache Rhythmus, Klang und Leben geben kann. Etwas besser erging es Schillers „Räuber“, die Reinhardt ein günstigeres Betätigungsfeld seiner Regieeinfälle bieten. Zwar wütete auch hier der Rotzflist recht rabital und respektlos, der sogar Amalie am Ende als trauernde Witwe zur linken Hand am Leben ließ!! In den Furiosi der bewegten Massen und im Gesang auf und unter der Bühne (die Verwendung einer Orgel war freilich eine Entgleisung) bewährte sich dagegen Reinhardts Regiebegabung, aber er stolperte schließlich doch über seine eigene Respektlosigkeit. Der Franz Moor Molffs, auf den die ganze Aufführung eingestellt schien, war ein körperlich tänzerisch bewegter Fronster des 20. Jahrhunderts, ein Gesinnungswirtuos Neubeutschlands, dem nicht einmal Schiller heilig ist. Orestes und Franz Moor, einer so undeutlich empfunden wie der andere, von Goethe wie von Schiller, außer den entstellten Worten, nicht einen Hauch!!! Neben Paul Hartmanns menschlich erfülltem Karl Moor stand der eindrucksvolle Hermann Armand Zapfels (München).

Außerhalb der Einflußsphäre Max Reinhardts öffnete das Salzburger Festspielhaus seine Pforten dem jungen oberösterreichischen Dichter und Dramatiker Richard Billinger, dessen aus dem Heimatboden gewachsenes „Perchtenspiel“ vom törichten Bauern, der Windsbraut und den Heiligen in einer prächtigen Uraufführung der Innsbrucker Exil-Bühne, unter der ausgezeichneten Regie Eduard Röss, in seinen tiefen, nachwirkenden Eindrücken allein die Ehre der Festspiele des Wortdramas rettete.

Dr. Eduard Scharrer, München

Ein schlagender Beweis für die Überbürdung der Schüler

Ein Primaner einer Berliner Oberrealschule ist mit seinen Nerven zusammengebrochen. Es war eine höchst aufregende Szene, wenn sie auch etwas Komisches an sich hat. Der junge Mensch zog plötzlich in der vierten Vormittagsstunde einen Armeerevolver

aus der Tasche, suchte damit in der Luft herum und lief dann zur Türe hinaus, um sich im Waschkraum einzuschließen. Der Lehrer hinterher. Der Direktor ließ alle Klassentüren schließen, um die andern Schüler und Lehrer vor dem Wüterich zu schützen, falls er aus seiner Festung ausbrechen sollte, rief den Vater des Revolverbesizers, der auch Direktor in Berlin ist, nur von einem Gymnasium, eilig herbei, und nun versuchten die beiden Direktoren als Vater und Vorgesetzter, in den Besitz der gefährlichen Waffe zu kommen, die überdies dem Vater-Direktor entwendet worden war. Der augenblickliche Besizer blieb hartnäckig, so daß die Polizei zu Hilfe genommen werden mußte, die den widerspenstigen Sohn dem Vater zurückgab, den Waschkraum der Allgemeinheit, den Revolver aber für sich behielt, so daß jeder etwas hatte. Am Nachmittag stand die Geschichte in den Zeitungen.

Nach dem Urteil der Lehrer gehört der Primaner zu den besten Schülern der Anstalt, nach dem Zeugnis des Vaters raucht und trinkt er nicht, will aber den Anforderungen des Lehrplans aus eigener Kraft genügen. Das können jedoch nur ganz außergewöhnlich schlucklose Jungen, die bekanntlich im Leben selten etwas Ordentliches leisten, gut begabte Schüler dagegen können es nicht. Sie werden dabei verrückt, mausen Revolver und tun so, als wollten sie damit ihre Mitschüler, ihre Lehrer oder sich selber erschießen, während ihre Mut tatsächlich einzig und allein dem Lehrplan gilt.

Wie der Vater des Schülers, dessen Urteil von besonderer Bedeutung ist, da er selbst eine Schule leitet, ausführt, sind gerade gut begabte und gewissenhafte Schüler, wie man sie in den höheren Schulen haben möchte, in Gefahr, den Anforderungen des Lehrplans zu erliegen.

Der Durchschnittsschüler schlängelt sich mit Hilfe von allerlei mehr oder weniger zweifelhaften Hilfsmitteln und der Nachsicht seiner Lehrer durch die Schule durch, und wenn er einmal hängen bleibt, so fängt er deswegen nicht an zu schließen; dem besseren Schüler geht das wider die Natur. Er will nicht „Genügend mit Einschränkung“ bekommen und

„trotz schwerer Bedenken“ verfeßt werden, sondern er will seiner Sache sicher sein. Daran aber scheitert er, wenn er nicht eine besonders starke Konstitution hat. Er braucht nicht gleich zu schießen, aber sehen wir uns doch die vielen blaffen Gesichter an und bedenken wir, zu welchen albernen Unsinnigkeiten die jungen Menschen infolge der nervösen Überreizung kommen!

Jedermann kennt das Heilmittel: Verminderung der Unterrichtsstunden auf die Hälfte durch Entfernung alles Fachwissens aus der Schule.

Man behalte das Ziel der höheren Schule im Auge, das darin besteht, daß der Schüler geistig arbeiten lernt, was ihm die Grundlagen für jeden gehobenen Beruf verschafft, aber nicht darin, daß er tausend Einzelheiten weiß, die kein einheitliches Ganzes bilden, sondern einem weitmaschigen Netz gleichen, das außerdem noch an vielen Stellen zerrissen ist, so daß jeder Zusammenhang fehlt. Der Lehrer braucht Spezialkenntnisse, nicht um sie den Schülern beizubringen, sondern um sich den Weg zu der höheren Warte zu bahnen, von der aus allein ein anregender Unterricht gegeben werden kann.

Der Fachgelehrte muß die Schulbücher schreiben, aber der Schulmann muß sie von dem befreien, was nur für Spezialisten von Bedeutung sein kann.

Hoffentlich hat der Fall des Direktorssohnes die Wirkung, daß schnell und gründlich durchgegriffen wird. Jeder Tag mit seinen fünf bis acht Unterrichtsstunden, Hausaufgaben und Privatstunden richtet schwerstes Unheil an. Da redet man von Geburtenrückgang, und die Kinder, die da sind, macht man krank! Wo bleibt da die Logik? Man führe sie als lebende Unterrichtsstunde ein!

Prof. Dr. v. Hauff

Volksgemeinschaft

In Bernburg a. d. Saale haben sich die Ortsgruppen sämtlicher Frontkämpferorganisationen, vom Reichsbanner bis zum Stahlhelm, geeinigt, für die Ehrung der im Weltkrieg gefallenen Bürger gemeinsam vorzugehen. Von der Errichtung eines einfachen

Denkmals nahm man Abstand. Vielmehr fand der Vorschlag des Reichsbanners, ein Kriegshinterbliebenenheim mit einem Denkmal dafür zu errichten, einstimmige Annahme.

Solche Nachrichten liest man gern. Wahrlich, wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg. Hier ist der Gedanke der Volksgemeinschaft durch ein praktisches Beispiel vorgezeichnet.

Fürstenschloß und Schundbuchlager

Der Geschäftsführer des Greifenverlages Karl Dieß hat der „Fürmer“-Schriftleitung zu dem Aufsatz „Das Fürstenschloß als Schundbuchlager“ (Septemberheft 1928, Seite 472) eine „Berichtigung“ zuge stellt, worin es heißt, daß jener Artikel eine „Kette von Unwahrheiten, Verleumdungen und Beleidigungen“ darstelle, deren Verbreitung durch einen bekannten Rudolstädter Journalisten nichts als ein persönlicher Racheakt sei. Wir nehmen gebührende Kenntnis von dieser Mitteilung, müssen aber, um unsere Stellungnahme zu kennzeichnen, drei Punkte deutlich in der Angelegenheit unterscheiden.

Der erste Punkt ist der weit zurückliegende Fall Mud-Lamberty, über den wir genau unterrichtet sind, da der Herausgeber des „Fürmers“ ihn im Jahre 1921 selbst öffentlich behandelt hat, nachdem sich ihm ein Wandervogelmädchen persönlich anvertraute und Mud einen „Tempelschänder“ nannte, der die Weiblichkeit entweihe. (Vgl. „Fürmer“, April 1921 und „Tägliche Rundschau“, Nr. 49, 28. Februar 1921).

Der zweite Punkt betrifft die im Greifenverlag erschienenen Bücher Hodanns. Dr. Max Hodann ist Berliner Arzt und zugleich verantwortlicher Schriftleiter einer vom „Internationalen Komitee des Bundes der Freunde Sowjet-Rußlands“ herausgegebenen Zeitschrift. Der Verleger Dieß macht für Hodanns Ehebuch mit einer roten „Bauchbinde“ Propaganda, auf der es heißt: „Nach halbjähriger Beschlagnahme unverändert freigegeben. Der Staatsanwalt wieder einmal zweiter Sieger“.

Es mutet sonderbar an, wenn ein Verleger solche Reklame mit dem Staatsanwalt macht.

Soeben ist eine weitere Schrift Hodanns im Greifenverlag erschienen: „Unzucht! Unzucht! Herr Staatsanwalt!“

Wir versagen es uns, an dieser Stelle auf den Inhalt jener Veröffentlichungen einzugehen und behalten uns vor, noch besonders darauf zurückzukommen.

Was sodann den persönlichen Fall Dieß und seine von ihm bestrittene etwaige Verfeh-

lung betrifft, so ist dies eine Sache für sich. Sollten wir hierin das Opfer einer in zahlreichen Zeitungen weitverbreiteten Falschmeldung geworden sein, so stehen wir nicht an, diese mit Bedauern zurückzunehmen. Wie wir hören, will Dieß gegen den Verbreiter jener Nachricht Klage erheben. Die gerichtliche Verhandlung wird dann Gelegenheit bieten, den Fall reiflos zu klären. D. L.

Preisauschreiben des „Türmers“

Aus Anlaß des dreißigjährigen Bestehens des „Türmers“ veröffentlichen wir folgendes Preisauschreiben: Für die nach dem Urteil des Preisrichterkollegiums besten Erzählungen oder Skizzen werden Preise in Höhe von insgesamt 2000 Mark verliehen. Zum etwaigen Ankauf anderer guter Arbeiten stehen weitere 5000 Mark zur Verfügung.

Der erste Preis beträgt 1000 Mark

„ zweite „	500	„
„ dritte „	300	„
„ vierte „	200	„

Die Teilnahme an diesem Preisauschreiben steht jedem Schriftsteller sowie jedem „Türmer“-Leser frei.

Als letzter Termin für die Einsendung gilt der 20. November 1928. Die Manuskripte sind mit einem beliebigen Kennwort zu versehen und in einem Umschlag mit deutlichem Vermerk „Preisauschreiben des „Türmers““ ohne jede Absenderangabe an die Schriftleitung des „Türmers“, Eisenach, Burgstraße 24, einzusenden. Absender und genaue Adresse sind im verschlossenen Umschlag, auf dem nur das Kennwort vermerkt ist, bekannt zu geben. Für etwaige Rücksendung muß Porto beigelegt werden.

Die Manuskripte müssen in Maschinenschrift geschrieben sein. Der Umfang soll zehn Druckseiten im „Türmer“ möglichst nicht überschreiten. Eine Mindestgrenze besteht nicht. Kurze, aber inhaltsreiche Arbeiten sind am willkommensten.

Die Entscheidung des Preisrichterkollegiums erfolgt endgültig und unter Ausschluß des Rechtsweges. Preisrichter sind:

Schriftsteller Dr. Walter Bloem,
Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm,
Professor Dr. Friedrich Lienhard,
Karl August Walther.

Das Ergebnis des Preisauschreibens wird im Januarheft des „Türmers“ bekanntgegeben. Die Namen der Einsender, deren Beiträge durch die Schriftleitung außerdem noch angekauft werden, sollen im Februarheft 1929 veröffentlicht werden. Alle diese Arbeiten gehen in das Eigentumsrecht des „Türmers“ über. Nichtverwendete Beiträge werden im Laufe des Februar zurückgesandt.

Schriftleitung und Verlag des „Türmers“

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard in Eisenach

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Türmer, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unerlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beigelegen.

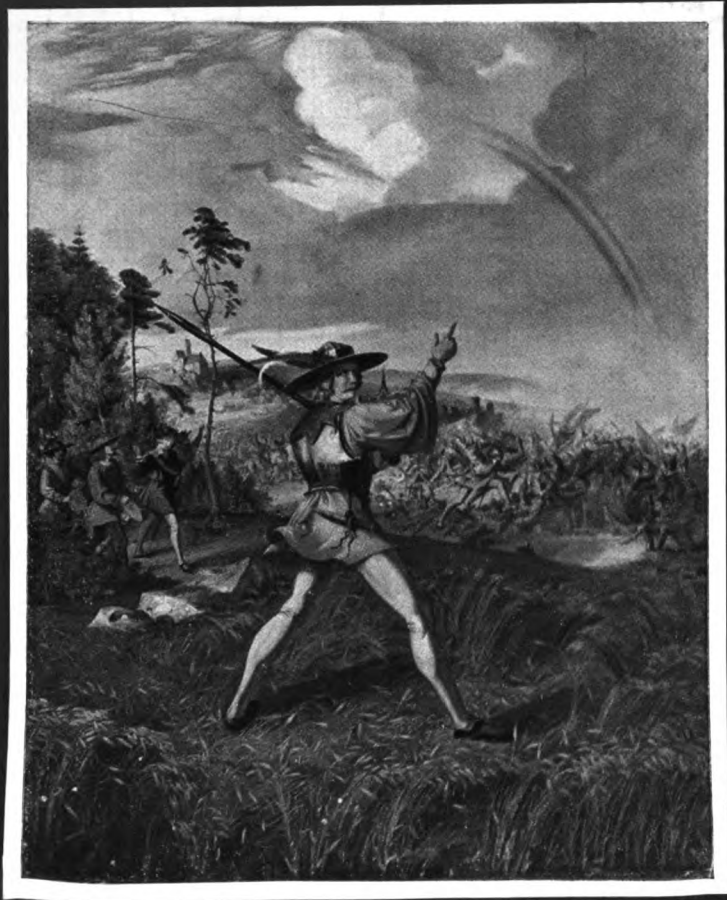
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Am Markt

Karl Ernst Lange

(Aus dem Türmer)



Die Perlschleier

Ernst Schwind
(Selbstbildnis)

1870 im Yarmen

er Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
wortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

November 1928

Hest 2

Machtverschiebungen

Von Admiral Scheer + 20/11 23

Öffnung der Völker, nach der formellen Beendigung des Krieges zu einem wirklichen Friedenszustand zu gelangen, hat sich in dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege nicht erfüllt. Der Grund liegt darin, daß die weltpolitischen Spannungen, die durch den Krieg führten, durch ihn nicht gelöst wurden, sondern durch entscheidende Verschiebungen vermehrt und verschärft worden sind.

Der Weltkrieg hat eine europäisch-kontinentale Geschichteperiode abgeschlossen, in der die Vormachtstellung Englands zur See unbestritten und dadurch seine Herrschaft für Weltpolitik garantiert war. Aus dieser Lage ist es durch die neuere Machtposition Amerikas und dessen Anspruch auf gleich große Flotten verdrängt worden. Die Rivalität der angelsächsischen Welt um die Beherrschung des Ozeans wird den Inhalt der geschichtlichen Entwicklung des nächsten Jahrzehnts ausmachen.

Die Ausbalancierung des europäischen Gleichgewichts, die England infolge seiner unbestrittenen Insellage durchführen konnte, war die Grundlage seiner Weltpolitik und Wirtschaftspolitik, in der es keinen Konkurrenten dulden, keinen Juniorpartner anerkennen wollte. In diesem Bestreben, das ungerechtfertigt war, weil es die Märkte der Welt gar nicht mehr allein versorgen konnte, sah es sich durch den jähen Aufstieg des kaiserlichen Deutschland gefährdet. Die daraus sich ergebende antideutsche Einstellung der englischen öffentlichen Meinung und als Folge der Krieg in dem Umfange, wie wir ihn erlebt haben, verhalf Frankreich einer die Grenzen seiner Volkskraft weit übersteigenden Vormachtstellung, die Europa, der England Rechnung tragen muß. Gleichzeitig hat das Völkerringen die Verwendung von Kriegsmitteln hervorgerufen, durch welche die „splendid isolation“ des Inselreichs als überlieferte Basis der britischen Politik aufgehoben wurde

und England zwangsläufig in das Schlepptau der jetzt stärksten europäischen Militärmacht gebracht worden ist.

Die Gegenmaßregeln, zu denen die brutalen Methoden Englands und sein Bestreben, durch den Seekrieg das ganze deutsche Volk in Mitleidenschaft zu ziehen, die deutsche Seekriegführung gezwungen haben, zerstörten mit dem Prestige der britischen Unbesiegbarkeit zur See gleichzeitig die Grundlagen seiner Wirkungsmöglichkeiten nach außen. Die besondere Enttäuschung des Kriegsausganges für England beruht darin, daß an die Stelle des schwächeren Konkurrenten Deutschland der weit stärkere, Amerika, getreten ist. Die Auseinandersetzung mit ihm, der das britische Axiom von der Unteilbarkeit der Seemacht gelassen zur Seite schob, tritt Großbritannien um so mehr unter weit schwächeren Verhältnissen an, als das innere Gefüge seines Weltreichs, der Zusammenhalt der Dominions mit dem Mutterland, durch die zutage getretene Schwäche der englischen Flotte im Sinne eines Machtzuwachs der Tochterstaaten aufgelockert worden ist.

Das amerikanische Volk wurde für die Beteiligung am Kriege gewonnen durch Werbemittel, die auf das geschickteste an seine pazifistische Gedankenwelt und zugleich an sein Ausbreitungs- und Machtgefühl appellierten: die moralische Großtat einer Beendigung des Weltbrandes durch Amerika, die verheißungsvolle Vorpiegelung eines Wilson-Friedens ohne Sieger und Besiegte, dieses Manifest der Menschlichkeit als Erlösung aus blutigem Wahn verhiess dem Amerikaner den sittlichen Anspruch und die materielle Möglichkeit zu einer weitgehenden Betätigung seiner unerschöpflichen, über den eigenen Kontinent hinausdrängenden wirtschaftlichen Kräfte in einer Ära des Friedens, über die ein neues Schiedsgerichtsverfahren unter der Führung der Neuen Welt in einer Weise wachen würde, welche die Wahrung der amerikanischen Interessensphären sicherstellte. Präsident Coolidge bezeugte mit berechtigter Zufriedenheit, wie günstig dieses Ziel auf die Herausbildung eines bewußten amerikanischen Nationalgefühls eingewirkt hat. Der gesunde Instinkt der Bevölkerung begriff die Erkenntnis, welche die Führer seiner Geschichte geleitet hatte: Wirtschaft ohne Macht ist gefährdet. Die riesigen Ausbreitungsmöglichkeiten der amerikanischen Wirtschaft verlangen naturgemäß nach einem Schutz, nach der Sicherung ihres Gedeihens durch alle verfügbaren Mittel, wobei auf das wirksamste, die militärische Macht, keineswegs verzichtet wird. Darin unterscheidet sich der Pazifismus des Starken von jener schwächlichen Gesinnung, die zugunsten eines illusorischen Völkerfriedens auf eigene Macht verzichten will.

In welcher entschlossener und robuster Weise Amerika sich in die europäischen Händel eingemischt hat, beweist am besten seine Forderung, innerhalb des Kriegsgebietes seinen legalen Handel und Verkehr zur See unbehelligt fortzusetzen und die Undurchführbarkeit dieses Verlangens als Vorwand zu militärischem Vorgehen gegen die eine Partei zu benutzen, an der es finanziell weniger interessiert war. Wenn Amerika lediglich hätte eingreifen wollen, um dem Wüten des Krieges ein Ende zu machen, so hätte es die verheerenden Bestimmungen des Versailler Diktats verhindern müssen. Wie rücksichtslos Amerika nur auf seinen eigenen Vorteil und die Freiheit seines Handelns bedacht ist, kennzeichnet sich auch dadurch, daß es den Beitritt zu dem von seinem Präsidenten propagierten Völkerbund versagte, weil

dessen Gestaltung der in Amerika gültigen Idee des Pazifismus in keiner Weise entsprach.

Nicht minder groß als die Enttäuschung Deutschlands über die Art und Weise, wie Wilsons 14 Punkte in Versailles unberücksichtigt geblieben sind, ist die seiner ehemaligen Verbündeten angesichts der byzantinischen Hartnäckigkeit, mit der Amerika seinen Schuldschein für geleistete Hilfe präsentiert, obgleich es als der eigentliche Sieger aus dem Weltkrieg hervorgegangen ist und ihn vorwiegend im eigenen Interesse geführt hat. Während Frankreich sich wenigstens eine Hegemonialstellung in Europa erkauft hat, soll England dem Verlust seiner unumschränkten Seegeltung noch materielle Leistungen im größten Ausmaße nachschleudern. Sein Bestreben, die frühere Überlegenheit zwischen den Lücken des Flottenabkommens hindurch wiederherzustellen, ist ebenso begreiflich wie Frankreichs Versuch, durch Ausnutzung seiner gegenwärtigen europäischen Stellung die finanziellen Auseinandersetzungen mit dem Gläubiger jenseits des Ozeans auf die lange Bank zu schieben.

Für uns Deutsche ergibt sich daraus das schwierige Problem, zu verhindern, daß die interalliierte Schuldentilgung mit der Reparationsverpflichtung auf eine Weise verkoppelt wird, die uns die Möglichkeit nimmt, die Reparationspflicht von dem erpreßten Bekenntnis der Schuld am Kriege zu trennen. Wir müssen uns allerdings vor der Auffassung hüten, es wäre jemals zu erreichen, daß ein feierlicher Areopag der Völker uns von der Kriegsschuld öffentlich lospricht. Das Hauptgewicht der Kriegsschuldfrage liegt für uns zunächst vor allem auf innerpolitischem Gebiet, denn eine Einigung darüber könnte uns endlich die Geschlossenheit des Handelns nach außen wiedergeben.

Die nachteiligen Folgen der innerpolitischen Machtverschiebung in Deutschland äußerten sich erst kürzlich darin, daß der in Genf erhobene Vorwurf gegen die Wiedererstarkung Deutschlands nicht durch den Hinweis auf die widerrechtliche Knebelung Deutschlands als dem Kriegsschuldigen zurückgewiesen wurde, weil der Vertreter des Reichs jener Partei angehört, die ihre Stellung zur Kriegsschuld noch nie eindeutig formuliert hat. Dadurch wird nicht nur die Bildung einer innerdeutschen Einheitsfront verhindert, sondern auch der überalterten und barbarischen Handhabung des politischen Übergewichts durch Frankreich Vorschub geleistet, das die gewonnene Vormachtstellung als rohes Faustrecht mißbraucht und antiken Verfallungsgelüsten frönt, obwohl das Bemühen wichtigster Industriezweige in Deutschland und Frankreich auf Zusammenarbeit gerichtet ist und die Machtverschiebung im Verhältnis von Wirtschaft und Politik die Bedeutung des wirtschaftlichen Gegenseitigkeitsprinzips veranschaulicht.

Die Stellung der Völker zueinander wird wesentlich beeinflusst durch die veränderte Bewertung der ihnen zu Gebote stehenden Kriegsmittel. Während die Kampfhandlungen auf dem Lande keinen kriegsentscheidenden Erfolg bringen konnten, blieb dieser der Seekriegsführung vorbehalten: trotz der ungeheuren Anstrengungen und der völkermordenden Schlachten des Landkriegs war der Zusammenbruch Rußlands und die Erlahmung der deutschen Widerstandskraft eine Folge der Abschneidung von der See. England hat es unterlassen, Rußland rechtzeitig und mit durchgreifendem Erfolg die Zufuhr von Kriegsbedarf zu vermitteln,

weil es nur mit innerem Widerstreben ihm den Preis von Konstantinopel zuerkennen wollte. So war es in der Lage, seine ganze Seemacht auf die Abschnürung und Aushungerung Deutschlands einzustellen, eine Gefahr, die von der deutschen Kriegsführung unterschätzt und leider zu spät durch die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkriegs bekämpft wurde, nachdem das strategisch wichtige Moment der psychologischen Wirkung der Skagerratschlacht nicht ausgenutzt worden war. Die unabsehbaren Verheerungen, die mit Flugzeugen und Gasbomben in einem zukünftigen Landkriege die ganze Bevölkerung mit Grauen erfüllen werden, sind an sich schon ein fürchtbares Abschreckungsmittel, einen solchen Landkrieg anzuzetteln. Vor allem steht aber der zu erwartende Gewinn an Landgebiet in keinem Verhältnis zu den Opfern, die er erfordert. Eroberte Gebietsteile werden in der gegenwärtigen Epoche des neuerstarkten Nationalbewußtseins noch mehr als bisher ein Fremdkörper im Leibe des Siegers bleiben, namentlich in Europa.

Weit bedeutungsvoller für das materielle Gedeihen eines Volkes ist heute die Wirtschaft, die sich — nach dem besonderen Lebensraum und den Produktionsverhältnissen der Länder — immer mehr spezialisiert und auf Austausch und gegenseitige Ergänzung angewiesen ist. Dafür spielt der Überseeverkehr die Hauptrolle. Das jetzt so stark betonte Friedensbedürfnis hat seinen praktischen Grund hierin und äußert sich in den Auseinandersetzungen über die Möglichkeit der Landabrüstung. Die Abrüstung zur See, wie sie von Amerika auf der Washington-Konferenz betrieben worden ist, hat andere Gründe: Amerika wollte die durch den Krieg bewirkte Verschiebung der Machtverhältnisse zur See dahin festlegen, daß es sich mit England auf die gleiche Stufe stellte und außerdem das bedrohliche Vorrücken Japans im Pazifik zurückdrängte. Die Einstellung des Linienschiffbaus seit 1922 auf die Dauer von zehn Jahren ist teils der hohen Kosten der einzelnen Schiffe wegen erfolgt, teils auch deshalb, weil Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieses Typs für die künftige Seekriegführung entstanden sind. Da der Seekrieg sich hauptsächlich gegen den Handel richtet und die übrigen Betätigungen einer Flotte mehr oder weniger Nebenaufgaben darstellen, erscheinen Kreuzer und U-Boot als die wichtigeren Seekampfmittel der Zukunft. Heutzutage kostet der leichtgepanzerte 10000-Tonnen-Kreuzer bereits 40 Millionen Mark, ebensoviel wie die Linienschiffe, die in der Skagerratschlacht eingesetzt waren. So wird schon der Kosten wegen der Kreuzer tatsächlich zum Hauptkampfschiff (capital ship).

Auch die Seestrategie wird beeinflusst werden von der veränderten Taktik, die durch die zunehmende Geschwindigkeit der Schiffe bedingt wird. Schiffe von 35000 Tonnen und einer Maschinentrakt von 180000 Pferdestärken, die ihnen eine Geschwindigkeit von über 30 Knoten geben, können nicht mehr in einer geschlossenen Linie mit lichten Abständen von 300 Meter geführt werden, weil eine Kampflinie von z. B. zwanzig solchen Schiffen, die früher 10 Kilometer Länge einnahm, dann auf eine Ausdehnung von 20 Kilometer anwachsen würde. So bleibt nichts übrig, als sie in Gruppen aufzulösen, von denen das einzelne Schiff schon 180 Millionen Mark kostet, woraus sich von selbst eine Beschränkung in der Zahl ergibt. Es kommt hinzu, daß die großen Flugzeugträger — wie die beiden Amerikaner „Lexington“ und „Saratoga“ — in den zahlreich an Bord befindlichen Flugzeugen noch Kampfmittel

von ungleich größerer Geschwindigkeit mit ihren Bomben gegen die feindlichen Küstenplätze vorrücken können und zu ihrer Abwehr ähnlich starke Gegenmittel erfordern, die ständig in Bereitschaft sein müssen. Der frühere Linienschiffkampf zur Erringung und Ausnutzung der Seeherrschaft wird abgelöst durch den unmittelbar gegen den feindlichen Handel gerichteten Kreuzerkrieg, in welchem auch die U-Boote — wie im Weltkrieg — eine hervorragende Rolle spielen werden.

Das englisch-französische Flottenabkommen, das, obgleich noch ohne bestimmte Gestalt, in Amerika erhebliches Mißfallen hervorgerufen hat, wird weniger als strategisch-taktische Bedrohung empfunden, sondern als Versuch, die Amerikaner aus ihrer heutigen Stellung der Gleichberechtigung zur See wieder herauszumandrieren. Das Stärkeverhältnis der einzelnen Seestaaten, wie es in Washington festgesetzt worden war, wird durch die Koalition verschoben, wobei sich gleichzeitig die Aussicht eröffnet, daß sich Japan, wenn schon einmal ein derartiges Bündnis zustande gekommen ist, diesem anschließt, um dadurch seiner gegen Amerika unzulänglichen Flottenstärke erhöhtes Gewicht zu geben. Amerika würde in diesem Falle statt mit dem Verhältnis 5 : 5 : 3 : 1,75 mit einer Flottenstärke von 5 : 9,75 zu rechnen haben. Daß es einer solchen neuerlichen Machtverschiebung entschlossenen Widerstand entgegenzusetzen bereit ist, wurde von maßgebender Seite schon angekündigt und zeigt, welche hohe Bedeutung — trotz aller Kriegsächtungspläne — der Seemacht zugemessen wird. Amerika will mit seiner Flotte die Unantastbarkeit seiner Handelsambitionen unbedingt und für alle Fälle sicherstellen. Auch England spricht von Handelschutz und verlangt deshalb eine größere Kreuzerzahl als die Amerikaner sie nötig hätten. Handelschutz wird aber nicht durch bewaffnetes Geleit für die Rauffahrtschiffe gewährt, sondern durch die Vertreibung und Vernichtung der feindlichen Machtmittel zur See. Deshalb legt Amerika Wert auf kampffähige Kreuzer, die England auf der vorjährigen Konferenz in Genf nicht zugestehen wollte, weil es dann für eine entsprechend größere Zahl eigener gleichwertiger Kreuzer höhere Kosten aufzuwenden hätte. Für den Austrag dieser erheblichen Meinungsverschiedenheit sucht England sich durch die neue Entente Frankreichs Beihilfe zu sichern.

Um so bedauerlicher ist die Machtverschiebung in unserer Innenpolitik, die es möglich erscheinen läßt, daß große Parteien in der Ablehnung des Panzerkreuzers ihren Willen durchsetzen, anstatt der selbstverständlichen Pflicht der Stärkung unserer Wehrmacht nachzukommen und dazu alle Möglichkeiten, die Versailles uns läßt, auszunützen. Diese ablehnende Haltung ist um so sinnloser, als der Bau eines solchen Schiffes der heimischen Wirtschaft in Gestalt von 80 Prozent der Baukosten für Arbeitslohn und von 20 Prozent der Materialbeschaffung im Inland zum größten Vorteil gereicht und neben der Befruchtung zahlreicher Industriezweige auch der Notwendigkeit, über 2000 Arbeiter zu entlassen, vorbeugt. Außerdem erwächst uns in diesem Schiff für unsere Ostseestellung ein erheblicher Machtfaktor, dem kein ähnliches Schiff dort zur Zeit ebenbürtig ist. Dies ist um so wichtiger, als Polen in dem Ausbau von Gdingen als Handelshafen in der Nähe von Danzig die Entwertung dieses Plazes in maritimer Hinsicht systematisch und leider schon mit sichtbarem Erfolg betreibt. Damit bekundet es deutlich den Willen, den polnischen

Korridor als Hinterland von Sdingen nicht mehr aus den Händen zu lassen. Welche Folgen ein Ost-Locarno für die Zukunft Ostpreußens und damit für unsere schon durch Versailles so stark geschmälerete Ernährungsbasis bedeuten würde, bedarf kaum näherer Ausführung. Leider ist durch die Verständigungshypnose der Blick unserer Innenpolitiker von dem bedrängten Osten allzusehr abgelenkt worden, um so mehr als sie für diesen seiner agrarischen Einstellung wegen nur geringe Sympathie aufbringen können.

Die Hilflosigkeit Deutschlands in dem letzten Jahrzehnt liegt wohl zum großen Teil in der uns aufgezwungenen Tributleistung von unbestimmter Dauer und Höhe, aber noch schwerer wiegt der Mangel an nationaler Charaktergröße, wie sie z. B. das kleine Ungarn in hohem Maße auszeichnet. Wie anders stünde es um die Geschlossenheit unseres nationalen Willens, wenn wir vor zehn Jahren wohl die unvermeidlichen Lasten der Niederlage auf uns genommen, aber das unwahre und entehrende Schuldbekenntnis am Kriege verweigert hätten, das damals in der selbstmörderischen Freude darüber, das alte Regime zu Fall gebracht zu haben, von den Führern derjenigen Partei unterzeichnet wurde, deren ganze Existenz auf dem Gedeihen der deutschen Wirtschaft beruht. Wie anders hätte ein deutscher Kanzler in Genf den brutalen Hieb Briands parieren können, wären ihm nicht durch die Fesseln der Schuldblüge die Hände gebunden! Wie anders hätte der Vorstoß des Reichspräsidenten in Tannenbergl gegen jene Weltlegende sich auswirken, welche Schwungkraft hätte sie einem neuerwachenden Nationalbewußtsein geben können, wenn der mißverständene Parlamentarismus, wie er in Deutschland eingeführt ist, nicht bis jetzt jede große nationale Zielsetzung verhindert hätte. Die Verschiebung der Bedeutung der Innenpolitik zuungunsten der äußeren, der Lärm unserer häuslichen Auseinandersetzungen, wirkt auf verantwortungsbewußtes Vaterlandsgefühl so abstoßend, daß ihm die freudige Mitarbeit am Ganzen verleidet werden muß. Dadurch wird der Anschein einer Opposition gegen den Staat als solchem erweckt, während es sich in Wirklichkeit um den Kampf gegen die unberechtigte Macht des Parteiwesens im Staate handelt. Dessen Vertreter, soweit sie parteiprogrammatisch an den entfesselten Parlamentarismus von heutzutage gebunden sind, vermögen in der nationalen Opposition nichts weiter zu erblicken als gefährliche Minen, die gegen den tragenden Grund ihrer augenblicklichen Machtstellung vorgetrieben werden, anstatt — wie in England — den inneren Druck zur Durchsetzung außenpolitischer Bedürfnisse auszuwerten.

Überall sehen wir, daß die Machtverschiebungen in aller Welt den Völkern Anstoß zur stärksten Anspannung der Kräfte der Selbsterhaltung geben, während bei uns das Gegenteil der Fall ist und eine politische Entmannung um sich greift, die im schroffsten Gegensatz zu der kraftvollen Organisation des Bismarck-Erbes steht. Nicht die Launen der verantwortungslosen Masse dürfen die Geschicke eines Volkes bestimmen, sondern der verantwortungsfreudige Wille eines tatkräftigen Führertums, dessen werbende Geistesmacht die vielfältigen Quellen unserer Volkskraft sammelt und in das Meer des Weltgeschehens hinausträgt. Nicht die Politik, nicht die Wirtschaft, sondern der Wille ist das Schicksal.

Schloß Nokere

(Eine Erinnerung an Deutschlands junge Kämpfer)

Von Georg Mehlis

Das Schloß Nokere im dunklen Park
 Es liegt auf der Straße nach Langemarck,
 Dort sind wir angekommen.
 Und haben von Hof und Park und Haus
 An einem Abend, der Marsch war aus,
 Gar fröhlich Besitz genommen.
 Es war ein selten friedlicher Tag,
 Wie scheidendes Leben, das zögernd noch wach,
 Nicht Winter, nein, Herbstgebärde.
 Ein zarter Duft in träumender Luft,
 Ein Fliehen, das leise nach Leben ruft,
 Auf sonnenbeschienener Erde.
 Das Schloß war verlassen in heimlicher Flucht,
 Wir halten auf Ordnung und männliche Zucht,
 Man schmäh't uns als rohe Barbaren.
 Wir spielen mit Kindern, wir teilen das Brot,
 Wir kennen die große gemeinsame Not,
 Wir haben so viel schon erfahren. —
 Wie milde der Abend, an Schönheit so reich,
 O seht doch die Schwäne im schimmernden Teich
 Im schneeweißen Gefieder!
 Sie ziehen dahin auf der schwärzlichen Flut,
 Noch einmal gegrüßt von der scheidenden Glut,
 Dann tauchen zur Tiefe sie nieder.
 Ja, schwarz ist das Schicksal und dunkel umsäumt,
 Wie schwer es in Fichten und Föhren dort träumt
 Und rauscht mit heimlicher Klage!
 Und weiß ist das Kleid, das die Jungfrau umschmiegt,
 Und weiß das Tuch, das auf Toten liegt,
 Am letzten schmerzlichen Tage.
 Und rot ist das Leben und rot ist das Blut,
 Der Wein, das Feuer, die heimliche Glut —
 Sie hören ein lodendes Mahnen,
 Sie singen von Fahnen, die schwarzweißrot,
 Von jauchzendem Leben und ruhmreichem Tod,
 Sie singen von Deutschlands Fahnen. —
 Sie suchen Kastanien und fieden sodann
 Die kleinen heimlichen Feuer an
 Und rösten die Frucht in der Asche.
 Der eine steht sinnend am Baume gelehnt,
 Der zweite hat heimlich die Heimat ersehnt,
 Und der zieht ein Buch aus der Tasche.
 Und liest der Worte bezaubernde Pracht,
 Die Goethe zum größten der Dichter gemacht,
 Sein Faust hat die Jugend begleitet!
 Ein anderer liest mit den Seinen vereint

Von dir, Zarathustra, dem Mittagsfreund,
 Der Lühn mit der Finsternis streitet.
 Und wer sein heimliches Wesen verstand,
 Des junges Herz hat als Flamme gebrannt,
 Berauscht von dem Großen und Hehren. —
 Und flüstert die Worte mit leuchtendem Blick
 Und ruft sich den Genius der Menschheit zurüd,
 Das Göttliche still zu verehren. —
 O Wandervogel, du junger Gesell,
 Wie blüht doch dein Auge so mutig und hell,
 Du weißt die Natur zu belauschen!
 Du kennst ja das Leben der Wanderschaft,
 Der Wald gab dir Frieden und Schönheit und Kraft,
 Die Wasser schäumen und rauschen!
 Du Kühner Schwimmer in See und Fluß,
 Ihr Bergeklimmer mit festem Fuß,
 Ihr Finder verborgener Pfade,
 Ihr alle, die mutig als Jugend gelebt
 Und die so viel Reinheit und Güte umschwebt,
 Beschirme sie, göttliche Gnade!
 Freiwillig sind alle zur Fahne geeilt,
 So ohne Zögern, so unverweilt
 Zu helfen, zu dienen, zu nützen.
 Sie wußten noch nichts von Leid und Vergehn,
 Sie hatten wohl nie einen Toten gesehn,
 Sie wollten die Heimat beschützen.
 Sie hörten von Deutschlands Jammer und Leid
 Und von der Feinde schmähhlichem Neid
 Auf fleißiger Arbeit Früchte.
 Und daß sie sich alle zusammengetan,
 Nur weil sie Deutschland so mächtig sahn,
 Und daß sie durch falsche Gerüchte
 Und Lügenmären ohn' Unterlaß
 Geschürt den erbärmlichen kleinlichen Haß,
 Und weil sie zu schwach sich noch glaubten,
 Die schwarzen Völker ins Land gebracht
 Und so den Krieg zum Verbrechen gemacht,
 Wo Wilde quälten und raubten.
 Sie kannten den Hunger, sie kannten die Not,
 Die Frauen und Kinder und Kranke bedroht,
 Die Kinder, die Kranken, die Kleinen,
 Und hörten im Traume der Mutter Gebet
 Und daß ihr ein Schwert durch die Seele geht,
 Wenn Kinder wimmern und weinen.
 Sie kannten den Feind, der Deutschland verheert,
 Die friedlichen Städte verbrennt und zerstört,
 Und hatten mit ernsthafter Miene
 Schon oftmals die herrlichen Trümmer gesehn,
 Die mahnend und warnend in Deutschland stehen:
 Die Heidelberger Ruine.
 Sie kannten das Elend, sie kannten das Leid,
 Drum waren sie alle zum Opfer bereit.

Ein jeder weiß es, und kennt er
Die Opferliebe der Heimat nicht mehr:
Sie kannten sie alle in Schimmer und Wehr
Die jungen Regimente. —

Jetzt schlummert die Nacht auf Schloß und Park,
Jetzt schlafen die Helden von Langemarck,
So sanft wie Kinder nur träumen.
Das Mondlicht schaut in die Fenster hinein
Auf Knabenlocken mit schimmerndem Schein,
Der Nachtwind weht in den Bäumen.
Was träumt ihr, ihr Jungen in fernem Land,
So weit, so öde, so unbekannt,
Vielleicht von Kämpfen und Siegen?
Vom Kaiser, dem ihr die Treue geweiht
Und der uns in langer, ruhmvoller Zeit
Geschützt hat vor Not und vor Kriegen?
Und grüßt euch die Heimat, die traute, im Traum,
Das Elternhaus, der geweihte Raum,
Der Ort eurer Kinderspiele?
Und seht ihr die Mutter im Traum, vielleicht
Die Augen so traurig, die Haare gebleicht?
Ihr wißt nicht, wie viele viele
Gebete zum nächtlichen Himmel jetzt gehen
Und vor dem Thron des Erlösers stehen,
Wie viele verschlungene Hände
Dem Kinde, dem einzigen Sohne geweiht,
Sich qualvoll erheben, daß Gott das Leid
Des Todes von ihm wende.

Und einer hat nachts im Traum gelacht,
Er hat wohl an Schönes und Frohes gedacht,
Es war wohl ein heimlich Erinnern
An Weihnachtsfeier und Kinderglück,
Es blieb als ein leises Klingeln zurück
Und tönte so tief aus dem Innern.
Und einer hat im Traume geweint,
Er hat wohl das Leiden der Heimat gemeint —
Das waren heilige Tränen.
Und einer hat wie im Fieber geglüht,
Ein roter Schein seine Wangen umblüht,
Den quälte ein heimliches Sehnen.
Und einer lag dort so ernst und so bleich,
Die junge Stirn so faltenreich,
Als schaute er weit in die Ferne,
Und hob dann langsam die Hand empor,
Es war, als lauschte sein suchendes Ohr
Dem Schicksalsgefange der Sterne.
Und einer hat langsam die Glieder geragt,
Als würden sie immer noch weiter bewegt
Durch weites, endloses Wandern —
Und draußen vorm Tor im Mondenlicht,
Die Fiedel im Arm mit erstem Gesicht,
Da stand der Tod von Glandern.

Der Falke

Eine Erzählung von Otto Heuschele

Er war schon als Kind ein großer Freund von Tieren gewesen. Ich erinnere mich, daß er an Sommerabenden am Weiher den Fischen zusah, wie sie durch die grünen Wellen mit ihren schlanken Leibern segelten, oder wie er an andern Tagen mit feinem weißen Brot, das ihm die Mutter gegeben, die Schwäne fütterte. Ein anderes Mal ging er in kalten Wintertagen alle Nachmittage hinaus an den von dürrem Schilf umgebenen See. Dort konnte er stundenlang stehen und dem Eisvogel auflauern, der nicht kommen wollte. Dieses Warten hatte etwas Unwahrscheinliches und Traumhaftes. Er stand wie mit der Erde verwurzelt. Um ihn schien keine Wirklichkeit, alles war der inneren Wirklichkeit seiner Spannung, dieser absoluten Hingabe, diesem Lauschen auf jedes Geräusch, diesem Vertrautsein mit jedem Schritt, jedem Busch, ja jeder Welle im Weiher unterworfen.

So sehe ich ihn heute noch vor mir. Dann konnte es geschehen, daß einen Augenblick lang ein Leuchten wie vom Abglanz unirdischen Lichtes über sein Antlitz huschte, wenn dieser langerwartete Vogel einen Augenblick, aus dem Röhrcht kommend, auftauchte, um sich blickend, nur einen Augenblick sichtbar, wiederum im Grau des Schilfes verschwand, während noch die hellen schimmernden Farben seines Gefieders im Auge dieses Vogelfreundes nachleuchteten.

So war er als Kind. Als er ein reifer Mann wurde, nachdem er als Knabe und als Student immer dieser Leidenschaft treu geblieben war, kam eine andere zu dieser, nämlich die Leidenschaft des Dichters. Nun saß er Tage an seinem Schreibtisch, schuf jene wundervollen Novellen und Erzählungen, die überall seinen Namen bekannt machten. Aber alle diese Erzeugnisse einer so fein geformten Sprache, diese Sätze einer so lateinisch gegliederten Syntax ließen die Leser kaum ahnen, aus welcher Umgebung diese Werke kamen. Von jener leidenschaftlichen Liebe, die dieser Mann zu Tieren hegte, stand nichts in diesen Bänden. Seltsam waren diese zwei Welten getrennt, seltsam wie er in beiden lebte, ohne beide sich nur einmal berühren zu lassen.

Nun hatte er sich ein kleines Häuschen gebaut, draußen am Rande des Dorfes stand es mitten im Grünen, war von einem kleinen, wohlgepflegten Garten umgeben. Die Blumenbeete pflegte er selbst, die Bäume und Sträucher schnitt seine aristokratisch-schöne Hand. Mit den Tieren aber verband ihn eine Freundschaft, wie sie sonst nur Menschen edlen Herzens untereinander bewahren. Er gab sich diesen Tieren hin, er lauschte ihrem Leben und Sein, wie nur irgend sonst ein Mensch auf das Tun eines andern Menschen acht haben kann. So hatte er ein feines, zartes braunes Reh, das ihm ein Freund, der Förster war, geschenkt hatte; machte man doch diesem Menschen die größte Freude, wenn man ihm irgendein Tier schenkte, das er liebte. Im Zusammenleben mit diesem Reh geschah das Unwahrscheinliche, daß mein Freund schon nach wenigen fünf oder sechs Tagen so völlig mit dem Tiere vertraut war, daß es zu ihm herkam, wenn er aus dem kühlen Hausgang trat, um im Garten seinen gewohnten Spaziergang zu tun. Es lief mit ihm durch die Wege

bergestalt, daß es mit seinem Kopfe immer leicht an die herabhängende Hand des Dichters streifte. Wenn er diesen Weg machte, stellten sich bald noch eine Reihe anderer Tiere ein, so die fünf oder sechs Tauben, die, von ihrem Schlege niederflatternd wie weiße Vogen Papieres, sich auf seine Schultern niederließen, die Römer fraßen, die er ihnen auf der Hand reichte. Mehr noch, selbst fremde Vögel näherten sich meinem Freunde so vertraulich, mit unwahrscheinlicher Ruhe und Sicherheit, daß man sich immer wieder fragen mußte: Ist dieses Schicksal, das sich vor den Augen hier entrollt, Wirklichkeit, oder ist es ein seltsamer Traum, die aus einem schönen Märchen hergewehnte Welt? Es war Wirklichkeit. Aber eine Wirklichkeit, die sich aus einem Doppelten zusammenfügte, aus jener äußeren Wirklichkeit, die uns allen eignet und aus jener inneren, fast traumhaften Wirklichkeit, die die Seele sich schafft. Wer weiß zu deuten, welche Wirklichkeit größer ist? Jede erbaut sich ihre eigene Welt. So war diese innere seelische Kraft des Dichters nicht allein fähig, in Worten und Sätzen in ehern geformter Sprache eine Wirklichkeit zu zeugen, denn was wäre Kunst anders als eine Sphäre eigner Wirklichkeit? Vielmehr gelang es ihm auch wunderbarerweise vermöge einer undeutbaren Kraft, diese Welt, die seine Gartenmauer umgab, sich zu seiner eigenen zu erheben, daß Pflanze und Blume, Blüte und Strauch zusammen mit dem Garten und dem Getier, das hier lebte, eine fast paradiesische Einheit bildeten. Wenn dieser Mann in seinem Garten stand neben einer jungen Tanne, die kaum größer war als er selbst, oder unter einer kaum drei Meter hohen silberhell glänzenden Birke, deren Zweige leise in kaum merklichem Winde sich wiegten, dann schien es uns, den Freunden, oft, als sei eine Kraft in ihm, die wir alle entbehren müßten. Es war eine Kraft, die größer war als alle Kräfte der Erde, denn er hob seine Hand leise, kaum sichtbar, in den Himmel, und sofort ließ sich ein Vogel, irgendein belangloser kleiner Vogel auf dieser Hand nieder. War er dann noch belanglos, nun da er auf der Hand des Freundes saß, nun er doch irgendwie einer Welt einbezogen war, so daß des Vogels Weg und Flug in den freien Raum wie durch ein Schicksal gebrochen war? Immer mußten wir uns besinnen, ob wir nicht etwa träumten; da solches nicht der Fall war, da um uns die Berge standen, leibhaftig nah, da wir uns selbst fühlten, war es Wirklichkeit. Aber wir wußten auch, daß es neben dieser Wirklichkeit, in der wir alle lebten, noch viele Wirklichkeiten gab.

Wie sehr diese Welt unseres Freundes mit ihm selbst zusammenhing, das zeigte uns ein seltsamer Vorfall. Einer der Freunde hatte ihm bei besonderer Gelegenheit einen Falken geschenkt. Schon früh war dies geschehen, ich glaube, mein Freund war damals erst in der Mitte der zwanziger Jahre gewesen. Das Tier war seinem Nest entnommen worden, noch ganz eingehüllt in den grauen, wolligen Flaum. Unser Freund zog es mit seiner zärtlichsten Liebe auf, es wuchs zu einem wunderschönen Tier heran, das in einem dafür erbauten Vogelhaus wohnte. Als er mehr als ein Jahr in diesem Käfig gewesen, konnte der Falke auch frei gelassen werden, er flog über den Garten, hüpfte von Ast zu Ast, kehrte jedoch immer wieder zu seinem Bauer zurück, war immer da, wenn der Dichter, aus seinem Zimmer kommend, seinen Gang durch den Garten antrat. Der Vogel flog über seinem Kopfe in solcher Höhe, daß er das Wehen der Flügel in der Luft spüren konnte. Ramen Tage, daß

mein Freund nicht in den Garten trat, sei es, daß er krank war, sei es, daß ihn die Arbeit an seinem Schreibtisch festhielt, dann kam am Abend, ehe die Lampe entzündet wurde, der Vogel vor das Fenster des Dichters, klopfte mit dem Schnabel an die Scheibe, zeigte sich so mit hell-leuchtenden verständig blickenden Augen dem Herrn. — Dieses Tier nun liebte mein Freund wohl am meisten von allen Tieren, die er hegte, er war ihm treu wie das Tier ihm. Es gab Tage, an denen der Herr krank war, da spürten wir an dem Falken eine gewisse Unruhe, das Tier flog oft in die Höhe des Himmels, kreiste einmal, zweimal über dem Dache des Hauses, hielt einen Augenblick inne, ließ sich niedergleiten, schwang sich unruhig wieder empor, lehrte zu seinem Käfig zurück, blieb dort in sich verschlossen sitzen. Umgekehrt war der Herr krank, wenn dieses Tier nicht munter war. Es war eine leise, ins Traumhafte gehende Verbundenheit zwischen Mensch und Tier, diese Verbundenheit, uns bekannt aus dem Vertrautsein von Menschen mit Haustieren, schien in diesem Falle, da das Tier ein Fremdes, Wildes war, noch erhöht, unglaublich und unwahrscheinlich zugleich zu sein, es war, durch das Wilde veranlaßt, eine noch gesteigerte Verbindung hergestellt.

Da begab es sich nun eines Tages, daß sich zu diesem Falken ein Weibchen gesellte und daß dieser Freundschaft ein Paar Junge entsproßte, von denen, wiederum wunderbar und rätselhaft, der Falkenvater eines in seinen Käfig trug, dort pflegte, auferzog, so daß es nach Monaten mit dem alten Falken in den Himmel flog, mit dem alten Tiere an das Fenster des Herrn kam.

Es wird mir schwer, die Beglückung, das Seligsein meines Freundes zu schildern. Es schien mir, wenn ich ihn an diesen Sommerabenden besuchte — es geschah fast täglich —, als erlebe er eine Art von Vaterfreuden, die selbst die Freuden menschlichen Vaterglüdes überstrahlten. Er war so beglückt, daß er dem Fluge der beiden Tiere mit einem Blicke folgte, der etwas unerhört Waches, Helles, Leuchtendes, Auffpringendes, ja man ist verführt, zu sagen, etwas Gieriges hatte. Er stand im Fenster, die Hände lagen ruhig auf dem Gesims, das Antlitz war ganz dem Himmel zugetehrt, leuchtete auf in einem hellen, rosigen Glühen der Wangen, die durchblutet waren wie nach einem raschen Gang, der Kopf war ein wenig, kaum sichtbar, nach rückwärts gebeugt, so daß der Blick aus den Augen schräg sich in die Höhe hob. Diese Augen, und wie sie mit ihrem Leuchten dem Flug der Vögel folgten, dies scheint mir unbeschreiblich. Es war etwas darinnen, das man dämonisch nennen könnte, und ein anderes, das auf eine unaussprechlich zarte, überzarte, sorgende, verschlingende Herzensliebe hindeuten mochte. Es war dieser Mann mit all seinen Sinnen dieser Welt einbezogen; traumhaft und unwirklich auch einem Schicksal hingegeben, an dem er durch Gnade teilhatte. Wie ein Prophet erschien er, wie ein heiliger Franziskus, nicht asketisch, nein heroisch, riesenhaft; so daß diese Augen den Flug draußen plötzlich durch einen Wink mit dem straff gespannten Lide hätten abbrechen können. Dies war die eine Stunde, die immer wiederkehrte, jedesmal anders war, obgleich sie nach außen gleich schien, uns war sie jedesmal neu magisch. Wie wenig ist meine Sprache fähig, diese Stunde zu fassen, hier in zerfließenden, verwehenden Worten zu verzaubern?

Aber noch minder scheint es mir möglich, eine andere schicksalhaft dunkle Stunde

aus diesem Leben zu umschreiben, doch ist sie so einmalig, so über alle Maßen bestimmend gewesen in diesem Leben, in diesem Mannesgeschick.

Es war einer jener unvergeßlich-schönen Sommerabende im Juli. Die Sonne war schon untergegangen, aber das letzte Abendrot, das als ein schmales, goldenes Band im Westen den Himmel säumte, erhellte noch die Erde und den Horizont. Der Falke war mit dem jungen Vogel in ganz langsamem, schönem Schwung in die helle, silberne Himmelstugel hineingeflogen, schwebte dort leicht und schwerelos, ruhte fast, bewegte sich kaum merklich. Wieder stand mein Freund im Fenster, folgte jedem Flügelschlag der Tiere, wortlos, aber so, daß jede Seligkeit, die er über den Flug der Tiere erlebte, durch das Antlitz hinstrahlte, dieses Antlitz erhellte wie mit einem Leuchten aus unirdischer Höhe. Minute um Minute verging, es fiel kein Wort, kein Laut durchbrach das abendstille Tal, es war so das Schweigen dieser Augenblicke von einer unwahrscheinlichen Intensität. Mich wollte fast eine leise Furcht antommen über diese magische Stille. Ich, der ich nicht so wie mein Freund diesem Zauberhaften jener Welt hingegeben war, lebte in leisem Zweifel, ob ich träume oder wache. Waren diese Wunder wirklich, waren diese Bäume im Garten, jene Blumen in den Beeten nicht Traum, selbst der Freund schien mir, wie er diesen dunklen Körpern im Raume hingegeben war, ein Traum . . . so sehr hatte mich die verwandelnde magische Kraft seiner Welt bereits berührt. Aus diesem Schweben in einer undeutbaren Welt ward ich plötzlich aufgeschreckt.

Draußen krachte ein Schuß.

Hell brach aus einem der Gärten zwischen dem Grün der Büsche und dem Bunten der Blumen die kleine rote Flamme auf. Ich sah sie; im selben Augenblick veränderte sich mein Freund. Sein bisher straffgeredter Körper sank müde in sich zusammen, die Muskeln, die hart und sehnig gespannt waren, wurden schlaff, das frische, rosige Antlitz faßl und grau wie Asche. Der helle, bohrende, alles einjaugende Blick verloschte, ward kalt, trüb, verschlossen, die Augen legten sich tief zurück in ihre Höhlen. Er, der so fest gestanden, wankte, sank in sich zusammen, schwach, klein, hilflos wie ein Kind. Ich begriff nicht. Alles dies geschah in Sekunden, während draußen der graueiße Rauch sich leicht verzog, wieder große, aufsaugende Stille herrschte; nachdem das Rollen des Schusses langsam das abendliche Tal entlang verschollen war. Dies waren Sekunden . . .

Nun erst sah ich, daß der größere der beiden Vögel langsam, aber sicher, mit müdem Flügelschlag niederfiel, während der kleinere folgte, die Flügel regelmäßig schlagend. Nochmals überschlug sich das große Tier, breitete seine Schwingen aus, zog sie wie im Krampf zusammen und stürzte nieder, lag tot auf dem Wege, der vor dem Gartentor vorüberging . . . wenige Minuten, und das kleine Tier, nachdem es einige Kreise gezogen, folgte, setzte sich unermüdet, wie es geblieben war, auf den toten Vater, stieß ein paar klagende, jammernde Laute in den Abend . . . schlug die Flügel . . . legte sie wieder zusammen, verstummte plötzlich und unermittelt.

Alles dies geschah in Augenblicken . . .!

Es waren Augenblicke, bestimmt vom Schicksal.

Ich sah meinen Freund, er war in seinen Lehnstuhl lautlos zurückgesunken, sein Auge war halb offen, man sah nur das Weiße, dieses war unheimlich und wie der

Anblick eines Toten. Wie ein Toter lag er in dem roten Samt des Sessels. Ich hielt seine Hand in der meinigen, sie war kalt, Gesicht und Stirne waren aschgrau. Ich konnte diesen Niederbruch nicht fassen, konnte ihm nicht helfen, alles schien mir gleicherweise unfassbar, undeutbar, wie jene Aufschwünge in der Stunde des Seligseins. Wortlos mochten wir lange so gefessen haben, was war hier wieder Zeit, wer konnte sie messen, was half es, sie mit jenen andern Maßen des Alltags zu bemessen? Jedes Seligsein, jeder Niederbruch haben ihre eigenen Zeiten. Ich blieb länger als ich gewohnt war. Die Nacht war hereingebrochen, der helle Mond goß sein märchenhaftes Silberlicht über die Landschaft, in diesem Halbhell der Sommernacht schien das Antlitz meines Freundes leichenblaß. Wiederum war es mir, als sei alles nur ein Traum, sei dieses Zimmer, der Freund getaucht in die geisterhafte Dämmerung des Mondes, nur ein Bild, ja eine Phantasie, die ich mir ausspann im halbawachen Denken und Empfinden. Aber ich griff diese kalte Hand, dieses kühle Gewand des Mannes. Alles war wirklich, unheimlich wahr und nahe, alles hing aneinander, eines griff ins andere . . . ich war verflochten in diese Kette, die, ein Glied ins andere greifend, unendlich war, die von einem Gott ausging und sich in ihn zurückwandte. Nochmals drang durch meine Sinne der scharfe, harte, kurze Knall des fremden Gewehres, nochmals zog ganz langsam das Geschehen wie eine Tragödie auf der Bühne an mir vorüber. Ich besann mich, erinnerte mich, daß der tote Vogel noch auf der Straße lag. Ich erkannte ihn, als ich durchs Fenster sah, im Dämmerlichte . . . ein paar Menschen, junge Burschen meist, standen um das tote Tier, das vom lebenden, trauernden Vogelkinde bewacht wurde. Keiner der Menschen wagte, die Tiere zu berühren.

Ich eilte durch den Garten, um sie beide zu holen. Vorsichtig wollte ich nach dem kleinen Vogel greifen, um ihn in seinen Käfig zu bringen; wie ich mich ihm nahte, erhob er sich, stieg im Flug zum Himmel in das Dämmerlicht des Mondes, immer höher, maßlos hoch, bis er meinen Blicken entschwebt war.

Das tote Tier trug ich herein, legte es in einen kleinen Korb auf Heu, stellte es in den Hausgang, daß keine Raze den Vogel rauben konnte. Dann kehrte ich zu meinem Freunde zurück. Er lag immer noch niedergebroschen, er, der solche Kraft besaß, daß er die Welt dieser Tiere seiner Welt einbezog, daß er der Wirklichkeit der Menschen noch eine andere Welt einverleibte; er war hilflos, schwach wie ein Kind, das Schmerzen empfindet und sich nicht helfen kann. Auch er fühlte und litt Schmerzen . . . aber sie konnte kein Arzt heilen.

Spät ließ ich meinen Freund allein, er hatte nichts mehr gesprochen; ich hatte ihm noch gesagt, wo ich das tote Tier hingestellt, und daß der kleine Vogel in endlose Höhe entfliegen sei. Er hatte leicht nur mit dem Kopfe genickt, als schiene ihm all dies selbstverständlich. Zum Abschied drückte ich ihm beide Hände, sie waren noch immer kalt und starr, ein Trostwort ihm zu sagen, schien mir unmöglich. Wortlos geleitete er mich durch den Garten. Keines der Tiere kam an diesem Abend zu ihm heran. Gebroschen, als sei er plötzlich alt geworden, ging er zurück.

Ehe ich die Anhöhe des Berges erreicht hatte, verlöschte das Licht in seinem Hause. Dunkel lag alles, da aber geschah ein Seltsames, der kleine Falke schwebte aus großer Höhe nieder, kreifte einigemal über dem dunklen Hause, entfernte sich südwärts und kehrte nie mehr wieder.

Wochen und Monate war mein Freund verschlossen, er trauerte mehr als andere Menschen für eine Gattin oder ein Kind trauern. Nie mehr hat er einen Freund um einen Falten, ja oft, wenn man ihm etwas schenken wollte, deutete er leise an, es möchte kein Falte sein; heute noch, nach vielen Jahren, hat er diesen herben Schlag des Schicksals nicht überwunden. Was war dieses Schicksal?

Der Tod dieses Tieres, das Entschweben des andern Vogels? Wo ging er hin? War es nicht dieses Mannes ganze Welt, dieses Grenzenlose, das herdrang von draußen aus dem Raume, in dem die Sterne waren? War dieses Vogels Tod nicht meines Freundes erster Tod, nach dem er nochmals leben mußte, um dieses Bittere des Lebens nochmal zu nehmen? Ich kann es nicht deuten, aber ich habe es erlebt, dieses Erhabene, das in diesem Manne war, das ihn so erhob und so niederbrach, nachdem es ihn ins Namenlose, ins Überwirkliche, ins fast Göttliche erhoben hatte. Wer kann dies deuten, wo das Schicksal sich doch allezeit aller Deutung entzieht und immer auf ein anderes hinweist, das größer ist als alles Gewesene. Am größten freilich bleibt immer wieder der Glaube an das Leben. Und dieser Glaube ist wie das Dasein Gottes unter uns. Wer ihn hat, hat das Leben und wird den Tod nicht fürchten. Aber es bleibt unser aller ewiges Ringen, das Ringen um den Glauben; so wir nicht vollkommen werden im Glauben, werden wir auch nicht vollkommen sein im Leben.

Rosenkreuzer

Von Edmund Finke

Wir sind nicht Staub, — die seligen Gebete,
Die unser Herz ans Tor der Himmel schlägt,
Sind klar, wie der geheimnisvoll verwehte
Gedanke Gottes, der die Erde trägt,

Der Sterne in den Kranz der Nächte bindet
Und Ewigkeit ins dunkle Blut der Luft,
Der Menschen unter diesen Menschen findet,
Die noch die Wunden Christi in der Brust

Wie Rosen tragen, — die noch aufwärts schauen
Und deren Augen leuchtender Kristall,
Die Bräuden in das Reich der Fernen bauen

In jene Sehnsucht, die den finstern Fall
Der Erde aufhebt in die reinen blauen
Goldsterne Deiner Augen ... in das All ...

Der Blinde

Eine Erinnerung von Hans Zuchhold

Wer wollte die Sterne zählen, wer die Wellen im Weltmeer ausschöpfen! Wer wollte ermessen, wieviel Heldentum unser Volk in diesem ungeheuren Kampfe offenbarte, wer all die Stätten suchte, wo es dahinsank, vergraben, verschüttet, in Atome zerrissen, versunken im Wogenstrudel, zerstört durch Blei und Eisen, durch Feuer und Gas, durch Fieber und Hunger und Frost und tödliche Folter der Gefangenschaft.

Herrliches Heldentum der Tat und bitteres Heldentum des Leidens!

Da war ein Blinder. Den kann ich nicht vergessen. Wir fuhrten über die blaue See. Aus dem feinen Dunst des warmen Frühlingstages über die Wellen wuchs es empor wie ein Märchenland: heller und heller die sonnenbeglänzte Kreideküste von Arkona und wie goldbraun Gewölk darüber der deutsche Buchenwald. Die Heimat grüßte uns Heimkehrende, Ausgetauschte aus russischer Finsternis und Not. Und da saßen am Vorderdeck in einer Reihe sieben blinde Soldaten und hoben die Köpfe der Insel zu, als spürten sie schon den Duft der deutschen Wälder, als stünden sie schon auf heimischer Erde, vor der gütigen Mutter Deutschland, und empfingen ihren Dank und Segen. Sie sahen nicht, und sie sahen doch mehr als wir alle. Und in ihren Hüften lag eine große und feierliche Freude, die niemand beschreiben kann.

In dieser Stunde dachte ich an den Blinden in Moskau. Ich weiß nicht einmal mehr, wie er hieß, oder wann er zu uns kam, die wir zum Austausch, aus allen Lagern Rußlands und Sibiriens da zusammengedrängt, aufgesammelt wurden, viele Monate lang. Er wußte es selber kaum, was mit ihm geschehen war und geschah. Seit die türkische Kugel ihm den Sehnerv zerriß und Kolbenhieb seinen Kopf in den Schneeschmutz hinter dem zerschossenen Schützengraben stampfte, war er wie eine Geldmünze, die einer von der Erde aufliest und die dann der Zufall von Hand zu Hand trägt. Sie wandert, wehrlos, willenlos, sie weiß nicht, wer sie hält und wo sie bleibt.

So war er einmal aufgehoben worden, aus einem Haufen von Toten heraus, halberfroren, aufgeladen auf ein Gefährt, das holpernd und stoßend über Sturzäder und Steine den von wütendem Schmerz Gefolterten von Dorf zu Dorf, von Stroh zu Stroh, von Elend zu Elend schleppte, immer unter Stöhnende, Frierende, Hungernde, Sterbende, immer im Dunkel seines Blindseins. So war er eines Tages mit erhelltem Bewußtsein sich dessen bewußt geworden, daß die Räder eines Zuges unter seiner Pritsche rollten, daß deutsche Kameraden um ihn waren, die ihm das Teeglas an die Lippen setzten und mit der hölzernen Löffel ihm die dünne Suppe reichten. So hatte er erfahren, daß er mit ihnen in Gefangenschaft war, daß er, der Hölle des Warschauer Festungspitals entronnen, mit den anderen durch das weite, weite Rußland fuhr in eine endlose Ferne, die sie Sibirien nannten.

Von diesen Gefährten geleitet, war er eines Abends durch den Schnee gestapft, bedrängt im Rücken wie die anderen durch die rohen Schimpfworte eines be-



Unsere Gefallenen

O. Poetzelberger

trunkenen Rosalen und das Bißchen der Nagaita, er war wieder auf eine Holzprißche gebettet worden wie so oft, frierend in seinem dünnen Mantel wie immer, von Ungeziefer geplagt wie alle, und hatte erfahren, daß er im Gefangenenlager angekommen sei. Er wußte nicht, wie dieser Raum ausah, und wie der Tannenbaum, den seine Gefährten eines Nachts hereinbrachten, der Baum, den List und Mut den Wächtern zum Troß aus dem Walde geholt und auf dem ein paar winzige Lichtkämpfe brannten. Aber er spürte den Geruch der Nadeln, er fühlte den warmen Schein, und er sah seine Heimat, sein Dorf, sein Haus, seine Frau und sein Kind. Und er weinte aus den erloschenen Augen lautlos, wie mancher andere, als sie mit halber Stimme das Weihnachtslied sangen. — Allmählich gewann er eine Vorstellung von seiner Umgebung, er fand Freunde, er erkannte sie zuerst an ihrer Rede Klang, dann schon am Schritt, an ihren Bewegungen, sie versorgten ihn mit dem, was er brauchte, sie schrieben ihm Briefe, sie lasen ihm den ersten Gruß aus der Heimat vor, den er nach vielen Monaten erhielt. So hilflos sein Körper war, sein Geist richtete sich langsam wieder auf in dieser Freundschaft der Leidenden; wenn die anderen klagten und verzagten, konnte er, wie von einem inneren Licht erhellt, sie trösten: Deutschland siegt doch! Die Zeitungen der Russen lügen. Deutschland holt uns heim. O wie schön würde das sein! Wenn er sie auch nicht mehr sehen konnte, seine Marta, und den Jungen, mit den Händen würde er es doch leibhaftig fühlen, das alte liebe Leben, den Stuhl, den Tisch, die Ofenbank, die Türklinke, den Gartenzaun, den Apfelbaum, der so reich seine Hasentöpfe trug. Und vielleicht gab es auch in Deutschland Ärzte, die ihm sogar halfen, daß er wieder sah. O, in Deutschland, da konnte auch das Wunder geschehen!

Wenn er so rebete, wurden auch die andern froh, das war dem Blinden, als wenn ein Sonnenstrahl über sein Gesicht fiel; er empfand Liebe um sich her, weil er sie ausstrahlte. Und so verwuchs seine Seele mit denen seiner Getreuen zu einer engen Gemeinschaft. Der Zufall brachte es mit sich, daß er mit einigen dieser Freunde vereinigt blieb, obwohl er nach russischem Brauche immer wieder das Lager wechselte und immer weiter nach Osten getrieben wurde, wie ein herbftliches Blatt, das der Wind hebt und irgendwohin wirft und eine Weile da haften läßt an einem Strauch, um es von da lachend und spielend zum nächsten hinzuwehen. Den Glauben des Dulders an Sieg und Heimkehr brach kein Schicksal.

Und dann kam ein Tag, der läutete wie hundert deutsche Kirchenglocken, der sang: Nach Hause, nach Hause! Der Blinde und seine Getreuen, die irgendwelcher schwerer Verwundungen wegen für Invalide erklärt wurden, sollten, zum Austausch bestimmt, die Heimat wiederfinden! Der Wind trieb das hilflose Blatt zurück. Ein weiter Weg ist's bis zum Baikalsee und zum breiten Jenissei und seiner langen Brücke und von da durch die endlose Steppe bis zu den Wäldern des Ural und zur Ulmenstadt Perm und zum vieltürmigen Mostau. Aber wie langsam Tage und Wochen gingen, irgendwo hörte man von ferne, von Westen her, das Glodengeläut der deutschen Dörfer, spürte man mitten im Winter den Duft der deutschen Gärten und Wiesen und Felder, über denen jubelnd die Lerche sang und die Bienen summten. Noch fester verband diese letzte lange Fahrt die fünf Schicksalsgefährten; unzertrennlich hockten sie beieinander, unermüdlich tätig spann ihre Phantasie die Pläne des

zukünftigen Lebens wie Teppiche mit farbenbunten Bildern. Und die schönsten Gewebe schuf ihnen der blinde Kamerad.

So kamen sie nach Mostau, zu uns, die wir schon wochenlang in Furcht und Hoffnung saßen, in Hoffnung, daß wir eines Tages zum Heimtransport nach Finnland fahren würden, in Furcht, daß durch einen Wechsel der Stimmung, eine Laune des Kommandanten wir plötzlich wieder aus der Liste der Heimkehrenden gestrichen, abermals zurückgeworfen würden auf unabsehbare Zeit in die unermessliche Tiefe des russischen Landes. Denn dies Schicksal traf immer wieder bald den, bald jenen, grausam, jäh wie der Blitz und unberechenbar wie dieser.

Alle diese Gefangenen, die mit frohem Glauben an rascheste Heimfahrt hierher gekommen waren, und nun Wochen und Monate vorübertinnen saßen, alle durch ungewisse und ungreifbare Gerüchte bald niedergeworfen, bald aufgepeitscht, zusammengesklottelt wie Hundemeute vor der Jagd, waren aufgereggt, reizbar, in ständiger, kaum noch erträglicher Nervenspannung.

Diese gewitterhaften Gemütsstimmungen um sich herum empfand der Blinde mit dem feinsten Gefühl für jede Schwingung und jeden Druck, er litt sie alle und jede schwerer als wir, weil bei ihm die Konzentrationswucht durch das äußere Wahrnehmen der Dinge nicht abgedämpft werden konnte. Solange er im Kreise seiner alten Gefährten saß, befand er sich sozusagen unter einer Isolierglocke, durch diesen unsichtbaren Kreis festen Glaubens aneinander und durch die Gemeinsamkeit ihrer Heimkehrpläne drang der zerstörende Dämon des Zweifels nicht durch, und seine Stimme war nur hörbar wie das Fauchen des Schneesturms um eine Gebirgsbaude. Aber wenn einmal ein Zufall den Kreis öffnete, wenn die andere Gesellschaft sich hineindrängte, wurde in dem Wesen des Blinden bald eine Veränderung bemerkbar, seine Hände zuckten unruhig über der Decke, in seinen Zügen lag die Qual mühsam beherrschten Leidens. Er war dann scheu und stumm, wie ein schüchternes Kind unter fremden Menschen. Und so ergab es sich von selbst, daß wir uns fernhielten, und daß die kleine Gemeinschaft um den Blinden einem abgeschlossenen Garten gleich, in den man wohl einmal durch den Zaun blickt, den man aber nicht zu betreten wagt. Wir saßen zuweilen hinüber zu dem seltsamen Kameraden mit dem blassen, ein wenig breiten, bartumkrausten Gesicht und den leeren Augen, wir freuten uns, wenn er, seine Freunde um sich wissend, lebhaft mit ihnen zu reden schien, aber das alles blieb außer uns, eine Welt für sich, eine Insel.

Da geschah eines Abends das Furchtbare und gänzlich Unerwartete. Wir lagen schon nach gelöschtem Licht auf unseren Strohläden und warteten auf den erlösenden Schlaf. Da begann in der Wachtstube ein lautes Hin und Her von Stimmen, ein Laufen und Türenschlagen. Wir wußten lange nicht, was vor sich ging. In unserem Raum blieb es dunkel und still. Aber nebenan in dem Zimmer, das den Blinden und seine Gefolgschaft beherbergte, entstand ein wirres Durcheinander von halblauten Befehlen, von Klagen und Schelten, ein Schurren und Schieben, Stoßen und Poltern. Wir errieten bange, was vor sich ging, was jeder von uns für sich selbst ständig fürchtete, aber wir erfuhren es erst am andern Morgen in voller schrecklicher Wahrheit. Die ganze Gesellschaft wurde bei Nacht evakuiert, wurde abgeschoben nach irgendeinem Provinzort, weit weg jenseits der Wolga und Rama

und vielleicht von da wieder nach Sibirien, zurück in die graue Ode der Gefangenschaft, grausam aller Hoffnung beraubt und allen Leiden wieder preisgegeben, denen sie fast entronnen schien.

So muß es dem Gescheiterten zumute sein, der nach hartem Kampfe mit dem Meere die Küste nahe vor sich sieht und den eine mächtige Welle wieder zurückwirft in Chaos und Verzweiflung.

Nur den Blinden als den am schwersten Verstümmelten hielt der Lagerbefehl zum Austausch zurück. Und gerade diese Gnade war für ihn der Todesstoß.

Einsam in dem stillgewordenen Raume blieb er den Rest dieser Nacht. Was da in ihm vorgegangen ist, weiß niemand. Als wir bei Tage die Dinge erfuhren und ihn zu trösten suchten, lag er im Fieber, er erkannte uns nicht, er verstand uns nicht, er wehrte sich gegen alles, was an ihn herankommen wollte. Die Schwestern bemühten sich um ihn, die Ärzte suchten verlegen die Achseln. Mochte die alte Kopfwunde daran schuld sein oder nicht, jedenfalls war eine Entzündung eingetreten, deren Ausbruch das Erlebnis dieser Nacht doch wohl herbeigeführt hatte. Wir merkten es an den Gesichtern der Schwestern, daß keine Hoffnung war. Der Kranke warf sich unruhig hin und her, griff mit den Händen umher wie suchend, rief die Namen seiner Freunde laut, horchte, lachte, redete mit ihnen, weinte, in die Rissen sich vergrabend, richtete sich wieder auf, im Gesicht einen Schein wie ein Lächeln, und sagte: Deutschland! Und noch einmal: Deutschland! So als wenn ein Kind den Weihnachtsbaum sieht und nach ihm die Hände hebt.

Und dann sank er zurück, den Kopf schwer hintenüber und röchelte. Aber nach einer langen Zeit hob er sich noch einmal empor und wandte das Gesicht langsam nach der Tür, als stünde da einer, den keiner von uns gewahrte, und dann sagte er leise, mit einer Stimme jaghafter Freude: Ja, ich komme. Ich komme gleich. — Und das war das letzte Wort, das man verstand, das andere verlor sich in Flüstern, Stammeln und Sterben. In der anderen Nacht räumte auch er das Hospital der Austauschbestimmten. Nur sein Körper lag noch da, und auch den, in die dürftige Bretterkiste gelegt, in der wir so manchen aus dem Hofe durch den schmutzbraunen Schnee haben tragen sehen, auch den duldete die gute Ordnung der Verwaltung nicht unter uns. Und unser letzter Blick sah, wie sich das hölzerne Tor der Einfahrt hinter den Trägern schloß. Jrgendwo auf einem Kirchhof in Moskau wird man ihm wohl Erde über den Sarg geworfen haben.

Wir aber fuhrten heim, durch die Wälder Finnlands, an seinen Seen vorbei, durch die verschneiten Berge Norrlands und über eisgepanzerte Ströme in den Frühling Daleariens und Hallands, über das blauleuchtende Meer auf die schimmernde Küste von Rügen zu. Und selbst die Blinden unter uns, sieben in einer Reihe, saßen da mit stillbeglänzten Mienen, als sähen sie alles und mehr als wir, als spürten sie den Duft der deutschen Buchenwälder und hörten alle deutschen Lerchen singen wie Glockengeläut.

In dieser Stunde dachte ich an den Blinden in Moskau, dessen Namen keiner von uns mehr wußte, dessen Hoffnung russische Erde begrub. War er nicht auch ein Held? Und wer zählt sie alle?

Der geigende Tod

Von Dr. Alfred Seeliger

Steht man vor Böllins tiefsinnigem Gemälde, auf dem er sich selbst und den Geiger Tod darstellt, so wird man sofort in eine wundersame Stimmung versetzt: „Tristis in hilaritate, hilaris in tristitia“, sagten die alten Scholastiker, zu deutsch „Traurig in aller Heiterkeit, heiter bei aller Trauer!“ Je und je übte der geheimnisvolle Tod eine magische Gewalt auf den Menschen aus. Zeuge davon sind die altbekannten „Totentänze“, auf denen Freund Hein seine Opfer an sich zieht. Hier lauert er mit dem Todesbogen auf den Gensensjäger, dort mit dem Netz hinter dem Fischer, hier mit der Wage der Gerechtigkeit hinter dem thronenden Richter, dort als Sensesmann hinter dem Schnitter. Wer kennt ihn nicht in der einen oder andern Gestalt, z. B. als apokalyptischen Reiter auf Dürrers ergreifendem Bilde? Der Tod schreckt und lockt die Menschen in unerklärlicher Gewalt. Manchmal nimmt er andre Form an und tritt wohl als Rattenfänger in Hameln auf, indem er Hamelns blühende Kinder in sein nächtliches, dunkles Reich mit klingendem Flötenspiel nach sich zieht.

Er waltet, der Schreckliche und Befreiende in allen Reichen des Lebens, in Kunst, Philosophie und Religion. In der Tragödie ist er nicht hinwegzudenken; denn hier spielt er eine ungeheure Rolle: des Schreckens und der Freiheit, vor allem der Katharsis, der sittlichen Reinigung und Läuterung von der Leidenschaft und Sinnlichkeit. Sinnlichkeit und Leidenschaft sind die wichtigsten Anzeichen und Eigenschaften des Lebens; wohl beglücken und bezaubern sie mit Farbe, Glanz, Duft, Seligkeit — aber wehe, wenn diese endet! Und sie muß um so früher und schrecklicher enden, diese Seligkeit, je unrechtmäßiger, unerlaubter, ungerechter sie erlauft worden ist.

Da schreckt der Tod als Rächer und führt als gewaltiger Erzieher zur sittlichen Läuterung, da tröstet er sanft und mild den erkennenden Reuigen. Herrlich weist die Antike, besonders die hellenische, auf ihn hin als Befreier in tiefsten und schrecklichsten Nöten; der stoische Römer Seneca hat anschaulich auf ihn hingewiesen als Retter und Befreier: Willst du aus der Gefangenschaft entfliehen? Sieh, an jenem Baumast hängt Freiheit, in der Tiefe jenes Brunnens, jenes Abgrundes, liegt die Freiheit! Hier liegt der tiefste Grund für die rätselhafte, chimärische Wesenheit des Todes, hier die Erklärung für das Schreckliche aber auch Herrliche seiner Macht. Durch und durch metaphysisch ist für uns Sterbliche seine Anziehungs- und Abstoßungskraft. Durch und durch ist er seinem Gegenteil wesensverwandt: der Zeugung. Alles, aber auch alles, was gezeugt worden ist, muß mit dem Tode enden! Ja oft führt die Zeugung den Zeuger unmittelbar in den Tod, wie das Männchen der „Gottesanbeterin“ genannten Spinnenart. Je mehr Zeugung, desto mehr Tod! Der Tod macht der Zeugung Platz und schafft ihr Raum für ihr metaphysisches Wirken. Er hängt unauflöslich und eng zusammen mit der Zeugung. Da diese höchste Seligkeit bedeutet, so zerstört er nicht nur die Seligkeit, sondern macht neue möglich. Daher zieht er den Künstler so unerklärlich, so ergreifend, so unendlich an.

Der Künftler hohen Ranges kann den Tob als Mittel höchster Kunst gar nicht entbehren, und er steht daher auf gutem Fuß mit ihm; denn der echte Künftler empfndet mit meeresstillter Sicherheit und kristallener Klarheit, daß der Tob ja nur das Sterbliche des Geschaffenen hinwegraffen, zerstören kann — aber Halt machen muß vor dem Unzerstörbaren, Ewigen, vor dem platonischen Ideal. Weil aber für den tiefeschürfenden Denker, wie den selbstlos schauenden und schaffenden Künftler, dieses Ewige, Unzerstörbare, eben die platonische Idee das Objekt der hohen Kunst ist, so sieht der Meister der Kunst im Tode einen Bundesgenossen, ohne den er nicht fechten mag gegen den Widerstand der stumpfen Welt, gegen das bunte, trügerische Reich der Sansara.

Weil nun schließlich niemand weiß, was der Tob in Wirklichkeit ist, so läßt dieser der Phantasie weitesten Spielraum, das heißt Freiheit zum Schaffen, zum Träumen, zum Ahnen und zum Schlaf! „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“ Eine unübersehbare Fülle geheimnisvoller Gesichte drängt sich Shakespeares tiefstinnigster Gestalt, Hamlet, mit zauberhafter Gewalt auf: Ist der Schlaf ein traumloser Schlaf? Ein ewiger Schlaf, aus dem es kein Erwachen gibt? Oder ist er ein Schlaf mit Erwachen, vielleicht schrecklichem Erwachen? An diesem Hamlet-Monolog kann der Schauspieler erweisen, ob er tiefste Blicke in die Welt des dichterischen Genius getan hat oder wie ein elender Schwächer und hohler Schönredner seinen Beruf mit Schande belastet. Gewiß, wir wissen nichts über das Reich des Todes! Wir können viele Dinge über ihn sagen — aber, „Der Rest ist Schweigen!“ —

Die Alten bildeten Schlaf und Tob als Brüder. Erstaunlich, ihr bildnerisches Genie, das sie befähigte, so Gewaltiges und Geheimnisvolles künstlerisch anschaulich darzustellen, anzudeuten, begreiflich zu machen. Indem der hellenische Bildhauer den Tob wie den Schlaf als blühenden Knaben — freilich mit umgestürzter, erloschener Fadel — in Marmor bannte, nahm er ihm mit metaphysischer Schauung und tiefster Erkenntnis das Schreckliche, welches ihm die christliche Kunst verlieh, indem sie ihn als Gerippe mit Stundenglas und Hippe darstellte. Hier liegt ein Bruch vor, eine Scheidung der Geister. Lenau hat ihr wohl am ergreifendsten Ausdruck gegeben: „Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten, — Nicht wußte, mild vorüberführt, — Erkenn' ich als der Zauber größten, — Womit uns die Antike rührt. — Doch Abend ist's und ernst geworden, — Der Abgrund klappt, der Heiland ruft, — Der heitre Wahn, die Götterhorden, — Zerftieben in die kalte Luft.“

Wahrlich, die größten Philosophen und Religionsvertreter hätten das dunkle Problem nicht farbenbunter hinstellen können als es hier Lenaus Savonarola dem sterbenden Lorenzo, dem Prächtigen, tut.

Verschieden die Rolle, welche der Tob bei den Religionsstiftern, Philosophen und Künftlern spielt. Religion und Philosophie — auf den höchsten Stufen — betrachten den Tob im wesentlichen als Schreckliches oder Vergleichendes. Die Kunst aber hat hier einen Vorrang: Sie kann dem Abstraktum bunte Farben und blühendes Fleisch verleihen. Am herrlichsten hat dies wohl Böcklin auf seinem Gemälde getan. Er verrät hier ganz deutlich und unverkennbar, daß er einen Zipfel des Majaschleiers gehoben und in das Reich der Ideen geschaut hat; denn er stellt sich selbst dar als einen Maler mit der Palette und dem Pinsel in der Hand, wie er lauscht

auf die wunderfamen, geheimnisvollen Klänge des geigenden Todes aus den Gefilden der Ewigkeit und dem Reiche des Lichts; denn nur, was Licht ist und Farbe hat, kann der Maler darstellen! Verbindung von Bildern aus verschiedenen Sinnenreichen ist sonst eine der größten Verfehlungen gegen die ewigen Kunstgesetze; aber hier triumphiert der Genius über die Satzungen des großen Aristoteles, er zersprengt mit der Fülle und Wucht seiner Künstlerkraft die fast ehernen Fesseln der Zunft: er malt die Mären, die wunderfamen die ihm der über Raum, Zeit und ursächliche Verkettung erhabene Tod aus übersinnlichen Weltreichen auf der tönenden Fiedel vorgeigt. Alles Grausenhafte, Furchtbare und gräßlich Dämonische des Todes ist vom begnadeten Künstler fortgewischt und es bleibt nur das Tröstende, Hoffende, Befreiende des Allgewaltigen. Wir sehen nicht mehr — auf höchster Warte — das Fließende des Herakleitos, sondern das ewige Sein des eleatischen Parmenides. Es ergeht uns vor diesem ergreifenden Gemälde, das ein wahrhaft Unsterblicher mit unvergleichlicher Meisterschaft vor unser Auge gezaubert hat, wie es Goethe erging auf dem Schlachtfelde von Jena, als er in die Tiefen des Lebens und die Höhen der ewigen Reiche blickte: „Wir sehen dort oben die Sterne, hier unten die Gräber. Wir hören die Stimmen der Geister, die Stimmen der Meister; sie heißen uns hoffen!“ Die hohe Kunst vereinigt sich hier mit der echten Philosophie und der wahren Religion, um den sterblichen Menschen zu trösten mit der Botschaft ewigen Heils.

Totensonntag

Von David Lufchnat

Efeu greift mit kleinen grünen Händen
Über nackte Gräber hin.
Dunkle Menschen kommen her und spenden
Blumen überhin.

Sonne will zum letztenmal verschwenden
Ihren milden Sommerinn,
Und die Gloden der Kapelle senden
Botschaft: „Hört! Ich bin!

Denkt der Toten, die euch starr verfluchen.
Ich erklang, ich werde klingen,
Schicksals Nachtgebot.

Wie die Jugendmenschen aufwärts sprächen,
Müht auch ihr einst abwärts dringen
In die Wurzel Tod.“

R u r d s e h a u

Schicksalsglaube oder Aberglaube

In Lagarbes „Deutschen Schriften“ stehen einige Sätze, die sich Erich Ludendorff und seine Anhänger sofort aneignen würden, um sie in ihrer materialistischen Art umzubiegen. „Es gibt Augenblicke in jedes Menschen Leben, in welchen er eines Planes gewahr wird, der durch sein Dasein hindurchgeht, eines Planes, den nicht er entworfen hat, dessen Gebante ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn selbst gedacht, dessen Ausführung ihn Segen und allereigenste Förderung dächte.“ . . . „Er ist frei, wie der Schachspieler für jeden seiner Züge frei ist, er ist gleichwohl nicht sein Herr, wie der Schachspieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird.“ . . . Lagarbe versucht hier das Wirken der Schicksalsmächte (der „Nornen“) in die Vernunftsprache der Gegenwart umzusetzen. Ludendorff und die Seinen fassen diese feinsten Mächte übergeordneter Welten materiell und entdecken, daß — die waltenden Mächte die Freimaurer sind.

Ich habe in meinem Buche „Unter dem Rosenkreuz“ auf vielen Seiten dargelegt, daß auch die „heimlich waltenden Meister in Tibet“ eine theosophische Legende sind, eine Verwechslung mit unsichtbaren Mächten, die dort ins Irdische lokalisiert sind: Ludendorff greift in seiner Zeitschrift mein Buch an, nennt es in gräßlichem Mißverständnis „Lug und Trug“ (!) und hält mich für einen Abgesandten der Freimaurer! Ich bin niemals in meinem Leben weder Freimaurer noch Rosenkreuzer gewesen, sondern lehne alle Geheimbünde ab, bin aber durchdrungen vom Glauben an die über uns waltenden göttlichen Mächte, wie sie Lagarbe in eben jenen Sätzen weiterhin formt. Das Ende jenes Lebensplanes, meint er, werde kein Schachmatt sein, sondern in einer Niederlage Sieg; „und je näher das Ende rückt, um so ungeduldiger wartet die Freude an dem nun kaum noch mißzuverstehenden Willen dessen, der den Freien bestin gezwungen, wo ihm höchste Freiheit, weil unbefchränkte Ausgestaltung und Darlegung seines eigensten Wesens beschieden sein wird.“ Und dann das schöne Schlußwort: „Der Meißel tut weh, der aus dem empfindenden Blocke den Gott herausschlägt: je weiter aber der Stab! in seiner Arbeit vorgeschritten, desto stiller hält der Marmor, der sich schon über die aus der Natur erstehende Geistesgestalt freut.“

Hier ist überall Sprache der Symbolik. Das Walten der Schicksalsmächte ist veranschaulicht. Wird Ludendorffs poesielose Weltanschauung auch hier „Lug und Trug“ wittern oder mindestens „schöne Phrase“? Sind es auch hier irdische Mächte oder Geheimbünde, die unser Schicksal leiten? Das wäre ein haarsträubendes Mißverstehen der unsichtbaren Weltentung, deren Wesen und Wirken nur durch Glaubenskraft geahnt werden kann.

Die feinsten Deutschen haben diese Erkenntnistraft gehabt. Es sei hier noch an ein berühmtes Hölderlin-Wort im „Hyperion“ erinnert: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Selbst, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.“ Dieselbe symbolische Sprache: das Schicksal, durch seinen Widerstand, lockt des Menschen beste Gegenkräfte empor und hilft ihm die bösen Mächte besiegen.

Genau so steht es mit meiner Rosenkreuz-Symbolik: das rote Blut der Wunden, also das Leid, verwandelt sich, wenn tapfer bestanden, in rote Rosen des Sieges. Es ist ein ebensolches persönliches Symbol wie etwa die blaue Blume des Novallis. Steht auch hinter dieser Bildsprache „Lug und Trug“, wie General Ludendorff fälschlich behauptet? In diesem und keinem andern Sinne, der jedem denkenden Deutschen zugänglich ist, schrieb ich mein Buch „Unter dem Rosenkreuz“ und forderte meine Mitdeutschen auf, durch innere Kraftsammlung die äußeren Niederlagen in Sieg zu verwandeln. Wie Byron sagt: „Dulbet und denkt! Schafft

eine inn're Welt, wenn auch die Außenwelt versagt!" Es ist aber alles umsonst geredet. Der Verfolgungswahnsinn des Ludendorff-Kreises hält mich für einen Abgesandten der Freimaurer!

Wo steckt denn nun wohl der Aberglaube: bei mir, der ich an die unsichtbar waltenden Schicksalsmächte glaube — aus tief eingeborener christlich-germanischer Vorstellungskraft heraus — oder bei jenen andren, die überall menschliche Mache an der Arbeit wittern, Komplotte, Geheimbünde?

Aberglaube ist mit Angst verbunden, aber Glaube an die waltenden Himmelsträfte ist auf Vertrauen zu den Unsichtbaren gegründet. Aberglaube schwächt, Vertrauen stärkt. Wir müssen in Deutschland diese dumpfe Lebensangst überwinden, die jetzt unter dem Eindruck der Niederlage weite Kreise den Sündenbock suchen läßt — gerade jene Kreise, die der paulinischen Sündenbocktheorie sonst gram sind. Das ist psychologisch allenfalls begreiflich, aber praktisch nichts wert. Wir sind jetzt in Deutschland so weit, daß wir überall, besonders in der „Weltfreimaurerei“, nur Gespenster erblicken.

Sind wirklich böse Mächte an der Arbeit, so müssen sie bekämpft werden. Erst neulich haben die „Dresdener Nachrichten“ darauf hingewiesen, daß die Hauptanstifter des Weltkriegs (Viviani, Deschanel, Lenin, Harnsworth-Northcliffe, zuletzt auch Wilson) an paralytischer Gehirn-erweichung zugrunde gingen, also geisteskrank waren. Und jeder Denkende ist mit Recht dazu geneigt, daß Dämonen dieses große Unglück angerichtet haben. Dabei mögen auch Gruppen mitgeholfen haben, die im geheimen wirkten. Wenn man das neueste (b. h. aus dem Russischen übersehte) Buch des Prof. Schwarz-Bostunitch liest, „Die Freimaurerei“ (mit vielen Bildern, Dunder, Weimar), so hat man den Eindruck, daß in dieser Sorte von Freimaurerei in der Tat verbrecherischer Aberglaube am Werke war, von dem die deutschen Freimaurer sich inzwischen getrennt haben. Dergleichen gab es immer; lies nicht auch einst die Legende von verbrecherischen Ritualmorden in Deutschland um? Wenn es dergleichen gab, so war es ein Aberglaube, trifft aber nicht die Gesamtheit einer Volksgruppe.

Aber der General wirft seinen Verfolgungswahn auch auf deutsche Männer, die ebenso reblich wie er selber am Aufbau mitzuarbeiten suchen und diese positive deutsche Einstellung lebenslang betätigt haben. Und dadurch gefährdet er sein Werk überhaupt oder macht mindestens dagegen mißtrauisch. Und so droht ihm die größte Gefahr, die einem Reformator widerfahren kann: der einst berühmte Weltkriegsgeneral wird durch sein Unmaß, seinen Mangel an gesund unter-scheidendem Instinkt nicht mehr ernst genommen.

Friedrich Lienhard

Zur Naturgeschichte der Revolutionen

Historische Skizze

Revolutionen sind entweder begeistert gefeiert oder mit Haß und Grauen betrachtet worden. Je nach der subjektiven Weltanschauung des Urteilenden. Objektive Wertungen solcher Geschehnisse sind selten. In Amerika wird neuerdings versucht — von dort aus läßt sich Europas Geschichte am unbefangenen betrachten —, revolutionäre Bewegungen naturwissenschaftlich zu erfassen und klinische Bilder der dabei wahrnehmbaren Symptome zu entwerfen.

Zu dieser neuen Beobachtungsart fehlt noch die eigentliche philosophische Schlussfolgerung, der Mut, den einzelnen Fanatiker psychologisch genau zu untersuchen und dann ebenso die fanatisierte Menge. Denn bei jeder Revolution gibt den Anstoß ein gewisser Fanatismus, einerlei ob religiös oder sozial. Die Bewegung erfolgt durch solche, die nicht ohne Großmannsucht, mögen sie noch so edel sein, sich anmaßen, die Welt zu verändern, natürlich zu deren Bestem zu verändern, Seelen zu retten, Körper zu beglücken, der Menschheit ein Neues, Erlösendes zu bieten.

Der echte Fanatiker ist ein Mann, der ganz selbstverständlich nach dem Satz handelt: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Aus diesem Grund findet er stets Zulauf und begeisterte Anhänger. Aber diese haben nicht, wie der anstößgebende Fanatiker, den heiligen Zweck im Auge und im Herzen. Ihnen ist der Zweck meist nebelhaft, problematisch, erscheint irgendwie verzeichnet. Das Wesentliche für die Anhängerschaft des Fanatikers ist nicht der von ihm verfolgte möglicherweise, ja wahrscheinlichweise edle Zweck, sondern die von ihm ergriffenen, keineswegs heiligen Mittel, die er durch seinen Zweck zu heiligen denkt. Die Anhängerschaft hält sich an diese Mittel, sieht sich gerechtfertigt in allerlei Umsturzrevolten, in Verfolgung Andersdenkender, Grausamkeit, Raub, sucht ihr Mütchen zu kühlen, wo sie vorher überlegen behandelt wurde, wo Reichtum Brotneid und geistiger Reichtum mißtrauische Scheelsucht erregten.

Raspol angelegte Menschen, Nichtfanatiker, klassisch ruhige Weise erkennen den Satz nicht an, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ihnen dünkt, daß ein Zweck, der zu seiner Bedienung Fiescos Mohnen braucht, schon dadurch seine Heiligkeit rettungslos einbüßt. Sie verschmähen als unzumutbar jedes unheilige Mittel und warten lieber. Diese Geduld und Mäßigung bringt es mit sich, daß der Nichtfanatiker vereinsamt, schließlich ganz allein bleibt und am Ende Verfolgung leidet, da Mäßigung dem Übermaß, Unmaß und Überschwang des Fanatikers als Reizei erscheint.

Den Anhängern und Mitläufern ist es nicht um den Zweck zu tun, sondern um die Mittel, und deshalb scharen sie sich um den Mann, dessen Zweck nach seinem Ausspruch die Mittel heiligt. Solche Gedankengänge erschließen sich zwangsläufig, wenn die Revolutionen eine Art naturwissenschaftlicher Analyse erfahren.

Nimmt man die bekanntesten, die am leidenschaftlichsten, mit der höchsten Fiebertemperatur in Erscheinung getreten sind, die Revolutionen in England (1642), in Amerika (1774), in Frankreich (1789), in Rußland (1917), schließt man diesen die in milderer Form aufgetretenen Revolutionen von 1830 in Frankreich, 1848 und 1918 in Deutschland, 1922 in Italien an, erinnert man sich endlich der vollständigen Umwälzung des römischen Reiches durch die christliche Bewegung, des Orients und Mittelmeerbeckens durch den Islam, des gotischen Europa durch die Reformation und der industriellen Umwälzung, die von 1750 bis 1850 England veränderte und in der Folge den ganzen Erdball ergriff, so ergibt sich im allgemeinen Geschehen eine bestimmte Stala.

Ein amerikanischer Historiker, P. Edwards, unterschied auf dieser Stala acht Stufen, die sich durch besondere Merkmale auszeichnen. (Natural history of Revolution by L. P. Edwards. London.) In der ersten Stufe leben drei oder vier Generationen, die gespannt aufmerken und unruhig werden. Wodurch werden aber diese Generationen unruhig, wie entsteht die elektrisch geladene Atmosphäre um sie und in ihnen? Nach P. Edwards Meinung entsteht die eigentliche vorrevolutionäre Spannung, wenn die wirkliche Unterdrückung, die ein Volk kritillos, weil eingekerkeltemermaßen hilflos über sich ergehen ließ, an einer oder mehreren Stellen nachläßt, wenn sich eine Opposition bilden kann und bildet, wenn neuer Druck diesen Gegendruck aufzuheben sucht (repression).

Seden und Stammen wird jetzt zu willkommener Übung, fast zum Genuß, zum Sport, jedenfalls zum Stolz. Infolgedessen entsteht ein verändertes Stadium, man gelangt auf die zweite Stufe. Die stärkeren Geister treten auf die Seite der Opposition, der Fronde, der „Malkonten“ nach dem Ausdruck der friderizianischen Zeit. So stützten z. B. Ambrosius, Augustin, Hieronymus nicht mehr die römische Staatsordnung, sondern rammten gegen deren gefährdete Mauern.

Logisch entwickelt sich auf der dritten Stufe die leidenschaftliche Anteilnahme der Intellektuellen, der geistig Hervorragenden, der Dichter und Träumer zu einem mystischen Traum, der einer begeistert lauschenden Menge vorgetragen wird. Es kommt zu irgendeiner Vorstellung des Millenniums, das mit herrlichem Regenbogen nach der von den Sündern verdienten Flut angubrechen hat. Man vergleiche die Visionen der Apokalypse, jene der puritanischen Fanatiker, die Gedanken der Revolutionsvorkläufer, wie Jean Jacques Rousseau, der mit arkadischen Vorstel-

lungen spielte. Natürlich gehen nebenher praktisch profaische Motive auf wirtschaftlichem Gebiet. So verbot die mittelalterliche Kirche Zinsgeschäfte. Die Revolution Calvins betrachtete solche als durch den Zweck geheiligt, und der Schweizer Reformator gewann dadurch die Handelswelt für sich.

Die vierte Stufe zeigt den eigentlichen Ausbruch der Revolutionen, geleitet von einzelnen fanatisch vorstürmenden Umstürzlern. Dabei darf man die Wirkung eines sogenannten Gesamtwillens nicht überschätzen und dem Volk, beziehungsweise dem Straßenpöbel, eine zu wichtige Rolle beimessen. Der amerikanische Historiker sieht überall in der Geschichte ausschlaggebend bestimmte Führer, denen gefolgt wird, mehr oder weniger blind.

Für die fünfte Stufe gibt der naturwissenschaftlich vorgehende Forscher bestimmte Data. Dieses Stadium zeigte sich ihm jedesmal als eine Art Vollmond der siegreichen Revolution. Der Zweck scheint erreicht, mit Händen zu greifen, ein Raufch trunterer Seligkeit nimmt überhand, man umarmt sich, die Träume stehen im Zeichen der Erfüllung. Die Dauer dieses Vollmondes umfaßt, historisch richtig gesehen, stets einige Monate. L. P. Edwards nennt für England die Zeit vom 12. Mai 1641 — dem Tag der Hinrichtung Straffords — bis zum September desselben Jahres. In Frankreich dauerte er vom 14. Juli bis zum November des Jahres 1789, in Amerika von der Eroberung Bostons durch Washington, März 1776 bis zum Juni. Den kürzesten Glücksrausch feierte die russische Revolution, vom 15. März bis 15. Mai 1917 nach Berechnung des Amerikaners.

Diesen Wochen des Optimismus folgte unweigerlich als sechste Stufe der Rückschlag, ein Rajenjammer, eine Enttäuschung. Wie der Volksmund meint „nach den Flitterwochen Sitterwochen“. Schuld an diesem Zusammenbruch wird regelmäßig den Anhängern des alten Regimes gegeben, mögen sie sich ruhig verhalten oder wirklich mit schwachen Kräften an dem Neuen rütteln.

Auf diese Anklage gegen die früher Herrschenden folgt rasch als siebente Stufe der Terror, Verfolgung und möglichste Ausrottung Andersdenkender. Die große und grausame Heidenverfolgung, die den Triumph des Christentums begleitete, wurde von den Historikern nie recht zugestanden. Nicht wegzuleugnen ist der Terror näher liegender Revolutionen, wie z. B. das Massaker, das Cromwell bei Drogheda befaß, die sattnam bekannte Schreckensherrschaft Kobespierres, nicht zu reden von den mit Nacht und Grauen bedeckten Ereignissen in Rußland. In seinem Bemühen, auch diese Äußerung revolutionären Geschehens objektiv zu beurteilen, kam der Amerikaner zu der Ansicht, revolutionärer Terror beginne grundsätzlich mit einer gewissen Anzahl möglichst auffallender Bluttaten, um zu schrecken und einen Bürgerkrieg, der größeres Blutvergießen bringen würde, zu vermeiden. Dies mag bei dem kühl berechnenden Cromwell stimmen, weniger bei den anderen europäischen Revolutionen. Der Pariser Konvent bestand hauptsächlich aus mittelmäßigen Leuten, die aus Furcht Terror übten, wie ein- oder mehrköpfige Despoten durch Panik stets grausam und blutdürstig werden. In Frankreich kostete diese Stufe etwa einer Million Menschen das Leben, in Rußland ist ihre Zahl noch nicht zu schätzen.

Als letzte Stufe nennt der Amerikaner einen Kompromiß, das Zurückbeben der Revolution, die Erkenntnis, daß eine verhältnismäßig kleine Veränderung unverhältnismäßig große Wertzerstörung gebracht hat.

Diese Stala des Amerikaners entspricht der Voraussetzung, daß Revolutionen in der Hauptsache auf vier elementargewaltige Wünsche zurückzuführen sind, auf den Wunsch nach neuen Erfahrungen, nach neuen Sicherheiten, nach neuem Ansehen und nach neuen Verantwortungen. Vielleicht erstaunt man, bei dieser Aufzählung das Motiv zu vermissen, das am deutlichsten Umstürzbewegungen auszulösen scheint, die durch Hunger verursachte Empörung. Aber, wenn auch der Schrei nach Brot manche Revolution einleitete, wenn auch Hunger und Liebe die stärksten Dynamos sind, die menschliche Kraft in Bewegung setzen, es gibt noch einen dritten mächtigen Antrieb, Lebensfaktor, Urinstinkt. Es ist der Instinkt nach Selbstbejahung, der Wunsch nach Geltung, und dieser ist in den vier genannten Wünschen wie in vier Strahlen gebrochen.

Ein Wühbold behauptete von der proletarischen Revolution, im Urgrund sei sie Sehnsucht nach dem steifen Kragen ... und meinte damit gesellschaftliche Gleichberechtigung, Wunsch nach Verallgemeinerung des Herrengefühls und Herrenstandpunkts, sozialen Ehrgeiz, was wieder mit den vier Wünschen zusammenhängen mag. Es ist erstaunlich, wieviel körperliches Elend der Mensch geduldig trägt, an wieviel Entbehrungen er sich gewöhnt und wie ungeduldig er dagegen ist, wenn sein Selbstgefühl angetastet wird, wenn es ihm nicht gelingt, sich nach seinem Ermessen geltend zu machen.

Der Instinkt der Selbstbejahung ist gewiß ebenso mächtig im religiösen Fanatismus, wie dem einer Religion, die eine Erfüllung dieses geheimen Dranges, wenn auch jenseits, verspricht, wird mit Feuereifer gebient, der Schatz, den sie spendet, mit Feuereifer verteidigt.

Es geht also vor allem um geistige Güter, und die anderen Beziehungen sind nur insofern Streitobjekte, als sie Voraussetzungen zum Erlangen solcher Güter sind, dieselben irgendwie bedingen oder zu bedingen scheinen. Und eben weil es sich bei den hervorragenden Revolutionären nicht um Futternot handelt, sondern um einen Hunger nach Selbstbejahung, um ein Zerreißen allzu straff gezogener, oft unwürdiger Bande, haben ihnen große Dichter das Wort geredet. Je edler ein Mensch — desto höher sein Begriff nach Selbstbejahung.

Jedoch nicht ohne einfließende Erklärung und Warnung redet der Dichter. So erklärt Schiller in den Briefen über den Don Carlos die geheimen psychologischen Gründe Posas, des ideal freimütigen Revolutionshelden: „Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für andere Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden.“

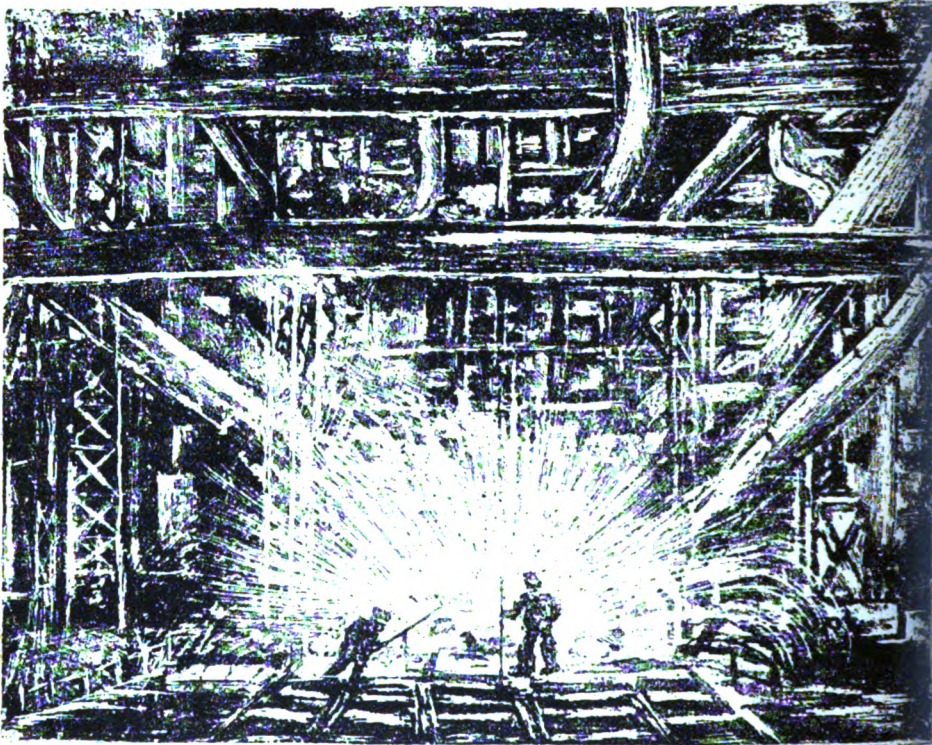
(11. Brief.)

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm

Saarland und Saarvölk

Mit 4 Abbildungen

Der Versailler Vertrag schuf aus dem südwestlichen an der Saar gelegenen Teile der preussischen Rheinprovinz und einem kleineren Teil der bayrischen Rheinpfalz das Saargebiet, das dem Völkerbunde auf fünfzehn Jahre als Mandatsland unterstellt wurde. Erst nach Ablauf dieser Zeit dürfen die 750000 Saarländer von dem Selbstbestimmungsrecht der Völkler Gebrauch machen und über ihr zukünftiges Schicksal entscheiden. Schon heute kann keinerlei Zweifel darüber bestehen, wie diese Volksabstimmung ausgehen wird. Das weiß man auch in Frankreich, denn der französische Abgeordnete Uhrig, der von der Kammer nach dem Saargebiete entsandt wurde, hat das Ergebnis seiner Studien in den Worten zusammengefaßt: „Man darf sich nicht täuschen, die Volksabstimmung ist jetzt schon entschieden. Die französische Bergwerksverwaltung hat die 75000 Bergarbeiter, die den Hauptbestandteil der Saarbevölkerung bilden, so mißgestimmt, daß wir unter diesen Arbeitern nicht hundert Stimmen zugunsten Frankreichs finden. Wenn die französische Regierung nicht will, daß wir das Saargebiet unter beklagenswerten Umständen verlassen, muß sie schon jetzt eine elegante Lösung suchen.“ Die „Times“ haben festgestellt, daß bei der Jahrtausendfeier der Rheinlande, die in jedem kleinen Ort und Dörfchen des Saarlandes, von arm und reich, hoch und niedrig ohne Unterschied der Konfessionen gemeinsam als wahres Volksfest tiefinnerlich begangen wurde, „die Saarbevölkerung das eindruckvollste Bekenntnis ihrer deutschen Nationalität ablegte“.



Abßich am Hochofen

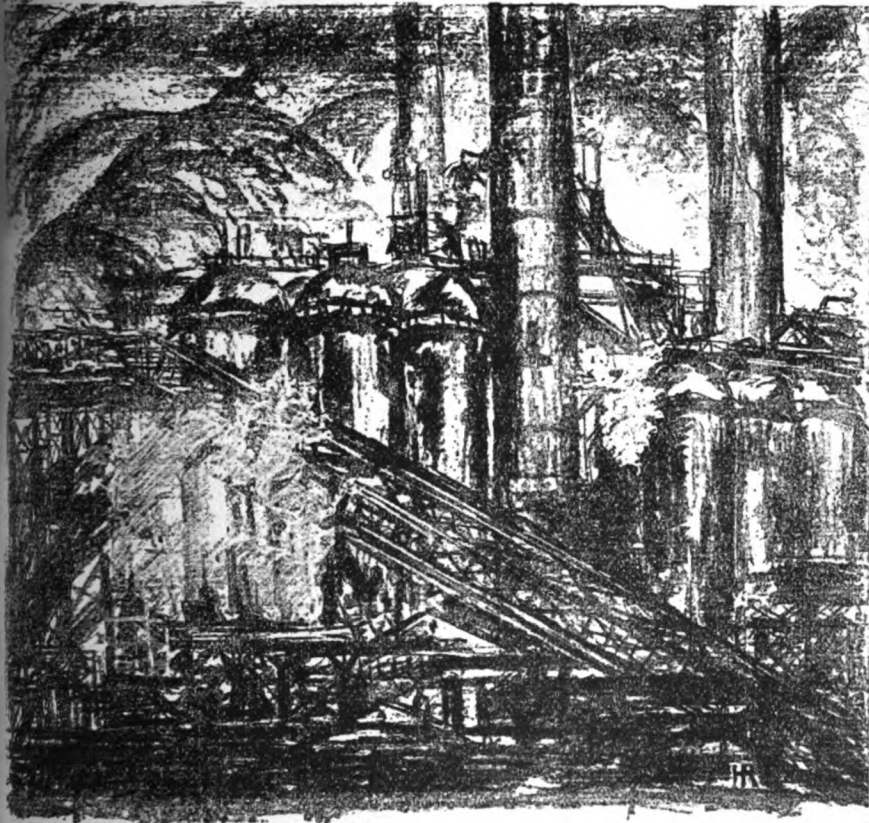
R. Gottong

Trotzdem immer wieder dieses Empfinden der unteilbaren Volksgemeinschaft des Saargebietes mit dem deutschen Vaterlande zum Ausdruck kommt, trotzdem die ganze Französisierungspolitik der völkerbündlerischen Saarregierung furchtbar fiasko erlitt, hat man noch nicht daraus das Fazit gezogen und die Volksabstimmung vorverlegt. Und doch ist das der einzige Weg, der zur Lösung der Saarfrage führt, zumal diese Saarfrage, wie der Engländer Sidney Osborne mit Recht schon in dem Titel seines Buches: „The Saar Question a disease spot in Europe“ darlegt, eben ein Krankheitsherd Europas ist.

Für alle Deutschen ist es aber eine Ehrenpflicht, gerade in Hinsicht auf die schweren Kämpfe, welche die treudeutsche Bevölkerung des Saargebietes nun seit Jahren siegreich bestanden hat, sich näher über das Saarland und das Saarpfalz zu unterrichten. Wer vom Saargebiete hört, auch wer sich dort nur vorübergehend aufgehalten hat, der denkt in erster Linie an die Hütten und Kohlenschächte, die diesem Lande ihr Gepräge aufbrüden. Das Saarland ist nicht zu denken ohne die mächtigen Hochöfen, ohne die Kohlenschächte, ohne die blühenden und glühenden Koksöfen. Diese Wunderwerke der Technik, die den Himmel in Rauchwolken hüllen, verkünden durch ihren gewaltigen Feuerschein, der sich über Ebene, Berg und Tal ausbreitet, daß hier Tag und Nacht gearbeitet wird. Wer lange der Saarheimat fern war, der weiß aber nicht nur durch die großartigen, überwältigenden Eindrücke, die das Hüttenwesen und der Bergbau geschaffen haben, daß er zu Hause ist, sondern er merkt es an der Luft, an jenem eigenartigen heimatlichen Duft, der über dem Industriegebiete des Saarlandes lagert. Ihn atmet er mit vollen Lungen ein und fühlt sich daheim. Eigenartig, was der Fremde nicht angenehm empfindet, das ist dem Einheimischen höchster Genuß, vollster Ausdruck der Saarheimat.

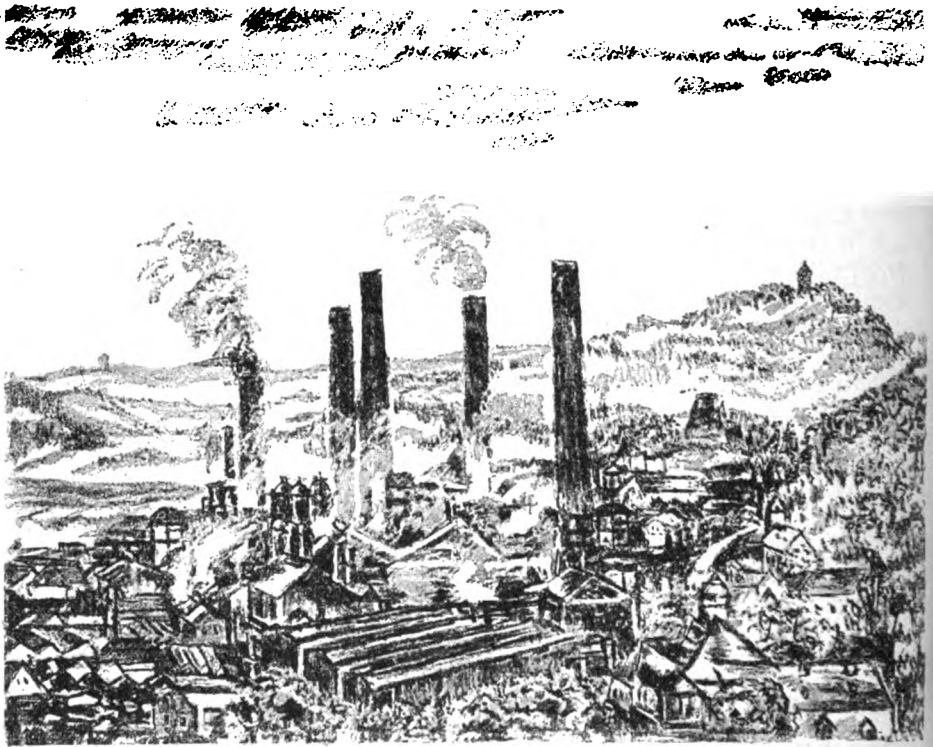
Das Wunderbarste im Saarlande ist, daß Technik und Natur eine tiefe innerliche Verbindung eingegangen sind. Als Johann Wolfgang Goethe zum ersten Male 1770 den Boden des Saarlandes betrat, da überkam ihn schon damals, als die Industrie noch in ihren Anfängen war, das gewaltige Einvernehmen zwischen Landschaft und Wirtschaft. Er bekennt, daß er in Saarbrücken zuerst zu ökonomischen und technischen Betrachtungen angeregt wurde, die ihn fortan mehr und mehr beschäftigten. Und doch wäre dieser Eindruck von den Wunderwerken der Technik bei Goethe nicht so nachhaltig gewesen, wenn er sie nicht von vornherein verbunden hätte mit dem Leben und Weben in der Natur. Bei Neunkirchen gewahrte Goethe das überraschende Feuerwerk bei einbrechender Finsternis und schrieb darüber im 10. Band von „Dichtung und Wahrheit“: „Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Feld und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Eßen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir traten bei tiefer Nacht in die im Talgrund liegenden Schmelzhütten ein und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet waren.“

Zu Goethes Zeiten gab es noch keine zum Himmel emportragenden Kohlenschächte. Sie stehen heute meist im Walde oder doch von anmutigen Höhen im Walde umgeben. So bieten sie unvergleichliche, bisweilen gespensterhafte Schönheit, die nicht das landschaftliche Bild stören.



Winger Hütte

R. Gottong



Brebacher Hütte

R. Gottong

Dort, wo die Anlagen auf Höhen stehen, da scheint es gerade so, als ob diese technischen Wunderwerke aus dem Erdboden aufsteigen würden ins helle Tageslicht. So sind sie ein Symbol für die ganze bergbauliche Tätigkeit, die aus der Tiefe schwarze Diamanten emporzieht.

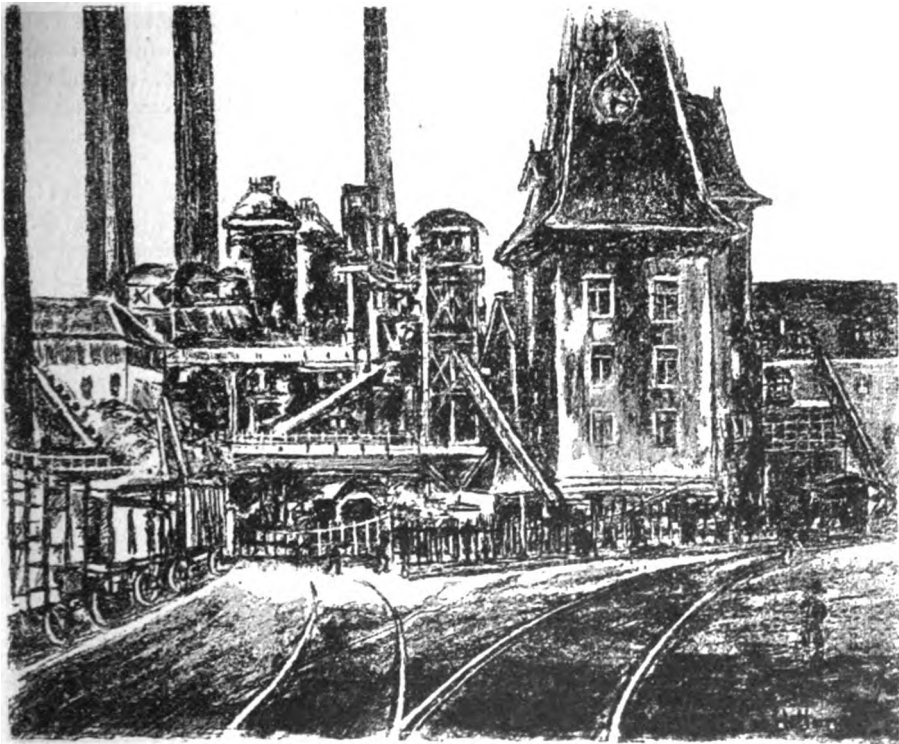
Die Natur der Saarheimat ist aber ganz und gar nicht allein bestimmt durch diesen Bund, den Technik und Landschaft miteinander geschlossen haben. Es handelt sich räumlich nur um verhältnismäßig wenige Fleckchen Saarerde, wo der Bergbau und die Industrie vorherrschen. Wie groß, unendlich groß ist aber der Raum, den Berge, Wälder, Dörfer und die anmutigen Ufer der Saar einnehmen, wo man gar nichts spürt von Industrieanlagen und Bergwerken, wo nicht ein Stäubchen Ruß in der Luft fliegt und den Charakter ursprünglichster Natur stört. Der Wanderer atmet reinste würzige Waldluft. Man glaubt nicht im Saarlande zu sein, sondern im Harz oder im Thüringer Wald. Laub- und Nadelwald wechseln ebenso wie Täler und Höhen miteinander ab. Wonnicke Bächlein schlängeln sich selig durchs Gelände, Felsenbuchten ragen jäh empor und erwecken dem Durchwandernden beim Blick in die Tiefe geradezu Grausen. Und die Saar, die nicht blau ist wie der Rhein und nicht grünlich schimmernd wie die Mosel, diese Saar, die oft schmußig genannt wird, kann Wunder auf den wirken, der sie recht zu sehen versteht und ihren Zauber auskostet.

Es soll nicht der vergebliche Versuch gemacht werden, Naturschönheiten zu schildern, und die Eindrücke, die wir gewöhnlichen Menschenkinder beim Anblick des Saarlandes empfangen, mögen nicht wiedergegeben werden. Was aber der größte deutsche Dichter, Johann Wolfgang Goethe, im Saargebiet empfand, als er vom wunderschönen Straßburg kommend, den Boden des Saarlandes betrat, möge uns sagen, was unaussprechlich ist. Wir besitzen von Goethe einen

Brief aus Saarbrücken vom 27. 6. 1770, der in vieler Hinsicht noch tiefer wirkt als manche seiner Dichtungen aus jener Zeit. Goethe schreibt aus „Saarbrück“ an Katharina Fabricius, einer Freundin seiner Schwester Cornelle: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbey und wir kamen eben aufs lothringische Gebürg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaus sah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelgen still und geheimnisvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war im Gedächtnis aufzusuchen.“

In diesem wunderschönen Saarlande, das Goethe zu diesen sinnigen Briefen Anlaß bot, wohnt eine Arbeiter- und Angestelltenbevölkerung, die von wenigen Arbeitgebern abhängig ist. Auf den saarländischen Bergwerken, die alle bis 1918 Eigentum des preussischen Staates und Bayerns waren und dann durch den Friedensvertrag in den Besitz von Frankreich übergingen, sind rund 80000 Bergleute beschäftigt, denen etwa 220000 Angehörige entsprechen. In den sechs großen Eisenhütten arbeiten etwa 35000 Personen, so daß die hüttenmännische Bevölkerung rund 220000 Menschen umfaßt. Bei der Eisenbahn und Post sind 18000 Arbeiter und Angestellte mit etwa 70000 Angehörigen beschäftigt. 40000 Haupterwerbstätige gibt es in der Landwirtschaft, denen aber nur 40000 Frauen und Kinder entsprechen, weil nur in der Jugend die landwirtschaftliche Arbeit, dann aber die Tätigkeit in den Bergwerken und auf den Hütten bevorzugt wird.

Die Bevölkerung des Saargebietes ist bodenständig und seßhaft. Das trifft vor allem auch für die Bergarbeiter und Industriearbeiter zu. Während in allen übrigen Industriebezirken



Saarländischer Hochofen

R. Gottong

Deutschlands eine große Zuwanderung in den letzten 50 Jahren stattgefunden hat, blieb das Saargebiet davon gänzlich verschont. Die gewaltigen Binnenwanderungen vom Osten nach dem Westen, vom Lande in die Großstadt und in die Industriebezirke, gegenüber denen die Völkerwanderung vergangener Zeiten nur ein Kinderspiel ist, ergossen sich nicht in das Saargebiet. So besitzt das wurzelhaft verankerte werttätige Volk an der Saar auch charakterlich besondere Züge, durch die es sich von einer reinen Industriebevölkerung unterscheidet. Ludwig Nieder hat in seinem Buch über die Saarbergleute das bürgerlich stolze Geltungsstreben der arbeitenden Bevölkerung des Saargebietes hervorgehoben. Auch der saarländische Arbeiter will angesehen werden. Es ist, wie Nieder mit Recht sagt, „das Bemühen lebendig, sich irgendetwie in bürgerlich-gesellschaftlicher Geltung im Vordergrund zu halten, indem man etwas auf sich hält in der Wohnungseinrichtung und Kleidung und vor allem durch Anteilnahme an einem unsagbar mannigfaltigen Vereinsleben“.

Dieser allgemeine Grundzug der werttätigen Bevölkerung des Saargebietes findet besonderen Ausdruck bei den Bergleuten. Der preußische Staat hat in seinem Bergbau an der Saar das sozial mustergültigste Unternehmen errichtet. Von den Bergleuten sind rund drei Viertel der Verheirateten durch Sparsamkeit und Gewährung billiger staatlicher Baugelber im Besitze eines eigenen Hauses und eines kleinen landwirtschaftlichen Betriebes. Diese Wohnhäuser sind nicht mit den üblichen Arbeiterkolonien zu verwechseln, sondern befinden sich in 762 Ortschaften über Wald und Feld, Berg und Tal des landschaftlich schönen Saarkohlengbietes verteilt. Ein gesundes Leben in Waldblut, und mit der Natur verbunden, führen die Saarbergleute. In den Bergmannsdörfern merkt man nur von weitem etwas von den Arbeitsstätten der Bergbaubetriebe. Die Bergleute sind durchaus völlig freie Eigentümer und in ihrem Besitze ungehindert. Es handelt sich auch hier um einen wesentlichen Unterschied gegenüber den sonst auf Werken bestehenden gemeinnützigen Wohnungswesen, das gewöhnlich dem einzelnen Arbeiter nur so lange die Rükniehung gestattet, als er in dem Betriebe tätig ist. Wie die persönliche Initiative des saarländischen Bergmanns schon gewekt wurde bei Beginn des Baues, indem er nach eigenem Gutdünken sich den Ort seines Wohnhauses aussuchen durfte und selbst Bauherr war, so ist auch diese persönliche Freiheit durch nichts eingeschränkt.

So hat der preußische Staat in seinem Bergbau an der Saar sich von den Ideen leiten lassen, die in der Zeit der Steinischen Reform die Verwaltungsmänner Preußens erfüllten. Hier im Saarlande ist das Ziel einer staatlichen Wirtschafts- und Verwaltungspolitik verwirklicht, das die Potsdamer Regierung im Jahre 1809 in den Worten zum Ausdruck brachte: „Die Menschenkultur ist auf jeden Fall noch wichtiger und notwendiger, ja für den Staat noch erprießlicher, als die Erhöhung der Industrie und des äußeren Wohlstandes, der noch dazu durch jene wahrhaft und dauernd gesichert werden kann.“

Gerade die ehemals preußischen Bergleute an der Saar, die seit acht Jahren dem französischen Staate als Besitzer der Saargruben versklavt sind, ersehnen Befreiung aus ihrem Joch. Der Friedensvertrag sieht glücklicherweise vor, daß Preußen-Deutschland bei einer günstigen Volksabstimmung das Recht hat, die Bergwerte zu einer in Gold zu zahlenden Summe zurückzukaufen. Möge der Zeitpunkt für diese Erlösung des tapferen Bergmannsvolkes an der Saar nicht mehr allzu ferne sein und Frankreich noch vor Ablauf der letzten Frist im Jahre 1935 eine Lösung finden, wie sie der französische Abgeordnete Uhry angedeutet hat. Dann heißt es aber auch für Preußen und Bayern ihre mustergültigen Staatsunternehmen an der Saar noch weiter auszubauen und aus Untertanen im Bergbaubetriebe freie mitbestimmende Industriebürger zu machen. Das würde die Krönung des Wertes sein, das Freiherr vom Stein einst mit seiner unvollendeten Reform begann. So können vielleicht Saarland und Saarpoll in Deutschland und in der ganzen Welt voranleuchten, wenn hier die Lösung der sozialen Frage gelingt.

Dr. Hans Siegfried Weber



Die Todgeweihten

O. Poetzelberger



Die Kröte

Hanns Hanner

(Aus dem Türmer)

Dawes=Plan

Der schwarze Tag.

Es täte recht not, daß jeder Deutsche seinen Kalender zur Hand nähme und den 1. September des Jahres 1928 mit einem großen Kreuze bezeichnete. Denn es ist ein schwarzer, der schwarze Tag, dieser 1. September, an dem dem armen deutschen Volke ein schweres Joch aufgebürdet wurde.

In diesem Tage trat Deutschland in das „Normaljahr“ des Dawes-Planes, d. h. Deutschland hat von nun an jeden Monat 208,3 Millionen, also jährlich 2500 Millionen Reichsmark in die Kasse der Reparationsgläubiger zu bezahlen. Und dies nicht drei oder fünf oder ein Duzend Jahre lang, sondern auf „unbestimmte Zeit“, d. h. solange es den Feind-Gläubigern eben gefällt. So lautet die teuflische Formel.

2500 Millionen Reichsmark jährlich!

Als Frankreich den Krieg 1871 verloren hatte, wurde ihm von Bismarck eine einmalige Kriegsschädigung von zirka 4000 Millionen zubilligt. Die Welt erschrak damals über die Höhe dieser Summe. Aber Frankreich war ein reiches Land und hatte viele Jahre der Ruhe und des wirtschaftlichen Gedeihens hinter sich. Und das Entscheidende: Die Abgabe war einmalig. So hat es Frankreich auch schnell und leicht geschafft. Wirtschaftlich war ihm gerade die Haut geritzt worden, aber Deutschland werden die Adern geöffnet.

Das deutsche Volk hat infolge der Inflation vielleicht das Grausen vor den hohen Zahlen etwas verlernt. Wir wollen deshalb anschaulich machen, was diese 2½ Milliarden Reichsmark der „Normaljahre“ bedeuten. Sie bedeuten nicht mehr und nicht weniger als den jährlichen Produktionswert des gesamten deutschen Bergbaus.

Man verstehe das richtig: das ist nicht etwa der Gewinn der „Kohlenbarone“ oder die fette Dividende der Aktionäre. Sondern: was die Millionenheere der Arbeiter in den Kohlengruben, in den Braunkohlenwerken, in den Steinbrüchen, in den Zinn- und Kupfergruben usw. Tag für Tag in einem langen Jahre zusammenschufteten, — alles, alles gehört den fremden Gläubigern, alles verschlingt die Reparationskasse. Oder: wir sind mit Recht stolz auf unsere chemische Industrie; sie ist die erste der Welt. Nun — die 2½ Milliarden machen das Doppelte des gesamten Produktionswertes unserer chemischen Industrie aus. Was im Laufe eines Jahres in stillen Studierstuben erdacht, in den Laboratorien versucht und kombiniert, in den weiten Fabrikhallen von Millionen Arbeitern zum fertigen Produkt gestaltet wird, das alles, alles ist für den unerfättlichen Gläubiger und ist doch nur die Hälfte, von dem, was er jährlich zu fordern hat.

Wenn die Römer ein Volk unterjocht hatten, wie die Gallier oder die Bewohner des heutigen Spanien, dann machten sie einen recht ansehnlichen Teil des Volkes zu Sklaven und ließen diese an Ketten geschmiedet in den Bergwerken und den eroberten Ländereien arbeiten. Die Sklaven bekamen die notwendigste Nahrung, daß sie nicht eingingen, aber nichts weiter. Der Ertrag ihrer Arbeit ging nach Rom und verwandelte sich dort in Marmorpaläste, Villen und Gärten für die römischen Herren.

Genau daselbe erleben wir heute. Der Ertrag der Arbeit von vielen Millionen deutscher Männer und Frauen geht heute nach Paris, London, Newyork. Auch die Marmorpaläste fehlen nicht. Es sei nur an das in Newyork stehende in Bau genommene neue Opernhaus erinnert, in dem der Erwerb einer Loge nicht weniger als ½ Million Mark kostet! Es ist das alte römische Sklavenjoch, das uns aufgelegt wird, nur die Ketten fehlen, d. h. man darf sie nicht sehen; weil die heutige Welt zwar genau so erbarmungslos wie die antike, dabei aber abgrundtief heuchlerisch ist. Begreift man nun, wozu man die Kriegsschuldbüße so notwendig brauchte? Sie ist der fadenförmige Moralmantel, mit dem man die entsetzliche Versklavung eines Volkes zudecken zu müssen glaubt vor den eigenen Augen und vor dem — „Weltgewissen“.

2.

Mancher Deutsche wird sich vielleicht etwas verwundert die Augen reiben, wenn ihm zum Bewußtsein kommt, wohin wir geraten sind; aber er wird sich schnell trösten mit der gemeinen Leichtfertigkeit, die sich heute — Gott sei's geklagt — so viele zu eigen gemacht haben, und wird zu sich sprechen: „Es ist bisher gegangen, es wird auch weiter gehen.“

Wir wollen deshalb ganz kurz betrachten: wie es denn überhaupt bisher gegangen ist.

In den vier sogenannten „Übergangsjahren“ von 1924—1928, die eine Probe auf Deutschlands Leistungsfähigkeit sein sollten, hat Deutschland an Reparationen 5470 Millionen Reichsmark gezahlt. Hieron wurden uns 800 Millionen in Gestalt der Dawes-Anleihe von 1924 vom Auslande zur Verfügung gestellt, so daß tatsächlich bisher nur 4670 Millionen Reichsmark aufgebracht wurden. Auf der anderen Seite hat Deutschland in der gleichen Zeit für 5800 Millionen Reichsmark langfristige Auslandsanleihen aufgenommen. Bieht man davon etwa 500 Millionen Reichsmark ab, um welchen Betrag sich die Anleiheverbindlichkeit Deutschlands durch Tilgung und Rückzahlung verringert hat, so bleibt als Auslandschuld immer noch 5300 Millionen Reichsmark. Die deutschen Zahlungen in Ausführung des Dawes-Planes sind also für die ersten 4 Jahre um 600 Millionen Reichsmark geringer gewesen als die deutschen Auslandsanleihen. Mit anderen Worten: Das Ausland hat uns bisher die gesamten Reparationszahlungen gestundet, deutlicher gesagt, gepumpt.

Das stellt aber noch lange nicht die gesamte Kapitalhilfe des Auslands resp. die gesamte Verschuldung Deutschlands an das Ausland dar. Es kommen noch die Beträge hinzu, die in Gestalt von kurzfristigen Krediten an deutsche Banken, an Handel und Industrie zur Verfügung gestellt wurden. Ihr Umfang wurde vom Reparationsagenten auf annähernd denselben Betrag wie die Auslandsanleihen geschätzt, also: auf rund etwa 5000 Millionen Reichsmark. Diese Kredite zusammen mit dem oben genannten Betrag der langfristigen Auslandsanleihen ergeben eine Gesamtsumme von zirka 11600 Millionen Reichsmark. Berücksichtigt man, daß Deutschland seinerseits etwa $3\frac{1}{2}$ Milliarden kurzfristiger Handelskredite dem Ausland eingeräumt hat, die also abzugiehen sind, so errechnet sich für die vier „Übergangs“-Dawes-Jahre eine Gesamtkapitalhilfe des Auslandes in Höhe von 8100 Millionen Reichsmark, dem eine Reparationsleistung von 4700 Millionen gegenübersteht.

Deutschland hat also annähernd doppelt soviel Geld vom Auslande erhalten als es für Reparationen hergegeben hat. Rein vernünftiger Mensch kann sich einbilden, daß es so nun immer weitergehen wird — auf „unbestimmte Zeit“.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die augenblickliche Lage der Reichsfinanzen.

Der monatliche Reparationsbeitrag aus der Reichskasse steigt vom 1. September von 41,66 Millionen auf 104,16 Millionen Reichsmark. Das ist ungefähr der gesamte laufende Ertrag der Lohnsteuer. Dieser ist also für die Reichsfinanzen verloren. Bisher sind im laufenden Rechnungsjahr die aus dem Vorjahr noch vorhandenen Ausgabenreste zur Finanzierung des außerordentlichen Etats verwandt worden. Außerdem wurden bereits durch Begebung von 250 Millionen Reichsmark Schatzwechsel im Kreditwege flüssige Mittel für laufende Zahlungen beschafft. Ferner hat das Reich soeben einen Kredit von 50 Millionen Reichsmark bei der Reichsversicherung für Angestellte aufgenommen, einen Betrag, der für den Baumarkt vorgesehen war! Gesteigerten Ausgaben stehen Steuer- und Zollerträgnisse gegenüber, die nicht höher sind als im Vorjahr. Mit einem reichlicheren Fließen dieser Erträge ist nicht zu rechnen; denn das Konjunkturgebäude, das nur auf dem fragwürdigen Fundament der fremden Kapitalhilfe ruhte, bröckelt schon recht deutlich ab, zeigt bedenkliche Risse.

Die Gefahr eines Defizits im Reichshaushalt ist nahegerückt.

Es braucht keine nationalökonomische Gelehrsamkeit, um einzusehen, daß Deutschland sich aufs Haar genau in der Lage eines Mannes befindet, dem der Wucherer die Schlinge um den Hals gelegt hat. Der Geldgeber leih und leih, solange ihm der Mann und sein Besitz noch

„gut“ ist; aber weiter keinen Heller. Wenn dann der Schuldner den sich immer höher türmenden Zinstribut nicht mehr aufbringt und die Zahlungen einstellen muß, dann ist die Sant da, der Konkurs, und der Unglückselige kann als Bettler von Haus und Hof ziehen. Er ist „verdorben“ sagt man im Volke

Eine ganze Nation kann man natürlich nicht von Haus und Hof jagen. Was aber kommt da? Am, was immer kommt, wenn ein Volk sich nicht mehr zu helfen weiß: Revolution — Krieg! „Ich höre schon die Anarchistenhunde durch die Straßen der europäischen Zivilisation heulen“. sagte Klebsche — und in Deutschland heulen sie: „Wenn Krieg — dann Bürgerkrieg!“ —

Und gibt es gar keine Rettung, muß das deutsche Volk mit gebundenen Händen diesem düsteren Schicksal entgegenwanken? Es gibt eine Rettung, und sie lautet für Deutschland: Sparsamkeit, mit Vernunft geübt, d. h. Kapitalbildung, daß Reich und Industrie beim eigenen Volke bergen können und diesem die Zinsen bezahlen und eine zielbewußte Politik, die die Revision des Dawes-Plans erzwingt.

Wird damit aber nicht heute noch begonnen, können die Dawes-„Normaljahre“ für Europa sehr — unnormal werden.

Dr. Müller-Jürgens

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

Noch nie sind so viele Erinnerungen geschrieben und veröffentlicht worden als in heutiger Zeit. Die Memoirenliteratur ist zu einer wahren Hochflut angeschwollen, und noch ist ein Ende nicht abzusehen. Nicht nur Staatsmänner und militärische Führer, die das Bedürfnis fühlen, ihr Tun und Handeln zu rechtfertigen, lassen sich vernehmen, sondern auch Männer in bescheidenerer Stellung geben Darstellungen ihrer persönlichen Erlebnisse vor, während und nach der Kriegszeit und darin eine Fülle von strategischen, taktischen, politischen, wirtschaftlichen, technischen, sozialen und auch seelischen Gesichtspunkten, so daß es uns nicht an Stoff fehlt, um uns ein Urteil über die Zeit und die Ereignisse zu bilden. Allerdings ist hiebei eine gewisse Vorsicht geboten. Denkwürdigkeiten von Männern in hervorragenden Stellungen können ein lares und unverfälschtes Bild ihrer Zeit und der damals wirkenden Persönlichkeiten geben, wenn die Verfasser nicht nur geistig, sondern auch charakterlich hochstehen. Sollen die Denkwürdigkeiten dagegen nur der Rechtfertigung oder der Befriedigung persönlicher Eitelkeit dienen, wie es bei den Denkwürdigkeiten aus dem Weltkrieg vielfach der Fall ist, so geben die Schilderungen kein objektives Bild der Zeiten und Persönlichkeiten und können bei unkundigen Lesern vielfach verwirrend wirken. Wertlos sind sie darum aber noch nicht, denn sie geben immerhin ein Bild von der Persönlichkeit des Verfassers, enthalten auch, wenn man von der häufig stark subjektiven Färbung der Darstellung absieht, doch manches Körnchen Wahrheit und ermöglichen es dadurch, freilich erst im Zusammenhalla mit anderen Schriften, sich doch noch ein leblich richtiges Bild von den Zeiten und Verhältnissen zu machen.

Wenn in nachstehenden Zeilen der Versuch gemacht wird, einige Neuerscheinungen auf diesem Gebiete zu betrachten, so bin ich mir wohl bewußt, daß der verfügbare Raum es verbietet, den teilweise außerordentlich reichen Inhalt dieser Werke auch nur annähernd auszuschöpfen. Ich muß mich daher auf knappe Andeutungen und die Hervorhebung markanter Einzelheiten beschränken, und es ist der Zweck meiner Ausführungen erreicht, wenn der Leser dadurch angeregt wird, das eine oder andere von den genannten Büchern zur Hand zu nehmen.

Zu der erstgenannten Kategorie von Schilderungen gehören unstreitig die „Denkwürdigkeiten des Botschafters General von Schweinitz“ (2 Bände, 444 und 479 S. — Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1927), die uns das Bild eines durch und durch vornehmen, geistig bedeutenden Mannes geben, dem es vergönnt war, als Militär-Attaché und später als Bot-

schafter in Wien (1869—76) und Petersburg (1876—92) an hervorragender Stelle zum Wohle des deutschen Vaterlandes zu wirken. Schweiniß hat viel dazu beigetragen, die Russen von einem Eingreifen 1866 abzuhalten, und daß die Österreicher 1870 neutral blieben, ist nicht zum geringsten Teil auch sein Verdienst. Sein Entwicklungsgang vom jungen, bescheidenen Gardeleutnant zum Diplomaten ist außerordentlich fesselnd; trefflich vom kulturhistorischen Standpunkt aus sind die Schilderungen des Milieus am Berliner, Wiener und Petersburger Hof. Für den Politiker aber, der die Entwicklung unseres Verhältnisses zu Österreich und Rußland verfolgen will, sind die Denkwürdigkeiten des Generals v. Schweiniß geradezu eine Fundgrube. Wenn unter Alexander II. die Beziehungen Rußlands zu Preußen-Deutschland besonders herzlich waren, so ist dies in erster Linie dem besonderen Vertrauensverhältnis zu danken, in dem Schweiniß zum Zaren stand. Unter Alexander III. sehen wir diese Beziehungen allmählich erkalten, und mit der Entlassung Bismarcks und der Richtererneuerung des Rückversicherungsvertrags gewannen die panslawistischen Bestrebungen und deutschfeindlichen Mächte allmählich die Oberhand, ohne daß Schweiniß es verhindern konnte. Immerhin war sein Wirken auch dann noch segensreich, indem es ihm gelang, in Petersburg schwere Gefahren abzuwenden, die Europa schon Jahrzehnte früher in die Katastrophe stürzen konnten. An der Lösung des Rückversicherungsvertrags ist Schweiniß insofern mitbeteiligt, als er hiewegen nach Berlin berufen, sich damit einverstanden erklärte. Da Schweiniß wohl als der maßgebendste Kenner des deutsch-russischen Verhältnisses angesehen werden durfte, erscheinen die deutschen leitenden Staatsmänner (Caprivi, Marschall) hieburch einigermaßen entlastet. Eines gewissen pikanten Reizes entbehrt nicht ein Gespräch, das Schweiniß 1892 mit dem damaligen Reichskanzler von Caprivi hatte über Holstein, dessen Schädlichkeit und Gemeingefährlichkeit beide erkannt hatten. Schweiniß meinte, daß Holstein nicht ganz richtig im Kopf sei und zu großen Einfluß ausübe, worauf Caprivi entgegnete, daß man ohne Holstein nicht fertig werden könne, da ihm (Caprivi) die eigentliche Technik der Diplomatie fehle und Marschall und dem Unterstaatssekretär von Rotenhan ebenfalls. So falle die eigentliche Direktion der Politik Holstein zu, der die Tradition des Amtes und die Kenntnis der Mache vereine. (Nicht ohne Besorgnis wird man fragen dürfen, wie es denn in dieser Hinsicht heutigen Tages beim auswärtigen Amt bestellt ist?) Ein hohes Amt brachte General v. Schweiniß in nahe Berührung mit zahlreichen Fürstlichkeiten, Staatsmännern, hohen Generalen usw., deren treffende Charakteristik ungemein lebendig und reizvoll ist. Als besonders sympathischen Erscheinungen begegnen wir hier vor allem dem Grafen Siers, der lange Jahre die auswärtige Politik Rußlands leitete, ohne hiebei immer die verdiente Anerkennung zu finden, und dem Grafen Peter Schuwalow. Dieser sagte 1886 zu Schweiniß: „Wenn Sie uns den Besitz der Meerengen lassen und den Widerspruch Österreichs nicht immer unterstützen, könnten wir einen Vertrag schließen, durch den Sie sich ein für allemal Ruhe vor Frankreich schaffen.“

Seitdem haben sich die Verhältnisse freilich nicht ohne unsre eigene Schuld ganz anders entwickelt. Die geistige Verfassung Rußlands unmittelbar vor und in dem Krieg lernen wir kennen aus den „Erinnerungen“ M. W. Rodzjankos (Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1927; 214 S.), der als Dumapräsident bekanntlich eine bedeutende Rolle gespielt hat und auf die Besetzung einflußreicher Ämter und Führerstellen im Heer nicht ohne Einfluß gewesen ist. Rodzjanko ist Vollblutrusse und nichts weniger als deutschfreundlich. Da seine Erinnerungen den Zweck verfolgen, die von ihm verfolgte Politik als richtig zu kennzeichnen, so fallen sie unter die obengenannte zweite Kategorie; sie sind ein politisches Kampfbuch und können auf Objektivität keinen Anspruch erheben. Immerhin erscheint uns in ihnen Rodzjanko als ein Mann von ungewöhnlicher politischer Ehrenhaftigkeit, edlem Patriotismus und stärkstem Willen, der vor allem Rasputin als Schädling erkannt hatte und dessen Einfluß mit allen Mitteln zu brechen suchte. Dadurch geriet Rodzjanko naturgemäß in starken Gegensatz auch zur Kaiserin.

Noch wertvoller für die Beurteilung der russischen Verhältnisse während des Kriegs, ins-

besondere der Heerführung und Generale, erscheint mir aber das vortreffliche und sehr lesenswerte Buch des Reichsarchivrats Gunther Franz „Rußland auf dem Weg zur Katastrophe“ (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1926; 343 S.), das neben einem ausgezeichneten Vorwort des Verfassers die Aufzeichnungen des Großfürsten Andrej Wladimirowitsch, des Kriegsministers Polowanow und Briefe der Großfürsten an den Zaren im Wortlaut enthält. Der Wert der Aufzeichnungen des Großfürsten Andrej liegt in der Unmittelbarkeit seiner Eindrücke, weil sie unverfälscht die Stimmungen und Beobachtungen des Tags wiedergeben, allerdings ganz subjektiv und daher einseitig. Aus dem Tagebuch Andrejs und den Briefen der Großfürsten lernen wir aber die Psyche und Geistesverfassung unserer Feinde im Krieg kennen; aus diesem Grunde sind sie besonders wertvoll. Die Memoiren Polowanows, der als Nachfolger Suchomlinows vom 26. 6. 15 bis 26. 3. 16 Kriegsminister war, dagegen sind bewußt tendenziös gefärbt und zeigen die Neigung, die Fehler anderer besonders stark zu betonen und die eigenen Verdienste herauszustreichen. Militärische Leser werden insbesondere die Besprechung der russischen Operationspläne und die Charakteristika der russischen höheren Führer mit Interesse lesen. Leider verbietet mir der verfügbare Raum hierauf des Näheren einzugehen. Nur soviel sei denen gesagt, die immer noch daran herumrörgeln, daß Schlieffen und Moltke die Entscheidung zunächst im Westen suchen wollten: es war dies das einzig Richtige, denn eine deutsche Offensive nach Rußland zu Kriegsbeginn wäre völlig aussichtslos gewesen, weil die Russen ausgewichen wären. Man muß daher dem Generaloberst v. Moltke danken, daß er dem Kaiser gegenüber den großen Ostaufmarsch für unmöglich erklärt hat. Zur Frage der angeblichen Kriegsschuld Deutschlands enthält das Werk auch wichtige Hinweise, die geeignet sind, Deutschland zu entlasten. Kurz, ein sehr lesenswertes Buch!

Vielleicht noch lesenswerter und jedenfalls anziehender sind die „Lebenserinnerungen“ des Generals der Infanterie Karl Lihmann (2 Bände, Verlag Eisenschmidt, Berlin 1927; Preis des 1. Bandes, 437 S., brosch. 15 RM., geb. 18 RM.), von denen mir bis jetzt nur der 1. Band zugegangen ist. Hier liegt nicht eine der vielen Rechtfertigungsschriften vor, sondern handelt es sich, ganz wie bei Schweinitz, um eine tatsächliche Bereicherung der Memoirenliteratur. Ein reiches, vielbewegtes Leben tut sich da auf, und wir sehen, wie der Verfasser trotz mancher Schicksalsschläge ohne Protektion und hohe Verbindungen lediglich durch eigene Kraft und Mächtigkeit sich aus den einfachsten Verhältnissen bis zum General und Direktor der Kriegsakademie emporarbeitet. Da General Lihmann keine Aussicht hatte, im Frieden noch Kommandierender General zu werden — dazu genügten nicht dienstliche Befähigung und Führerglück, es mußten, wie man ihm offen sagte, noch „andere Bedingungen“ erfüllt sein — und da er auch den Kaiser für die Kriegsakademie, die Pflanzschule der künftigen Führer im Krieg, und die dort für notwendig erachteten Reformen nicht zu interessieren vermochte, nahm er in der Mitte der fünfziger Jahre noch in voller Lebenskraft den Abschied, um sich fortan schriftstellerisch und im deutschen Wehrverein politisch zu betätigen. Bei Kriegsbeginn 65 Jahre alt, findet er zunächst Verwendung als Etappeninspekteur und wird dann an die Spitze der 3. Garde-Inf.-Div. gestellt, mit der er den berühmten Durchbruch bei Brzeziny, vielleicht die größte Heldentat des Weltkriegs, ausführte, wodurch sein Name für ewige Zeiten der Geschichte angehören wird. Als Führer des 40. Ref.-Korps und einer Armeegruppe hat er später noch an vielen Kämpfen ruhmvollen Anteil genommen und den Beweis erbracht, daß er ein Armeekorps gar wohl zu befehligen verstand, besser als mancher andere, der im Frieden die „anderen Bedingungen“ erfüllt und es bis zum Kommandierenden General gebracht hatte. Naturgemäß nimmt die Schilderung der Kämpfe um Lodz und Brzeziny einen breiten Raum ein; die Energie und Tatkraft Lihmanns erstrahlen hier im schönsten Licht. Nicht minder anziehend sind aber auch die vorbeigehenden Abschnitte, die uns ein gutes Bild vom deutschen Soldatenleben der Vorkriegszeit mit seinen Vorzügen und Schwächen vermitteln. Mit einem Wort ein prächtiges Buch! Vom Soldatenleben im Frieden, insonderheit der schönen Leutnantszeit, handelt noch ein

anderes, anspruchsloses Büchlein: „Generalstabsoffiziers“ (Verlag liegt und die wahrheitsgetreue Geschichte des Weltkriegs sich zum Ziel gesetzt hat. In kleinen rheinischen Garnisonen geschriebenen, ihre Arbeit, Mühe in Ernstbevölkerung. Es waren harmlose und der Verfasser das Glück, noch unter klaren Eindrücke von beiden großen Weltkriegen Stil und Sprache klassisch. Was es so daß es allein ein ästhetischer Genuß

Daß ein Militärschriftsteller vom Rang würde, seine Lebenserinnerungen zu volleren und streitbarer Kämpfe, sowohl seinen Vorzügen und Fehlern. Bern (Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1927); Lebens. Daß sie stark subjektiv gefärbt da sie infolgedessen ein nur um so General, der ein starker Krieger im Streite wird man ohne weiteres zustimmen können ein ganzer Mann, dem glühende Vater ergreift. General von Bernhardt will in vollen alten Armees, der Deutschland sei deutschen Reichs und seinen plötzlichen Störungen und das Versagen des deutschen während seiner ganzen Geschichte gezeigt imstande, seine großen Eigenschaften zu wird und einen Willen über sich spürt, da

Nach tollen Leutnantsjahren kam der und damit in eine bevorzugte militärisch erreichen ließ und mit zahlreichen maßgeb brachte, über die er anregend und fesselt hochschätzte, Falkenhäuser, Häfeler, Capr wird seine von den landläufigen Urteilen leiten, was aber subjektive Gründe haben nicht besonders gut verstanden zu haben. Uburg, unter dem er in Magdeburg Division gütig und stets vornehme Gefinnung behelminischen Epoche verschließt Bernharditere zu schaffen, mit Hochdruck darauf hinar. Wille waren dem Fortkommen vielfach schä der General des VII. Armeekorps vorzeitigen ganz der Militärschriftstellerei und Politikt Präventivkriegs. Auf das Kriegsministerium tat und in dem ein kleinlicher, bürokratisches schlecht zu sprechen. Wenig bekannt gewor Fürst Lichnowsky gesagt habe, daß England reich angegriffen werde. Lichnowsky aber man dort ahnungslos und hoffnungsvoll bl

dem monarchischen Gedanken behandelt. Aber auch Ehrwürde, Loyalität, Schlichtheit nach Geburt und aus Überzeugung Monarchist dem Volk wieder nabzubringen, und, nachdem er hatte überzeugen lassen, wenigstens der Ausbreitung hierüber mit dem Kaiser fand und kompliziert, bis sie sich in einem Rattingung der Meinung, daß er die Monarchie und mit der Kaiser früher abgedankt hätte. Man wird es hande gewesen wäre, die schwierigen Verhältnisse Kriegen immer noch stark angefeindeten General. Das war eine neue Beleuchtung. Hiernach hat einmachtet und jeden Gedanken an dessen preukisches Offiziers-Ehrengericht, das General besonders zu schonen, General in jenen kritischen Tagen nicht beantragt hat. In Ruhe und Tatkraft in das Reichswehrministerium können Recht mehr haben. Nach dieser Abweisung vor uns das Bild eines Mannes, der nicht ohne besten Absichten erfüllt und bemüht gewesen ist, das seinige zur Rettung des Vaterlandes beizutragen. Gemächlich ruhige und edle Züge seines Charakters. Gefinnung, andererseits kommt man aber auch nicht die Kraft und Energie geistliche Verhältnisse zu meistern.

Über die Art und Weise, wie der Friede von gewöhnlicher Weise Carl Friedrich Novalis in seinem Roman (Verlag, Berlin 1927; 34 S.). Wir verstanden den trüber besprochen habe. Sein „Verfall“ gibt ein padesches und lebensvolles Bild der Frieden von Versailles geführt haben. Ein geradezu dramatische Sprache von unerhörter Schwung, wie wir ihn sonst etwa nur noch bei stermlich mitsuertleben vornehmen. Mit andern Handlungen, die sich in geradezu dramatischer Art genommen, wird es so bald nicht wieder und andere deutsche Abordnung, geführt von dem unermüdeten, scharfsinnigen Geheimrat und dem unermüdeten, scharfsinnigen Geheimrat. Man kann es nur bedauern, daß Graf Berger vertreten hat, mit seiner Meinung nicht letzter Kraft Widerstand leitenden Diplomaten berger beeinflusste Heimat in den Fäden des Freund nur nicht reizen“, und von einem Welt, der „berlumpert und verblüdet“ bezeichnet hatte, was die Verfall und ein einseitiger Wille und Regierung ihre Unterschrift; Graf Berger

Verfügung, und sein Buch auf
zu dem Streit Hindenburgs
rückhaltlos auf seinen Seiten
verzichtete man auf den es
in Frankreich loszuschlagen, er
nur zustimmen, ebenso wie sein
Hilfsoffiziere, insbesondere der
denn ist endlich noch, daß beim
des Reichskanzlers in Betracht;
Bernhardis über das allgemein
Zusammen, denn es bedeutet die
sich ihrer bemächtigen. Bernh
wohl aber des „gleichen“ Beha
vallen.

Den ersten und wichtigsten Bei
nehmen aber unstreitig des Prin
(Deutsche Verlagsanstalt) t. Studie
der Gegenwart befaßt und die zu
Buch unwidriglich vorbeigehen und
stüttene und viel angefeindete Be
vielfach geschieht, und wird ihm ge
und nicht unedlen Motiven be
Werts vorzugsweise politische Ges
der der Prinz noch nicht befragen
der die Kanzlerschaft des Prinzen
reiche beigebrachte Dokumente er
war staatsmännisch zweifellos nicht
ein besseres Urteil gehabt und durch
Staatsmänner. Rechtzeitig, d. h. 1871
beurteilen, hätte er vielleicht Gutes
es zu spät für ihn, denn er war
besser war es ihm auch nicht mehr
anzusehen und sich und seine Buch
aber ereignissschweren Kanzlerschaft
ländern unfern mächtigsten und ge
Angriffswillen der Engländer durch
eine klare und unabweidungige Ver
aber nicht zu erreichen war. Die Ob
macht. Diese Aufschlüsse des Prinzen
Märchen aufzudecken, daß überspannt
Besondere Bedeutung mißt Prinz
der die belgische Frage in den Ver
Lansdowne, dem Gegenspieler Lloyd
mit England zum Frieden kommen
blenden, das sein politisches Glaubens
20. 3. 18, also vor Beginn der großen
ihre anempfohlenen Weg aber weiter
Den wichtigsten und uns am meisten
sich die Abschnitte, die das Verhal

Wenige Jahre später starb Wilson an progressiver Paralyse. Deutsch-
meingefährlichen Narren geworden.

nach dem Willen einer schwächlichen Regierung damals in Versailles
te, behandelt M. Boghitchewitch, ehemals serbischer Gesandter
nwardfreier Kronzeuge, in einem Büchlein „Les Causes de la
is; 254 S.) mit der ausgesprochenen Absicht, den Anteil jedes krieg-
riegsschuld festzustellen. Nach einem geschichtlichen Rückblick über
ngen der einzelnen Staaten, insbesondere auf dem Balkan, zu-
ergebnis, daß der Weltkrieg, ähnlich wie die Kriege im Mittelalter,
nd Antipathien einzelner ehrgeiziger Staatsmänner wie Poincaré,
duard und Passifsch. Letzterer war der böse Geist Serbiens, der
erlegt wohl keinem Zweifel, daß die serbische Regierung Kenntnis
auf Franz Ferdinand gehabt hat. Ein reicher Anhang von Docu-
schiben wird zur Beweisführung herangezogen und läßt erkennen,
d und Frankreich im Bunde mit Serbien von langer Hand geplant

es, das aus der Schule schwächt, ist der französische Major Olivier
t Büchlein „Pologne, Pologne...“ (André Delpeuch, Paris
erfrischender und köstlicher Weise über seine bei der französischen
bis 1925 gemachten Erfahrungen plaudert. Angesichts der frechen
Nation, worunter wir heute noch zu leiden haben, muß jedem
en des französischen Majors, der kein Blatt vor den Mund nimmt
ssen ganz gehörig die Meinung sagt, das Herz im Leibe lachen,
Büchlein weiteste Verbreitung in Deutschland wünschen. Denn
Polen lautet gerabezu vernichtend. Die Polen sind nach seiner
olk der Welt und unfähig, einen eigenen Staat zu bilden. Er
bung, wenn man glaube, das polnische Bündnis brächte Fran-
n Segenteil! Nach Locarno ist es nur noch eine schwere Last
igkeit. Denn Polen ist ein ganz unmöglicher Staat, dem ohne
tige Teilung ein Ende bereiten wird. Mit diesem frommen und
eht das ebenso unterhaltsame wie lezenswerte Büchlein.

Widrigenfalls im Weltkrieg habe ich mich bereits früher aus-
bruar 1924). Die dort genannte Literatur findet eine außer-
durch die Erinnerungen des Barons Wladimir Giesl, „Zwei
nt“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1927; 331 S.) und des
ntkowski „Der Zusammenbruch des ottomanischen
ich-Leipzig-Wien 1927; 444 S.). Feldmarschalleutnant Baron
ahrzweitelang österreichischer Militär-Attaché in Konstantinopel
n war, bei Kriegsausbruch Gesandter in Serbien und ist daher
rgsausbruch unmittelbar vorhergehenden Ereignisse besonders
: das bekannte österreichische Ultimatum an Serbien interessiert,
e Quelle reichster Belehrung finden. Im österreichischen Außen-
ß Serbien das Ultimatum annehmen würde. Daß der Wortlaut
erlin und Rom bekanntgegeben wurde, empfindet auch Giesl

ntkowski, der Nachfolger Giesls als Militär-Attaché in Kon-
Studium der Erinnerungen des Feldmarschalls v. Conrad
hte aufgefallen. Das von ihm nun veröffentlichte Buch seiner
lebnisse bestätigt diesen günstigen Eindruck vollauf und läßt

anderes, anspruchloses Büchlein: v. Lenski, „Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffiziers“ (Verlag Georg Bath, Berlin; 187 S.), das sich nett und harmlos liest und die wahrheitsgetreue Schilderung des preußisch-deutschen Offizierskorps vor dem Weltkrieg sich zum Ziel gesetzt hat. In humorvoller Weise wird da das Leben und Treiben in kleinen rheinischen Garnisonen geschildert, wie die Offiziere lebten, fühlten, dachten, handelten, strebten, ihre Arbeit, Muße in Ernst und Frohsinn, ihr Verhältnis zur Mannschaft und Zivilbevölkerung. Es waren harmlose und fröhliche Zeiten. Später, in den Generalstab versetzt, hatte der Verfasser das Glück, noch unter dem alten Moltke und Schlieffen zu dienen und unvergeßliche Eindrücke von beiden großen Männern zu sammeln. Beide waren Meister des Worts, in Stil und Sprache klassisch. Was Schlieffen sagte, war haarscharf und von kristallener Klarheit, so daß es allein ein ästhetischer Genuß war, ihm zuzuhören.

Daß ein Militärschriftsteller vom Range des Generals v. Bernhardt es sich nicht ver sagen würde, seine Lebenserinnerungen zu veröffentlichen, war zu erwarten. Er ist ein temperamentvoller und streitbarer Kämpfer, sowohl als Soldat wie als Politiker, ein echter Preuße mit all seinen Vorzügen und Fehlern. Bernhardis „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“ (Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1927; 541 S.) sind ein getreues Spiegelbild dieses sturmbewegten Lebens. Daß sie stark subjektiv gefärbt sind, ist hienach wohl selbstverständlich, schadet aber nicht, da sie infolgedessen ein nur um so getreueres Spiegelbild der kraftvollen Persönlichkeit des Generals, der ein starker Rufer im Streite der Meinungen war, geben. Nicht allem, was er sagt, wird man ohne weiteres zustimmen können, aber man wird doch anerkennen müssen, daß hier ein ganzer Mann, dem glühende Vaterlandsliebe die Feder in die Hand gedrückt hat, das Wort ergreift. General von Bernhardt will in seinen Denkwürdigkeiten ein Bild geben von der ruhmvollen alten Armee, der Deutschland seine Größe verdankt, und erörtern, was den Aufstieg des deutschen Reichs und seinen plötzlichen Zusammenbruch bedingte, und schildern, wie die Leistungen und das Versagen des deutschen Volks in seinem Charakter begründet liegen, den es während seiner ganzen Geschichte gezeigt hat. Nach Bernhardt ist das deutsche Volk nur dann imstande, seine großen Eigenschaften zu entfalten, wenn es mit eiserner Hand zusammengefaßt wird und einen Willen über sich spürt, der seinem Eigensinn überlegen ist.

Nach tollen Leutnantsjahren kam der schneidige Kavallerist v. Bernhardt in den Generalstab, und damit in eine bevorzugte militärische Laufbahn, die ihn die höchsten Kommandostellen erreichen ließ und mit zahlreichen maßgebenden und bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung brachte, über die er anregend und fesselnd zu erzählen weiß, so über Waldersee, den er besonders hochschätzte, Falkenhäufen, Häfeler, Caprivi, Schlieffen, Kaiser Wilhelm II. u. a. Überraschen wird seine von den landläufigen Urteilen vielfach abweichende Beurteilung mancher Persönlichkeiten, was aber subjektive Gründe haben dürfte. So scheint er sich mit dem Grafen Schlieffen nicht besonders gut verstanden zu haben. Um so herzlicher war dagegen sein Verhältnis zu Hindenburg, unter dem er in Magdeburg Divisionskommandeur war und dessen nie versagende Herzengüte und stets vornehme Gesinnung besonders gerühmt wird. Vor den Schäden der sog. wilhelminischen Epoche verschließt Bernhardt die Augen nicht und beklagt es, daß man, statt Charaktere zu schaffen, mit Hochdruck darauf hinarbeitete, sie zu vernichten. Feister Charakter und eigener Wille waren dem Fortkommen vielfach schädlich, und auch Bernhardt mußte als Kommandierender General des VII. Armeekorps vorzeitig abgehen. Nach seinem Ausscheiden widmete er sich ganz der Militärschriftstellerei und Politik und war insbesondere ein eifriger Verfechter des Präventivkriegs. Auf das Kriegsministerium, das zur Schaffung unserer Rüstung viel zu wenig tat und in dem ein kleinlicher, bürokratischer Geist herrschte, ist Bernhardt, nicht mit Unrecht, schlecht zu sprechen. Wenig bekannt geworden ist noch sein Hinweis, daß Halbane 1912 dem Fürsten Lichnowsky gesagt habe, daß England keinesfalls neutral bleiben werde, wenn Frankreich angegriffen werde. Lichnowsky aber unterließ es, dies nach Berlin zu berichten, so daß man dort ahnungslos und hoffnungsvoll blieb. Im Weltkrieg stellte sich Bernhardt wieder zur

Verfügung, und sein Buch enthält manche kluge, aber auch scharfe Kritik unserer Kriegsführung. In dem Streit Hindenburg-Falkenhayn über die Kriegsführung im Osten, steht Bernharbi rückhaltlos auf seiten Hindenburgs. Indem man auf die Vernichtung Rußlands verzichtete, verzichtete man auf den endgültigen Sieg, und es war ein großer Fehler, 1916 vor Verdun in Frankreich loszuschlagen, bevor eine Entscheidung im Osten gefallen war. Dem kann man nur zustimmen, ebenso wie seiner Bemerkung, daß durch den fortwährenden Wechsel der Generalstabsoffiziere, insbesondere der Chefs, die obere Führung unnötig erschwert worden ist. Interessant ist endlich noch, daß beim Kanzlerwechsel 1917 auch General v. Bernharbi für den Posten des Reichskanzlers in Betracht gezogen worden sein soll. Zum Schluß sei noch eine Bemerkung Bernharbis über das allgemeine Wahlrecht angeführt. Es ist nach seiner Meinung ein Unfirtin, denn es bedeutet die Herrschaft der urteilslosen Massen und der politischen Heher, die sich ihrer bemächtigen. Bernharbi ist durchaus kein Gegner des „allgemeinen“ Wahlrechts, wohl aber des „gleichen“ Wahlrechts, das dem Blödesten das gleiche Recht gibt wie dem Urteilsvollen.

Den ersten und wichtigsten Platz unter allen in letzter Zeit erschienenen Erinnerungsbüchern nehmen aber unstreitig des Prinzen Max von Baden „Erinnerungen und Dokumente“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1927; 695 S.) ein. Wer sich mit der politischen Geschichte der Gegenwart befaßt und die Ereignisse im Herbst 1918 richtig beurteilen will, kann an diesem Buch unmöglich vorbeigehen und muß es gelesen haben. Man wird dann geneigt sein, die umstrittene und viel angefeindete Persönlichkeit des Prinzen Max milder zu beurteilen als es bisher vielfach geschieht, und wird ihm gerne zubilligen, daß sein Tun und Handeln von vaterländischen und nicht unedlen Motiven bestimmt und geleitet war. Während die ersten beiden Teile des Werks vorzugsweise politische Erfahrungen und Betrachtungen enthalten aus einer Zeit, in der der Prinz noch nicht berufen war, aktiv in den Gang der Ereignisse einzugreifen, ist der 3. Teil, der die Kanzlerschaft des Prinzen behandelt, unbestreitbar ein Rechtfertigungsversuch. Zahlreiche beigebrachte Dokumente erleichtern es dem Leser, sich ein Urteil zu bilden. Der Prinz war staatsmännlich zweifellos nicht unbegabt und hat in manchen Dingen richtiger gesehen, ein besseres Urteil gehabt und drohende Gefahren rechtzeitig erkannt als die verantwortlichen Staatsmänner. Rechtzeitig, d. h. 1917 nach dem Abgang Bethmanns, an die Spitze des Staates berufen, hätte er vielleicht Gutes wirken können. Im Herbst 1918, in kritischster Zeit, aber war es zu spät für ihn, denn er war keine kraftvolle Natur, kein Mann der Tatkraft, und infolgedessen war es ihm auch nicht mehr möglich, sein an sich oft gutes und richtiges Wollen in die Tat umzusetzen und sich und seine Meinung durchzusetzen. Hierin liegt die Tragik seiner kurzen, aber ereignissschweren Kanzlerschaft. Prinz Max sah ganz richtig von Anbeginn an in den Engländern unsern mächtigsten und gefährlichsten Gegner, und es schwebte ihm als Ziel vor, den Angriffswillen der Engländer durch eine politische Offensive zu lähmen. Hierzu war vor allem eine klare und unzweideutige Verzichtserklärung auf Belgien erforderlich, die von Kühlmann aber nicht zu erreichen war. Die Oberste Heeresleitung hätte hierbei keine Schwierigkeiten gemacht. Diese Aufschlüsse des Prinzen Max sind besonders wertvoll, weil sie endgültig mit dem Märchen aufräumen, daß überspannte Kriegsziele die Friedensmöglichkeit vereitelt hätten. Besondere Bedeutung mißt Prinz Max dem Brief des Lords Lansdowne vom 29. 11. 17 bei, der die belgische Frage in den Vordergrund stellte, und er meint, daß die deutsche Regierung Lansdowne, dem Gegenspieler Lloyd Georges, zur Macht hätte verhelfen sollen, wenn man mit England zum Frieden kommen wollte. Hierzu sollte vor allem sein „ethisches Programm“ dienen, das sein politisches Glaubensbekenntnis enthielt und das er der Reichsregierung am 20. 3. 18, also vor Beginn der großen Offensive, eingereicht hatte. Die Reichsregierung hat den ihr anempfohlenen Weg aber weder damals noch später beschritten.

Den wichtigsten und uns am meisten interessierenden Teil seiner Erinnerungen bilden natürlich die Abschnitte, die das Verhalten des Prinzen Max gegenüber dem Kaiser und

dem monarchischen Gedanken behandeln. Wir sehen hier viel guten Willen, beste Absichten, aber auch Schwäche, Latenlosigkeit, schließlich Zurückweichen und Preisgabe. Prinz Max ist nach Geburt und aus Überzeugung Monarchist, und sein ganzes Streben ging dahin, den Kaiser dem Volk wieder nahzubringen, und, nachdem er sich von der Unhaltbarkeit dessen Stellung hatte überzeugen lassen, wenigstens der Dynastie die Krone zu retten. Den Mut zu persönlicher Aussprache hierüber mit dem Kaiser fand er aber nicht. Durch die plötzliche, gegen den Willen des Prinzen erfolgte Abreise des Kaisers nach Spa wurde die Lage dann noch weiter erschwert und kompliziert, bis sie sich in einem Kattenkönig von Irrungen und Wirrungen löste. Prinz Max ist der Meinung, daß er die Monarchie und mit ihr Deutschland gerettet haben würde, wenn der Kaiser früher abgedankt hätte. Man wird es bezweifeln dürfen, ob dieser schwache Mann imstande gewesen wäre, die schwierigen Verhältnisse zu meistern. Auch die Rolle des von gewissen Kreisen immer noch stark angefeindeten Generals Groener erfährt in dem Buch des Prinzen Max eine neue Beleuchtung. Hienach hat Groener sich bis zuletzt energisch für den Monarchen eingesetzt und jeden Gedanken an dessen Abdankung weit von sich gewiesen. Nachdem auch ein preußisches Offiziers-Ehrengericht, das gewiß keinen Anlaß hatte, den „württembergischen“ General besonders zu schonen, Groener von jeder Schuld freigesprochen und sein Verhalten in jenen kritischen Tagen nicht beanstandet hat, sollte man endlich aufhören, ihn deshalb anzusehnen. Ich möchte es vielmehr begrüßen, daß nunmehr ein Fachmann von anerkannter Klugheit und Tatkraft in das Reichswehrministerium eingezogen ist, zumal wir dort leider keinen Seckel mehr haben. Nach dieser Abschweifung zurück zum Buch des Prinzen Max. Es zeigt uns das Bild eines Mannes, der nicht ohne Scharfsinn und politische Begabung von den besten Absichten erfüllt und bemüht gewesen ist, unter den denkbar größten Schwierigkeiten das seinige zur Rettung des Vaterlandes beizutragen. Man gewinnt Sympathie für viele menschlich schöne und edle Züge seines Charakters, für die Lauterkeit und Vornehmheit seiner Gesinnung, andererseits kommt man aber auch nicht drüber hinweg, daß er kein Mann der Tat war und daß ihm daher die Kraft und Energie gefehlt haben, die ungewöhnlich schwierigen Verhältnisse zu meistern.

Aber die Art und Weise, wie der Friede von Versailles zustande kam, unterrichtet in ausgezeichneter Weise Karl Friedrich Nowat in seinem Buch „Versailles“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1927; 345 S.). Wir verdanken Nowat eine Reihe vortrefflicher Bücher, die ich schon früher besprochen habe. Sein „Versailles“ schließt sich den vorangegangenen würdig an und gibt ein packendes und lebensvolles Bild der Ereignisse und Verhandlungen, die zum Schmachtfrieden von Versailles geführt haben. Ein Hauptvorteil des Buches ist die ungemein lebendige, geradezu dramatische Sprache von unerhörter Wucht und Plastik der Darstellung und einem Schwung, wie wir ihn sonst etwa nur noch bei Stegemann finden, so daß wir die Ereignisse förmlich mitzuerleben vermögen. Mit atemloser Spannung verfolgt man den Gang der Verhandlungen, die sich in geradezu dramatischer Steigerung abrollen. Wer das Buch einmal zur Hand genommen, wird es so bald nicht wieder weglegen. Ganz ausgezeichnet sind die Schilderungen der leitenden Männer: Wilson, Clémenceau, Lloyd George, Orlando, House u. a. Unsere deutsche Abordnung, geführt von dem überlegenen, raffigen Grafen Brockdorff-Rantzau und dem unermüdbaren, scharfsinnigen Geheimrat v. Simons, schneidet hierbei nicht schlecht ab. Man kann es nur bedauern, daß Graf Brockdorff, der das Reich in bester und würdevollster Weise vertreten hat, mit seiner Meinung nicht durchgedrungen ist, sondern daß ihm, dem mit letzter Kraft Widerstand leistenden Diplomaten die von dem verderblichen Reichsschädling Erzberger beeinflusste Heimat in den Rücken gefallen ist. Erzberger gab die Parole aus: „Den Feind nur nicht reizen“, und von einem Volk, das niemand anderer als Roste sehr richtig als „verlumpt und verludert“ bezeichnet hatte, war ein Aufbäumen gegen das Friedensdiktat von Versailles und ein einheitlicher Wille und Widerstand nicht zu erwarten. So gab denn die Reichsregierung ihre Unterschrift; Graf Brockdorff-Rantzau aber ging, bis zuletzt ein Grandseigneur

vom Scheitel bis zur Sohle. Wenige Jahre später starb Wilson an progressiver Paralyse. Deutschland war das Opfer eines gemeingefährlichen Narren geworden.

Die Kriegsschuldfrage, die nach dem Willen einer schwächlichen Regierung damals in Versailles nicht aufgerollt werden durfte, behandelt M. Boghičević, ehemals serbischer Gesandter in Berlin, also ein gewiß einwandfreier Kronzeuge, in einem Büchlein „Les Causes de la guerre“ (Rieder & Cie., Paris; 254 S.) mit der ausgesprochenen Absicht, den Anteil jedes kriegführenden Landes an der Kriegsschuld festzustellen. Nach einem geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der Beziehungen der einzelnen Staaten, insbesondere auf dem Balkan, zueinander kommt er zu dem Ergebnis, daß der Weltkrieg, ähnlich wie die Kriege im Mittelalter, entstanden ist aus Intrigen und Antipathien einzelner ehrgeiziger Staatsmänner wie Poincaré, Jowoff, Sazonow, König Eduard und Pasič. Letzterer war der böse Geist Serbiens, der zum Krieg geheht hat. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die serbische Regierung Kenntnis von dem geplanten Attentat auf Franz Ferdinand gehabt hat. Ein reicher Anhang von Dokumenten aus den serbischen Archiven wird zur Beweisführung herangezogen und läßt erkennen, daß der Weltkrieg von Rußland und Frankreich im Bunde mit Serbien von langer Hand geplant und vorbereitet worden ist.

Ein ähnliches enfant terrible, das aus der Schule schwächt, ist der französische Major Olivier d'Etchegoyen, der in seinem Büchlein „Pologne, Pologne . . .“ (André Delpeuch, Paris 1925; 327 S.) in wirklich herzerfreischender und löstlicher Weise über seine bei der französischen Militärmission in Polen 1920 bis 1925 gemachten Erfahrungen plaudert. Angesichts der frechen Überheblichkeit der polnischen Nation, worunter wir heute noch zu leiden haben, muß jedem Deutschen bei den Schilderungen des französischen Majors, der kein Blatt vor den Mund nimmt und seinen lieben Bundesgenossen ganz gehörig die Meinung sagt, das Herz im Leibe lachen, und man möchte dem mutigen Büchlein weiteste Verbreitung in Deutschland wünschen. Denn das Urteil d'Etchegoyens über Polen lautet geradezu vernichtend. Die Polen sind nach seiner Meinung das verkommenste Volk der Welt und unfähig, einen eigenen Staat zu bilden. Er erklärt es für eine große Täuschung, wenn man glaube, das polnische Bündnis brächte Frankreich einen Kraftzuwachs — im Gegenteil! Nach Locarno ist es nur noch eine schwere Last für Frankreich, ohne Gegenleistung. Denn Polen ist ein ganz unmöglicher Staat, dem ohne Zweifel eine vierte und endgültige Teilung ein Ende bereiten wird. Mit diesem frommen und bundesfreundlichen Wunsch schließt das ebenso unterhaltfame wie lesenswerte Büchlein.

Aber unseren türkischen Bundesgenossen im Weltkrieg habe ich mich bereits früher ausgesprochen (vgl. „Türmer“, Februar 1924). Die dort genannte Literatur findet eine außerordentlich wertvolle Ergänzung durch die Erinnerungen des Barons Wladimir Giesl, „Zwei Jahrzehnte im nahen Orient“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1927; 331 S.) und des Feldmarschalleutnants Pomiankowski „Der Zusammenbruch des ottomanischen Reichs“ (Amalthea-Verlag Zürich-Leipzig-Wien 1927; 444 S.). Feldmarschalleutnant Baron Giesl war, nachdem er vorher jahrzehntelang österreichischer Militär-Attaché in Konstantinopel und Gesandter in Cetinje gewesen war, bei Kriegsausbruch Gesandter in Serbien und ist daher in der Lage, über die dem Kriegsausbruch unmittelbar vorhergehenden Ereignisse besonders fesselnd zu erzählen. Wer sich für das bekannte österreichische Ultimatum an Serbien interessiert, wird hier eine besonders ergiebige Quelle reichster Belehrung finden. Im österreichischen Außenministerium glaubte man fest, daß Serbien das Ultimatum annehmen würde. Daß der Wortlaut der Note nicht gleichzeitig an Berlin und Rom bekanntgegeben wurde, empfindet auch Giesl als schweren Fehler.

Feldmarschalleutnant Pomiankowski, der Nachfolger Giesls als Militär-Attaché in Konstantinopel, ist mir bereits beim Studium der Erinnerungen des Feldmarschalls v. Conrad durch seine ausgezeichneten Berichte aufgefallen. Das von ihm nun veröffentlichte Buch seiner türkischen Erinnerungen und Erlebnisse bestätigt diesen günstigen Eindruck vollauf und läßt

Pomiankowski als klaren und trefflichen Beobachter von Menschen und Dingen, von militärischen und politischen Ereignissen und einen Mann von gesundem Verstand und Urteil erkennen. Konstantinopel war bekanntlich einer der wichtigsten und günstigsten Beobachtungspunkte für den Verlauf der Weltgeschichte, und Pomiankowski war ganz der geeignete Mann, sich das zunutze zu machen. Sein Buch ist daher eine Fundgrube wertvollster Art für die Beurteilung der Verhältnisse in der Türkei, und seine Schilderung des Existenzkampfes der Türkei und der Ursachen ihres Zusammenbruchs ist geradezu klassisch. Besonders gelungen ist die Charakteristik der leitenden Männer in der Türkei, des Phantasten Enver, der seinen panturanischen abenteuerlichen Plänen nachjagt, sich für ein strategisches Genie hält und dabei das Reich an den Rand des Abgrunds bringt, ferner Taalats, Djemals u. a. Wir erfahren auch von den zahllosen und oft schwerwiegenden Reibungen, die nicht nur zwischen Türken und Deutschen, sondern auch innerhalb der an leitender Stelle in der Türkei stehenden Deutschen selbst entstanden und in den beiden Gegenpolen Marschall Liman v. Sanders und Generalmajor von Loffow, dem deutschen Militärbevollmächtigten, ihre Verkörperung fanden. Für Marschall Liman, der in Deutschland viel zu wenig anerkannt worden ist, bekundet Pomiankowski warme Verehrung und aufrichtige Bewunderung, desgleichen für den Feldmarschall von der Goltz. Bedauerlicherweise sind beide selten gefragt und gehört worden; die deutschen Maßnahmen in der Türkei stellen sich daher zumest als eine Reihe von schweren Mißgriffen heraus, von denen man nicht ohne Bedauern und innere Beschämung Kenntnis nimmt. Feldmarschall von der Goltz wäre nach seinen Fähigkeiten und seinem Charakter berufen gewesen, im Weltkrieg eine führende Rolle zu spielen. Dies betont auch Pomiankowski, und Zeltki Pascha, einer der klügsten Köpfe unter den Türken sagte von ihm zu Giesl: „Glauben Sie mir, selbst Deutschland hat nicht viele wie von der Goltz!“ Und dieser seltene Mann ist in seinem Vaterlande leider nicht gebührend gewürdigt worden. Ich bin schon häufig gefragt worden, wer denn nach meiner Meinung am geeignetsten gewesen wäre, das Erbe Schlieffens zu übernehmen. Ich kann hierauf nur sagen: von der Goltz! Wäre er 1914 Generalstabschef gewesen, wir stünden heute anders da. Freilich, von der Goltz war ein Charakter, er war auch keine 1,90 Meter groß, trug kein Monotel, sondern nur eine unscheinbare Brille und hatte mit seinem Charakterkopf überhaupt mehr das Aussehen eines stillen Gelehrten als eines forschenden Kavallerieoffiziers. Solche Männer konnten es nur schwer zu etwas bringen.

Wer es müde geworden ist, sich mit Fragen der hohen Politik und Strategie zu befassen, dagegen einmal über das Leben und Treiben, die Leistungen und den Heldennut unserer Frontkämpfer etwas hören möchte, dem seien zwei treffliche Büchlein genannt, die niemand ohne innerste Befriedigung aus der Hand legen wird: „Der große Krieg aus der Frontperspektive“ von Rudolf Dahms (Behrs Verlag, Friedrich Feddersen, Berlin-Leipzig 1927; 200 S.) und „Westfront — Kriegserinnerungen eines Frontsoldaten“ von Franz Kaver Raucheisen (Selbstverlag 1927; 208 S.). Dahms, von Beruf Oberlehrer, hat den Weltkrieg als Zug- und Kompagnieführer eines Res.-Inf.-Regts. mitgemacht und im Westen und Osten tapfer gekämpft. Das Buch will ein bescheidenes Denkmal sein für die Leistungen der vielen, die ähnliches wie der Verfasser erlebt haben. Es ist ein frisch und natürlich geschriebenes Büchlein, das man nicht ohne Ehrfurcht und innere Anteilnahme lesen wird.

Und gar erst das Buch Raucheisens! Hier liegen die schlichten Aufzeichnungen eines einfachen niederbayerischen Bauern vor, der den Krieg von Anfang bis Ende im 10. bayer. Inf.-Reg. an der Front mitgemacht und es durch seine Tapferkeit vom Gefreiten bis zum Offiziersstellvertreter gebracht hat. Seine Kriegserinnerungen sollen zeigen, unter welchen schweren, oft furchtbaren Verhältnissen unsere Feldgrauen mit Mannesmut gekämpft und still gelitten haben für die Freiheit der deutschen Erde. Es soll sein ein Denkmal für alle Kameraden und Mitkämpfer an der Westfront. Gegenüber der Lügenheke linksgerichteter Kreise wird man mit besonderer Befriedigung von dem geradezu vorzüglichen Verhältnis zwischen Offizieren und

Marschanten lesen, von dem Rauchselsen wiederholt berichtet. Die Offiziere teilten Leid und Freud, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten mit ihren Leuten und waren ihnen im Kampf ein leuchtendes Vorbild. Davon zeugen schon die schweren Offiziersverluste, von denen auch Dahms zu berichten weiß. Wo es heiß im Westen herging, war Rauchselsen mit dabei: bei der Lothringer Schlacht, vor Verdun, an der Somme, in Flandern u. a. O. Er hat hiebei schier Übermenssliches geleistet. Schlicht und einfach berichtet er hierüber, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Er hat nur seine Pflicht getan, und zwar bis zum bitteren Ende. Wir können nur in Ehrfurcht das Haupt neigen vor solchem Heldentum des einfachen Frontkämpfers. Ein Volk, das solche Helden hervorgebracht hat, kann nicht dem Untergang geweiht sein!

Franz Freiherr von Berchem

Zur Prager Konferenz des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen

Man hätte leicht über diese Rundgebung hinwegschreiten können zur Tagesordnung und hat es auch wohl vielenorts getan, wenn ihr nicht doch eine Äußerung ent wachsen wäre, die mehr enthält als nur Tagesworte. Während in Paris der deutsche Außenminister seinen Namenszug unter den Kellogg-Pakt setzte, tagte in Prag die zwischenstaatliche Freundschaftsversammlung aller Kirchen, mit Ausnahme der katholischen, und versuchte zu einer Eingung in der Abrüstungsfrage zu kommen. Aus den Worten dieses Kirchenparlamentes quillt es wie ein Aufschrei, die innere Not zu beenden, in der sich die Gemeinschaft gerade der christlichen Kirchen befindet, wenn sie Liebe predigen soll und wenn doch von allen Seiten, oft auch durch Kirchenmänner, der Haß geschürt wird. Vom 24. bis 30. August bemühte man sich, und die Hunderte von freundschaftlichen Beziehungen, die außerhalb der offiziellen Verhandlungen in der persönlichen Weise von Mensch zu Mensch geknüpft worden sind, sind fast stärkere Bindungen als machtvolle, wenn auch papierene Rundgebungen, die von der Tagespresse verschlungen werden. Gerade die zeitliche Nähe des Kellogg-Friedensliedes hat den Sang von Prag weniger laut ertönen lassen, ja er überdönte ihn, und doch hat dieser Klang, aus dem Munde der Kirchen gesprochen, tieferen Widerhall erweckt. Er soll in die große Masse dringen, soll von Herz zu Herz sprechen, während man in Paris doch so wenig vom innern Menschen zu hören bekam. Heute stehen wir sogar unter dem Eindruck der Rede Briands, und ein Frösteln will uns fast erdrücken von dem Eiseshauch, der von ihr über die Friedensbewegung ausging.

Erohdem! Für uns Deutsche war Prag ein Boden, der eines pridelnden Reizes nicht entbehrte. Das alte Hussitenblut liegt noch den Tischen in den Andern, und die Religion ist ihnen im trohen und ganzen eine heilige Sache. Sie haben die Gäfte, die ihre Hauptstadt barg, nicht fühlen lassen, daß es hier seit Jahrhunderten Minoritätenkämpfe gab und gibt, besonders um der deutschen Frage willen. Prof. D. Fr. Zilka hat die vermittelnden Brücken zwischen allen Teilnehmern geschlagen, so geschickt und freundschaftlich, daß es eine Freude war, seiner Führung zu folgen. Den eigentlichen Vorsitz führte Bischof Amundsen (Dänemark) in drei Sprachen; seiner klugen und nicht selten humorvollen Leitung unterwarfen sich die Redner gerne. Rein Nichton trübte von Anfang bis zu Ende die Versammlungen, fast hätte ich es gewollt, daß es ein funkelnderes Aufeinanderplagen der Meinungen gegeben hätte. Doch hat sich dies in den vorbereitenden Komiteesitzungen schon ausgeläutert, so daß eine warme Einmütigkeit herrschen konnte.

Die deutsche Sprache trat diesmal verhältnismäßig zurück. Reichsgerichtspräsident D. Dr. Walter Simons sprach über die moralischen und religiösen Grundlagen des Weltfriedens

in hinreichender Weise, von allen Engländern und Amerikanern ebenso bejubelt wie von den wenigen Franzosen. Auch alle übrigen stimmen ihm bei, wenn er die bange Frage auswirft: Wie kann der Geistliche die in den Krieg ziehenden Truppen segnen, wenn sie Giftgase gebrauchen? Und dann zum Schluß: „Es gibt einen höheren Willen, das ist Gottes Wille. Der Gott der Liebe gebe uns seinen Frieden. Amen.“ Auch Prof. Rabe aus Marburg weiß den deutschen Standpunkt in der Abrüstungsfrage machtvoll kundzutun. „Wir sind abgerüstet. Und ihr?“ Man applaudiert und stimmt zu. Waren das nur die Kirchenmänner?

Es gibt Augenblicke während des Kongresses, da fast unter tränenbewegter Wortverkündung durch die ganze Versammlung wie eine Ahnung von Wirklichkeit die Selbststauung der wahrhaftigen Einheit unter dem Geheß Christi geht. Freilich nur Minuten lang. Aber solche Augenblicke wirken nach und heilen. Um ihretwillen geht von dem Zusammensein von Menschen ein Segen aus, der nicht zu verachten ist. Freilich wir Deutschen setzten der Bewegung eine gewisse Skepsis entgegen. Wir zweifeln nicht an der Ehrlichkeit der Männer, die hier mitwirkten, wir fühlen in ihnen den guten Willen, aber sie haben offenbar in ihrer Heimat den Einfluß nur zum Teile, um die Idee des Friedens zu verwirklichen. Und die Tat ist es, die entscheidet. Am eigenartigsten war die Tatsache, daß die französischen Freunde der Sache nicht für die Rundgebung des Komitees und seinen Antrag stimmten, weil er ihnen zu milde schien und sie eine radikalere Ablehnung des Krieges gewünscht hätten. Generalsekretär Dinkson aber wußte seine Formulierung durchzusehen, die ja dann auch durchging. Dinkson, der Sekretär des Bundes und neben ihm Prof. Siegmund Schulze, sie tragen mit Eifer an der Sache. Schenke ihnen die Vorsehung den Mut zur Kraft auch weiterhin! Erzbischof Soederblom trat wenig hervor, er schien mehr hinter den Kulissen zu wirken. Nur die Schlußpredigt hielt er — in deutscher Sprache, damit ihn, wie er meinte, jeder verstehe, denn das fühlte man aus der ganzen Versammlung heraus. Weltaus die meisten Vertreter hätten Deutsch verstanden und das bequem, aber der internationale Takt verbot es wohl, diese Sprache zur tatsächlichen Konferenzsprache zu machen, und so wurde dauernd englisch gesprochen, was den Erfolg hatte, daß viele Vertreter des Orientes, besonders des nahen, häufiger die Sänge füllten, als zuhörten; man bekam ja dann doch den übersehten, gedruckten Text in die Hand.

Man muß nicht eben Ideologe sein, um zu fühlen, daß schließlich aus dem bewußten Zusammenschluß der Gedanken etwas wie ein moralisches Weltgewissen und eine religiöse Einheitsfront entsteht, gegen die anzukämpfen es mehr und mehr unmöglich wird. Das ist die Zukunftshoffnung, auf die wir bei diesen Kongressen bauen.

Dr. Egon Hajek, Kronstadt in Siebenbürgen
delegiertes Mitglied der Prager Konferenz

Heilige Schmerzen

Von Irma Hartje-Leudesdorff

Solange Schmerzen bleiben
Um ein verloren Glück,
So lange bleibt ein Schimmern
Von seinem Glanz zurück.

O, heilig jenes Wehe,
Das keine Zeit bezwingt:
Aus Kesserverborgnem Dunkel
Ein Keim zum Lichte bringt —

So werden Himmelsblumen
Geboren aus der Nacht;
Was nicht der Luft gelungen,
Der Schmerz hat es vollbracht.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einblendungen sind unabhängig vom Standpunkt des „Fürnere“

Seegeltung und Flottenbau!

Vorbemerkung. Die Erörterungen in der Panzerkreuzerfrage sollten dem politischen Kampfe entzogen werden. Nur ein sachlicher Meinungs-austausch kann die aufgeworfenen Probleme klären. In diesem Sinne veröffentlichen wir den nachstehenden Aufsatz, um den wir Erzelenz Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Galtzer gebeten haben, der bereits vor dem Kriege durch seine Kritik der Flottengesetzgebung hervorgetreten ist und sich teilweise in Widerspruch zu den üblichen Auffassungen gesetzt hat. D. E.

Die Seegeltung eines Volkes und die Seemacht desselben bedecken sich nicht ganz. Seegeltung kann auch ohne Seemacht bestehen. Sie wird dargestellt durch die Menge und Größe der die Meere befahrenden Handelsschiffe des Volkes, durch seinen Seehandel und die ihm gehörenden Stützpunkte in fernen Gegenden, wo sich die Schiffe mit Kohlen, Proviant, Wasser und allem, was sie brauchen, versehen können und wo sie im Kriegsfall eine Zuflucht finden. Durch Kriegsschiffe tritt eine militärische Seegeltung hinzu. Für die Geltung eines Volkes auf See kommen auch seine Charaktereigenschaften in Betracht. Kühnheit, Wagemut, seemannische Tüchtigkeit, Kaltblütigkeit usw. Hierin wie im Unternehmungsgeliste seiner Kaufleute ist das deutsche Volk jedem andern gewachsen. Nicht ohne Grund vertrauen sich Reisende gerade unsern Passagierdampfern an, die neben guter Bauart durch persönliche Tüchtigkeit der Besatzung ihre Sicherheit verbürgen und ihnen Reinlichkeit und ein gutes Unterkommen bieten. Vor dem Kriege stand unsere Handelsflotte bei etwa 5 Millionen Tonnenzahl (Dampfer und Segelschiffe) an dritter, mit ihren Dampfern an zweiter Stelle. Von der Transportleistungsfähigkeit der Weltflotte entfielen auf Großbritannien 43,9 Prozent, auf Nordamerika 12,3, auf Deutschland 11,8 und auf das dann folgende Norwegen (vor Frankreich und ohne nennenswerte Kriegsmarine) 4,7 Prozent. Stützpunkte mit Docks und Werkstätten hatte Deutschland in Tsingtau (China), Daresalam (Ostafrika) und Duala (Kamerun). Durch den Krieg gingen die Stützpunkte und der größte Teil der Handelsflotte verloren, aber nicht der hanseatische Seemanns- und Unternehmungsgeliste. Es bedurfte nicht der Propaganda der Marinevereine mit ihrem „Seefahrt tut not“ auf dem Bundestag in Berlin vom 3. bis 6. August d. J., um diesen Geist anzuspornen. Die zahlreichen Neubauten (Am 1. April 1927 waren für 17 Reedereien 71 Seeschiffe mit 505150 Tonnen Gehalt im Bau. Der Norddeutsche Lloyd, der nach dem Versailleser Diktat vor neun Jahren nur ein einziges Schiff, einen sogenannten Tender von 700 Tonnen besaß, hatte bereits am 1. Januar 1928 wieder 434 Fahrzeuge mit 861418 Br.-Reg.-Tonnen. Er wird mit den beiden neuen Riesenschiffen im Frühjahr 1929 seinen Tonnengehalt auf 953418 Tonnen gebracht haben, was dem Vorkriegsstand von 982925 Tonnen annähernd entspricht.) für die deutsche Handelsflotte und der Mitte August erfolgte Stapellauf der beiden großen Schnell-dampfer des Norddeutschen Lloyds „Europa“ und „Bremen“ beweisen dies. Mit je 46000 Tonnen Gehalt gehören sie zu den größten Schiffen der Welt. Ob in der heutigen Zeit Kriegsschiffe für Deutschland dringend nottun wegen der Seegeltung, der Seeinteressen oder zum Schutz des Seehandels ist eine andere Frage als wie „Seefahrt tut not“. Gewiß ist es erhebend und das Ansehen fördernd, wenn im Auslande deutsche Kriegsschiffe erscheinen und durch die Art ihres Auftretens dem Deutschtum Ehre machen. Aber für den Handel darf man diese Wirkung nicht überschätzen. Jene das Deutschtum stärkende Wirkung läßt sich bereits durch einige Kreuzer erreichen. Schon als das erste Flottengesetz für eine Schlachtflotte von Tirpitz eingebracht und

die öffentliche Agitation dafür in Gang gesetzt wurde, gab es Stimmen unter den hanseatischen Kaufleuten, die für den „Handel“ eine Vermehrung der Flotte nicht für nötig erklärten. Daß der Schutz der Seeschifffahrt, also auch des Seehandels, durch eine Flotte sehr problematisch ist, hat der letzte Krieg wiederum gezeigt. Auch beim seegewaltigen England war der Schutz unzureichend. Deshalb ist es richtig, daß der wagemutige hanseatische Kaufmann seine Schiffe baut, ohne auf Flottenschutz zu rechnen. Er weiß, es geht auch ohne solchen. Die frühere Zeit mit Seeräuberunwesen und Raubrittertum von Fürsten und Adelligen ist vorbei. Die fortgeschrittene Entwicklung des Weltverkehrs und die Interessenverflechtung und gegenseitige Abhängigkeit der Völker voneinander haben neue Verhältnisse geschaffen. Der Handel schützt sich selbst durch Gegenseitigkeit in weitreichendem Maße. Handelsneid führt nicht mehr zum Kriege. Dagegen bleiben menschliche Unvollkommenheiten, wie Herrschsucht, überspannter Nationalismus, Größenwahn, Ungerechtigkeit, Eitelkeit, Torheit u. a. gefährlich für den Frieden. Es läßt sich nicht ändern, daß, wenn Kriege trotz der heutigen Anstrengungen, sie aus der Welt zu schaffen, eintreten, Schifffahrt und Handel mehr oder weniger leiden. Dies gilt auch für die neutralen Staaten. Man wird zwar nach den Erfahrungen beim letzten Kriege allgemein anstreben, die Störungen von Handel und Schifffahrt auf ein Mindestmaß herabzudrücken, aber eine Freiheit der Meere in Kriegszeiten wird es nicht geben. Deutschland muß gleich andern Staaten einsehen, daß ein richtiger Schutz für seine Handelsflotte durch Kriegsschiffe nicht erreichbar und im allgemeinen auch nicht nötig ist. Tirpiß hat sich mit der Annahme, daß sein Flottenbau den Frieden sichere und dadurch den Seehandel schütze, geirrt.

Außer dem Handelschutz und der Ausübung von Seepolizei, die auch der kleinste Uferstaat auf sich nehmen muß, kommt als defensive Aufgabe für die Kriegsschiffe eines Staates der Schutz der vaterländischen Küsten und die Blockadeabwehr in Betracht. Marineseitig ist über den Küstenschutz durch die Flotte sehr verschieden geurteilt worden. Während Kontradmiral Brünninghaus im Reichstage als Verdienst der Hochseeflotte geltend gemacht hat, daß keine feindliche Schiffsgranate bis zum Ende des Weltkrieges auf deutschen Boden gefallen ist, hat der Vorgänger von Tirpiß, Staatssekretär Hollmann, ausgesprochen: „M. H. zum Schutz der deutschen Küsten brauchen wir die Schlachtflotte nicht, unsere Küsten schützen sich selbst; dazu brauchen wir keine Schiffe. Wir wollen eine starke Schlachtflotte, um den Feind in seinen eigenen Gewässern aufzufuchen.“ Letzterem Ausdruck ist der größere Wert beizumessen. Der Schutz einer Küste durch eine Flotte ist kein dringender und stets ein recht zweifelhafter. Ein Land, das in der Lage ist, eine Landung von Truppen durch Landtruppen zu verhindern oder unschädlich zu machen, ist ohne Flotte hierfür genügend gesichert. Keine Hochseeflotte, auch wenn sie der feindlichen überlegen ist, bietet Sicherheit gegen Küstenbeschießungen. Schnelle Schiffe können plötzlich bei Tagesanbruch irgendwo erscheinen und eine kurzzeitige Beschließung vornehmen, ehe die Verteidigungsschiffe in der Lage wären heranzukommen. Unsere Beschließungen von Plymouth, Hartlepool und Scarborough im Weltkriege sind ein Beweis hierfür. Daß die britische Flotte nicht ähnlich wie die deutsche verfuhr, mag daran gelegen haben, daß einerseits größere deutsche Städte nicht unmittelbar an der Nordseeküste liegen und Minenfelder und Unterseeboote eine große Gefahr für sie bedeuteten und daß andererseits eine solche Beschließung als nutzlos für den Kriegsausgang angesehen und angenommen wurde, daß die öffentliche Meinung in der Welt jedes Bombardement offener Städte wegen der Tötung friedlicher Einwohner hart verurteilen würde. Das sicherste Mittel gegen Beschließungen ist die Aufstellung weitrager Küstentorpedos, zu denen unter Umständen noch Steilbahngeschütze treten müssen. Die Küsterrückartillerie ist natur- und erfahrungsgemäß der Schiffsartillerie an Wirkung weit überlegen, wenn sie entsprechende Geschütze hat. Kein Staat verzichtet daher auf starke Küstenbeschießungen zum Schutz besonders wichtiger Orte. Orte von geringerer Bedeutung werden unverteidigt gelassen oder nur mit mäßigen Verteidigungsmitteln versehen. Die ganze Küste kann man nicht beschießen. Große Strecken derselben bieten auch für einen Gegner keinen Anlaß, sich mit ihnen

zu befehlen. Durch Minenfelder läßt sich ferner das Heranfahen gefährden. Für feindliche Angriffe liegt die deutsche Ostseeküste offener als die Nordseeküste. Eine große Gefahr sehe ich darin nicht; deshalb bin ich der Ansicht, daß deutscherseits auf eine Verteidigung durch die Flotte kein großer Wert zu legen ist. Sollte Deutschland wider Erwarten mit irgendeinem östlichen Nachbarn in Krieg geraten, so würde die Entscheidung zweifellos auf dem Lande fallen, und die Flotte müßte wahrscheinlich Personal für den Landkrieg hergeben.

Eine Blockade, wie wir sie im letzten Kriege erlebt haben, wird so leicht nicht wieder eintreten. Jede Blockade soll verhindern, daß die neutrale Schifffahrt Waren nach dem blockierten Hafen bringt. Sie muß durch Bewachung des Zugangs mit einer größeren Anzahl von Schiffen derartig wirksam sein, daß keine Schiffe bei Tag und Nacht ungehindert passieren können. Siehen wir die Mächte in Betracht, mit denen ein Konflikt für Deutschland denkbar wäre, so zerfällt das Gespenst der Blockade in nichts. Eine Blockade der Ostseehäfen allein hat für einen Gegner kaum einen Zweck. Nur eine gleichzeitige Blockade sowohl der Ostsee- wie der Nordseehäfen könnte Deutschland schwer schädigen. Aber welche Mächte oder Koalitionen würden dazu imstande sein? Und so gänzlich ohne Wert ist die jetzige deutsche Flotte doch auch nicht. Ihre Linienfahrer sind allerdings durch die Dreadnoughts mit ihrem doppelten und dreifachen Tonnengehalt und ihrer größeren Zahl von schweren Geschützen übertrumpft, aber für ihre Größe (13200 t), die die Ersatzbauten nicht einmal erreichen dürfen, sind sie doch sehr leistungsfähige gute Schiffe. Vorzüglich und wirkungsvoll schießend, können sie es gut mit gleich großen und auch etwas größeren Schiffen aufnehmen. Von den Ostseemächten ist anzunehmen, daß sie wegen Ruhlosigkeit und wegen zu geringer Seemacht eine Blockade unserer Ostseehäfen nicht ins Auge fassen werden, es sei denn mit Unterseebooten.

Nach dem Taschenbuch der Kriegesflotten 1928 besitzt:

Polen: 2 große Zerstörer zu 1500 t, 5 Torpedoboote (375 t), 3 U-Boote, 4 kleine Kanonenboote;

Estland: 2 große Zerstörer, 1 Torpedoboot, 1 Kanonenboot;

Lettland: 2 U-Boote, 3 Minenleger;

Finnland: 4 Torpedoboote, 3 U-Boote (im Bau), 6 Kanonenboote (zirka 400 t);

Dänemark: 5 kleine Küsten-Panzerfahrer (unter 4000 t), 2 kleine Kreuzer (1300 t), 23 Torpedoboote (davon 6 etwa 300 t, die andern unter 200 t, die neuesten 10 sogar nur 109 t groß), 16 U-Boote;

Schweden: 3 Küstenpanzerfahrer zu 7600 t, 4 zu 4600 oder 3700 t, 2 Kreuzer (5000 und 1800 t), 17 Zerstörer, 28 Torpedoboote (120 oder 60 t), 21 U-Boote, davon 5 im Bau;

Rußland (Ostseeflotte): 4 Dreadnoughts, 1 Panzerkreuzer (16900 t), 3 kleine Kreuzer (6800 t), 36 Zerstörer, 13 U-Boote, davon 3 im Bau, 3 Minenleger, 2 Kanonenboote.

Die Schiffe sind zum großen Teil in schlechtem Zustande.

Als besondere Aufgabe für die deutsche Flotte wird vielfach die Sicherung der Verbindung mit der Provinz Ostpreußen angesehen. Meiner Ansicht nach kann wegen der Unterseeboots- und Minengefahr die deutsche Flotte eine Garantie nicht übernehmen. Weshalb aber gerade hierfür ein Ersatz der recht brauchbaren Linienfahrer durch neue Panzerfahrer nötig erscheint, ist unverständlich.

Der Bau und der Unterhalt einer Kriegesflotte ist sehr kostspielig. Deutschland ist arm geworden, und das Volk leidet schwer unter den Lasten des Krieges. Gewerbe- und sonstige Steuern haben eine solche Höhe erreicht, daß ein Abbau dringend erforderlich erscheint. Die Schuldenlast mit ihrer Verzinsung dürfen wir nicht erhöhen. Sie würde das jüngere Geschlecht, das bereits schwer am verlorenen Kriege zu tragen hat, weiter belasten. Die Marine darf nicht daran vorbeigehen. Eine zweite Inflation möchte niemand erleben. Der Ressortpatriotismus muß sich den dringenden Erfordernissen der Gegenwart, dem höheren Staatsinteresse

unterordnen. Das ist vaterländische Pflicht. Nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande hat Deutschland mit der Wehrkraft seinen Platz zu behaupten. Beim Landheere darf nicht gespart werden. Die Handhabe, die das Versailler Friedensdiktat für den Ersatzbau von Schiffen bietet, darf zu unserm Schaden nicht benutzt werden. Sind ohne zwingenden Grund die 70 bis 80 Millionen pro Panzerschiff oder das Vierfache für 4 Panzerschiffe ausgegeben, so haben wir nicht nur sehr hohe dauernde Selbstaften, die wir nicht tragen können, übernommen, sondern auch die Möglichkeit verfehrt, wenn wirklich große technische Fortschritte kommen, sie in Neubauten nutzbar zu machen; denn der Versailler Vertrag bindet uns, vor 20 Jahren Lebensdauer Linienschiffe und Kreuzer nicht zu ersetzen. Bis es zu umwälzenden Fortschritten kommt, kann noch manches Jahr vergehen, auch vieles sonst kann sich ändern. Bis dahin müssen und können unsere guten jetzigen Linienschiffe genügen. Dazu kommt, daß uns der Bau von Unterseebooten verboten ist, während die andern Staaten sie in beliebiger Zahl bauen dürfen. Unsere Seemacht ist dadurch überhaupt sehr außer Kurs gesetzt. Im Weltkriege versenkten unsere U-Boote 8 Linienschiffe, 6 Panzerkreuzer, 7 Kreuzer und eine Anzahl Hilfskreuzer und kleinere Kriegsschiffe. Im „Kriegstagebuch eines deutschen Seeoffiziers“ (S. 115) schreibt Vizeadmiral Hopmann, der im Kriege Befehlshaber der Aufklärungsschiffe der Ostsee war: „Die Ostsee ist an und für sich ein vorzügliches Gebiet für U-Boots-Verwendung. Ihre geringe Ausdehnung, die guten Wassertiefen, die einfache, jederzeit nach Landpeilungen zu kontrollierende Navigierung, die Stromfreiheit, die Möglichkeit, bei schlechtem Wetter unter einer der beiden Risten Schutz zu suchen, sind alles Umstände, die einem U-Boote die Tätigkeit erleichtern. Jellicoe hat sehr recht gehabt, daß er den Vorschlag Churchills und Fishers, mit der Grand fleet in die Ostsee zu gehen, zurückwies. Unsere U-Boote hätten ihm dort übel zugesetzt.“ — Gegen U-Boote schämen am besten noch Zerstörer und Torpedoboote, die die größeren Schiffe umgeben. Deshalb ist nicht zu verstehen, weshalb der zulässige Bau von 12 Torpedobootten zu 200 Tonnen Gehalt unterlassen werden soll. Er ist wichtiger als der teure Ersatzbau von Panzerschiffen. Die Torpedoboote können die verschiedenartigste Verwendung finden. Torpedobootsflottillen können nachts jedes feindliche Schiff in große Gefahr bringen. Sie können in der Ostsee im Kriege den Handelschiffsverkehr überwachen, auch im Vorpostendienst die langsamen Fischdampfer ersetzen, deren Verwendung im Kriege hierfür wenig erfreulich war. Denn, wenn der Feind erschien, waren sie verloren. Sie waren also im wahren Sinne schwimmende Särge, wenn man diese von Kapitän zur See Groos für unsere Linienschiffe unberechtigt gewählte Bezeichnung übernimmt.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß das Bestreben der Marine, die erworbene Tüchtigkeit im Schießen und sonst im Schiffsdienst nicht verloren gehen zu lassen, auf den vorhandenen Linienschiffen sehr gut ausgeführt werden kann. Gegen deren späteren Ersatz, sobald sich Deutschland von den Folgen des Krieges einigermaßen erholt hat, habe ich mich nicht aussprechen wollen. Zunächst erscheinen mir aber andere Dinge, wie die Stärkung der wirtschaftlichen Kraft Deutschlands und Gaschutzmaßnahmen, dringender als die Ausnutzung des formellen Rechts zum Linienschiffersatzbau, der unsere Flotte doch nur wenig stärken würde. (Nach dem Friedensdiktat ist die deutsche Seemacht beschränkt auf 6 Linienschiffe von 10 000 t und 6 Kreuzer von 6000 t, die nach 20 Jahren Lebensdauer ersetzt werden dürfen, und 12 Zerstörer von 800 t und 12 Torpedoboote von 200 t mit 15jähriger Lebensdauer. Bei 15 000 Köpfen für den Schiffs- und Landdienst der Marine können an großen Schiffen nur 4 Linienschiffe und 4 Kreuzer besetzt werden.)

Vizeadmiral a. D. h. c. Carl Galster

Zu den Fragen von Ehe und Eros

Der „Fürmer“ brachte auf Seite 40 und 53 des Oktoberheftes zwei Aufsätze, die zeigen, daß er gewillt ist, an der nicht zu übersehenden Problematik der Geschlechts- und der Erwerbstätigkeiten in unbefangenen Geist lösungsuchend mitzuforschen. Lindseys Bücher über die „Revolution der modernen Jugend“ und „Die Kameradschaftsehe“, sowie eine kurze Anregung des altbekannten Sexualmoralisten Dr. Josef Müller über „Studentenehen“ bildeten den Anfang der Erörterungen, die wohl weitere Folge finden werden. Beide Gedankengruppen sind im ernstesten Sinne fortschrittsfreundlich, da nun einmal gar nicht zu verkennen ist, daß die überlieferte Sittendogmatik mit ihren Zwangsjaden die Ganzheit des Lebens nicht mehr zu beherrschen geeignet ist, sondern nur, wie die mittelalterlich allgemeingültige Konfession in der Neuzeit, eine einzige von mehreren Strömungen ausmachen kann. Die Vermännlichung der Auswahlmöglichkeiten dürfte auf diesem wie auf jedem andern Kulturgebiet die Richtung der realen Entwicklung anzeigen, und ihr zu widerstreben bleibt auf die Dauer nicht nur nutzlos, sondern auch leben- und geisthemmend. Konservative Geister mögen wie bisher ihre gesunde Bahn verfolgen. Das Gefüge des Lebens aber bringt es mit sich, daß konservative Kräfte nicht die einzigen sein können, die die Kultur mitbestimmen. In diesem Sinn versuchte ich in meiner „Philosophie des Eros“ (München, Reinhardt, 1926) und in der Sexualethik der „Welt als Spannung und Rhythmus“ (Universitätsverlag Robert Roske, Leipzig, 1928) zur fortschreitenden Klärung bestimmte Gedanken beizutragen, ohne berechnete Ideale zu leugnen.

Was der „Fürmer“ in obigen Ausführungen an Anregungen gibt, erlaubt Einwände und Ergänzungen, die in der gleichen Weise wieder zum Nachdenken Anlaß geben können. Denn letztlich macht jeder seine Überzeugung nach seinem eigenen Charakter, nicht nach dem eines Schriftstellers. Die Bücher aber haben den großen Wert, Gedankenmassen aufzuwählen und zu durchfurchen. Was zunächst den Gedanken der „Studentenehe“ betrifft, so ist er keineswegs neu. Schon seit Jahrzehnten vertritt die „Neo-Malthusian League“, die in allen Kulturländern verbreitet ist, den Gesichtspunkt, daß es aus ethischen Gründen erwünscht ist, daß die Menschen möglichst früh heiraten. Zu diesem Zweck will sie die Mittel lehren, auf unschädliche Weise den Familienzuwachs bis zu dem Zeitpunkt aufzuschieben, wo man ihn gewissenhafterweise rechtfertigen kann; Ich glaube zu wissen, daß dies nicht der Auffassung von Dr. Josef Müller entspricht. Doch scheint mir diese malthusianistische Konsequenz mit seiner Idee notwendig verbunden werden zu müssen. Menschen, die nichts haben und nichts sind, haben wohl das Naturrecht, ihre Gesundheit in Schutz zu nehmen, aber nicht das Recht, Kinder in die Welt zu setzen, die sie in den gegebenen Sozialverhältnissen nicht standeswürdig leben lassen können. Es ist ein Vorurteil inhumaner und kriegsstrebigster Menschengruppen, Menschenleben verursachen zu müssen, die ein vernünftiger Mensch nicht verantworten kann. Individuelle Entscheidungsfreiheit ist das beste Regulativ für die sozialen Gesamtvergänge.

Aber ist es wirklich so vernünftig, wenn zwei unreife, sich selbst nicht kennende Menschen sich in einer Ehe verbinden, die lebenslänglich mit staatlichem Zwang aufrechterhalten werden soll, wenigstens ihrer Idee nach? Ich meine, daß dies eine Tolltühnheit oder eine Herabsetzung der Ehe bedeutet. Der springende Punkt der Problematik liegt nicht, wie Dr. J. Müller meint, in der Frage der Früh- oder Späthehe, sondern in der viel tiefer liegenden Frage, die der lebenskundige Richter Lindsey zur Sprache bringt: ob es nicht endlich an der Zeit sei, das Geschlechtsleben grundsätzlich seiner Verpöndung als Sünde oder als Verbrechen zu entkleiden. Diese weltanschauliche Sittenfrage ist viel wichtiger als die andere, ob man früh oder spät heiraten soll, und an ihr erst entscheiden sich die größten Probleme. Es ist allerdings hier nicht der Ort, in einigen Zeilen zu sagen, was nur ein Buch sagen kann.

In diesen Fragen ist, wie in vielen andern, die unbewußte Theorie die Mutter der bewußten Praxis. Die etelhafte Verlogenheit und Gaunerhaftigkeit, die einem großen Teil des Geschlechtslebens leider als Beigabe tatsächlich anhaftet, folgt nicht aus dem Wesen des Geschlechtlichen (als einer durchaus sündlosen Naturerscheinung, die nur durch ungeeignete Lenkung sündhafte Folgen haben kann), sondern lediglich daraus, daß die unbewußte Theorie des Zeitalters gerade bei denen, die sich fälschlich für freidenkend halten, obwohl sie viel zu feige sind, es sein zu können, die führende Rolle spielt.

Daher ist die Forderung der logischen Sauberkeit im Denken gerade für die Geschlechtsproblematik ausschlaggebend, und nur höchst bewußte Menschen, die nicht Spielball bloßer Instinkte sind, können Lösungen beschleunigen. Die Logik aber erfordert vor allen Dingen, daß man einsehe, daß die Interessen der Seele, die Interessen der Körper-seelischen Verbindung, die Interessen des sozialen Miteinanderwirkens und die Interessen der Fortpflanzung vier verschiedene Interessen sind, deren schwachsinnige Vermengung eine logische Unsauberkeit enthält, ohne deren Beseitigung die realen Nöte gar nicht zu bessern sein dürften. Aus dieser Erwägung heraus habe ich in den Mittelpunkt meiner „Philosophie des Eros“ die reinliche Scheidung der vier Wurzeln des Problems gestellt, und man wird zweifellos die Geschlechtsproblematik nur dann wirklich meistern können, wenn man ihr unabhängig von den andern Gesichtspunkten ein relatives, aber durchaus selbständiges Recht zugesteht.

Dr. Ernst Barthel, Köln

Zur Studentenehe

Als ich im Jahre 1911 in K studierte, beherrschte den damaligen Kreis zur Jugendbewegung Ugehöriger Leute ein untersehter aber hager-knochiger Mann mit blaugrauen Augen und flachwelktem Haar. Sein Kopf war groß wie der eines raphaelischen Engels und die Stirn breit. Er kleidete sich kariert, etwas ameritanisch. Das war ein Willensmensch, ein Ethiker, der durch unerbittliche Logik und sittliche Entschiedenheit die Gemüter beherrschte, fast knechtete. Dieser stud. rer. nat. Paul . . . führte eine Studentenehe. Beide, sie und er, bekamen je 100 Mark Monatswechsel. Diese Einnahme galt als sehr gering, und wir alle bewunderten das Paar, nicht nur weil sie überhaupt austamen, sondern weil sie eine damals noch sehr seltene Wohnungskultur in ihren 2—3 Räumen trieben und alles mit dem wenigen bestritten. Da gab's Licht und Luft, saubere Einfachheit und sinnvolle Möbel.

Sie war rötlichblond von kräftigem Bau und hatte Sommerprossen. Im Kolleg war sie meine Nachbarin und gab schüchterne, fast verlegene Antworten, wenn man sich an sie wandte. Eigentlich sah sie wie eine Vegetarierin aus, so als hätte sie irgendeine Weltanschauung. Ihr Wesen zeigte eine Mischung von straffem Sichzusammennehmen und Weltlichkeit. Manchmal warfen wir die Frage auf, warum die beiden wohl geheiratet hätten. Wir glaubten, daß er sie durch denterische Überlegenheit geknechtet habe, andere, die behaupteten, Wissende zu sein, meinten, sie genüge ihm durchaus. Schließlich, so entsinne ich mich noch, wurde festgestellt, daß er sie als Mädchen durch vertraulichen Umgang schon ins Gerede gezogen hatte und sie heiraten mußten. Das glaubten wir um so eher, als wir in stud. nat. Paul einen sittlichen Folgerichtigkeitsfanatiker sahen, und diese Folgerung uns damals als die einzig mögliche erschien.

Dann entsinne ich mich, daß wir darüber nachdachten, wie es käme, daß sie keine Kinder hätten; oder auf welche Weise sie das bewirkten. Eindruck machte es auf uns, daß ein sittlicher Folgerichtigkeitsfanatiker „so was tat“. Nach dem Kriege hat sich dieses Paar scheiden lassen.

Wir waren um 1911 zum Teil oder wohl meistens von erschütternder Unklarheit in geschlechtlichen Dingen erfüllt. Wir besaßen zwar das nötige Wissen, aber kein Fingerpitzengefühl für

die Kräfte. Das Geschlechtliche gehörte als Privileg gewissen Studententypen an, die sturmfreie Buden verlangten. Mädchen, die gesellschaftlich unter uns standen, kamen aus sittlichen Gründen für den geschlechtlichen Verkehr mit uns nicht in Frage und hinsichtlich der Studentinnen blieb es bei einer ätherischen Sehnsucht. Wir glaubten, diese Sehnsucht als Kraftquelle deuten zu müssen. Es gab viel, viel Kämpfe, aber ganz sinnlose Kämpfe, die nicht stählten, in denen vielleicht gerade die Besten fast immer unterlagen.

Dafür kann ich viele Beispiele nennen. Ein gewaltig großer, starker Student mit rotem, gesundem Gesicht und bäurischem Gehebe teilte mir mit, als ich mit ihm über das Johannes-Evangelium sprach, wie er seit unbendlichen Zeiten mit der Selbstbefriedigung ringe. Er war Theologe, sehr ernst. Die Johannes-Briefe hatten ihm nicht geholfen. Er wußte nicht, wohin mit sich. Er gab schließlich die Fleischkost auf und wurde so gerettet. Auf wie lange, habe ich nicht mehr erfahren. Ein anderer Student erzählte mir mit stolzer Vorurteilslosigkeit, er könne es jedem Menschen ansehen, ob er Selbstbefriedigung treibe oder nicht, und behauptete, es täten viele. Schon, daß so was gesagt wurde, stimmt bedenklich. Ich entsinne mich, einen wie starken Eindruck diese Worte auf mich machten, wie diese sittliche Abstempelung auf mich wirkte, obwohl ich mir damals Mühe gab, nüchterner über diese Dinge zu denken und den Gespenstern ins Gesicht zu sehen. Aber der Abgrund, der zwischen dem Anblick eines blühenden Mädchens gähnte und diesem Laster, hatte seine untilgbare Wirkung. Aber die Idee einer Studentenehe tauchte in uns keineswegs als eigentliches Problem auf. Daß solche Ethiker wie stud. nat. Paul eine Studentenehe führten, war eine Tatsache und mehr nicht, er war eben ein Ethiker, der zu gestalten wußte. Für uns selber war der Gedanke eines Verhältnisses näherliegend, aber meist nur eine süße Vorstellung, die Ehe selbst ein stiller, aber unheimlicher Hafen. Daß eine Studentin ein Verhältnis haben könnte, lebte als eine geradezu aufregende Vorstellung in unseren Gedanken; es war aufregend, weil sich damit dieser Gedanke verband: ein süßes, ätherisches, madonnenhaftes Geschöpf täte das?! Und es gab ja damals 1914 schon liebliche Studentinnen. Als auf einer Wandervogeltagung auf dem Hahnstein 1913 nach dem Meißnerfest ein Knabe seine Hand um die Schulter eines Mädchens legte und vom Berge ins Tal schaute, fühlten wir uns wie von etwas Geschmacklosem abgestoßen. Wenn wir aber über die Gasse durchs Nachbarfenster saßen, wie ein bettlägeriger Student das Zimmermädchen beim Kaffebringen umhalsste, lachten wir nur herzlich. Einige dachten, daß jedes Mädchen durch Hingabe ein Opfer bringe. Wir wußten aber nicht, was das für ein Opfer war, ob es z. B. seinen Persönlichkeitswert aufgäbe.

Das alles beleuchtet den völlig chaotischen Zustand in unseren geschlechtlichen Vorstellungen. Enthaltenspredigten, wie sie Wegener („Wir jungen Männer“) vortrug, quälten, ohne etwas zu geben. In der eigenen gehobenen Welt unseres Verkehrs mit feingebildeten, äußerst kultivierten Studentinnen schied das Geschlechtliche fast völlig aus, bei der studentischen Lebenswelt ließen wir es halbwegs gelten, ohne eigentlich ein Verhältnis mit sogenannten Bürgerstöckern zu wagen. Im übrigen quälten sich die meisten nicht nur mit Selbstbefriedigung, sondern mit Minderwertigkeitsgefühlen. Andere Auswege waren uns bedenklich. Mir hatte einmal eine Studentin, die ich sehr hoch schätzte und mit der mich eine starke, durch sinnliche Reizung beeinflusste Freundschaft verband, solche Worte gesagt: „Wenn du dich mit einem Mädchen verbindest, das du nicht heiratest, bist du meiner Achtung quitt.“

Nach dem Kriege entstand in der Jugendbewegung ein Umschwung, man entdeckte die „Aderperseele“, die Sinne kamen in ungesundes Erzittern. Während wir früher jeder Mutter sagen konnten: „Ihre Tochter kann mit unseren Jungens ruhig auf dem Heuboden schlafen, es wird nie etwas vorkommen“, erlebten wir nun alle etwas ganz Neues, an uns, an anderen. Aber ein großer Teil quälte sich in Halbheiten. Ich kenne viele Fälle, wo Studentinnen mit ihren Freunden die Nächte auf gemeinsamem Lager verbrachten, ohne daß dem Mädchen etwas widerfahren wäre. Viele aber gingen wieder zum äußersten, d. h. in die Freudenhäuser. Das geschah aus

der Stimmung: diese ganze Welt der Enthaltung ist ja doch ein schwächlicher Bau, Vergänglichkeitsmisch in Milch gelocht. Der Mann ist eines „gesunden“ Schmutzes bedürftig. In dieser neuen, aufgeregten, oft zügellosen Umwelt, die oft künstlich in Gang gehalten wurde, war die Angst vor Verdrängungen bestimmend. Verdrängungen zu haben, ging wider den erotischen Lebensinstinkt. Daß die erotischen Führer selber aus Verdrängungen tiefer Art wirkten, war kaum einem klar. Entbehrte Mutterliebe ließ Mutterliebe schmähnen. Es war eine ungesunde Zeit, die keinen Sinn für Freundschaft hatte und mit den Sinnen die Seele betrog.

Indessen in alle diese Wirrnisse drängte sich immer gebieterischer der Gedanke der Freundschaft auf der Grundlage persönlicher Hochachtung, Anerkennung des Persönlichkeitswertes auf der gesamten Linie des Lebens. Die Strahlen sinnlicher Kräfte sollten wie andere Seelenkräfte spiegeln und erhellen statt zu trüben. Die ältere Generation pflegte uns zwar mit dem Rufe zu schreden: Willst du, daß solches (man sagte gern „solches“ statt die Sache zu nennen) deiner Schwester widerfahre? Aber wir gewöhnten uns, darauf mit mutigem „Ja“ zu antworten. Die ältere Generation hatte oft die Art, geschlechtliche Dinge mit übertrieben medizinischem Geruch zu umgeben, um vor sich den Mut zu den tieferen „Häßlichkeiten“ zu bewahren, uns aber zu schreden. So z. B. wurde über Verhütungsmittel mit „sachlichem“, zur sofortigen Verhüllung bereitem Zynismus geredet, so wie man mit einem Bekannten abseits geht, wenn er um Geld bittet. Der Angelpunkt aller dieser Schwierigkeiten war in der Tat eine bodenlose Unkenntnis in der Anwendung von Verhütungsmitteln oder eine unbestimmte Furcht vor der Heranziehung derselben. Wir warfen die Frage auf, warum Bauernmädchen an Frische und Würde nichts einbüßten, unsere Mädchen und Studentinnen hingegen uns zuzurufen schienen: „Wir sind zarte Blumen (unsere Mädchen), die ihr nicht kniden dürft.“ Nur dunkel ahnten wir, daß die Mädchen vielleicht gar nicht so zart dächten, sondern viel frischer und natürlicher waren als es unsere Furcht malte, und so suchten wir weiter zu kämpfen. Aber wir wurden wiederum von der alten Generation mit dem Einwand geschreckt: „Wenn das so kommt, wie ihr's wollt, wird die ganze Meute der kranken Männer, die jetzt in die Freudenhäuser gehen, auf unsere jungen Mädchen geheßt.“ Freilich schien uns der Gedanke, zum Besten unserer Bürgertöchter Freudenmädchen zu halten, abscheulich; aber der Einwand wirkte hemmend.

An eine Studentenehe haben wir trotz allem eigentlich nicht gedacht, denn wir kämpften viel zu sehr um unsere eigene innerliche Anerkennung und Reinigung des sinnlichen Wesens auf der Grundlage persönlicher Achtung und dachten nicht scharf an Folgerungen sozialer Art.

Und doch ist die Frage der Studentenehe durchaus erwägenswert, wäre schon damals erwägenswert gewesen, aber es muß zunächst auch heute noch mit allem Nachdruck gesagt werden, daß zuallererst mit Kraft und Unerbittlichkeit auf Umgestaltung der geschlechtlichen Verhältnisse überhaupt hingearbeitet werden muß, soll die Studentenehe ermöglicht werden. Da ist mit heroischer Enthaltensamkeit ebensowenig getan wie mit Verkündigung. Es müssen größere auf lange Sicht angelegte Umschichtungen wirksam werden. Das äußerst törichte Enthaltensamkeitsleben aus Grundsatz und der in diesem Zusammenhang sinnlose Grundsatz, sich mit „zusammenzunehmen“, zu begnügen, sind die Grundübel aller geschlechtlichen Verhältnisse. Eine so große innere Welt kann nicht durch das Schema „Zusammennehmen“ gestaltet werden. Auf diese Weise ist das Gleichgewicht der sinnlichen Kräfte kein in sich ruhendes (stabiles), sondern ein stets zum Umlippen bereites, worunter unser Gesellschaftsbau schwer leidet. Von Frauen weiß man, daß sie dem Laster nahegekommen, dann noch tiefer sinken als der Mann. Alle Frauen?

Geschlechtliche Ausschweifung, Eier und Lüsterheit sind Folgen einer üblen geschlechtlichen Kinderstube. Von den Eltern geht ein Fluidum auf die Kinder. Die gewissermaßen im Seelischen abgeschlossenen Schlafzimmertüren sprechen mit Donnerstimme. Dies graue dunkle Gefühl, die Eltern tun da etwas Unanständiges, ist die Bruchstätte unnatürlicher Laster und der Zote; die Zote ist aber die Schrittmacherin der eigentlichen Unmoral. Hier versagt vor allem die Erziehung der Mädchen, die einfach nur gelernt haben, vom Geschlechtlichen sich fernzubalten,

während doch gerade dies Fernhalten die Jote zum Leben bringt, ja das Wesen der Jote besteht darin, erst das sinnlich Natürliche fernzumachen und zu vereiteln und dann mit dem Ekel den Spott zu treiben. Wären die Mädchen gewöhnt, das Geschlechtliche mit ruhigen Augen anzusehen, so wären schon die Knaben nicht gereizt, die Mädchen durch Joten zu schrecken und sich an ihrer Furcht vorm Natürlichen zu weiden, dann würde die Studentin, die ja darin viel hilfloser ist als das Bürgermädchen, nicht gezwungen, sich mit einer äußerlichen jotenfreien Haltung des Studenten zu begnügen, sondern sie würde mit fraulicher Kraft den Umgangston in tiefere Schichten herein bestimmen. Sie würde den Geschmack und den Sinn für das Schöne auch im Reiche der Sinnlichkeit lebendig machen. Ich glaube, daß gerade die Studentin da viel von den sozial unter ihr stehenden Schwestern zu lernen hat, die in sinnlichen Dingen oft mehr Kultur haben.

Das Problem gerade der Studentenehe ist aber eigentlich im besonderen Maße ein Problem geschlechtlicher Kinderstube. Denn hier sollte die Feinheit mit der Kraft gehen, hier sollten Führer werden. Leider weiß man nicht, daß Deutschland Führer braucht, die gute Kinderstube hatten. So müssen wir in frühe Jahre zurückgreifen.

Alljährlich werde ich von Quintanern oder Quartanern mit Notwendigkeit nach geschlechtlichen Dingen gefragt. Dann kichert die halbe Klasse, die anderen zappeln vor Aufregung und sind treibbar oder blaß vor innerer Bewegung. Die Frager haben fast immer die Absicht, den Lehrer in Verlegenheit zu setzen, wobei die Lacher helfen wollen. Ich pflege dann die Fragen mit nüchternen, klarer Offenheit zu beantworten. Die Offenheit geht stets weit über das Ziel hinaus, das die Kinder erwarten. Es tritt erst fassungsloses Staunen ein. Natürlich nicht über das Gesagte, denn die meisten Quintaner sind, was wenige Lehrer wissen, gründlich aufgeklärt. Sie staunen nur über das „Wie“. Ist alles ohne Befangenheit des Lehrers gesagt, dann tritt Beruhigung ein; es wird gedankt, man ist erleichtert. Die Frage ist dann, soweit es ein Klassenproblem ist, für immer erledigt. Mit solchen Klassen kann man über alles reden, ohne daß auch nur das leiseste Lächeln eintritt. Wie oft klagen Lehrer, die im Privatleben selbst gerne Joten reizen, darüber, daß Tertianer in jedem Satz Zweideutigkeiten sehen. Das sind die Folgen der elterlichen verdrückten Scham. In einer gemischten Klasse mit 12—13jährigen Knaben und Mädchen fragte ein früh gereiftes Mädchen, was Zeug, unj sei. In solchem Falle gebe ich nie eine ausweichende Antwort. Es gab das übliche Richern, Rotwerden, Zappeln. Einige Jungens setzten bredige Mienen auf. Ich gab die völlig richtige Aufklärung und befahl den Kindern gewissermaßen den Gedanken der Zeugung durch die Eltern und die Möglichkeit der künftigen eigenen Fortpflanzung ernst, rein und klar zu denken, ohne das Gefühl des Unanständigen zu haben. Erst setzte die übliche Beruhigung ein. Dann begann aber nach zwei Tagen eine Gegenarbeit seitens einiger Eltern, und zwar gerade durch die Eltern der Töchter, die gefragt oder am unanständigsten gelacht hatten. So was sei unanständig, davon dürfe man nicht sprechen, vor allem nicht in Quinta (!). Zunächst ging ich zur Mutter der unanständigen Fragerin und machte sie auf die Tatsache aufmerksam, daß die Jungen, wie ich bei Gelegenheit festgestellt, seit Monaten Joten machten, ja sich in Gebärden gefielen, welche die Mädchen zum Geschlechtsverkehr aufforderten. Diese Mutter erklärte: „Mit meiner Tochter rede ich über so was nicht, meine Tochter ist dazu zu anständig.“ Diese sehr verständig zu hörende Dame war aber sehr erstaunt, als ich ihr sagte, gerade ihre Tochter habe vor versammelter Klasse verschiedene unanständige Fragen getan und auch zugegeben, selber Joten gemacht zu haben, angeblich von den Jungen verborben. Nachdem ich diese Mutter aufgeklärt hatte, legte sich der Sturm in der Klasse. Ich hatte natürlich niemanden gestraft, sondern nur sehr freundlich, sehr liebevoll, zugesprochen und es herrschte nun eine bessere Frische als vorher. Wichtig für unsere Frage ist aber folgendes:

Die Mädchen weigerten sich, mit den Jungen eine Wanderung zu unternehmen, sie wollten nicht mit ihnen sitzen, „sie täten zu schreckliche Joten reizen“. Hier nun glaube ich folgendes Entscheidende betonen zu müssen: Ich habe die Mädchen nicht weggejagt, ja ich habe sogar eher die

beiden übelsten Zotenreißer in Schutz genommen, als Angegriffene. Sie weinten, als ich sie in Schutz nahm. Ich erklärte den Mädchen, „im Gegenteil, ich setze euch erst recht unter die Jungen, gerade ihr sollt den Ton angeben, mitten unter den Jungen sollt ihr sein. Wenn sie was Unaristokratisches sagen, sollt ihr eben keine Angst haben; darum nur sagen sie es.“ Es gab Einsehen.

Die Folge war Beruhigung unter den Mädchen und dankbare Ergebenheit von seiten der Zotenreißer. Die Zotenreißerin bekam was Fraulicheres, soweit es ihr Wesen erlaubte. Die Erfahrung lehrt, daß solche Aussprachen ein für allemal das zotige Röcheln verhindern. Wichtig ist, daß die Aufklärung in Gegenwart beider Geschlechter geschehen muß. Da setzt die Erziehung des Mädchens zur überlegenen Haltung ein. Unsere Studentinnen dagegen sind den geschlechtlichen Dingen nicht überlegen, sondern werden durch unklare Angstkomplexe beherrscht, und diese sind gerade die Brutstätte ungesunder Beziehungen. Die edle Frau schreden zu können, ist ein Rißel für viele, sonst nicht üble Männer. Ich glaube mit Linken, daß wir durch eine Welle der Zuchtlosigkeit gehen müssen, um fest und klar zu werden. Wir haben ja keinerlei erzieherischen Unterbau in geschlechtlichen Dingen. Die Zuchtlosigkeit ist aber nichts Neues, sondern nur die Offenbarung der von den Alten ängstlich zugebedekten Sumpfgelände.

Nirgends gibt es den Ort der Kräfte, welche in der Liebe Gestalten weben, die Kinderstube der Sinne hell machen. Eine Studentenehe, wie sie der anfangs geschilderte stud. rer. nat. Paul führte, ist freilich ein Beweis für ihren Wert und ihren Sinn. Aber sie zeigt die heutige Heimatlosigkeit solcher Gebilde. Wäre die gesellschaftliche Moral damals im Jahre 1912 eine vernünftiger gewesen, so wäre die Ehe jedenfalls nicht dem Rufe des Mädchens zum Liebesstande gekommen, ein Gesichtspunkt, der ein kleines Unglück durch die Gefahr eines kaum zu bessernden Unglücks bannen will. Student Paul hätte das Mädchen aber vielleicht doch geheiratet, und wenn nicht dieses, so vielleicht ein anderes. In jedem Falle hätte er ein geordnetes, in sittliche Gedanken eingepasstes Leben geführt, und aus dieser sittlichen Einspannung heraus, hätte er sich dann auch nach erkanntem Irrtum getrennt. Er hätte sagen können: „Ich habe zu gestalten gesucht, aber nur die Dinge richtig sehen gelernt.“

Er hatte keine Kinder. Seine Ehe bedeutete so in jedem Falle einen Gewinn für ihn sowie für seine Umgebung. Ich möchte fast sagen, die Studentenehe könnte dem geistigen Leben Wahrheit geben. Unsere akademische Freiheit leidet bedauerlicherweise unter einer allzu großen Ungebundenheit in innerer Hinsicht. Der Student baut Gedanken in sich auf, die nicht gegen Wirklichkeiten gefügter Art abgewogen sind. Es herrscht eine gewisse Verantwortungslosigkeit im akademischen Lebensrhythmus. Unsere Geistigkeit ist, darin hat Freud recht, zu sehr getragen von Kräften verdrängter Sinnlichkeit. Mit der Satttheit ehelicher Reife erweicht die Geistigkeit zu Hafengefühlen. Durch den Studenten Paul wurden unsere Gedankengänge etwas mit Wirklichkeit getränkt. Er selber hat erfahren, was Ehe ist und wie sich Ehe und Denktrieb paaren. Wie kann man eine Ehe eingehen, wenn man nicht weiß, was Ehe ist. Die Studentenehe sollte gerade den Elementen der Gesellschaft, die ihrer ganzen Geistigkeit nach an sich viel tiefer an den ungesunden Spannungen der Ehemoral leiden, weil sie sozusagen berufsmäßig auf geistige Differenziertheit eingestellt sind, eine Möglichkeit geben, wenigstens eine Vorstellung von dieser Art Zusammenlebens zu erlangen. Aber noch besser wäre die Pflege der Liebe im Kreise einer wirkenden Geistigkeit, die mit an Umfang geringerer, innerlich eingreifenderer Verantwortung der bürgerlichen Umwelt vorangeht.

Das heißt, es müssen Kinder bei diesen Verbindungen ausgeschlossen sein. Kinder bei den Großeltern aufwachsen zu lassen, wie vorgeschlagen wurde, ist eine schädliche Unordnung in einem organischen Gefüge. Wohl aber müssen unerbittlich Vorhütungsmittel angewandt werden. Die Tatsache, daß das geschlechtliche Leben nicht nur der Fortpflanzung dient, sondern eine Fülle von Lebensausdruck birgt, läßt sich nicht mehr hinwegleugnen. Hier aber beobachten wir in akademischen Kreisen ein weit stärkeres Versagen als etwa im kleinen Bürgerstand oder etwa in der Halbwelt. Gemessen an dem geistigen Lebensstand und der sonstigen kulturellen Höhe, ist

ein Toppfräulein in ihrem geschlechtlichen Leben ausgeglichener und gefestigter als die Studentin. Die Studentin nimmt leichter Abwehrstellung an, ich glaube aber nicht so sehr aus Eugend als aus Mangel an behütender Kraft.

Die Studentenehe wäre eine durchaus erwägenwerte Einrichtung auch im Hinblick auf die Pflege der Geschlechterfreundschaft als dem Sinn und Gehalt des Lebens überhaupt.

Denn erst dann hat das Leben Vollsinn, wenn sich das Geistige über einem schönen Zusammenklang der Sinnendinge wölbt. Statt, daß sich der Student nach den sogenannten Sturmjahren satt und ermattet eine noch lebenskräftige Gefährtin ausucht und sich mit ihr zu einem von sittlichen Scheinforderungen versponnenen Grauleben verkoppeln läßt, das keine Fülle an Liebesträumen gehabt, nie eine Spannung der Seelen aus körperlichem Verstehen erzeugen kann und wird, und die Kinder sachte in die Graueit aller Pflichten hineintasten läßt, müßte die wahre Kraft des sinnlichen Erregungsreiches in den Geschlechtern ein Leben reich an Deutungen und Formen, reicher und vielfältiger durch die von der Ahnung der Schönheit getragenen „Häßlichkeiten“, ermöglichen; damit die Dauerehe erst als ein besonderer Fall eines bereits gelebten Lebens erscheinen kann. Dieses vorschauende Bild soll nur den besten unter den Akademikern gelten, die anderen werden sich weiterhin so zurechtfinden, wie immer bei ihren Verhältnissen mit Töchtern des kleinen Bürgerstandes im engen Bezirk geringe Güter der Liebe auszutauschen.

Die Not, die wir beachten, ist die Not der Besten. Sind aber die Besten auf dem Boden ihrer Kraft angelangt, so wird eine Ausstrahlung, wie die Vergangenheit lehrt, nach allen Richtungen nicht ausbleiben.

Es wird aber nicht der studierende Mann, sondern die Frau die Gestalterin werden. Nie aber wird ein Mädchen, das bewahrt und gehütet wurde und keinen abschätzenden Blick in die Tiefen der geschlechtlichen Welt zu tun vermochte, imstande sein, dem Mann eine reine Freundin zu sein. Es steckt doch ein Stück Wahrheit im Verfahren niederer Männer, genossene Mädchen zu verachten: er sagt damit: keine Reinheit war uns nicht tief genug verankert. Wenn wir die Studentenehe zur Erwägung stellen, so wollen wir den Ort schaffen, in dessen Nähe unsere den suchenden Schichten angehörenden Mädchen ihre in der Tiefe der früheren Kindereindrücke gegründete Reinheit bewahren. Die Lüsterheit und die heimliche Eier sind auch Kinder verfangter elterlicher Liebe. Die geschlagenen Sinnenzwerge ziehen Fragen auf; die in Liebe gesehene Not ist der Keim einer neuen Ordnung.

Hier steht alles bei den Frauen. Wenn unsere Frauen von heute es nicht lernen, an Stelle der ahnungslosen Reinheit, an Stelle des falschen, sozusagen nur mit gesellschaftlichen Rücksichten getränkten Schamgefühls eine neue ehrliche mit Verantwortung und freudiger Bejahung erfüllte Liebes- und Sinneswelt zu behüten und die besseren Deutungen zu hegen, solange wird auch gerade in akademischen Kreisen die Studentenehe die hintende Gefolgschaft des kleinen Verhältnisses oder das Ergebnis durchgehender Triebgespanne sein.

Studienrat Wolfgang Kroug

Wir werden noch weitere Stimmen zu Worte kommen lassen.

D. L.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Selma Lagerlöf zum 70. Geburtstag

20. November 1928

Dreißig Jahre der Werdemühe, eine äußerlich stille, innerlich reich bewegte Jugend, ein mühsamer enger Anfang als kleine Lehrerin in einer kleinen Stadt Südschwedens, aber dann der große, der größte Erfolg schon mit dem Erstlingswerk, mit „Gösta Berling“, der gewiß nicht der Lagerlöfs vollkommenste, aber doch wohl die Schöpfung ist, in welcher größter Erlebnisreichtum verarbeitet wurde. Und dann vierzig Jahre immer steigenden Ruhmes. Der Ehrendoktor, ein Staatsauftrag auf ein Buch wie das von Zacharias Topellius über Finnland für Schweden zu schreiben, aus dem dann der prächtige „Nils Holgersen“ entsteht. Der Nobelpreis. Übersetzt in die meisten europäischen Sprachen. Allein in Deutschland und allein bei Albert Langen über eine halbe Million Bände. Aber auch vierzig Jahre eines großen künstlerischen Ringens und Reifens. Der ursprüngliche reiche Strom eines menschen- und menscheitsliebenden Frauengefühls wird in ihnen von einem wachsenden Kunstverstand und einer immer reicher kultivierten Geistigkeit so gedämmt und geleitet, daß er Stoffwelt nach Stoffwelt durchtränkt und bezwingt. Er strömt trotz oft hochgehender Gefühlswelle immer so einfach stark und durchsichtig klar hin, daß er viele mit fortreißt. Jenes schwer Definierbare entsteht, das ein Schiller, aber auch ein Keuter, hatte und das wir „volkstümlich“ nennen. Klarheit der Gefühlshaltung und eine große Einfachheit der Grundlinie. „Jerusalem“, „Eine Herrenhoffage“, „Christuslegenden“, „Der Fuhrmann des Todes“, „Herrn Arnes Schatz“ und mit vielem anderen die Fülle der kleinen Erzählungen. — Wurzelboden, zu dem die Lagerlöf in ihren letzten Romanen dem „Ring des Generals“, der „Charlotte Löwenstöld“ und „Anna, das Mädchen aus Dalarna“ ganz zurückgekehrt ist, bleibt immer die schwedische Heimat.

Und so hat man diese wertige und große Frau in die Reihe der spezifisch nordischen Dichter der Björnson, Ibsen, Arne Garborg, Jonas Lie, Knut Hamsen gestellt und sie als den Gipfel der schwedischen Erzählerreihe, der Almquist und Werner Heidenstamm genommen und hat das, was fremd an ihr war, als andersartige Genialität der Frau gedeutet. Stimmt das so ganz? Hören wir Professor Oskar Levertin, Stockholm, hören wir eine Stimme aus Schweden, so wird diese Eingliederung schon zweifelhaft. „Selma Lagerlöf“, so schreibt Levertin, „ist die wunderbarste literarische Anomalie, die ich kenne. Was man ewig veraltet wähnte, hat sie erneut, was man längst überlebt und begraben glaubte, dem hat sie eine Auferstehung bereitet, die aller Herzen ergriffen hat. In einer Zeit, die vor allem erfahren und alt erscheint und deren Dichtung es, selbst wenn sie Jugend spielt, schwer fällt, die Fältchen an den Schläfen und das weltkluge Lächeln um den Mund zu verbergen, betrachtet sie die Welt wie ein zum erstenmal aufgeschlagenes Märchenbuch und vermag das, was sie sieht, so zu erzählen, daß all die Alten und Überklugen rings im Kreise gleichfalls wie Kinder werden und an ihren Lippen hängen. In einer Zeit, wo die Wagschale der intellektuellen Berechnung ausgesprochen die der Unmittelbarkeit überwiegt, ist sie eitel überströmende Phantasie und spricht einzig und allein aus ihres Herzens Einfalt — das Wort in seiner biblischen Bedeutung genommen. In einer Zeit des Zweifels und Mißtrauens, die das Leben hart und unerbittlich anblickt, hat sie für alles Lebende jenes zärtliche Umfassen, jene liebestrunkene Begeisterung für Menschen, Tiere und Blumen,

wie man sie beim heiligen Franziskus und anderen südländischen Heiligen mit dem Wesen glückberauschter Singvögel findet.“

Da wäre ja nun leicht zu entgegnen, daß die Erfüller der Zeitinsinne immer die mittleren Talente gewesen sind, daß noch kein bedeutender Dichter eigentlich „erwartet“ worden, daß er immer eine Überraschung gewesen ist. Aber wenn Selma Lagerlöf innerhalb ihrer nordischen Welt als eine „wunderbarste Anomalie“ empfunden werden konnte, so muß das doch wohl seine besonderen Gründe haben. Die stärksten Überraschungen, die sie uns im Laufe ihrer Entwicklung brachte, geschahen, als sie in die Fremde zog und unglaublich rasch im ganz Fremden zu Hause war, als sie in den „Wundern des Antichrist“ einen italienisch sizilianischen Roman schrieb und im zweiten Bande von „Jerusalem“ eine noch viel fremdere Welt von innen her begriff. War das lediglich die rasche Einfühlungsfähigkeit der Frau?

Denn wir, als wir anfangen, vom Gedanken der Rasseforschung beeinflusst zu werden, die alten und die neuen Bilder der Dichterin betrachteten, so sagten wir wohl „starker ostlicher Einschlag“. Denn ostlich war ja nach Günther alles, was nach der klar begreiflichen Abcheidung von nordisch, dinarisch und westlich in Europa, außer dem Judentum übrigblieb. Nun aber finden wir bei Günther in den neuesten Auflagen, daß er sich entschlossen hat, um auf diesem schwankenden Boden auf feileren Grund zu kommen, eine fünfte europäische, die „ostbaltische Rasse“ abzutrennen. Zu ihr rechnet er die Slawen und die Finnen, zu ihr zählt er unter den Dichtern Dostojewski, Strindberg und Selma Lagerlöf. Jeder, der in diese Dinge eingeführt ist, spürt ohne weiteres: hier stimmt etwas, hier sind Zusammenhänge in der seelischen Grundstruktur. Um die Möglichkeiten dieser Zusammenhänge zu sehen, wollen wir nur daran erinnern, daß in den sechs Jahrhunderten, in denen Finnland eine Provinz Schwedens im Osten der Ostsee war, viele Bauern hinübergewandert sind, um das Land urbar zu machen, das den Schweden zu larm und mühsam war. Wir dürfen daran erinnern, daß der bedeutendste finnisch-sprachliche Dichter Alexis Riio, der Verfasser der „Sieben Brüder“, trotz rein finnischen Blutes, Broselt hieß, daß schwedische Namen jahrhundertlang angenommen wurden. Wir denken daran, wie nahe Zacharias Topellus, über den sie ein warmherziges Buch schrieb, der Lagerlöf steht, dieser dem Wesen nach am stärksten finnische unter den schwedisch schreibenden Dichtern Finnlands. Und wir wissen, daß die Rassenmischung, daß der starke Einschlag französischer Emigrantensbluts unseres Theodor Fontane bei aller inneren Verbundenheit doch die Distanz gab, aus der er mit liebendem Herzen seine Preußen darstellen konnte, wenn er auch, wie seine Balladen zeigen, gleichermaßen imstande war, im Englisch-Schottischen zu Hause zu sein. Der Dichter braucht außer dem Drinstehen irgendwie das Draußen-, das Darüberstehen, braucht zur Liebe die Überlegenheit über seine Stoffwelt.

Die Welt, in der er und aus der er lebt, verdeckt das leicht. Gewiß hat Selma Lagerlöf nordische Menschen in einer großen Fülle und Verschiedenheit der Gestalten vor uns aufleben lassen. Sie kennt ihr Wesen tief und gibt ihm sein Recht. So ist — ein Beispiel von vielen — ihr König Olaf in den „Königinnen von Rungahalla“ der nordische König, der nach langer seelischer Vorbereitung in der Stunde der Erleuchtung zum Heiligkönig wird. Aber ist in dem, was sonst oft Selma Lagerlöf aus Eigenstem hineingibt, ist jene wundervolle Gefühlsbeweglichkeit und Gefühlsflüchtigkeit nicht etwas, das wir als ein Hauptmerkmal der „östlichen Seele“ empfinden? Ist die plötzliche Wandlungsfähigkeit im Zustande großer seelischer Erschütterung, die sie manchmal ihren Menschen gibt, im nordischen Charakter gegründet? Ist ihr unbedingter und zäher Pazifismus vereinbar mit der heldisch nordischen Seelenstruktur?

Das sind Fragezeichen, mit denen ich in das bekannte Bild ihres reichen Wesens leise, aber doch mitbestimmende Züge einzeichnen möchte. Haben wir hier die Ursachen der „wunderbarsten Anomalie“? Konnte sie darum leisten, was jene von Osten eingewanderten Bauern geleistet haben und was Levertin so sehr in Erstaunen setzt? Sie hat schwedischen Boden bebaut, reich bebaut, da wo keiner auf Ernten hoffte.

Karl Meißner

Gottes Dichter in der Mark

Ein Kind der Mühsal wie seine brandenburgische Heimat, die sich spät erst und notvoll ihren Rang neben den reicher gesegneten Schicksalslandschaften im deutschen Süden und Westen erkämpfte, ist Gustav Schüler, der berufen war, der soldatisch-strengen Mark das Diabem der dichterischen Verklärung als ihr poeta christianus zu schmieden. Am 27. Januar 1868 in einem Dorf des Oberbruches, in Königlich-Reeh, als Sohn eines schwer ringenden Kolonisten geboren, hat er von früh auf sein Dichtertum gegen das Zermürbende eines unaufhörlichen Kampfes um das targe tägliche Brot als Lehrer, Redakteur und freier Schriftsteller behaupten müssen.

„Mein Stamm sind Bauern, steifgenadte Schar, durch weite, breite Zeitenfluchten hin“, bekennet Gustav Schüler, der Fernen des Blutes und Geistes eingedenk, aus denen ihm sein Edelstes auf langer Läuterungsfahrt zusloß. Als Sohn eines Bauern, eines mit der Erde mehr als irgendein anderer Verbundenen, hat er denn auch dem Worte Erde und all dem, was es für uns an schicksalwirkender Kraft enthält, in einem nur äußerlich unscheinbaren Gedicht so große Gewalt des Ausdrucks verliehen wie kein Dichter vor ihm:

„Gott frag' mich heut': Du kluger Land,
Sag' an, was hast du für Beschwerde?
Du bist beschmuht an Haupt und Hand!
Was ist's? — Ich hab' mich abgewandt:
„Herr, Erde.““

Ist nicht in den beiden letzten Worten die ganze Passion der Menschheit enthalten? Die Bauern, die am Abend schwer von den Feldern nach Hause stapfen und vor dem purpurnen Jenseitiglanz der scheidenden Sonne nur die Krümen Erde zeigen können, die ihnen vom Lagerwerk an Haupt und Hand und Rücken haften, schreiten die Verse dahin. Die Innigkeit, die darin anklingt, war auch vordem in der deutschen Dichtung gewiß nicht unbekannt, aber wie sie sich in dem nächsten „Schlußstein“ betitelten Gedicht äußert, da glaubt man einen märkischen Kriegsmann zu hören, wie er sich, Helm ab zum Gebet, auf altfrühische Art mit seinem Gott bespricht:

„Ich habe sonst immer zu Gott gesagt:
Mein Gott, du mußt!
Ich habe es gar nicht anders gewagt,
Und hab' es gar nicht anders gewußt.
Jetzt sag' ich: Wir beide wollen das tun —
Dies und das, — wie sich's schickt! —
Es kann's keiner ausdenken,
Wie mein Gott mich nun anblidt!“

Wer unter den modernen Schriftstellern, die die Höhe ihrer Menschentums hinter Überprunktheiten oder Aufdonnerungen des Stils verbergen und von einer geschäftigen Reklame um ihrer Artistenkunststücke willen gerühmt werden, bei denen die Technik alles und der Charakter nichts bedeutet, vermöchte noch eine so gewachsene und darum auch aufrichtige Sprache zu sprechen wie Gustav Schüler? Zwischen ihnen und ihm klappt jener Gegensatz, den Schülers Gegenstück im deutschen Süden, der Bauernmaler Albin Egger-Lienz treffend in den folgenden Worten zum Ausdruck brachte: „Zum Pöbel gehört, wer nicht mit dem Herzen empfindet, sondern mit dem vom Herzensdienste losgerissenen Hirn spekuliert, und wäre er der Klügste der Klugen.“

Der Austrag zwischen den beiden Lagern donnert durch die Strophen, die Schüler in der letzten Weltkriegsnacht 1915 schrieb, voller Bilder, die gewiß nicht zufällig an den Dichter des Dreißigjährigen Krieges, Andreas Gryphius, erinnern:

„Der Glöckner ist Gott. Er läutet Grimm, mächtig und groß,
 Die geißelnden Töne reißen sich gleich Blitzen los.
 Und Worte fallen steil von der schütternden Türme Rand,
 Wie Hagelkorn schlägt, ins notüberbürdete Land:
 Die mich vergaßen in Tagen und Nächten voll Glück,
 Ich bin da, ich reiße sie wie an Stricken zurück!
 Ihren Mund, der von Föhlen und Lügen und Lachen scholl,
 Stopft' ich mit Not und Jammer und Graufen voll.
 Ihr Herz, das sie vertan für losen Saumel und Tand,
 Füllt' ich mit Feuer und steckt' es ganz in Brand.
 Auf ihre Hände, von feilen Werken entweiht,
 Tropft' ich, wie siedend Blei, Tropfen der Ewigkeit.
 Meine Sensen setzt' ich ans geilgeschöß'ne Korn
 Und mähte felbein mit funkelndem, hartem Zorn.
 Der Acker log, und das Weizenfeld war Trug,
 Mein Grimm kam gefahren, daß er traf und zu Boden schlug.
 Mit Reulen kam ich und hielt hart Gericht:
 Nieder schlug ich, doch liegen lass' ich sie nicht!
 Denn ich brauche von ihren Feldern Menschheitsfaat,
 Von ihren Ambossen will ich stahlkitzende Sat.
 Und aus ihren Herzen, bergwerketief,
 Schafft mein Schlegel ans Licht, was schwer verloren schlief.
 Blut zum Großen schlag' ich aus totem Gestein,
 Und ihr neugewordnes Herz soll nahe bei mir sein.“

Mögen auch die Grenzen, die der Kunst Gustav Schülers gesteckt sind, ohne weiteres sichtbar sein, am meisten wohl in seiner Sammlung „Balladen“ (Cotta'scher Verlag in Stuttgart), die allzu sehr von gehacktem Eisen widerklingt, so finden sich doch unter seinen „Gottsucherliedern“ (Cotta'scher Verlag in Stuttgart) viele, die denen unserer besten Kirchenliederdichter durchaus ebenbürtig sind und dafür zeugen, daß die schöpferische Kraft des Christentums in der Dichtung längst nicht erloschen ist. Nicht umsonst haben einige seiner Gottsucherlieder im sächsischen reformierten Landesgesangbuch Aufnahme gefunden. Neben ihnen seien noch die folgenden Sammlungen seiner Gedichte genannt, die Gustav Schüler erscheinen ließ: „Mitten in der Brandung“, „Meine grüne Erde“, „Auf den Strömen der Welt, zu den Meeren Gottes“, „Gottes Sturmflut“ (sämtliche Cotta'scher Verlag in Stuttgart) und „Spiegelscherben vom Ewigen“ (Verlag Fr. Reinhardt, Basel). Reicht Schülers Werk auch nicht an das Theodor Fontanes, des anderen Verherrlichers der Mark Brandenburg heran, so hat er doch mit leidenschaftlicher Kraft und Lauterkeit die hohe Mission erfüllt, das Teuzeug der Mark zu singen, das sie ihrem schwertgewaltigen Gott darbrachte, nachdem sie durch zahllose Kriege zur Führerin der deutschen Landschaften im zweiten deutschen Kaiserreich geworden war. Ein Dichter, auf den die brandenburgische Erde stolz sein darf, und ein redlicher deutscher Mensch in einer Zeit, die daran nicht gerade Überfluß hat.

Harold Schubert

Josef Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften

Mit dem vierten Bande (IV. Band: Der deutsche Staat [1814—1914]). Verlag Josef Habel, Regensburg 1928. Geb. 22 M) hat der Deutschböhme Josef Nadler, Professor an der Albertina in Königsberg i. Pr., das Monumentalwerk seiner noch vom Geiste August Savers, seines inzwischen hingegangenen Lehrers an der Prager deutschen Universität, überschatteten, eher Kultur- als Literaturgeschichte des deutschen Volkes zu nennenden Lebensleistung, an die er seit dem Erscheinen des ersten Bandes im Jahre 1912 volle 18 Jahre mit Aufbietung staunenswerten Fleißes gewendet, glücklich zum Abschlusse gebracht. Wie bekannt, hat der Gelehrte darin einzig mit Zugrundelegung des ethnologischen Prinzips der Entwicklung der Alt- und Neustämme und ihrer Siedlung im deutschen Raume die Gesamtkultur des Deutschtums mit besonderer Berücksichtigung seiner literarischen Hervorbringungen herauszuarbeiten sich bemüht.

Als nicht weniger bekannt darf man voraussehen, daß Nadlers Versuch im dritten Bande, das Wesen und die Entstehungsgeschichte der deutschen Romantik als spezifisch ostdeutsche Bewegung darzustellen, weil zufällig einige Ostdeutsche, darunter allerdings Herder als der geistige Nährvater und Inspirator der Romantik, daran hervorragend beteiligt sind, während ihr die literarische Entwicklung im Süden und Westen des deutschen Raumes unter dem kühnen Schlagwort „Süddeutsche Restauration“ als innerlich gleichartig zur Seite gestellt wird, in Fachkreisen Widerspruch hervorgerufen hat, weil diese geniale Konstruktion eines originellen Historikers nicht ohne gewaltsame Verschiebungen und Bindungen längst erhärteter Tatsachen geschehen konnte.

Im vierten Bande bewegt man sich wiederum auf festerem Grunde, insofern die literarische Entwicklung des 19. Jahrhunderts tatsächlich, wenn auch nicht einzig und allein, unter dem Gesichtspunkte des Aufbaues des deutschen Staates betrachtet werden kann. Folgen wir Nadlers Gedankengängen, so ergibt sich ungefähr folgendes Bild. Drei außerdeutsche geistige Bestrebungen hätten das deutsche Antlitz dieses Jahrhunderts geformt: die römische Kirche gewinnt wiederum Einfluß auf das geistig-kulturelle Leben Deutschlands in Kunst und Wissenschaft und setzt sich auch mit dem modernen Staat auseinander, entweder seine geistigen Waffen mit den Machtmitteln des Staates kreuzend (Preußen-Deutschland) oder ihm neue Wegeweisend (Österreich); zur Zeit, wo das Papsttum den Kirchenstaat verliert, steht es im Scheitelpunkte seiner wiedererlangten geistigen Weltmacht. Dazu kommt die durch die deutsche Romantik angebahnte Renaissancebewegung der Slawen, die nach Ablauf des Jahrhunderts ihre Sprengwirkung in der Ostmark und im ostdeutschen Siedelraum des Deutschen Reiches äußerte. Schließlich entwickelt sich die jüdische Frage seit und durch Anerkennung der staatsbürgerlichen Rechte des Judentums zu einer völkischen und geistesgeschichtlichen Frage. Taufe und Assimilation, wie noch die Westjuden des Aufklärungszeitalters wollten, wurden durch die im Verlaufe des Jahrhunderts immer fühlbarer werdende Wirtschafts- und Kulturpolitik der Ostjuden überflüssig.

Übertragen auf den deutschen Raum, ergeben sich für die Darstellung der geistigen Geschichte des 19. Jahrhunderts folgende Detailbetrachtungen: Im slawisch-deutschen Österreich die Aus- und Nachwirkung der deutschen Romantik; im französisch-deutschen Westen vollzieht sich während der Verschmelzung des Mutterlandes mit dem Siedelgebiete zweierlei: die Entwurzelung des deutschen Idealismus, die später zur Materialisierung des Staates führt, und das Erwachen des demokratischen Gedankens; beide Strömungen bereiten die Überwindung des monarchischen Obrigkeitsstaates vor; im bayrisch-österreichischen Südraum, dem eigentlichen Machtbereiche der römischen Kirche, mit den städtischen Kulturzentren München und Wien, entwickeln sich aus Katholizismus und Volkstum kulturschöpferische Kräfte, wobei der bayrisch-alpenländische

Zu dem Aufsatz „Josef Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ schreibt uns Professor Dr. Nadler: „In der Besprechung meines Buches von Prof. Dr. Oswald Floed im 2. (November) Heft dieser Zeitschrift, Seite 156, findet sich der Satz: „Als nicht weniger bekannt darf man voraussetzen, daß Nadlers Versuch . . . das Wesen und die Entstehungsgeschichte der deutschen Romantik als spezifisch ostdeutsche Bewegung darzustellen, weil zufällig einige Ostdeutsche . . . daran hervorragend beteiligt sind . . . in sachtreuen Widerspruch hervorgerufen hat, weil diese Konstruktion nicht ohne gewalttätige Verschiebungen . . . längst erhärteter Tatsachen geschehen konnte.“ Sind das „einige“: Hamann, Herder, Fichte, Schlegel, Ritter, Fouqué, Arnim, Kleist, Adam Müller, Werner, Hoffmann, Eichendorff? Wo sind denn dann die anderen „vielen“? Und diese lange Reihe ist „Zufall“? So wäre es dann bei den zwei bis drei anderen, damit daraus doch ein Argument gegen mich werden kann, „Notwendigkeit“? Worin liegt nun aber das Recht zu zweierlei Recht? Genug, ich warte

bis heute vergeblich auf den Nachweis, welche „längst erhärteten Tatsachen“ ich denn „gewalttätig“ verschoben hätte. Zur Kommentierung dieses „sachtreuen Widerspruchs“ füge ich bei, daß dieser Widerspruch bisher durchaus Monolog geblieben ist, weil ich noch mit keinerlei Replik in diese Diskussion eingegriffen habe, man also von meiner Seite noch nicht gehört hat, ob diese sachtreuen Widersprüche wirklich etwas taugen. Verwunderlich bleibt nur, daß in einer Zeit, da der tollste Subjektivismus wissenschaftlich methodischer Wahnsinn geworden ist, ausgerechnet mir, dem „Positivist“, wie die landläufige Denunziation lautet, das Schlagwort Konstruktion angehängt wird.

Josef Nadler

Abstieg dieser Entwicklung. Das Jahr 1810 ist gewesen sein, sondern ein Wendepunkt des pinnen bald die Oberhand im neuen Reich, „Stesriede der Stände“ entweicht unter dem en Verdrossenheit, die Europäisierung dieses borenen Staates“ nimmt überhand. Kultur-

tel preußischer Staatsomnipotenz, bergen in sich bedrohliche Gefahrenmomente für den Bestand des ganzen mühsam aufgebauten kleindeutschen Einheitsstaates. Das politische Ergebnis ist schließlich „die Verwandlung des ostdeutschen Kaiserstaates in den westdeutschen bürgerlich-sozialistischen Volksstaat“. Der Niederschlag in der Literatur zeigt sich in weltanschaulich geschiedenen Gruppen: katholisch, sozialistisch, antiwesteuropäisch, international. Die traurige Bilanz dieses kurzfristigen Glückstraumes enthält sich in unerfesslichen Verlusten: Raubbau an kostbarem Menschenmaterial, Abwanderung nach Amerika, das um 1900 mehr als 18 Millionen Köpfe deutscher Abkunft zählt, die den Zusammenhang mit den Stammesgenossen im Mutterlande fast völlig eingebüßt haben und es mit der Preisgabe ihres Volkstums zu keiner großen bodenständigen Literatur brachten, schließlich Opferung Österreichs und damit endgültiger Verzicht auf die Erweiterung des deutschen Siedelraumes in der Richtung donauabwärts. „Die Inventur dessen, was das alte Reich hinterließ und was vom neuen zu übernehmen war, ergibt trotz ungeheurer Fehlbestände an staatlichem und völkischem Besitz ein mächtiges Guthaben geistiger und schöpferischer Werte bei fremden Staaten und Völkern“ (S. 803).

Während die Deutschen im Lande der Eidgenossenschaft dank ihrer relativ politischen Selbständigkeit in den Urkantonen noch in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende eine Spätblüte deutschen Schrifttums erzielen, haben die übrigen vom Mutterlande abgesprengten deutschen Volksteile um die Behauptung ihrer völkischen Eigenart schwer zu ringen (Walten, Karpaten-, Subetendeutsche) oder sind Kulturbünger geworden, wie die Deutschen in den Vereinigten Staaten. Bloß im Alpenraum der bayerischen Ostmark erblüht aus kräftigem Bauernstamme noch gesunde Volksliteratur. Das überfremdete Wien aber kann den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Geburtsstätte und Wiege des zionistischen Judenstaates zu sein: „Der jüdische Volksgebante in seiner neuen staatlichen Fassung ist also vom Wiener Raume ausgegangen“ (S. 916) und an die Namen Theodor Herzl und Martin Buber für immer verknüpft. Die beklagenswerten Folgen des jüngsten Pariser Unfriedens, dieses Irtsinnswertes teils weltfremder, teils hahgeblendeter Staatsmänner, werden vom Historiker nicht mehr berücksichtigt, da sie noch traurige Gegenwart sind und den gärenden Keim für kommende Entscheidungen und Entwicklungen bergen.

Vor dieser geistvollen Konzeption und Überschau der deutschen Kultur- und Literaturentwicklung des verflorenen Jahrhunderts im Lichte des preußischen Staatsgebantens, des Aufbaues und Niederganges des Hohenzollern-Staates, beugt man sich anerkennend wie vor jeder großen schöpferischen Tat, mag man auch im Detail, z. B. in der Stoffgruppierung mancher Abschnitte und Wertung von einzelnen für die Geschichte oder Dichtung bedeutsamen Persönlichkeiten und auch hinsichtlich des vollbepackten, fast zu gehaltreichen eigenwilligen Sprachstils Änderungen wünschen oder gegenteilige Ansichten vorziehen. Nadlers Literaturgeschichte samt dem übersichtlichen Raumzeitbilde, das, nach Jahreszahlen geordnet, die Dichter mit ihren Hauptwerken der betreffenden Landschaft ihres Herkunftsortes zuweist, bietet so viel des Neuartigen, so zahlreiches wenig bekanntes Material, daß noch Generationen, dankbar lernend, daraus schöpfen werden.

Prof. Dr. Oswald Floed

H. St. Chamberlains Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.

Wir haben schon (Maiheft) auf den ersten Band des Briefwechsels von Houston Stewart Chamberlain aufmerksam gemacht und weisen nun auf den zweiten hin, der dieses deutsch-englischen weitwirkenden Schriftstellers Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. von 1901 bis etwa 1923 enthält. (München, Verlag Brudmann.) Letztere Briefe allein umfassen beinahe den halben Band und bringen auch des Kaisers Antworten. Man erappt sich beim Aufschlagen des Bandes darauf, daß man sich sofort dieser Hälfte des Buches entsand bemächtigt.

Gesamteindruck? Chamberlain braucht sich nicht erst auf einen etwa „höfischen Ton“ um- und einzustellen. Er ist von vornherein, aus besten englischen Kreisen stammend, monarchisch gesinnt. Und so schreibt er denn gleich im ersten Briefe (1901): „Meinem englischen Vaterlande bleibe ich treu; doch hoffe ich, daß Ew. Majestät geruhen werden, in mir, wenn auch keinen Untertan, doch einen treuen und überzeugten Diener erblicken zu wollen.“ Dazu kommt Chamberlains ausgeprägte Begeisterung für deutschen Geist und deutsche Sprache, ja man kann sagen für Deutschlands besondere Sendung in der Welt. In Kaiser Wilhelm II. empfand und ehrte er den Führer der Deutschen. Im Oktober 1901 war er mit ihm beim Fürsten Eulenburg auf Schloß Liebenberg, und wenige Tage darauf im Neuen Palais in Potsdam zusammen. Im Kaiser ehrt er den „ersten Deutschen“; den „Besiz des Hohenzollern-Hauses“ schätzt er als außerordentlichen „Trumpf“ hoch, den bei der schwierigen Weltlage das deutsche Volt in Händen hält. „Auf den Deutschen allein baut heute Gott.“ Und da tauchen nun, gleich in den ersten Briefen, die programmatischen Gedanken unverhüllt auf, die dieser deutsch gewordene Engländer in unsern Zeitgeist hineingeworfen hat und die heute noch nachwirken, um schließlich beim schärfsten Rabitalismus zu landen. „Kampf gegen das zerfressende Gift des Judentums, Kampf gegen den Ultramontanismus, gegen den Materialismus, der Versuch, die transzendente Erkenntnislehre aus dem Besiz einer Gelehrtenkaste in einen Besiz jedes gebildeten Menschen zu verwandeln, das Bestreben, die Religion aus syrisch-ägyptischen Felsen loszuwinden, damit die reine Kraft des Glaubens uns einige“ usw., so heißt es schon im ausführlichen Briefe vom 15. November 1901. Und der Kaiser? Er gesteht mit schönem Freimut, daß er von den Upanishaden und anderen indo-arischen Werken wenig Bescheid wisse, hat zwar Chamberlains langen Brief sehr genau gelesen und auch den Seinen, die an dem Weihnachtsstisch versammelt waren, vorgelesen und beglückwünscht den „Streitkumpan und Bundesgenossen“ im Kampf „für Germanen gegen Rom, Jerusalem“ usw. „Das Gefühl, für eine absolut gute, göttliche Sache zu

streiten, birgt die Gewähr des Sieges. Sie schwingen Ihre Feder, ich meine Zunge, schlag' auf meinen Pallasch und sage trotz allen Angriffen und Nörgeleien dennoch!"

Man liest diese Worte des jetzigen Verbannten von Doorn und damaligen deutschen Kaisers mit Wehmut. Und schon hier fragt man sich rückblickend: war der geistige Weg, auf den Chamberlain das deutsche Volk und mit ihm den Kaiser drängen half, der gottgewollte, gottgesegnete? Ich spreche vielleicht subjektiv, aber aus einem inneren Muß. Chamberlain landet zuletzt bei Hitler und Dinter, also in den Reihen der Partei-Politik! Den letzteren beglückwünschte er zu seinem Brief an den Ober-Rabbiner. Hier wird mir bewußt, daß ich selber vor mehr als zwanzig Jahren eine Reihe von Briefen mit dem geist- und energievollen Deutsch-Engländer gewechselt habe, heute jedoch froh bin, nicht in diese Sammlung aufgenommen zu sein. Ich gehöre nicht dazu. Chamberlain stand mit beiden Füßen im Lager des wesentlich wissenschaftlichen Zeitgeistes, wenn auch sein religiöser Einschlag durchaus nicht übersehen werden soll. Am bezeichnendsten hierbei ist sein langer Brief an den Kaiser über Hamurabi und die Babylonier. Zwar versucht der Kaiser eine Gegenwehr, kommt aber nicht recht auf gegenüber den ellenlangen gelehrten Ausführungen Chamberlains. Und ich muß schon sagen: am besten gefällt mir des Kaisers kurze Antwort: Telegramm (1905): „Verebelung!!! Das ist es, was wir brauchen, was überall in allen Dingen unserer Zeit und Generation nottut. Nicht die Breite der Wissensfläche ist die Hauptsache, sondern kräftige und tief angelegte Persönlichkeiten“ usw. Hier hat des Kaisers Instinkt das Rechte getroffen; das gelehrte Geschwäg über den fernen Orient hört von jetzt ab im Briefwechsel auf und — so will es mir scheinen — der Briefaustausch verfanbet, nur sendet der Kaiser ab und zu sein Bild.

Chamberlain äußert sich übrigens in einem Brief (90) aufs schärfste gegen Spiritismus und Theosophie, diese ersten Versuche, das intellektualistische Zeitalter zu überwinden. „Was soll uns diese ganze Narretei angeblich Wissender, die in Wirklichkeit es mit keinem Dorfpfarrer aufzunehmen vermögen. . .“. „Außerdem lehne ich grundsätzlich jeden Okkultismus ab, sogar jede Befassung damit.“ Denn die Geschichte zeige ausnahmslos, daß diese Richtung zu Wahnsinn und zu Unsitlichkeit unausbleiblich führe. Dagegen beglückwünscht er Hitler, daß „der großartige Lindendorff“ sich ihm offen anschließe. . .

So etwa verklängt, bei wachsender körperlicher Lähmung, anfangs der zwanziger Jahre dieser scheinde Briefwechsel. Und man wird gestehen müssen, daß diese lesenswerten Zeugnisse eine bedeutende geistige Einheit darstellen.

F. L.

Der Weltkrieg im Spiegel der Dichtung

Unzweifelhaft wird der Weltkrieg, als das ungeheuerste Ereignis der Geschichte, Epoche machen: eine Zeitwende heraufführen und zum mindesten die Dichtung in ebenso entscheidender Weise beeinflussen wie der Siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen und die Napoleonischen Kriege. Mit nichts zu vergleichen ist die seelische Erschütterung, die er dem Menschengeschlecht gebracht hat, indem er es mit seinem Massensterben, seinem Unberechenbaren, seiner Dämonie unmittelbar vor die Frage nach dem Sinn des Lebens stellte. Es beweist die Schwäche des Christentums, dessen Zusammenbruch viele im Rasen des Weltkrieges zu erkennen glaubten, daß dieser grenzenlosen Vernichtung menschlichen Lebens, aufgepeitschten Hasses von Völkern und Rassen nicht eine übermächtige Welle christlichen Empfindens, brüderlicher Liebe entgegenflutete und sie verschlang — daß vielmehr diese Gefühle und Bestrebungen allein im Sozialismus und Kommunismus Unterschlupf fanden, die darin das weltbürgerliche Erbe des Christentums antraten. Daß dabei der Pazifismus sich zur Unterwürfigkeit unter den Feind, zur Preisgabe der Anliegen des eigenen Volkes erniedrigte, zeigt die Irreführung und Wirrnis

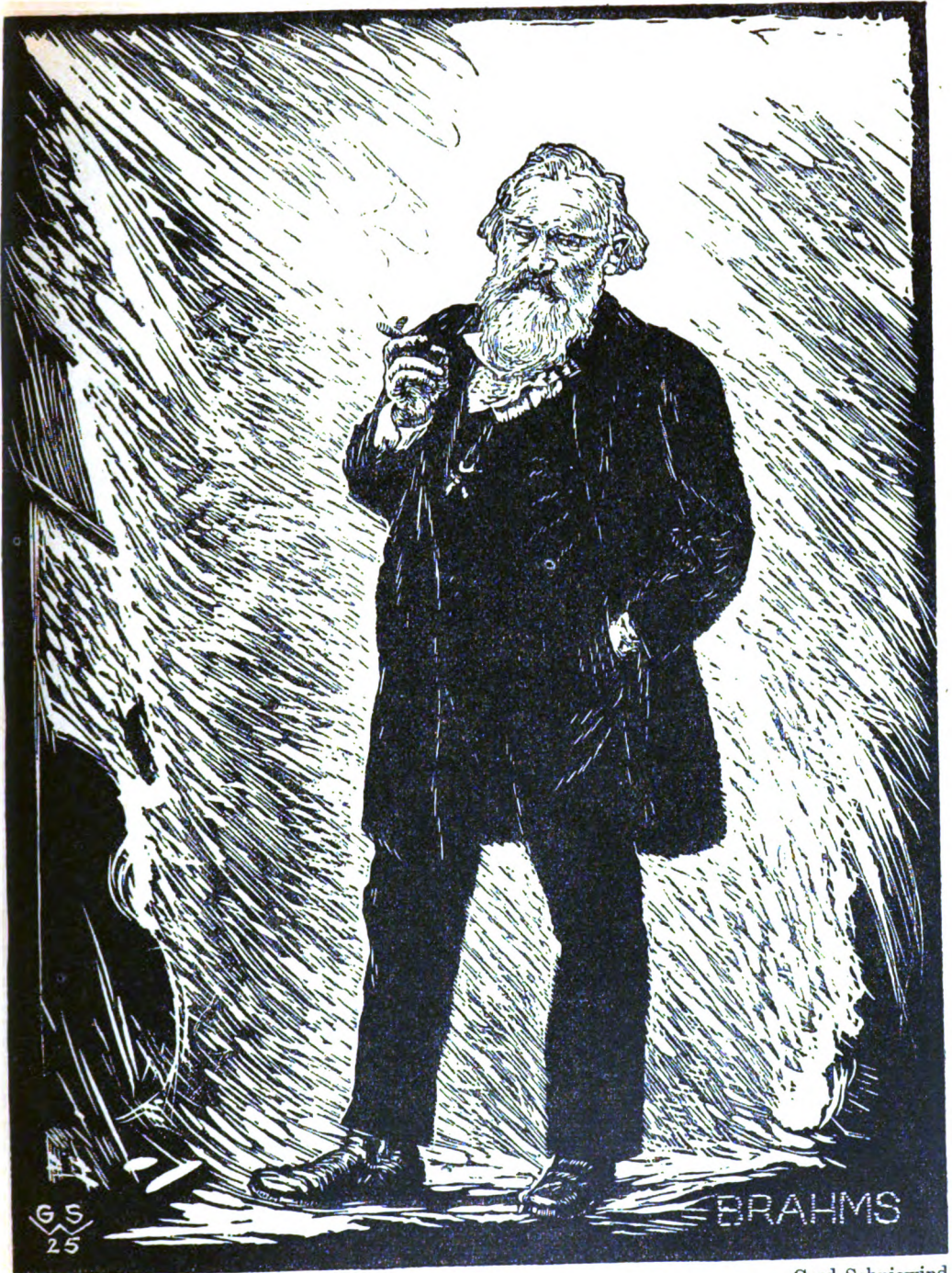
der öffentlichen Meinung und daß es vor allem darauf ankommt, im Kampf der geistigen Strömungen unseres Zeitalters einen festen Standort zu gewinnen.

Wer vermöchte das Geschehen des Weltkrieges in seinen riesenhaften Ausmaßen im Spiegel der Dichtung aufzufangen! Nur allmählich, in Ausschnitten, wird sich das Drama, der Roman, schließlich das Epos dieser unerhörten Ereignisse bemächtigen. Undenkbar, daß man mit den hergebrachten Mitteln des historischen Dramas, wie sie etwa Wiltenbruch verwendet, diese Stoffwelt meistern könnte. Der Dichter wird vielleicht überhaupt zunächst nicht die Masse der äußeren Begebenheiten darstellen, die ihn erdrückt, sondern das seelische Erlebnis des furchtbaren Krieges, das den Menschen im Innersten aufwühlte, der an der Front diese Hölle erlitt, die ihn an die Grenze des Überfinnlichen führte — das in Todesschauern einen neuen Menschen schuf. Statt des Äußerlichen das Innerliche: das Heroisch-Tragische.

Wenn dies die Absicht Raynals war, in seinem Schauspiel „Das Grabmal des unbekannten Soldaten“, so ist dies dem Dichter außerordentlich gelungen. Dies schöne edle Werk, frei von jeder Phrase, von Nationalismus und Romantik, gereicht der französischen Literatur, ja der Weltliteratur, zur Ehre; es ist wahrhaft ein *document humain*; bedauerlich, daß die deutsche Literatur nichts hervorgebracht hat, was sich mit dieser Schöpfung auch nur entfernt messen kann.

Daß der Dichter imstande gewesen ist, mit nur drei Gestalten — Vater, Sohn und dem ihm anverlobten Mädchen (Aude) — mit den einfachsten Mitteln uns einen Abend lang zu fesseln, daß er im Rahmen von drei Aufzügen, bei völligem Verzicht auf die herkömmlichen Mittel der Bühne, in knapper gebrungener Sprache uns das seelische Erleben dieser schicksalverbundenen Gestalten aufs eindringlichste anschaulich macht — die Heimkehr des Soldaten zu den Seinen auf wenige Tage, die Erwartung der Braut, des Vaters, die nächtlich geplante Trauung, deren Abgabe infolge des eingetroffenen, zuerst verheimlichten Telegramms, das den Bräutigam sofort an die Front zurückruft, wo ihn, infolge Versprechens, das ihm den Urlaub verschaffte, der sichere Tod erwartet — der Wunsch des bis ins Mark getroffenen Mädchens, ihm vor dem bitteren Ende ganz anzugehören — die Liebesnacht gleichsam an der Schwelle des Todes — die Entdeckung dieses Frevels gegen Herkommen und Sitte durch den Vater, dessen Zorn wegen des ihm anvertrauten, eifersüchtig gehüteten Geschöpfes — die Empörung des Sohnes, der Zusammenprall der Männer, die höhere Macht des Krieges, der sich schließlich der Vater bezwungen beugt, der einstimmige Ausklang — der Abschied des Todgeweihten, der doch kein „Held“ sein will — kurz, das Ringen dieser Menschen mit dem unerbittlichen Schicksal, daß der Dichter imstande gewesen ist, dies ergreifende Seelengemälde vor uns hinzustellen, in Worten und Sätzen, die, der Wirklichkeit entnommen und doch höhere Wirklichkeit, doch künstlerisch gestaltet, die Empfindungen und Gefühle der Menschen mehr zurückhaltend und andeutend ausdrücken als sie redselig enthüllen und preisgeben: das muß mit größter Bewunderung erfüllen. Für das Ganze ist auch die novellistische Form denkbar; aber das Werk ist als Bühnendichtung meisterhaft und des großen Gegenstandes würdig. Es ist unser Leben, das sich hier vor unseren Augen abspielt: alle Völker, die an dem ungeheuren Ringen teilhatten, müssen sich in diesem Spiegelbilde erkennen: sie sehen ihr eigenes Leid, gewahren ihr gemeinsames Schicksal und ziehen daraus vielleicht die Lehre, die ihnen die Gottheit einprägen wollte, als sie den Ausbruch dieser Weltkatastrophe zuließ, um aus diesem Stahlbade ein neues geläutertes Geschlecht erstehen zu lassen, das allen Schein von sich abtut und nur dem Echten und Großen nachstrebt.

Dr. Ernst Wachler



Johannes Brahms

(Aus dem Türmer)

Gerd Schniewind

Lyrische Ernte

In Anbetracht des knappen Raumes müssen ein paar Randbemerkungen zu den einzelnen Bänden jüngst erschienener Lyrik genügen, zumal nur das Gute und Wertvolle aus der Werffälle gesichtet worden ist.

Da gibt Herbert Lipp in den beiden Heftchen „Fehde und Feier“ und „In Einem Alles“ (Gebr. Engelke, Berlin) manche anmutende Strophe und beachtliche Lebenserfahrung; eine stille, aufrichtige und verheißende Kunst redet in den besinnlichen „Sonetten aus der Einsamkeit“ von Paul Mühsam (L. Heege, Schwelbnitz); auch die „Gedichte“ von Ferdinand Avenarius (Kunstwartverlag Callwey, München), eine schmale Auslese, werden den Freunden des Verstorbenen willkommen sein. — Schon in vierter Auflage sind die Balladen von Wilhelm Brandes erschienen (Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel), und die glatten, reinen Verse, die zum großen Teil sehr anschaulichen, innerlich bewegten, beherrschten Strophen verdienen eine über den Tag hinauslangende Beachtung. — Und dann die vier Bändchen von Hermann Claudius: „Hörst du nicht den Eisenschritt“, „Brücke in die Zeit“, „Heimkehr“ und „Mant Muern“ (Georg Westermann, Braunschweig). Die ersten beiden Büchlein bergen die Kriegsgedichte; sie zeigen seine deutliche Wandlung von Begeisterung über Ernüchterung zum Prophetismus des Völkerfriedens. Wir haben anzuerkennen, daß sich hinreißende Verse entbeden lassen, besonders auch unter den plattdeutschen Liedern. Claudius grübelt und forscht nicht umständlich; er greift herzhaft zu und gestaltet, so gut er es vermag. Und diese Frische verleiht seiner Dichtung ihr quellendes Leben, das sich besonders in den vollständig mundartlichen Großstadtstropfen „Mant Muern“ offenbart, die in ihrer Art vortrefflich sind; in der „Heimkehr“ klingen auch weltanschauliche Töne auf; und doch bleibt das schlichte Volkstümliche gewahrt, das wie ein verwehter Holunderduft wechelsehreich.

Still, deutsch, voll sinnender Reife ist Ernst Bertram in seinem Bändchen „Straßburg“ (Inselverlag, Leipzig). Gewiß: auch hier verstimmt manches Gewollte, sprachlich Erzwungene mitunter; aber wieviel ehrliches Ringen, welch treueste Besorgtheit um heimisches Wesen! Denn es ist ein in Wahrheit prophetisches Buch, ein Vermächtnis, das über die Grenzen hinausfallen soll zu jenen, die angestammtes Erbe uns freventlich entrissen haben. Und so entwickelt Bertram in beherrschten Bildern eine Geschichte der ehrwürdigen Reichsstadt bis zur Neuzeit, von mittelalterlicher Größe und Herrlichkeit bis zur Stunde der Schmach und Würdelosigkeit. — Das Gedebuch „Der Rhein“ von Ernst Bertram (Inselverlag, Leipzig) kündigt gleichfalls die hochgemute deutsche Gesinnung des Dichters. Doch haben die offensichtlich an Hölberlin und George gebildeten Verse häufig so abseitigen Bezug zum Wirklichen, daß ein Verständnis leider nicht immer zu erreichen ist, trotz mancher unmittelbaren und zweifellos starken, guten Blätter, die von Überlieferung und Gegenwart ein leuchtendes Zeugnis geben. — Ina Seidel, eine der bleibenden Dichterinnen der Neuzeit, legt ihr reichstes Versbuch „Weltinnigkeit“ nun in vermehrter Auflage vor (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), erweitert um die vergessenen Kriegslieder „Neben der Trommel her“. Welch reiner, tragender Klang! Diese Kunst will nichts Krampfes; sie strömt geruhig, selbstverständlich, wie ein Fluß in den bestimmten Ufern, immer neu und spiegellar. Hier wirkt noch die innere Sicherheit des Wortes, das Hinausheben ins Symbol. Und diese schöne Ursprünglichkeit verleiht den Slang der Vollendung, das unmittelbare Eingehen, das so selten geworden ist in unseren Tagen der Unruhe und Herbstfröste. Auch die „Neuen Gedichte“, in welchen sich allerdings manche frühere Stücke wiederfinden, bestätigen den Ruf der Dichterin (derselbe Verlag), „Hundertfältige Erde, wie süß kennst du reden!“ Diese Hingabe zittert durch den ganzen Band, flüstert und singt. Hier werden die Dinge erlöst, befreit, erhoben, wie das „Erlebnis des Wanderers“ kündigt, weil die große

Stille wartet, bis die Stunde der Erfüllung nahe ist. — Aus dem Nachlaß gesammelt ist das umfangliche Versbuch „Mensch Wanderer“ von Christian Morgenstern (Piper & Co., München), das vor allem den Kennern und Freunden des Dichters willkommen sein wird; aber sein biographischer Wert erhebt sich doch über den künstlerischen, und eine durchgreifende Sichtung wäre zweifellos förderlich gewesen. Allzu häufig übersteigt der Inhalt die brüchige Form und gewährt darum keinen reinen, makellosen Eindruck. Aber den ringenden Menschen lernt man immer von neuem lieben und achten, einen treugewillten Gott- und Menschenfucher. — Die Gesamtausgabe ihrer Balladen und Lieder schenkte Lulu von Strauß und Torney in der Neuausgabe des Buches „Reif steht die Saat“ (Eugen Diederichs, Jena). Wer einmal diese im reinsten Sinne gute Kunst empfunden, der wird zu ihr zurückkehren wie zu einem Waldbrunnen. Die erzählenden Stücke, gefaßt und lauter, überraschen durch die Fülle und Vielfalt der Stoffe; ein glasheller Schein umwebt sie, so daß man immer in gemessener Ferne gehalten wird, und so geschieht es, daß gerade das Beste gewahrt bleibt: das Unfassliche, das Geheimnis des Schöpfungstums. Hier wird nicht nur berichtet, sondern wahrhaft gestaltet, im Zeitverlauf beharrend und sich zum Geschehnis ballend. Diese Balladen sind nicht erzwingen, sondern bezwingen. Und auch die Lyrik weht sommerlich wie ein goldenes Kornfeld im Mittagslichte. „Grüne, grüne Welt!“ rauschen die Wälder vom Berge — ein Lobpreis, ein Danken und Sichfreuen. Die Lieder haben nur schwache Halbschatten; sie locken weniger durch das Dämmerrauschen des Unausgesprochenen als durch die Helle des Bewußtseins, durch die Sicherheit des Fühlens und Gebens. — Anders wiederum Agnes Miegel, deren Gesammelte Gedichte (Eugen Diederichs, Jena) eine festliche Gabe bedeuten, die man dankbar und glücklich entgegennimmt. Sie ist dunkler, gehaltener; über ihre Balladen laufen Zwiellichter, Andeutungen, Wolkenfalten. Ihre köstliche Mär von der schönen Agnete, dieser wundervolle Traum, gehört zum unveräußerlichen Gute der deutschen Dichtung. Wenn Lulu von Strauß und Torney eine Handlung entwickeln, so gibt Agnes Miegel eher eine Stimmung, ein Bild voll Farbigkeit und jener Eigenglut, die gerade bei sinkender Sonne am bestimmtesten aufleuchtet. Die Worte ohne Sucht und Gebärde; ganz im Wesen sich auflösend, es erfüllend bis zum Rande, überströmend in eigenem Reichtum. Das heimliche Meer rauscht durch die ostpreussischen Balladen, und man kann Bekenntnisse wie den „Psalm der Elemente“, „Die Götter Indiens“, „Das Lied der Toten“ oder das erhabene „Über der Weichsel dräben“ nur mit Ergriffenheit aufnehmen. Die Lyrik ist geringer, nicht immer voll durchblutet, aber so wahr, so rein und gütig. Ein dauerndes Buch! — Von strömendem Raumgefühl ist wiederum das neue Versbuch durchwogt: „Das Jahr“ von Wilhelm von Scholz (Horenverlag, Berlin-Grünwald). Hier ist einsame Gipfelhöhe. Diese Verse verweilen durchaus in einer dünnen Luft, mag auch die Dämmerung über ihnen schleiern und sie ins Unwirkliche hinüberdrücken, in Traum und Sehnsucht. Es sind die unscheinbaren Dinge, die sich offenbaren. Um die Worte ist ein Schein wie ein Mondhof gebreitet, eine Ferne und milde Ruhe. Diese Andeutung sei genug; sonst müßte eine Abhandlung die Begründung geben.

Zum Schluß ein paar wertvolle Anthologien. „Amerikanische Lyrik“ (Callwey, München), überseht von Toni Harten-Hoende, hat die Kunstwartbücherei veröffentlicht, ebenso zwei anerkanntswerte Bändchen „Gedankendichtung der Früh- und Spätromantik“, in welchen eine wundervolle, deutsche, sehnüchtige Weltanschauung ausblüht. — Sodann sammelte Karl Röttger „Die moderne Jesusdichtung“ (L. Klotz, Gottha). Seiner Einstellung nach hat er den sogenannten Charon-Kreis bevorzugt, andere Namen dagegen leider übersehen, wie Arndt, Schentendorf, Lenau, Schoenaich-Carolath, Schüler, Bertram, Thrausolt, Handel-Mazetti; aber das sorgsam ausgestattete Buch ist ein löbliches Zeugnis unserer religiös gestimmten Zeit, in welcher eine neue Inbrunst nach Frömmigkeit wach geworden und sich entfaltet. Und darum wird diese Anthologie sicherlich regen Beifall und hoffentlich auch günstigen Absatz finden. — Hier mag auch das schöne und ergreifende Lebensbild

der größten französischen Dichterin Marceline Desbordes-Valmore, das Stefan Zweig mit feiner und ehrfürchtiger Hand gezeichnet, eine Erwähnung finden (Inselverlag, Leipzig), zumal eine stattliche Reihe von guten Übertragungen der Verse und Briefe beigefügt ist. Das Buch ist ein Menschheitszeugnis, die Verkörperung einer edlen, kämpfenden, weimäblichen Frau, die nebenher eine Reihe der kostbarsten Gedichte in französischer Sprache gesungen hat. — „Ein Erntekranz“, aus tausend Jahren tschechischer Dichtung, übersetzt von Rud. Fuchs (Kurt Wolff, München), sowie die „Lieder eines schlesischen Bergmanns“ von Petr Bezruč (derselbe Verlag) mögen diese Hinweise beschließen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Die Feldschlacht

Ein neuentdecktes Selbstbildnis Moritz von Schwind's

Schwind liebte das ritterliche Thema. Es lag auch der Zeit, die sich gern ins Mittelalter zurückträumte, die Kunstform der Ballade zu höchster Form brachte und sich an Heldenjagen in einem heldenarmen Abschnitt des Jahrhunderts berauschte. Aus der Poesie holte sich die Malerei ihre Vorwürfe. Schwind hat in seinen Jünglings- und Mannesjahren oft bei der Dichtkunst geborgt, doch reizten ihn besonders Stoffe, die Gelegenheit zu geistreicher Antithese gaben. Ritter Kurts Brautfahrt, der Falkensteiner Ritt und die Rose bezeichnen die Etappen solcher Liebe, die am Abend seines Lebens aus Mörikes lyrischem Gärtlein die buntesten Blumen brach.

„Die Feldschlacht“, ein Bild, das hier in farbiger Wiedergabe abgebildet ist, fehlte bisher im Werk des Malers. Es tauchte 1921 im Kunsthandel auf und wurde im Versteigerungskatalog 1047, Meisterwerke des 19. und 20. Jahrhunderts (Rudolf Vangel, Frankfurt, jetzt im Besitze der Galerie Westfeld in Elberfeld), auf Tafel 15 zum ersten Male veröffentlicht. Das Bild, Ölmalerei auf Leinwand, unten links mit dem Monogramm M.S. signiert, hoch 76, breit 62 Zentimeter, und von J. v. Kleist, Düsseldorf, retoiiliert, wurde von Cohen, Kern und Pauli übereinstimmend als ein Schwind fixiert, und auch der Enkel des Künstlers, Herbert v. Schwind-Starnberg, hat ein Werk seines Großvaters in der „Feldschlacht“ erkannt.

Zweifel herrschen nur über die Zeit der Entstehung. Die meisten Experten verweisen auf die Frühzeit, und wenn auch das von einer Seite angegebene Jahr 1824 als zu frühe Datierung angesprochen werden muß, so geht die Entstehung des Bildes doch kaum über die Periode bis 1830 hinaus. Denn einmal wählte Schwind nach diesem Zeitpunkt fast regelmäßig Stoffe nach festen und bestimmten Motiven, während er bis dahin meist allgemeinere Inhalte verwertete; und zweitens lassen die Stilelemente die Annahme einer Entstehungszeit nach 1830 als zweifelhaft erscheinen. Dafür ist der Baumschlag links auf unserem Bilde ein sicherer Führer: Die ledere, ja fast realistische Zeichnung von Gebüsch und Baum mit ihren Zufälligkeiten steht in einem bedeutenden Gegensatz zu dem reifen ornamentalen Stil, dem Schwind nach 1830 Blätter, Geäst und Baumtronen untertan machte. Vielmehr zeigt seine Art der Wiedergabe der Natur auf dem Feldschlachtbild die größte Ähnlichkeit etwa mit jener, die uns auf dem armutigen Gemälde „Spaziergang vor dem Stadttor“ aus dem Jahre 1827 vorgeführt wird. Auch die Tatsache, daß sich solche realistischen Züge mit romantischen auf einem und demselben Bilde mischen, ist sehr bezeichnend für den angehenden Meister, der bekanntlich 1828, also im Alter von 24 Jahren, zu Cornelius nach München ging, um die große Komposition zu lernen.

Bevor wir die Analyse weiter treiben, mag der Gegenstand selbst einmal genauer ins Auge gefaßt werden.

Aber einer Hügellandschaft steht ein gewitteriger Himmel. Regen ist vorübergerauscht. Das Getreidefeld im Vordergrund liegt in flachen Bahnen niedergepeitscht da, die Zweige hängen tropfnaß herab. Sonne bricht von vorn links durchs abziehende Gewölk, ein Regenbogen rundet sich zollweise rechts zum offenen Himmel hinauf. Im Hintergrunde zwischen den Bäumen wird eine Burg sichtbar, weiter nach rechts etwas unterhalb — und im Verhältnis ein wenig zu winzig geraten — hat sich eine umwehrte Stadt mit Türmen und Kirchen am Abhang hingelagert.

Vor ihren Toren sind zwei Heerhaufen ins Handgemenge geraten, Reifige zu Pferde drängen aus der Talmulde heran, ihre Fahnen wehen im Staub und Dunst der Schlacht, die sich zugunsten der Berittenen zu entscheiden scheint. Die Söldner oder Bürger — es ist nicht klar ersichtlich, ob es sich um Entsatz der bedrängten Stadt oder um einen Ausfall aus ihren Toren handelt —, die Fußsoldaten jedenfalls können dem Anprall der Geharnischten nicht mehr lange standhalten. Schon macht sich Verwirrung bemerkbar, ihre Schlachtordnung stöck, der Fahnenträger am rechten Bildrand wendet sich zum Rückzug — das Jünglein des Schlachtenglücks schlägt in wenigen Augenblicken zum Nutzen der gepanzerten Reiterei aus.

Da regt es sich im Wald. Mit aufstachelndem Rhythmus künden drei Spielleute das Nahen frischer Kräfte. Hinter ihnen taucht die Vorhut aus dem Gebüsch. Und — die ganze Mitte des Bildes monumental beanspruchend — steht ein gerüsteter Mann da, blank und spiegelnd im frisch polierten Brustpanzer und breitrandigen Eisenhut, die ledern Raubzeugfedern verraten noch keinen Kampf; ein Mann mit Halsberge, Dolch und kurzem Speer, von ritterlichem Aussehen und doch kein Ritter. Denn das Attribut fehlt, das Schwert. Es ist der Feldhauptmann eines neuen, zu Fuß anrückenden und unsichtbaren Heerhaufens, der hier kurz vor dem Eingreifen in die Flanke der ineinander verbissenen Linien seine Leute mit Zuruf und lebhafter Gebärde anfeuern will zu Tat und Mut. Da kommt ihm der Regenbogen gerade recht, wie das Kreuz dem Konstantin in der Schlacht an den stygischen Gewässern. Der Feldhauptmann reißt sich in breitbeinigem Ansturm ein wenig herum und weist seinen Kriegern das gute Zeichen des himmlischen Bogens — in hoc signo! — in diesem Zeichen werdet ihr siegen! Wie der Keil dasfeht, die langen muskulösen Beine weit gegrätscht, Speer übernommen, Brust zum Feind und mit deutendem Finger, so wirkt diese Diagonale doppelsinnig: Die Pläne der Ritter werden wir durchkreuzen, also vorwärts! heißt die Geste.

Das Bild ist schon deshalb ein echter Schwind, weil alle Wucht, jedes Grausen der männermordenden Schlacht abwesend ist. Dem Maler, hervorgewachsen aus dem kulturgedüngten Boden Österreichs, fehlte das Organ, „Unglücksfälle“ der Geschichte mit jenem Gewicht darzustellen wie Piloty, den er deswegen harmlos verulkte, wie Raulbach und Kethel. Seine Historienbilder gleichen aufs Haar seinen gemalten Symphonien und Märchen. Die Kompagnie Falstaffs war ihm begehrenswerterer Vorwurf als die Landstnechtsfähnlein der Bauern- und Religionskriege. Und sieht man nun noch einmal auf das Bild „Feldschlacht“, so schrumpfen die Heerhaufen im Mittelgrund zu puppenhafter Komparserie zusammen, groteske Vettern von Thomas Waxe und Peter Bullentalb, so bleiben die Trommler und Pfeifer Spielleute, die ebensowohl zu dauerlicher Kirchweih dabergezogen kommen könnten; so schwingt über der Landschaft jener träumerisch-märchenhafte Geist, den die „schlanke Seele“ Moritz v. Schwinds über die Geschichten von den sieben Raben und vom Aschenbrödel ausgoß, daß sie „tönende Arabesken“ wurden.

Nur der gewappnete Hauptmann im Vordergrund will nicht recht zu Schwind passen. Hat man aber das Pathos, das ihn zusammenreißt, die große Gebärde, die harte Zeichnung der Muskeln unterm gestrafften Beinleid und die Gewandbüsche, die seine Bewegung unterstützen, noch einmal genau untersucht, so stellt sich zwanglos die Quelle ein, aus der Schwind geschöpft hat, wenn man sich bereit erklärt, das Bild für ein Jugendwerk aus dem Ende der zwanziger Jahre anzusprechen. Es ist unzweifelhaft Cornelius, zu dem der werdende Meister

schwärmerisch emporblickte und den er verehrte, wenn er auch schon bald die klirrende Pathetik des Cornelianischen Großstils als wesensfremd von sich abgetan haben mag. Man erinnert sich der Federzeichnung Schwinds aus der Zeit um 1830, „Mangel und Armut überfallen den Mühigen“, die unter dem akademischen Zwang des Cornelius entstanden ist, obwohl schon in ihr die spröden Kompositionsgesetze des freestalen Stils mit einer Fülle von Schwindschen Einfällen verdrängt und gemildert worden sind. Man hat bisher diese Zeichnung als die einzige sichtbare Spur angesehen, die v. Schwind zum großdekorativen Stil des Cornelius hinleitet. Es gelingt unschwer, diese Spur in der „Feldschlacht“ aufzunehmen und sie — vielleicht als Schularbeit, vielleicht als Kompositionsaufgabe im Sinne des Lehrers — in die Münchener Zeit Schwinds zwischen 1828 und 1830 zu verlegen.

Bleibe noch übrig, den Kopf des Hauptmanns in die Blickachse des kritischen Spiegels zu verlegen. Man hat in den Zügen des Kriegers diejenigen des jungen Malers selbst erkannt. Schwind hat sich oft und gern nach Art der alten Meister auf seinen Gruppenbildern verewigt. Es ist aber darauf hingewiesen worden, daß der Schnurrbart des Felshauptmanns nicht porträt-echt sei; Schwind hat sich dieses Zeichen männlicher Würde erst später zugelegt. Indessen sind die Augenbaten und die Partie, die von der Nasenwurzel zum Mundwinkel herabläuft, allzu charakteristisch, als daß die angestrebte Porträtähnlichkeit angezweifelt werden könnte. Dem Gegenstand entsprechend hat der Maler die Züge des Felshauptmanns vermannlicht und, um den Ausdruck eines rauhen Kriegers zu steigern, den energischen Schnaubbart noch dazu getan. Freilich kontrastiert das blonde sorgfältig gestrählte Gelock zu diesem martialischen Schmutz recht auffallend. Doch ist es zweifellos der junge Schwind aus den Jahren vor 1830, der uns unter der Eisentreppe ernst anschaut.

Das Bild, auf Anregung und unter der Einwirkung der starken Persönlichkeit des Cornelius entstanden, muß als ein wertvolles, bisher fehlendes Verbindungsstück zwischen der Zeit von Schwinds ersten tastenden Versuchen auf dem Gebiet des romantischen Genres und denjenigen Jahren bezeichnet werden, in denen ihn frühe Meisterchaft zum Maler deutscher Märchenpoesie werden ließ.

Dr. Ludwig Lindner, Elberfeld

Verwehte Klänge

Die letzten Märztage 1827! Ein Titan wird bestattet — Beethoven! In unabsehbarer Trauergeleit schreitet unscheinbar — unerkannt — des Genius Erbe — Schubert. Mit seiner gedrungenen Gestalt, mit schlichten, wenig bedeutsamen Zügen, denn seinen feurigen Blick verschleiern die Brillengläser, folgt er wie ein Traumwandler dem Sarge des großen Enkamen. Seine Seele ist zerrissen und bis in ihre Tiefen ausgewühlt. Wilde Tonlänge umtauschen ihn. Beethoven — der Einzige — dahin! Und er? — Ein Kleinod, ein Wundererbtteil wird ihm nun anvertraut, das seine Hände kaum zu umschließen wagen. Unerklärliche Schicksalsmysterien überschauern seine Seele: Er — Beethovens Nachfolger und der Erwählte der deutschen Tonkunst! Die Wucht heiliger Berufung senkt sich schwer auf seine Schultern. Ihm ist's, als ob ein Schatten sein Herz streife, ein eisiger Wind um seine Stirne wehe. Durch seinen Sinn gleiten Beethovens Worte, die er im Februar sprach, als ihm Anton Schindler einige Lieder Schuberts zur Zerstreuung brachte: „Wahrlich in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!“

Welch ein Vermächtnis!!

Schon sinken die Erdschollen auf den enteelten Leib des Herrlichen nieder, da wankt Schubert und klammert sich an den Freund, der ihm zur Seite steht. Vor seinen Augen dunkelt es — dann jäh — eine übermächtige Klarheit — dort im Sarge, von dem sich der Deckel zu heben scheint —

liegt nicht Beethoven — nein, er selbst. Und ihm — ihm allein — gilt die Schar, die weinend und gebeugt den Dahingefahrenen betrauert. Erblickend zieht er den Gefährten fort — denn er sah seiner Zukunft ins Antlitz!

„Einen Weiser seh ich stehen, unverrückt vor meinem Blick,
Eine Straße muß ich gehen, die noch keiner ging zurück . . .“

Am Neuen Markt „Auf der Mehlgrube“ finden sich am Abend die Freunde zusammen. Schubert hebt sein Glas mit dem goldschimmernden Heurigen in die Höhe.

„Auf den, den wir jetzt begraben haben!“

Mit einem Zug leert er den Becher, füllt ihn von neuem und sagt stöhnend:

„Auf den, der der Nächste sein wird.“

Das Glas entfällt seinen Händen, zersplittert, mit schrillum Klang, wie Blut versickert der Wein am Boden. Denn Schubert fühlt es als Gewißheit: dieser Nächste ist er.

Rastlose Arbeitsglut peitscht ihn vorwärts. Noch lebt er, noch heißt es, die Minuten auszuschöpfen und an seines Namens Unsterblichkeit zu schaffen. Von außen ist er heiter, fast übermütig, kein Spielwerber im Freundestreise, und manch köstlicher Tropfen echten Nebenblutes rinnt durch seine Rehle. Schatten der Schwermut aber fliegen über sein Herz, in seiner Seele braust und stürmt es von gewaltigen, noch ungesungenen Akkorden. Die Dämonie des Schöpfer-tums hält ihn in den Krallen. Lieb auf Lieb löst sich aus seinem Innern, er muß seine Qual in Tönen herausschreien, die Höhen der Schaffenseligkeit erklimmt er, die Tiefen unerfüllter Sehnsucht durchtirt sein Fuß:

„Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüte weilt, das Leben alt,
Und was sie reden leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall!“

So erwachsen seine unvergänglichen Meisterwerke. Und den Gipfel der Vollendung hat er erreicht mit seiner „Winterreise“, jenen seelenaufwühlenden Tonstücken, in denen sein Herzblut vertropft. Hier steht er als ein Ebenbürtiger neben Beethoven. Das Sehnen seines Lebens ward zur Erfüllung. Die „Winterreise“ ist Schuberts wahrer Schwanengesang. Der nahe Tod streckt schon die Hände nach seiner Beute. Die Stimmung dieser Lieder ist düster, ja eine bis zum äußersten gesteigerte seelische Not. Mit den einfachsten Mitteln erreicht der Lieddichter hier eine ans Unerhörte grenzende Ausdrucksfähigkeit. Die Harmonien erzittern darin wie feinste Saitenlänge, die Melodien werden zu zartesten Herzenserschütterungen. Abgründe der Qual öffnen sich. Fast alle Lieder sind in schwermütigem Moll gedichtet. Todesahnungen, Visionen über irdische Vergänglichkeit geben den Gefängen den schauerlichen Reiz. Gestorene Tränen tropfen unaufhörlich nieder, das Irlich des Lebens lockt mit gleichendem Leuchten in den Sumpf, die Einsamkeit nagt am Herzen, die Ruhe der Nacht flieht der Unrastige, eine Krähe ist seine treue Begleiterin, und zum Schluß rafft er sich noch einmal zum Kampfe wider die Schicksalsgewalten auf. Zu spät! Schon nimmt der Tod als Leiermann ihn in die Arme. — So ragt einsam in erhabener Größe die Winterreise. Jenes Werk, mit seiner Offenbarung nächtlicher Seelengeheimnisse, mit seiner Leidzerissenheit, seinen Todesträumen. Fast hätte es Schubert an das Ufer des Wahnsinns geführt, aber seine Natur war im Kern zu gesund, er will nicht in Geistesverdunkelung versinken und stürzt sich noch einmal in die Erdenluft. Auf die Winterreise folgen das Es-Dur-Trio — das Streichquartett — und C-Dur-Symphonie.

Noch seine Gesundheit war seit der „Winterreise“ zerrüttet. Um so stärker ist der Auftrieb seines Schaffens, sein Geist glüht ruhelos, spannt sich in unermessliche Welten und verzehrt

die zerbrochene Hülle des Leibes. Im Fieber der Inspiration, versunken in seine hellsehenden Ahnungen, vergißt Schubert die Umwelt, seine trostlose äußere Lage und seine schwankende Gesundheit. Denn seit Anfang September 1828 holet der Tod auf seiner Brust. Am 11. November kann er nicht mehr das Zimmer verlassen. Seine Glieder sind von lähmender Mattigkeit gefangen.

Am 12. November schreibt er an Schöber:

„Lieber Schöber! Ich bin krank. Ich habe schon elf Tage nichts gegessen und nichts getrunken und wandle matt und schwankend von Sessel zu Bett und zurück. Rinna behandelt mich. Wenn ich auch was genieße, so muß ich es gleich wieder von mir geben.

Sei also so gut, mir in dieser verzweiflungsvollen Lage durch Lectüre zu Hilfe zu kommen. Von Cooper habe ich gelesen: den letzten der Mohikaner, den Spion, den Lootsen und die Ansiedler. Solltest Du vielleicht noch was von ihm haben, so beschwöre ich Dich, mir solches bey der Frau v. Bogner im Kaffeeh. zu deponieren. Mein Bruder, die Gewissenhaftigkeit selbst, wird solches am gewissenhaftesten mir überbringen. Oder auch etwas Anderes. Dein Freund Schubert.“

In den ersten Tagen mühte sich Schubert noch mit den Korrekturen zur „Winterreise“. Doch bald versagten seine zerrütteten Kräfte gänzlich, denn durch seine Adern rast ein Nervenfieber: Noch hofften die Ärzte, daß Schuberts Jugend und sein stämmiger Körper die tödliche Krankheit bewingen würden. Die Fieberphantasien wurden aber wirrer von Tag zu Tag, ein Typhus mit seiner ganzen Furchtbarkeit umhüllte das Bewußtsein des Tonbilders.

Am Krankenbett sitzt sein greiser Vater, dessen höchste Hoffnung mit dem genialen Sohn in ein frühes Grab sank. In seinen Fieberwirren glaubt Schubert sich in einem fremden Raum zu befinden. Als sein Bruder ihn trösten will, daß er doch in seinem eigenen Zimmer läge, schreit er auf:

„Nein, es ist nicht wahr, hier liegt Beethoven nicht!“

Und abends raunt er am Ohr des Bruders:

„Du, was geschieht mit mir?“

Ferdinand und der Arzt suchen ihn zu beschwichtigen. Schuberts Blick aber irrt hler und weitaufgerissen durch das Zimmer, seine Hand tastet nach der Wand, mit seinen zersprungenen Lippen sagt er laut und nachdrücklich:

„Hier — hier ist mein Ende!“

Schon senkte sich die Todesfadel auf sein Haupt. Am 19. November 1828, um 3 Uhr nachmittags, tat sein sehnächtiges Herz den letzten Schlag.

Die Freunde beweinten ihn fassungslos. Mit Schubert schied nicht nur aus ihrem Leben die Sonne, sondern ihnen war, als sei mit ihm auch die Seele Wiens gestorben, denn die lockende, liebeselige Stadt war ihnen in dem Freunde verkörpert, weil kein anderer wie er ihren Zauber besungen hatte.

Schubert lag im Sarge, den Lorbeerkranz auf den lockigen Haaren, die Hände gefaltet. Wie er es anderthalb Jahre früher visionär geschaut, so folgte seiner Bahre ein großer Trauerzug mit brennenden Kerzen, die von Blumen umwunden waren. Man bettete Schubert drei Grabhügel von Beethovens Gruft entfernt.

Als Einunddreißiger schied Schubert aus dem Leben. Seine Seele aber singt in der Schwermut und im Jauchzen seiner Melodien fort.

Marga von Renzell

Franz Schubert und sein Werk

Eine Bücherschau

Die Frucht jahrelanger Forschungen im Lebens- und Schaffensbereiche Schuberts ist Max Friedländers überaus lebensvoll geschriebene Broschüre „Franz Schubert“. Skizze seines Lebens und Wirkens (E. F. Peters Verlag, Leipzig 1928), die auf knappstem Raum Erfchöpfendes zu sagen weiß. Bei der Niederschrift dieser Arbeit konnte der Verfasser wohl noch über die Geringfügigkeit der über Schubert vorliegenden Literatur erstaunt sein, aber darin ist nun in diesem Gedentjahre ein entscheidender Wandel eingetreten. Das lehrt uns unshwer ein Bild auf die im folgenden zu würdigenden wichtigsten Neuererscheinungen der Schubert-Literatur, die anlässlich der Wiederkehr des 100. Todestages des Meisters mit hervorragenden Veröffentlichungen auf den Plan tritt. Wer würde wohl ohne Ergriffenheit auf die handschriftlichen Partiturseiten der „Unvollendeten“ blicken, die uns der Drei-Masken-Verlag (München) in einer mustergültigen Faksimileausgabe zugänglich macht. In welcher leuchtenden Klarheit des Notenbildes bietet sich uns hier die geheimnisumwobene Schaffenswelt des damals erst 25jährigen Meisters dar. Wir vermeinen's mitzuerleben, wie Schubert hier die Fülle unsterblicher Melodien zuströmt. Nur selten einmal braucht eine Notensfolge durchstrichen oder verbessert zu werden. Eine entzündende Geschenkgabe ist auch der im Wiener Verlag Steyermühl erschienene Band der „Liederzyklen Schuberts“ (von Heinrich Kralik in verkleinerter Nachbildung der Originalausgaben herausgegeben): tiefshöpfend und kenntnisreich Kraliks Vorrede, die nicht nur Schuberts Stellung in der Geschichte des deutschen Liedes in klargestehenen Umrissen skizziert, sondern uns auch die Meistergaben seines Liedschaffens in diesen drei Zyklen in lebensvoller Charakteristik auszudeuten vermag.

Die das in den letzten Jahren reicher fließende biographische Material aus Schuberts Dasein zusammentragenden Arbeiten von Otto Erich Deutsch („Franz Schubert, Die Dokumente seines Lebens und Schaffens“; Verlag Georg Müller, Leipzig-München) und Walter Dahms („Schubert“; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1928) sind das wissenschaftliche Fundament, auf dem Karl Kobalds gewichtiger „Beitrag zu dem unerchöpflichen Problem Schubert“ ruht. Sein Buch „Franz Schubert und seine Zeit“ (Amalthea-Verlag, Wien 1928) prunnt nicht mit neuem biographischen Material, sondern bezweckt, durch eine breit angelegte Schilderung der Kunst und Kultur im Wiener Biedermeier manch neues Licht auch auf die einzigartige Erscheinung Schuberts inmitten dieses reizvollen Milieus zu streuen. Weitausholend und in die verborgensten Winkel jenes üppig blühenden Kulturlebens hineinleuchtend, verdichtet Kobald den ihm in unerchöpflicher Fülle zuströmenden Stoff in meisterlicher Darstellung zu plastisch geschauten und lebensvoll wirkenden Bildern. In dem trefflich gelungenen Überblick über das ganz nach innen gerichtete Leben des Wiener Liedgenies, dem sich eine ausführliche Würdigung seines Schaffenswertes anschließt, sind geschickt zahlreiche Dokumente aus Schuberts Lebenskreis hineinverwoben. — Das Buch des Kölner Musikwissenschaftlers Paul Mies, „Schubert, der Meister des Liedes“ (Max Hesses Verlag, Berlin 1928) zeigt in aufschlußreichen, jedoch vorwiegend den Fachmann interessierenden Darlegungen die Entwicklung von Form und Inhalt des Schubertschen Liedes. Dieses mit dem Rüstzeug eines strengen Objektivität wahren Wissens ausgestattete Werk erhellt in den geistvollen Untersuchungen über die tiefe Gesetzmäßigkeit der Melodie und Ausdrucksform im Schaffen Schuberts manch Geheimnis aus der Werkstatt des Genies. Dorthin führt ebenfalls — jedoch auf charakteristisch unterschiedlichen Wegen — Felix Günthers Beitrag „Schuberts Lied“. Eine ästhetische Monographie (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1928). Bekennt Günther für sich eben die Lieder Schuberts als seinen musikalischen Lebenszweck, so möchte er mit seinem „ganz und gar un-

gelehrt“, dafür aber mit vielen Notenbeispielen versehenen Werke ein Wegweiser zu bewußterem Verständnis der Wunderwelt des Liedgenies aus der Donaustadt sein. An der Hand seiner tiefenbringenden Erkenntnisse, die sich insbesondere auf die Bedeutung des Klavierparts und der melodischen Gestaltung der Schubert'schen Lieder sowie auf die farbenreiche Charakterisierungskunst des Meisters beziehen, vermittelt uns Günther fesselnde Einblicke in das Walten eines künstlerischen Geistes. — In frischbelebtem Plauderton und unter müheloser Verarbeitung der neueren Forschungsergebnisse in bezug auf die biographischen Nachrichten aus Schuberts Dasein schreibt Oskar Vie sein anregungsreiches Schubert-Buch (Ullstein-Verlag, Berlin 1925), das er jenem Meister weihet, „der als Mensch mit Menschen schöne Dinge bespricht und musiziert“. Er zeigt, wie „aus dem dünnen und mageren Boden eines ereignislosen Lebens eine Kraft von unendlicher Macht und Dauer blüht“. Ein mit zahlreichem Bild- und Notenmaterial ausgestattetes Buch, das dem Wiedererlebensmenschen und -künstler Schubert tief in die Seele schaut.

Unter den Werken kleineren Formats beansprucht Georg Richard Kruses Schubert-Buch (aus der Reihe der Velhagen und Klasing'schen „Volksbücher“) besondere Aufmerksamkeit wegen des sonst schwer zugänglichen Bildschmucks, der in der hier gebotenen Auswahl den Zauber der Wiener Schubert-Zeit aufs anmutigste veranschaulicht. Hermann Frhr. v. b. Pfordten will in seinem Büchlein „Franz Schubert und das deutsche Lied“ (Quelle und Meyer, Leipzig 1928) dem deutschen Volk in ernster Zeit aufs neue zum Bewußtsein bringen, was es an Schuberts Schaffenstum besitzt. Diese volkstümliche, ein großes Wissen um den Genius auf engstem Raum darbietende Biographie enthält eine Schilderung von Schuberts Lebenslauf und eine aus inbrünstigem Gefühlsverständnis heraus geschriebene Charakteristik seiner Werke. In seinem in der Reihe der Reclam'schen Musiker-Biographien erschienenen Schubert-Büchlein versteht es A. Riggli meisterlich, das gesamte gegenwärtig bekannte biographische Material zu einem erschöpfenden und den Leser stets in Spannung haltenden Lebensbilde des Wiener Liedgenies zu verarbeiten.

Der Beschluß unserer Wanderung durch die Gesilde der neueren Schubert-Literatur sei ein Hinweis auf Schuberts Fortleben in der erzählenden Dichtung der Gegenwart. Bei der Schubert-Novelle Joseph Friedrich Perkonigs „Schubert, Hendl und der Birnbaum“ (Verlag Rittner und Siegel, Leipzig 1925) ist es erforderlich, der ländlich-ibyllischen Auffassung, die dennoch von einer tieferen nachdenklichen Zuneigung zum Melancholischen untermalt ist, ein Einfühlungsvermögen entgegenzubringen. — Ottokar Janetschek hat in seinem Buche „Schuberts Lebensroman“ (Amalthea-Verlag, Wien 1928) auf Grund der geschichtlichen Wirklichkeit eine packende Schilderung dieses Meisterlebens gegeben. Er zeichnet Schuberts Dasein als ständigen Kampf mit Widrigkeiten des Schicksals, als ein zermürendes Ringen mit der Sorge und den Bitternissen des Alltags und läßt so den wahren Schubert in seiner heroischen Einsamkeit und inmitten seiner rastlos quellenden Schaffenskraft vor uns erstehen. Die lebensecht gelungene Umweltschilderung und die aus ihr gewonnene unverfälschte Wahrheit des Schubert'schen Charakterbildes sind die Vorzüge dieses in gemächlichem Plauderton geschriebenen Romans des liebenswürdigen Musikerpoeten aus dem Wiener Walde. — Auch Joseph Aug. Lux möchte uns mit seinem Roman „Franz Schuberts Lebenslied“ (Verlag Grethlein u. Co., Leipzig 1928) „den bisher noch fehlenden wirklichen Wiener Schubert-Roman“ schenken, „der den Genius frei von der ihm mit Unrecht oft angedichteten krankhaften Sentimentalität und Trunksucht zeigt“. Zu diesen beiden wertvollen romanhaften Gestaltungen des Lebens eines der Großen der Menschheit gesellt sich Rudolf Hans Bartschs bereits zum Volksbuch des musikalischen Hauses gewordener Schubert-Roman „Schwammerl“, der sowohl in der prachtvoll ausgestatteten Halbleberausgabe in der Auflage des 200. Tausends als auch in der preiswerten Volksausgabe wohl das meistbevorzugte Geschenk zum Schubert-Gedenktag bleiben wird.

Dr. Paul Bülow

Türners Tagebuch

Hamlet-Stimmung / Das Flottenabkommen / Seine Enthüllung
und ihre Folgen / England und wir / Briands Selbstentlarvung /
Unser Mißerfolg in der Rheinlandfrage / Die Außenseiter /
Unsere Lage / Der Wechsel auf die Zukunft

Nun ja, irren ist menschlich. Allein mißbrauchen soll man diesen mildernben
Umstand auch nicht. Der Osloer Ausschuß für den Friedenspreis muß künftig
vorsichtiger sein. Nobel hat sein Geld keineswegs gestiftet, damit es in Fehlgriffen
verläppert wird. Allein nach den neuesten Erlebnissen, wer glaubt da noch, daß es
bei Briand und Chamberlain in die rechten Taschen gelangt ist?

Eine Hamlet-Stimmung liegt seit Genf über uns. Ein Grübeln wie in jenem Auf-
tritt, da der Dänenprinz nach der Schreibtafel langt, um aufzuzeichnen, daß einer
lächeln und dennoch Gift träufeln kann.

„Verträge müssen guten Glaubens gehalten werden; ohne Hintergedanken oder
Störungsversuche durch Sophismen“, sprach Aristide Briand. Er lud Stresemann in
Paris zum Frühstück. Man knipste die beiden, und ein deutsches Blatt setzte mit
kindgläubigem Sinne unter die Wiedergabe: „Die Diosturen des Friedens.“

Am Montag, dem 27. Juli, unterschrieben sie den Kellogg-Pakt. Mit welcher Ge-
stimmtheit es wohl Briand tat? Ich denke mir, sie glich der des Spötters Voltaire,
wenn er — der Mann des *écrasez l'infâme* —, um die Geißlichkeit zu entwaffnen,
von Zeit zu Zeit scheinheilig zur Kommunion ging. Trug er doch das englische
Flottenabkommen fertig in der Mappe und teilte es am Montag, dem 5. August,
den französischen Vertretungen im Ausland zur Kenntnisnahme mit.

War das nicht glatter Weltbetrug? Aber zum Pariser Zyniker hatte sich der
englische gefellt; zu Aristide Briand sein Freund Sir Austen Chamberlain.

Ich glaube, von Fontane stammt das Wort, kein Staat mache wie England so
unanständige und doch zugleich so anständige Politik. Es ist beirrt von jener form-
gerechten britischen Außerlichkeit, die im allgemeinen gegen ihr Opfer auch nach
dem Anlegen des Halsstricks bis zu dessen letztem Schnapper höflich bleibt. Aber
selbst dazu gibt es häßliche Ausnahmen wie gegen Napoleon auf St. Helena und
uns im Weltkrieg. Im Kern jedoch war die englische Politik immer herzenghart
gewissenlos. Das Wort vom perfiden Albion hält jedem Wahrheitsbeweise stand,
wenn es auch unter den heutigen Zeitläuften von seinen französischen Prägern bis
auf weiteres preisgegeben ist.

Am 30. Juli wurde Chamberlain vom Unterhause ins Gebet genommen, ob die
Rückversicherung sich auch auf die Heeresreserve beziehe. Er hat schlantweg verneint.
Nun ist jedoch erwiesen, daß es gleichwohl der Fall ist. „Daily Herald“ schüttet volle
Schalen sittlichen Abscheus über den Minister, aber nur, weil er das Parlament,
nicht, weil er die Welt belog. Das ist ein Zug für die Seelenkunde. Der liebe Gott
erhält ein neues Common prayer book und seinen puritanischen Leerlauf-Sonntag,

hat aber ins Foreign office nichts dreinzureden, da man für Gottesreich und Empire verschiedene Bankkonten führt.

Dieses Flottenabkommen ist ein bitterböses Ding. Es betrügt uns um Locarno, Amerika um die Seeabrüstung, Italien, das man schon um seinen Lohn für den Treubruch an uns geprellt, um seinen Mittelmeeranspruch und alle Genfer Staaten insgesamt noch einmal um den ersten Artikel des Völkerbundes. Der unbestechliche Ethiker F. W. Förster sieht aber nach wie vor nur deutsche Splitter, beileibe keine Ententeballen.

Um alles dessenwillen legte England auf Geheimhaltung Wert. Frankreich hingegen traute seinem Partner nicht recht. Es sagte sich, daß ein geheimer Vertrag leichter gebrochen werde als einer, der weltkundig ist. So ließ es zunächst seine Presse recht brusttönig jubeln: „Fortan ist jeder französische Soldat ein englischer Soldat, jeder englische Matrose ein französischer Matrose.“ Raum hing jedoch der Rabe der Schwanz aus dem Sack, da sprang sie auch schon ganz heraus. Eine amtliche Inhaltsangabe kam in die Hearst-Presse und wirkte in Amerika wie der Bombenwurf aus einem Flugzeug.

Bald dämmerte jedoch in Paris das Unheilsgefühl des Verfangenseins im eignen Netz. Daß Deutschland der Enthüller sei, wie einige französische Blätter ausschrien, wurde in London nicht geglaubt. So verhaftete man denn mit großem Getöse den amerikanischen Journalisten Horan und strengte eine hochnotpeinliche Untersuchung an. Mit Hilfe zweier Amateur-Sündenböcke wurde das amtliche Frankreich entlastet. Es ist, so heißt es jetzt, nichts gewesen als zwei französische Gefälligkeiten und ein amerikanischer Vertrauensbruch. Weiter gar nichts. Gleichwohl fühlt man sich in London gedeppt und hat einen heißen Grimm auf den feindlichen Freund. Alle Welt weiß ja jetzt, daß man in Sachen der Heeresreserven bereit gewesen, einen Meineid zu schwören wider den gefunden Menschenverstand. Dadurch wird er aber unmöglich. Denn wenn man dem Franzmann die von diesem bereits gebrochene Ribelungentreue wirklich hielte, ihm also bereit beispränge, der Genfer Saal würde bröhlen vor Gelächter.

Und welcher Diplomat übernehme solchen oberfaulen Auftrag? Nur der Abgebrühte bringt es freilich in diesem Fache zu etwas. „Bleiben Sie davon, Sie verachten die Menschen nicht genug“, riet einem Anfänger der französische Staatsmann Choiseul. Und als man später davon sprach, Napoleons Gegenfüßler Moreau an die Staatsspitze zu rufen, da warnten alle kundigen Ehebaner: „Ausgeschlossen, der glaubt ja an die Tugend!“ Allein mag einer in sieben Laugen gewaschen sein, auslachen läßt er sich gleichwohl nicht gern. Es wäre daher durchaus erzieherisch, wenn im Völkerbund bei dreiften Ansprüchen an die Leichtgläubigkeit der Hörer immer herzhast gelacht würde.

Wir erblicken gemeinbin in Frankreich den Erbfeind und haben ja gefestigten Grund dazu. England ist für uns jünger in diesem Gewerbe, hat sich freilich doch auch schon ganz tapfer bewährt. Was nicht ausschließt, daß es im dringlichen Fall doch einmal wieder den heldenmütigen Entschluß fassen kann, bis auf den letzten Deutschen zu fechten. Es war uns immer nur im Bedarfsfalle Freund; wenn es am Rhein Kanada erobern wollte oder die Raptolonie in Brabant. Hingegen hat

es auf dem Wiener Kongreß dafür gesorgt, daß Elsaß-Lothringen nicht wieder deutsch geworden ist. Unsere ganze Geschichte hätte sich sonst anders gedreht und manches blutgetränkte Schlachtfeld blieb uns erspart.

Englands Widerspiel schädigte uns schon das ganze vorige Jahrhundert hindurch. Trotz des dreifachen Rechtsbruches an Schleswig-Holstein arbeitete es 1848 in der ganzen Welt für Dänemark. Lord Palmerston erklärte Schwarz-Rot-Gold für eine Piratenflagge, die britische Flotte bohre jedes Kriegsschiff, das sich zeige, schonungslos in den Grund. Auch 1864 drohte man uns mit Krieg und 1870 hatten wir im ganzen Inselreich nur zwei Freunde: die Königin Viktoria und Thomas Carlyle.

Ist nicht auch der Weltkrieg ganz englische Sache und englische Schuld? Rußland wußte, daß Frankreich mitschlage, weil Eduard Grey diesem Hilfe zugesichert. Wenn England nicht dabei war, kam es gar nicht zum Ausbruch oder zum mindesten, da dann weder Rumänien abfiel noch Italien, ebensowenig die Vereinigten Staaten sich ins Lager der Gegner fanden, zum deutschen Sieg.

Wie steht es denn jetzt? Schneidet der Brite nicht immer wieder aus unfremem Leder englisches Riemenzeug?

Unser Abrüstungsvorstoß ist gescheitert. Sie stimmten im Ausschuß allesamt gegen uns. Außer Ungarn, das auch in seinem Vorbehalt beim Kellogg-Pakt sein heißes vaterländisches Wollen so würdig dartat. Selbst die kleinen Neutralen, die Skandinavier, Holland und die Schweiz, die unsere natürlichen Unterstützer wären, stellten sich auf die Außenseite. Warum haben wir sie nicht längst um uns gesammelt? Gewiß ist der Starke am mächtigsten allein; aber sind wir denn stark?

Am 10. September tat Briand seinen berühmten Hufarenritt. Es war ein doppelter Gedenktag. Vor vierzehn Jahren hatte an ihm die Marne Schlacht geendet, vor zwei Jahren war Deutschland aufgenommen worden in den Völkerbund. Auch damals hatte Briand geredet. Mit der Hand auf dem Herzen hatte er sich an Stresemann gewandt; seine schmiegsame Cellostimme auf herzige Weichheit gestellt. „Fort mit den Mitrailleusen; keine Schlacht, kein Krieg mehr!“ Brausen des Beifalls war gefolgt. Der hingerissene Vertreter Kanadas gar ausgebrochen in drei formwidrige Hurras. Wie wird er jetzt verwünschen, an Briands Redestrippe der Hampelmann gewesen zu sein!

Auch an diesem 10. September hat der vollmündige Franzose wieder zu den Deutschen hinübergesprochen. Diesmal aber teils mit aufgeregtem, teils spöttischem Gebärdenpiel. Den Kanzler Müller suchte er lächerlich zu machen, ja der Unwahrheit zu zeihen. Dann sprach er wieder mit hochgezogenen Schultern und spöttisch auf der Brust gefalteten Händen von „dem unschuldigen und tugendhaften Deutschland“.

„Es gibt einen Staat, der rüstet, aber doch hierherkommt, um von uns vollständige Abrüstung zu verlangen.“ Vergestalt begehrte er auf. Er begründete diese Anklage mit lauter Beweisstücken aus den Beständen der geistigen Minderbrüder des Heherordens. Auch hier hätte eine fröhliche Lache lösend gewirkt. So aber pries ihn vielmehr sein sonstiger Widersacher Pertinax für diese „kühnste, überlegteste und klarste Rede seines Lebens“ und der „Intransigeant“ erklärte es obendrein für einen Taktfehler, daß Kanzler Müller wider Genfer Gepflogenheit Briand nicht beim

Verlassen der Tribüne auch gar noch die Hand gedrückt und zu seiner Rede beglückwünscht habe.

Anders hätte auch Poincaré nicht zu sprechen vermocht. Der Deutsche wird den finsternen Lothringer künftig höher schätzen als Briand; denn ist's gleich ein brutaler, so doch wenigstens ein ehrlicher Feind, und man weiß bei ihm genau, woran man ist. Für den Mann aber, dessen Name sowohl unter dem Locarno-Vertrag und dem Kellogg-Pakt wie der Rückversicherung steht, obwohl sie einander ausschließen, gilt, seit er Deutschland der Hinterhältigkeit beschuldigte, Richards des Dritten ränkelschweres Selbstbekenntnis:

„Ich tu' das Böse, schreie selbst zuerst;
Das Unheil, das ich heimlich angestiftet
Leg' ich dem andern auf als schwere Last.“

Mit schlagfertiger Sachlichkeit verwies der „Daily Herald“ darauf, daß, während Briand sprach, Painlevé gerade einer Militärkonferenz vorsah, die über den Ausbau eines französischen Festungsgürtels von der Nordsee zum Mittelmeer beriet. Daß Monsieur Lagues die gewaltige Flotte rühmte, die Frankreich seit dem Kriege gebaut habe. Daß, wo es vor drei Jahren noch acht Luftgeschwader hatte, jetzt dreimal soviel sind, während Deutschland so vollständig wie nur möglich entwaffnet sei. Wenn Briand es anders darstelle, dann sei dies Unsinn, ein gefährlicher Unsinn.

Aber wer ist denn letzten Endes schuld daran, daß er so sprach? Und wer daran, daß General Guilleumat nach den Manövern auf deutschem Boden die drohende Ruhmredigkeit von sich gab, seine Truppen hätten den Deutschen gezeigt, daß es noch ein französisches Heer gäbe, womit man rechnen müsse, falls einmal die Diplomatie nicht ausreiche? Steckt hinter alledem nicht auch wieder England und sein Abkommen, das den Franzosen den Rücken steift zu dem übermütigen friedengefährdenden Gefühl des „Uns kann keiner“?

Rosigbilder hatten erwartet, daß Hermann Müller auch in der Rheinlandfrage kommen, sehen und siegen werde wie Cäsar bei Zela. Wie böse das trog! Für Frankreich ist unser besetztes Gebiet die Dragonade nach des Sonnenkönigs Beispiel. Wie dieser seine Hugennotten bekehren wollte, so will man bei uns damit herausholen, was nur irgend zu erpressen ist. Ob siebzehntes, ob zwanzigstes Jahrhundert, Lilienbanner oder Tricolore, gallische Art bleibt gallische Art.

England versichert immer, es packe lieber heute als morgen seine sehr zahlreichen Troßwagen in Wiesbaden und dem Taunuskreis. Seine Außenämter schwagen's mehrmals alljährlich dem Unterhause vor; damit auch uns und der Welt.

Wo der Wille, bahnt sich da nicht auch ein Weg? Wäre es ihm ernstlich darum zu tun, dann stände auf unfrem vaterländischen Boden längst kein feindlicher Soldat mehr.

Es ginge leider nicht, so heißt es aber in London; wegen der französischen Empfindlichkeit. Um ihretwillen protestiert man, wenn Edener, der an Englands Küste mit Hurras begrüßt wurde, ein Zipfelchen deutsches Rheinland überflog; um ihretwillen reitet man mit Guilleumat in die Eifel; um ihretwillen verurteilt man den Bürger-

meister von Königstein, weil er das Deutschlandlied spielen ließ; merkwürdig unbekümmert um unsere Empfindlichkeit.

Das Rheinland ist eben dem eiskalten Tory-Kabinet kein deutscher Gefühlswert, sondern ein englisches Geschäft. Dieses wurde im Rückversicherungsvertrag abgetarnt, und im Pochen darauf verwandelte sich der Locarno-Briand wieder in jenen anderen, der Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort besetzen ließ. Aber er war bitter getränkt als Müller das Wort von dem doppelten Gesicht der internationalen Politik sprach. Um so bitterer, weil es so wahr ist, er sich also durchschaut sah.

Es wäre überhaupt unrecht, nicht anzuerkennen, daß der sozialdemokratische Reichskanzler, obwohl völliger Neuling auf dem Genfer Parkett, sich würdig, tapfer und klug benommen hat. Er hielt dem französischen Druck, der mit den verschmißtesten Mitteln arbeitet, unerschrocken stand. „Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte Briand.“ „Jawohl“, kam die feste Antwort. „Ich kann um so weniger davon abgehen, als ich mich im vollen Einvernehmen mit dem Kabinet befinde, das den Willen der Volksvertretung darstellt.“

Die Freude an dieser Haltung hilft freilich nicht um die Einsicht herum, daß Locarno sich jetzt endgültig als ein Fehlschlag erweist. Diese Politik war auf Flugsand, nämlich auf die politische Ehrlichkeit unsrer Gegner gebaut. Darin haben die Rechtsblätter recht behalten, und es ist ein fruchtlos Mühen unsrer Steifpazifisten, den Schein zu retten. Dieser Traum ist ausgeträumt.

Natürlich liegt ein Vorwurf in solcher Feststellung. Aber er geht auf die feindlichen, nicht auf unsere Staatsmänner. Es war ein waghalsiger Versuch von vornherein, allein gemacht mußte er werden bei unserer völligen Machtlosigkeit, die uns jedes andere Mittel als die diplomatischen unterbindet.

Deswegen ist es verbohrt, jetzt zu schelten oder gar den Rücktritt des Reichskabinetts zu fordern wegen der Mißerfolge von Genf. Um des Wetterns willen wurde ohne Sinn und Vernunft gewettert. Unsere Genfer Gesandtschaft hätte sofort die Koffer packen sollen; wir mußten aus dem Völkerbund austreten, den Locarno-Vertrag zerreißen, uns von Versailles lossagen, die Dawes-Zahlungen einstellen und unbekümmert wieder aufrüsten. Aber da sei ja kein Schneid und Ehrgefühl, Herrgott, noch einmal!

Welchem guten Deutschen lagen bei den Genfer Nachrichten Hornesausbrüche fern? Allein sofort legte der nervenlose Verstand seine kühle linke Hand auf die geballt zuckende rechte Faust. Mit all diesen Vorschlägen machten wir das Rheinland nicht frei, vielmehr ewig zum Knecht. Nur ein politischer Tor kann denen Vorwände bieten, deren ganze Politik ein verschlagenes Ausbeuten von Vorwänden ist.

Man könnte jenen Hochspannungsnaturen nichts Schlimmeres wünschen als das Amt des Außenministers. Unter dem ungeheuren Verantwortungsdruck würden auch sie gar nicht anders handeln können als Stresemann und jetzt Hermann Müller.

Man mag deren Methode verächtlich ein Wurfeln nennen; eine andere bleibt bei unserer Lage nicht übrig. Auch Mussolini arbeitet sich heiß an den Versuchen zur Vernichtung der Friedensverträge — soweit sie ihm zuwider sind. Wie fruchtlos war gleichwohl bisher seine Mühe, und doch — wie ganz anders als wir steht er dabei in Macht und Einfluß!

Wenn die Genfer Fehlschläge doch von allen politischen Partelen zum Selbst-erziehen ausgewertet würden! Daran fehlt es aber unseren Außenseibern völlig. Auch die außenpolitische Fingerfähigkeit der Sozialdemokratie ist schreckhaft klein. Wenn ihr Hermann Müller in Genf richtig handelte, trieb ihr Rudolf Breitscheid zuwiderlaufende Parteisonderpolitik. Beim Bekanntwerden des Flottenabkommens und von Briands Rede mußte sie, wenn Schmiß in ihr saß, erklären: „Nun sind auch wir einstimmig für den Panzerkreuzer A. Jetzt erst recht.“ Statt dessen brüstet sie sich mit einem Antrag Wels auf Einstellung des bereits begonnenen Baus. Nicht etwa sachlich ist sie gegen das Volksbegehren, sondern einzig, weil es ein kommunistisches war. Ihr Franz Rüstler aber, mit dem sich neuerdings ein durch völlige Kurzsicht und Bedenkenlosigkeit gefährliches Element in den Vordergrund drängt, bekämpft es mit Enthüllungen, über die unser Stieffreund Briand sich vergnügt die Hände reibt.

„Wir leben ja nur von Ihren Fehlern!“ rief Bebel einst den bürgerlichen Parteien zu. Die heutige Sozialdemokratie sorgt, daß der Feind von den ihrigen leben kann. Sie durchkreuzt die Arbeit ihres eigenen Genossen Hermann Müller; ist aber dann noch bieder erstaunt, wenn sich zeigt, daß ihre Linksleute in Genf ebensowenig ausgerichtet wie zuvor das Rechtskabinett. Es war ein Fortschritt, daß auch Deutsch-nationale ihre Zufriedenheit bekunden konnten mit der Genfer Haltung des sozialdemokratischen Kanzlers. Das war aber dem „Vorwärts“ ersichtlich unangenehm, und indem er sie ansauchte, durchbrach er diese nach außen einbruchsvolle Einheitsfront. Daß die größte unserer Parteien weder aus der Geschichte noch dem eigenen Erlebnis lernen, lediglich den Klassentampf kennen will, liegt schwerer auf der deutschen Zukunft als Dittat und Dawes-Plan.

Wollen wir nicht auch endlich einmal anfangen, von des Feindes Fehlern zu leben? Gerade jetzt bieten uns die Geschehnisse einen vortrefflichen Einsatz. Die Welt ist empört über die Falschheit, die in dem Flottenabkommen liegt. Amerika und Italien sind wie wir vor den Kopf gestoßen; die Neutralen sprechen allesamt schlecht davon. Wenn Müller Briand reizte, dann geschah es ohne Absicht. Aber es hatte den glänzenden Erfolg, daß der vielgewandte Franzose die Maske verlor. Nun sah auf einmal jedermann das verzerrte Gesicht. Hier ist Gelegenheit zu Bismarcks häufigem Mittel, den Gegner als Störenfried festzunageln, die öffentliche Meinung gegen ihn zu wenden; kurz, Weltatmosphäre zu schaffen für uns.

Die Lage ist noch gar nicht einmal so ungünstig, wie sie gemacht wird. Die Genossen von der Neuentente stehen in der Sackgasse. Frankreich braucht dringend 400 Millionen Dollars zur Zahlung an Amerika für das faule Geschäft mit dem vor zehn Jahren aufgekauften amerikanischen Kriegsgut. Einen Aufschub erhält es keinesfalls mehr von dem durch den hinterhältigen Flottenstreich so schwer verprellten Gläubiger. Demnach braucht es Hilfe bis zum 1. Juli 1929 und erhofft sie von der Begebung eines gleichen Betrags deutscher Eisenbahn- und Industrieobligationen. Wenn's sein muß, können wir also warten, aber Frankreich nicht. Man sieht, wie es auf Verhandlungen drängt. Um so mehr Grund, uns Zeit zu nehmen.

In England hinwider sind selbst konservative Kreise außer sich über den Geltungsverlust, den das Land erlitten durch das unredliche Ungeschied des Kabinetts Baldwin.

Seine Langlebigkeit war ein Unheil für England, für Europa, für uns. Bei den anstehenden Wahlen bleibt es auf der Strecke. Ob nun Lloyd George folgt oder Macdonald; beide sind gleicherweise gegen Chamberlains zweideutige Politik. Der eine nennt sie Hirnverbrannt, der andere eine entwürdigende Narretei. Beide verlangen Rheinlandräumung und Abkehr von Frankreich. Bleibt also bloß die Frage, ob, wenn ein Wahlsieg ihnen das „Hic Rhodus, hic salta“ zuruft, ihre bessere Einsicht aufkommt gegen die eingewurzelte Bedenkenlosigkeit ihres Außenamts.

Ebenso schwenkt die amerikanische Stimmung immer mehr für uns um. Britten, der Vorsitzende der Flottenkommission des Kongresses, erklärte, Friede werde nur durch rasche Befreiung der Rheinlande und einen Riß durch den Versailler Vertrag. Ähnlich sprach Hoover, der am 6. November zum Präsidenten gewählt zu werden hofft. Tat er's bloß zum Stimmenfang unter den Bindestrich-Amerikanern deutschen Geblüts?

Der englische Schriftsteller Dell rät daher, wir möchten uns nicht beeilen; wahrscheinlich bekämen wir die Räumung rascher ohne als mit Zugeständnissen. Vor allem aber sollten unsere Franzosenfreunde den Mund halten. Er hat recht.

„Noch so ein Sieg und ich bin verloren!“ Pyrrhusliege gibt es auch heute noch. Den Männern vom Quai d'Orsay und Downing Street muß ihr Erfolg schwerer im Magen liegen als denen der Wilhelmstraße ihre Schluppe. Wir haben diesmal in Genf gar nichts erreicht außer — dem moralischen Sieg. Dieser aber wiegt den unmoralischen der anderen auf. Laßt ihn sich auswirken; er ist ein Wechsel auf die Zukunft.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 18. Oktober)

H u f d e r W a r t e

Dem Gedächtnis Hermann Kertheys

In Richards Roman „Meisters Vermächtnis“ (Seite 105) taucht episodisch ein Domprediger Kirchan auf, der aus dem Leben gegriffen ist. Es ist der Domvikar Kerthey in Münster i. W., ein Mann, der auf den Dichter einen ungewöhnlich starken und bedeutenden Eindruck gemacht hat. Er ist inzwischen gestorben, und ein Freund spricht hier zur Grabmalfeier dem heiligmährigen Manne und Gelehrten ein Gebetwort. D. L.

Wer unsern vor Jahresfrist heimgegangenen Freund Hermann Kerthey als Trostspender der Trauernden und Betrübten erlebte und ihn selbst leiden sah unter der geistig-seelischen Not der ringenden Forscher-Persönlichkeit, den hebt es über alle Erdennot empor zu der Erkenntnis von Ewigkeitswert, daß Gott sich nur in solchen Opfern, Leiden und Persönlichkeiten offenbart, die den Dornenweg gehen und ihr Kreuz auf sich nehmen. Unser unvergeßlicher Freund ist diesen Weg gegangen bis in den Tod; er ist auf den Kreuzwegpfaden seines erlösenden Seelsorgeramtes, seiner ergreifenden Nächstenliebe, seiner Kranken-, Gefangenen- und Armenfürsorge seelengroß dahingepilgert in die Ewigkeit, und seine Werke folgen ihm nach: segnend schweben ungezählte Hände über seinem Grab, auf das die trauernden Augen der in Stein gemeißelten Gottesmutter über der Dornenkrone ihres Kindes herniedersehen.

Erschütternd ist die Predigt des schweigenden Toten, der uns allen unsagbar viel aus dem Born seines profunden Wissens und seiner geläuterten Lebensweisheit zu sagen hatte, — zu dessen Beichtstuhl die gequälten Menschenkinder in Scharen strömten, um gestärkt heimzulehren in den Kampf der geistig-seelischen Not unserer Tage. Das vom Kreuzträger und Seelsorger Hermann Kerthey ausgehende Seelenwunder wollte manchem von uns größer erscheinen, als es die Wunder an unserem zerbrechlichen Körper jemals sein können.

Was die Gemeinde der Christenheit in der *communio sanctorum* (Gemeinschaft der Heiligen) diesem Toten verdankt und seinem heute noch fortwirkenden Segen, das wirkt sich aus

in den Feierstunden der Einzelseele, zumal am Grabe Kertheys auf dem weihvollen Domherrn-Friedhof zu Münster, im Lande der roten Erde.

Was die Theologie dem Gelehrten Kerthey verdankt, das wird uns erst noch die Zukunft lehren. Der Theologe Kerthey hat eine Art von Summa über die Entwicklungsgeschichte und die Lehren vom Zentraldogma des dreieinigen, persönlichen Gottes geschrieben und seinem Nachlassverwalter anvertraut. (Sie haben bei seinen Lebzeiten das Imprimatur nicht erlangt: das war dieses bedeutenden Forschers stille Tragik. D. L.) Band auf Band stehen sie da, die stummen und doch so berebten Zeugen seines Schaffens — die Bahnen der Gottesgelehrtheit durchmessend von Aristoteles über die Kirchenväter und Thomas von Aquin bis auf unsere Tage —, ein erschütterndes Zeugnis für die Not der Geisteskämpfer in unserer von Gott verlassenen Zeit. In Demut vor der Jahrtausende alten Autorität seiner über alles geliebten Kirche und in rührender gläubiger Hoffnung auf den Sieg des Auferstandenen, vertraute der Tote mir die Wahrworte an: „Ich sterbe auf mein Werk, schon um es dem Hader dieser Zeitlichkeit möglichst zu entrücken und der Kirche die Ernte zu erleichtern, welche mit Gottes Hilfe vielleicht auch aus meinem Schrifttum dereinst erwachsen mag. Wohl kann die Kirche es erwarten, daß wir Theologen erst auf unser Werk sterben und lieber zeitlebens schweigen, damit die Zeit heranreife: jedes Ding will eben seine Weise haben, und die Zeitlichkeit des Autors streitet nicht mehr wider sein Werk, wenn er darauf gestorben und vor den ewigen Richter getreten ist.“

Wer das Glück hatte, das Menschen- und Priestertum Hermann Kertheys jahrzehntelang aus Freundschaft zu erleben, dem ist die weihvolle Stätte seiner Gruft ein Heiligtum. Vater und Mutter werden nach ihrem Heimgang von ihren Kindern in der Blutgemeinschaft ihres Herzeleids umtrauert: es erhebt sich die heilige Stimme der Natur zum

Gebet um die Toten, die uns das irdische Leben und den Gottessegens des vierten Gebots vermittelten. Kann der Tod eines Priesters und Seelenhirten uns ähnlich erschütterern?

Die Klage der Vereinsamten, die er zurückgelassen, erhebt sich inmitten unserer entseelten, entnerzten, trostlosen Zeit zur priesterlichen Idealgestalt des gottbegnadeten Freundes und Führers, der uns voranging aus der Unrast unserer Tage, der seine ganze unantastbare Persönlichkeit einsetzte gegen die Persönlichkeitsvernichtung unserer Tage.

Du getreuer Knecht Gottes und Diener der Kirche und der Seelen, begnadet und wissend vom Wollen und Wirken Gottes, bleibst du vereint mit uns allen, denen du ein Teil deines Selbst selbstlos geopfert hast zeit deines Lebens. In deiner Caritas wurdest du zum Erörterer unseres unglücklichen Volkes in schwerster Seelennot. Du warst uns das leuchtende Beispiel jenes unpolitischen Priestertums, das allein uns Seelenführer für die Rettung aus dem Neubeidentum unserer gottlosen Zeit beschenken kann. Ein Christophorus, ein Christusträger warst du uns, der die Fluten durchwatete, unberührt von ihrem Schmutz und doch sehend und heilend für die vielen, welche die Schlammflut unserer Tage zu erlösen droht.

Nur das Martyrium ganz großer Seelen vermag den Gnaborn des persönlichen Verlehrs in solcher Fälle über die Menschen aller Stände auszuschnitten, daß uns ein Heimweh zu ihnen ins Jenseits erfasst; so stehen wir heute und nach Jahren noch trauernd an deinem Grabe, Hermann Kerkhey, du treuer Freund und Führer der Menschenseelen.

Notar Dr. ten Hompel (Münster i. W.)

Hans von Wolzogen

Zu seinem 80. Geburtstag am 13. Nov. 1928

Ein Leben, mit voll ernstem Sinn, nehmt's als ein kindlich Märchen hin" — so empfandet's der Besucher, wenn er etwa zur Bayreuther Festspielzeit im stillumfriedeten Heim Hans von Wolzogens Einklehr hält. In der Lützstraße liegt das schlichte Wohnhaus des greisen Kämpfers und ist durch ein Garten-

pflörtchen mit dem Park von Wahnfried verbunden. Diese landschaftliche Nachbarschaft erhält hier symbolische Bedeutung: denn dieses Mannesleben steht „fest in Mühen“, in unerfütterlicher Treue und in nie ermüden-der Schaffenskraft im Dienste der Bayreuther Kulturideale. Im Bayreuther Kulturbezirk ruht der geistige Lebensanker dieses reich-gesegneten Daseins, das empfindet jeder, dem es einmal vergönnt war, inmitten kunstdurch-sättigter Bayreuther Festspieltage für eine kurze Plauderwelle dem greisen Wolzogen in seinem von freundlicher Ruhe und Besinnlich-keit durchwobenen Arbeitsraum gegenüber-zustehen und in dem gütewollen Blick seiner Augen mit wunderbarer Leuchtkraft einen unermesslichen Reichtum inneren Besitzes auf-strahlen zu sehen. „Läßt sich ein friedvolleres Dasein denken als die früherkannte Aufgabe, in einem heiligen Hain hoher Kunst und edler Gedanken Gralswächter zu sein?“ so fragte Lien-hard vor zehn Jahren in seinem Glückwunsch-gruß an den ihm geistverwandten, auch im „Fürmer“ oft zu Worte gekommenen Mit-kämpfer in der alten Martgrafenstadt. Die Antwort gibt uns Wolzogen selbst in seinem Buche „Lebensbilder“ (als Bd. 52 in der „Deutschen Musikbücherei“ des Verlags Gustav Bosse in Regensburg erschienen), wo er im goldenen Schein eines ihn stillbeglückend um-leuchtenden Abendfriedens die Geister der Er-innerung heraufbeschwört: unter dem Trom-melwirbel der Revolutionstage von 1848 in Potsdam geboren und im Greisenalter um-lodert von den Erschütterungen der sich aus den furchtbaren Ereignissen des jüngsten Zeit-geschehens vorverklündernden Weltumwende — welch schicksalsreiche Umrahmung dieses in einem deutschen Winkel verwurzelten Daseins eines Mannes, dessen Augen stets viel mehr nach innen als nach außen schauten. Man durchblättere jenes auf Dank und Liebe ge-stimmte Erinnerungsbuch, das uns Wolzogens Lebensfahrt von jener glücklichen, aber sehr einsam und still verbrachten Jugendzeit im Berliner „Schinkelhaus“ an bis zu jenem ent-scheidenden Ereignis schildert, als im Jahre 1870 jene erste, von einem unerhörten Skandal begleitete Aufführung der „Meistersinger“ im

Berliner Opernhause das Bewußtsein wachrief, als unerschrockener Kämpfer für diese große, echt deutsche Kunst einzustehen. Von diesem Abend her führt ihn der gerade Weg zu Richard Wagner und Bayreuth, wo er sich seit jenem Oktobertag des Jahres 1877 dauernd niederläßt. Seit einem halben Jahrhundert ist Wolzogen nun Gast und Freund des Hauses Wahnfried, in dessen künstlerischer Welt ihm „das geistige Licht seines Lebens“ ausstrahlte. Hier erblickt ihm denn auch seine eigentliche, von Wagner selbst anvertraute Lebensaufgabe, in der Leitung der seit dem Jahre 1878 erscheinenden „Bayreuther Blätter“ ein Hüter und Förderer des geistigen Bayreuth zu sein. Hier hat sich Wolzogen in der Tat als ein Führer der „Treuergemeinde des bewußten Idealismus“ bewährt. Welchen weitreichenden Kulturbesitz umschließen diese nun ein halbes Jahrhundert hindurch erscheinenden Bände, in denen Wolzogen selbst eine rastlose schriftstellerische Arbeit entfaltete. Ja überhaupt, diese erstaunliche Schaffenskraft, dieser nie ruhende Fleiß seiner ewigen Feder! Uns verbietet's der Raum, Wolzogens literarisches Lebenswerk im einzelnen zu charakterisieren, aber wenigstens ein rührendes Beispiel aus seiner Geisteswelt sei angeführt: wie er vom Bayreuther Winkel aus den Weg zu der stillen, tiefen, deutschen Kunst Wilhelm Raabes findet und der ihm „lebenslang innigst wohlthätigen Bekanntschaft“ mit dem Braunschweiger Dichter in dem Büchlein „Raabenweisheit“ ein Denkmal setzt. Unfern Bühnen aber sei anläßlich des 80. Geburtstages Wolzogens musikalisches Lustspiel „Flauto solo“ in d'Alberts außerordentlich glücklicher Vertonung in die Erinnerung zurückgerufen. Am 13. November aber wandern unsere Gedanken hin in die Bayreuther Elststraße, und wir gesellen uns in Dank und Verehrung zu der dort hin pilgernden Schar der Glückwunschtäger: aus dem Gefühl treuerbundener Gemeinsamkeit in der Arbeit für Deutschlands heiligste Kulturgüter bringen wir dem 80jährigen Kämpfer unsern Glückwunsch dar. Möge ein freundlicher Abendsonnenglanz dieses Meisterleben auch fernerhin umleuchten, und möge auch weiterhin ein göttig waltendes Schicksal dem rastlos

tätigen Mann Gesundheit und Schaffenskraft für jenes reichen Segen ausströmende Lagerwert erhalten, dessen Kerngehalt der geistige Idealist selbst einmal in notumbrandeter Zeit in diese Worte prägte:

„Das gut und gerecht, was edel und rein,
Die Welt zu heil'gen und zu heben,
Das soll unsere ewige Siegestraft sein,
Das wollen wir glauben und leben.“

Dr. Paul Bülow, Lübeck

Der Friedhof der Heimatlosen

Zweiter Teil. (Vgl. „Fürmer“, Novemberheft 1927, Seite 102.)

Ich weiß nicht, welche Insel in dem feinen Aufsatz von Robert Boshart beschrieben ist. Jedenfalls kann es sich schwerlich um den berühmtesten der Friedhöfe für Heimatlose handeln, den von Westerland auf Sylt. Er ist besonders bekannt geworden durch den Stein, den Carmen Sylva dort errichtete und der Rdgels ergreifenden, an dieser Stelle doppelt ergreifenden Vers trägt:

Wir sind ein Volk vom Strom der Zeit
Gespült ans Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Hellaud.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lage:
Es ist das Kreuz von Solgatha,
Heimat für Heimatlose.

Heute kann man von ihm nur mit einem wehmütigen „Einjt“ oder mit einem entsetzten „Jekt“ entfliehen.

Vor genau dreißig Jahren waren meine Eltern mit mir einen Sommer in Westerland.

Damals war dieser Sylter Friedhof für Heimatlose mit den gleichförmigen schlichten Holzkreuzen ohne Namen wirklich ganz der Ort des Ernstes und des Friedens, das „Heiligtum der Insel“. Für den Knaben war es einer der unvergeßlichsten Eindrücke, der bis in die Mannesjahre unverwischt blieb.

Dies Jahr führte mich der Weg zum erstenmal wieder nach Sylt. Es war nichts selbstverständlicher, als daß ich mit meinem Jungen an der Hand den Weg zum kleinen Friedhof suchte. Von dem alten Westerland war ja in

dem Welt- und Rodenbad nicht mehr viel zu sehen. Aber ich war sicher, daß vor jener stillen Stätte alles ehrfürchtig haltgemacht hätte. Wenn der Friedhof auch nicht mehr am Ende des Ortes, wie vor dreißig Jahren, lag, sondern durch das Anwachsen der Stadt stärker von Verkehrsstraßen umgeben sein mußte, so war doch nicht daran zu zweifeln, daß man seine Eigenart empfunden und gewahrt hatte!

Das war nun freilich eine Illusion. Die Badeverwaltung hat es für gut gefunden, auf dem freien Platz unmittelbar neben dem Friedhof die großen Tennisplätze anzulegen. Nicht einmal, daß man es für nötig hielt, ein paar Meter auszusparen und etwa eine kleine Buschanlage oder Hecke dazwischen zu legen. Nein, buchstäblich ohne jeden Zwischenraum stößt der Tennisplatz an die Stätte der Heimatlosen. Das Lachen und Rufen eines flitenden Badepublikums statt der früheren Stille der Heide liegt über dem Ort der Toten. Nur eines hat man neuerdings geändert: daß man um den Tennisplatz einen hohen Drahtzaun errichtete; bis dahin flogen beständig die Bälle von dem Spiel zwischen die Kreuze, und die Tennisspieler liefen über die Gräber, um sie zurückzuwerfen.

Ich will nichts sagen über Ehrfurcht, obwohl es schwer ist, zu schweigen, wenn man sieht, wie die Ehrfurchtlosigkeit nicht einmal vor einem Heiligtum dieser einzigen Art haltmacht, vollends schwer, wenn einem in den Sinn kommt, daß ein Friedhof der Namenlosen für das Geschlecht des großen Krieges noch eine ganz andere Symbolik umschließt als für frühere Zeiten. Ich begnüge mich mit der andern Frage: ist diese Groteske an Stillosigkeit notwendig? Stillosigkeiten sind immer Zeichen von Parvenutum. Ein Weltbad, das den Friedhof für Heimatlose und die Tennisplätze zusammenlegt, ist in Gefahr, derselben Kategorie eingeordnet zu werden.

Prof. Gerhard Rittel, Tübingen

Wohin?

Rindlein, liebet einander oder wenn's gar nicht geht, laßt einander wenigstens gelten.“ Wie oft hat dies Goethe seiner ver-

zankten Umwelt gepredigt! Und um auch den Lohn seiner Lehre darzutun, fügte er oft hinzu: „Man ist nur insofern zu achten, als man selber achtet.“

Dieser Goethe-Geist war von jeher Türmer-Geist. Auch dort, wo er am schwersten zu wahren ist: in der heutigen Politik. Wir üben und fördern Toleranz gegen jeden außer der Intoleranz, weil wir nur durch Einigkeit frei werden; sowohl nach draußen gegen unsere Widersacher wie drinnen im Reich.

Wir kämpfen dagegen an, wenn die Linken, sobald ein Wahlerfolg ihnen den Ramm schwellt, Geßler-Hüte und Spießjoch aufpflanzen, wie es am Verfassungstag geschah. Aber nicht minder sei nach rechts gesagt, daß Bismarck den Haß für eine höchst unpolitische Regung erklärt hat. Er fällt uns klare Urteile und setzt sich in uns zu Gehässigkeit um. Erfreulicher noch als der Sieg über den Gegner wird uns dann sein Ärger. Er beantwortet Verdruß mit Verdruß, Bitterkeit mit Bitterkeit und der Erfolg ist innerer Wirrwarr, zum ewigen Schaden der Reichsseele. Haß hat immer nur zerstört, nie aufgebaut.

Wir hatten uns zu früh gestreut. Aber das Reichspräsidentenhaus in Holzminden nämlich, zu dessen Bau sich alle dortigen Kriegerverbände zusammengetan hatten. Stahlhelm und Reichsbanner vereint zu dem Zweck, der Jugend und den Feldbeschädigten ein Heim zu schaffen; das schien ein frohmachender erster Schritt zu der großen deutschen Volksgemeinschaft, ohne die jedes Ringen um neue Weltgeltung aufgesteckt werden muß. Denn bei redlicher Zusammenarbeit schleift sich ganz von selber der Knorr am Knubben ab. Sobald man fühlt, daß auch der politische Gegner persönlich Schrot und Korn hält, vertritt man auch sein politisches Wollen gegen ihn in sachlicherer, schärferer Form.

Aber es schien nur so. Denn die Bundesleitung des Stahlhelms erhob Einspruch und die Holzmindener Ortsgruppe trat demgemäß vom Abkommen zurück.

Der „Jungdeutsche Orden“ blieb dem gefaßten Entschluß treu. Er bestätigte ihn mit dem hübschen Hinweis, daß doch auch bei den Überschwemmungsarbeiten dieses Sommers

Stahlhelm und Reichsbanner gemeinsam zugepackt gegen die flutende Not. Was damals ging, warum geht's jetzt nicht mehr?

Allerdings hat auch das Reichsbanner wer weiß wie oft in ähnlichen Fällen erklärt, es mache nicht mit, wenn der Stahlhelm dabei sei. Seine Breslauer Ortsgruppe hat die grobe Lattlosigkeit begangen, ihre Teilnahme an den Hindenburg-Tagen zu weigern. Allein da hat wenigstens Höring ein besser Wort gesprochen, als ihm bisher zugetraut werden durfte. Diese Wandlungen waren zu fördern, nicht zu stören. Solche Absagen aber erreichen das Gegenteil.

Böse Worte sind gegen Hindenburg auch von rechts gefallen. So das hitzige Werturteil des Alldeutschen Clafs, daß er vollständig verjoge und im nationalen Sinne nichts mehr von ihm zu erwarten sei. Beigesellt hat sich der „Reichswart“ des Grafen Reventlow. Er macht ein Sündenregister des greifen Feldherrn auf bis hinunter zu den Feststellungen, daß er die deutsche Freimaurerei als vaterländisch anerkannt und mit Vertretern der christlichen Bekenntnisse auch einen Rabbiner empfangen habe. Im Sinne seiner Katastrophenspolitik erblickt Reventlow in Hindenburgs Wahl einen Mißgriff. Man hätte, so spricht er aus, besser getan, durch Abkommandierungen dafür zu sorgen, daß ein Jude gewählt worden wäre oder Judengenof.

Ist das Aufbau? In welche Wirren würden wir gestürzt, wenn solche Ansichten überhand nehmen im deutschen Volke!

Ein Blick in die Zeitung belehrt uns. In Falkensee bei Berlin kam es — zum wievielten Male wohl seit das Reichsbanner besteht? — zu einem blutigen Zusammenstoß mit dem Stahlhelm. Schüsse wurden gewechselt, und es floß viel Blut.

Bald darauf schlug man die Straßenschlacht von Seefthacht bei Hamburg. Hier socht Rotfront gegen Reichsbanner, das, wie man sieht, nach beiden Seiten in Fehde liegt. Dreitausend Mann sollen gerungen haben. Nach jedem Treffen beschuldigt einer den anderen des Überfalls; man rüstet zur Vergeltung und schießt sich auf Kleinkaliber ein.

Sind das nicht Zustände wie im mittelalter-

lichen Italien, in den Tagen der Guelfen und Ghibellinen, der Orsini und Colonna, der Montecchi und Capuletti? Es ist ein unelblicher Gedanke, daß die Feldgrauen, die einst im Unterstand das Brot teilten, sich jetzt als feindliche Brüder die Schädel zerschlagen.

Und wozu denn eigentlich? Werden die Fragen deutscher Zukunft mit Knüppel und Schlagring gelöst? Ist es da nicht doch besser, es mit Goethe zu halten und mit Hindenburg? Das richtig verstandene Weimar und das richtig verstandene Potsdam sind eben gar keine Gegensätze, eins wie das andere wurzelt im deutschen Seelengrund. F. H.

Der Hausmeier

Nun ist Benito Mussolini, der Maurersohn so weit, wie Julius Cäsar war, gerade als er ermordet wurde. Oder Napoleon, als er das Direktorium gestürzt hatte. Am besten paßt aber wohl der Vergleich mit dem fränkischen Major-domus. Denn zum Hausmeier gehört ein in die Ede gedrückter König, wie dies ja auch in Italien der Fall ist.

Am 20. September war es, dem Gedenktag des italienischen Einmarsches in das päpstliche Rom. Die 32 Männer des großen Rates der Faschisten waren im Palazzo Chigi zur Festsetzung versammelt. Sie nahmen ein Gesetz an, wodurch sie sich selber einbauten in die italienische Staatsverfassung. Da sie aber nur dazu da sind, um die Entschlüsse des Duce einstimmig gutzuheißen, hebt Mussolini, indem er den großen Rat hob, sich selber auf die schwindelnde Höhe einer monarchischen Macht.

Denn die 32 entscheiden über alles. Selbst über die Thronfolge und die Rechte des Königs.

Der Duce steht daher nicht nur neben, sondern sogar über der Krone. Das Haus Savoyen lebt einzig noch von seiner Gnade; ein Wörtlein kann es fällen.

Damit haben wir den fränkischen Hausmeier, der ja bereits in den Tagen Karl Martells den Titel Quastrex führte. Und man begreift, daß es in solchen italienischen Offizierkreisen, wo der Gedanke an den Fahnen-eid noch wach ist, über den neuen Staatsstreich wispert, wählt und gärt.

Nur ein kleiner Schritt noch. Wird Mussolini ihn tun?

Aber sicherlich. Schon vor sechs Jahren wies er seinen Weg. „Wir wollen,“ so rief er aus, „den Mut haben, Monarchisten zu sein; denn warum waren wir Republikaner? Weil wir einen Monarchen hatten, der nicht genug Monarchist ist.“ Er wird es sein. Wenn eine Londoner Wochenendmeldung bereits wissen wollte, König Victor Emanuel habe nach Beschluß des großen Rates sofort abgedankt, so war dies zwar falsch, allein ein ganz richtiger Schluß aus der Lage heraus.

Der Duce hat zwischen drei Vorbildern die Auswahl. Wird er handeln wie Napoleon? Dieser ließ das Volk abstimmen, und es machte ihn zum Kaiser. Das ist ein Weg, den Mussolini sicher nicht beschreitet. Als gewordener Widerdemokrat stellt er nimmermehr das Volk als Rädner über sich. Da ist aber auch Pipin der Kleine. Dieser Hausmeier sandte an den Papst und erbat dessen Urteil. Ob wahrer König sei, wer sorglos zu Hause sitze oder der andere, dem die Last des Regierens die Schulter drücke? Natürlich fiel der Spruch, wie er fallen mußte nach der Fragestellung. Darauf stieß Pipin den Merowing Chilberich vom Thron, steckte ihn geschoren ins Kloster und wurde selber König.

Dieser Weg wäre nicht ganz unwahrscheinlich. Mussolini stellt sich immer besser zum Vatikan und dieser zu ihm. Man sprach sogar davon, er wolle den Papst zu seinem Nachfolger machen, also Italien zu einem Kirchenstaat. Ein abenteuerlicher Plan, der ins Mittelalter zurückgreift; allein Mussolini hat bei allem Wirklichkeitsinn eine kühne Einbildungskraft.

Da ist freilich als dritter Weg auch noch der, den Cäsar beschritt. Dieser ließ sich am Lupercusfest von Marc Anton ein Diadem aufsetzen. Allerdings murrte das Volk, und da wies er es noch einmal klug zurück. Aber ein neues Angebot stand bevor, besser vorbereitet und daher sicher mit besserem Erfolg; dem wehrten jedoch die Iden des März.

Mussolini fürchtet weder das Volksgemurr noch den Morddolch. Seinen Marc Anton

hat er im großen Rat gefällig zur Hand. So wird es wohl dieser Weg sein zum Könige — nein, natürlich zum Kaiserthron. F. J.

Das Ende einer Kriegslüge in französischen Schulbüchern

Vor einem Jahre brachte ein achtjähriger Schüler aus Straßburg sein Lesebuch mit, und seine Eltern zeigten uns die Greuelgeschichten, die dort über die Deutschen erzählt werden nach Beendigung des Weltkrieges und dem Vertrag von Locarno. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß nicht nur in einem, sondern in verschiedenen französischen Schulbüchern jene Greuelgeschichten stehen, durch die den kleinen Schulkindern Haß gegen Deutschland eingepflegt werden soll.

Eine von diesen Lügen ist die Geschichte mit dem Holzgewehr. „Ein siebenjähriger französischer Knabe spielte mit einem kleinen Holzgewehr auf der Straße. Als eine deutsche Patrouille vorbeikam, zielte das Kind im Spiel mit seinem Gewehr auf sie; da erschoss einer der deutschen Soldaten den Jungen.“ Aber der Geschichte ist der Inhalt im Bild dargestellt; im Anschluß an sie sind Bemerkungen über die Grausamkeit der „boches“ hinzugefügt.

Daß diese Geschichte nicht wahr sein könne, war uns Deutschen klar, aber niemand von uns konnte die Entstehung dieser Lüge beweisen. Ein französischer Lehrer ist der Sache nachgegangen und hat sehr wertvolle Ergebnisse veröffentlicht. Er stellte fest, daß der französische Dichter und Dramatiker Miguel Zamacois die Geschichte nach Zeitungsartikeln niedergeschrieben habe. Der Dichter schrieb dem Lehrer: „Ich erkenne an, daß sie nicht sicher bewiesen ist, aber ich werde Nachforschungen anstellen und Ihnen das Ergebnis mitteilen.“ Er hat ihm nichts mitgeteilt. Nichtsdestoweniger forschte der Lehrer weiter nach und erfuhr schließlich, „daß am 13. August das Kind eines deutschen (!) Zollbeamten, das während der Schlacht bei Montreux-Feune zum Fenster hinausah, getötet worden sei. Die Mutter des getöteten Kindes sei nach Deutschland zurückgekehrt.“ Der französische

Lehrer schließt seinen Bericht mit den Worten: „Es handelt sich also in Wirklichkeit um einen deutschen Knaben, der nicht auf der Straße Soldat spielte, sondern während des Kampfes zum Fenster hinausfiel und dabei getötet wurde. Das ist die ganze Geschichte. Die Geschichte mit dem Holzgewehr scheint mir eine Erfindung zu sein, die in den Bericht aufgenommen ist, um ihn schmachhaft zu machen und auf die öffentliche Meinung einzuwirken, die man unter Druck halten wollte!“

Mir lag daran, einen authentischen Bericht von der Mutter des Kindes zu erhalten. Mit Hilfe der Behörden ist es mir jetzt gelungen, volle Klarheit in der Angelegenheit zu schaffen. Der deutsche Zollbeamte, dessen Kind erschossen wurde, heißt Oswald Scharfsmidt; er ist zur Zeit Zollassistent beim Zollamt in Chemnitz. Er war 1914 Zollaufseher in Menglatt (jetzt Magny) bei Altmünsterol (jetzt Montreux-Vieux) Kreis Altkirch im Elsaß. Sein Wohnhaus war etwa 150 Meter von der französischen Grenze entfernt und hatte auf dieser Seite ein einziges Fenster von 40 Zentimeter Größe. Der Bericht seiner Frau lautet folgendermaßen:

„Am Nachmittag des 13. August 1914 fing das Gesecht an. Zwischen 3 und 4 Uhr kamen die ersten deutschen Soldaten. Da in dem Hause, in dem ich wohnte, der Keller mit der Straße gleich war, dieser auch nur vier Wände hatte, war es zwecklos, in den Keller zu gehen. Wir blieben deshalb in unserer Wohnung. Meine Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter, waren bei mir in der Wohnung. Wir befanden uns in dem Zimmer mit dem kleinen Fenster nach der Grenze zu. Die beiden jüngsten Söhne, Alfred damals 5 Jahre, Ewald damals 7½ Jahre, saßen auf dem Schreibtische. Ich ging gegen 4 Uhr in die Küche und wollte Kaffee wärmen. Raum war ich in der Küche, kam eines der Kinder und brachte mir Alfred mit einer Schußwunde an der rechten Halsseite. Ich lief sofort in das Zimmer und fand Ewald mit zerhofferener Schlagader auf dem Fußboden liegend. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Überall waren Fleischfetzen herumgespritzt. Ich ließ nun das tote Kind liegen und bemühte mich um das verwundete.

Nun wollte ich einen Arzt oder Sanitäter haben, aber bei allen Soldaten, die durchlamen, war keiner dabel, nur einen Verwundeten mit Bein- schuß brachte man in meine Wohnung.

Die Schüsse können nur von dem letzten Hause an der Grenze hergekommen sein oder aus dem Schützengraben in dessen Nähe. Die Geschosse hatten ihren Weg durch das Fenster genommen; eins ging sogar durch zwei Wände und in den Kleiderschrank. Von einer verirrten Kugel kann keine Rede sein; denn eine Kugel kann einmal fehlgehen, aber daß gleich zwei bis drei Kugeln denselben Weg gehen, ist ausgeschlossen. Die französischen Soldaten wußten doch, zumal dieselben schon längere Zeit in der Gegend lagen, ganz genau, wo die Zollbeamten wohnten.

Daß der Dichter den Artikel im Lesebuch nach Zeitungsnachrichten geschrieben hat, wird schon stimmen; denn am 29. August 1914 schlepten die Franzosen mich als Geißel nach Frankreich (Beziers am Mittelländischen Meer), während die unerzogenen Kinder ohne jeden Mutter schuß an fremde Leute verteilt wurden. Ich wurde erst im Monat März 1915, geistig und seelisch gebrochen, aus der Gefangenschaft in meine Heimat Lothringen entlassen. Wie mir meine Kinder nach meiner Auslieferung im März 1915 erzählten, stand der Vorfall mit unserem Sohne Ewald schon nach derselben Art geschildert in den französischen Zeitungen, wie er jetzt in den Lesebüchern steht. Hier wurde 1914 schon damit in Frankreich Propaganda getrieben.“ — —

Nachdem ein französischer Lehrer mit der Aufdeckung dieser Lüge vorangegangen ist — wofür ihm auch hiermit gedankt sei —, ist es Pflicht aller Freunde der Wahrheit, insbesondere aller Deutschen, diese Lüge zu bekämpfen. Ich bitte daher alle Leser, diesen Bericht im In- und Ausland weiter zu verbreiten, damit endlich die Greuelgeschichten aus den französischen Lesebüchern verschwinden. Studentrat Fritz Ehringhaus, Rassel

Der Heimwehrtag

Wie war gruselig gemacht worden vor dem österreichischen Heimwehrentag in Wiener-Neustadt! Das mußten verwegene

Burschen sein; bis an die Zähne bewaffnet, Putzlisten von Fach, Söldner der Reaktion, unter dem Oberbefehl des Erzberger- und Rathenau-Mörders Pabst schlagfertig zum Marsch auf Wien.

Und immer noch Bänglicheres kam heraus. Der ungarische Faschismus bereite sich zur Beihilfe, aber die beunruhigte Tschechoslowakei häufe schon ihre Regimenter an der Grenze zum sofortigen Gegenstoß. Also Umsturz und Landestkrieg!

So unkte es im Schillrohr des linksparteilichen Presseteufels. Denn man wollte, daß der Tag verboten werde. Was so der waschechte Marxist ist, der glaubt natürlich, daß das freie Recht auf die Straße nur ihm vorbehalten sei. Nehmen es andere wahr, dann ist dies eine faschistische Herausforderung.

Bundeskanzler Seipel und Landeshauptmann Buresch behielten jedoch kühlen Nerv. Rein Bangemachen verding, und sie sagten sich, daß wirklicher Umsturz nicht polizeilich angemeldet zu werden pflege, was doch mit dem Heimwehrentag ganz ordnungsmäßig geschehen war. Daher verboten sie ihn nicht.

Die Sozialdemokratie knallte nun einen höheren Trumf auf den Tisch. Sie berief einen republikanischen Schutzbündlertag; auf denselben 7. Oktober und nach demselben Wiener-Neustadt. Da 18 000 Heimwehrleute angekündigt waren, riß man den Mund zehnmal so weit auf und drohte mit 180 000 Teilnehmern.

Das sollte die Gegenseite einschüchtern; Massenkampf und Straßenschlacht in Aussicht stellen; kurz, eine Daumenschraube zum Verbot beider Tage für die Bundesregierung sein.

Auch jetzt behielten Seipel und Buresch den nördlich gemäßigten Nerv. Wenn einer die Faust ballt und schreit: „Wart' ich komme und dann seht's was“, dann ist er der Störfried. Mit zwingender Logik verbot man daher nicht den gesetzmäßigen Heimwehrtag, jedoch die herausfordernde, auf gesetzwidrige Hintergedanken gegründete Segentundgebung.

Die Rechnung hatte also ein Loch gehabt. Aus dem erhofften Erfolg wurde ein Reinsfall. Die Linkspresse tobte daher. Kanzler Seipel,

der stille Priester, wurde ein Sabist geschimpft, dem es Lust bereite, einmal in Blutbächen zu waten. Denn, so drohten Gesehrei und Gesehreib, welche Macht der Welt könne denn den Arbeiter hindern, am 7. Oktober in Wiener-Neustadt zu sein?

Da somit jede Drohung verfaßte, wahrte man zuguterletzt doch noch mit Bitten das Gesicht. Dadurch kam es schließlich zu einem mageren Vergleich.

Beide Tage fanden statt; aber der eine am Vor-, der andere am Nachmittag. Die Teilnehmer hatten getrennte Aufmarschlinien und zwischen sie war ein von zwei Brigaden mit Stahlhelm und Maschinengewehr gesicherter neutraler Gürtel gelegt. Beide Teile hatten sich verpflichtet, für das Wohlverhalten ihrer Leute einzustehen. Die Sozialdemokratie hatte insolge dessen die auswärtigen Arbeiter aufgefordert, fortzubleiben aus Wiener-Neustadt. Und sie erließ einen Aufruf zu strengster Manneszucht. „Wer Zusammensitzge hervorrufft, ist entweder ein leichtfertiger Bursch oder ein Schurke.“ Das war ein Abblasen; ein Umklipp in jäher Form. Denn vorher hatte man gerade möglichst viele scharfzumachen gesucht zum Zusammenstoß.

So verließ — zumal ein 36stündiges Alkoholverbot vorsichtig verhängt war — ruhig, was man vollmündig den Schicksalstag für Österreich genannt hatte. Nur daß er eine Million Schilling an unnützen Ausgaben gekostet. Durch die kühle Entschlossenheit Seipels und Bureschs wurde die sonst so rabitale österreichische Sozialdemokratie auf den Propfen gesetzt. Der Terror der Zunge erwies sich unvergleichlich größer als der Mut zum Terror der Faust. Das Kühle, „nun gerade“ mit der Hand am aufgefahrenen Maschinengewehr, hat eine unwiderstehliche Beredsamkeit gehabt. Vielleicht, daß der Vorgang erzieherisch wirkt auf die österreichische, auf die deutsche Sozialdemokratie und hoffentlich auch auf manche deutsche Regierung. F. D.

Das Urteil der Zahlen

Deutsche Not steht auf in Zahlen. Diese Zahlen verschlagen den Atem, greifen an Blut und Herz. Sie sind unser Schicksal,

und wir müssen sie tragen. Wo bleiben die oberflächlichen Einwände gegen die Behauptung einer Not unseres Volkes? Wo bleibt der materialistische Firnis einer gehobenen Lebenshaltung? Wer mag da noch vom „Luxus“ sprechen? Der Schein mag eine Not trügen — die Zahlen der Wirklichkeit bestätigen sie hundertfach.

Und darum sollen einmal in kurzen, lakonischen Strichen einige von diesen Zahlen ihr unerbittliches Urteil sprechen, damit wir durch den Schein der Oberfläche hindurch die deutsche Not sehen und begreifen, die während an der Gurgel unseres Volkes liegt. Dann jagen wir vielleicht schneller die Lüge zum Teufel, als ob es uns besser ginge, und finden in der Wahrheit die Kraft, unsern Kindern ein Sklavenschicksal zu ersparen! —

Das Jahreseinkommen 1928 beträgt auf den Kopf der deutschen Bevölkerung im Durchschnitt etwa 510 Mark. Nach einer Schätzung, die sich auf Statistiken bis zum Jahre 1927 gründet, wird die Steuerlast 1928 auf den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt etwa 230 Mark betragen! Diese Gegenüberstellung bedeutet, daß der Deutsche im Durchschnitt gegenwärtig 45 Prozent seines Einkommens an Steuern bezahlt. Diese ungeheure Belastung findet ihren sichtbaren Ausdruck nur zum Teil in den direkten Steuern. Indirekte Besteuerung und Bölle tragen zu ihrer Höhe wesentlich bei. Zum Beispiel liegt auf jedem Pfund Zucker eine Steuer von 10½ Pfennigen.

Der Steuerprozentsatz 1928 ist in langsamer Steigerung von Jahr zu Jahr erreicht worden. Trotz neunjährigen Friedens ist also die Last der deutschen Bevölkerung von Jahr zu Jahr größer geworden. Zahlenmäßig ergibt sich folgende Steigerung:

Die gesamten Steuer- und Zolleinnahmen des Deutschen Reiches betragen im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung

1913	70,21 Mark
1925	169,20 „
1927	etwa 220,00 „

Die steuerliche Belastung der deutschen Bevölkerung ist also 1928 gegenüber der Vorkriegszeit um mehr als 300 Prozent gestiegen.

Es ist kein Wunder, daß diese Steuerlast eine Verarmung des deutschen Volkes bedeutet, selbst wenn diese äußerlich nicht überall sichtbar in die Erscheinung tritt. Gewiß sieht vielen heute das Geld loser in den Taschen als früher, gewiß wird mehr Geld für Ausgerlichkeiten und Genuß ausgegeben. Aber ebenso gewiß spricht das nicht gegen eine tatsächliche Verarmung unseres Volkes. Armut oder Reichtum lassen sich nur messen an der Höhe des Volksvermögens, an dem nicht verbrauchten, sondern gesparten Gelde. Wie steht es aber damit?

Die Spareinlagen betragen gegenwärtig auf den Kopf der Bevölkerung nur etwa den vierten Teil der Spareinlagen des Jahres 1913. Eine auf den 30. Juni 1928 als Stichtag gegenüber 1913 angestellte Berechnung der Spareinlagen ergibt, daß im Reiche an diesem Tage die Spareinlagen gegenüber 1913 auf den Kopf der Bevölkerung 28,8 Prozent,

in Preußen	27,4 Prozent
„ Berlin	37,6 „
„ Lübeck	14,6 „
„ Hamburg	57,2 „
„ Brandenburg	24,1 „

betragen.

Nun wird niemand behaupten wollen, daß alles heute leichtsin ausgegebene Geld, wenn es gespart worden wäre, die Zahlen von 1913 hätte erreichen lassen können. Vielmehr ist für Hunderttausende von Deutschen heute das Sparen eine glatte Unmöglichkeit, weil in den weitesten Schichten das Einkommen nur gerade zum nackten Leben reicht. Das ist nicht nur bei dem Millionenheer der Arbeitslosen und der Rentenempfänger der Fall, sondern auch bei dem überwiegenden Teil aller Arbeitnehmer.

Geradezu erschütternde Zahlen über die Einkommensverhältnisse breiterer Schichten gibt eine Übersicht der Reichsversicherungsanstalt. Danach bezogen die von der Versicherung erfaßten Angestellten folgende Gehälter:

bis zu 50 Mark	17,37 Prozent
von 50 bis 100 Mark	15,86 „
„ 100 „ 200 „	32,36 „
„ 200 „ 300 „	18,63 „
„ 300 „ 400 „	9,54 „
„ 400 „ 500 „	5,32 „

Diese Zahlen zeigen, daß 65,89 Prozent aller Angestellten 200 Mark und weniger im Monat verdienen! Daß bei diesen Einkommensverhältnissen angeichts der gesteigerten Lebenshaltungskosten jede Sparmöglichkeit unterbunden wird, liegt auf der Hand.

Und doch wird viel Geld „unnützlich“ ausgegeben. Wo liegt da die Erklärung für diesen Widerspruch?

Das Geld, das in scheinbar sorglosem Umlauf der Außerlichkeit und dem Genuß geopfert wird, ist nicht erarbeitetes und erworbenes, sondern zum guten Teil geliehenes Geld. Noch nie hat in solchem Maße das Kreditwesen bei uns in Blüte gestanden wie in der Gegenwart. Die Verschuldung hat sowohl in Staat wie Wirtschaft einen kaum mehr überbietbaren Grad erreicht. Das treffendste Bild von der Privatverschuldung gibt stets die Hypotheksbewegung. Und von dieser seien einige vom Preußischen Statistischen Landesamt errechnete Zahlen als Beispiel angeführt.

In Preußen wurden in der Zeit von 1924 bis 1926 16,4 Milliarden Mark Hypotheken und 136,5 Millionen Mark Roggenhypotheken neu eingetragen. Die Löschungen waren demgegenüber gering. Die gesamte hypothekarisch gesicherte Neuverschuldung einschließlich der 1923 erfolgten Eintragungen von wertbeständigen Hypotheken ergibt für Preußen für die Zeit von der Inflation bis März 1927 eine Gesamtneubelastung von 10 Milliarden RM.!

Das Urteil der Zahlen spricht anders als Festreden und Ministerbeteuerungen es zu tun pflegen. Das Urteil der Zahlen gipfelt in der Tributlast von jährlich 2,5 Goldmilliarden Dawes-Verpflichtungen. Und die hier wiedergegebenen Zahlen zeigen, wie weit wir uns entfernt haben von dem einst geflügelten Wort: „Erst Brot, dann Reparationen!“ Aber das lutherische Tischgebet „Unser täglich Brot gib uns heute“ hat das Urteil der Zahlen längst den Richtspruch gesprochen. Und wenn wir den Zahlen, die unerbittlich vor uns stehen, nicht ins Auge zu sehen lernen, dann werden sie noch einmal den Richtspruch über die Zukunft unseres Volkes sprechen!

Dr. Will Weder

Fäulnis

Ihre Werte haben Bildsäulen, Ihre Laten das Zuchthaus verdient.“ Wie kam Friedrich der Große dazu, einem Manne wie Voltaire die bürgerlichen Ehrenrechte abzuspriechen mit diesem zerschmetternden Wort?

Es handelte sich um einen Schwindel mit sächsischen Steuercheinen. Der Franzose hatte sich zunutze gemacht, daß er von dem König zum preußischen Kammerherrn ernannt worden war. Der Dresdener Frieden von 1745 bestimmte nämlich, daß seine Untertanen die Einlösung dieser tief gesunkenen Papiere zum Nennwert fordern könnten. Darauf gründete sich ein Streich, zu dem sich der Dichter der Henriade mit einem Agenten namens Abraham Hirschel zusammentat. Sächsische Steuercheine wurden billig geramscht, und Voltaire meldete sie als Altbefiz an.

Seitdem war er in Deutschland drunter durch. Den Rest gab ihm Lessings Epigramm über Hirschel mit der Frage „warum die List dem Juden nicht gelungen ist“ und der tödlichen Antwort: „Herr Voltaire war ein größerer Schelm als er.“ Es schien doch gar zu hundsgemein, sich betrügerisch bereichern zu wollen auf Kosten eines besiegten, mit Lasten überbürdeten Staates.

Dabei hat es sich um bare 40 000 Franken gehandelt. Mehr war's nicht. Wie unscheinbar gegen das, was jetzt als sogenannter „Stimmes-Betrug“ enthüllt wird!

Wir wollen aber dieses Papierschildchen lieber gleich abreißen. Es paßt ganz und gar nicht auf den Fall. Denn dieser junge Stimmes, zwar mit zwei Millionen am Geschäft beteiligt, war immerhin nur ein kleiner Mitläufer jener Anderen, die sich zusammengengetan, um diesen Coup zu landen, wie es in der Börsensprache heißt. Da ist der Tscheche Bela Grofz, der 14, der Holländer van den Eierkamp, der 44 und der Holländer Horn, der sogar — von deutschen Kommunalanleihen ganz abgesehen — volle 46 Millionen angemeldet hatte. Um diese Obergaulner gruppierten sich mit gleichem Anspruch auf deutsche Zuchthäuser der Tscheche Hausmann, der Österreicher Joseph Schneit und Leo Hirsch, der

Stamose Calmon und wer weiß, wer sonst noch?

Denn es hat sich herausgestellt, daß ein internationaler Ring bestand, der offenbar mit gewaltigen Geldmitteln ausgestattet war. Man hatte sich zur Beschwindelung des deutschen Volkes ganz geschäftsmäßig zusammengetan wie zur Ausbeutung einer neuen Erfindung oder eines ausichtsreichen Patents. Zweigstellen bestanden in allen Hauptstädten Europas, insbesondere Amsterdam, aber auch Kopenhagen, Wien, Prag und Bukarest. Selbst in Newyork und sonstigen Börsenplätzen der Neuen Welt; überall dort, wo große Deutschen-Friseln vorhanden, also seinerzeit Kriegaanleihen gehandelt worden sind. Und allenthalben fanden sich schuftige Bankten, die gegen Gewinnanteil beschneigten, daß diese Reutkäufe höher aufzuwertender Altbesitz seien.

Es sollen zwanzig Milliarden angemeldet sein, von denen fünf anerkannt wurden, bis die Quarzlampe den Schwindel ans Licht brachte.

Fünf Milliarden also, soviel, wie Frankreich einst an uns an Kriegsentfchädigung gezahlt, hätte man somit dem bis auf Aberleere ausgepreßten deutschen Volke so ganz nebenbei noch abschwindeln wollen.

Am schwersten drückt das deutsche Gemüt, daß an diesem Ring auch so viele Deutsche beteiligt sind. Sei es als Mittäter, mehr noch offenbar als bestochene Helfershelfer. Diese aber sitzen in Amtsstellen verstreut auf Vertrauensposten des Reiches; sogar in der geheimsten Stelle der Reichsbank. Keiner von ihnen hat sich ein Gewissen daraus gemacht, Hab und Gut seiner Volksgenossen in die Taschen fremder Galunken zu liefern. Der Schwertzeit ist die Wolfszeit gefolgt. Der Wolf aber gilt als ein Tier, das über den verstaubten Nebenwolf reichend herfällt. Im verfloffenen Jahre hatten wir 31 580 Fälle festgestellter Steuerhinterziehung und 1 860 343 Zivilklagen über Mein und Dein. Das ist eine Viertelmillion mehr als 1926. Es bezeugt sich darin ein unerhörtes Anwachsen der Habgier und Unredlichkeit.

Wir waren so stolz auf unser unantastbares Beamtentum. Dahin, dahin! Auch diese

Staatsstütze ist angefault. Wir erleben fast wöchentlich, daß Räte, Staatsanwälte und bergleichen wegen Bestechlichkeit vor Gericht stehen, haben es ja sogar schon erlebt, daß ein Minister nur durch Freitod dem Zuchthaus entging.

Unser Parteilich bewirkt, daß man diese Verbrecher einander an die Rockschöße hängt. „Wieder einer!“ „Eine geborstene Ordnungsstütze!“ „Bestand aus dem reaktionären Summose.“ Wie oft liest man diese oder eine ähnliche höhngetränkte Überschrift.

Nichts übler als solches Ppharisaertum, das sehr fälschlicherweise dem lieben Gott dankt, daß es nicht so sei wie dieser Böllner. Wenn jetzt die sozialdemokratische Presse mit dem Namen Stinnes krebst, so sei sie befragt, ob sie denn schon Barmat vergessen, dieses eingeschriebene Mitglied ihrer eigenen Partei?

Wäre es statt dieses kurzsichtigen Begeifers nicht besser, man täte sich zusammen wider den gemeinsamen Feind, den vollständig vaterlands- und gewissenlosen Börsentapitalismus? Gerade der Anleihebetrug enthüllt, wie er Kettenfest zwischen Land und Land zusammenhängt, wie er sich seine Leute kauft und den Volkstörper mit seinem Gifte verdirbt. Er weiß überall einzufiedern, auch in die Parteien, deren Programm gegen ihn zum Kampfe aufruft. Und durch die Parteien bleibt er an der Macht, ganz einerlei, welche Mehrheit der Parlamentarismus ans Ruder bringt.

Das deutsche Volk kommt nur dann wieder auf, wenn es diesen Eiter aus seinem Körper treibt. Örtlicher Eingriff genügt nicht, denn dies Abel hat mit dem Krebs gemeinsam, daß es in Metastasen, mit wechselnden Herden arbeitet.

Man liest jetzt so viel, es gelte, die Schüler zu guten Republikanern zu erziehen. Wäre es nicht sachgemäher, zunächst einmal geradsinnige, aufrechte, ehrenfeste, deutsche Menschen aus ihnen zu machen? So wenig wie Monarchismus hält Republikanertum an sich den Volksverfall auf; wohl aber tut es Recht-schaffenheit.

F. S.

Jugendtragödien und kein Ende

Zu Dornbirn in Vorarlberg unterhielt ein achtzehnjähriger Gymnasiast ein Liebesverhältnis mit der sechzehnjährigen Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Die Eltern sind ebenso wie der neunzehnjährige Bruder durchaus dagegen, dem Gymnasiasten wird das Haus verboten und das Mädchen einige Zeit aufs Land geschickt, damit sie den Jungen vergessen soll. Nach ihrer Rückkehr geht aber die Geschichte im geheimen weiter, der Bruder überrascht das Paar und wird von seiner eigenen Schwester durch drei Revolverkugeln lebensgefährlich verletzt. Die Waffe lag auf dem Tisch und sollte angeblich dem Liebespaar zum Selbstmord dienen.

Die ganze Art des Verbrechens ist wieder so ganz und gar unjugendlich, daß man unwillkürlich fragen muß: „Welche besonderen Gründe liegen hier vor?“ Denn daß ein Mädchen aus geordneten Verhältnissen durch den Umgang mit einem Primaner dahin gebracht wird, ihren Bruder einfach niederzujucken, ist so widernatürlich, daß man mit einem plötzlichen Affektausbruch allein keine Erklärung geben darf. Die Eltern des Mädchens haben sich der Sache angenommen, der Erfolg blieb aus. Was hat die Schule getan?

In Deutschland erhalten die Zöglinge des Gymnasiums während ihrer Schulzeit 9400 wissenschaftliche Stunden, von denen 3560, also fast die Hälfte auf die alten Sprachen fallen. Mathematik und Naturwissenschaften nehmen 2040 Stunden in Anspruch, Religion, Geschichte, Deutsch und Erdkunde 3200, die neuere Sprache 600. Die realen Schularten haben 200 wissenschaftliche Stunden weniger. Was an den alten Sprachen gespart wird, kommt den neueren Sprachen und der Mathematik, zum Teil auch einigen andern Fächern, zugute.

So viele Stunden kann man nur dann auf diese Fächer verwenden, wenn man eine Menge von Spezialkenntnissen beibringt. Damit können aber die Schüler absolut nichts anfangen, wie unzweifelhaft daraus hervorgeht, daß auch die wissenschaftlich Begabtesten das meiste von dem Unterrichtsstoff der Schule

schleunigst wieder vergessen. Man mache doch einmal die Probe und lasse Universitätsprofessoren aller Fakultäten unvorbereitet die Klassenarbeiten einer Obertertia mitschreiben. Ich möchte die Herren nicht an ihren Federhaltern nagen sehen. Die Lücken in den sprachlichen Arbeiten, weil die ausgefallenen Vokabeln und Verbalformen fehlen! Ich möchte wissen, ob jedem Ordinarius für Englisch die Worte für den Fünfsich und die Harpunterrolle geläufig sind, die ich neben vielen ähnlichen in einem Lehrbuch für Tertia gefunden habe und mir einprägen mußte. Und wenn man die Universitätsprofessoren erst eine Abiturientenprüfung machen ließe! Die weißen Blätter in der Mathematik!

Wenn sich der Schüler mit solchen Dingen abquälen muß, die nicht einmal der zünftige Wissenschaftler beberricht, geschweige denn der sogenannte gebildete Mensch, und wenn das seine ganze Zeit in Anspruch nimmt, vorausgesetzt, daß er den Anforderungen genügen will, dann ist es klar, daß er überreizt wird.

Die Schüler der höheren Schule kommen mir vor wie Gefäße, in die alles mögliche hineingestopft wird, und nun läßt man das Zeug gären, explodieren, faulen, ganz gleich. Verarbeiten kann's der Schüler gar nicht. Das beweisen ja die Männer der Wissenschaft, die es einfach abschütteln.

Man redet von der Verwahrlosung der Jugend. Das ist nur berechtigt unter der Voraussetzung, daß alle Jugendlichen erblich belastet sind. Das ist Gott sei Dank nicht der Fall. Nicht an der Jugend liegt es, für die wir Erwachsenen verantwortlich sind, sondern an unserem Erziehungssystem.

Wenn man dem Lehrer Zeit und Möglichkeit gäbe, sich um die Charakterbildung seiner Zöglinge zu kümmern, dann würde es bald anders werden. Man lese im Juniheft des „Fürmers“ (1928; Seite 202) nach, wie es in der Volksschule steht!

Durch die Vermehrung des obren Gedächtnisstroms, zu dessen Bewältigung mehr Fleiß als Begabung gehört, hat die Schule aufgehört, ein wirklicher Prüfstein der Befähigung zu sein, und so nimmt die überaus gefährliche Achteilsbildung in erschreckender Weise zu und

macht die jungen Leute völlig topflos. Wüßten wir von den zahllosen Tragödien der Jugendlichen, die nicht durch Revolvergeschüsse an die Öffentlichkeit bringen, wir würden nichts auf der Welt für so dringend halten wie einen fundamentalen Systemwechsel in der öffentlichen Erziehung unserer Jugend.

Professor Dr. Walter von Hauff

Vier Wochen Südtirol

Wer heute über die Leiden Südtirols schreibt, sollte allen Ausführungen stets voraussetzen: Deutsche, verbringt eure Reisezeit in diesem Gebiete, nur so ist das Deutschtum dort zu retten. Wie ist das zu verstehen? Südtirol ist neben seinem Weinbau, seiner Obstkultur und Viehzucht in erster Linie auf den Fremdenverkehr eingestellt; die Bodenfrüchte vermögen heute bei den ungeheuren, sich ständig steigenden Steuern die Bevölkerung nicht mehr zu ernähren. Die ehemals begüterten Bauern sind notleidend. Vom Brenner bis Meran, von Bozen bis Caprile hörte man stets das gleiche: „Seht es so weiter, ist in fünf Jahren kein Bauer mehr auf seinem Hof“. Hotels und Wirtschaftshäuser stehen leer, denn die Italiener kommen nur im August und in den ersten Tagen des Septembers, und die Deutschen fehlen. In den vier Wochen der Wanderung, die Waldbbruck, Bozen, Meran, fast alle Orte der Dolomitenstraße bis nach Toblach berührte, in das Puster- und Grödenental führte, den Orten der Brennerstraße zu, herrschte überall völlige Leere trotz herrlichstem Wetter. In Bozen im Bahnhäusl saßen stumm vier Gäste, in Cortina sah man einige Italiener und Engländer; die Leere bedrückte. Im Misorinahotel bildeten wir mit einem englischen Ehepaar die einzigen Gäste, am Pordoißoch waren wir allein, Sais schien ausgestorben, Kanazei war ohne Fremde, am Karersee fuhr der Hausdiener das Stubenmädchen Kahn; in den kleineren Orten waren wir überall die ersten und einzigen Gäste. Die Italiener kommen nur auf sechs Wochen, eine Zeit, die nicht genügt, um in der kurzen Dauer die Last der Steuern aufbringen und dann

noch den Betrieb halten zu können. Touristen trafen wir in der ganzen Zeit vier. Die Autos, ihre Insassen sind meist Engländer und Venezianer, fahren vorüber, fragen höchstens nach dem Weg und laufen eine Ansichtskarte. Die Italiener, sagte man uns immer wieder, geben von Bozen bis nach Toblach nicht eine Lire aus; halten sie wirklich, so essen sie eine Suppe, trinken nur Wasser und nehmen 10 Brötchen; was wir sahen, entsprach den Worten. Hotels und Wirtschaftshäuser gehen ein, und man setzt Italiener in die leeren Wohnungen. Darum, Deutsche, kommt nach Südtirol!

Die Steuern sind untragbar, besteuert wird alles, das Vieh, sei es Taube, Huhn oder Pferd, das Fenster wie der Handwagen, das Firmenschild, jede Rechnung oder Ankündigung, überall heißt es „Vollo“. Die Steuererhebung ist, wie zum Beispiel auch die Post, an Privatgesellschaften verpachtet! Die Not des Landes wird dadurch noch erhöht, daß man fast nur noch Italiener als Beamte beschäftigt (in Sterzing war der Bürgermeister ein Arzt aus Rom!), in allen Werken mehr Italiener beschäftigt werden müssen als Tiroler. Wir trafen in Meran einen Obermonteur, der 20 Jahre in dem Werke gewesen, der in Amerika, Wien und Berlin gearbeitet hatte und entlassen war, weil ein stellungsloser junger italienischer Monteur, der nichts verstand, an seiner Stelle eingestellt werden mußte; Arbeitslosenunterstützung erhielt der Entlassene nicht. Den Arbeitslosen steht es frei — zu den Faschisten zu gehen, die glänzend bezahlt werden. Bei Arbeitslosigkeit unter den Bewohnern, schlechtem Geschäftsgang und Mangel an Fremden, werden die Steuerlasten noch dadurch künstlich vermehrt, daß man unnötige Bauten auführt. In Gemeinden, die durchschnittlich 20 bis 30 Kinder zur Schule zu senden haben, werden Schulen errichtet, die für 200 und mehr Kinder Raum bieten. Wir sahen solche in Sterzing und in Welschnofen; die Bevölkerung ist der Meinung, daß es sich hierbei um Kasernenbauten handelt, werden doch auch an den Stationen große Gebäude errichtet, die für die Bahnbeamten sein sollen, tatsächlich aber leer stehen; wir sahen solche in Franzensfeste und in Station

Brenner. Es wimmelte überall von Militär; allerdings sollten Mänsder sein.

Die Bevölkerung ist gedrückt, teilweise völlig verzweifelt, offen sprachen sich alle gegen uns aus, allerdings stets leise und unter ständigem ängstlichem Rundblicken. Spizel sind überall. Rechte kennen die Südtiroler nicht mehr, Verteidigung oder Gehör gibt es nicht, so wurde zum Beispiel, wie uns eine Verwandte des Betroffenen sagte, eine große Bäckerei in Bozen von Weihnachten bis Ostern geschlossen, ohne daß die Besitzer wußten, aus welchem Grunde. Ein Monteur sagte uns, daß eine gegenüber einem italienischen Kameraden gegen Mussolini getane Äußerung ihm sieben Monate Gefängnis in Turin eingebracht. Ein Hausdiener erzählte uns, daß er sechs Wochen Haft erhielt, weil er in Cortina bei der Kellnerin auf Deutsch ein Glas Bier bestellte. Überall ist „Singen und Musizieren“ verboten, selbst dem Almbub ist es untersagt (sie singen nämlich noch — Tiroler Lieder). Der Druck ist der schärfste. In Sals hatte man auf alten Kupferstichen, die im Korridor des Hotels hingen und die in vier Sprachen Unterschriften trugen, die deutsche entfernt. Alle Firmenschilder wie Ankündigungen sind nur in italienischer Sprache gehalten, allein die Speisefarte war noch zweisprachig.

Das Gebiet wimmelt von Beamten, die nichts zu tun haben. Dörfer von 200 Einwohnern und darunter haben 3 bis 4 Polizeibeamte, dazu noch die Faszisten und die Finanzbeamten. Überall trafen wir Haß und tiefe Verachtung; stets hieß es, die Italiener können nur Fahnen schwenken und „eviva“ schreien. Die Soldaten sind kleine, dünne

Ketle, die neben dem Tiroler wie Jungen wirken, ihr Benehmen aber ist durchaus korrekt, das der sonstigen Italiener wirkte durchgehend herausfordernd.

Der deutsche Reisende bleibt völlig unbehelligt; daß er sich jeder lauten Kritik zu enthalten hat, ist selbstverständlich. Die Zollrevision ist streng, sie war bei uns unerlaubt, denn beide Koffer wurden völlig durchwühlt, sie gleichen einem Trümmerfeld. Neben dem Paß ist ein Visum erforderlich. Andere Kontrollen erfolgen nicht. Während war oft die Freude der Tiroler, Deutsche zu sehen, schmerzlich die immer wieder von ihnen gestellte Frage „Wann erlöset ihr Deutschen uns“?

Deutsche reist nach Südtirol! Es ist das unsere vornehmste Pflicht, Geld dorthin zu bringen, in ihrem schweren Ringen unseren Brüdern in Tirol zu helfen. — G. B.

Neuzeitlicher Kunstindustrialismus

Die Revue-Industrie nimmt immer noch ärgeren Umfang an und hat nach der Ansicht internationaler Spekulanten eine große Zukunft, da sie ihr bedeutende Kapitalien zur Verfügung stellen. Das Deutsche Theater in München kündigt für den Herbst eine neue Revue an mit dem Titel „Nur mit Dir“. Als Maler, Mitarbeiter und Lehrer nennt man 37 Personen: 11 aus Paris, 10 aus München, je 5 aus Berlin und Wien, 3 aus London usw. Dazu ein „Jazz-Sinfonie-Orchester“ mit 13 Solisten! Sollte die Spekulation mit der Nacktheit noch immer gelingen? Hoffentlich wird das schmutzige Geschäft endlich auch ein schlechtes.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard in Eilenach

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Wallber. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Lärners, Eilenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unperlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Gwerner & Pfeiffer in Stuttgart

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Die Anbetung der Weisen

Rudolf Schärer

(Verlag von Gustav Schloebmann in Leipzig)

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

31. Jahrg.

Dezember 1928

Heft 3

Weihnachten

Von Joseph Wittig

Nun habe ich doch die Tür zu der geheimen Schatzkammer gefunden, die ich seit dem siebenten Jahre meines Lebens mit leidenschaftlicher Sehnsucht gesucht habe. Ich wußte, daß sie in den Bergen meiner Heimat verborgen sei, weiß aber jetzt noch nicht, wer mir dies gesagt. Meine Großmutter hatte oft ein Gesicht, als ob sie schon darin gewesen wäre. Auch mein Vater. Aber sie durften es mir offenbar nicht sagen. Ich ging oft zu den schwarzen Steinen in Schneidbauers Busch und klopfte daran. Auch zu den Steinbrüchen am Schlegler Kirchelberge. Wenn ich unterwegs einen Steinmetz traf, hätte ich ihn am liebsten fragen mögen, aber ich forschte nur in seinem Gesicht, ob etwa, wenn er wieder einen schweren Stein losgesprengt hatte, die wundersame Tür zum Vorschein gekommen sei. Oder wenn ein wildes Wetter durch die Berge gefahren war, zog ich aus, um zu sehen, ob etwa irgendwo ein Erdrutsch oder ein Blitzschlag — vielleicht am hohen Rand des Langen Grundes — die Tür freigelegt habe. Ich dachte immer, es müsse ein goldener Schlüssel sein, der die Tür aufschlüsse. Vielleicht ein ganz kleiner und zierlicher. Und wenn ich irgendwo einen Schlüssel fand, dessen Bart besonders fein gefeilt war, schaute ich ihn lange an und verwahrte ihn in meinem Labentäschlein. Ich wußte nicht, daß ein so langer und schwerer Schlüssel zur Öffnung der gesuchten Schatzkammer notwendig sei wie ein langes, schweres Leben. Und wußte nicht, daß dieser Schlüssel erst in tausend Feuern gegläht und dann zerbrochen werden muß, ehe er das Schloß der Kammer öffnet. Kein Mensch, dessen Leben nicht siebenmal gebrochen ist, kann in die Kammer eindringen.

Ich durfte einmal mit einem alten Mönch in die Schatzkammer seines Klosters gehen. Sie war das ganze Jahr mit sieben Schlössern verschlossen. Aber dreimal im Jahre, an den Vigilien der drei christlichen Hochfeste, erbat sich der Mönch von seinen

sieben ältesten Mitbrüdern die sieben Schlüssel zu den sieben Schlössern der Kammer. Die sieben Alten mußten mit ihm in die Kammer gehen, wenn sie nicht einen Priester fanden, der an ihrer Statt die Bürgschaft übernahm. Und ich durfte nun sehen, wie der Mönch aus einem der vielen Schreine ganz behutsam ein in feine Seide gehülltes Heiligtum nahm und in den Kapitelsaal des Klosters trug. Wie er die golddurchwirkten Bänder aufknüpfte und die Seidenhülle ablöste. Und wie auf einmal ein wunderbares Leuchten von Gold und Silber, Perlen und Edelstein aus der Hülle hervorbrach. Und ich beneidete den Mönch, den Bruder Sakristan, um diesen Dienst an den Vigilien der drei Hochfeste.

Jetzt aber, da ich endlich die Wunderkammer der Gotteschätze gefunden habe, — jetzt aber, da mein Leben so hart und schwer geworden, so zerglüht und so zerbrochen ist, daß ich die sieben Schlüssel in den Händen habe, jetzt ist mir selber solches Amt geworden.

Und siehe, es naht das Hochfest der Geburt Christi. Ich bin schon im Banne seiner Vigilien; ich gehe schon in die wundersame Kammer; ich muß aus ihren Schreinen ein Heiligtum hervorholen und in den Kapitelsaal der Welt tragen, auf daß sich alle meine Brüder daran erfreuen.

Ach, wir sind nicht mehr so, daß wir uns an kostbaren Monstranzen und Reliquen und Reliquiaren erfreuen könnten! Die Zeiten solcher Freuden sind vorüber wie schöne Jugendzeiten. Schon, schon, wir freuen uns noch daran; ich freute mich riesig, als mir die Kinder meiner Schwester vor zwei Jahren ein duftig lackiertes Pferdchen schenkten, aber ich meine doch eine andere Freude. Wir betrachten es als einen Verlust, wenn wir uns nicht mehr unmittelbar, also ohne das Mittel der Erinnerungen, an den Dingen freuen können, an denen sich die Kinder freuen können und die Menschen vielleicht noch in der Zeit unserer Großeltern freuen konnten. Wir reden von Armgewordensein. Aber ein Einsiedler vom Schlegler Berge sagte mir einmal: „Seit Gott wieder auf Erden regiert, gibt es keine Verluste mehr; da ist alles Gewinn.“ Daran muß ich hier denken.

Als ich noch jung war, freuten sich die Menschen ganz außerordentlich an Schatzkammern und Museen, schätzten sie als ganz kostbares Eigentum des Volkes. Heute gelten sie höchstens als Kuriositäten und Bildungsmöglichkeiten. Wenn heute das Grüne Gewölbe in Dresden mit all seinen Karitäten vom Erdboden verschwände, mitten in der Nacht, so wäre das deutsche Volk am nächsten Morgen nicht um einen Pfennig ärmer. Ja vielleicht um die paar Pfennige Eintrittsgeld, das die Ausländer zahlen! Und die Kunsthistoriker leben noch davon. Die schaffenden Künstler, wie ihrer noch vor dreißig Jahren viele dort Anregung für ihr künstlerisches Schaffen suchten, zeigen auf ihren Gesichtern, wenn sie einmal durch die aufgehäuften Kostbarkeiten schreiten, mehr Mitleid als Bewunderung. Überschritten ist die Zeit der Kunst und der Technik und der Stoffe, die dort zu sehen sind.

Es ist heute eine ganz verwandelte Zeit. Wohl brauchen wir noch Kunst und Technik und Stoffe, aber sie sind nicht mehr unsere Schätze; sie sind nicht mehr geheime Verborgenschaften, die da plötzlich aufleuchten und uns durch ihr Aufleuchten ein Hochfest zieren könnten. Wir brauchen heute mehr! Es sind nicht mehr die Stoffe, in deren Schatzkammern wir mit den Schlüsseln der Kunst und der Technik

inzubringen versuchen, sondern es sind die unsichtbaren, aber überall zur Sichtbarkeit und Wirkbarkeit kommenden Kraftwirbel; es ist das Reich der Kräfte, das uns jetzt ganz verzaubert und das uns mit geheimer Gewalt anlockt, wie einst das in den Bergen verborgene Golberz die Menschen anlockte. Wie einst wohl einer meiner Urväter in die Tiefe der heimatischen Berge schaute und im Innersten spürte, daß dort mächtige Schätze verborgen waren — es zeigte sich, daß Steinkohle und feuerfester Ton diese Schätze waren —, so ergriffen schaue ich in das Innere eines kleinen Kupferstückes, wohl ahnend und schon wissend, daß in ihm ganz zauberhaft starke Gewalten verborgen sind, die sich offenbaren werden, wenn es erst einmal gelingt, seine Atome zu sprengen.

Und wenn erst einmal offenbar wird, welche Schätze an Kraft und Leben in einem einzigen Wort verborgen sind! Wenn es erst einmal gelingt, die Atome des Wortes zu sprengen und alle Gewalten, die es in sich birgt, zur Sichtbarkeit und Wirkbarkeit zu bringen!

Es war einmal eine Nacht, von der geschrieben steht: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt!“

Seit uralten Zeiten haben die Menschen einzelne Worte als Zaubermittel benutzt und haben gemeint, solche Worte könnten Segen oder Fluch wirken, also das Leben und die Dinge um sie herum beeinflussen, die guten oder die bösen Geister zwingen, dieses oder jenes zu tun oder zu unterlassen, so wie man heute einen Bäcker mit einem Marktstück veranlassen kann, einen Kuchen zum Christfest zu backen. Daß aber in den Worten selbst Leben und Kraft ist, das bedachten sie ebensowenig, wie heute der Kunde des Bäckers bedenkt, was für Gewalten in dem Marktstück selber gebannt leben, da es eben noch nicht gelungen ist, die Atome zu sprengen, ihre Kräfte aus dem Bann zu befreien und nach jahrtausendelangem Schlummer zur wachen Wirkbarkeit zu bringen.

So stand ich oft vor einem Worte wie vor einem Zauberberge, wohl ahnend, daß in ihm ganze Schatzkammern verborgen seien, mit Schätzen, wertvoller als alles Gold und Edelgestein und wohl auch als alle Kraftschätze der stofflichen Natur.

Ich will es gleich offen sagen: Es muß Gott sein in jedem Wort, aber er ist noch darin verborgen wie einst alles Golberz in den Bergen, und wie noch vor wenigen Jahren für uns im Raum verborgen waren all die Klänge und Worte und Melodien, die wir jetzt mit einem einfachen Kupferdraht auffangen und zur Hörbarkeit bringen können.

In den Vigilien des Christfestes im vorigen Jahre vermochte ich auf einmal vorzubringen in die Wirklichkeit des Wortes: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Ach, dieser Ausspruch ist als Bibelstelle längst bekannt, und auch ich hatte ihn schon oft wiederholt, aber ich hatte noch keinen Schlüssel zur Öffnung seines Inneren. Man nahm ihn gewöhnlich hin als einen religionsgeschichtlich bedingten Ausdruck für die Inkarnation der zweiten Person der Gottheit in Jesus Christus und verwendete im übrigen das der Menschheit geschenkte Wort ehrfurchtlos wie bisher als Verkehrs-, Unterhaltungs-, Belehrungs- und Kriegsmittel. Und doch ist ein Wunder im Wort: Es kann Mensch werden; es kann Gottmensch werden; es kann als Heiland und Erretter durch das Land gehen; es kann

sterben für uns und wieder auferstehen. Manches meiner eigenen armseligen Worte ist von mir ausgegangen wie ein selbständiges Wesen, hat wie ein Arzt an Krankenbetten gefesselt, ist wie ein Engel mit dem Wanderer gegangen durch alle Finsternisse seines Lebens. Und manches hat meinen eigenen Lebensweg gelenkt und das ganze Bild meines Lebens umgewandelt in kurzer Jahresfrist. Es muß der Herr des Lebens im Worte sein, und das Wort sein Himmel, in dem er lebt und regiert. Gott ist in jedem Wort.

Gott ist in jedem Wort uns näher, als er es uns je in Kelchen und Monstranzen war, viel näher, als er uns im täglichen Brot, in Holz, Stein und Beton unserer Gotteshäuser und unserer Wohnstätten ist — denn auch dies sind seine Flügel, unter denen er uns behütet wie die Pupille seiner Augen.

So gehe ich nun an der Vigil des hohen Christfestes in die Schatzkammer, deren Tür ich nach lebenslangem Suchen zwischen dem Schlegler Kirchelberge und den schwarzen Gabbrosteinen des Schneiderbauerbusches gefunden habe, und ich öffne Schloß für Schloß, und ich trete hin zu einem Schrein und nehme daraus ein verhülltes Heiligtum und trage es in den Kapitelsaal der Welt, damit meine Brüder vom großen Orden der Menschheit es sehen. Damit ausstrahle von ihm Licht und Heil über sie. Damit wenigstens einen Augenblick lang und vielleicht für einen ganzen Tag oder für viele Tage eine Kraft der Freude und des Lebens über sie komme.

Ich löse die goldenen Bänder und die seidenen Schleier — und siehe: Es sind nicht die alten Krippenfiguren meines Großvaters, die ich sonst zur Christfestzeit vor die Menschen hingestellt habe, immer erfahrend, daß auch sie noch göttliche Kräfte des Trostes und der Freude in sich bergen. Ich löse die goldenen Bänder und die seidenen Schleier — und siehe: Das kostbare Gut, das ich vor die Menschen hinstelle, ist nichts anderes als — das Wort „Weihnacht!“ Seid still und andächtig: Gott ist in diesem Worte, und er ist in diesem Worte von offenerer Wirkbarkeit als in vielen anderen Worten!

Gott war in vielen Worten der Kirche gegenwärtig und wirksam; er ist es heute noch. Aber es ist heute anders geworden. Ich glaube nicht, daß es Schuld der Kirche ist, auch nicht, daß es Schuld der Menschen ist, daß es anders wurde. Es ist so, daß heute die Worte der Kirche nur noch zu der Minderzahl der Menschen dringen, und wenn sie zu ihnen dringen, dann sind sie wirkungslos, gerade weil sie kirchlich sind. Wir können nichts dagegen tun, daß Gott aus einer Werkstatt in die andere zieht; das ist so seine göttliche Art; er macht es so mit den Völkern, verwirft Israel und nimmt sich der Heiden an; er macht es so mit den Ländern und Zonen; auch in den Polarländern wird einst sein Frühling blühen.

Aus dem Worte „Weihnacht“ ist er noch nicht ausgezogen; es ist seine fahrende Werkstatt, in der er zur Winterzeit durch die nordischen Lande zieht. Wo immer er hinkommt in diesem Worte, da geraten die Menschen in seinen Bann. Auch jene Menschen, die kaum mehr seinen Namen hören können, weil sein Name zu jeglicher Gewalttat und Heuchelei mißbraucht worden ist, so daß er selbst schier nicht mehr unter diesem Namen wirken mag. Kommt das Wort Weihnacht in ihre Nähe, dann möchten sie die Hände falten, wenn das Händefalten nicht schon so oft zur Gottes-

lästerung geworden wäre. Sie stimmen Lieder an und singen von stiller Nacht und heiliger Nacht, singen von einem Kindlein, das da geboren ist wohl zu der halben Nacht, singen von einer reinen Magd und ihrem Sohne, der das Heil der Welt geworden ist, — sind auf einmal gläubige Christen, die es nimmermehr sein wollten; denn die Lieder sind schuldlos geblieben; sie haben noch nie eine Gewalttat oder eine Heuchelei gedeckt.

Stolz steht zwar die Kirche abseits und spricht, es sei dies nur Stimmung, aber nicht Religion. Das Wort Weihnacht aber zieht weiter umher und macht die Menschen selig, wenigstens für einige Tage; die Kirche hätte sie nicht einmal für diese wenigen Tage selig machen können; sie kann es nur dort, wo sie selbst das Wort Weihnacht in ihren Dienst nimmt.

Es ist das Wort, in dem Gott in die nordischen Lande kommt. Er will die Menschen erlösen von aller Sünde und Not. Da erlöst er sie zunächst von der allernächsten Not, von ihrem langen, langen Winter. Mit diesem Wunderworte fährt er mitten in den nordischen Winter hinein und zerteilt ihn und zerbricht seine Kraft. Die Menschen sehen den Winter gern kommen, all seinen tiefen Schnee und seinen tödlichen Frost — weil in seine Mitte hinein Weihnachten kommt. Bis Weihnachten kommt, halten sie den Winter aus in wärmender Sehnsucht nach dieser heiligen Nacht. Und dann, dann wissen sie, daß sie es bis zum Vorfrühling aushalten können. Und wissen noch mehr, wissen, daß jegliche Not also von Gott gebrochen wird.

Südland mag mit anderer Gotteserfahrung begnadet werden. Nordland ist mit dieser Gotteserfahrung begnadet. Als ich im Südland lebte, war zwar Christfest, aber es war nicht Weihnachten.

Sage niemand mehr: „Es ist nur ein Wort!“ Es ist ein Wort, das Fleisch geworden ist. Es hat unsere Natur angenommen. Es ist ganz zu unsrer Natur geworden; so verwandelt ist unsere Natur. Wir sind erlöst, ohne daß wir es wissen. Aber wenn es heißt: „Weihnachten“, dann erfahren wir soviel davon, daß wir es schier wissen. Ein ganz linder Schimmer dringt davon in jedes Herz.

Und wäre es nur ein Wort, — wir müßten dankbar sein, daß es schon ein Wort ist. Denn viele Schätze Gottes sind noch nicht so weit, daß sie schon Wort wären. Wortwerdung ist eine Station auf dem Wege zur Fleischwerdung. Einmal war die ganze Welt nur ein Wort.

Es kommt noch vieles aus der geheimen Schatzkammer Gottes. Ich sah große und weite Höhlungen; ich spürte, daß sie voller Reichtümer und voller Gewalten sind, die alle einmal zum Worte werden sollen. Es werden herrliche Worte sein, alles Anfänge noch herrlicherer Wirklichkeiten.

Ich bin aber schon selig, daß ich das Wort Weihnachten emportragen kann aus den geheimen Kammern, mitten in den Kapitelsaal der Welt. Daß ich die goldenen Bänder und die seidenen Schleier lösen darf! Daß ich weiß: Gott wohnt in diesem Worte, Gott kommt in diesem Worte! O seht, er hat mich schon berührt in diesem Worte!

Der Schockelgaul

Versuch zu einem Denkmal

Von Otto Schweighöfer

Es ist auf seiner Vogelmaschine jüngst einer von einem Erdteil zum andern geflogen und über eines Weltmeers Unendlichkeit hin. Da hat ein Fieber die ganze Welt gerüttelt, und die Begeisterung hat den Tollkühnen bis hinauf unter die Götter gehoben.

Mag ich mich nun auch wehren, wie ich will: so recht von Herzen kann ich nicht mitstaunen mit den Tausenden allen. Muß immer wieder der Ungezählten gedenken, die auch Übermenschliches geleistet und von denen kein Lied und kein Heldenbuch je auch nur ein einziges Wörtlein meldet.

Wie? Hat man nicht mit dem Denkmal für den Unbekannten Soldaten die Tapferen der Vergessenheit entrissen, die namenlos und selbst ohne ein stummes Kreuz und ohne jedes Kränzlein von ihren Lieben unterm grünen Rasen eingebettet liegen, irgendwo, fern von allen Kameraden im Sumpfe versunken oder von der berstenden Erde verschüttet?

Wohl. Aber da ist auch noch eine andere stumme Schar, und die geht gewiß in die Millionen, die hat genau wie jener auf seiner Vogelmaschine und wie die in den Schauern des Blutrauchs entsetzlicher Schlachten über alle Menschenkraft Großes geleistet, geleistet in treuer Liebe, geleistet in aller Stille, und da hat nicht die ganze Welt gefiebert, hat die Kunde von diesem stillen Heldentum noch nicht einmal den kleinen Ring der Allernächsten durchbrochen, ist mancher, ach so mancher, ins Grab gegangen und hat mit niemand anderm als mit der Erinnerung über sein Stücklein Zwiesprach gehalten.

Erzähl' ich in diesen Blättern von ihrer einem, so sehe ich in ihm den Altvorderen nicht, den die Stimme des Blutes mich verehren und bewundern heißt, nein, sie alle grüße ich in meiner bescheidenen Ehrung, sie alle, die vielen, die ungezählten ruhmlosen Helden des Alltags, in dem einen, dem meine Feder jetzt sein wohlverdient Denkmal setzt.

* * *

Der Edenbastian — er ist ein Zimmermann und nicht gerade ein Schwächling gewesen — schaut mit einem ärgerlichen Lachen von dem Papier in seiner Faust hinauf zu dem schneeschweren Himmel. Sein Weib, die Margret, greint um ihn herum, nimmermehr käme er lebend zurück, wenn er dem dummen Wisch zu Willen sich füge. Bei dem Wetter über die „Höh“? Haushoch der Schnee und dazu die Hundetälte! Und da sich durchwürgen um nichts und wieder nichts? Sei der Weg nach der Amtsstadt doch schon im frohen Sommer seine sechs geschlagenen Stunden und obendrein mit dem Fuchschwanz gemessen und also das Hin und Her an einem Tag auch für ein starkes Mannsvolk als eine Viechstour zu bezeichnen, so heiße es jetzt in so einem wahrhaften Sibirierwinter geradezu den guten Gott versuchen, streckt' man die Nase weiter hinaus als unter die ersten Tannen in der Zailhed. Er solle daheim bleiben, der Mann!

Da hat der Peter, dem Bastian sein helläugiger Bub, den Vater doch besser gekannt, als die Margret den ihr angetrauten Mann. Das Wichtlein hat sich breitbeinig und mit den Händen in den Hosentaschen vorm Vater aufgepflanzt, und mit einem schönen kindlichen Vertrauen hat er ihm aufgetragen: „Falls dem Christkind begegnest, so tußt gewiß schön um den Schodelgaul bitten!“ (Schodelgaul = Schaukelgaul, Schaukelpferd; schodeln = volkstümliche Abwandlung von schaukeln.) Und des Vaters Bärenkraft gedenkend, die einen Baumstamm wie ein Zündholz lupft, sagt er in froher Zuversicht: „Über Mittag tu ich mit ein paar Brettern auch einen schönen Stall bauen für den Gaul! Und dann tu ich hinterm Fenster sitzen und mit dem Finger Lächlein hineintauen, wenn's gar zu arg gefrieren sollt', und durch die Lächlein tu ich fein auf euch lauern!“ Auf euch! Wie auf einen Fels war das aufgebaut, und hell war's wie die kommende Freude.

Der Edenbastian, noch in Gedanken an das Drum und Dran der morgenden Reise, zauselt dem Stricklein den Wuschelkopf und spricht so obenhin dazu wie einer, der nicht ganz bei der Sach' ist: „Gewiß, mein Bub, gewiß!“ Hätt' wachen Sinnes das niemals gesagt, der Bastian, hätt' den kleinen Bittsteller vielmehr mit der Aussicht auf ein Hasenbrot vertröstet. Ein Hasenbrot ist dazumal aber ein Weden gewesen, den der Vater vom Holzlauf nie hat vergessen seinem Söhnlein mitzubringen und dazu die kleine Lüge, über selbigen Weden sei draußen im Sperbersborn oder im Rothag oder wo grad der Holzlauf gewesen war, ein blütenweiß Häslein in seidigem Fell mit einem lustigen Hopps hinübergesprungen. Und dann war er köstlicher als einer aus Marzipan geworden, der Weden! Den Kreuzer für den Weden aber fand der Bastian, wenn er zur bestimmten Stunde im linken Ramisoltäschlein ein wenig herumfingerte, wie durch ein Wunder hineingeheert. Darf vertragen werden, daß allemal die Edenfrau die Zauberin gewesen ist und den Kreuzer aus ihrem schmalen Haushaltkässlein vor dem Schlafengehen an sein Plätzlein prattiziert hat. Also würd' ihr Alter sicherlich morgen wieder einen finden, wenn sein Geschäftlein abgewickelt war in der fernen Amtsstadt. Aber dafür einen Schodelgaul erstehen wollen? Edenbastian, Edenbastian, dir hat gewiß die Sorg' um den nächsten Tag den graden Sinn vernagelt!

Die Sorg' um den morgenden Tag? Der Edenbastian hat keine, und wenn schon, dann darf die Margret nichts davon merken! Also langt der Edenbastian als Antwort auf seines Weibes Segrein ordentlich umständlich die Kanonenstiefel herunter und legt in die so sorgsam und ruhig eine Lage glatten Stroh's, als wären sie nur für einen Holzlauf zu richten. Sagt dazwischen freundlich und bestimmt zu seinem jammernden Weib der Bastian: „Margret, tu dich nicht an unserm Herrgott veründigen und deinem Bub nicht den Tag vergrämen! In acht Stunden schaff' ich's bis hinüber! Zum Herübermarsch tu' ich mir neune gönnen und bin, die zwei oder drei Stündlein Aufenthalt eingerechnet, vor der Mitternacht gut wieder bei meinem Angstweiblein zu Hause!“ Und dann mit herzlicher Überredung: „Seh, tu' die Uhr nur so richten, daß mich dem Ottfriedrich sein Tuten um drei auf den Socken findet!“ Und die Margret hat nun gewußt, daß noch ein Kreuzer für den lahmen Nachtwächter in die andere Ramisoltasche zu praktizieren wäre und an Aufschub der Reise nicht zu denken sei. Sagt auch noch zu allem Überfluß der

Bastian zu ihr: „Um ein Nichts geht's nit morgen vorm Gericht, das solltest du wirklich nicht sagen und selbst in der Sorg' um den Mann noch nicht einen kleinen Augenblick so denken! Was täfst sagen, mein Weib, wenn der deine um einen falschen Eid, den er geschworen haben soll, morgen vor den Gerichtsherrn stehen müßt', und es würd' der, der ihn einzig lösen könnt' von dem schweren Verdacht, vor einem bißchen Schnee sich fürchten?“ Da gab seine Margret dem Edenbastian mit einem Ruß den Segen zu seiner Reise. Und es ist in diesem Ruß auch eine Abbitte gewesen.

In einer dicken Sackdunkelheit ist der Bastian um Dreie in der Nacht zu seiner bösen Fahrt aufgebrochen. Scherte ihn wenig, das rabenschwarze Dunkel. Bis zum Halbscheid des Wegs, dem Ramme der Höh, war jede Tanne ihm vertraut und waren also der verlässlichen Wegweiser gar viele. Und kam nach dem Kalender dann auf der andern Seite der vollächelnde Mond als Begleiter, dann war auch ein einmal vor Jahren begangnen Wegstück gewiß leichtlich zu finden und zu zwingen. Und kam er nicht? Dann war da noch ein Unsichtbarer neben ihm, dem man gut ein wenig vertrauen durfte. Und eigentlich hat in der Nacht der Ottfriedrich, wie er einen Kreuzer in seiner krummen Tase gefühlt hat, selbigen stillen Begleiter ganz unnötigerweise wie auf ein Geschäftlein gestoßen, das er vergessen könnt'. „Will den Vater droben erinnern bei jedem Tuten, Edenbastian, daß er ein wenig umschaut nach dir!“ hat der Ottfriedrich mit seiner verkrorenen Stimme gelobt. „Seh mit Gott also, Bastian, und gute Verrichtung!“

War auf allerhand gefaßt gewesen, der Edenbastian, aber so wie das Stücklein sich schon bis zur Höhe hinauf anließ, so hätt' 's auch ein böser Traum nicht übler lassen erleben können. Bis an den Nabel steckt' er auf lange Strecken in den mächtigen Wehen von Schnee, und droben auf der Höhe — nimmer hätt' er's nachmals selber für möglich gehalten, daß er's bis da hinauf in vierthhalb Stunden gepackt hätt'! Und dann ist's ihm gewesen, als hätte der scharfe Höhenwind in der kurzen Minute des Rastens und des Ausschauens nach dem treulosen Gesellen, dem Mond, ihm eine Eishaut über den ganzen Körper gezogen. Aber so wenig der Mond ihm bei dem Hinauf geleuchtet, so wenig hat er's in dem halben Stündlein getan, auf dem's bis zur ersten Dämmerung so bitter nötig gewesen wäre, sich in einem unbekannten Wald nicht zu verrennen. Es hatten aber, und das mag dem Mond zur Entschulbigung angeführt sein, gewiß hundert Millionen Fuder Schnee sich vor den gelagert.

Das war ein böses Abwärtstappen, und gewiß hat auch der Ottfriedrich, weil der um Sechse auf seinem Strohsack eingeschnarcht war, sein Versprechen nit lang genug gehalten. So kam's, wie es kommen mußte: der Edenbastian hat sich bösllich verlaufen, und im ersten Dorf, das mit dem lustig geträufelten Rauch über seinen Dächern ihm hätt' ein Schälchen heißen Raffee ansagen können, wird dem bestürzten Wanderer von einem alten Bäuerlein bedeutet, er sei hier in Glutenbach und Rabelsheim liege um gut zwei Stunden nach Süden. Und von hier nach der Amtsstadt sei's — aber nur bei einem guten Weg — auch für die flinksten Füß' gut und gern drei Stunden, heuer zwinge er's, wie er ausschau, kaum in fünfen, und ein Schälchen Raffee möge der Wanderer um ein Vergeltsgott bei seiner Rathrine — —. Aber das Maul blieb dem gutherzigen Männlein dann weit offen stehen, so schnell war der

Edenbastian, abwehrend und dankend zugleich mit der Hand zurückwinkend, recht wie ein gescheuchter Flüchtling davongeeilt.

Drei Stunden bei einem guten Weg? Um des Heilandes willen: es hatte gerade neun Uhr von dem Kirchlein gerufen! Und um elf war der Bastian in seinem Papier vors Gericht geladen!

Mit einem heiseren „Hier!“ ist der Edenbastian in die Gerichtsstube hineingestolpert, gerade wie man dort seinen Namen zum zweitenmal aufgerufen gehabt hat. In einem einzigen Jagen hat er im dicken Schnee den Weg geschafft, zu dem bei gutem Wetter die flinksten Füße drei geschlagene Stunden brauchten, und diese Füße noch um eine ganze halbe Stunde im Rennen geschlagen! Um wieviel also gar die, die jetzt bei dem Schnee ihn in aller Mühseligkeit abteuchten? Und um den Verstand ist er schier gekommen, der Edenbastian, um die halbe Stunde, die er beim Blick auf die erste Uhr in der Amtsstadt zu spät sich wußte! Hat aber ein wenig Glück gehabt, der Bastian (oder hat der Ottfriedrich in seinem Schlaf über sein Versprechen hinaus auch nach dem Tuten noch einmal den droben an ein dringlich Geschäftlein erinnert?), es hatte an dem Tag beim Gericht in der vorausgegangenen Sache ein Hartgefottner um dreißig Minuten sich noch den Strick vom Hals gehalten.

Bei dem „Hier!“, ungefüge wie aus dem Maule eines überdurfteten Stiers, und bei dem Gepolter in seinem Gefolge ist ein richterlicher Schnauzbart ins Zittern gekommen. Aber dann doch auch noch rechtzeitig in ein Verstehen ein richterlich Herz. Bis in das hinein hatte das verwüstete Aussehen des starken Mannes, der wie ein Büblein nach seinem ersten gelungenen Lauf so aufatmend nach einem Stuhle gegriffen, doch eine zu deutliche Sprache geredet. Und doch hat richterlicher Eifer ein paar Minuten später dem Edenbastian ein übel Wort lassen an seinen verwirrten Schädel fahren, wie dieser Schädel nach kläglichem Stottern versagt hat, auf die üblichen Vorfragen die kinderleichten Antworten zu geben. „Ihr seid besoffen, Mann! Einsperren laß ich Euch auf der Stelle wegen der Ungebühr vor den Schranken des Gerichts!“

Wie ein Feuer ist der Anpiff durch den Edenbastian gefahren. Seine Gestalt hat sich gestreckt. Sein Wille hat die Kapitel in seinem Kopf eins nach dem andern sorgfältig aufgebündelt und hat die Worte klar und überzeugend auf den Richtertisch gelegt.

Ist dann, der hartgeschaffte Zimmermann, der er war, in seiner ganzen Länge in den Gerichtssaal hineingeschlagen, als habe ihm ein Riese mit einer Reule von hinten eins über den Schädel gegeben.

Ist in einer hellen Stube wach geworden, der Edenbastian. Hat noch ein wenig einen leichten Nebel vor seinen Augen gehabt und mitten darin einen richterlichen Schnauzbart.

Hat einen Teller Suppe ausgelöffelt, der Bastian, ist aber noch so wenig bei der Sach' gewesen, daß er es hätte abgeschworen, hätte ihm nachmals einer einen Eid darüber zugeschoben. Aber der Nebel ist doch ein wenig abgezogen.

Hat dann ein Stücklein Fleisch unter seinen Zähnen gespürt, und da ist ein richtiger Wolf in dem Edenbastian wach geworden, und er hat eingehauen, daß der Richterin die helle Freude aus den Augen gelacht hat. Und darum hat auch der Edenbastian

von ihr so unbeschwert, als hätte er schon des öftern mit ihr an der Tafel zusammengenessen, das Gläslein Wein angenommen und in guter Manier auf ihre Gesundheit sie angeproftet. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß der Herr Richter nicht auch das ihm zustehende Teil an Aufmerksamkeit abgetriegt hätte.

Und dann hat der Bastian mit ein paar Worten von seinem Marsch über die Berge berichtet.

Ist darüber auf einmal in eine rechte Unruh gekommen, ist zu guter Letzt ein wenig unhöflich hastig aufgesprungen und hat herausgestoßen, nun müsse er seinen Weg wieder unter die Beine nehmen, und ein Vergeltsgott tät' er —

Dann ist er stedegeblieben, der Bastian, in der wohlgemeinten Abschiedsrede. Hat das Maul aufgerissen, der Bastian, und über dem Maul, wie Untertassen so groß, die erstaunten Augen. Denn eine stattliche Reihe von Gulden hat der Herr Richter vor ihm aufgezehlt, des Kreuzervoltes gar nicht geachtet, das in einem wirren Haufen liegen geblieben ist. Und er hat über dem Zählen gesagt, der Herr Richter, das sei die Zeugengebühr, die er, der Bastian, zu beanspruchen hätt', und so freundlich und so bestimmt hat der Herr Richter das an ihn hingesagt, daß dem Bastian auch nicht der leiseste Gedanke an das Wunder hat kommen können, das hinter seinem Rücken sich zugetragen hat: es hatten drei Gulden sieben Kreuzer in dem Richterhaus in einem einzigen knappen Stündlein weiß Gott und wahrhaftig sechsmal gehedt. Und auch das hat er nicht gemerkt, der dagestanden ist wie Lots Weib in der salzigen Luft vor Sodom, daß die Richterin mit einem vergnügten Blinkern der Augen ein langhalsiges Fläslein in seinen Büchsenrangen hineinkomplimentiert hat und — einen marzipanenenen Weden. Was besagen will, daß der Bastian — wer's etwa lächerlich findet, mag getroßt die Nase rümpfen! — vor der Gutheit der Richtersleute sein Herz, nicht anders als die Margret seine Strümpf bei der Wäsche, sorglich und gründlich um und um gedreht hat.

Aber dann ist auf einmal ein Spektakulum in dem Edenbastian seinen Augen losgegangen, wie's dem Pärlein vor ihm noch kein Theater hatte aufspielen können. Und nachher hat die Richterin über ihren Gestrengen die böse Nachred' geführt, der habe seinem Amtlein mit einer bitterbösen Lüge eine unverzeihliche Uneh'r angetan: denn daß ihm im Winter eine Müd' hätt' in die Augen hineingeraten können, wie er steif und fest behauptet habe, das mache ihn reif für ein Schuldig von den Geschworenen. Wohingegen er dann ausgesprengt hat, er ließe sich demnächst von seinem ungetreuen Eheweib scheiden, denn das habe, unbeschadet seiner Gegenwart, mit den Augen eines fremden Mannes geliebelt.

Was geschehen war, eine Musterehe so von Grund aus zu zerstören?

Nichts und doch viel. Dem Edenbastian war jetzt erst mit der nötigen Deutlichkeit ein Wort in die Ohren gefahren, das bis dahin, festgefroren wie in dem Lügenbeutel, dem Münchshausen, seinem Horn die Löhne, als ein Eislümplein außen davor gehangen hat.

So hat's gelautet: „Falls dem Christkindlein begegnest, so tuft gewiß um den Schodelgaul bitten!“ Und als ein süßes Echo hat's hinzennach geklungen: „Und durch die Löhlein in der Scheiben tu ich fein auf euch lauern!“

Und ein Bild hat's dem Bastian vor die Augen gezaubert, dies Wort, und dann ein Leuchten über sein gutes Gesicht, daß den Richtersleutlein ihre Stube von dem bloßen Widerschein wie übergoldet dagelegen ist.

Ein Wuscheltopfbüblein mit glänzigen Augen auf seinem wild sich gebärdenden, hölzernen Gaul: daran hat der Edenbastian mit selig glänzenden Augen gehangen, und aus seinem Herzen hat er darum auch diesmal keine Mördergrube gemacht und hat sogar den Herrn Richter höchstselbst um die Austunft angegangen, allwo in der Stadt es den schönsten Schodelgau zu kaufen gäbe. Und verführt hat den Bastian auch noch das wunderfame Bild, ein Gläslein und noch ein zweites den freundlichen Wirten zum Abschied zuzutrinken.

Und die Gläslein hinwiederum haben ihn verführt, dem Herrn Richter hell ins Gesicht zu lachen, wie der im Spielzeugladen — denn der Herr Richter hat in eigener Person dem wichtigen Einkauf beiwohnen wollen — mit einiger Besorgnis, nachdem er den Kauf mit seiner Richter-Spazentrast einmal gelupft gehabt hat — an den Bastian mit der Frage herangetreten ist, ob's denn nicht doch ein unbedacht Wagnis sei, mit dem Mordsgewicht des Schodelgaus auf dem Rücken den Marsch übers Gebirg noch einmal am gleichen Tage zu wagen. Übernachten solle er lieber in der Stadt, der Bastian, und wenn er das, seine Lieben nicht unnötig zu ängstigen, sich nicht getraue, so möge er ihm, dem Richter, es übertragen, daß er ihm den Gaul noch rechtzeitig genug aufs Fest —

„Papperlapapp“! hat ihn der Bastian eifrig und ein wenig unhöflich unterbrochen. Nun seinem leichtfertigen Versprechen vom Himmel ein unverhofft Halten geworden sei, leide es seine Zimmermannsehre nicht, daß sein Peter mit einem trockenen Hasenbrot abgespeist werde. Und einen Stoff für seine Margret täte er obendrein dem Gaul noch auf seinen hölzernen Rücken packen. Und verlaufen tät er am helllichten Tag sich nicht wieder. Und drüben finde er in der Nacht sich auch mit einem Tuch vor den Augen nach Hause. Und hätt' Zeit. Denn als ein Gespenst saß ihm das Gericht ja nicht mehr auf seinem Nacken. In acht Stunden — ob der Herr Richter mit ihm wetten wolle? — stelle er seinem Büblein den Gaul heimlich vor sein Bett, und — und — und nun täte er dem Herrn Richter noch einmal für alle seine Gutheit danken.

Dann ist der Edenbastian mit langen Schritten losgestieft, und der Schodelgau, es ist ein Apfelschimmel gewesen und vom schwersten Brabanter Schlag, ist wie ein lachendes Büblein auf den breiten Zimmermannschultern gefessen.

Ein Stündlein später sind die Weingeisterlein verflogen gewesen, und da ist es dem Bastian bald klar geworden, daß ihm die Lieb' zu seinem Bub eins eingebrockt hätt', dran er noch ein paar Stündlein würde zu ledern haben, und bei dem Aufstieg auf die Höh' hat er darum gar manchmal mit einem Schnauser geraftet. Und ist eben gerade noch oben angekommen, ehe die Nacht sich darüber hergeworfen hat. Und hat oben bei der kurzen Rast gemeint, der Schweiß müßt' ihm demnächst aus den hohen Stiefelschäften herauslaufen. Und dann beim Abstieg hat er öfter und öfter müssen dem Peter sein froh Gesichtlein zu seiner Hilf herbeizutieren, daß das ihm den Frost hinweglachen tät, den ihm in Pausen, kürzer und immer kürzer, ein ausgemachter Ludebold von Wind, wiß er noch keinen jemals erlebt, geräuschlos an ihn heranschleichend, über den Rücken geworfen hat. Und dann ist eine Hitze irgendwoher an-

gefahren kommen, und er hat schnell eine Handvoll Schnee in den Mund geschoben, sich ein wenig daran zu kühlen. Und im Brandholz bei der ersten Raft, hat er sich ausgequetscht gefühlt wie eine Zitrone. Und in seinem Herzen ist von da an ein Bangen gewesen.

Dann sind die hundert Millionen Fuder Schnee vom Himmel heruntergebrochen. Seine Schätze hat er vor dem gierigen Griff des weißen Feindes zu bergen gesucht. Den Rittel hat er sich heruntergerissen, der fieberheiße Mann, hat ihn über den Glanz des Gaules sorglich ausgebreitet und unter ihm auch den Kleiderstoff für seine Margret nicht zu bergen vergessen. Aberdies hat er auch noch das Reittier sich kopfunter auf die Schultern geladen, für welche mißächtliche Behandlung sich das aber sofort durch ein viel niederträchtigeres Drücken gerächt hat. Und so niederträchtig ist dieses Drücken dann bald geworden, daß der Bastian allen Ernstes gemeint hat, der türkische Elf hätte den Schnee, der im Handumdrehen den Raum zwischen den Läufen des Gaules ausgefüllt gehabt hat, in eine zentnerschwere Eisenlast umgewandelt. Alle hundert Schritte hat er müssen, ob ihn auch sein Verstand darüber ausgelacht hat, seine Bürde herunternehmen und den Schnee davon abschütteln. Und es ist wirklich immer nur Schnee von eines Federtkissens Menge und Schwere gewesen. Die Zähne hat er zusammenbeißen müssen, wenn er dann den Gaul hat wieder hinaufslupfen wollen, und mehr als einmal ist er dabei in ein übles Taumeln gekommen. Was aber das Schlimmste war: das Gesichtlein von seinem Vuben ist ihm mit seinem lustigen Lächeln nicht mehr zur Hilf herbeigekommen, und er hat also dann seine Riesenlast ganz alleine tragen müssen. In den Luderwiesen, wo zu jeder Frist der Wind in einem Kessel alles zusammenkreiselt, was er in dem ganzen Umkreis erraffen kann, wenn's nicht gerad niet- und nagelfest und wie für eine Ewigkeit angebracht ist, da hat der Bastian allen Ernstes gemeint, er würd' beim Durchqueren des Schneesees ertrinken. Denn bis über die Brust ist er in den weichen Massen versunken, und nicht sehen hat er können, so dicht ist das Zeug ihm vor den schmerzenden Augen heruntergeriefelt.

Im Sperbersborn sind ihm feurige Funken in einem wilden Getaumel vor diesen Augen getanzt, und die Zunge hat ihm so am Gaumen geklebt, daß er für einen kleinen Trank gern einen Finger geopfert hätt'. Denn am Schneewasser hat er gemeint, ersticken zu müssen. Ob's ihm ein Geistlein in die Ohren gewispert hat oder ein guter Engel es ihm zugerufen: seine Finger haben beim nächsten Halt im Büchsenranzen das langhalsige Fläschlein gegriffen, und da ist, ehe er seiner Gier den ersten Schluck gegönnt hat, der Bastian mit einem wilden Schluchzen in den Schnee gesunken. Denn beten hat er nicht mehr können, dazu haben ihm die Kräfte gefehlt, die in dem wilden, schmerzenden Toben in seinem Schädel hätten ein wenig Ordnung machen können; aber zu dem Lenker droben sind durch die hundert Millionen Fuder Schnee diese Tränen dennoch als der heißesten Gebete eines hindurchgedrungen.

Bis zum Walbrand sind ihm die Schlüdklein Wein treue Gefährten gewesen, jeder ein Stücklein ihn weiter vorwärts geleitend. Am Zwillingsbaum — es ist da wie aus einer unerklärlichen Laune der Natur eine Buche und eine Tanne wie in eins verwachsen — hat der Bastian, weil das Schneetreiben aufgehört gehabt hat, aus

der Ferne zwei, drei vereinsamte Lichtlein glänzen sehen und konnt auch noch soviel Kraft zusammentriegen, daß er sich gefragt hat: „Welches von den Dreien tut mich wohl grüßen und erwarten?“ Er hat das lekte Schlütlein aus seiner Flasche getrunken und hat dann stammeln können: „Herr, hilf mir zu diesem Lichtlein hinüber! Und zu meinem treuen Weib! Und zu dem Bublein und seinem Lachen!“ Er hat auch noch dumpf denken können, wie er das Fläschlein unter dem Baum hat aus seinen Händen gleiten lassen, es mög's ihm nicht nachtragen, daß er's seinem Schicksal überlasse, und sich mit seinem Versprechen getrösten, daß es sein erstes sein werde, es zu holen und als einen treuen Notgefährten und zur Erinnerung an eines Engels Güte auf einem Ehrenplählein aufzustellen.

Dann hat sich der Bastian aufgemacht zu dem lekten Wegstücklein, das fast schnurgerade zu seinem Häuslein hinlief und dem zu beiden Seiten die zwei Reihen Pappeln noch steifer und ernsthafter als sonst wie eine Ehrenwache aufgezogen standen. Der Peter hätte dieses Wegschwänzlein in einem halben Stündlein durchschritten.

Wißt ihr, wie lange der Bastian dazu gebraucht hat? Drei volle Stunden! Und wißt ihr, woher der Bastian das weiß? Durch die Stille der Schneenacht hat's ihm die alte Turmuhr höhnisch genug zugerufen, höhnisch freilich nur für ein so zermartertes Hirn, wie dem gebrochen Dahinschleichenden seins eins war, in das jeder neue Schlag wie ein glühender Pfeil hineingefahren ist, schmerzhaft den einen taum eingeschlafenen Gedanken in ihm aufrüttelnd: Und daheim hinter den Löchlein in der Scheibe tut gewiß mein Bublein für immer vergebens auf den Schodalgaul lauern!

Für immer vergebens! Das ist dann der Stachel gewesen, der ihn wieder ein Endlein weitergeschreckt hat.

Aber ein ordentlich Sehen hätte man dies Weiterkommen nicht mehr gut heißen können. Von einem Baum zum andern ist der Bastian mühsam weiter gestolpert, taumelnd, ein Trunkner, ein Geblendeter. Mit dem Fuß hat er sich den nächsten immer wieder mühsam ertastet, und an jedem in der endlos langen Reihe hat er sich anlehnen müssen und nach Luft, nach Befreiung schnaufen, so gern er das beides auch unterlassen hätt'. Denn wie ein feurig Messer schien ihm die Luft in der Brust herumzuwühlen, und das Warten war darum für den dumpfen Kopf eine doppelte Qual, weil's doch auch das Bublein hinter seiner Scheibe unnötig quälte.

Schwerer und schwerer ist 's dem Bastian geworden, den unwiderstehlichen Drang von sich abzuschütteln, der ihm immer von neuem und immer dringlicher in die Ohren hineingeraunt hat, lieber doch auf allen Vieren weiterzutriecken, weil er anders ja doch niemals ans Ende seiner bitteren Wallfahrt käme. Aber dann hat's auch immer wieder von irgendwoher gerufen: „Ich tu auch durch die Löchlein auf euch lauern!“ und das hat ihn dann, wie der Gewehrkolben den strauchelnden, abgetriebenen Gefangenen, bis an die nächste Pappel vorwärtagestoßen.

Den Schodalgaul hat er nicht mehr von seinen Schultern heruntergenommen. Soviel ist ihm in seinem armen Kopf doch noch zum Bewußtsein gekommen: Herunter bringst du ihn wohl noch! Brauchst nur die Finger aufgehen zu lassen! Brauchst dann noch nicht einmal einen kleinen Hauch von Kraft ans Herunterlupfen zu rücken! Aber hinauf — hinauf auf deinen Rücken kriegst du ihn dann nie und

nimmer in deinem Leben wieder! Schäm dich, Bastian, um ein bißchen Müdsein den Bub um seine kleine Freud' zu bringen! Dann hat er den Versucher von sich gestoßen.

So sind denn seine Arme schließlich wie in seine hölzerne Last hineingewachsen gewesen, sind selber so steif geworden wie das Holz und ohne alles Gefühl. Und auch die Beine sind ihm mehr und mehr abgestorben und an ihm gehängt wie etwas, das ihm gar nicht gehörte. Und in der Brust haben sich die feurigen Messer in hundertausend giftige Schlangen verkehret.

So hat der todtrante Mann — und hat dabei auch von jedem Haus in dem nachts stillen Städtlein einen Abdruck auf seinen Buckel bekommen — sich noch durchgelämpft, durchgelitten bis dicht an sein Ziel, bis an den Prellstein, der dem Sträßlein an seinen Anfang zur Wacht hingesezt ist, das man die Ecke heißt, weil's — mit dem Straßenmaßstab gemessen — nicht viel anders ist als zwischen Pult und Wand das gefürchtete Pläßlein, in das man ein vorlautes Büblein stehen heißt und mit dem scharfen Befehl: Fort — marsch — auf eine Stund' in die Ecke!

Gut ein kleines Lichtlein ihn gar freundlich grüßen, den todmüden Mann, aus dem Häuslein, mit dem die Ecke hinten abgeriegelt ist und das also die letzte Ursach' ist von einem possierlichen Namen für eine Straße. Saugt den Gruß des Lichtleins noch auf, der Bastian, gierig wie einer, der am Verdursten ist und mit dem einzigen Sautröpflein, das ihm endlich auf die glühende Zunge fällt, sein Leben sich wiedergeschenkt glaubt. Will das Lichtlein umarmen, der Bastian, und — greift ins Leere.

Am Prellstein und im Angesicht seines Häuschens ist der Edenbastian lautlos zusammengebrochen.

Ottfriedrich, der lahme Nachtwächter, hat in dieser Nacht einmal eine Stunde zu tuten vergessen. Es ist die dritte gewesen. Und es mag dem Ottfriedrich diese ungetutete Stunde, nicht, weil sie die einzige von der Art in seinem langen Nachtwächterleben gewesen und es auch geblieben ist, sondern aus dem viel wichtigeren Grunde in sein Dienstbüchlein nicht eingeschrieben sein, weil der Alte ein Leben für wichtiger gehalten hat als ein Tuten. Ein Leben und einen Schodelgaul. Denn den hat er den Nachbarn, die sein Spieß mit rücksichtslosen Schlägen auf die nächsten Läden zur Hilfe herausgerufen hat, so sorglich nachgetragen, als sei er das todtrante Kind des Mannes, den jene auf ihren starken Armen in sein Heim hineinschafften. Denn so klein auch dem Ottfriedrich sein Gehirn gewesen sein mag — sie haben den Guten zuweilen sogar als ein wenig simpel ausgeschrien —: so viel ist doch in diesem kleinen Nachtwächtergehirn aufgedämmert, daß es ohne allzu große Anstrengung hat herauskriegen können: um den Schodelgaul, um die Freud' für seinen Buben hat der Edenbastian sein Leben in die Schanze geschlagen. —

Es ist dann ein gar hartes Ringen gewesen, das Ringen um dieses Leben. Und wie der kleine Peter nach Wochen zum erstenmal den bleichen Vater hat grüßen dürfen, den Vater, von dem man zu ihm gesagt hatte, er habe um eine Suttat für ihn, seinen Buben, die eine seiner Lungen hergegeben, da hat der Kleine in seinem Schrecken über des Vaters vermageret und verfallenen Gesicht und in seinem verwirrten Suchen nach einer Freude, die er dem Lieben erzeigen möcht', den Schodelgaul an das Bett gezogen und dem Kranken mit einem kleinen Rittlein vorgeführt, wie gut

das Köhlein, dem stundenlangen Kopfunter auf Vaters Buckel zum Troh, unter einem rechten Reiter trabe.

Und von da an, sagen sie, wär's mit dem Edenbastian sichtbar wieder aufwärtsgegangen.

* * *

Heute hat wieder ein kleiner Peter, vom Edenbastian der Urentel und von dem folgen Chronisten das vielversprechende Söhnlein, den Schodelgaul fest an die Rande genommen, so fest, daß ein Häuslein — es ist natürlich dem Edenbastian seins und riegelt auch immer noch so getreulich wie früher nach hinten die liebe alte Ede ab — ums Haar zum Umpurzeln gekommen wäre.

Dem der Schimmel von damals dient heute noch seiner Herrschaft in Treuen, dient in Treuen schon der dritten Generation, hofft, wenn ihm der Spat der Schodelgäule, der vermaledeite Holzwurm, nicht zu guter Letzt in seine Bretterbeine einbricht, auf einen Dienst in Treuen bei den noch fälligen Enteln und Urenteln in der Ede oder, wenn das nicht sein darf, auf ein rechtschaffen Gnadenbrot in der sonnen-durchwärmten guten Stube. Ist auch sonst noch von einem ganz absonderlichen Schlag, der Schimmel, den der Edenbastian seinem Buben durch den Schnee heimgetragen hat und durch eine Hölle, hat er doch Jahr um Jahr in einer rechten Chamäleonnatur die Farbe seines Felles gewechselt und sich darum heuer in einen lohpehrabenschwarzen Rappen verwandelt.

Und eben, wie der Chronist sich noch einmal richtig in Positur wirft, seinem Denkmal mit ein paar besonders guten Worten einen würdigen Abschluß zu geben, da greift ihm eine kleine Faust rücksichtslos in seine Feder. Und ein müde gerittener Reiter bettelt um eine kleine Erholung, und die kleine Erholung ist nach altem Brauch eine kleine Geschichte.

Die hat dann, dem in der Zeitung zu ganzen Seiten breitgetretenen unerhörten Tagesereignisse zu Ehren, nicht anders heißen können als: Wie einer auf seiner Vogelmaschine von Erdteil zu Erdteil und über eines Meeres Unendlichkeit hingeflogen ist.

„Fein, fein!“ hat's auf einmal zur Kritik geheißen. „Und jetzt fahr' ich auch auf der Vogelmaschin'!“ Daß in die der geduldige Schodelgaul sich hat umwandeln müssen, sich sogar mit aller Bereitwilligkeit hat umwandeln lassen, das eigens zu sagen, heißt eigentlich, ein wenig an seiner Vielseitigkeit zweifeln.

Da hat der Chronistkopf aufatmend nach dem Abschluß für sein Denkmal gesucht.

Aber der ist ihm dann fast wie im Schlaf in den Schoß, genannt Feder, gefallen. Und ist, genau besehen, ganz für sich allein das Denkmal gewesen, um das der Chronistwiz sich mit seinem klugen Geschreibsel und mit recht mäßigem Erfolg viele Stunden im Schweiß seines Angesichts abgemüht hat.

Der Flug auf der Schodelgaul-Vogelmaschine ist nämlich überraschend schnell abgestoppt worden. Sein Fahrzeug hat der kleine Pilot sich selbst überlassen. Seine Gedanken sind sichtlich auf die Lösung einer schweren Aufgabe gerichtet gewesen. In seinem Gesichtlein hat das Nachdenken die steile Eden-Falte in die Stirne geschoben.

Dann ist nach einem Aufatmen der kleine Mann von seinem Gaul geklettert. Die Händchen auf dem Rücken, so hat er ihn kritisch gemustert, als gälte es, den Wert des kostbaren Besitzes bis auf den letzten Pfennig genau abzuschätzen. Und wohl auch nicht minder genau das Gewicht. Denn er hat ihn auch zu lupfen versucht, und daß er das nicht konnte, das hat ihn sichtlich befriedigt.

Und wieder ist dann eine rücksichtslose Kinderfaust dem Chronistenwater gegen seinen spitzen Denkmalsmeißel gefahren.

„Fein — das mit der Vogelmaschin'!“ sagt das Büblein wie vorher und sagt's doch ganz anders. Es schwang ein Oberherunter mit in dem Wort. Ein wenig wie das nachsichtig gewährte Lob an einen kleinen Gernegroß klang es. Aber auch wie eine Abbitte lag's über dem Ton.

Ein Blick noch einmal nach dem Gaul, der ein abschließend Wägen war, ein Bewundern und ein Streicheln. Und noch einmal ein Aufatmen und dann fest, wie mit kleinen, raschen Hammerschlägen zusammengefügt:

„Aber den Schodelgaul hätt' er nie und nimmer so wie der Urgroßvater über die Höh' und durch den tiefen, tiefen Schnee zu seinem kleinen Peter getragen, der Mann, der so ganz allein über das wilde Meer hinübergesoflen ist!“

Und nachgehämmert von einem kleinen Eigensinn und hinaufgeschraubt von einem riesengroßen Stolz: „Nein — und nein — und nein!“

Da hat der Chronist seine hochwichtige Arbeit an seinem Denkmal als einen ausichtslosen Wettbewerf mit einem raschen Entschluß und für immer eingestellt.

Und hat in Andacht das als das Bessere anerkannt, das der Kindermund mit seinem kurzen Wort so zauberhaft schnell hingestellt hat.

Und noch einmal: Stehen soll's für alle die Ungezählten, die je einmal, von der Liebe dazu gewappnet, im Kampf mit dem Unmöglich die Sieger blieben!

Der Glaube

Von Alexander Frhr. von Grotthuß

Dir hab' ich mein Schicksal anvertraut,
Herr über Sterben und Leben . . .
Was kann dem geschehn, der auf dich baut,
Dem der Glaube an dich gegeben!

Denn wüßte ich mich in des Daseins Not
Nicht von deiner Liebe getragen, —
Erlöschte die Hoffnung, die gläubig loht
Im Herzen in dunkelsten Tagen . . .

Und hätte ich nicht die Zuversicht:
Du hältst mich in deinen Händen,
Und einmal muß — wenn dein Wille spricht —,
Die Nacht in den Tag sich wenden, —

Hab' ich doch mein Schicksal dir anvertraut,
Dir, Herr über Tod und Leben . . .
Was kann dem geschehn, der auf dich baut,
Dem der Glaube an dich gegeben!

Ich wäre auf meinem Lebenspfad,
Dem dornigen, mühevollen
Verlassen, wie einer, der nichts mehr hat,
Als nur seinem Schicksal zu grollen . . .

Der Glaube aber, den du mir geschenkt,
Läßt mich auch das Schwerste erdulden:
Bist du es doch auch, der Prüfungen leult
Für menschlicher Fehle Verschulden . . .

Und sollte auch ferner kein Sonnenschein
Eines jungen Glücks mich umfassen, —
Was tut es? Du, Herr, kannst mir alles sein;
Weshalb um die Zukunft drum bangen?



Die Dorfältesten

Rudolf Schiestl

Friedrich Hebbels Leben und Persönlichkeit im Lichte der heutigen Forschung

Elise-Lensing-Briefe

Von Gustav Rohne

Als ich vor zwanzig Jahren ein Kolleg über Friedrich Hebbel hörte, stellte der lesende Literaturhistoriker dessen Leben und Schicksal — abgesehen von den anderthalb letzten Dezennien seines mühevollen Daseins — als eine einzige Kette von Entbehrungen und Leiden physischer wie seelischer Art dar. Hebbel wurde durchaus als eine tragische Figur beleuchtet und dargestellt. Diese „wissenschaftliche“ Stellungnahme war zum mindesten sehr schief und einseitig. Aber sie war verständlich. Sie entsprach der allgemeinen Auffassung von des großen Dithmarschers Leben und Persönlichkeit, wie beides durch das grundlegende Werk von Emil Kuh schon in den siebziger Jahren, ein halbes Menschenalter nach Hebbels Tode, festgelegt worden war. Hinzukam, daß um die Jahrhundertwende allerorts, wohl in erster Linie durch Hebbels Wesselburner Landsmann Adolf Bartels veranlaßt, mit Recht eine wahre Hebbel-Begeisterung einsetzte. Nun sah man alles, was mit dem Geistesriejen und gewaltigen Tragödiendichter zusammenhing, durch eine für ihn günstige Brille. Das wahre Bild Hebbels wurde verwischt, ganz wie die Züge der älteren Hebbel-Büste in seinem Geburtsorte entstellt sind. Die Schuld an dieser Entstellung trägt zum großen Teil der Dichter selber. Seine umfangreichen Tagebucheintragungen sind nicht immer zuverlässig. Selbst in einem so wichtigen Ereignisse, wie dem Tode seines Vaters, irrt er sich im Datum und Wochentage. Nicht selten sind die Eintragungen, wie jene über die bekannte Fußreise in den bösen Märztagen 1839 von München nach Hamburg, erst mehrere Jahre nach ihrem Geschehen erfolgt. So sind die Irrtümer erklärlich. Zum Teil resultieren sie auch aus Hebbels ungeheurer Reizbarkeit und Heftigkeit. Im Zustande großer seelischer Erregung vergißt er sich und wird gegen seine Widersacher ungerecht. Ein klassisches Beispiel dafür ist seine Beurteilung des Kirchspielvogts Mohr in Wesselburen, bei dem er ja von seinem 14. bis 22. Lebensjahre als Schreiber — in den letzten Jahren in bevorzugter, ja zum Teil selbständiger Stellung — in Diensten stand. Während er auch gegen seine vertrautesten Freunde, wie die Provisoren der Wesselburner Apotheke, Schacht und Franz, von denen der erstere als Sanitätsrat, der letztere als Apothekenbesitzer starb, nicht ein abfälliges Wort über Mohr lautwerden läßt und noch aus dem Studiensemester in Heidelberg einen fast freundschaftlichen Brief an Mohr schreibt, ergeht er sich von Wien aus in Schmähworten über ihn, die auf der Grenze von Anstand und erlaubten Umgangsformen stehen. Ich bin weit davon entfernt, ihm diesen auch sonst noch hervortretenden Widerspruch als ein sittliches Manko zu buchen, weil er sich aus seinem aufbrausenden, leidenschaftlichen Temperamente ergibt; der Beurteiler seiner Persönlichkeit und Schicksale hat aber die Pflicht, derartige gelegentliche Äußerungen so zu bewerten, wie es im Interesse einer sachlichen Lebensdarstellung erforderlich ist. Da

das nicht immer geschehen ist, schwankt das Bild Hebbels hin und her. Noch zur Jahrhundertfeier 1913 konnte man neben größten Lobpreisungen wüste Pamphlete (Paul Schlenker im „B. Z.“) lesen, die auch die allergeringste Pietät vor der Größe und grandiosen Wucht eines Hebbel vermissen ließen.

Als nach dem Kriege die expressionistisch-kommunistische Dramatik für eine kläglich-kurze Zeit auf den Schild erhoben wurde und man Schillers, Grillparzers, Hebbels, ja selbst Heinrich von Kleists Bühnenergebnisse mit einem geringschätzigen Lächeln und einer entsprechenden Handbewegung abtat, setzte unter den Freunden Hebbels eine erneute Anteilnahme an seinem Leben und Ergehen ein. Unter den Problemen, die auftauchten, springen hervor:

1. Das Hebbel-Museum in Wesselsburen,
2. Elise Lenzing und ihre Stellung zu Hebbel,
3. die Herkunft (Vaterschaft) Hebbels.

Alle diese bis vor kurzem noch ungelösten Fragen haben nunmehr eine Antwort erhalten, und, wie ich annehmen möchte, eine abschließende. Natürlich tauchen bei einem eingehenden Studium von Hebbels Leben und Werden noch immer neue Fragen auf, die niemand zu beantworten weiß. So erhielt ich von Dr. Paul Bornstein, der ja vor einigen Jahren ein so vorzügliches Werk über den „Jungen Hebbel“ herausbrachte, auf eine nicht ganz unbedeutende Anfrage über die Eltern des Dichters die Antwort, daß diese Frage noch nicht von der Hebbel-Forschung berührt worden sei. Auch die Schul- und Bildungsverhältnisse in Wesselsburen bedürfen noch einiger Klärung. So vermag heute noch niemand auf die Frage eine befriedigende Antwort zu geben, wie Hebbel bei den traurigen Schul- und häuslichen Verhältnissen zu einer so vorzüglichen Sprache kam, daß schon vor nun bald hundert Jahren Klaus Groth, der aus dem benachbarten Heide stammte, darüber in helles Staunen und eine große Verwunderung geriet. Diese paar Hinweise nur als Beispiele. Als Hauptfragen bleiben die drei oben angeführten bestehen.

Da das Hebbel-Museum in Wesselsburen jetzt fertig ist, sofern ein Museum überhaupt als fertig bezeichnet werden kann, so hat dessen Entstehungsgeschichte nicht eine derartige Bedeutung, als daß sie hier erzählt werden müßte. Weil einzig dastehend, darf aber die Tatsache nicht unerwähnt bleiben, daß ein früherer Schornsteinfegermeister, der nie aus dem gewerblichen Leben herausgetreten und noch heute der Leiter von ein paar industriellen Unternehmungen ist, den Hauptanteil an dem Zustandekommen des Hebbel-Museums hat. Wer mit diesem Schornsteinfeger a. D., Herwig heißt er, eine Stunde am Tisch gegessen hat und ihm in seine lebendigen und ungemein sympathisch berührenden Augen gesehen, der wird es verstehen, wenn ein Universitätsprofessor ihn fragt: „Verzeihen Sie, sind Sie Philologe?“ Ich habe ihn in einer halben Stunde liebgewonnen. Herwig ist die Seele des Museums. Und seine Sammlung zeichnet sich vor vielen Einrichtungen ähnlicher Art dadurch aus, daß sie nun aber auch gar keinen Ritz enthält. Ich habe vor Jahrzehnten herzhaft lachen müssen, als mir in einem Friß-Reuter-Museum mit viel Pietät die Pfeife gezeigt wurde, die der große Humorist und Spaßmacher aus Stavenshagen geraucht hatte. Friß Reuter und Reliquienhinterlasser! Würde er's, er würde noch im Jenseits ein paar lustige Läufe und Niemels darüber schreiben.

Nein, für solche Sachen ist der frühere Schornsteinfeger nicht zu haben. Außer einer Art Relief vom alten Wesselburen, einer Nachbildung von Hebbels Geburtshaus und ein paar Aquarellen über Wesselburner und Hamburger Verhältnisse enthält das Museum kaum eine plastische Erinnerung aus Hebbels Leben. Aber welche Fülle von Originalbriefen ist vorhanden! In der Hauptsache vom Dichter selber stammend. Aber auch solche von sehr namhaften Zeitgenossen. Und wie köstlich sind sie untergebracht! Im Allerheiligsten, in einem stimmungsvollen Sonderraum, sind sie ausgebreitet und angeheftet; nur von elektrischem Licht beleuchtet, weil das Tageslicht sie verblassen und schädigen könnte. Dann eine Fülle von Erstbruden. Selbstverständlich auch die gesamte Hebbel-Literatur. Gegenwärtig ist man dahinter her, die vollständige Mohr'sche Bibliothek, die Hebbel in Wesselburen benutzte, zusammenzubringen. Aber das Kostbarste ist erst, daß die Verwaltung des Hebbel-Museums die Elise-Lensing-Briefe entdeckt und erworben hat, über die Albrecht Janßen in seinem 1919 erschienenen Buche „Die Frauen rings um Friedrich Hebbel“ schrieb: „Wo sind nun Elisens Briefe, diese unerfesslichen Dokumente, geblieben? Die schon häufiger erörterte Frage kann jetzt endgültig beantwortet werden. Sie sind vernichtet.“ Nein, die mit Bestimmtheit Totgesagten sind wieder lebendig geworden. Nun werden sie ebenso bestimmt ein langes Leben führen. Gott sei's gebant!

Nie werde ich den mich seinerzeit erschütternden Satz vergessen, in dem Emil Ruh zum ersten Male auf Elise Lensing zu sprechen kommt und den Herzenswunsch äußert, das „taugteste Wort“ zu finden, mit dem er sie als Dichter einführen könnte. Da er aber kein Dichter sei, so müsse er sich damit begnügen, in aller Schlichtheit ihren Namen zu nennen.

Ja, Emil Ruh, für dieses Wort würde die tote dir mit aller Glut ihres liebevollen Herzens die Hand im Grabe gedrückt haben, wenn ... ja, wenn. Aber Elise Lensings Ehrenrettung kam in jeder Hinsicht zu spät. Noch über ihr Jahrhundert hinaus, zwei volle Menschenalter nach ihrem Tode, galt sie als die ungebildete Näherin, die sich Hebbel in mädchenhafter Lüsterheit schon nach sechswochiger Bekanntschaft an die Brust geworfen und sich zweimal von ihm hatte schwängern lassen.

Für mich persönlich blieb lange Zeit die Frage offen, wer von den beiden Teilen der aggressive und damit schuldige Teil gewesen sei. Weder Emil Ruh, noch Richard Maria Werner, noch Adolf Bartels geben in ihren Hebbel-Biographien Aufschluß darüber. Erst durch Paul Bornsteins 1925 erschienenen „Jungen Hebbel“ erhielt ich eine tatsächliche, nicht auf Mutmaßungen und allgemeinen Redensarten beruhende Unterlage über Hebbels sexuelle Natur aus jener Zeit, in der er mit Elise Lensing in Verbindung trat. Diese Unterlage stammt von Hebbel selber und darf in diesem Falle als durchaus zuverlässig angesehen werden. Sie steht verzeichnet Bornstein, Band I, oben Seite 107, und ist entnommen aus Hebbels Aufzeichnungen zur Autobiographie, die in einigen losen Blättern im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt werden. Auch Werner hat in seiner Gesamtausgabe, Band VIII, Seite 387 u. f. „Die Notizen zur Biographie“ aufgenommen, läßt aber ausgerechnet diese für Hebbels Natur so wichtige Angabe weg. Für den Wissenschaftler eine unverzeihliche Unterschlagung, zumal sie auf Kosten einer der edelsten Frauennaturen geschieht, die jemals so entscheidend in das Leben eines großen Dichters eingegriffen haben, wie es Elise

Lenzing getan hat. Wenn sich Hebbel in einer Zeit, in der er mit Doris Voß verlobt war, in der er sich in schwärmerischer Begeisterung für Wilhelmine Haak und Grete Carstens erging, sich intim mit einem Wesselburner Dienstmädchen oder welche Stellung der leichtlebige Vogel innehatte, einließ, so zeugt diese Tat des Einundzwanzigjährigen für sich, und jeder Kommentar dazu ist überflüssig. Dazu bedente man ein anderes: Im Frühjahr 1835 wird Hebbel mit Elise Lenzing bekannt. Ein Jahr später geht er auf ein Sommersemester von Hamburg nach Heidelberg. Kurz vor dem Weggange aus der Neckarstadt und der Übersiedlung nach München schickt ihm Elise hundert Taler. Am 29. September trifft Hebbel in München ein, und unter dem 19. Oktober besagt bereits eine Tagebuchnotiz, daß er mit „Beppy“, der Fischerstochter aus der Landwehrstraße, angebändelt hat. Volle zweieinhalb Jahre wird dieser intime Verkehr fortgesetzt. Während der Zeit arbeitet sich Elise Lenzing für Hebbel die Finger blutig, schickt ihm Kleidung, Wäsche, Geld, bezahlt für seine Mutter die Miete, bringt ihr Weihnachtsgeschenke usw. Alles angeblich im Auftrage ihres Sohnes. Und als dann die trostlosen Münchner Tage vorüber sind und Hebbel die Fußreise nach Hamburg antritt, begleitet ihn Beppy (Josepha Schwarz) zwei Stunden über Schwabing hinaus, und es kommt in einer Waldschenke zu einem tränenreichen Abschiede. Inzwischen hat Hebbel Elise Lenzing aber gebeten, ihm bis Hamburg auf eine Nacht entgegenzukommen, und zwar ohne Begleitung, einen Vorwand (bei der Mutter) fände sie ja leicht. — Diese beiden Tatsachen aus den Jahren 1834—39 dürften zur Genüge beweisen, wie Hebbel zur erotisch-sexuellen Frage stand.

Adolf Bartels sagt in seiner Hebbel-Biographie, Elise Lenzing habe als die um neun Jahre ältere Person den erforderlichen Abstand wahren müssen. Dieser Auffassung schließt sich auch Karde, der verdienstvolle Herausgeber der Elise-Lenzing-Briefe, an. In dieser Stellungnahme dürfte m. E. eine Verkennung der Frauennatur liegen. Elise war einunddreißig Jahre alt, als sie mit Hebbel in Verbindung trat. Ähnliche Schicksale, wie er erlebt, liebte sie ihn bis an ihren Tod mit aller Glut einer Leidenschaft, wie sie in so stürmischer Art nur einer Frau möglich ist. Jede Vernunft, alle Überlegung wurde zurückgedrängt, und Wille und Beherrschungsvermögen waren bei ihr auch nicht stärker, als es gemeinhin bei Frauen der Fall ist. Weil aber bei Hebbel eine leidenschaftliche Liebe zu ihr nicht vorhanden war, so hätte ihn schon das Dankbarkeitsgefühl verpflichten müssen, die erforderliche Distanz innezuhalten. Das hat er unterlassen. Darum ist er in dem Verhältnis zu seiner Wohltäterin der mit Schuld beladene Alltagsmensch, und sein Verhalten ist nur zu erklären aus seiner menschlichen Schwäche. Elise Lenzing ist aber eine durchaus tragische Erscheinung.

Gerade ihre nun endlich, vierundsiebzig Jahre nach ihrem Tode, herausgetommenen Briefe löschten den letzten Zweifel darüber aus. Es ist ja einigermaßen selbstverständlich, daß sie als Frau von Geschmack und Herzensbildung in ihren Briefen nicht auf die intimsten Ehesachen zu sprechen kommt. Was die Briefe aber dartun, ist der unumstößliche Beweis, daß sie eine gebildete Frau in der allgemeinen Bedeutung dieses Wortes war. Ob sie nun Rousseaus Bekenntnisse im Urtext gelesen hat, wie Janßen in seinem Buche behauptet und darüber mit Recht das Lächeln von Ad. Bar-

tels in Kauf nehmen muß, oder ob sie, wie Karbel behauptet, und er zieht diese Folgerung mit Recht aus den Briefen, kein französisches Wort verstanden habe, ist für ihr Wissen und ihre Geistesbildung eine sehr belanglose Streitfrage. Es will auch nichts besagen, daß sie die damalige Orthographie nicht völlig beherrschte. Ihre großen Zeitgenossen Beethoven, Blücher und Frau Uja standen in dieser Hinsicht noch weit hinter ihr zurück.

Wie Janßen schon nachgewiesen hatte, stammte sie nicht aus Leegen im Holsteinischen, sondern aus Lenzen in der Priegnitz. Sie hatte in Magdeburg die Töchterschule besucht und war Lehrerin geworden. Ihren Beruf hat sie aber wohl nie recht ausgeübt. Doch beweisen ihre Briefe über die Erziehung Karls, des vorehelichen Sohnes von Christine Enghaus, Hebbels Frau, daß sie in pädagogischen Dingen über ein gesundes, selbständiges Urteil zu verfügen hatte. Und wenn auch Johannes Hebbels Bruders, Behauptung, Elise habe die „Judith“ geschrieben, von keinem Hebbel-Kenner ernst genommen wird, und niemand auch des Glaubens sein kann, daß sie das sprachlich so gewundene und fast unhebbelisch anmutende Vorwort zu „Maria Magdalena“ selbständig korrigierte, so beweisen doch die Briefe, daß Hebbel sich sehr gut mit ihr über ästhetische und ethische Dinge besprechen und unterhalten konnte. Wenn er sie dennoch, trotz der beiden Kinder, die er von ihr gehabt hatte, nicht heiratete, so lag das daran, daß die Wiener Hofburgschauspielerin, die ein Engagement auf Lebenszeit in der Tasche trug, wirtschaftlich weit besser dastand als die Hamburger Schifferstochter, die Hebbel nicht nur ihr kleines Vermögen, sondern auch ihre äußere Ehre und ihren seelischen Frieden geopfert hatte. Es gibt in dieser Hinsicht keine Tragödie Friedrich Hebbel, sondern nur eine Tragödie Elise Lensing. Emil Kuh, der noch immer der Hebbel-Biograph ist und es wohl auch bleiben wird, wußte von ihr herzlich wenig. Aber er ahnte, welch edler Geist in ihr gewirkt hatte. Darum jene ergreifende Stellungnahme zu ihr, wie ich sie weiter vorn zitiert habe. Während dieser Aufsatz unter der Druckerpresse liegt, wird eine neue große Hebbel-Biographie von Paul Bornstein angekündigt. Ob auch Elise Lensing schon eine Anerkennung darin gefunden hat, wie sie ihr gebührt, konnte noch nicht nachgeprüft werden.

Das dritte und jüngste Problem in der Hebbel-Forschung betrifft des Dichters Herkunft. M. E. ist es eine Schande — man kann es gar nicht scharf genug zum Ausdruck bringen —, daß dieses Problem überhaupt in die wissenschaftliche Literatur eingedrungen ist. Da aber der eigentliche Hebbel-Verlag, B. Behr (Fr. Feddersen), Berlin, bereits zwei Bücher darüber gebracht hat, gewissermaßen eine Anklageschrift von Albrecht Janßen und eine Verteidigungsschrift von Adolf Bartels, so ist es notwendig, daß auch die Kritik Stellung dazu nimmt.

Angerührt ist also der ganze Brei von Albrecht Janßen. Er behauptet, in Hebbel sei keine Spur von Bauernkultur vorhanden gewesen. Daraus zieht er die Folgerung, daß er auch nicht der Abkömmling eines Bauern, d. h. der Sohn seines rechtlichen Vaters, sein könnte. Und nun sucht er nach Beweisen seiner Folgerung. Aber damit ist es unglaublich schwach bestellt. Nur ein angebliches Gerücht, ein Dorfklatsch, spricht für seine Sache. Ein Herr Schlömer, an dessen Zuverlässigkeit Adolf Bartels, als geborener Wesselnburner und somit genauer Kenner der Verhältnisse,

berechtigten Zweifel hegt, hat ausgesagt, daß schon zu Hebbels Lebzeiten die Ansicht vertreten worden wäre, Hebbel sei der Sohn des Wesselburner Pastors Voldmar. Eigenartig ist es nur, daß keiner der vielen federgewandten Freunde Hebbels darüber in den Briefen und sonstigen Äußerungen auch die geringste Andeutung macht. Immerhin wird jeder Kenner dörflicher Verhältnisse es als ganz natürlich finden, wenn ein solches Gerücht auftauchte. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen!“ Dieses Evangelienwort besagt alles. Wie konnten der einfache Flickmaurer und Tagelöhner und die Schusterstochter, die ihr ganzes mühevolltes Leben als Dienstmagd und Waschfrau hinbrachte, zu einem so bedeutenden Sohne kommen? Und da Pastor Voldmar es ohne Frage mit der von ihm allsonntäglich gepredigten Keuschheit nicht sehr ernst nahm, so war der Klatsch fertig. Damit sind sämtliche Unterlagen für das Herkunftspröblem gegeben. Weiß Gott, viel ist es nicht!

Über den Klatsch könnte man stillschweigend hinweggehen. Doch mögen ein paar Daten hier angebracht erscheinen. Am 8. Dezember 1812 wurden Hebbels Eltern getraut. Fünfzehn Monate später, am 18. März 1813, wurde Hebbel geboren. Der grobe Ehebruch von Hebbels Mutter mit dem Ortsgeistlichen hätte also gegen Ende des ersten Ehehalbjahres stattfinden müssen. Ist das von einer Frau anzunehmen, über die nicht der geringste Makel bekannt geworden ist und die bis an ihren Tod in Wesselburen, u. a. bei Konrektor Detheffen, Kirchspielschreiber Vogt, Kaufmann Wiese, im besten Ansehen stand?

Warum aber soll ein Mauerer und Tagelöhner, der keine Proben einer geistigen Betätigung hinterlassen hat, nicht der Vater eines großen Dichters und Geistesgewaltigen — und letzteres ist Hebbel in erster Linie — sein können? Es ist wirklich eine Zumutung, daß man zu einer derartigen Frage noch Stellung nehmen muß. Jeder Künstler ist eine Ausnahmeerscheinung, und man könnte die Fälle an den Fingern aufzählen, in denen das Künstlertum eine Erbschaft der Eltern ist. Und nun gar von einer speziellen Bauernkultur zu sprechen! Und wenn auch! Der ganze Hebbel, der sechsundzwanzigjährige wie der achtundvierzigjährige, ist in seinem Temperament, seiner Geradheit, seiner Kürze und Schlagkraft und in seiner Auffassung von Sitte, Recht und Billigkeit ein goldbecherter Sohn seines Dithmarscher Bauerntums.

Ein umgekehrtes Beispiel. Gerhart Hauptmann ist der Sohn eines schlesischen Gastwirts, und sein Bruder Karl teilt mit ihm dieses Schicksal. Tragen die Gebrüder Hauptmann vielleicht nur die Kultur eines Schenkwirts in sich? Meine eigenen Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits waren nachweislich bis in die Reformationszeit hinein selbständige Heidebauern und Hofbesitzer. Atmen meine Scharnhorst-Romane vielleicht auch nur Bauernkultur, Herr Albrecht Janßen?

Es ist gewiß eine Seltenheit, daß geistig tiefstehende Eltern ein geistig hochbegabtes Kind zeugen. Wer aber kann den Nachweis bringen, daß Hebbels Vater oder auch sein Großvater geistig unbedeutende Männer waren? Selbst wenn sie nicht hätten schreiben können, wäre niemand berechtigt, daraus Schlüsse für ihre geistigen Fähigkeiten zu ziehen. Ich kenne eine ganze Reihe Bauern, die z. B. von deutscher Orthographie und Grammatik keine Ahnung haben, die lieber sechs Stunden zu Fuß laufen, als ein einziges Brieflein zu schreiben, und doch sind ihre Söhne

angesehene Juristen, Ärzte, Veterinäre, Philologen und Theologen geworden. Für all diese Akademiker das Wort Bauernkultur anzuwenden, wäre eine Phrase. Aber sie alle dürften, wie Hebbel, Urwüchsigkeit und Kraft in sich haben. Ähnlich wie Luther, der sein Schönstes aus dem Bauertume seiner Vorfahren hatte. Und gerade all die Lüge, die Hebbel mit seinem Dithmarscher Bauernstamme gemein hat, sind es ja, die ihn zu dem hohen, überragenden Dramatiker machen, als den ihn jeder Kenner der deutschen Literatur so ungemein schätzt und verehrt. Gewiß hatte er als Mensch seine Schwächen. Seine Kunst aber steht einzig da. Um ihretwillen beurteilen wir ihn auch als Mensch milder, und wir sind dem Geschick dankbar, daß es uns diesen Großen, der alles nur aus sich und durch sich wurde, geschenkt hat.

Aber auch seinen Wesselburner und Dithmarscher Heimatgenossen gebührt ein Dank. Es gab freilich eine Zeit, in der in der Wesselburner Schule des Dichters Jugendgedicht „Die Mutter lag im Totenschrein“ gesungen wurde, und weder Lehrer noch Schüler hatten eine Ahnung davon, daß die reife Lyrik in ihrem Flecken von einem Ortsgenossen verfaßt war. Aber das alte Wort vom Propheten im Vaterlande ist nun endlich Lüge gestraft. Wesselburen hat eine Hebbelstraße, hat zwei Hebbel-Denkmalen und besitzt ein vorzügliches Hebbel-Museum. Und nun hat es mit Hilfe der Kreisverwaltung auch die Elise-Lensing-Briefe entdeckt, erworben und herausgebracht. Andere Unternehmungen stehen bevor. Herr Herwig, ich drücke Ihnen auch aus der Ferne recht kräftig die treue Niedersachsenhand.

Ewigkeit

Von Robert Hohlbaum

Wie auch die Wolken gleiten,
ewig ist Saat und Mahd,
über dem Irren der Zeiten
ewig steht Traum und Tat.

Gleichst du auch wühlendem Winde,
einst würgt dich Gottes Horn,
aber vatergelinde
segnet er Reim und Korn.

Immer aufs neue rauschen
wirfst du in Baum und Feld,
und deine Enkel lauschen
dir in verjüngter Welt.

R u n d s e h a u

Die Friedensfrage Ein kulturphilosophisches Problem

Selbst diejenigen Menschen und Mächte, die das Ereignis eines Krieges mit Freude begrüßen, ja vielleicht befördern helfen, werden sich nur selten offen zu ihrem Kriegswillen betennen. Es gilt als richtiger, selbst in solchen Fällen den Anschein zu erwecken, daß der andere, der Gegner, der Feind der eigentliche Friedensstörer sei, und es läßt sich dann eine ungeheure Energie wider den Krieg, die in breiten Schichten der Menschheit vorhanden ist, zusammen mit der Energie des Egoismus auf das Haupt des Gegners sammeln. Im allgemeinen schämt sich der Mensch des Eingeständnisses, daß er keine Ehrfurcht vor dem leidenden Leben habe oder haben wolle. Immer soll es „der andere“ gewesen sein, der das Verbrechen begangen hat, während man selbst in bloßer Notwehr und berechtigter Verteidigung seines eigenen Lebens schuldlos dasteht. Und so sehr man jedem Kind beweisen kann, daß in diesem Verhalten ein Trug oder ein Selbstbetrug stecken muß, da ja immer die beiden Gegner einander als die eigentlichen Friedensbrecher bezeichnen, wobei zum mindesten einer mehr recht haben muß als der andere, kümmern sich die Instinkte des Lebens wenig um solche einfache Logik. Man verteidigt den Frieden, wenn man die eigenen Interessen verteidigt — so verbindet der Sophismus des Unbewußten zwei Lebensmächte, die einander ewig feindlich ausschließen: die Macht des Kampfes und die Macht der Weisheit. Und selbst das kampflustigste Volk möchte vor den Augen der Welt nicht als unweises Volk dastehen. Denn dies könnte sich durch psychologische Gegenträfte rächen, die sich schließlich in konkrete Wurfgeschosse umsetzen.

Diese Einleitung soll zeigen, daß im Grund der Menschheit eine Art Wille gegen den Krieg trotz aller kriegerischen Praxis sozusagen a priori, von vornherein, vorausgesetzt werden kann. Die erdrückende Mehrheit in allen Völkern der Menschheit betrachtet den Krieg als eine traurige Tatsache, vor der man sich vielleicht nicht schützen kann, aber gewiß nicht als ein Ideal. Phrasen von der „erzieherischen Wirkung des Krieges“ sind durch die Wirklichkeit des großen Erlebnisses unserer Zeit in aller Deutlichkeit widerlegt worden. Daß die Idee des Vaterlandes nicht über der Idee von Recht und Unrecht steht, sondern ihr untergeordnet ist, wird wohl von allen Menschen mit gesundem Ethos unterschrieben werden. Und es lebt in allem, was Menschenantliß trägt, mag es in Wirklichkeit auch noch so roh, brutal, unbarmherzig und grausam verfahren, eine zum mindesten ganz leise Ahnung von der Weltwahrheit des Gebotes „Du sollst nicht töten“, ein vielleicht nur schwacher, aber doch vorhandener Imperativ, der da befiehlt: „Habe Ehrfurcht vor dem Schmerz. Du darfst ihn nicht ohne zwingendste Not verursachen, sondern du mußt ihn, wenn er dir entgegentritt, nach Möglichkeit zu mildern suchen.“ Es gibt zwar auch vertierte Gefellen unter den Menschen, Sadisten und ausgekochte Bluthunde, denen die Bereitung von Schmerzen Freude macht oder doch wenigstens gar nicht weiter tragisch erscheint. Diese Naturen sind aber zweifellos verschwindende Minderheiten, deren Eigenart gegen eine pathologische Grenze konvergiert. Für die allgemeine Gesinnungsart der Menschen und Völker kann wohl der Wunsch nach möglichster Vermeidung von Kriegen als Axiom, als Grundsatz, aufgestellt werden, und es braucht nicht einmal auf die vielen Erscheinungen unserer Tage zurückgegriffen werden, wie Versuche zur Kriegsächtung, Schiedsgerichte und dergleichen, um das Axiom als gültig zu beweisen.

Daß die durch Einführung des allgemeinen Militärzwangs bei vielen Völkern und durch die modernen Erfindungen wie Gaskrieg, Bazillenkrieg und Luftkrieg verstärkte Angst der Menschen

vor den Schreden des Krieges ein wichtiger praktischer Hebel für den Frieden ist, bedarf nur eines kurzen Hinweises. Das gleiche gilt von der Binsenwahrheit, daß jeder moderne Krieg sogar für den Sieger ein gar schlechtes Geschäft ist.

Wie aber kann der Wunsch nach Vermeidung von Kriegen Erfolg haben? Ist dies überhaupt denkbar? Diese Fragen erheben sich nun auf der Voraussetzung unseres Axioms, und sie müssen Punkt für Punkt und stufenweise beantwortet werden. Da weisen viele Friedensfreunde zunächst auf die wieder ethische Tatsache hin, daß mit der Abschaffung der Kriegesgesinnung, mit der Verbreitung der Friedensidee durch Presse, Schule, Staat und Kirche eigentlich die wichtigste Betriebskraft des Kriegsunglücks, nämlich der unbelehrte Haß, verschwinden würde. Und man will durch ethische Predigt dem Krieg entgegenwirken. Obwohl ich glaube, daß diese Maßnahmen zur Veredelung der Gesinnung für gewisse dazu geeignete Menschengruppen Erfolg versprechen, und daß sie daher nützlich sind, muß ich doch hinzufügen, daß man durch sanfte Idealtäten dieser Art doch nichts Ausschlaggebendes für den Verlauf der Ereignisse erzielen wird.

Der Mensch ist nun einmal roh und egoistisch geboren. Er braucht seine Rohheit auch in der positiven Kultur, wo er Maschinen und Brücken und Wege zu bauen hat, die keine Feingeistigkeit bauen könnte, und der Egoismus ist die unausrottbare Grundkraft des Lebens, aus der ebenfalls vieles Positive entspringt. Kurz, wer die Friedensfrage durch die Verfeinerung und Veredelung der roh geborenen Menschen zu lösen versuchen würde, der könnte lange warten. Und man kann als Psychologe unbedenklich das Wort eines Staatsmannes modifizieren: Solange Menschen Menschen sind, werden sie aus purer Gemüthhaftigkeit und schöner Gesinnung Kriege gewiß nicht vermeiden, sondern gegebenenfalls, wenn nur die Leidenschaft und der Egoismus stark genug interessiert sind, das Verbrechen eines Krieges mit Gleichmut betätigen, wie sie es immer bisher getan haben.

Da der Mensch roh geboren ist, darf man nicht allzuweit auf seine Feinheit spekulieren. Auch manche Gruppen, die sich fälschlich für friedensfreundlich halten, machen mit Vergnügen Krieg, wenn es nur ihr Krieg ist, den sie führen, etwa Bürgerkrieg, Klassenkrieg, Revolutionskrieg oder dertel Modifikationen. Um der Religion willen haben Religionen schon Krieg geführt, mit deren Wesen das Prinzip des Krieges unvereinbar ist. Und daß die sogenannten Rechtsparteien die Interessen des Staates mehr oder weniger als zureichende Kriegsursache anerkennen, ist bekannt. Man glaube also nicht zu sehr an die ethische Grundsätzlichkeit irgendeiner Menschengruppierung machtvoller Art in den Staaten der Kulturwelt in bezug auf die Erhaltung des Friedens. Nur bis zu dem Punkte sind alle Menschen brüderlich gesinnt, wo ihre Interessen nicht beschädigt werden. Wird diese Grenze überschritten, so kommt dynamische Kampfbewegung in die vorübergegangene Ruhe.

Wenn nun aber ethische Motive nicht ausreichend sein werden, den erwünschten Frieden auf die Dauer aufrechtzuhalten, wie wäre dies anderweitig denkbar? Kant's Schrift zum Ewigen Frieden hat nicht verhindern können, daß Hegel eine ausgesprochene Kriegsphilosophie vertreten hat, in deren Gefolge das bekannte Wort eines hohen Offiziers geprägt wurde: „Der ewige Friede ist ein bloßer Traum, und nicht einmal ein schöner.“ Auf Grund solcher Philosophie wieder wurde die prinzipielle Kriegesgesinnung bedeutend verstärkt, und das zynische Wort, daß der Angriff die beste Verteidigung sei, öffnet der willkürlichen Kriegsveranlassung Tür und Tor. Ist es also eine Utopie, wenn heute so viele Menschen auf den Frieden hinarbeiten, oder welche Realkräfte können besser als die schwachen ethischen Wünsche für eine weitere Ausgestaltung der Friedensidee namhaft gemacht werden?

Da möchte ich in erster Linie den Gedanken der Solidarität der Völker nennen, der an Stelle des Gedankens der Feindeskonkurrenz treten sollte und wahrscheinlich auch allmählich treten wird. Es ist eine gänzlich veraltete und verkehrte Auffassung, die durch die Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte schlagend widerlegt worden ist, daß das Wohlergehen eines Volkes

seine Nachbarn mit Abneigung oder Neid erfüllen soll, während alles, was den Nachbarn oder den besonders gegnerisch empfundenen Völkern Schaden verursacht, mit Freude zur Kenntnis zu nehmen wäre. Das falsche Axiom des Völkerverkehrs lautete: Was mir nützt, schadet dem andern. Was dem andern nützt, schadet mir. Was dem andern schadet, nützt mir. Was mir schadet, nützt dem andern. Dieses falsche Axiom verkennet die organische Wechselverbundenheit aller Völker auf der ganzen Erde. Es ist ein mechanistisches Axiom, das die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat, das heißt, das beschränkte Instinkte des Neides und der Schadenfreude, die schon im Privatleben Zeichen geringen Menschenwertes sind, ohne Rücksicht auf die weltgeschichtlichen Bindungen im Völkerleben betätigt. Alle Völker sind aufeinander angewiesen, helfen einander, ergänzen einander. Das Glück des einen ist in gewissem Sinne auch das Glück der andern, und das Unglück des einen ist auch für jedes andere eigentlich ein Unglück. Dies ist das gute und richtige Axiom der Solidarität, das im Völkerdenken Brücken schlägt, aber keine Abgründe setzt. Die Zeit der soziologischen Technik bricht an, wo die Kunst des Brückenbaus zwischen den Völkern, den Menschengruppen und den Menschen eine ganze Wissenschaft ausmachen wird, während sie sich heute auf ein paar schwächliche Zufallsaportismen beschränkt.

Solidarität ist eine Idee, die den praktischen Intellekt anspricht. An ihr gemessen ist derjenige, der Abgründe schafft, wo man Brücken bauen sollte, nicht schlecht, sondern dumm. Und auch der größte Dickhäuter, der gegen ethische Vorwürfe völlig immun ist, möchte nicht dumm sein. Es liegt im praktisch-egoistischen Lebensinteresse jedes einzelnen Volkes, Staates und Vaterlands, daß es sich am soziologischen Brückenbau beteilige, daß es ein Nützliches zu jener neuen Technik beiträgt, die das Zusammenleben unter den Menschen regelt.

Nun aber ergeben sich aus dieser allgemeinen Idee meines Erachtens sehr wichtige Spezialfolgen, ohne deren genaueste Berücksichtigung auch der Solidaritätsgedanke nicht sich hält, wenn nämlich irgendein Volk in seinen Lebensströmungen so stark behindert wird, daß es in geeignetem Augenblick auch die Solidarität preisgibt und zunächst einmal für sich selbst einen organischeren Zustand gewalttätig herstellen will. Ob ihm das gelingt oder ob es das Gegenteil des Gewollten erreicht, bleibt sich für den Entschluß gleich, denn in der Verweigerung setzt man auch seine Existenz wohl auf die letzte Karte, wenn nichts anderes übrigbleibt. Und solche Fälle, wo die Lebenskraft einzelner Völker unorganisch zerquetscht wird, und wo infolgedessen die Gefahr einer Veraweisungstat oder aber einer grenzensprengenden Lebensüberschwänglichkeit nahelegt, kommen auch dann vor, wenn die Völker den guten Willen und die Einsicht haben, sich solidarisch zu fühlen. Diese Gefahr bedarf also einer besonderen Erwägung.

Man spricht von Schiedsgerichten, um die Gefahren zu bannen. Man will den Krieg als Hilfsmittel der Politik grundsätzlich ächten, so daß der Angreifer jedesmal die ganze Welt gegen sich hätte. Aber leider hat die veraltete europäische Bündnispolitik noch ganz andere Strukturen, und diese sind eben Tatsachen. Und wenn zwei Parteien miteinander vor den Rabi gehen, so führen sie eigentlich schon eine Form von Krieg, die zwar nicht so schlimm ist, die aber doch lieber durch Vorbeugung als durch Heilung gebannt werden sollte. Und glaubt man ernstlich, daß ein Volk, dem das Wasser bis an den Hals reicht, sich durch das Wort eines Richters, der ja auch irren kann, zum Ertrinken wird verurteilen lassen? Schiedsgerichte und Kriegsschlichtungspakte, denen sogar die expansionswilligsten Staatslenker beizutreten kein Bedenken haben, sind offenbar keine ausreichenden Hilfsmittel zur Bannung der Kriege. Das Hilfsmittel der durchgeführten Solidarität muß großzügiger und gründlicher sein. Es darf nicht in Worten, sondern es muß in Sachlichkeiten bestehen, die jedes Volk als in seinem wahren, egoistischen Interesse liegend unterstützen wird. Kein neuer Völkerbund, kein parteibegründeter Internationalismus von irgendwelcher Farbe, keine zufällige Wirtschaftskombination, die das Ganze außer acht läßt, kann es sein, sondern nur ein Forum der praktischen Interessenbalanzierung, wo die realen Nöte und Bedürfnisse der Staaten vorgebracht werden, und wo durch gemeinsame Solidaritätsarbeit von Fall zu Fall „jedem das Seine“ erlaubt wird, so daß Kon-

fülte und Meinungsverschiedenheiten erst gar nicht bis auf die Ebene des Schiedsgerichts oder gar des Krieges herabzusteigen brauchen, sondern im Kampf der Abwägungen entschieden werden. Nicht Kampf der Egoismen, sondern Kampf der Abwägungen ist die Kampfesform einer solidarischen Menschheit. Der im Kriegsprinzip sich auswirkende Egoismus der Staaten will „möglichst viel haben“, selbst wenn er es nicht einmal verdauen kann. Er würde sein Vaterland immer noch größer im Umkreis wünschen und am liebsten Sonne, Mond und Sterne dazu annectieren. Daß dieser blinde Wille zum „Möglichst Vielen“ dem wahren, praktischen, realen Interesse der Völker widerspricht, und daß an Stelle dieser monoiden Blindheit eine polare, in Wechselabwägungen sich vollziehende klügere Verkehrsform der Völker untereinander treten wird, das ist die Hoffnung, von der die Verwirklichung der Solidarität tatsächlich abhängt. Solidarität allein ist ein bloßes Wort, auch nicht besser als ein anderes gutgemeintes, aber schwach wirksames Schlagwort. Solidarität unter Voraussetzung eines *Forum*s für praktische Interessenbalanzierung ist dagegen eine wirkende Kulturkraft ohne jeden Zweifel. Es muß im Völkerleben nicht mehr gefragt werden: Wie erlange ich möglichst viel?, sondern: Wie erlange ich das, was mir nach organischen Entwicklungsgesetzen in der fortschreitenden Welt zusteht?

Das weltgeschichtliche Leben war bisher ein vulkanisches Gebiet. Es wird diese Periode hinter sich legen und zum Verkehrssystem werden, wo die sich auf starren Schienen bewegenden ungeheuren Staaten kunstvoll in die richtigen Weichen gelenkt werden, so daß nicht mehr durch fahrlässige Unfähigkeit oder gar durch absichtliche Veranlassung höchster Verkehrsbeamter die ganzen Zugsysteme mit ihren Städten und Dörfern, ihren Tausenden von Menschenleben, ihren Kunstschätzen und Lebenshoffnungen jedes einzelnen in Trümmerhaufen verwandelt werden und das Wehllagen schuldlos gepeinigten Lebens durch die Nacht schreit. Das politische Gesamtsystem der Erdoberfläche muß mehr und mehr nach Analogie eines überlegten Verkehrssystems, und immer weniger nach Analogie blinder Naturgewalt funktionieren. Die Wirtschaftsfragen, die Bevölkerungsfragen, die Kolonisationsfragen, die Handelsfragen eines jeden Volkes sind vorher auszubalanzieren, damit sie nicht nachträglich zu Störungen Anlaß geben. Dann wird das Bild der Menschheit nicht mehr entstellt werden durch das Entsetzen der Schlachtfelder und die Trauer selbstverschuldeter Reichthöfe, sondern in der tief webenden Kraft organisch aufsteigenden Lebens einer Landschaft zu vergleichen sein, wo der Ölbaum des Friedens und der Zypresse himmelweisende Größe unter lebenspendender Sonne sich freudig entfalten.

Privatdozent Dr. Ernst Barthel, Köln

Ein Politiker der Menschheitsbeziehung

Zwischen Idee und Taktik bewegt sich das politische Wollen. Es gibt Nur-Taktiker, das sind die, die nur das ihnen Nächstliegende in Betracht ziehen, um ihren politischen Willen zu bestimmen; aber weder suchen sie den Zusammenhang des Ganzen zu erkennen, noch haben sie ein großes Ziel, das das Ganze umfaßt. Und es gibt Nur-Ideallisten, das sind die, die es verabsäumen, ihren Willen durch das Mögliche zu begrenzen. Vom eigentlichen politischen Wollen sind sie beide gleich weit entfernt. Denn dieses hält Idee und Taktik in so kraftvoller Verbindung in sich vereint, daß es das große Ziel jederzeit mit den jeweilig gebotenen Maßnahmen verfolgt. Darin liegt die Kunst des Politischen, das jeweilig Gebotene zu erfüllen, um dem großen Ziele näherzukommen.

Seitdem die Politik zur Angelegenheit aller geworden ist, rühren hieraus die größten Schwierigkeiten. Wenn es jedem zur Pflicht gemacht wird, sich politisch zu interessieren, so wird in ihm auch die Meinung erweckt, daß sein Urteil wertvoll sein müsse. Aber die wenigsten sind

befähigt, ihr Urteil als Verhältnis von Idee und Taktik zu bilden. Die meisten begnügen sich damit, sich auf ihre persönliche Erfahrung, auf ihren gesunden Menschenverstand, auf ein beliebiges Werturteil zu stützen.

Die Schattenseiten dieser geistig unvorbereiteten Politisierung wirken sich sowohl als Massenerfcheinung wie auch an hervorragenden Individualitäten aus. Wir erleben, wie Männer, die in ihrem unpolitischen Tätigkeitsgebiete sich Verdienste erworben haben, durch die demokratische Freisetzung der Politik zu Tagesfragen geführt und in ein politisches Fahrwasser geleitet werden. Sie bringen einen Namen mit, der ihren Urteilen zunächst eine achtungsvolle Aufnahme sichert und selbst in überraschenden Perspektiven zunächst die überlegene Persönlichkeit vermuten läßt. Bis dann das weitergreifende Urteil seine einseitige Forcierung verrät und damit das mangelnde politische Wertungsvermögen. Es zeigt sich dann, daß die Politik eine durchaus eigenartige geistige Qualität verlangt, die sich mit anderen geistigen Qualitäten in den verschiedensten Stufen von der vollendeten Harmonie bis zum absoluten Mangel vereint findet. Aus dieser Erkenntnis steigt eine Perspektive des politischen Wollens heraus, die sich nicht nebenbei aufnehmen läßt, sondern zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit den überkommenen Werten deutscher Geisteshaltung drängt. Es tritt in der Politik geradezu eine eigene Dimension des Wollens zutage, die über alle besonderen Willensinhalte hinweggreift.

Darum empfinden wir es als tatwerdende Sinnlosigkeit, wenn sich eine politische Tätigkeit entfaltet, die von dem Bewußtsein dieser politischen Dimension unberührt geblieben ist, die die Politik einfach als erweitertes Wirkungsfeld zur Verbreitung beliebiger Wertideen auffaßt. Wir sehen Männer eine politische Wirksamkeit entfalten, die ihnen nichts weiter einbringt als einen katastrophalen Niedergang ihres Ansehens in der öffentlichen Meinung. Das politische Gefühl sträubt sich gegen ihre Aufstellungen, auch wenn sich ein klares Bewußtsein ihrer Fehlerhaftigkeit nicht damit verbindet. Und es ist keineswegs nur die Beharrung der Gewohnheit, die sich auflehnt gegen ihre Rede und Handlung, sondern es ist das deutliche Empfinden, daß ihre fehlerhaften Wertungen und schädlichen Wirkungen im Widerspruch zur politischen Idee überhaupt stehen.

Eine Welt ist zur Bekämpfung des deutschen Militarismus zu Felde gezogen. Wir wissen, daß die Interpretation dieses Militarismus, wie sie das Ausland sich nach eigenem Verstande zurechtgelegt hat, nicht imstande ist, das Wesen dieses Militarismus zu erschöpfen. Was weiß man denn im Auslande von der inneren Verwandtschaft dieses Militarismus mit dem Wesen des deutschen Beamtentums, mit der gewerkschaftlichen Organisation, von der erzieherischen Aufgabe des deutschen Volksheeres? Was weiß man davon, daß hier seelische Form sich lebendigen Ausdruck schaffte? Wir empfanden es als eine Vollkommenheit und Sicherheit, daß dieses innere Prinzip sozialer Durchgestaltung gleichzeitig eine äußere Geschlossenheit ergab. Aber der Schwerpunkt unseres völkischen Wollens war innerlich, wie das tief wurzelnde Gefühl von unserer Schuldlosigkeit am Kriege erweist.

Wo diese Willensart freilich über die Grenzen des Vaterlandes hinaus mit anderen Völkern in Berührung kam, da stieß sie auf fremde Art und stand nun weithin sichtbar da als imperialistische Bedrohung, als unverfälschte Kriegsrüstung, aber nicht, weil sie ungebührliche Ansprüche stellte, sondern weil sich eine geringere politische Geschicklichkeit mit ihr verband als bei anderen Völkern, die ihre imperialistischen Ziele geschickter zu verfolgen wußten.

Diese Interpretation des bedrohlichen deutschen Militarismus wird von interessierten Mächten heute noch eifrig gepflegt, weil es ihren eigenen politischen Zielen dienlich ist.

In hingebender Arbeit mühen sich mit langsamem, aber sicherem Erfolge deutsche Kreise, diese Legende von dem deutschen Militarismus und seinen Gefahren zu zerstreuen.

Aber eine einzigartige Erscheinung, für die es unter anderen Völkern kein Beispiel gibt, bleibt es, daß es auch Deutsche gibt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, den deutschen

Militarismus politisch zu bekämpfen, die Politik als ein geeignetes Feld zur Verfolgung von Erziehungsidealien anzusehen.

Wenn Fr. W. Förster vom Deutschen die moralische Abrüstung verlangt und ihm ein Recht auf die Befreiung der besetzten Gebiete erst nach vollzogener moralischer Abrüstung zuspricht, während er die Aufrüstung des Franzosen und sein Festhalten an der Rheinlandbesatzung gerechtfertigt findet, dann erweckt eine solche Ansicht Interesse an der Frage, wie eine derartige Verwirrung in einem hochgebildeten Geiste hat Platz greifen können, die so weit geht, daß in der öffentlichen Meinung selbst der Glaube an seine Aufrichtigkeit erschüttert worden ist. Wer sich nicht so schnell entschließen kann, einem Manne, der seine Lebensarbeit der sozialen Welt gewidmet hat, den guten Glauben zu versagen, sieht sich vor die schwierige Frage gestellt, wie ein solcher Mann in eine geistige Haltung hineingeraten kann, die nach der öffentlichen Meinung in die Nähe des Begriffes Landesverrat führt. Ist er ein Märtyrer, dessen Denken und Fühlen seiner Zeit weit vorausseilt, der erst von der Nachwelt verstanden werden wird?

Es müßte sich nicht gerade um Politik handeln, wenn eine derartige Ansicht in Betracht kommen sollte. Man könnte sich vorstellen, daß ein Mann das Bild des moralisch abgerüsteten Menschen so sehr im Herzen trüge, daß es ihn drängt, den Sinn dafür auch in den Herzen seiner Mitmenschen zu erwecken. Er würde in der Gegenwart als Schwärmer gelten, denn seine Wirksamkeit würde in den harten Tatsachen der Wirklichkeit ihre Grenzen finden; aber die Nachwelt, die seinem Ideal näher kommen könnte, würde ihn als Propheten ehren.

Förster geht weiter. Zu seinem Erziehungsideal kommt hinzu sein Wahrheitsideal, das verlangt, das auch praktisch zu vertreten, was man als wahr erkannt hat. Er will nicht nur Gesinnungen erziehen, er will praktisch mittun, den glücklichen Zustand, den er von seinem Erziehungsideal erwartet, herbeizuführen. Der Pädagoge wird zum Politiker.

Der wirkliche Politiker rechnet mit den vorhandenen Willensgruppen als gegebenen Verhältnissen und sucht nach einem geeigneten Wege, die verschiedenen Willensgruppen zu einem gemeinsamen Handeln zusammenzuführen. Es ist nicht seine Sache, Gesinnungswandlungen zuvor zu fordern. Und tut er es doch, so steht dahinter ein ungeheurer Gewaltwille, der sich auf überlegene Machtmittel stützt und sich selbst zu einer Knechtung des Geistes stark genug fühlt, um seiner Art die Macht zu sichern. So kam es von Versailles her über uns. Der Politiker aber, der die Menschen in Freiheit miteinander verbinden will, rechnet vielmehr damit, daß aus der gemeinsamen Tat ein neuer Geist geboren wird. Solche Wege zu finden, von denen er geistigen Fortschritt und freies Verstehen erhoffen darf, das ist seine einzigartige Kunst.

Aber was ist das für eine Politik, die der Pseudopolitiker aus pädagogischen Motiven zusammenbraut! Er macht die Politik zur Dienerin seines Erziehungswillens, ohne zu merken, welche verhängnisvolle Umkehrung des Kausalverhältnisses darin liegt. Er will nicht Erziehung zur Politik, sondern er will aus der politischen Lage ein bestimmtes Erziehungsobjekt aussondern und gerät dabei auf Wege, die zu den geltenden sittlichen Anschauungen in stärksten Widerspruch treten.

Der pädagogische Instinkt, der allen politischen Instinkt zum Schweigen bringt, leitet Förster auf folgenden Gedankengang: „Nicht alle Menschen sind durch das Evangelium allein im Zaum zu halten und innerlich zu erfassen, die ungeordnete und ungebändigte menschliche Natur braucht zunächst härtere und materiellere Zuchtmittel und wird erst durch diese in den Stand versetzt, wo das Höhere wirken kann . . . Eine gewisse neudeutsche Mentalität versteht die Sprache der Großmut (!) überhaupt nicht und legt sie stets nur als Schwäche oder Feigheit aus . . . Diese Menschen beugen sich nur dem Zwange überlegener Machtmittel. Sie verstehen keine andere Sprache . . . Darum ist es auch kein Widerspruch, in Deutschland für Kriegsdienstverweigerung und bei Deutschlands Nachbarn gegen Kriegsdienstverweigerung einzutreten. Denn unter den heutigen Verhältnissen begünstigt doch tatsächlich ein französischer Dienstverweigerer den preußischen Kriegswillen und steigert die preußische Kriegshoffnung, während der wahre

Verbündete des deutschen Dienstverweigerers gerade derjenige Franzose ist, der, wie P. Boncour, das Äußerste tut, um die Hoffnung der deutschen Militäristen zu entmutigen, daß sie eines Tages ein wehrloses und schlecht organisiertes Volk über den Haufen rennen können. P. Boncour schützt also durch seine Maßnahmen auch das deutsche Volk davor, durch seine Kriegspartei von neuem leichfertiger in eine neue Katastrophe gerissen zu werden.“ Diese Sätze sind wörtlich der „Menschheit“ 1928, Nr. 5, entnommen.

Selten hat wohl unpolitischer Geist mit so katastrophalen Folgerungen eine politische Rolle übernommen wie hier. Ein Staat, der einen fremden Erdteil mit Fremdenlegionären unterjocht und deutsches Kulturland mit schwarzen Soldaten besetzt, erscheint Förster offenbar unmilitaristisch und moralisch höher stehend als sein eigenes Volk, das um seine Existenz kämpft! Und ob sich Förster wohl einmal mit englischen Machtmethoden auseinandergesetzt hat? Wenn wir uns von den bedrohlichen Gefahren des deutschen Militarismus überzeugen sollen, dann wünschen wir auch eine sozialetische Bewertung des — nun, nicht des englischen und des französischen Militarismus, wohl aber des englischen und des französischen Machtwillens und ihrer Machtmethoden zu hören. Ob sich dann nicht vielleicht der unvergleichlich hohe moralische Wert und zugleich die politische Harmlosigkeit des deutschen Militarismus herausstellte?

Wie kann man mit einer solchen Blindheit gegenüber den treibenden Kräften des Weltgeschehens die Aufgabe der Menschheitsziehung in Angriff nehmen? Wie kann man eine solche hohe Aufgabe, die nur durch die Herausstellung einer großen Idee zu verwirklichen ist, mit einer politischen Einzelfrage verquiden und fördern wollen? In dieser politisierenden Sozialetik gibt sich wie in vielen anderen Erscheinungen zu erkennen, wie abseitig das deutsche Geistesleben auf manchen Gebieten der großen Aufgabe der Gegenwart entgegengewachsen ist, vor die es sich durch die soziale Verschränkung der politischen Funktion gestellt sieht. Man glaubt nun einfach von der größeren Freiheit der Demokratie Gebrauch machen zu können, um seinen Schwärmereien nachzugehen, aber die sozialetische Verpflichtung, die von dieser neuen Tatsache selbst ausgeht, bleibt unbemerkt. Der Engländer hat seinen politischen Instinkt in dem Grundsatz verdichtet: Recht oder Unrecht — mein Vaterland. Der deutsche Sozialethiker gibt Prof. Quidde den Rat, seinen Widersachern zu antworten: „Ich habe mit euren Begriffen von Vaterland und von Verrat am eigenen Volke schlechthin nichts zu tun. Ich halte unbeirrt daran fest, daß die deutsche Politik an der Zusammenballung des Weltkrieges die entscheidende Schuld und am Kriegsausbruch die Alleinschuld trägt. Ihr habt das unfühnbare Verbrechen am deutschen Volke und an Europa begangen, und es gab keine Möglichkeit, die Wut der Umwelt gegen Deutschland zu entspannen und sie an ein neues Deutschland glauben zu lassen als die offenste Anerkennung der Wahrheit, von der die übrige Welt auch ohne solches Zugeständnis unerforschlicher überzeugt war.“ („Die Menschheit“ 1928, Nr. 4.)

Dieser Glaube, politische Verhältnisse mit pädagogischen Grundsätzen meistern zu können, ist lechthin auf demselben unpolitischen Holze gewachsen wie das Draufgängertum, gegen das er angeht, und eine ebenso große Belastung und Beeinträchtigung unserer wirklichen politischen Führung wie jenes. Wie eigenartig ist der Geist, der nicht zu erkennen imstande ist, daß sein Wahrheitswille von dem politischen Willen unserer Gegner nur als taktisch willkommene Handhabe ausgenutzt wird, daß sein Bekennermut nur die politische Stellung der anderen verstärkt und damit der friedliche Ausgleich nur verzögert wird! Wie mag sich Prof. Förster wohl zu der „wahrhaftigen“ Politik Englands stellen, das eine Kommission mit der Untersuchung der Frage betraut, ob eine Einbeziehung des ehemals deutschen ostafrikanischen Mandatsgebietes in das britische Gebiet zweckmäßig sei, und im Falle einer Anempfehlung der Kommission keine Gründe zu haben erklärt, eine solche Anempfehlung nicht anzunehmen, gerade als wenn die vertragliche Festlegung der Mandatseigenschaft überhaupt nichts zu bedeuten

hätte? Aber freilich, das ist ja kein „Militarismus“, und was außerhalb des Militarismus liegt, interessiert die Förfster'sche Menschheitspolitik nicht. Der politische Mensch allerdings ist sich darüber klar, daß der Völkerriede abhängt von der Bezwingung des übergreifenden Machtwillens in allen seinen Formen, auch den politisch feinen Formen, die dem Wahrheitsfanatiker unerkennbar bleiben.

Angefihts der wahrhaft tragischen Art der Politisierung eines Sozialethikers tritt die Notwendigkeit einer allgemeinen Orientierung des politischen Willens überhaupt besonders grell hervor. In der Politik der Menschheitserziehung zeigt sich eine gänzliche Nichtachtung des Wirkens des politischen Willens. Förfster sieht nicht, daß es in der Politik immer nur um Willensgeltung geht und um gar nichts anderes. Er sieht nicht, daß sich sein Bekenntnis zur Wahrheit in der Kenntnis der Gegner sofort in ein Machtmittel verwandelt; daß zu diesem Dienste die Verleumdung und die Lüge ebenso willkommen und wirksam ist wie die Wahrheit.

Das Vertrauen der Völker können wir, wenn wir zugleich damit unsere politische Wiedererstarkung wollen, nur dadurch zu gewinnen suchen, daß wir aktiv für politische Ziele eintreten, die mit Militarismus nichts zu tun haben, aber nicht dadurch, daß wir dem Militarismus öffentlich feierlich abschwören und durch dieses Schuldbekenntnis die Machtposition der Gegner stärken — was ja die einzige Wirkung bleiben würde. Der Weg, den Förfster zur Verwirklichung des Reiches Gottes einschlägt, stützt sich, wie aus einem Schreiben an seinen Schweizer Kollegen Leonard Ragaz hervorgeht („Die Menschheit“ Nr. 5), auf die Auffassung einer stufenartigen Zusammengehörigkeit des Alten und des Neuen Testaments. Das Alte Testament zeigt, wie Gott zunächst massivere Zuchtmittel anwendet, um sein Volk zu erziehen, das Neue Testament bringt dann die feineren verinnerlichten Erziehungsmittel. Für das deutsche Volk soll nun das Stadium des Alten Testaments in Frage kommen. Förfsters Auffassung ist an gleicher Stelle von seinem Kollegen Ragaz widerlegt worden, der klar ausführt, daß das abgerüstete Deutschland ein Recht hat, die Abrüstung der anderen zu verlangen.

Man kann Förfsters Ansichten überhaupt nur verstehen, wenn man berücksichtigt, daß er ganz ausschließlich und einseitig von dem Erziehungsgedanken beherrscht ist, ohne daß dadurch seine Politik gerechtfertigt wird; denn wer Politik treibt, muß politisch kritisiert werden. Wenn Förfster seinem Volke dadurch zu dienen glaubt, daß er den Gegnern die Zuchtrute in die Hand gibt, so kann man nur darüber staunen, wie sich für ihn die entscheidenden Gesichtspunkte zurechtfinden. Wir sehen mit Erschütterung, daß dieser Ethiker überhaupt kein Empfinden dafür hat, wo das Ethos des politischen Lebens liegt. Und das, weil er aus abstrakten Glaubenslehren in das Leben eingreift, aber nicht aus den Triebkräften dieses Lebens selbst zur Sittlichkeit emporstrebt. Soziale Wahrheit ist Wirklichkeit, Wille, Geltung, Macht, nur nicht das, was Förfster will; das Wahrheitsbekenntnis, so wie Förfster es will, ist Nichtgeltung, Machtlosigkeit. In der Bildung des Staatswillens, in der Bestellung der verantwortlichen politischen Führer haben wir die politische Wahrheit zu verwirklichen. Wir sind zu der Erkenntnis gelangt, daß die politische Wahrheit nur durch einen Prozeß der Meinungsauslese zu verwirklichen ist und daß nicht jeder beliebige die geistige Form mitbringt, die politische Wahrheit zu erschauen. Wir haben eine Organisation der politischen Meinungsauslese geschaffen und bemühen uns um ihre Vervollkommnung. Wir glauben auf diesem Wege die Macht mit dem Recht verbinden zu können. Darin liegt das Ethos unserer politischen Idee, die aus dem Unbewußten sich Geltung verschafft hat. Das ist der erste Satz unseres politischen Wahrheitsglaubens. Wer aber diesen Weg verläßt und durch Wort und Tat darauf ausgeht, die politische Macht des Gegners zu stärken, ist ein Verräter. Das ist der zweite Satz unseres politischen Wahrheitsglaubens. In der freien politischen Willensbildung liegt die Wahrheit, und sie wird es um so mehr tun, je mehr wir uns von überlebten Vorstellungen trennen und unser Bewußtsein mit den Wirk-

samkeiten des politischen Willens erfüllen. Mit diesem Glauben wissen wir uns einem hohen sittlichen Ziele verpflichtet.

Wer aber seine Wahrheit nur auf dem Wege der Vergewaltigung seines Volkes durch ein fremdes erreichbar sieht, wer sich aus seiner Gemeinschaft lösen muß, um zu seiner Wahrheit stehen zu können, weil er an den Sieg seiner Wahrheit durch Freiheit nicht glauben kann, der hat einen armen irreführenden politischen Glauben.

Und so reißt die Geschichte in dem Wirken dieses Menschheitspolitikers nur einen neuen Namen ein in das Kapitel von dem weltbürgerlichen, unpolitischen, schwärmerischen, deutschen „Wahrheitsfucher“, der nicht die Kraft hat, das Wirkliche zu schauen. Wir hoffen, daß dieses Kapitel bald zum Abschluß kommt. Denn die fortschreitende Wirklichkeit der freien politischen Willensbildung wird auch den Verblendeten die Augen öffnen.

Dr. Arno Lamprecht, Leipzig

Um die Freimaurerei

Früheste Erinnerung: Der Vater wollte mit seinen Kindern einen weiten Spaziergang machen. Man ging am Hause des alten Freundes vorbei, um ihn mitzunehmen. Aber beim Anklopfen ans Fenster öffnete die Frau und rief: „Ach, mein Mann ist in der Loge und spielt Stat.“

Lesefrucht: Heinrich Heine erzählt von einem Gasthof in Frankfurt am Main, in dem sein Vater zu verkehren pflegte, wo er Zeitungen las, Kaffee trank, Karten spielte und andere wichtige Freimaurerarbeiten verrichtete.

Stimmung und Geheimnis:

Laß mich hören, laß mich fühlen,
was der Klang zum Herzen spricht.
In des Lebens nun so fühlen
Sagen spende Wärme, Licht.

Immer ist der Sinn empfänglich,
wenn sich Neues, Großes beut,
das ureigen, unvergänglich,
keines Kritikers Tadel scheut,

Das aus Tiefen sich lebendig
in den Geisterchor gesellt,
und uns zwanglos und selbständig
auferbauet eine Welt —

Eritt der Jünger vor den Meister,
sei's zu löblichem Gewinn,
denn die Nähe reiner Geister
geistigt aufgeschloss'nen Sinn —

So ein Gedicht aus dem Weimar des alten Goethe, dem Olympier fälschlich zugeschrieben und alle paar Jahre erneut als ein bisher unbekanntes Gedicht Goethes „entdeckt“. Auch dem „profanen“ Verstande als maurerisches Dokument von Zartheit und Empfindung erkennbar.

Der Kampf gegen die Freimaurerei ist so alt wie das Bestehen der Freimaurerei, die 1717 in England gegründet wurde. Der Orden hat oft den Sündenbock für angeblich Schuldige, die man in allerlei trüben Schicksalswendungen der Menschen und der Völker erfolglos suchte, abgeben müssen. So steht der Temperenzler in Wein und Bier, der völkische Vorkämpfer im Kaffeestremden, der Nichtraucher im Tabak, der Kinderreiche im Junggefallen, der Sozialist im Konservativen, der Mieterverein in der Organisation der Hauseigentümer den Ursprung allen Übels in der Welt. Der eigene Klüngel und die geliebte eigene Person sind immer im Besitz der Wahrhaftigkeit, der Reinheit und des Lichts, des edlen Zieles und des heißen Verlangens darnach. Alle andren stecken tief und ganz verloren im Schlamm der Gemeinheit, Heuchelei und Verderbtheit. Kein Wunder, daß die Freimaurerei, jahrhundertlang eine abgeschlossene Gesellschaft nur weniger, ausgewählter Menschen, Born, Verdächtigung und Verachtung weitester Kreise auf sich zusammenzog.

Aber dieser Kampf gegen die Freimaurerei konnte lange Zeit in der Öffentlichkeit unbeachtet



Alte Weiden

Fr. v. Dühring

bleiben. Die groben Angriffe mochten die Angegriffenen grob oder elegant abwehren, wenn es nötig sein mochte, oder übersehen und mit Nichtachtung strafen, wenn das richtiger erschien und dem Wesen des Bundes angemessener war. Alles das durfte eine innere Angelegenheit der Organisation bleiben, die keine Stellungnahme der Öffentlichkeit forderte. Selbst das Buch des inzwischen verstorbenen österreichischen Nationalrats Wichtl konnte trotz der ungeheuren Verbreitung und des großen Aufsehens, das es vorübergehend machte, keine wesentliche Änderung in der Stellungnahme der breiten Öffentlichkeit zur Freimaurerei herbeiführen. Eine solche Änderung forderte die Person des Verfassers nicht. Obendrein konnte der Kulturhistoriker nur allzubald feststellen, daß die dem ganz überraschten Ahnungslosen heillos erscheinenden Vorwürfe gegen die Freimaurerei weder neu noch geschickt dargeboten waren, daß völlig unbewiesene, durchaus als falsch erwiesene und höchst zweifelhafte Nachrichten als wahre und erwiesene Tatsachen mitgeteilt wurden und daß obendrein mit blühender Phantasie schwarze Männer und weiße Mäuse an die Wand gemalt wurden, die als Kinderfurcher vielleicht brauchbar, dem ernsthaften und nicht ganz untunlichen Leser aber höchst lächerlich erscheinen mußten.

Eine andere Phase in diesem Kampfe gegen die Freimaurerei begann, als eine um Deutschland verbiente und in weiten Volksteilen angesehene und verehrte Persönlichkeit sich an die Spitze der Freimaurergegner stellte. Die Schriften des Generals Erich Ludendorff gegen die Freimaurerei haben nicht wegen der Wucht und der Neuartigkeit, auch nicht wegen der Stichhaltigkeit der Beweismittel und wegen besonderer taktischer Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gezogen, sondern lediglich der Kriegsruhm des Generals, dessen politische Entgleisungen man gerne in weitem Umfange ertragen wollte, hat bewirkt, daß man die neuen Enthüllungen und prahlerisch als Vernichtung der Freimaurerei bezeichneten Angriffe stärker und ernsthafter beachtete als die früheren Anfeindungen der Logenbrüder. Während man es früher gut und gerne den Angehörigen des Ordens überlassen konnte, Angriffe abzuwehren und Verdächtigungen aufzuklären, das Ganze aber als einen häuslichen Zwist unter sich gegenseitig konturrenzmachenden Klüngeln übersehen durfte, war jetzt die Persönlichkeit des öffentlichen Anklägers epochemachend.

Weite Kreise der Volksgenossen, die bis dahin der Freimaurerei völlig fernstanden, ließen sich von Ludendorff beeinflussen. Völlische und vaterländische Bünde, politische Parteien, kirchliche Verbände, wirtschaftliche, weltanschauliche und volkstümlich-wissenschaftliche Gruppen nahmen in breiter Öffentlichkeit durch Versammlungen mit Vorträgen und Entschließungen, in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren den Stoff begierig als Sensation auf, und zwar, wie sich das aus der Situation ergab, meist ohne jede Möglichkeit einer Nachprüfung der Neuheit und der Richtigkeit der Angriffe. Die Autorität des Generals bürgte für alles. Schnell fertig mit dem Urteil nahmen diejenigen Kreise, denen der Heerführer trotz allem noch ein politischer Führer ist, die Enthüllungen als solche auf, folgten dem Vernichtungsfeldzuge gegen die Freimaurer — unter denen Ludendorff und die Seinen immerhin viele vaterlandsbewußte und unzweifelhaft deutschgesinnte Männer zugestehen mußten — und brachten die ihrer Meinung nach staatsgefährliche Organisation der Freimaurer „durch Enthüllung ihrer Geheimnisse zur Vernichtung“.

Die Tatsache, daß der Vernichteten die Vernichtung anscheinend gut bekommen ist — die Freimaurerei, die an sich nie werbend auftritt, hat den ungeheuren Zulauf der letzten Jahre kaum fassen können — und daß die Angreifer sich das sabstische Vergnügen machten, die Leiche der Vernichteten andauernd zu schänden, mag es rechtfertigen, in einer weltanschaulichen Zeitschrift, die wie der „Sürmer“ politisch unabhängig dem Deutschtum und dem Christentum dient, die Fragen aufzuwerfen: Was ist an Ludendorffs Angriffen gegen die Freimaurerei berechtigt? Und was bedeutet uns die Freimaurerei?

Es ist selbstverständlich, daß die Freimaurerorganisationen mit allen Mitteln in Wort und

Schrift die Angriffe Lubendorffs abgewehrt haben. Jedoch darf man dieser Abwehr bei aller guten Absicht vollster Objektivität eine Wahrung berechtigter Interessen nicht verübeln. Daß die Partei Lubendorff alle Widerlegungen der Angriffe von Seiten der Freimaurerei als bestellte Arbeit aus Lüge, Heuchelei und Betörung abtut, ist nicht verwunderlich. Völlig objektiv kann in diesen Dingen nur derjenige Stellung nehmen, der als Historiker die Quellen bewerten und die Methode der Forschung und Darstellung bei Lubendorff beurteilen kann, der als unbeteiligter Zeitgenosse Mitglieder, Einrichtungen und Ziele des Ordens kennt und der als Christ und als Deutscher die Dinge in Zeit und Welt zu betrachten gewohnt ist.

Gewiß wird man als Nichtmaurer (also ohne Mitglied einer Loge zu sein) von den Zünftigen des Bundes nicht als zuverlässiger und vollwertiger Kenner seiner Ziele anerkannt. Wir müssen das ertragen, ebenso wie den Vorwurf der anderen Seite, daß man mit maurerischem Gelde erkaufte und durch irgendwelche geheimen maurerischen Mittel zu einer falschen Darstellung bewegt sei. In unserer von Gift und Spannung geladenen Atmosphäre kann man leider nichts anderes erwarten.

Die von Lubendorff gegen die Freimaurerei erhobenen Vorwürfe betreffen im wesentlichen die drei Hauptpunkte: 1. Ein für Volk und Vaterland gefährliches Geheimnis, 2. internationale Bindungen mit hochverräterischen Zielen und 3. jüdischer Einfluß in Brauchtum und Leitung des Bundes. Diese Angriffe, die mit einer Fülle von oft sehr törichten und in ihrer Sinnlosigkeit sofort erkennbaren Beweismitteln von den politischen Anhängern Lubendorffs und weiter völkischer Kreise nachgeschwaht und erheblich aufgebauscht wurden, haben zum Beispiel den Alldeutschen Verband, unter dessen Mitgliedern sich stets ernsthafte und begeisterte Freimaurer befanden, zu einer Nachprüfung veranlaßt, bei der dann die völlige Haltlosigkeit des ganzen Gerades im wesentlichen herauskam. Freilich schränkt die Leitung des Alldeutschen Verbandes dieses Ergebnis auf die sogenannten Altpreußischen Logen ein, denen dann einige Forderungen programmatischer Art — keine Anknüpfung internationaler gesellschaftlicher Beziehungen, Umstellung des Brauchtums, soweit Spuren alttestamentlicher Symbolik erkennbar sind — gestellt werden. Man mag zu diesen Forderungen des Alldeutschen Verbandes an die Altpreußischen Logen Stellung nehmen je nach der Zugehörigkeit des einzelnen zu diesem oder jenem Kreise. Grundsätzlich ist es verkehrt, die „Altpreußischen Logen“ in eine Ausnahmestellung in der Freimaurerei zu drängen und ihnen einen Charakter beizulegen, der von der Freimaurerei im wesentlichen abweicht.

Wesentlich und historisch richtig ist, daß die Freimaurerei als solche seit ihrer Gründung durch Zusammenschluß von vier Steinmehrbroderschaften und Aufnahme von nicht zum Gewerk gehörigen, künstlerisch und geistig strebenden, bündisch gerichteten — vor einigen Jahren würde man gesagt haben „bewegten“ — Männern in den Kreis das humanitäre Prinzip, also die Arbeit am Kulturfortschritt der Menschheit in den Vordergrund stellte. Je nach der Umwelt, in der der Bund und seine Logen arbeiteten, mußte unter Wahrung dieses obersten Prinzips eine andersgerichtete Kampf- oder nur Abwehrstellung eingenommen werden —, so in den romanischen Ländern gegen die katholische Kirche, in despotisch regierten Staaten gegen die Knechtung der Persönlichkeit; aber im allgemeinen konnte die Einstellung der Freimaurerei eine positive bleiben: in England für den besseren Rationalismus, für den liberalen Staat, für die Staatskirche, in Preußen-Deutschland für den aufgeklärten Absolutismus, für die konstitutionelle Monarchie, für die evangelisch-lutherische Kirche. Dementsprechend verlor der Bund in Deutschland und im germanischen Norden den in England-Amerika zum Formalismus erstarrten Deismus zugunsten eines praktisch-tätigen Christentums und einer philosophisch-humanitären Gesamthaltung, während in den unruhigeren romanischen Ländern die monotheistische Grundlage, ja die religiöse Einstellung überhaupt dahinschwand und die Logen der Freimaurer das Sammelbecken unzufriedener, oft gefährlicher Elemente wurden. Die Arbeit am Kulturfortschritt der Menschheit überhaupt bedingte weitgehende Duldsamkeit; sie schuf auch die Möglichkeit, daß sich neben

den niemals bekenntnismäßig irgendwie festgelegten „christlichen“ Logen in Fortbildung der alten deutschen Grundlage Logen mit allgemein geistiger, religiöser Grundeinstellung entwickelten. Hamburg, der Vorort („Großorient“) solcher Logen, war aber auch der Ausgangspunkt der sogenannten Altpreussischen Logen. Andererseits haben gerade Logen, die sich zum Großorient Hamburg rechnen, gelegentlich einen völkischen Radikalismus betätigt, der mit dem obersten Prinzip der Freimaurerei nicht in Einklang zu bringen ist. Genug: ein grundsätzlicher Unterschied unter den „Richtungen“ der Freimaurerei ist an sich nicht zulässig.

Was nun das Geheimnis der Freimaurerei anlangt, so ist es zunächst einmal ausgeschlossen, daß eine aus mehreren Zehn-, ja Hunderttausenden von Mitgliedern bestehende Gemeinschaft überhaupt ein solches wahren könnte. Wenn es sich tatsächlich um ein Geheimnis von materiellem Wert und politischer Bedeutung handeln würde, so wäre es ganz undenkbar, daß alle Bundesmitglieder von der verschiedensten Welt- und Lebensanschauung, von ganz auseinandergehender wirtschaftlicher, politischer, religiöser, sozialer und kultureller Stellung diesem Geheimnis gegenüber mit derselben Ehrfurcht stehen und es wahren würden. Kein ausgeschiedener Logenbruder hat je das Geheimnis verraten können, auch nicht auf dem Totenbette. Die Apfel der Hesperiden kann man wohl zeigen, holen muß sie sich jeder selbst: so mag vom Geheimnis der Freimaurerei immer geredet werden, Ludendorff und seine Leute mögen enthüllen, so viel sie wollen, sie haben von diesem Geheimnis, das inneres Erlebnis, Erleben Gottes, das Reich Gottes in uns selber ist, so wenig einen Begriff und eine Ahnung, wie die meisten „Logenbrüder“ selbst.

Die tatsächlichen internationalen Beziehungen der deutschen Freimaurerei vor dem Weltkriege waren nicht stärker und nicht lebhafter als die vieler deutscher wissenschaftlicher und ethischer Organisationen. Daß diesen an sich schwachen internationalen Beziehungen politische Bedeutung beigemessen wurde, entspricht der auch weit außerhalb der Logen verbreiteten deutschen Mißhelei und Anbiederungssucht und besonders der gerade in Maurerkreisen lebendigen Ideologie. Bekannt ist, daß gerade die sogenannten Altpreussischen Logen mit besonderer Schärfe ihren nationalen Standpunkt vertreten und jede Verbindung mit internationalen freimaurerischen Vereinigungen und den Maurern der ehemals feindlichen Länder abgelehnt haben. Bekannt und unbestritten ist die Fülle sozialer und vaterländischer Kriegshilfsarbeit, die von den Logen im einzelnen und als Organisation geleistet wurde. Daß die freimaurerischen Organisationen bei der Erörterung über die Wiederaufnahme internationaler Beziehungen zuvor das in Versailles erzwungene Bekenntnis von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkriege beseitigen wollen, ist begrüßenswert. Bei grundsätzlich einheitlicher Zielrichtung nehmen in diesen Problemen die verschiedenen Logen eine ihrer Zusammensetzung, Leitung und besonderen Arbeitsweise entsprechend abgewandelte Stellung ein. Von irgendeiner materiellen, auswärtigen, dem Deutschtum feindlichen übergeordneten Stelle kann für die deutschen Logen nicht die Rede sein.

Jüdischer Einfluß im Brauchtum der Freimaurerei ist neben einer überwiegenden Fülle urgermanischer Überlieferungen insofern vorhanden, als die Grundlage eine christliche war und ist, ein Zurückgreifen auf das Alte Testament gestattete und gerade das Brauchtum der Bauleute gerne mit Erinnerungen an den Tempelbau Salomos, das meist und ausführlichst debattierte Bauwert des Altertums und der menschlichen Kulturüberlieferung überhaupt, symbolisierte. Bedeutung und Wert freimaurerischer Symbole und Gebräuche gehen in ihrem eigentlichen Geist nur dem wahren Besitzer des „Geheimnisses“ auf. Da ist es wohl recht, „profanen“ Händen zu verbieten, Symbolik und Brauchtum des Bundes zu berühren. Wie weit der Bund etwa den Wünschen des Alldeutschen Verbandes auf Änderung, „Germanisierung“ seines Brauchtums entgegenkommt, ist seine eigene, innere Angelegenheit. Die evangelische Kirche z. B. hat zu ihrem Leidwesen oft erfahren, was dabei heraus kommt, wenn man Wünsche oder Forderungen Kirchenfremder zu erfüllen suchte! Und dann ein banales Beispiel: wer verbürgt denn den urgermanischen Charakter akademischer Trinklitten vom Bierjungen, Salamander und Landesvater?

Aus der allgemein christlichen, heidnischen Grundlage der Freimaurerei resultiert die undogmatische, humanitäre Einstellung. Grundsätzlich darf der Christ den Juden nicht bekämpfen („lehret alle Völker!“), der Rabauantsemitismus findet im Kreise der Duldung jeder Weltanschauung keinen Platz. Somit können die „humanitären“ Logen Juden aufnehmen und die „christlichen“ Logen werden an der Aufnahme getaufter Juden nicht gehindert. Es ist Sache der einzelnen und der einzelnen Logen, sich mit dieser Sache praktisch abzufinden. Die Freimaurerei als solche bekämpft weder den einzelnen Juden, noch ist sie Pflegstätte des jüdischen Geistes. Wie weit das maurerische Ideal der geistigen Freiheit und der Arbeit am Fortschritt der Menschheit auch in dieser Hinsicht gewahrt wird, ist immer Sache der einzelnen Logen, für deren jeweilige Haltung man nicht grundsätzlich die Freimaurerei verantwortlich machen darf. Zugegeben wird: es „menschelt“ in den Logen, die geistige Haltung ist oft flau.

Darum: Wie man Religion und Kirche unterscheiden muß, so muß man auch einen scharfen Strich zwischen Freimaurerei und Loge machen. Die Freimaurerei bezweckt eine Erfüllung ihrer Angehörigen mit hochstehenden geistigen Zielen unter Vermittlung einer vielgestaltigen, nicht unwürdigen, dem Nichtzugehörigen („Profanen“) nicht verständlichen Symbolik. Das humanitäre Endziel, der geistige und kulturelle Fortschritt der Menschheit leuchtet überall durch: hier durch Sublimierung des Christentums, dort durch Fortbildung der heidnischen Philosophie, hier durch Betonung des Völkischen, dort durch gefühlsmäßige Übersteigerung der internationalen, völkerüberbrückenden menschlichen Gemeinschaft. Ob das an sich höchst erfindungswürdige Ziel einer wahren geistigen Gemeinschaft aller Menschen nur durch Überwindung des Nationalcharakters oder nur durch reinste Herausbildung des völkischen Bewußtseins erreicht werden kann, ist das große Problem, das weder Demonstrationen noch Mehrheitsbeschlüsse, weder Terrorakte noch ein Meer schmutzigen Papiers lösen können.

Ludendorff hat durch seine Angriffe auf die freimaurerische Lehre dem Logentum einen kolossalen Zulauf verschafft. In unseren Zeiten der Auflösung sucht der Mensch, zumal er an alten Gesellschaftsformen in Staat, Familie, Kirche und Vereinen keinen Geschmack mehr findet, wenn er vom politischen, moralischen und kulturellen Zerfall angewidert ist, neue Bindungen. Ihn schreckt die ungebändigte Masse Mensch und andererseits die Einsamkeit. Diesem Gefühl der Zerrissenheit kommt heilend und ausgleichend entgegen die Freimaurerei mit den Logen, die „abgesonderte“, aber keine „geheimen“ Gesellschaften sind, die Einsamkeit, Stille und Schweigen einerseits sowie Anschluß an Gleichstrebende, brüderliches Verständnis und gemeinsame Erhebung andererseits vermitteln sollen. Daß die Praxis anders aussieht, bemerken wir bereits; bedenklicher aber ist, daß fast jeder Logenbruder insofern mit einer Unwahrheit in den Bund eintritt, als er versichert, daß ihn weder menschliche, noch geschäftliche, noch soziale Vorteile — oder Aussichten auf solche — zur Freimaurerei führten, sondern daß ihn lediglich geistige Gründe und innere Nöte das Licht des maurerischen Tempels suchen ließen.

Alles das muß gesagt werden, damit wir nicht in den Verdacht kommen, von der Freimaurerei irgendwie abzuhängen. Dann aber dürfen wir auch anerkennen, daß die freimaurerische Idee auf die Logenarbeit als Ganzes immer anspornend und veredelnd gewirkt hat, daß viel Gutes geschehen ist, daß Gegensätze ausgeglichen sind und daß vielfach wahre Brüderlichkeit möglich geworden und edles Menschentum gefördert worden sind.

Mancherlei davon erkennt Ludendorff gleichsam entschuldigend an. Die Gesamtheit seiner Angriffe aber ist so töricht und unrichtig in der Methode, so verlegend und grob in der Form, daß es sich nicht lohnt, die Fehler im einzelnen aufzuzeigen und das oft Widerlegte noch einmal zu widerlegen; freimaurerische Kreise haben das mit Sorgfalt und Ausführlichkeit, aber auch mit anerkannter Wahrhaftigkeit und Deutlichkeit hinreichend getan. Daß Ludendorff von dem gewaltigen Schrifttum der Freimaurerei nur einen kleinen, lächerlich kleinen, ganz sinnlos und zufällig ausgewählten Ausschnitt benutzte, diesem Schrifttum aber ganz untreu und ganz verständnislos gegenübersteht, sei auf das deutlichste betont. Die geistigen Grund-

lagen des Bundes blieben ihm ebenso verschlossen wie einer Anzahl der Logenbrüder. Daß Ludendorff für geistige Traditionen, für Symbolik und für religiöses Erleben überhaupt kein Verständnis hat, geht hervor aus der Vermengung freimaurerischer Probleme mit dem brutalen Kaffeeampf, der mit völkischer Aufbauarbeit im Dienste des Vaterlandes nichts zu tun hat, und wird öffentlich dokumentiert durch Form und Begründung seines Austritts aus der evangelischen Kirche. Daß er dem schlechten Scherz des angeblichen freimaurerischen Todesurteils kein befreiendes Lachen entgegengesetzt hat, ist höchst bedauerlich. Wenn Lächerlichkeit mordet, so hat Ludendorff mit dem Hilseschrei an den Reichspräsidenten Selbstmord begangen.

Bei dem Zulauf, den die von sich aus nicht werbend auftretende Freimaurerei durch die Bekämpfung in den letzten Jahren erfahren hatte, ist bemerkenswert, daß evangelische Pfarrer in größerer Zahl als früher „das Licht annahmen“. Das hat zu mancherlei Ausprägungen und nicht immer ausgeglichenen Schwierigkeiten (wie in Hamburg) geführt. Aber auch da, wo eine friedliche Aussprache (wie in Mecklenburg) stattfand, erkannte man die Schwere des ungelösten Problems an. Derjenige Pfarrer, der als Mensch und als Redner wirken kann, dem philosophische Tiefe ebensowenig abgeht, wie ihm menschliche Wärme, brüderliche Anteilnahme am Schicksal des Nächsten und gläubige Hingabe an das Vorbild Jesu Christi eigen ist, soll allermeist des Glaubens Genossen, ohne Unterschied bündischer Zugehörigkeit, mit seinen Kräften dienen. Wir freuen uns, daß die Altpreußischen Logen den christlichen Gedanken pflegen und geben gern zu, daß in diesem Kreise viele Menschen, die dem Christentum der Kirche entfremdet sind, von christlichem Geiste hier und da einen Hauch verspüren. Aber der Pfarrer, der auf seine Gemeinde ohne Unterschied der Glieder wirken will, darf es sich nicht leisten, an führender Stelle einer Gemeinschaft anzugehören, die sich abschließt, deren Brauchstum, so wie die Dinge liegen, vielen Gliedern seiner Kirchengemeinde fremd bleiben muß und darum verdächtig sein kann, einer Gemeinschaft, deren ethische Grundlage ihn zur Duldung in weitestem Sinne, wenn auch auf christlicher Grundlage, verpflichtet, während sein Kirchenamt und die damit übernommene konfessionelle Bindung von ihm den Einsatz der vollen Persönlichkeit für eine ganz bestimmte Form lutherischen Christentums verlangen. Darin liegt ein Zwiespalt für die Pfarrer, die sich in rasch ansteigender Zahl der Freimaurerei zuwenden und hier neuerdings immer mehr und mehr zu führenden Ämtern gelangen.

Ebenso liegt heute in der Zugehörigkeit zur Freimaurerei eine Gefahr für den Beamten, der, nicht mehr durch ein persönliches Treuverhältnis an den Landesherren gebunden, in der wechselnden Parteilichkeit keinen Halt findet und dem die Zugehörigkeit zu diesem Bunde bei manchen Stellenbesetzungen ausschlaggebend werden mag. Denn im Ernst kann die gegenseitige Förderung der Logenbrüder untereinander im wirtschaftlichen und im öffentlichen Leben nicht bestritten werden, wenn auch dadurch das geistige Hochziel der Freimaurerei an sich nicht berührt wird.

Genug! Wir sind noch nicht am Ziel: Es können nicht alle Menschen, die Deutsche und Christen sind, Freimaurer werden. Damit verlore der Bund seinen Sinn als abgeschlossene Gesellschaft. Zudem aber ist die freimaurerische Symbolik und ihr geistiges Endziel nicht jedermanns Sache. Weil dem aber so ist, so mag der Deutsche, der Christ ist, in seiner Kirche und mit seiner Kirche die Gemeinschaft suchen, die ihn vor der Welt verschließt, indem sie ihn mit dem Kreis der Brüder verbindet. Er soll in und mit der Kirche ringen um das Geheimnis des Lebens, das auch das Geheimnis ist des Gottes, in dem wir leben, weben und sind. Wir sind noch nicht hindurch: er ist noch nicht erschienen. Aller Kerzenglanz in Kapellen, Kirchen und Kathedralen der ganzen Welt multipliziert mit allem Licht der Logentempel sind nur ein trüber Dämmer-schein gegenüber der Klarheit des Herrn und der Lichtfülle Gottes. Habt Ehrfurcht, einer vor dem Geheimnis des andern; stört euch nicht eure Wege aus dem Dunkel der Zeit zum Licht der Welt und versammelt nicht durch unbrüderlichen Argwohn alle jarten Bindungen möglicher Gemeinschaft.

Otto Verche

Sozialer Ausblick

Wir veröffentlichen nachstehende, lediglich als Anregung gedachte Ausführungen eines zwischen beiden Lagern stehenden sozialpolitischen Beobachters, in denen sich dieser sowohl an die Arbeitgeber als auch an die Arbeitnehmer mit einbringlichen Worten wendet, ohne uns mit den Darlegungen in allen einzelnen Punkten einverstanden erklären zu wollen. Wir beabsichtigen auch nicht, hierdurch eine Diskussion der beiderseitigen Interessenwertretergruppen in die Wege zu leiten, die leicht dem vom Verfasser erstrebten Ziele: durch größere Einigkeit zu einer wirklichen Volksgemeinschaft in unserem zerrissenen Vaterland zu gelangen, abträglich sein könnte. Wir schließen uns lediglich dem Appell des Autors nach Vertiefung des Verantwortungsgefühle in allen Volksgruppen an.

Wir stehen am Beginn einer schweren Wirtschaftsepoche, denn mit dem September dieses Jahres hat bekanntlich nach fünfjähriger „Schonung“ das erste Normaljahr des Dawes-Plans begonnen. Während in den ersten vier Jahren insgesamt nur etwa 5,2 Milliarden Reparationsleistungen aufgebracht wurden, soll das neue Jahr für die Reparationsgläubiger allein 2,5 Milliarden aus der deutschen Wirtschaft erbringen. Mit welchem Optimismus man diesen Zahlungsplan aufgestellt hat, davon zeugt die Bestimmung, daß in den kommenden Jahren Deutschland bei einer „augenfälligen Besserung“ der Wirtschaftslage noch zu Zufahrlösungen herangezogen werden kann. Dieser Zuschlag soll auf Grund eines komplizierten Wohlstandsindex' errechnet werden. Da nun tatsächlich die Tribute der vergangenen Jahre nicht aus Überschüssen der deutschen Wirtschaft aufgebracht werden konnten, sondern die Zahlungen nur durch Aufnahme bedeutender Auslandskredite möglich wurden, hat sich die Schuldenlast Deutschlands hierdurch noch erhöht. Außer den 2,5 Milliarden Dawes-Zahlungen des Normaljahres ist noch eine jährliche Zinslast von mehr als einer halben Milliarde an das Ausland zu entrichten. Der einzig mögliche Weg, die Lasten durch Steigerung der deutschen Ausfuhr zu tilgen, ist uns zu einem großen Teil unmöglich gemacht, da man zwar notgedrungen die deutschen Sachlieferungen annimmt, aber darüber hinaus noch in sämtlichen Gläubigerstaaten durch Schutzzölle die Einfuhr deutscher Erzeugnisse auf ein Minimum zu reduzieren sucht. Der Versuch, die wirtschaftliche Untragbarkeit des Normaljahres durch Nichtberanziehung ausländischer Anleihen, die doch nur eine nicht vorhandene Leistungsfähigkeit vorkäufen, sowie durch strikte Erfüllung der Dawes-Verpflichtungen, auch auf die Gefahr einer innerdeutschen Wirtschaftskrisis hin, zu beweisen, erscheint uns als ein Spiel mit dem Feuer. Dieser gefährlichen reparationspolitischen Situation mit den fraglos durch sie bedingten innerpolitischen Auseinandersetzungen und der Hochspannung sozialer Gegensätze steht die an sich schon nicht gerade volksgemeinschaftliche Einstellung weiter Volksschichten gegenüber. Daß vornehmlich zwischen den sogenannten Arbeitnehmern — im weitesten Sinne des Begriffes — und den Arbeitgebern nicht so ideale Verhältnisse bestehen, wie sie zum Besten unseres Vaterlandes und unserer Wirtschaft wünschenswert sind, dürfte allgemein bekannt sein. Aber der Konflikt um Lambach hat blicklichtartig auch denjenigen, die bisher von dem Ernst dieser Frage noch nichts ahnten, gezeigt, worum es geht. Bei dem Führerproblem, wie es durch diese Auseinandersetzung angeschnitten worden ist, handelt es sich nicht um Staatsformen, sondern letzten Endes um Wirtschaftsformen. Denn die Ausgestaltung des Staates ist — wie die meisten Fragen ideeller und weltanschaulicher Art — leider Gottes der überwiegend materialistisch fühlenden und denkenden jetzigen Generation in ihrem tiefsten Innern gleichgültig, aber die Wirtschaftsform beschäftigt sie intensiv. Nun handelt es sich bei der Austragung des Konfliktes Lambach zweifellos um ein Ringen um die Führung in der Politik und der Wirtschaft. Damit wird die Angelegenheit weit über die Interessensphäre einer Partei oder Gruppe hinausgerückt.

Auf der einen Seite steht die Wirtschaft, d. h. das Unternehmertum, auf der anderen Seite stehen die Gewerkschaften der verschiedensten Richtungen, und beide Gruppen wollen ihren Einfluß möglichst überwiegend ausgestalten. Das Seltsame an der Sache aber ist, daß man

wohl führen möchte, aber ohne sich zugleich mit der Verantwortung einer solchen Führung zu belasten. Wie weit an dieser geistigen Einstellung der Parlamentarismus nach der Weimarer Verfassung schuld ist, sei dahingestellt. „Die Demokratie der Weimarer Verfassung ist keine Demokratie. Weimar hat seine Sache — das wollen wir gerne zugeben — gut machen wollen, hat sie aber schlecht gemacht. Warum? Weimar hat ein System aufgerichtet, noch dazu ein unduldfames, ein undemokratisches System! Weimar wollte organisches, flutendes Leben in ein System, deutsches Leben in ein fremdes System zwingen. Das mußte mißlingen. Weimar redete begeistert von der Freiheit und Befreiung des Volkes und richtete in Wirklichkeit einen Obrigkeitsstaat auf, viel schlimmer, als wir ihn nach seiner eigenen, verpönnenden Argumentation gehabt haben. Denn es schuf einen unverantwortlichen Obrigkeitsstaat.“ (Hans Bechly, „Die Führerfrage im neuen Deutschland“). Bechly ist auch der Auffassung, daß durch diese Form der deutschen Verfassung eine Staatsführung geschaffen worden ist, die gerade in Zeiten, wo sie tausend Entscheidungen zu fällen hat, für ihre Aufgabe völlig ungeeignet ist. Nicht nur er hat das Parlament für ein fein ausgeklügeltes System der Verantwortungslosigkeit erklärt, ja man hat sogar von „organisierter Verantwortungslosigkeit“ gesprochen. Das ganze Wesen des Parlamentarismus ist „abwartende Halbheit, Verhandeln, Diskussion, in der unbewußten Hoffnung, die endgültige Entscheidung durch fortgesetzte Diskussion zu vermeiden.“ (Bechly.)

Auf der einen Seite stehen nun die von ihren Gewerkschaften „geführten“ Arbeiter, die sich in der aus Angst erfolgten Abwälzung der Verantwortung oder zum mindesten mit der kollektiven Tragung derselben der sozialisierten Wirtschaft mit Haut und Haaren verschrieben haben. Die Gewerkschaften haben vornehmlich durch das Schlichtungswesen in seiner jetzigen Gestalt ein wirtschaftlich unwahrscheinliches System des Fellschens, der Halbierung und des Kompromisses geschaffen und gefördert. Die Entscheidung für die aus Angst vor den Mitgliedern entstandenen übertriebenen Forderungen wird dann dem Schlichter zugeschoben, der durch seinen Schiedspruch den Parteien die wirtschaftliche Verantwortung für die in der einen oder anderen Hinsicht untragbaren Schiedsprüche abzunehmen hat. Die Arbeitnehmer legen sich weiter selbst immer größere Sozillasten auf durch ihre Gewerkschaften, obgleich sie an den bisherigen gerade schwer genug zu tragen haben, trotzdem es ihnen hierdurch unmöglich gemacht wird, für sich persönlich einmal irgend etwas zu sparen. Dies ist vielleicht die Absicht des Systems, das in seiner Ideologie dem Sparen entgegengesetzt ist. Man soll sich auf den Staat, auf die Gewerkschaften, auf die sozialen Einrichtungen allein verlassen. Wenn, wie die „Deutsche Bergwerkszeitung“, Nr. 176, vom 28. 7. sagt, es im alten Deutschland häufig zu beobachten war, daß Familien aus dem Proletariat in den Mittelstand und höher hinaufstiegen durch Opfer und Entbehrungen der Eltern, so stand dahinter ein hohes Ethos, was geradezu das Gegenteil von der heute, auch leider häufig sogar schon bei den christlichen Gewerkschaften herrschenden materialistischen Auffassung ist. Mehrarbeit im Dienste des Weiterkommens, des Emporstiegens, ist bei Strafe verboten. Dieses ist aus dem Grunde besonders bedauerlich, weil die christlichen Gewerkschaften in außenpolitischer Beziehung vielfach eine durchaus positive nationale Einstellung einnehmen, die in trauriger Weise zu ihrer mehr oder minder großen Einsichtslosigkeit in nationalwirtschaftlichen Dingen steht. Die Entschuldigung, daß das „scharfmacherische“ Verhalten mancher Unternehmer die Veranlassung wäre, ist nicht stichhaltig, ja geradezu bezeichnend für die „Vermaterialisierung“ leider auch dieser Gewerkschaften. Bei wahren Idealismus und Verantwortungsgefühl würde man sich durch noch so große Mißerfolge nicht von seiner volksgemeinschaftlichen Grundeinstellung zur Klassenlampfendenz abdrängen lassen. Hinzu kommt die Überspannung des Tarifgedankens, die den Gedanken eines Staatsrentnerturns ins Groteske steigert. Die Politik der Gewerkschaften und der unter ihrem Einfluß stehenden Parteien verhindert geradezu eine Erhöhung des Reallohns weil sie fast ausschließlich den Verb rauch im Auge hat, statt eine zielbewußte, auf weite Sicht berechnete Produktionspolitik zu treiben. Solange dem Arbeitnehmer nicht klar ist, daß er nur mit

der Wirtschaft, niemals gegen sie seine Lebenshaltung verbessern kann und daß er von den Scheinsegen der Gewerkschaften, die auf Kosten der Wirtschaft erfodert werden, keinen Vorteil hat, solange die Gewerkschaften nicht den Mut aufbringen, ihren Mitgliedern das zu sagen, wird weder die wirtschaftliche Lage des Arbeiters tatsächlich gebessert werden können, noch eine politische Befriedung erreicht. Man kann hier nur die Schlussworte Jakob Goldschmidts auf dem Bankier-Tag anführen, der sehr richtig feststellt, daß „diejenigen, welche die Welt davon überzeugen wollen, daß das Leben hinauslaufe auf eine behaglich mittelmäßige Existenz aller Volksgenossen, vielleicht für eine gewisse Spanne Zeit damit Erfolg haben; für die Dauer aber werden sie überwunden werden von jungen, aufstrebenden Nationen, die der Gedanke beherrscht, daß das Leben nicht Ausruhen, sondern Kampf und Entwicklung ist.“

Als Neuestes kommt von Seiten der freien Gewerkschaften (sozialistischen) noch die auf dem Hamburger Gewerkschaftskongreß erhobene Forderung nach „Wirtschaftsdemokratie“ hinzu. Aufrechtig wäre man, wenn man offen zugeben würde, daß man nunmehr, nachdem fast die gesamte Sozialpolitik bereits zu einer Domäne der Gewerkschaften geworden ist, auch die Wirtschaft sozialisieren möchte. Denn in Wahrheit läuft nach Ausführungen des ehemaligen Sozialisten R. Calwer jr. in „Wirtschaft — Staat — Kultur“ Nr. 36, das Ziel der freien Gewerkschaftsbewegung auf Errichtung eines Systems der Gemeinwirtschaft, das sich von der bolschewistischen Wirtschaft in nichts unterscheidet, hinaus. „Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Abkehr von jener Einstellung zum Begriff des Privateigentums, wie ihn die Sozialdemokratie noch in der Weimarer Nationalversammlung und bei der Beratung der Weimarer Verfassung auffaßte.“

Auf der anderen Seite stehen die meist von ihren Verbänden betreuten Unternehmer, die wohl das Verderbliche des Systems erkannt haben, aber aus Bequemlichkeit, aus Beharrungsvermögen oder was es sonst noch für Hemmungen gibt, aber — jedenfalls nur nicht aus Vernunft- oder Überzeugungsgründen! — aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen und sich lediglich von den Ereignissen treiben lassen. Sie trauen sich z. B. nicht, der „kalten Sozialisierung“ durch das oben geschilderte Staatsrentnersystem offen die Fehde anzusagen, trotzdem sie den zermürbenden moralischen Einfluß voll erkannt haben. Sie trauen sich nicht, mit der Einstellung der Mitarbeit bei weiterer Überspannung der Sozialversicherung und Nichtberücksichtigung ihres aus wirtschaftlichem Verantwortungsgefühl erhobenen Einspruches zu drohen, sie trauen sich nicht, dem Schlichtungsunfug, der nie auf die Wirtschaftsbedürfnisse Rücksicht nimmt, offen zu Leibe zu gehen, trotzdem sie das wirtschaftlich Schädliche und Unwahrhaftige des Systems klar erkannt haben, sondern feilschen und kompromisseln fröhlich mit; sie trauen sich des weiteren nicht, gegen die Vormachtstellung einer klassenkämpferisch eingestellten Gewerkschaftsbürokratie anzugehen und die wirtschafts-friedlichen Wertvereine, soweit sie tariffähig sind, offen anzuerkennen, trotzdem sie von der Notwendigkeit solcher Gruppen, weil sie die Arbeitskonflikte mildern und im wirtschaftlichen Sinne fördernd wirken, überzeugt sind. Sie trauen sich ferner auch nicht, offen, geübte Gewinne zuzugeben, aus Angst vor der „Gefährlichkeit“ der Arbeitnehmer u. a. m.

Die Erklärung für diese Unentschlossenheit, Unoffenheit und Halbheit liegt in den oben dargelegten Auswirkungen des politischen parlamentarischen Systems auch auf die wirtschaftlichen Beziehungen. Man kann den Arbeitnehmer nicht zu sehr verurteilen, wenn der viel unabhängigere Arbeitgeber in der Verantwortungs- und Gesinnungslosigkeit unserer Zeit nicht den doppelt wichtigen Mut zur Entscheidung zum sittlichen Handeln und zur rückhaltlosen Offenheit aufbringt. Einzelne Ausnahmen sollen nicht geleugnet werden. Und noch etwas anderes — da man die wahre geistige Einstellung der Unternehmer meist ziemlich genau kennt, deutet die Offenlichkeit ihre durch taktische Gründe bestimmte Zurückhaltung falsch und unterstellt sie als Doppelzüngigkeit. Es ist dies eine Einstellung, die nicht nur den Handarbeitersichten oder unteren Angestelltengruppen gemein ist, sondern weite Kreise des Bürgertums erfäßt

hat, das sich heute nicht mehr ohne weiteres mit der geistigen und sozialen Haltung der Wirtschaftsführer identifiziert.

Wir kommen zur **Schlußfolgerung**: Ehe Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht die sittliche Kraft und Bereitwilligkeit zur letzten Verantwortung für die übernommenen Entscheidungen in allen Konsequenzen aufbringen, haben beide Gruppen noch nicht die Qualitäten, die zum wahrhaftigen Volksführertum in der Wirtschaft allein berechtigen.

* * *

Diese Ausführungen wurden vor dem Ausbruch des Konfliktes in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie niedergeschrieben. Die Arbeitgeber haben sich nun endlich „getraut, dem Schlichtungsunfug offen zu Leibe zu gehen“. Wir hätten es allerdings lieber gesehen, wenn dies in einer rechtlich nicht so umstrittenen und vor allem nicht so unsozial wirkenden Form geschehen wäre. Aber auch auf die Gefahr hin, „scharfmacherischer Tendenzen“ beschuldigt zu werden, muß vor der Beurteilung solcher Fragen allein auf Grund gefühlsmäßiger Eindrücke und Empfindungen gewarnt werden. Das Einzelschicksal der Familien der Ausgesperrten kann erschüttern. Aber es fragt sich, ob nicht gerade aus gesteigertem Verantwortungsbewußtsein heraus dieses kategorische „Nein“ von Unternehmerseite einmal ausgesprochen werden mußte. Die Unternehmer mußten diesen Kampf einmal durchfechten, nicht allein weil sie die Wirtschaftlichkeit ihrer Betriebe bedroht sehen, sondern weil sie sich als Vorkämpfer gegen eine Erhöhung des allgemeinen Preisstandes fühlen und die Gefährdung der deutschen Ausfuhrfähigkeit und damit verbundene Reparationschwierigkeiten voraussehen. Es fragt sich des weiteren, ob eine Erhebung der Feststellungslage nach Zurücknahme der laufenden Kündigungen, was wohl zweifellos sozialer gewesen wäre, nicht als Schwäche gedeutet worden wäre. Die Unternehmerseite hätte sich damit jedenfalls des aufrüttelndsten und eindringlichsten Einwirkungsmomentes auf die Öffentlichkeit begeben, um diese Praxis des Feilschens und Halbierens einmal in den grellsten Scheinwerfer der Kritik zu stellen. Hoffentlich führt dieser Konflikt über die Umgestaltung des Schlichtungswesens im Sinne einer größeren Ehrlichkeit auch zu größerer Aufrichtigkeit hinsichtlich des Reparationsproblems uns selbst gegenüber! Wir könnten dieses in den bevorstehenden Reparationsverhandlungen wohl brauchen.

A. Lg.

Die Grenzen der Sozialisierung

I.

In der letzten Zeit ist häufig die Frage der fortschreitenden Sozialisierung in Form einer immer größeren Ausbreitung der öffentlichen Hand in den Parlamenten und der Tagespresse besprochen worden; und die Fortschritte, die der Staatssozialismus in dieser Richtung gemacht hat, sind so auffallend, daß eine kritische Betrachtung dieser Erscheinung im Zusammenhange mit der Entwicklung des kommunistischen Staates der U. d. S. S. R. wohl angebracht erscheint. Eine Prüfung der Frage des sozialistischen Fortschrittes und seiner Grenzen ist um so notwendiger, als die Sowjetvertreter auf der Weltwirtschaftskonferenz einen starken Erfolg zu buchen hatten, der darin besteht, daß die kapitalistischen Staaten sich in der großen Koordinationskommission in einer den Russen sehr entgegenkommenden Kompromißformel über die wirtschaftliche Zusammenarbeit festlegten: „Die Weltwirtschaftskonferenz anerkennt die Wichtigkeit der Wiederaufnahme des Welthandels, enthält sich der Einmischung in politische Fragen, sieht in der Zusammenarbeit aller Länder ohne Rücksicht auf ihr Wirtschaftssystem eine glückliche Vorherfrage einer friedlichen wirtschaftlichen Zusammenarbeit aller.“ In dieser Erklärung liegt ein großes

Zugeständnis, das der Sowjetpolitik neuen Wind in ihre Segel bläst. Hier wird der Union von einem Gremium der bedeutendsten Wirtschaftsgrößen der Welt gewissermaßen die Lebensberechtigung, ja sogar Gleichberechtigung ihres Wirtschaftssystems mit der kapitalistischen Weltordnung bescheinigt, indem allgemein eine friedliche wirtschaftliche Zusammenarbeit mit ihr zur Empfehlung gebracht wird. Eine derartige Anerkennung ist zwar sicherlich von den Konferenzvertretern in ihrer Mehrzahl nicht gewollt worden, aber mangels auch nur des bescheidensten Wortes einer Kritik an dem russischen Wirtschaftssystem in den schriftlich festgelegten Beschlüssen kann keine andere Auslegung vertreten werden. Die Sowjet-Union ist zwar längst nicht mehr wirtschaftspolitisch der Paria, mit dem man sich nicht gern zusammensetzt, aber hier wird sie zum ersten Male von der gesamten wirtschaftlichen Welt als ein vorhandener Wirtschaftsfaktor, der seine eigenen Wege geht und mit dem man rechnen muß, anerkannt. Das bedeutet einen Merksstein in der Wirtschaftsgeschichte der U. d. S. S. R. Der Widerstand der auf der alten Wirtschaftsordnung aufgebauten Wirtschaftseinheiten scheint erlahmt zu sein, unbeschadet des englisch-russischen Konfliktes, der rein politischen Ursprunges ist, man spricht nicht mehr so bestimmt von dem bevorstehenden Zusammenbruch, der Unmöglichkeit des längeren Bestandes, der Unfruchtbarkeit des Bolschewismus, im Gegenteil, es finden sich sogar in der Presse nichtsozialistischer Richtung öfters freundliche Berichte über das Gedeihen des kommunistischen Rußlands, nach denen zu urteilen Landwirtschaft, Industrie, Kunst und Wissenschaften im Aufstieg begriffen sind. Ist das nur ein Zeichen unseres schnelllebigen, oberflächlichen Zeitalters, das so leicht bereit ist, die Vergangenheit zu vergessen, oder sollten alle früher geäußerten Ansichten falsch gewesen sein und hat sich die Welt bekehren lassen; handelt es sich um die Erfolge einer jahrelang betriebenen geschickten Propaganda, deren suggestiven Wirkung die führenden Einzelpersonlichkeiten und die Massen zum Opfer gefallen sind, oder hat sich das Blättchen gewendet und bestehen unabweisbare Tatsachen? Welchen wirtschaftspolitischen Zielen treiben wir entgegen? Alle diese Fragen muß man sich heute stellen unter dem Eindruck der letzten Entwicklung und der in Genuß getroffenen Entscheidungen.

Sucht man nach den tieferen Ursachen dieser gefährlichen Läßlichkeit, so wird man auf die Erkenntnis stoßen, daß sie in der weltwirtschaftlichen Verbundenheit zu suchen sind, die als oberster Leitsatz allgemein anerkannt und in Genuß verkündet worden ist. Auf diesem Grundsatze, dessen Richtigkeit die Nachkriegszeit gelehrt hat und demzufolge der Abbau des Protektionismus als logische Folge empfohlen worden ist, wird sich die Weltwirtschaftspolitik der nächsten Zukunft aufbauen müssen, soll ein Ausweg aus den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Gegenwart gefunden werden. Das große russische Wirtschaftsgebiet mußte in den Kreis dieser Erkenntnis eingeschlossen werden, wollte man nicht Stüßwert leisten und die Stoßkraft der als richtig erkannten Lehre beeinträchtigen. Hier dürfte wohl der Kern für den Friedensschluß liegen, den die kapitalistische Weltordnung mit dem Sowjet-System scheinbar geschlossen hat. Gerade aber unter diesem Ereignis sollten die unüberbrückbaren Widersprüche nicht vergessen werden, die die beiden Partner voneinander trennen, um Enttäuschungen vorzubeugen, die unausbleibbar kommen müssen. Ein Streiflicht warf schon die Tatsache, daß die von den einzelnen Wirtschaftvertretern empfohlenen Rationalisierungsmaßnahmen bei den Russen wenig Anklang gefunden haben, am allerwenigsten aber konnte ihnen die Methode der amerikanischen Befriedigung der Klassen gegenüber, dem Arbeiter durch hohe Löhne die Möglichkeit zu geben, zum Kapitalisten zu werden, annehmbar sein. Hier ist schon die tiefere Ursache der Unvereinbarkeit der neuen Wege zu erkennen, den die kapitalistisch aufgebauten Wirtschaftsgruppen und die Sowjet-Union gehen müssen. Diese Wege führen immer weiter auseinander. Auf der einen Seite heißt es: Intensivierung, Steigerung der Erzeugung und des Geldumlaufes bei Herabsetzung der Produktionskosten, Erhöhung der Kapitaleinnahmen des einzelnen Individuums zwecks Steigerung des Verbrauches und wieder kapitalistischer Anlage, auf der anderen Seite ein Wirtschaftssystem, das diesen Wegen nur schwer oder gar nicht folgen kann, das jede individualistische Regelung unterdrückt, den Wett-

bewerb der Individuen untereinander, der dem Urgefeß des Kampfes ums Dasein entspringt, nivelliert, ein Wirtschaftsgebiet, das sich zum reinen Beamtenstaat immer mehr und mehr ausbildet und bald über keine schaffenden Unternehmerpersönlichkeiten mehr verfügen wird, ein Staat, dessen Landwirtschaft niemals in die Lage kommen kann, infolge seiner Zersplitterung und der ausgedehnten Gemeinwirtschaft im Verhältnis zum Umfang der Bodenfläche große Überschussmengen zu erzeugen, wie es in Deutschland, England, Frankreich, Amerika usw. der Fall ist, ein Land, dessen Hauptteil der Bevölkerung in den Dörfern wohnt und kaum jemals die Fröhigkeit erlangen wird, als Verbraucher industrieller Erzeugnisse in dem Maße, wie es der westliche Arbeiter ist, aufzutreten. So muß der Sowjetstaat eine ganz andere Entwicklung nehmen als die übrige Welt. Sein Bevölkerungsüberschuß wird nur zum kleinsten Teile in der Industrie, im übrigen in den weiten noch unerschlossenen landwirtschaftlichen Siedlungsgebieten Unterkunft suchen müssen. Eine wirtschaftliche Führerstellung aber im Wettbewerb mit der Umwelt zu erringen, wird der Union nicht möglich sein, solange nicht die andere Welt sich auf die gleichen Bahnen begibt. Daher darf sie in ihrem Streben nach der Weltrevolution niemals erlahmen. Unter diesen Verhältnissen ist es unausbleiblich, daß, solange Rußland an seinen Wirtschaftsgrundsätzen festhält, stets jede wirtschaftliche Betätigung naturnotwendig das politische Kampfmittel begleiten muß und eine Trennung von Wirtschaft und Politik niemals möglich ist. Das sollte trotz Senf nicht vergessen werden. Daher wird jede wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der Union diese politische Belastung tragen müssen, und auch für die deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen muß diese Tatsache stets in Rechnung gestellt werden. Das Ergebnis aber aus dieser Betrachtung für die industriell hochentwickelten Staaten der Welt, mit Rücksicht auf das in der Überschrift der Erörterung genannte Thema, ergibt sich von selbst. Die Zeiten für eine Sozialisierung sind längst verpaßt, schon lange vorher, ehe die Begründer ihre Lehre schufen. Das Rad der Geschichte läßt sich nicht mehr zurückdrehen.

II.

Mit dem Werden und Vergehen der Generationen, den kulturellen und technischen Fortschritten der Menschheit, ändern sich auch die wirtschaftlichen Erscheinungsformen, vielfach als Folge einer organischen Entwicklung, aber auch häufig durch plötzliche gewaltsame Ereignisse bedingt. Der umstürzende Eingriff des Weltkrieges hat in dieser Richtung besonders nachhaltige Wirkungen ausgeübt, zu denen auch bei uns in Deutschland das starke Eindringen der öffentlichen Hand in die private Wirtschaft zu rechnen ist. Vergewenwärtigen wir uns zunächst die Lage vor dem Kriege. Damals hatte das Reich keine industriellen Unternehmungen, die für den freien Markt arbeiteten. Doch war der preußische Staat schon in ziemlich starkem Umfange an Bergwerksunternehmungen beteiligt. Der Ursprung dieser Beteiligungen ging auf die verschiedenen Ursachen zurück, die zum Teil weit zurückliegen, wie Übergang der Finanzwirtschaft von den Landesherren auf den Staat, das Bergregal, Säkularisationen u. a. m. Dagegen war die sonstige industrielle Betätigung nur auf vereinzelte Gebiete beschränkt, die besondere Umstände zum Anlaß hatte, wie z. B. die Königl. Preussische Porzellanmanufaktur, eine frühzeitige kunstgewerbliche Gründung des jungen Preussischen Staates zwecks Verbreiterung der Erwerbegrundlagen eines noch unentwickelten Landes, die Heereswerkstätten in Spandau, die aus Rücksichten der Landesverteidigung entstanden. Auch die übrigen Länder beschränkten sich in ihrer industriellen Betätigung auf einzelne Gebiete in begrenztem Umfange. Gleiches ist von den Kommunen in dieser Richtung zu sagen. Auf sonstigen wirtschaftlichen Gebieten, wie Bank- und Versicherungswesen, Handel und Landwirtschaft, hielt sich ebenfalls die Beteiligung der öffentlichen Hand in bestimmten Grenzen, so daß aus der Privatwirtschaft hierüber keinerlei Klagen zu hören waren.

Diese Verhältnisse haben sich seit dem Kriege gewaltig geändert; Reich, Länder und Kommunen dehnten sich in Industrie und Handel ganz beträchtlich aus, so daß es heute fast keinen Geschäftszweig mehr gibt, in dem die öffentliche Hand nicht eine mehr oder weniger maßgebende Rolle spielt. Im Rahmen meiner Betrachtungen würde es zu weit führen, wollte ich auf diese Verhältnisse näher eingehen. Ich will mich daher auf die wichtigsten Daten beschränken. Die

Mehrzahl der zahlreichen Unternehmungen, die sich ganz oder teilweise im Reichsbesitz befinden, sind heute in der „Vereinigten Industrieunternehmungen A.-G.“, der „Diag“, mit einem Aktienkapital von 120 Millionen Reichsmark zusammengesetzt. Zur „Diag“ gehören Bank- und Treuhandgesellschaften, elektrowirtschaftliche Unternehmen, Aluminiumwerke, Gesellschaften der Kalkstickstoffindustrie, die „Deutsche Werte A.-G.“ i. L., die „A.-G. Hieder Hütte“, die „Bayerischer Lloyd Schiffsahrts A.-G.“ und die „Telephon-Fabrik A.-G. vorm. J. Berliner“. Ferner bestehen noch eine Reihe anderer Beteiligungen des Reiches auf den Gebieten des Verkehrs-, Bau-, Landeskultur-, Druckerei- und Verlagswesens, die sich in jüngster Zeit sogar auf das Hotelgewerbe (Reichsbahnhotel Stuttgart) ausgedehnt haben. Hierbei sind besonders die „Deutsche Reichsbahn A.-G.“ und die „Deutsche Luft-Hansa A.-G.“ zu erwähnen.

In Preußen ist der Besitz auf dem Gebiete der Montanindustrie in der „Preußischen Bergwerks- und Hütten A.-G.“, der „Preußag“, zusammengesetzt, mit einem Aktienkapital von 4½ Millionen Reichsmark. Diese Gesellschaft hat in den letzten Jahren fortlaufend neue Beteiligungen erworben. Es besteht ferner eine Beteiligung von 52 v. H. an der „Rhein- und Seeschiffsahrts A.-G.“ mit 63 Millionen Reichsmark Aktienkapital und ein sehr umfangreicher Besitz auf dem Gebiete der Elektrizitätswirtschaft. Auch die übrigen Länder haben großen industriellen Besitz, so Sachsen in der „Sächsischen Werke A.-G.“, die fast die ganze Kohlen- und Elektrowirtschaft des Landes beherrscht; Bayern und Baden haben ebenfalls überragenden Einfluß in ihrer Kraftquellenwirtschaft sowie auf Gebieten der Schiffsahrt, des Bergbaues, der Zement- und Brauindustrie, des Bankwesens u. a. Zu diesen Einflußsphären der öffentlichen Hand kommen noch die Beteiligungen der Kommunen hinzu, die sich in den letzten Jahren gleichfalls gewaltig ausgedehnt haben.

Dieser kurze Umriß zeigt, daß die Befürchtungen der Privatwirtschaft von Tatsachen ausgehen, die nicht wegzuleugnen sind. Doch wäre es zuviel gesagt, wollte man im allgemeinen dieser Entwicklung bewußte Sozialisierungsabsichten unterstellen. Vielmehr gehen die Ursachen auf die Zeiten der Zwangswirtschaft zurück, die seiner Zeit ihre Berechtigung hatte und zu einer starken Beteiligung der öffentlichen Hand auf den verschiedensten Gebieten führte. Dazu kam nach dem verlorenen Kriege die Notwendigkeit der Abstoßung einer Reihe von Staatsbetrieben, die für den Heeresbedarf arbeiteten und deren Umstellung auf die Friedenswirtschaft erforderlich wurde. Doch hat es sich gezeigt, daß die fortschreitende Ausdehnung der öffentlichen Hand bis in die jüngste Zeit angebauert hat, und hierin liegt der Grund für die Beunruhigung, die in der Privatwirtschaft eingetreten ist. Besonders ist dies bei den Kommunen zu beobachten, die auf Kosten des Steuereintommens, das zum größten Teile aus der Privatwirtschaft stammt, eine großzügige Geldwirtschaft betreiben und sich als Gründer auf den verschiedensten Gebieten betätigen. Zudem fühlt sich die Privatwirtschaft schwer geschädigt durch die Vorzugstellungen im Wettbewerb, den die Betriebe der öffentlichen Hand nach ihrem Darfhalten einnehmen, und die sich auf das Gebiet der Finanzierung, Kapitalbeschaffung sowie der steuerlichen Belastungen erstrecken. Ferner werden ihr große Kundentreife durch die vorhandenen Beziehungen entzogen.

Die fortschreitende Ausdehnung der öffentlichen Hand muß unter diesen Umständen allerdings als ein sehr bedenklicher Zustand betrachtet werden. Es liegt im Bereiche der Möglichkeit, daß allmählich in der Tat eine „kalte Sozialisierung“ vieler Wirtschaftszweige eintreten könnte, indem der privaten Unternehmung immer mehr das Wasser abgegraben würde. Eine solche Entwicklung wäre aber volkswirtschaftlich als ein großer Nachteil zu betrachten, weil die Fortschritte derartiger Unternehmungen nicht auf der Grundlage eines gesunden Wettbewerbes beruhen, sondern nur eine Bereicherung auf Kosten der Privatwirtschaft darstellten, die nicht größere wirtschaftliche Leistungen, sondern im Gegenteil einen Rückgang der Wirtschaftlichkeit zur Folge hätten. Hierdurch wären wieder bedingt Verteuerung der Lebensverhältnisse bei geringeren Einnahmen auf dem inneren Markt und Beeinträchtigung der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt. Die ganze Frage ist demnach von sehr einschneidender Bedeutung, und es muß daher von der höheren Warte der Volkswirtschaft, ganz unabhängig von dem Wettstreit der beiden Parteien, eine reifliche Klarlegung der Verhältnisse gefordert werden. Aus diesem Grunde wäre die An-

gelegenheit auch dem Streite der politischen Parteien zu entziehen. Es werden dauernd Untersuchungen über allerlei Vorgänge durchgeführt, die mehr oder weniger nur akademischen Wert haben und jedenfalls für das Dasein unseres Volkes von keiner wesentlichen Bedeutung sind, hier aber stehen wir vor einer Entwicklung, die sich zu einer Lebensfrage nicht nur einzelner Schichten, sondern des ganzen Volkes gestalten kann, ohne daß bisher etwas Ernstliches zur Aufklärung unternommen worden ist. Es wäre daher von größter Bedeutung, sofern baldigst eine eingehende Untersuchung von Staats wegen durch ein sachkundiges Gremium durchgeführt würde, um eine Beantwortung aller der Fragen herbeizuführen, die heute im Zusammenhange mit der ganzen Bewegung von den beteiligten Wirtschaftskreisen gestellt werden. Daß eine solche Prüfung sehr langwierige Erhebungen bedingen würde, ist nicht zu bezweifeln, aber die Sache ist zu wichtig, als daß sie noch länger zurückgestellt werden könnte. Sollten aber die Ergebnisse dieser Erhebung die von der Privatwirtschaft vorgebrachten Beschwerden bestätigen, so müßte ein ständiges, von den politischen Parteien und den Kontrahenten unabhängiges Aufsichtsamt geschaffen werden, das mit hinreichenden Befugnissen auszustatten wäre, damit volkswirtschaftliche Schäden als Folge einer inflationistischen Entwicklung der öffentlichen Hand rechtzeitig erkannt und verhindert werden könnten.

Syndikus Dr. Franz Sauer, Volkswirt R. D. V.

„Sachverständige“ über Deutschland

Wieder, wie zu Beginn des Jahres 1924, sollen Sachverständige befragt werden, welche Last von Deutschland getragen werden kann; wie lange und auf welche Weise. Von neuem heißt es für den deutschen Simson: „Philister über dir!“ Welche Wirkung von dem Gutachten der Dawes-Männer ausging, nachdem es zum Londoner Abkommen geführt hatte, ist im „Fürmer“ verschiedentlich beleuchtet worden. Ausführüberschuß hatte die Grundlage der deutschen Zahlungen sein sollen, ob er nun durch Mehrarbeit oder Minderverbrauch erzielt wurde. Statt dessen hat das Ausland mehr hergegeben, als es bekam, ein Vorgang, der ein andauern des Geben und Nehmen bedeutet, wobei sich aber aus kurzfristigen Verpflichtungen immer wieder neue langfristige Anleihen heraustriestallieren. So wird, während die Dawes-Mühle klappert, beim Zahlen politischer Schuld immer mehr private Verschuldung an das Ausland erzeugt. Daneben erwirbt das Ausland mit der den Reparationen entströmenden Kaufkraft auch deutsche Sachwerte und Anteile daran, Aktien u. dgl. Es wird zum Teil Gläubiger, zum Teil Mitbesitzer der deutschen Wirtschaft. Das große Verdienst des Freiburger Professors Dr. Walter Mahlberg ist es, diesen Zusammenhang in seinem Buche „Reparations-Sabotage durch die Weltwirtschaft“, einer wahren Bereicherung der unübersehbaren Reparationsliteratur, in ein übertrassendes Licht gerückt zu haben. Er zeigt, wie durch die Unübertragbarkeit der Dawes-Zahlungen der deutsche „Produktionsapparat“ zum Wachsen gezwungen wird; aber:

„Wie jener, der reich werden wollte, seine Seele mit Herzblut dem Teufel verschreiben mußte, so kostet der für uns arbeitende Spartopf des Reparationsagenten unsere Kultur, denn erkaufte wird unsere steigende Wirtschaftskraft mit einer fortschreitenden Abergremdung; bei 2½ Milliarden Mark Jahreszahlung wird täglich das materielle Eigentumsrecht an 6,8 Millionen Mark deutscher Anlagen und Einrichtungen in das Eigentum ausländischer Herren überführt. Die Abergremdung nutzt weder den fremden Kapitalisten noch der breiten Masse der ausländischen Bevölkerung etwas, wohl aber leidet unsere Kultur dabei Schaden.“

Inzwischen macht aber auch das fortwährende Verteilen der neu zu erzielenden privaten Schulden in Deutschland immer mehr Kopfzerbrechens; denn darauf läuft schließlich das „Aufbringen in Reichsmark“ hinaus. Es ist nur solange möglich, wie „Objekte“ als Pfänder vorhanden sind und „Subjekte“, die noch den Glauben haben, die Verschuldung auf sich nehmen zu dürfen.

Auch die Zunahme der Aktien in ausländischer Hand beginnt der deutschen Öffentlichkeit aufzufallen, seitdem der Übergang patetweise erfolgt.

Dem Generalagenten ist weder der Fehllauf des Dawes-Automaten, was die Übertragung anbelangt, noch das Knistern im Bau auf deutscher Seite entgangen. Er hat ausgiebig vorgeföhrt, um die Schuld am Versagen auf die deutschen Schultern zu wälzen, wobei er geschickt den deutschen Streit um Verschwendung oder Sparsamkeit ausnuzte, der fast ganz eine Reparationsfolge ist. Aber er hielt es doch für geraten, beizeiten den Teil seiner eigenen Verantwortung loszuwerden, der in der Vorfrist besteht, bei seinen Übertragungen auf die Sicherheit der deutschen Währung Rücksicht zu nehmen. So regte er in seinem Jahresbericht an, eine Endsumme festzusetzen und neue Jahreszahlungen, die aber unter eigener Verantwortung Deutschlands aufzubringen und zu übertragen wären. Wie hoch unter dieser Voraussetzung diese Zahlen wohl aussehen dürften, das eben soll von den Sachverständigen beurteilt werden, auf deren Zusammentritt man sich in Genf geeinigt hat. Vor- und nachher reiste Parker Gilbert in der Welt umher, um seine Auftraggeber davon zu überzeugen, daß an die Stelle des Dawes-Plans nicht etwas Milderes, wohl aber etwas Zweckmäßigeres und Sichereres gesetzt werden müsse.

Er hat uns bisher nicht verraten, was er dabei zu hören bekommen hat. Für unsere Gläubiger ist die Reparation die melstende Kuh, von der man am liebsten noch alles andere haben möchte, vom Fleisch bis zum Fell und den Hörnern. Soviel verlautet hat, war man in Brüssel gegen jede Ermäßigung, entfann sich aber sofort wieder der Milliarden Papiermarkt, die seit der Besetzung noch in Belgien vorhanden und durch Schmuggel beträchtlich vermehrt worden sind. In Paris verkündete Jacques Seydoux, daß Frankreich in Zukunft nicht weniger erhalten dürfe, als bisher nach dem Dawes-Plan. Andere französische Sachverständige sprachen sich, wie sie vorgaben, sehr entgegengerichteterweise dafür aus, daß Frankreich mindestens soviel erhalten müsse, wie es selbst den Verbündeten schulde, und außerdem eine „indemnité nette“, eine runde Summe, für den mittlerweile vollzogenen Aufbau seiner zerstörten Gebiete. In London sieht man als das mindeste einen Betrag an, der den englischen Schulden an die Vereinigten Staaten gleichkommt. Aus dem Chor der anderen — es sind noch Italien, Jugoslawien, Rumänien, Portugal, Griechenland, Japan und das durch die deutschen Waffen befreite Polen — werden ähnliche Wünsche laut geworden sein. Mit der Wahl Hoovers zum Präsidenten ist die Vorstellung erlebigt, Nordamerika könnte seinen Schuldnern einen Nachlaß gewähren, der diesen ermöglichte, Deutschland glimpflicher zu behandeln. Bis zu der Einsicht, daß am Ende jeder die Schulden zum größten Teil selber tragen muß, die er für seinen „Sieg“ gemacht hat, und daß es keine „gerechte“ Lösung ist, von Deutschland „nur“ soviel zu verlangen, wie man selbst schuldig ist — wobei das eine Land die Schulden aller aufgehäuft bekäme —, bis dahin ist noch ein weiter Weg.

In Erwartung, daß die Sachverständigen zusammentreten, hallt die ausländische Presse von Begründungen des eigenen habgierigen Standpunktes wider, während in Deutschland alles zusammengesucht wird, um eine Herabsetzung der Leistung und eine Befristung ihrer Dauer wissenschaftlich und rechtskundig zu verfechten. Es wird an Wilsons vierzehn Punkte erinnert, an den eigentlichen Sinn des Wortes „Reparation“, an die bisher vollzogenen Vorleistungen, an die dreißig Jahre, die im Versailler Vertrag nur für das Nach dem vorgesehen sind. Viel nützen wird das alles nicht; denn auch der zweite „Plan“ wird nach dem Worte „*vas victis*“ von der Macht allein entschieden werden. Nicht weniger, sondern mehr ist das Ziel. Sache der „Experten“ wird es sein, dem „Mehr“ die größere Sicherheit und den Anschein des „Weniger“ zu geben.

Mit den neuen Verhandlungen lebt auch das alte Verlangen der Gläubiger auf, nicht nur Jahr für Jahr die „Rente“ zu erhalten, sondern auch die freie Verfügung über das „Kapital“ selbst oder wenigstens einen großen Teil davon zu genießen. Um dieser Absicht willen ist die Reichsbahn und die deutsche Industrie zum Aussteller von „Schuldverschreibungen“ gemacht worden, die bisher unverkäuflich blieben. Wie in Choisy verlangt auch jetzt wieder Frankreich am meisten nach der „Mobilisierung“ oder „Kommerzialisierung“ dieser Papiere, weil es damit die hohen,

demnächst fälligen Beträge bezahlen möchte, die es den Vereinigten Staaten für die am Kriegsende gekauften amerikanischen Heeresbestände schuldet. Vertäuflich wären Teilbeträge der Schuldverschreibungen vielleicht, wenn Deutschland die Zinszahlung und Tilgung nicht nur in Reichsmark, sondern in ausländischer Währung verbürgte. Als Gegenleistung wird ihm von Frankreich die Beschleunigung des Abmarsches aus dem Rheinland vorgehalten, auch hier unter Nichtachtung der „Rechtsgründe“, die ihn längst hätten herbeiführen sollen. Über ein begrenztes Geschäft dieser Art mit den Franzosen, wenn sie den Rhein wirklich schleunigst verlassen, ließe sich zur Not reden, falls sich Geldgeber fänden, um ein paar Jahreszahlungen zu bedarfshen, deren Höhe unabhängig hiervon festgesetzt wird. Aber die Absichten zur „Bewegung“ der Reparationsschuld gehen viel weiter. Ist die Endsumme festgesetzt, so läßt sie sich ganz in die Form von Schuldverschreibungen bringen. Verzichtet Deutschland auf den Währungsschutz, auf die „Transferklausel“, und verspricht es, in fremder Währung zu zahlen, so würde die „Kommerzialisierung“ eher denkbar, und damit zur „Privatisierung“, zur Überschwemmung der Welt mit deutschen Schuldtiteln, deren Inhaber dann „Private“ wären, die ihr gutes Geld dafür hergegeben hätten. Es ist immerhin noch sehr zweifelhaft, ob sich viel Kapital auf diese Anlage einlassen würde, die ihren üblen politischen Geruch behält, und ob Deutschland in alle Zukunft als „gut“ dafür angesehen werden würde. Auch darüber mögen die Sachverständigen entscheiden.

Die Aufgaben der Sachverständigen sind damit umrissen: Welches soll die Gesamt-Reparationsschuld Deutschlands sein? In welchen Jahreszahlungen soll sie geleistet werden? In welcher verwertbare Form ist sie zu kleiden? Soll Deutschland selbst die Umwandlung in fremde Währung übernehmen? Der letzte Punkt erscheint als der wichtigste; vor allem ist er in den bisherigen vier Dawes-Jahren noch völlig ungeklärt geblieben. Wenn die Auslandsanleihen die Vorbedingung für das „Reparieren“ waren, so hat die „Transferklausel“ noch keine Feuerprobe bestanden. Waren die Auslandsanleihen aber, was glaubhafter ist, zwangsläufig eine Begleiterscheinung der Reparationszahlungen, so ist es zwar bisher gelungen, in fremde Währung zu übertragen, was aber für die Zukunft noch keine Gewißheit gibt. Es kommt hinzu, daß bisher die Art der inneren Aufbringung die „Reparationsleistung“ geradezu gezwungen hat, sich in die Verschuldung des Besitzes zu flüchten, der seinerseits zum Träger erst kurzfristiger, dann langfristiger Auslandsschulden wurde. Es wäre eine schauerliche, in der Durchführung aber undenkbare Aufgabe, die ganze Last umzulagern auf die Masse der Volks, auf den allgemeinen Verbrauch, so daß entweder völlige Verelendung oder Fronarbeit unter der Heßpeitsche erreicht würde, wie sie den Vätern des Vertrages von Versailles vorgeschwebt haben mag. Raum weniger denkbar ist der Fortgang der Verschuldung um ein paar Milliarden jedes Jahr weiter ...

Wollten die Sachverständigen an ihre Arbeit mit der Absicht gehen, sie gründlich und ehrlich zu erledigen, so würden sie bald merken, daß das „Reparationsproblem“ einen Platz an der Seite des Perpetuum mobile, der Quadratur des Kreises und der Dreiteilung des Winkels verdient. Sie müssen also den Knoten durchhauen und das Problem übers Knie brechen. Wie beim Dawes-Plan werden sie wohl erst in Paris, allenfalls in Brüssel oder London tagen, und hierauf erst Berlin mit ihrem Besuch beehren; dann aber schnell mit ihrem Urteil fertig werden. Wer werden überhaupt die Sachverständigen sein? Es ist verlangt worden, die beteiligten Staaten möchten „unabhängige“ Männer dazu auswählen — was ebenso möglich ist, als daß im Völkerbunde Vertreter auftreten könnten, die anders denken, als die Regierungen, die sie beauftragt haben. Wenn erreicht wird, daß Leute mit wirklicher Kenntnis wirtschaftlicher Dinge entsandt werden, so ist es schon viel. Auch das Deutsche Reich darf diesmal Vertreter entsenden, sie werden eine bitter schwere Aufgabe zu erfüllen haben, inmitten von „Sachverständigen“, die bei aller wirtschaftlichen Weisheit von der deutschen Wirtschaft und den Nöten des deutschen Volkes nicht viel mehr begreifen können, als Wilson einst von Upper Silesia. Nicht „unabhängig“, sondern bis in die letzte Faser des Herzens deutsch ist dieser Kampf zu führen. Schwerlich wird ein erfreuliches Ergebnis heimgebracht werden. Ein Trost bleibt: daß nichts im Leben — endgültig ist! St.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkt des „Fürmers“

Die Botschaft von Denver – Stimmen zur Studentenehe

Wir lassen hier die Jugend, die es selber angeht, zu Worte kommen. Weitere Stimmen folgen im Januarheft des „Fürmers“. Die äußerst lebhafteste Beteiligung zwingt uns leider zu Einschränkungen in der Veröffentlichung der Einsendungen. D. E.

Jugend und Kameradschaftsehe

Ein junges Mädchen schreibt:

Mit welchem Recht sollen nur die Kinder reicher Eltern früh heiraten dürfen und können! Die Kameradschaftsehe öffnet dieses Tor dem Mittelstand und den wenig Bemittelten. Für ernste, strebende und werdenwollende Menschen besteht hierbei dieselbe Verantwortlichkeit wie bei der — Ehe.

Gehe ich eine Ehe ein — ich denke dabei an die Kameradschaftsehe, weil ich eben kein Geld habe, so will ich die Opfer, den Verzicht auf mich nehmen, welches dies Wandern zu zweit mit sich bringt, und wenn wir einmal viel verdienen, wird mein Mann der Vater meines Kindes, ich werde die Mutter seiner Kinder. Denn in jedem Menschen lebt der Wille zum Kinde.

Eigentlich brauche ich meiner Ehe gar nicht den Namen Kameradschaftsehe zu geben. Es ist dieselbe Ehe, wie sie heute und immer schon bestanden hat. Der Gesellschaft gegenüber gibt sie mir das Recht der Sitte, wie anderen Verheirateten auch. Außerlich zeigt sich der Unterschied darin, daß wir ganz klein anfangen und nicht gleich in einer Wohnung sitzen. Es ist ganz klar, daß in dieser Lage nicht sogleich Kinder entstehen dürfen.

Aus dem Grunde betrachtet Lindsey die Kameradschaftsehe für den Anfang als bewußt kinderlos; aber auch nur für den Anfang.

Wieviel solcher Ehen bestehen heute schon!

L. S.

Einwände

Ein verlobter Student teilt seine Bedenken mit:

Zu dem von Herrn Dr. Joseph Müller im Oktoberheft veröffentlichten Aufsatz, in dem er für die Studentenehe eintritt, möchte ich folgende Bemerkungen hinzufügen. Es ist ohne Zweifel richtig, daß die Ermöglichung der Studentenehe der Volksgeundheit nützlich werden kann; auch kann die Studentenehe die Schöpfungskraft der heiratenden Studierenden vermehren, indem sie schon dem Studenten die Hemmungen nimmt, die ihn auf sittlichem Gebiet umgeben. Trotzdem kann ich aber den obenerwähnten Aufsatz nicht in allen Punkten unterschreiben, und zwar aus rein praktischen Gründen.

Dr. Müller unterschätzt die Kostenfrage und alles, was damit verbunden ist, wenn er sagt: „Die Kostenfrage, halte ich dagegen, ist fürs erste vielfach oder doch wenigstens eines Teils öfter durch Wohlhabenheit erledigt.“ Diese Wohlhabenheit ist aber fast immer bei den Eltern und nicht beim Studierenden zu suchen. Es dürfte, fürchte ich, nicht zum Besten einer Ehe beitragen, wenn eine Abhängigkeit von den Eltern bestehen bleibt. Für mich wäre eine Heirat unter solchen

Umständen jedenfalls eine Unmöglichkeit, denn mir scheint für ein junges Paar das Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit, was ihre häuslichen Angelegenheiten betrifft, dringend notwendig. Außerdem, und das wird jeder zugeben müssen, würde eine solche Abhängigkeit der Kinder von den Eltern fast immer zu Reibungen führen, auch wenn das ursprüngliche gegenseitige Verhältnis als noch so gut bezeichnet werden kann. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich ja schon zur Genüge bei der durch die Wohnungsnot hervorgerufenen räumlichen Abhängigkeit.

Ebenso liegt es mit dem Vorschlag: „Kinder könnten bei den Großeltern untergebracht werden.“ Wem einmal Kinder beschieden sind, der wird sie wohl auch selber erziehen wollen. Eine Familie fängt doch eigentlich erst dann an zu bestehen, wenn Kinder da sind. Ich fürchte, daß man mit dem angeführten Ausspruch der sogenannten modernen Ehe, die das Kind als notwendiges Übel betrachtet, nur zu leicht das Wort reden könnte. Gerade aber in dieser Richtung scheint mir eine der größten Gefahren für die Studentenehe zu liegen, denn diese „moderne“ Anschauung ist oft dazu geneigt, es zu rechtfertigen, wenn Eheleute versuchen, das Kind zu umgehen, indem sie die Mittellosgkeit oder ähnliches vorschleibt. Abgesehen von den gesundheitlichen Schäden für die Ehegatten, ist ein Verhindern des Kindes aber eine Pflichtvergessenheit gegenüber dem Volke. Entweder man heiratet und ist dann auch ehrlich bemüht, eine Familie zu gründen, oder man heiratet eben nicht. Auf eine Unterstützung der öffentlichen Hand (Fürsorge) wird man wohl auch kaum rechnen können, da sie zu abhängig von den Parteien ist, und es wohl sehr schwer sein dürfte, die Parteien für einen solchen Plan zu gewinnen.

Ist ein Studierender (vielleicht durch Erbschaft) in persönlichen Besitz größerer Mittel gelangt, so steht einer Heirat nichts im Wege. Da dieser Fall aber leider sehr selten eintreten wird, fürchte ich, bei den heutigen Verhältnissen in Deutschland, daß die Studentenehe kaum zu einer häufigen Erscheinung werden kann, trotz alles Guten, das sie zweifellos mit sich bringt.

cand. ing. Viktor von Specht

Die Kostenfrage, der Nachwuchs und anderes!

Ein Student schreibt:

Studentenehen, ja es klingt seltsam für den Außenstehenden wie für den Studenten. Und wenn der Anreger glaubt, daß das Fremdartige einst Mode werden könnte, wenn es nur die Vernunft für sich habe, so liegt darin schon eine gewisse Herabsetzung des Vorschlags. Sexuelle Not ist keine Mode — sie kann es allerdings sehr leicht werden —, kann also auch nicht durch Modebedingtes oder Modegeschaffenes behoben werden. Ferner besteht noch die Frage, ob die Zweckmäßigkeit, die in der Vernunft begründet sein muß, derart ist, daß sie die Studentenehe mit ihrem Namen zu decken vermag.

Nehmen wir an, der junge Abiturient kommt bei geregelterm Durchlaufen seiner Schule mit 18 bzw. 19 Jahren zur Universität; die Hochschule bietet, abgesehen von der Zeit der Praxis, ein Analogon. Sein Ich ist noch vollständig unausgeglichen, denn wie sollte er auch die Gelegenheit hierzu gehabt haben. Die neuen Eindrücke fern dem Elternhause drängen heran; das Lebensstudium, die neue Lebensart in der Universitätsstadt mit ihren Freuden und Gefahren. Neue Bekanntschaften werden geschlossen, neue Arbeitskameraden und Gefinnungsfreunde gefunden, aus denen sich oft erst die Männerfreundschaften entwickeln. Für manche kommt noch das Korporationsleben. Kurz, eine Fülle von Anregungen und Ablenkungen, unter denen sich die junge Persönlichkeit ihren eigenen Weg sucht. Nun wird aber niemand behaupten wollen, daß ein solches Ausreifen in ein bzw. zwei Jahren, d. h. also mit 21 bzw. 22 Jahren so ziemlich beendet sei. In dieser Zeit aber läme doch wohl, wenn man sich mit dem Verfasser zur Studentenehe entschließen könnte, das Eingehen einer Ehe in Frage; vorher wäre sie biologisch auch kaum angebracht.

Ich will nun keineswegs bezweifeln, daß der eine oder andere schon weiß, die und sonst keine

soll mein Weib werden. Eines aber möchte ich bezweifeln, ob er schon so eine ausgereifte Persönlichkeit ist, um seinem Weibe Stütze und Halt zu sein. Sein ganzes Studium hat ihm ja noch keine Gelegenheit gegeben, selbständig im tiefen Sinn des Wortes zu sein.

Gewiß mag die Ehe ein Schutz gegen die Erotik in häßlicher und häßlichster Form sein, aber doch nur in einem gewissen Maße, das der einzelne bestimmt. Wenn sie es tatsächlich in dem Umfang wäre — und es wäre zu wünschen —, dann dürfte es keinen Ehebruch mehr geben, kein Verheirateter mehr zu einer Prostituierten gehen. Es ist doch so: der Schutz liegt im letzten und entscheidenden Grunde bei und in dem Betreffenden selbst.

Der heikelste Punkt im ganzen Vorschlag dünkt mir die Frage des Nachwuchses. Wie nun? wenn das Weib, die gleich dem Manne im Studium begriffen ist, Mutter wird? Eine Unterbrechung des Studiums ist selbstverständlich; auch die Arbeit des Mannes leidet darunter. Vielleicht werden einige einwerfen, wieviel sonst verbummelt wird. Gewiß, aber doch nur im Anfang des Studiums. Da nun die Studentenehe sich mehr auf die letzten Semester erstreckt, so hätten wir zwei Komponenten, die sich zu einer Resultante finden würden, mit mehr oder weniger angenehmem Ergebnis. Zieht sich doch jeder in den letzten Semestern so gut wie möglich von jedem geselligen und freundschaftlichen Verkehr zurück, um Ruhe zu haben. Den Gedanken aber, die Kinder von den Großeltern erziehen zu lassen, muß ich als zu absurd ablehnen, nicht bloß vom ethischen Standpunkt aus, denn die Ehe ist keine Vergnügungsinstitution, deren Lasten man dem andern aufbürdet, sondern auch vom erzieherischen Standpunkt aus. Wer es nämlich schon beobachten konnte, der weiß, wie wenig gut es tut, wenn Kinder von ihren Großeltern erzogen werden; abgesehen davon, daß die Großeltern wohl kaum mehr die körperliche Rüstigkeit besitzen, die die Pflege eines kleinen Kindes verlangt. Ebenso wenig kann ich mich mit dem Gedanken, die Studentenkinder durch den Staat oder durch charitative Kreise erziehen zu lassen, befreunden. Denn wie dort muß auch hier eine Entfremdung eintreten, die dem Familienleben, als Zelle des Staates, und damit letzten Endes ihm selbst, nicht zugute kommen kann.

Vielleicht denken manche in dieser Hinsicht an eine Anlehnung an Lindseys Kameradschaftsbeziehung. Aber gerade auch dies ist bei Lindsey ein wunder Punkt. Es ist immerhin sehr fraglich, ob zwei Menschen nach Jahren der Geburtenverhütung noch so gesund und frisch sind, um gesunde Nachkommen zu haben.

Was nun die Geldfrage anbelangt, so ist es schon, abgesehen von größeren Ausgaben (Wochenbett, Krankheit u. dgl.), eine sehr zweifelhafte Sache, den Unterhalt des Haushaltes teils von den Eltern, teils von den Schwiegereltern zu empfangen. Wie denn aber, wenn beide Quellen durch Tod versiegen?

Ich möchte zum Schluß kommen und fragen, ist es denn gar so spät und schlimm, wenn man erst mit 26, 27, bzw. 28 Jahren zum Heiraten kommt? In dieser Zeit aber dürfte es fast jedem Akademiker möglich gewesen sein, bei ernstem Studium eine Lebensstellung zu erringen. Wenn nicht, dann ist es auch besser, er ist ohne Weib und Kind. Eines möchte ich aber auch noch anführen: oft ist der Wunsch, mit einem geliebten Menschen bald sich vereinigen zu wissen, eine nicht zu unterschätzende Triebfeder im Studium und hilft über manche Anfechtung und schwache Stunde hinweg. Sexuelle Not ist körperliche und seelische Not. Gerade deshalb aber wollen wir nicht vergessen: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“

cond. math. Werner Abe

Überfüllung der akademischen Berufe

Zur Studentenehe schreibt noch ein Student:

Dem Gedanken der früheren Heirat des Akademikers zwecks: I. Entziehung der demoralisierenden und körperlich ruinierenden Wirkung des Geschlechtsverkehrs vor der Ehe und II. Erzeugung einer körperlich und geistig gesunden Nachkommenschaft wird sich wohl niemand verschließen. Den Sprung aber von dieser Einsicht zum Vorschlag der praktischen Verwirklichung, zur Stu-

dentenehe, werden nur wenige mitmachen. Die älteren Semester, die mit einem Lächeln die Sache abtun (und es werden die meisten sein), mögen von vornherein ausscheiden, es geht ja nicht mehr um ihre Nachkommenschaft; die aber, die uns wirklich helfen wollen (mögen sie nun für oder gegen den Nur-Vorschlag der Studentenehe sein), seien willkommen.

Ist es denn wirklich Tatsache, daß der Akademiker zu spät heiratet? Die Medizin nimmt als Optimum der Zeugungskraft im allgemeinen das 25. Lebensjahr an. In dem Alter wird wohl kein Akademiker imstande sein, eine Familie zu ernähren. Aber ist ihm das mit 30 Jahren nicht durchweg möglich?

Der Jurist baut mit 23 Jahren, vorausgesetzt, daß er unter normalen Umständen das Abitur bestanden hat, sein Staatsexamen. Nach drei Jahren soll er seinen Assessor machen und ist damit „heiratsfähig“. Etwas schlechter stellt sich der Mediziner mit 11 Semestern, der erst mit 25 Jahren sein erstes Geld verdient. Aber mit 30 Jahren kann auch er auf ein ausreichendes Einkommen rechnen. Der Philologe desgleichen. So unverhältnismäßig hoch ist danach also die Altersgrenze zur Eheschließung nicht. Aber der Hauptfaktor kommt noch. Die erwähnten Zahlen sollten das späteste normale Alter sein, in dem ein Akademiker zur Heirat kommt. In Wirklichkeit ist aber das Alter der Eheschließenden „aus den gebildeten Kreisen“ wesentlich höher, da ja auch hier, wie genügend bekannt, alle Disziplinen überfüllt sind, es also immer nur ein gewisser Prozentsatz aller Akademiker ist, der mit 30 Jahren eine Stellung bekommt und dadurch imstande ist, zu heiraten. Die Mehrzahl muß, da sie eine Familie nicht standesgemäß unterhalten kann, ledig bleiben.

Wie ist dieser auf die Dauer untragbare Zustand zu beheben?

Im letzten Heft des „Türmers“ wurde der Vorschlag gemacht, nach amerikanischem Vorbild die Studentenehe einzuführen.

Dem steht zweierlei rein praktisch im Wege, läßt man alle philisterhaften Vorurteile unberücksichtigt:

Erstens die Geldfrage, zweitens die Erziehung der Kinder. Hierzu ist in den vorhergehenden Aufsätzen genug gesagt.

Aus diesen beiden Gründen lehne ich die Studentenehe ab.

Wäre es nicht besser, das Übel bei der Wurzel zu fassen, d. h. den Zustrom der Abiturienten zu den Hochschulen dermaßen zu unterbinden, daß nur wissenschaftlich Begabte zur Universität gelangen, so daß jedem Hochschulbesucher die Gewähr einer späteren Stellung gewiß ist. Denn daß die Universität die einzige Anstalt ist, die keinen Wert auf einzelne Zensuren legt, sondern mit dem Abitur als solchem zufrieden ist, pfeifen bald die Späßen von den Dächern. Damit will ich nicht die Zahlen, die im Abgangszeugnis stehen, als alleinseigmachend anerkennen, sondern zur Prüfung der großen Reihe von Vorschlägen auffordern — vom numerus clausus bis zur Denkschrift der philosophischen Fakultät der Universität Berlin über die Vorbildung der Studierenden (Mitt. des Verbandes der deutschen Hochschulen, Januar 1928, Heft 1, S. 44), in der sie den Gedanken erwägt, im Rahmen der Universität Einrichtungen zu schaffen, welche die Fähigkeit zum Antritt des Hochschulstudiums vor dem Beginn der eigentlichen Fachstudien feststellen —, die alle die Besserung dieses Übelstandes bezwecken.

Denn damit, daß der Überfüllung der Hörsäle Einhalt geboten wird, daß Angebot wieder gleich Nachfrage wird, damit fällt per se das Problem der früheren Heirat des Akademikers, dann wird jeder mit 30 Jahren und früher imstande sein, eine Familie standesgemäß zu unterhalten.

stud. med. F. F.

Kolumbus der Jüngere

Noch ein Student zur „Studentenehe“:

Ein neuer Kolumbus präsentiert das Studentenehe-Ei. Er glaubt, sein Vorschlag sei ungewohnt aber diskussionswert. Das Umgekehrte dürfte ungefähr zutreffen. Die entwickelten Ge-

denken sind bläßlicher Abklatsch der Lindsay-Bücher (außer der Züchtungs-idee). Sie bezeugen, daß dem Schreiber keine genügende Anschauung der Dinge eignet, daß er über die Verhältnisse an der Hochschule nicht ganz im Bilde ist.

Als Student, der noch mitten im Studium steht, gestatte ich mir einige Feststellungen. Bezeichnend an den Ausführungen des Herrn Dr. M. sind die Anfangssätze: „Der Studierende braucht Jahrzehnte von der Geschlechtsreife an, bis er seinem Naturverlangen in legitimer Weise genügen kann. Wie füllt er diesen Zwischenraum aus? Raum anders als mit Lastern. Er lernt die Erotik in ihrer häßlichsten Gestalt kennen“ usw. Ohne dem Moralistenstandpunkt zu huldigen, lege ich dagegen Verwahrung ein. Es gibt noch Erlebnisse. Wer keine hat, beweist nur seine seelische Armut, trägt daran selbst die Schuld und lernt dann selbstredend die Erotik ... (siehe oben!).

Nun das Ei des Kolumbus: die Studentenehe. Dr. M. stellt fest: „Es fehlt an guten Begabungen. Die können nicht gedrillt, die müssen geboren werden.“ Dem setze ich entgegen: Die Begabungen sind geboren, und es wäre viel gefeiteter, diesen, den Lebenden, durch großzügigen Ausbau der Staatshilfen das Studium zu ermöglichen, als fragwürdigen Sprossen der Intelligenz Blankoschecks auszustellen. Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß gerade die besten Schüler der Mittelschulen überwiegend aus Nichtakademikerfamilien, oft aber aus den engsten und dürftigsten Verhältnissen stammen, während geistig minderbemittelte Gelehrten- und Dichterkinder gar nicht so selten sind.

Wir kommen zum Kapitel „Studentin“. „Mancher Student ist geneigt, die Berufskollegin als Angriffsobjekt seiner Lüste zu betrachten ... und da die Studentin auch Geschlechtswesen ist ...“, so wird eben die Studentenehe vorgeschlagen. Nuseffekt: „Der sittlichen Verwilderung der Studenten werden wirksame Zügel angelegt, der Ton unter den Kommilitonen würde verfeinert“ ... und so fort. Ich bemerke: Das Studentenleben besteht nicht ausschließlich aus Rüpelzügen und Orgien, verehrter Herr! Die Kosten des Haushalts und der Rinder hält der Herr Doktor vielfach oder, wie er schamhaft hinzusetzt, zum Teil durch Wohlhabenheit erledigt. Und wo's nicht langt: „Staatshilfe.“ Einen Studentenhaushalt kann ich mir nicht vorstellen, und von wissenschaftlicher Zusammenarbeit verspreche ich mir aber schon gar nichts. Im übrigen ist mir schleierhaft, wie man der steuerzahlenden Arbeitnehmermasse, die ihre Talente nicht studieren lassen kann, eine „Staatshilfe“ plausibel machen soll. Amerikanische Methoden lassen sich nicht nach Europa projizieren! Jeder muß seine Kämpfe allein ausfechten, und kein Jugendrichter der Welt wird ihm das ersparen können. Wer dabei Schiffbruch erleidet, hat damit nur bewiesen, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Die sittliche Erneuerung unseres Volkes läßt sich durch gesetzgeberische Maßnahmen weder herbeiführen noch beschleunigen. Sie ist eine geistige, keine züchterische Aufgabe!

stud. phil. Willi Sauer, Heidelberg

Studentenehen?

Ein junger Akademiker schreibt:

Die Wirklichkeit unserer Zeit malmt an sittlichen Begriffen, die noch vor Jahren unantastbar schienen. Trotz Nietzsche! Es ist durch den alles im Inneren bewegenden, objektiven Geist vieles in unser Bewußtsein eingebrochen, was gelebt werden muß, weil es Forderung an uns setzt.

Die sittlichen Zustände in den Kreisen des akademischen Nachwuchses auf den Universitäten heißen dringend Abhilfe. Aber darf dazu eine Form der Lebensgemeinschaft zwischen den Geschlechtern, die Ehe, herangezogen werden, deren Weihe ihre Erprobung an den Sorgen und Nöten sein muß? — Gewiß, wer litte nicht sein langes Studium hindurch unter dem geschlechtlichen Drang; doch nie verlor ich jenen Richtpunkt, jenes ideale Ziel aus den Augen, dessen Gehalt ich in mich aufnahm, in mir zu prägen suchte, vor mir aufrichtete: Ehe. Fast muß das wie ein Ringfluß erscheinen. Aber die unsagbaren Tiefen, aus denen unsere Haltung so oft nachdrück-

lich, besinnlich geboten wird, vollbringen dies. Niemals wird das deutende Wort da auftreten, wo das Harte, Feine, Kostbare berührt wird. Immer muß das Geheimnis weben.

Wer will Vollbringer einer Studentenehe sein? Nicht wer es wagt, siegt hier. Die Seele bändigt selbst ein, oder zugestanden, das Naturgesetz. Nun nach durchkämpften Studienjahren könnte ich rückwärts (!) Ja! sagen. Und das schon überwindet gewaltige Hemmungen.

Die bevölkerungspolitische Betrachtung verwirrt mich nicht. Vollmenschen nahmen stets das bestehende Gesetz in ihr Dasein herein und bildeten es zur Zeitgestalt, schufen ihm den wahren Anspruch. Wird die Erleichterung des physischen Lebens, „Sichauslebens“ (?), vielleicht sogar auf gefeßlichem Wege, je das gewünschte Kind schenken können? Muß nicht jener fromme Hauch — das schreibe ich aus gläubiger Bindung an das „Ewig-Weibliche“ — dareinwehen, den ein ahnendes Gemüt empfindet?

Offenbar kommt es Dr. J. Müller nicht so sehr auf die Kinder an, da er sie bei den Großeltern unterbringen lassen will. Am Kinde tragen Vater und Mutter ihre Hingabe als Lebensaufgabe! Die Geburt des Kindes reißt die neue Zukunft auf. Und wenn der Mensch sich in die Kette der Geschlechter stellt, dann soll er sein Teil Not daran haben. — Welchen Mann mit wahrer Bildung, Herzensbildung, muß nicht schon der Gedanke fürchterlich treffen, daß sein Kind, wenn in der Familie Hilfe mangelt, der öffentlichen Wohlfahrtspflege zur Last fällt?! Der verantwortungsbewußte Mann des 20. Jahrhunderts lebt seine Lehre! Ich muß sonst an Rousseaus Findelkinder erinnern. — Der sittlichende Kern des Vorschlages — verführt, wirkt verunsittlichend. Zudem: Welche Gemeinschaft bindet enger, die des Berufes oder die des Kindes?

Das gegenseitige Vorwärtshelfen im Studium wird mit schwingenderer Inkraft zu vermerten sein, wenn Spannung zwischen den liebenden Menschen drängt. An Stelle der Studentenehe sollte frühe Heiratsmöglichkeit der beschäftigten Akademiker vom Staate ermöglicht werden, eine Forderung, die unsere tapferen Rassenforscher (wie z. B. Professor Dr. Lenz, München) vertreten. Für „Deutschlands Erneuerung“ kann die Studentenehe kaum eine Lösung bedeuten, niemals aber Erlösung!

Studienreferendar W.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Hans Carossa

(Anläßlich seines 50. Geburtstages am 15. Dezember 1928)

Als Hans Carossa vor kurzem durch die Verleihung des Literaturpreises der Stadt München ausgezeichnet wurde, erschien uns diese Handlung wie ein Symbol; galt doch die Huldigung einem Dichter, der sein Werk völlig in der Stille reifen und wachsen läßt. Galt diese Auszeichnung einem dichterischen Werke, das mitten in dem hastenden Lärm unserer zeitgenössischen Literatur seine besten Kräfte aus dem Boden des Zeitlosen empfing, dem wandellosen Bereich des Seelischen. Erst in sehr reifen Jahren trat dieser edle Dichter an die Öffentlichkeit, dann gab er auch nur sehr spärlich seine reichen Gaben, aber sie alle waren und blieben Schöpfungen von höchster Gültigkeit; fünf schmale Bändchen liegen bis heute vor: „Eine Kindheit“, „Verwandlungen einer Jugend“, „Rumänisches Tagebuch“, „Doktor Bürgers Ende“, und die schmale Sammlung seiner sehr reifen „Gedichte“. (Alle Werke erschienen im Insel-Verlag in Leipzig.) Im Geistigen und im Dichterischen im besonderen wird eines Mannes Wert nicht gemessen an der Menge, sondern am Gehalt. Wer aber jemals dieses Dichters Bücher ergriffen hat, der weiß um den Gehalt, der ihnen eignet; der hat erfahren, wie das Wesen der Schöpfungen Hans Carossas in der wundervollen Einfachheit berührt. Es ist jene Einfachheit, die wir als die Vollendung der Kunst begreifen, in der nirgendwo ein Leeres, nirgendwo ein Verwirrtes sich findet, in der vielmehr das Große im Gewande des Schlichten und Menschlich-Schönen erscheint. Es ist, als sei diesem Dichter die Wirklichkeit in die Seele gewachsen, blühe von hier zu diesen ablig-schönen Schöpfungen auf, die derart Gleichnis und Symbol sind, in jenem Goetheschen Sinne: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ So ist Carossas Werk eines der deutschesten, die ich kenne, deutsch in jenem Sinne des Seelenhaften und des seelenformenden Elementes, deutsch auch in jenem Sinne der Reinheit des Gefühles wie der sprachlichen Gestaltung, deutsch endlich in dem Sinne, daß sich in diesem Werke eine hohe deutsche Tradition fortsetzt. Daß seine Lyrik an die große lyrische Strömung von Goethe, Hölderlin, Mörike, Rilke, Hofmannsthal und George anschließt, daß aber die Prosa von jenen selben Kräften erfüllt ist, wie jene deutsche Prosa eines Mörike, Jean Paul oder Adalbert Stifter, das will sagen, daß die Kraft ihrer Wirkung eine seelische ist und daß sie ihre Nahrung aus dem Seelischen nimmt. Es sind aber keine literarischen Abhängigkeiten, die hier ausgezeichnet werden sollen, vielmehr soll damit nur der geistige Raum bezeichnet werden, darinnen sich diese Dichtung entfaltet. Das Bild dieses Dichters war mit dem ersten Erscheinen gegeben, es hat sich seitdem kaum mehr gewandelt, es ist nur vollkommener und intensiver geworden. Große Meister wie Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke waren es gewesen, die dieses Mannes Schaffen sogleich in den ersten Versen erkannten, seitdem gehören die Edelsten der Nation zu den Liebenden dieses im Stillen stehenden Wertes. Die Kräfte, die Carossas Dichtungen erfüllen und bewegen, sind nicht jene, die unsre Zeit erfüllen, oder anders gesagt: unsre Zeit und die geistige Welt dieses Wertes scheinen sich wesensfremd; dennoch aber wäre es ein Irrtum, wollte man glauben, eines Dichters Werk könnte aus Weltflucht werden; nein, ein wahrhaft dichterisches Werk kann nimmermehr aus Weltflucht geschaffen werden, sondern aus Weltüberwindung. Solches erkennen wir bei Carossa. Wenn das wundervolle Buch: „Eine Kindheit“ und dessen soeben erschienene Fortsetzung: „Verwandlungen einer Jugend“ nach dem ersten Eindruck als völlig abseitig erscheinen, so muß man sich erinnern, daß jenes erste Buch mitten im Krieg begonnen wurde (Carossa war Truppenarzt), daß es bis zu seiner Vollendung im Jahre 1921 im Schatten unserer schwersten Zeit reifte. Wer es vermag, ein Gedichtetes als Schöpfung zu fassen,



Maria und Josef suchen in Bethlehem Herberge

Rudolf Schäfer

(Zinsendorfhaus, Dresden)

der wird fühlen, wie in diesen beiden Büchern die Wurzeln unseres Daseins liegen. Freilich, wer Verwirrtes und Schwülftiges, wer Verkramptes und nur Interessantes suchen möchte, der sucht hier vergebens, bei diesem Dichter geht alles ein in die Läuterung, die eben nur das Dichterische zu gewahren vermag, die immer sein Signum bleiben wird, es auch unverwechselbar von dem Nur-Literarischen trennt. Mitten hinein in den Wirbel dessen, was wir erlebten, führt uns das „Rumänische Tagebuch“. Einzelschicksal, gebunden und gelöst in das große Zeitschicksal, das ist der Sinn und das Wunderbare dieses Buches, von dem man keineswegs zuviel sagt, wenn man es als das erhabenste Werk benennt, das der Krieg aus deutscher Seele wachsen ließ. Man darf solch Außerordentliches nur von einem Außerordentlichen aussprechen, aber was dieserart unter der Gewalt des Krieges geworden ist, das hat Gültigkeit für die Ewigkeit der deutschen Seele. Wieder wie in den andern Büchern ist das Einzelne nur Gleichnis des großen Schicksals, das wiederum alles Einzelne berührt. Jeder kleine Alltag mit seinem Gescheh ist geschlossen an die große Ewigkeit, die Bindung aber, durch die solches vollzogen wurde, heißt Gnade. Gnade ist das Außerordentliche des Dichterischen, Gnade gewährt Läuterung, und sie ist es, die die erlösende Kraft hat. Gnade ist auch die Kraft, die die Dichtung erfüllt, und es vermag das Einfache emporzuheben zum Erhabenen und auch das Grauenhafte eingehen zu lassen in die Schöpfung hoher Dichtung: „Selig wer Flügel regt mitten in Zeiten-Grust! Heil schöpft aus Unheil. Oh, und wenn Welt vergeht und neue erst unkenntlich gärt, immer dann schwebt eine tiefe blaue Stunde voll Freiheit und voll Hellgesicht, wo Rhythmus-Woge Geister hebt, bis sie ganz neue Ufer schauen und nun erst recht sich freuen des Flugs.“

Wie das Prosawerk Bekenntnis ist im höchsten dichterischen Sinne, so ist auch das schmale Versebuch „Gebichte“ ein Werk seelischer Offenbarung; überall tritt uns dieses gütige Antlitz entgegen, dieses Dichters warme leuchtende Augen strahlen aus jeder Strophe wider. Hier an Carossas Werk bewährt sich, uns als Trost und Beglückung, daß ein großes Werk im Dichterischen nur das Werk eines reinen und lautereren Herzens sein kann. Denn das darf man noch beifügen: adelig wie dieses Werk ist der Mensch, der es schuf, der es lebte. Carossa ist Arzt in München, vorzüglich Lungenarzt, seine Patienten hat er unter den armen und kleinen Leuten der großen Weltstadt, mit stiller Hingabe geht er seinem schweren Beruf nach, und wie kein dichterisches Werk ein wundervolles, gnadenhaftes Geschenk an die Menschen ist, so auch dieser sein ärztlicher Beruf, der ihm nicht als ein Mittel erscheint, Reichtümer zu sammeln, sondern den er erfüllt mit der Gültigkeit eines großen, reinen und seltenen Menschen, das ist viel, sehr viel in unserer Zeit; allen denen, die darum wissen, ist es ein großer Trost, ein heimliches Glück, für das wir alle Tage dem Gescheh dankbar sind.

So steht dieses Dichters Werk unter uns, gelassen und voll Männlichkeit, erhaben und voll Kraft, voll Demut, die wahrhaftige Größe in sich schließt, zeitlos und darum eben groß, dennoch nicht uns vergessen lassend, was an Leid, Grauen, Schwere und Schrecknis uns zu tragen gegeben ist. Aber alles Schwere ist eingegangen in jene Form, darinnen sie erlösend uns berühren. Das Häßliche des Augenblicks unserer Zeit ist abgefallen, an seine Stelle ist durch die Gnade des Dichtertums das Erlösende getreten, das Heilpendende und das Trostgebende. So verharret dieses Dichters Werk in der Welt des Fließenden und Bewegten, in der Zeit des Verworrenen und des Verfalls als eine Welt in sich geschlossenen Seins, als eine Welt, erfüllt von Gnade. Es kann nicht hoch genug beachtet werden, was uns damit gegeben wurde, was uns daraus werden kann als Heil und Trost. Noch sind die Werke des Dichters in den Händen weniger, dort aber wirken sie um so inniger und formen die Seelen, erfüllen beglückend die Herzen. Den Besten enthüllte sich dieses Dichters Wert und Würde; an der Nation ist es, sich zu diesem Werke zu betennen als zu dem ihrigen, als zu einem, darinnen die deutsche Seele waltend und gestaltend wirkt wie kaum in einem andern dieser Epoche. Wer jemals dieses Dichters Werk erkannt hat, der wird es nimmermehr entbehren können, der wird nicht auslöschen können die Spuren, die es eingegraben in seine Seele. Was die Zeit nicht an ihm erkennen kann, das wird die Ewigkeit erkennen, dessen sind wir gewiß.

Otto Heuschele

Dichter und Volk

Zum Schaffen Kurt Arnold Findeisens

Wenn in unsern Bergen die ersten Schneeflocken herniedertanzen, beginnt es in den Dörfern und Städten zu weihnachten. Irgendwo singt es. Und mit einem Male klingt es von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt. Ein ganzes Volk singt. In den kindlich schlichten Liedern lebt die Seele eines ganzen Volkes. Wer weiß es wohl von den andächtigen großen und kleinen Kindern, daß das Lied, das lustig und jubelnd schon längst mit durch deutsche Gassen klingt, ein Dichter sang, der hoch über den Dächern einer großen Stadt aus einer Mansardenwohnung hinaushorcht und alle Lieder hört, die ein Volk zu singen vermag. Ohne daß er es wußte, ist Kurt Arnold Findeisen mit seinen Versen zum alten Liebe: „Wenn's Weihnachten ist, da kommt zu uns der heilige Christ“ zum Weihnachtsdichter geworden. Was liegt wohl daran? Doch wohl das Letzte und Höchste, weil es das Einfachste ist. Er hat die Volksseele getroffen. Sein ganzes Schaffen hat jenen jubelnden Glauben, daß wir noch ein Volk seien, weil wir trotz aller Zwiespältigkeit unsere gemeinsame Seele nicht verloren haben.

Fretlich spricht er nie davon. Aber, da er ein wahrhafter Dichter ist, geht es wie eine geheimnisvolle Melodie unter all seinem Schaffen mit. Er erlöst sich nicht selber. Er ist immer Volk. Immer lebt die Sehnsucht der großen Gemeinschaft auf. Er sucht nicht in stammelnder Erregung den Gott in sich. Er ist immer in ihm. Er hört ihn wie eine große Melodie, die durch die ganze Welt braust. Darum braucht er nur zu musizieren, um in Gottes Reich zu sein. Und wenn er seine Lieder singt und Geschichten erzählt, ist es am Ende doch nichts anderes als eine heimliche Musik, zu der er aufspielt.

Verwunderlich ist es nicht, daß Findeisen dem Wunder der großen Dichtung wieder so nahe kam und die Grenzen zwischen Musik und Dichtung verwischen konnte. In Robert Schumanns dunkler Bergmannsstadt Zwickau hörte er in den winkligen Gassen auch die verwunschenen Kinderlieder zuerst, die Schumann dort musizierte. Unter der Erde klopft noch heute der Bergmann, und die Kinder, die ein feines Ohr haben, hören den Herzschlag der Erde. Jenseits der Stadt aber läuft die Erde in einem fröhlichen Spiel bald hinaus und hinab. Verwunschene, grüne Wälder schmücken die Höhen, lachende Wiesen die bunten Täler. Das hügelheilige grüne Vogtland mit dem ernsteren, versonnenen Erzgebirge ist eine einzige große Melodie.

Wie Robert Schumann blieb auch Findeisen mit seiner grünen Heimat aufs engste verknüpft. Die ersten Lieder sang er der engeren Heimat. „Mutterland“ — „Ahnenland“ (Verlag Laube, Dresden) nannte er seine ersten Bände, die er der Heimat schenkte. Ganz Oberachsen horchte auf und feierte ihn als einen Heimatdichter. Aber er sang in seinen Gedichten eben über alle Grenzen Sachsens hinaus und umfaßte eine Heimat, die nur dort aufhörte, wo die deutsche Seele nicht mehr lebt. Es sind keine erkünstelten Stimmungen, keine neuen erschütternden Ideen, die er schuf. Es lebt nur darin von allem, was Heimat ist. Drum konnten es auch Volkslieder werden. Vielleicht glaubte er auch einmal, daß unser Volk im Totentanz der Maschinen eine neue, abgehekte Seele bekommen habe. Ihr sang er sein Versbuch „Armutel“. Aber die Maschinen sind seelenlos. Und Mitleid allein ist nicht der Atem, der Dichtung lebendig gestaltet. Seine Armutel-Gedichte blieben Aufschreie seiner eigenen Brust. Für die er sie hinaus-schrie, die fühlten kaum die Last, die sie trugen.

Da brauste schon aus den Wäldern des Erzgebirges ein anderer Sang. Dort lebte in den Dörfern noch der Geist des Abenteurers Karl Stülpner, der nächtlich umging. Er muß auch Findeisen selber noch begegnet sein. Denn als er seine wunderliche Lebensgeschichte begann zu erzählen, da wurde alles so lebendig, daß man die Äste knaden hörte und den wilden Jäger leibhaftig sah. Mitten in die aufgeregte Zeit hinein, da man auf der Suche nach neuen Formen

alle Nattheiten der Welt durchtollte und sie als Dichtungen einer neuen Epoche ausschrie, lag in einigen deutschen Buchläden der Abenteuerroman „Der Sohn der Wälder“ (Verlag Grethlein, Leipzig) und wartete auf das Volk. Er wartet noch heute. Wie man von Löns behauptet, er habe in seinem „Wehrwolf“ das einzige Kriegsbuch geschrieben, das die ganze Wucht des ungeheuren Schicksals trägt, kann man auch von Findeisens „Sohn der Wälder“ sagen, daß es der Abenteuerroman unseres Volkes ist. Sein „Stülpner“ hauste nicht nur in den Wäldern des Erzgebirges. Wo der deutsche Wald noch lebt, heßt der geheimnisvolle Jäger noch durch die Nacht. Das Buch ist ein Wurf voll ungeheurer Kraft. Die Sprache hat alle Wildheiten des Waldes und wieder alle Stille verwunschener Waldwiesen. Der Mensch aber wird zum Typus. Neben ungebändigter Kraft lebt die Innigkeit eines deutschen Menschen, der über das Gesetz jene Gerechtigkeit stellt, die im Volke anders zu richten weiß. Aus dem verwegenen Räuber wird eine Naturkraft, die ihre eigenen Gesetze hat. Sein „Sohn der Wälder“ wird so lange leben, solange wir noch ein Volk sind.

Immer, wenn Findeisen durch Zwidaus Gassen schritt, hörte er Melodien, die geheimnisvoll aus dem Schumann-Hause drangen. Vornehmlich waren es Kinderlieder. Und eines Tages schrieb er sie auf und erzählte es, was Robert Schumann mit seinen „Kinderliedern“ sagen wollte. Vielleicht wollte auch Findeisen nicht einmal ein Dichter werden. Am liebsten wäre es ihm schon gewesen, er hätte sich allein an einen Flügel setzen und dem Herrgott eins spielen können. Aber er hörte wohl in sich die Melodien, doch klangen sie nicht für diese Welt.

So soll es ja Robert Schumann oft gegangen sein. Wie nahe er doch dem Musiker verwandt war. Immer wieder zog es ihn zum Schumann-Haus. Bis er endlich es wagte, Schumanns Leben zu gestalten. Und er begann vom „Davidsbündler“ (Verlag Grethlein, Leipzig) zu erzählen. Schon im ersten Buch, im „Herzen und Masken“, aber wurde nicht Robert Schumann lebendig, sondern etwas, was ewiger ist als sein Leben, seine Musik. Das Ringen um den Sieg der Liebe ist ein Durchwühlen der Töne nach neuen, kühneren Melodien. Das ewig unzerstörbare Gemeinsame der Liebe klingt in der neuen Musik. Freilich gibt Alt-Leipzig dazu den Rahmen. Längst bekannte, alte Musitergestalten wadeln durch die alten Gassen, aber die Musik ist doch das Leben dieses Buches. Im zweiten Teile, dem „Weg in den Aschermittwoch“ aber, geht es nicht mehr allein um Robert Schumanns unauffälliges grausames Schicksal, es geht um die deutsche Romantik. Mit dem immer drohender anwachsenden Unheil im Leben Schumanns, rückt auch die Zerstörung der Seele deutscher Romantik. Die neue Zeit klopft an. Ideen schreien und bieten sich wie auf Märkten feil. Die gärende Unruhe eines Volkes, das sich selbst aufgibt, wenn es aufhört, Volk zu sein, wenn es nur den schrankenlosen Individualismus predigt, reißt an dem geheimnisvollen Bauwerk deutscher Romantik. Ach, sagen wir schon, deutscher Innerlichkeit. Man fühlt es jeder Zeile dieses Buches an, daß es ein Zeitbuch ist. Der Dichter Findeisen fühlt den Sturm gegen den deutschen Idealismus, wie er am reinsten in der Romantik lebt, und lobsingt drum betend und flehend immer wieder von jener köstlichen Zeit, die nicht aufhören darf, wenn sich ein Volk nicht selber aufgibt.

So ist sein großer, zweibändiger Musikerroman ein deutsches Schicksalsbuch geworden.

Bis hierher ist der 45jährige Dichter Findeisen gewandert. Wer noch an deutsches Volkstum glaubt, wer von der Priesterschaft des Dichters erfüllt ist, wird an seinem neuesten Versuche „Dubelsack“ (Mitteldeutsche Verlagsgesellschaft Leipzig) fühlen, daß er durch die Mittlerschaft die Sprache bis zur Musik des Volksliedes hindurchbringt.

Immer aber wird ein ganzes Volk aus ihm sprechen, weil er untrennbar mit dem Tiefsten eines Volkes verknüpft ist, seiner Heimat. Ganz Obersachsen verdankt ihm durch sein „Hausbuch oberländischer Dichtung aus tausend Jahren deutscher Kultur“ (Verlag: Mitteldeutsche Verlagsgesellschaft Leipzig), daß die schöne sächsische Erde im großen Vaterlande als kostbares Land geliebt und geliebt wird.

Hans Christoph Raergel

Gustav Frenssen

Es ist still geworden um diesen Fünfundsechzigjährigen. Andere rühmt man in unseren Tagen lauter und bei jeder Gelegenheit. Er lebt weltabgeschlossen, ein Eigener auf heißgeliebter, Dithmarscher Scholle, dem ewigen Rauschen des Meeres verbunden, den Stürmen zum Trost, dort in Barlt, wohin ihn einst am 19. Oktober 1863 sein Schicksal gebar als den Sohn eines Tischlermeisters und den Propheten seiner Heimat und seiner Zeit. Er rastet nicht, er sammelt und sichtet und wägt ein reiches Leben. Aber die Zeit ging an ihm vorüber. Sie wies dem Propheten begrenzte Aufgabe zu, die er getreu erfüllte.

Als man sich in dem Deutschland um 1900 damit begnügte, in allem nur die Fassade zu sehen, als man sich gegenseitig darüber hinwegtäuschte, daß hinter solcher Fassade das Gesicht des Lebens ganz anders und viel häßlicher, aber auch viel natürlicher und gesunder ausschaute, stand der neununddreißigjährige Dorfpastor auf und predigte. Nicht nur zu seiner Marschengemeinde in Hemme, sondern zu allem Volke. Es hatte lange gebauert, es hatte ein hartes Theologiestudium in der Seelenlosigkeit der Großstädte getostet, wenig beachtet blieb sein erstes Bekenntnis in „Die drei Getreuen“. Aber nun brach es auf, und seine erste große Predigt hieß: Hörn Ahl! Man horchte auf. Gewiß, andere liefen zu gleicher Zeit gleichen Sturm. Aber hier kam einer, dessen Ernsthaftigkeit unantastbar war und dessen Wille zur Ehrlichkeit allen Halbheiten trotzte. Er nahm den Menschen und Dingen ihre Lünche, pußte sie nicht feiertäglich mild auf, sondern nahm sie in ihrer göttlichen Bestimmung und ihren irdischen Schwächen gleichermaßen als gegeben. Man jubelte ihm zu, man nannte ihn einen Reher. Der Widerhall war so stark, daß der Dorfpastor seinen Talar kurzerhand an den Nagel hing und ein Laienprediger wurde. Seine zweite Predigt war die von dem „Silligenlei“, dem heiligen Land, und sie legte, wie das ganze Lebenswerk dieses Predigers, Zeugnis ab von dem unverrückbaren Glauben an lebendiges Gottesstum und von der verzehrenden Liebe zur Heimat.

Das war vor nunmehr reichlich zwanzig Jahren. Es ist die Tragik in diesem Predigerdasein, daß die Ereignisse ihm unerwartet schnell entgegenkamen. Was Frenssen ersehnte, dieses „Erkenne dich selbst“, hämmerten uns Blutjahre ein. Die Lünche wurde uns abgerissen, wir lernten ernsthafter und freier über Göttliches und Vaterländisches und Menschliches denken. Wenigstens wir Ernstgewordenen. Den anderen aber hat Frenssens ungewöhnlich schwerblütige Art heute weniger denn je zu sagen. Er aber predigt noch immer. Wohl weitete sich sein Blickfeld, wohl fand er beispielsweise manche gute vorurteilslose Brüste zwischen dem Deutschtum und der Welt, aber der Ton blieb der gleiche. Das mußte zu Wiederholung führen, nicht zur Steigerung.

Hinzukommt, daß dieser Prediger Bekenntnis nie recht mit Kunstform in Einklang zu bringen verstand. Was das Herz voll ist, dem gehet der Mund über! Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß selbst in den inhaltlich starken Romanen die innere Linie von der Fülle der Schilderungen und Gesichte erdrückt wird. In seinen weiteren Werken hat sich dieser Hang eher noch verstärkt. So ist schließlich die lehtlich angewandte Form, Gedanken und Eindrücke ganz ohne künstlerische Form aneinanderzureihen, wieder zu begrüßen. In seinen „Grübeleien“ und in „Möwen und Mäuse“ gibt der Gereifte aus der Fülle seines Wissens und Empfindens Urteile und Beobachtungen in der ihm eigenen Schärfe, die ein Erbteil niederdeutschen Selbstbewußtseins ist. In diesem Losgelöstsein von der Form wird der Philosoph des Alltäglichen, der selbst unscheinbare Lebensäußerungen in Beziehung zum Göttlichen setzt, lebendig. Um ihn schart sich ein stiller, treuer Freundestreis.

Kritische Erkenntnis soll das Verdienst des Fünfundsechzigjährigen nicht schmälern. Wir sind dankbar für den Ernst, mit dem er sprach, und für den Freimut, mit dem er an scheinbar heikle Dinge rührte. Wir danken ihm für die Hingabe, mit der er uns seiner Heimat herbe, geheimnisvolle Schönheit erschloß, und für seine Menschen. Von der braven Rieke Thomsen, dem alten Jan

Baas, dem Peter Moor bis hin zu Jörn Uhl und den vielen anderen sind sie niederdeutsche Bodenverwurzelte und doch auch Menschen schlechthin, weil ihr Schöpfer sie zu Gefäßen seiner Gläubigkeit machte.

In „Möwen und Mäuse“ steht: „Wie lange, und was ich auch immer gearbeitet habe, habe ich immer für ein besseres Deutschland gearbeitet, so gut ich es verstand!“ Dies Wort enthält die Sat von Gustav Frenssen.

Dr. Hans Malberg, Weimar

Isolde Kurz

(Zu ihrem 75. Geburtstag am 21. Dezember 1928)

Die Wurzeln ihres Seins, ihrer Kunst: altschwäbische Tradition — verkörpert im Vater, dem Dichter Hermann Kurz, dem alten „Stiftler“ — und die Begeisterung für das klassische Hellas. Aus diesen beiden Elementen baut sich ein Werk von sonderlichem Reiz auf. Das Erzählen-können als solches ist alemannisches Bluterbe, auch der an die Grenzen des Erforschlichen vorstoßende Trieb zum Besinnlichen, Vergrübelten („Traumland“, „Die Stunde des Unsihtbaren“); aus der inbrünstigen Beschäftigung mit der Antike wächst ihr als Stilprinzip eine ausgeprägte Formgesetzlichkeit zu.

Die schwäbische Heimat hat es der jungen Isolde Kurz, die sich nicht in die übliche Kleinbürgerliche Schablone einfügte, nicht eben leicht gemacht; unter welchen Schikanen einsitruiger Spießerhaftigkeit sie oft zu leiden hatte, ist anschaulich und bitter-humorig in dem feinsten Erinnerungsbuche „Aus meinem Jugendland“ erzählt. In Florenz fand sie dann eine geliebte Wahlheimat, zu deren Preis sie begeisterte Worte weih. In dieser Stadt erspürte sie einen Abglanz hellenischer Kultur, und ihre Dichtung ist am stärksten, wo sie italienische Vorwürfe gestaltet („Florentiner Novellen“, „Nächte von Fondi“, „Italienische Erzählungen“). „Die Stadt des Lebens“ vereinigt kulturhistorische Essays aus dem Florenz der Mediceer. — Von ihren sonstigen Novellenbänden seien erwähnt: „Von dazumal“, „Cora“, „Lebensfluten“ und das einzelne Prachtstück „Unsere Carlotta“. Einem Besuch der klassischen Stätten Griechenlands verdankt das Reisebuch „Wandertage in Hellas“ seine Entstehung. In ihren Aphorismen „Im Zeichen des Steinbocks“ ist das Gesicht der Künstlerin besonders scharf profiliert. Einen wesentlichen Teil ihres Schaffens stellen die „Gedichte“ dar, in denen sich hohe Geistigkeit und der Formwille einer schöpferischen Persönlichkeit beglückend auswirken.

Isolde Kurz reicht noch in eine Zeit hinein, die uns fast verschollen anmutet. Zehn Jahre nach dem Tode ihres großen Wahlverwandten Hölderlin trat sie in das Licht der Welt; auf ihre Jugendspiele sah jener Turm am Neckar, in dem Deutschlands edelster Genius verdämmert war. Friedrich Theodor Vischer, Eduard Mörike, Paul Heyse gehörten zu des Vaters, zu ihren Freunden. Und über alle -ismen des letzten Halbjahrhunderts hinweg blieb Isolde Kurz dem Gesez ihres Wesens treu, das Form und Maß hieß. Eine Priesterin der Kunst, hütet sie das heilige Feuer — rein und steil loht ihre eigene Flamme. Wir sollen ihr in Ehrfurcht nahen. (Die Gesammelten Werke der Dichterin sind in sechs Bänden im Verlag Georg Müller, München, erschienen.)

Dr. Karl Fuß

Rudolf Schiefl

Es gibt in der Kunst eines jeden Landes und Volkes etwas, das allen Wechsel des Geschmacks und der Moden überdauert. Das ist die besondere, rassengebtingte künstlerische Form. Gewisse äußere Einkleidungen dieser Form, zu denen auch das Rolorit gehört, können sich ändern. Und sie tun das auch im Ablauf der Jahrhunderte oft und manchmal sogar in sehr radikaler Weise. Aber das Wesentliche, der Kern bleibt immer gleich und in der Substanz unverändert. So ist es auch bei der deutschen Form. Ihr Wesen ist die Zeichnung, die zweidimensionale Darstellung der Körper. Diese Form hat ihre klarste, fast möchte man sagen, ihre ewige Fassung um das Jahr 1500 erhalten, und nicht zuletzt durch Dürer. Will man mit einem einzigen Wort ausdrücken, was in vollkommenster Ausprägung den Begriff „deutsche Kunst“ vorstellt, dann braucht man nur den Namen jenes Nürnberger Meisters zu nennen, der heuer von der ganzen Welt gefeiert wird, und mit Recht auch deshalb, weil seine Kunst heute noch so lebendig ist wie vor 400 Jahren. Daß sie das aber ist, danke sie zum weitaus größten Teil der Tatsache, daß sie die sozusagen klassische Inkarnation deutschen Wesens durch die Kunst ist.

Es ist selbstverständlich nur ein Zufall, daß in das Dürerjahr der fünfzigste Geburtstag eines Künstlers — Rudolf Schiefl — fällt, der ebenfalls in Nürnberg lebt, gebürtiger Franke (Würzburger) ist und in dessen gemaltem und graphischem Werk die echte deutsche Form zu neuem Leben erstanden ist. Aber in solchen Zufällen kann so viel Logik und tiefer Sinn stecken, daß es einem schwer fällt, nicht an irgendeine geheime Absicht des Schicksals zu glauben. Jedenfalls ist schon dafür gesorgt, daß notwendige Dinge zu ihrer Zeit geschehen. Und zu diesen Dingen gehört auch die periodische Wiedergeburt der deutschen, künstlerischen Form, als deren berufenen Ränder und Bewahrer wir Rudolf Schiefl kennengelernt haben.

Wer allerdings den eigentlichen Wert einer künstlerischen Leistung nur darin erkennen will, bis zu welchem Grade sie umstürzlerisch ist, wird mit einem Künstler wie Schiefl nicht viel anfangen können. Er wird ihn archaisch und retrospektiv nennen und glauben, damit alles gesagt zu haben. Aber diese Begriffe umschreiben doch nur das Stilistische. Aber das Wesenhafte sagen sie gar nichts aus. Und gerade das ist hier von größter Wichtigkeit. Denn wenn irgendwo, dann ist es in der Kunst Rudolf Schiefls der Geist, der sich seine Form baut. Dieser Geist aber ist der gleiche, der schon die gotischen Meister befähigt hat, Dinge zu schaffen, die in bestimmtem Sinne zeitlos sind. Es ist der deutsche Künstlergeist, der freilich in diesem Falle nicht ohne weiteres mit dem germanischen Geist gleichgesetzt werden darf, der verschiedene Ausdrucksformen hat. Eine davon, die herbste, kraftvollste, ausdrucksfähigste und schönste, ist die deutsche. Und wenn Schiefl nichts anderes getan hätte, als daß er durch seine Kunst diese Tatsache wieder einmal höchst augenfällig gemacht hätte, dann allein schon wäre sein Schaffen nicht vergeblich gewesen. Es war und ist aber mehr: Bereicherung und Beglückung für jeden, der es durch unverbildete Augen in ein empfängliches Herz eingehen läßt.

Schiefls Vater ist ein Tiroler Bildschnitzer gewesen, der aus dem Zillertal, seiner Heimat, ausgewandert ist und sich in Würzburg niedergelassen hat. Vom Vater haben die Söhne Heinz, Matthäus und Rudolf eine ungemein solide handwerkliche Schulung mit auf den Weg bekommen, Heinz als Bildhauer im Hauptberuf, Matthäus als Maler und Rudolf als Maler-Graphiker. Es ist begreiflich, daß der jüngste von den dreien, Rudolf, der Überlieferung am freiesten gegenübersteht, so daß seine Arbeiten, vor allem seine monumentalen Holzschnitte, trotz ihrer engen inneren und äußeren Verbundenheit mit der Vergangenheit, doch als ganz moderne Kunst wirken und sogar ebenso energisch in die Zukunft weisen als sie bewußt an Vergangenes anknüpfen. Der Vergleich mit Albrecht Dürer, der auch an der Grenzscheide zweier Zeitalter stand und die doppelte Sendung hatte, die deutsche Kunstform zu bewahren und zu entwickeln, liegt sehr nahe. Dieser Vergleich könnte übrigens noch in anderer Richtung fort-

geführt werden. Aber es ist besser, solche Dinge dem Urteil der Zukunft zu überlassen. Wie dieses ausfallen wird, kann ohnehin für den nicht zweifelhaft sein, der sich durch Moden und Zeitströmungen nicht irren machen und von der Erkenntnis des wahrhaft Dauernden abbringen läßt.

Rudolf Schiefl ist am 8. August 1878 in Würzburg geboren. Aber während in Matthäus Schiefl die Tiroler Abstammung sich noch heute im landschaftlichen Hintergrund seiner Bilder auswirkt, ist Rudolf Schiefl, ohne allerdings die Familienähnlichkeit zu verleugnen, ganz zum Franken geworden. Man beachte wohl: geworden. Denn gleich gewesen ist er es nicht. Er ist erst bei seinem Vater in die Lehre gegangen, der dem Handwerk seiner Söhne den festesten Grund legte, hat dann in München studiert, freilich mehr in der Pinakothek und im Kupferstichkabinett als auf der Akademie, und war in der Folge auch eine Zeitlang in einer Glasmalereianstalt tätig. Mit seinem Bruder Matthäus hat er sich Italien bis Rom angesehen. Aber das alles konnte ihm nur wenig und jedenfalls nichts Wesentliches geben. Sich selbst hat er erst gefunden, als er sich für eine Weile in einem entlegenen fränkischen Dorf niederließ, wo er die Heimat von Grund aus kennen und lieben gelernt und für die Kunst entbedt hat. Seit dieser Zeit ist der Hauptinhalt seines Schaffens der fränkische Bauer und die fränkische Landschaft mit ihren beiden Wahrzeichen, dem Fachwerkhaus und den Hopfenstangen. In vielen Bildern und zahlreichen Radierungen und Holzschnitten hat er das einfache, zwischen strenger Arbeit und langer Ruhe geteilte Leben der Bauern inmitten ihrer natürlichen Umgebung geschildert. Mit großer Sachlichkeit und Treue, ohne Schönfärberei und Sentimentalität und ohne Angstlichkeit und Kleinlichkeit. Nur das Wesentliche, Bezeichnende ist festgehalten, mit derben, kräftig zupackenden Strichen, so daß diese Landschaften und Figurenbilder ganz von selbst zu Denkmälern dessen werden, was sie schildern. Auch einige Zyklen mit Motiven aus dem Bauernkrieg und aus dem Schatz der Legenden sowie allerlei religiöse Kompositionen von erschlatternder Ausdrucksmacht, meist aus dem Bereich der Passion, hat Schiefl geschaffen. Er bevorzugt für diese Dinge mehr und mehr den Holzschnitt, in dem sich sein graphischer Stil immer rücksichtsloser und persönlicher entwickelt. Diese Blätter und seine wundervoll klaren, fast zeitlosen Radierungen haben seine Kunst ins Volk getragen, was seine köstlichen Bilder, die wirklich gemalt und nicht etwa nur kolorierte Zeichnungen sind, nicht können, da sie bis jetzt nur wenig bekannt geworden sind. Die meisten kennen Rudolf Schiefl nur als Graphiker. Aber das genügt, denn alles, was für seine Kunst bezeichnend ist, findet sich in seinen graphischen Blättern in eindringlichster Formulierung. Sie haben, in dieser Beziehung, in der gesamten modernen Kunst kaum ihresgleichen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der graphischen Arbeiten von Hans Thoma. Wie diese, sind sie reinsten Ausdruck deutschen Kunstempfindens und als solche vor vielen andern berufen, im Volk das Gefühl für das Echte, Gesunde und Artgemäße zu wecken und zu erhalten. Wie sehr dies zutrifft, mag man auch daraus ersehen, daß viele graphische Arbeiten Rudolf Schiefls gar nicht den Eindruck machen, als seien sie erst vor einigen Jahren entstanden. Man hat vielmehr das bestimmte Gefühl, daß sie schon immer künstlerisch-geistiges Nationaleigentum der Deutschen gewesen sind. Kann man eigentlich Besseres über Kunstwerke sagen?

Seit 1910 wirkt Rudolf Schiefl als Lehrer an der Staatlichen Kunstgewerbeschule (oder Staatschule für angewandte Kunst, wie sie jetzt heißt) in Nürnberg. Hier ist einmal der rechte Mann am rechten Platz. Und man möchte nur wünschen, daß dies auch von solchen begriffen und anerkannt wird, die ein anderes künstlerisches Glaubensbekenntnis haben. Denn ein Rudolf Schiefl steht außerhalb der Parteien.

Richard Braungart

Anmerkung: Das gesamte graphische Werk Rudolf Schiefls ist im Kunstverlag Julius Schmidt in München erschienen. Ferner sei auf das im Bühnenvolksbundverlag in Berlin erschienene Rudolf-Schiefl-Buch von Leo Weismantel hingewiesen.

Rudolf Schäfer

Ein deutscher Maler

Rudolf Schäfer vor kurzem fünfzig Jahre alt geworden! Und damals viel gewürdigt, aber ebenso auch von manchen übergangen, die ihn kennenzulernen noch gar nicht erst für nötig hielten! Und dabei wahrhaftig doch ein großer, liebenswerter Künstler, der in seinem „Amusperhäuschen“ zu Rothenburg im Hannoverschen mit Stift und Pinsel in Buchillustration und Kunstblatt, in Einzelbildern und Kirchengemälden so Reiches und Tiefes geschaffen! —

Schäfer ist ein Sohn des Altonaer Theologen D. Theodor Schäfer und einer frühverstorbenen schwäbischen Mutter, der Tochter des Prälaten Berg. Und bisweilen schimmert es aus des Sohnes Bildern leise heraus, was ein Goethe von sich sagt:

„Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zum Fabulieren.“

Vom Gymnasium ging der Neunzehnjährige nach München. Doch die zwei Jahre dort — für ihn nur eine Station, die ihm tüchtige Fachbildung mitgibt — aber sein Herz leer läßt, das ihn von Anfang an selbständig seinen Weg suchen, sehen, gehen heißt. Düsseldorf wird seine Hauptbildungsstätte, wo er in Eduard von Gebhardt den väterlichen Freund findet, dem er doch auch manch mittelbaren Einfluß verdankt. Itallen, ohne daß er zum „Itallenschwärmer“ wird — das hannoversche Rothenburg, wo ihm der Geist des Vaterhauses schon von den aus der Wetterau stammenden Vorfahren her das Erbgut religiösen Aufgeschlossenseins mitgibt und wo er das eigene sonnige Heim gründet — Holland, von wo er mit neuer Liebe zur alten deutschen Kunst zurückkehrt — die Kriegesfurie, die den Siebenunddreißigjährigen in ihre grauligen Arme reißt und totgesagt werden läßt ... alles Etappen, von denen — mutatis mutandis — gilt: „Willst den Dichter du verstehen, mußt in Dichters Lande gehen“ — Etappen seines sonst ruhig verlaufenen Lebens, aus deren jeder ein neuer Grad seiner künstlerischen Entwicklung sich beobachten läßt, die zwar auch ohne Sturm verläuft, aber ihn doch sichtbar weiterbringt, seinen inneren Besitz, auch in der äußeren Linienführung, immer klarer prägt, bis sich der bestimmte Typus herausarbeitet, der dem einigermassen Kenner — wie bei Ludwig Richter — ein Schäfersches Bild sofort kenntlich macht.

Ludwig Richter! — ja, immer wieder: „Ganz wie Ludwig Richter, nur etwas modernisiert!“ Ebenso ehrenvoll wie falsch! Bei welchem, auch größten, Komponisten und Dichter finden sich nicht, zumal in Jugendjahren, Anklänge, Anlehnungen an Vorläufer! Warum beim darstellenden Künstler anders? Auf dem Wege zu Schäfer stehen schon Dürer und Rembrandt; dann Spitzweg und Böcklin und Wilhelm Busch (1), an dem der stille Schäfer stille Freude hat; schließlich Thoma, Steinhäuser, Gebhardt. Trotzdem — Schäfer hat sein Urelgenes. Was in Innigkeit und Sinnigkeit an andere Meister anklingt, er hat es in Auffassung wie Linienführung ganz selbständig gestaltet und weiß ein absolut Neues zu sagen. Schäfer ist groß in genialer Gesamtaufassung des Stoffes wie in gewissenhafter Einzeldurchführung und in der Fülle reizvoller Details, so daß bei ihm jedes Tierlein, Blümlin, Wässerlein, jedes Größenmaß und jede Placierung von Menschen und Dingen seine innere Beziehung und Bedeutung zum Ganzen hat. Wiederum — alles so schlicht und heimelig gedacht, so rein und fromm, bei aller Zartheit und Gemütsiefe doch auch so markig und kernig, herb und derb, daß es innerlich stählt, nach dem süßlichen Nazarenertum bis hin zum wirren Expressionismus endlich einem so männlich-festen Künstlertum zu begegnen. Und darum ist Rudolf Schäfer ein „deutscher“ Maler; denn zum echt deutschen Wesen gehört ja die Vereinigung all jener Tugenden. —

Sehen wir uns dazu in Schäfers Schöpfungen ein wenig um! Pfarrer Thiele schreibt 1904 jein vollständig „Leben unseres Heilandes“, und Schäfer gibt dazu seine erste Veröffentlichung:



Der Forscher

Rudolf Schäfer

(Verlag Schloßmann, Leipzig)

sechzehn meist ganzseitige Zeichnungen, vierzehn figürliche Initialen zu den einzelnen Kapiteln. Ach, der Bildschmuck der „Leben Jesu“ bis dahin! Phantasie, Sentimentalität, Verwischung des Evangelischen, Profanierung des Heiligen! Es bleibt wohl das Verdienst des Schloßmannschen Verlages in Leipzig, wo das Buch erschien, Rudolf Schäfer „entdeckt“ zu haben. Verfasser dieses Aufsatzes befinnt sich noch lebhaft, wie diese ersten Bilder Schäfers aufschauen liegen: den einen Befreiung vom bislang Gebotenen, den anderen noch Unbegreiflichkeit dieses Ungewöhnlichen, den dritten Ablehnung bis zum radikalen Urteil, Jesu Person werde hier „geradezu in den Staub gezogen“. Und dabel war schon in diesen ersten Zeichnungen Schäfers ganze edle, leicht faßbare Schlichtheit, deutsches Gemüt und Mark, evangelische Bestimmtheit und Freiheit zu spüren.

Und er brach sich weiter Bahn. Schon seine zweite Gabe (1905), die „Bildermappen für das deutsche Haus“, fanden mit einem Schläge Anklang. Vollends die „Lieder Paul Gerhards mit Bildern“ zu dessen dreihundertstem Geburtstag brachten dem Künstler einen durchschlagenden Erfolg. Und ebenso wurde es mit den „Bildern zu Matthias Claudius“. Wer liest, wer kennt den heute noch? Viel zu unmodern! Es war also Selbständigkeit, Originalität, wenn Schäfer die modernen Schranken durchbrach und seinen Künstlergriffel an einen unserem Geschlecht so fremden Stoff legte. Denn daß auch Ludwig Richter den „Wandsbeker Boten“ verillustrierte, ist doch lang her. Und für Schäfer findet es seine gute innere Erklärung: deutsch-kraftvoll, tiefgemütvoll, aufrichtig-glaubensvoll ist Claudius wie Schäfer. So lag es nahe, daß beide sich begegneten. Und wie hat der Maler den Literaten verstanden und wiederzugeben gewußt. Wie schon bei den Gerhardt-Liedern: Schäfer zeichnet nicht beliebige Bilder, für die ebensogut ein anderer ähnlicher Vers paßt, sondern hat sich in den Text versenkt und von da heraus geschaffen, so daß dieser Zeichner wirklich diesen Dichter bis in die Kleinigkeiten getroffen hat — womit es zusammenhängt, daß auch ein gut Stück samosen Humors aufs Papier kommt. Und überall, auch in der Zusammenstellung deutscher Volkslieder, „Von Rosen und Rosmarin“, schwingt leis ein religiöser Unterton mit — bewußt.

Dem das Religiöse ist freilich Schäfers eigentliches Element. So hat er 1908 das sächsische Gesangbuch mit Bildschmuck versehen und 1914 das Dresdener „Schmucktestament“, das er jetzt auch fürs Alte Testament fortzuführen im Begriff ist. Es steht also zu hoffen, daß in absehbarer Zeit uns aus Schäfers frommer Künstlerhand die ganze Bibel vorliegt, was dann — nach dem Bisherigen — ein Werk von tiefster Erfassung und zugleich hervorragender Kunstschönheit bedeuten dürfte.

Anfang der Kriegsjahre gab es eine neue Überraschung: bei Reutel in Laht erschien unter den „Farbigen Kunstgaben“ eine Mappe mit sechs Bildern nach Gemälden von Rudolf Schäfer. „Kann denn der Grappler Schäfer auch malen?“ Und wie! Gewiß, auch hier sehr anders als die anderen, die mit Lichtreflexen, Maßeffekten, Unverständlichkeiten, mit losen Umrissen und bloßen Andeutungen einen schnellen Gesamteindruck wirken wollen. Gewiß, bei Schäfers Gemälden scheint eben doch die feste Linie, das rein Zeichnerische hindurch, und der Maler kann eben den Zeichner nicht ganz verleugnen. Dennoch zeigen auch seine farbigen Schöpfungen den genialen Gedanken, die reiche Phantasie, den kühnen Wurf; und zumal die vollen frischen Farben erinnern, worauf Nad mit Recht hinweist, an die Farbensattheit eines Böcklin. Und wie er die Landschaft behandelt und die Gestalten in die Gegenwart stellt — auch das erweist ihn als den deutschen Maler.

Daß Schäfer auch Maler, wirklich ein mehr und mehr gereifter Maler ist, erhellt aus seinen Kirchengemälden in Witten und Wangen im Allgäu, Düren im Rheinland und Schwerin u. a. Nicht weniger als vierundzwanzig Kirchen hat er bisher geschmückt, zum Teil in Raseinfarben direkt auf die Wand gemalt — überall dem Raum angepaßt, großzügig, ja kühn, mit einer manchmal fast zu reichen Fülle von Einzelheiten und Verfinnbildlichkeiten.

Die Fülle seiner kleineren Arbeiten kann hier nicht von ferne aufgejährt werden. Schäfer ist ein fleißiger Mann, der aber trotz Fülle nie sich verausgabt, vielmehr immer Neues und Tiefes

weil, bei aller Weichheit nie Weichliches, bei aller Wahrheit nie ästhetisch Unschönes, sondern Edles, göttliche Hoheit Atmenendes. Sein allerneuestes Werk sind fünfzehn Farbenbilder unter dem Titel „Das ist das Licht der Höhe“, mit Einführung von Hans Preuß, wie die meisten Schäfer-Schöpfungen erschienen bei Schloßmann in Leipzig.

Rudolf Schäfer, der den Professortitel führt und dem im Jubeljahr der Reformation 1917 von Kiel aus der theologische Doktor verliehen ward, ist der ausgesprochenenmaßen deutsch-protestantische Künstler, der mit klarer Bestimmtheit aus der Bibel schöpft, um zur Bibel zu führen, und dem darum auch das edle Menschliche durchaus nicht fremd ist. Wer in seine Kunst sich hineinlebt und -liebt, dem geht es oft wie eine neue Welt auf, vor der man sinnend und ehrfürchtig und frohlochend steht. Schäfer ist vollstämmlich und von seinem besten Kenner, Konrad Mad, jüngst mit Recht der „Haus- und Herzensfreund des deutschen Volkes“ genannt worden.

Superintendent Adolf Brüssau

Alte Weiden

Unwillkürlich spielt die Phantasie des Menschen und zaubert spulhafte Bilder empor, wenn man im trüben Dämmerlicht eines Spätherbsttages alte Weidenstämme an geheimnisvoll plätschernden Wiesenbächen sieht. Wie geballte Fäuste, die sich aus dem Erdboden emporrecken, stehen sie da. Solche Motive bevorzugten jene Maler, die nicht der nüchternen Sachlichkeit huldigen, sondern lebendige Kunstwerke schaffen, in denen der Zauber weiter lebt und webt, den sie selbst erschauten. Ich denke da an Alexander von Spinger, dessen „Alte Weiden“ im Oktoberheft 1924 des „Fürstlers“ gewiß noch manchen Lesern in Erinnerung sind, oder an Gerb Schniewind, dessen gespenstische Landschaften der „Fürstler“ im Märzheft 1926 zeigte. Solche Empfindungen werden auch wach, wenn man die Bilder von Fr. von Düring betrachtet, die in diesem Heft wiedergegeben sind.

R. A. W.

Schubert und sein Freund Mayrhofer

„Erst lag das Land verschleiert im Nebel vor uns da —
Du sangst, und Sonnen leuchten, und Frühling ist uns nah.“
(Mayrhofer an Schubert.)

Nicht als Trauertag soll die Nachwelt den Todestag eines Großen begehen — sie feiert damit ja seinen Geburtstag zur Unsterblichkeit! Schuberts kurzes, nicht einmal ganze zweiunddreißig Jahre währendes Erdenbafeln, das der Tonkunst so ungeheuer viel hinterlassen hat, gab dem Biographen nur wenig Stoff. Nur aus seinen Freunden — und Schuberts Freundeskreis war groß, dabei auch wertvoll! — kann man auf den Menschen Schubert schließen. Einer von ihnen, der Dichter Eduard von Bauernfeld, charakterisiert die Intimisten davon in seinem Tagebuch (8. März, 1826): „Schöber ist uns allen im Geiste überlegen, im Reden nun gar! Doch ist manches an ihm gekünstelt, auch drohen seine besten Kräfte im Nichtstun zu ersticken. — Schwind ist eine herrliche, reine Natur — nur immer in Särung, als wolle' er sich aufzehren. — Schubert hat die rechte Mischung vom Idealen und Realen. Die Erde ist ihm schön. — Mayrhofer ist einfach und natürlich, obwohl Schöber behauptet, er sei eine Art gemüthlicher Intrigant. — Und ich?! Ja, wer sich selber kannte! Bevor ich nichts Rechtes gemacht habe, bin ich kein Mensch.“

Den sich in vielseitigen Talenten zersplitternden und vor süßem Nichtstun nirgends glücklich landenden Franz v. Schober, der in seiner Großherzigkeit seinem armen Freunde Schubert gegenüber kein Mein und Dein kannte (selbst seine Wohnung stellte er ihm zeitweilig zur Verfügung), liebte Schubert wohl am meisten. — „Nur Dich, lieber Schober, Dich werd' ich nie vergessen, denn was Du mir warst, kann mir leider niemand anderer sein!“ schreibt er an den „göttlichen Kerl“ einmal — und Schubert hat auch Schobers Namen durch die Komposition mehrerer seiner Gedichte, namentlich seines „An die Musik“ mit zu sich in die Unsterblichkeit hinübergewonnen. — Der Maler Moriz v. Schwind ist auf seinem Kunstgebiete, ebenso wie Schubert, ein Liebling der Deutschen geworden. Wer aber Mayrhofer gewesen war, das wissen wenige. Selbst in dem oberösterreichischen Steyr, wo Johann Mayrhofer am 3. November 1787 geboren war, ist dieser Dichter heute so gut wie vergessen. Aber auch er lebt in über vierzig Schubert'schen Liedern weiter fort, die jedoch ihrer düstern, meist antil empfundenen Texte wegen — ausgenommen das süß-melodische „Schlummerlied“, auch „Schlaflied“ genannt (nicht zu verwechseln, wie oft geschieht, mit dem reizenden „Wiegenlied“, dessen in den Schubert-Ausgaben nicht genannter Textdichter gleichfalls ein oberösterreichischer Freund, Anton Ottenwald, gewesen ist), nicht populär werden konnten.

Grillparzer urteilte im Anfang scharf über Mayrhofer: „Diese Gedichte hätten nie gedruckt werden sollen! Sie erklären den Verfasser und der Verfasser erklärt sie; Freunde mochten ihnen im Manuscript vielseitiges Interesse abgewinnen: aber für den Fremden sind sie Rätsel, schwer zu lösen und nach der Lösung oft kaum der Mühe wert, die es gekostet.“ Zwei Jahrzehnte später erkennt aber auch er, welche Anziehungskraft sie gerade für Komponisten haben mußten, denn: „Mayrhofer's Gedichte sind immer wie Texte zu einer Melodie. Entweder zur antizipierten Melodie eines Tonkünstlers, der das Gedicht in Musik setzen sollte, oder es schimmert die Melodie eines gelesenen fremden Gedichtes durch, das er im Innern reproduzierte und mit neuem Texte und neuer Empfindung sich vorfang.“ — Der Lyriker Mayrhofer legte eben seinen Gedichten die Melodie schon ins Herz; Schubert brauchte sie ihnen nur zu entlocken. Schon bloß herausgegriffene Titel einiger der von Schubert ausgewählten Mayrhofer-Gedichte lassen auf ihre Farbe schließen: „Sehnsucht“, „Nachtstück“, „Die Sternenmächte“, „Lied eines Schiffers an die Diokuren“, „Fahrt zum Hades“, „Der zürnenden Diana“, „Antigone und Odius“, „Iphigenie“, „Orest auf Tauris“, „Der entführte Orest“, „Pilotter“, „Aus Heliopolis“ — sie alle sind nur in den späteren Lieberbänden aufzufinden; der populärste erste Band enthält kein einziges Mayrhofer-Lied. Auch zwei in Sprache und Ausdruck hoch über den Operntexten jener Zeit erhabene Dichtungen zu Bühnenwerken hat Mayrhofer für Schubert verfaßt: „Adrast“ und das erst jetzt aus Anlaß der Zentenarfeier im Stadttheater zu Halle a. d. S. zur Uraufführung gelangte heitere Singspiel „Die Freunde von Salamanka“. Die Mayrhofer'schen Dialoge hierzu existieren leider nicht mehr, sondern wurden durch Günther Ziegler ergänzt.

In seiner oberösterreichischen Heimat hatte Mayrhofer in der Jugend mit gleichgesinnten Altersgenossen einen nach dem „Tugendbund“ Deutschlands gedachten politischen Verein gegründet und beteiligte sich auch mit literarischen Arbeiten an den von den Brüdern Joseph (1788—1865) und Anton (1790—1849) Ritter v. Spaun gegründeten „Beiträgen zur Bildung der Jünglinge“, deren Mitarbeiter zum großen Teil aus Schubert-Freunden bestanden. Der ganze Schubert-Kreis verpflichtete sich dann später auch für Mayrhofer's auf dem Subscriptionswege erschienene Gedichte.

Ernst v. Feuchtersleben, der Herausgeber von Mayrhofer's dichterischem Nachlaß, der von diesem Freunde sagte: „Mit mir verband ihn die Gesinnung, wie ihn mit Schubert das Talent verbunden hatte“, schreibt in seinem Retriolog: „Man warf ihm vor, er habe zu sehr den Standpunkt eines Eremiten festgehalten, abgeschlossen von der Welt. Ich weiß für den lyrischen Dichter keinen besseren. Es ist die Vogelperspektive, aus der er dem wüsten Getriebe ruhig von seinem klaren Himmel zusieht.“

Man mußte damals eben ein trauriger oder lustiger Einsiedler werden, wie Richard Guttman die Atmosphäre des geistigen Wien der Schubert-Zeit treffend schildert: „Bei der Flachheit des Wiener öffentlichen Lebens, die damals von der Regierung und Polizei durch die unglaublichsten Mittel (Bücherzensur!) erhalten wurde, lag der Mehrheit der geistigen Elite eine tiefe, resignierte und resignierende Philosophie im Stile Hartmanns am nächsten. Man mußte glücklich sein, man mußte in die Tiefe der eigenen Individualität langen. Und es kann uns daher nicht wundern, wenn wir gerade in dieser Epoche (etwa 1792 bis 1840) eminent, ja absolut sittliche Gestalten wie Grillparzer, Mayrhofer, Feuchtersleben usw. in einer für jeden fest abgegrenzten Eigenart antreffen, die uns beinahe unverständlich ist. Denn dieses ‚Aus-sich-selbst-Herauswachsen‘ und dieses ‚In-sich-selbst-Vertiefen‘, das damals Pflicht war, ist im freizügigen, modernen Ströme der Öffentlichkeit wohl die schwierigste Kunst geworden.“

Auch Grillparzer hat zu den begeistertsten Verehrern von Schubert gehört; er hat ihn angebetet, die poetischen Verse auf seinem Grabmal erfunden, und Schubertsche Musik war es auch gewesen, die seinem Gedichte an Rathi Fröhlich: „Als sie, zuhörend, am Klavier saß“, zugrunde lag. Auf der im „Schubert-Museum der Stadt Wien“ befindlichen Sepiazeichnung von Schwind: „Ein Schubert-Abend bei Joseph Ritter v. Spaun“, finden sich alle soeben Genannten: Schubert, Bauernfeld, Schöber, Schwind, Mayrhofer, Feuchtersleben und Grillparzer mit noch vielen andern aus dem Schubert-Kreise vereinigt. Schwind, dessen zahlreichen Zeichnungen, namentlich auf der „Lachner-Rolle“, wir ja das lebendigste Bild von Schuberts Wesen und Umwelt verdanken, zeigt auf diesem „Schubert-Abend“ auch noch einen zweiten Mayerhofer (man beachte das e in diesem Mayer—!); dieser war aber der Shakespeare-Übersetzer Ferdinand Febr. Mayerhofer v. Grünbühel, nach dessen Verdeutschung von „Antonius und Kleopatra“ Schubert das „Trinklied“ komponiert hat.

Viele Dichter haben ihre Kompositionen gelannt, aber ein solches Freundes- und wechselseitiges Schaffensverhältnis, wie es zwischen Mayrhofer und Schubert stattgefunden hatte, bleibt einzigartig. Selbst das Zusammenarbeiten von Hofmannsthal und Strauß kann hiermit nicht verglichen werden, denn „erst mein Verhältnis zu Schubert hat den Dichter in mir zur Reife gebracht“, gestand Mayrhofer selbst von sich, und von seinem Gedichte „Memnon“ meinte er: „Es klärt sich erst durch Schuberts Töne.“ Eine damalige Besprechung dieses Liedes in der „Wiener Zeitschrift für Kunst“ urteilte über die Komposition: „Das Klingeln der Memnonssäule ist treffend in die Begleitung verwebt: es gibt dem Ganzen Ton und Haltung. Auch der originale Charakter der Melodie ist zu bemerken; sie entspricht, von der gewöhnlichen sentimentalen Manier sich entfernend, mehr der antiken Gefühlsweise durch Ernst und einen ruhigeren Klage-ton, und zwar mit um so größerem Rechte, da es Memnon ist, der klagt.“

Mayrhofers „Landsmann und ältester Freund“, wie er ihn selbst nennt, Joseph v. Spaun, dessen „Memoiren“ die Schubert-Biographen viel entnahmen, spricht darin auch von Mayrhofers musikalischer Anlage: „... Er besaß ein ausgezeichnetes feines Gehör und große Liebe für Musik. Als Mayrhofer einige Lieder von Schubert gehört hatte, machte er mir Vorwürfe darüber, daß ich ihm Schuberts Talent viel zu wenig gerühmt hatte. Mayrhofer sang und pfiff den ganzen Tag Schubertsche Lieder, und Dichter und Tonsetzer waren bald die besten Freunde.“

Sie hatten eine Zeitlang sogar auch zusammen gelebt. Das große Sinshaus auf der Wipplingerstraße — seine alte Nummer war 420 — in der „Innern Stadt“ (dem I. Bezirk von Wien), in dem Mayrhofer seinen mittellosen genialen Freund von 1819 bis 1821 in sein einziges überbezeichnetes Zimmer, das vorher von Theodor Körner bewohnt gewesen war, aufnahm, ist längst demoliert; wie es dort aber einst ausgesehen hatte, beschreibt Mayrhofer acht Jahre nach diesem Beisammensein in einem aus Tagebuchblättern zusammengestellten Nachruf: „Mein Verhältnis zu Franz Schubert wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund (der ebengenannte Spaun) mein Gedicht ‚Am See‘ zur Komposition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre später gemeinsam bewohnen sollten.“

Es war in einer düstern Gasse. Haus und Gemach haben die Macht der Zeit gefühlt; die Wade ziemlich gesenkt, das Licht von einem großen, gegenüberstehenden Gebäude beschränkt, ein überpieltes Klavier, eine schmale Bücherstille. So war der Raum beschaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht mehr entschwinden wird.“

Schon 1816, zwei Jahre nach der ersten Bekanntschaft, hat Mayrhofer an den erst Neunzehnjährigen ein Gedicht: „Geheimnis“, gerichtet, das Schubert, mit seinen Tönen verherrlicht, in die Welt hinaus schickte, die nicht ahnte, daß mit diesem Liebe der Komponist selbst gemeint war. Später (1822) widmete ihm Mayrhofer das Gedicht: „An Franz!“, in dem er auf ihr Zusammenwirken anspielt:

„Doch laß uns treu, bis sich dem Willen
Die Bildung und die Kraft gesellt,
Als Brüder redlich bau'n im stillen
An einer schönern, freien Welt;
Sie ist es nur, der ich gesungen,
Und ist sie — sei das Lied verklungen!“

Mayrhofers Freundesliebe zu Schubert grenzte fast an Eifersucht; dem „Einsamen“, der zu all seiner angeborenen Schwerblütigkeit auch noch an einer unglücklichen Liebe krankte, war Schuberts anregender, tröstlicher Umgang zu einer Lebensnotwendigkeit geworden. Während einer mit Bauernfeld unternommenen Reise in seine, von Schubert „himmlische Gegend“ genannte oberösterreichische Heimat, aus der der Lebensunfrohe immer wieder seilich geträgt, mit neuen Nerven, neuen Hoffnungen und auch neuen Gedichten nach Wien zurückkehrte, bittet er Schubert in einem gemeinsam mit Bauernfeld geschriebenen Briefe: „... Schreib mir auch, wenn Du willst, oder spare es vielmehr, bis ich ganz allein bin — dann brauch' ich es notwendiger!“

Mit den Jahren drängten sich aber doch „geänderte Lebensanschauungen“ zwischen die beiden; es war schwer mit Mayrhofer zu verkehren und wurde schwerer, je mehr seine allmählich in Gemütskrankheit übergehende Hypochondrie zunahm. Es kamen sogar Zwistigkeiten, die, als die Freunde nicht mehr beisammen wohnten, wegen der großen „räumlichen Entfernungen in Wien“, wie Mayrhofer selbst sagte, nicht mehr gänzlich behoben werden konnten. Diese Mißstimmungen nagten bitter an Mayrhofer, sie nahmen ihm alle Schaffensfreude, und mit Schuberts Tode war schließlich Mayrhofers Muse auch tot. Ein Gedicht: „Nachgefühl an Schubert“, sang er dem nun auf ewig Verlorenen noch nach und schrieb ihm dann auch noch den bereits erwähnten, 1829 in „Hormayrs Archiv“ erschienenen Nachruf, den er mit den Worten schloß: „Mir war und bleibt Schubert ein Genius, der mich mit angemessenen Melodien durchs Leben — bewegt und ruhig, räthselhaft und wechselnd, verworren und leicht wie es ist — treulich geleitet.“ — — —

Als Feuchtersleben mit seiner „Diätetik der Seele“ den menschenfreundlichen Zweck erstrebte, Melancholikern, insbesondere „Hypochondern“ einen Ausweg aus dem finstern Labyrinth ihres gemütswunden Gedankenganges weisen zu können, hatte er meist die Rettung seines von ihm so hochgeschätzten Freundes Mayrhofer vor Augen, den er in diesem berühmten Buche einmal als einen „großen Herzenskenner“ anführt, und darin, als Tröstung, auch aus einem seiner Gedichte zitiert:

„Alles leidet! Ich allein
Soll erhaben über Schmerzen,
Unter Gräbern glücklich sein?“

Dieser „unglückliche Dichter“, wie ihn Feuchtersleben an dieser Stelle nannte, machte aber, trotz aller Freundesmühe, seinem Leben dennoch selbst ein Ende, indem er sich (am 5. Februar 1836) vom Fenster eines hohen Stockwerks seines Amtsgebäudes auf die Straße stürzte.

Um den Freitod dieses reinen Idealisten zu begreifen, muß man sich über das, das ganze Literaturtreiben des damaligen Österreich vergiftende Zensurwesen im klaren sein, das selbstdichtende, strupellose Zensoren — „Polizei-poeten“ nannte man sie verächtlich! — freilich nicht berührte, aber eine edelsensible, gleichzeitig aber streng-gewissenhafte Natur, wie die Mayrhoferers, durch den Zwiespalt seiner inneren Überzeugung und den Pflichten seines Amtes — er war „R. L. niederösterreichischer Regierungskonzipist und Bücherrevisor“ — wohl zur Verzweiflung bringen konnte. „Mayrhoferers Dasein ist die Tragödie eines freien Geistes. Durch ungeheuren Fleiß und Willen hat er sich aus den Klauen einer klerikalen Erziehung befreit, floß aus der Enge der Klosterzelle zum Geiste Goethes. Sein Beruf, der ihm das tägliche Brot brachte, hat seine Seele vergiftet. Ein Anhänger klassischer, kosmopolitischer Freiheit zu sein und dabei indirekt ein Werkzeug zur Anebelung jeglicher höheren Geistesregung abzugeben, diese Erkenntnis tötete ihn.“ (Guttmann.)

Von sich selbst hatte Mayrhofer einmal gesagt, er könne „zerbrochen, aber nicht verwandelt werden“. Als er nun denn wirklich zerbrach, da rief ihm Feuchtersleben, der in seiner tiefen Erschütterung Mayrhofer zwei Gedichte, „Nachruf“ und „Requiescat“ widmete, in letzterem die poetischen Abschiedsworte nach:

„Das Große war zu allen Zeiten einsam.
Du warst es auch. Zu tief hast du's gefühlt,
Hast deines Strebens Fluch in dich verschlossen,
Bis sich der Letzte über dich ergossen
Und Qual und Bangen von dir weggepülte!“

M. von Leinburg

Michael Praetorius

zum Erscheinen der Gesamtausgabe seiner Werke

Die etwa um das Jahr 1600 in Italien eintretende Wandlung des musikalischen Stils, die gekennzeichnet wird durch die Entstehung der Oper, das Auftreten der selbständigen Instrumentalmusik, sowie des konzertierenden Sologefanges strahlen Anregungen aus auf die in Deutschland wirkenden Tonschöpfer, sei es, daß diese die neue Musik in Italien selbst studierten oder daß sie diese aus gedruckten Werken in der Heimat kennenlernten. Die Einflüsse jener Kunst finden wir ganz deutlich ausgeprägt bei Hans Leo Hasler, Eccard und ebenso bei Michael Praetorius. Geboren als Sohn eines von Bausen nach Thüringen eingewanderten Predigers, ist Praetorius im Jahre 1571 in Creuzburg a. d. Werra. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Lateinschule in Torgau und auf der Universität in Frankfurt a. d. Oder. Mit 25 Jahren wird er Organist und Kapellmeister am Hofe zu Braunschweig-Wolfenbüttel; daneben bekleidet er das Amt eines „Kapellmeisters von Hause aus“ des Dresdener Hofes, womit gesagt ist, daß er für den Kurfürstlichen Hof Kompositionen zu schreiben und bei besondern Gelegenheiten persönlich als Kapellmeister zu wirken hatte. Bereits im Jahre 1621 starb der Meister in Wolfenbüttel.

Praetorius ist eine erstaunlich reich und vielseitig veranlagte Natur, schöpferisch nicht nur als Komponist, sondern auch auf musikktheoretischem Gebiet; er muß als der erste bedeutende deutsche Musikgelehrte bezeichnet werden. Ein feines, neid- und selbstloses Wesen zeichnet ihn

aus, ein reger Forschergeist trieb ihn an, wertvolle Schöpfungen anderer Meister dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen, ihre Verbreitung zu fördern, oft unter persönlichen, geldlichen Opfern. Etwa 3000 Tonsätze hat Praetorius teils selbst geschaffen, teils gesammelt und bearbeitet. In den Jahren 1605—1610 veröffentlichte er die erste große Sammlung unter dem Titel „Musae Sioniae“. Sie enthält 1244 Gesänge, die von der Zweistimmigkeit bis zu zwölf Stimmen anwachsen; 1611 erschien eine Sammlung englischer und französischer Tänze; 1617 zwei bis sechzehnstimmige Konzertgesänge, die dem Landgrafen Moriz von Hessen, dem Sohnner Heinrich Schütz gewidmet waren; 1619 Fried- und Freudenlieder in zwei Bänden. Praetorius' Kunst wurzelt zunächst in der machtvollen Art der Venetianischen Schule, dann aber in dem neuen Generalbassstil, der ihn zu Choralbearbeitungen mit eigenartiger, höchst wirksamer Instrumentalbegleitung und Zwischenspielen veranlaßte, die als wichtige Vorläufer der Choralkantate zu betrachten sind. Sein theoretisches Hauptwerk ist das „Syntagma Musicum“ (1614—1618). Von den geplanten vier Bänden sind nur drei vollendet worden. Der erste enthält geschichtliche und theoretische Betrachtungen, der zweite eine Instrumentenkunde mit Abbildungen und ist dadurch von außerordentlich geschichtlichem Wert, der dritte gibt Beschreibungen der zu jener Zeit verwendeten musikalischen Formen, sowie Anweisungen zur Ausführung des Generalbasses und Ratschläge für die Gestaltung von Gesangs- und Instrumentalkapellen. Praetorius' künstlerisches Ansehen war groß, sein Einfluß bedeutend. Die Feinheit seiner seelischen Artung, die Härte seines Wesens finden in seiner Musik einen deutlichen Niederschlag.

So ist es freudig zu begrüßen, daß im Verlage von Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel-Berlin, eine Gesamtausgabe seiner musikalischen Werke zu erscheinen beginnt: Friedrich Blume — in Verbindung mit Arnold Mendelssohn und Willibald Gurlitt — ist der Leiter dieses verdienstvollen Unternehmens. Eröffnet wird die Gesamtausgabe mit den „Musae Sioniae“, von denen bis jetzt drei Lieferungen veröffentlicht sind. Es ist natürlich nicht möglich, auf die einzelnen darin enthaltenen Werke einzugehen, nur soviel sei gesagt: der Reichtum ist ein überquellender. Kostbarkeiten wie die achtmässigen Chöre der ersten und dritten Lieferung „Allein Gott in der Höh“, „Gott der Vater wohn' uns bei“, „Vater unser im Himmelreich“ müßten schnellste Verbreitung finden. Die Schwierigkeit ihrer Wiedergabe ist durchaus nicht groß, selbst kleine Chöre können sie, liebevollen Eifer vorausgesetzt, überwinden. Die zweite Lieferung bietet einige ungemein feine vierstimmige Weihnachts- und Neujahrsgefänge von einfachster Gestaltung und dennoch sattem Chorklang. Außerlich sind die Hefte vornehm und gediegen gehalten, der Druck ist von wohlthuender Deutlichkeit. Eröffnet wird die Ausgabe durch Luthers schöne Lobrede auf die Musik, mit der wundervoll-poetischen Ausdeutung der kontrapunktischen Kunst. Außerdem findet man das Originaltitelblatt der „Musae Sioniae“ in sehr schöner Wiedergabe und Praetorius' Vorrede zu seinem Werke. Ein ganz großes Verdienst der Ausgabe aber besteht darin, daß sie praktisch verwendbar ist und keiner Bearbeitung mehr bedarf, sich also sofort lebendig auswirken kann. Möge der Verlag bei der Ausgabe von Chorstimmen darauf sehen, daß die Texte der hauptsächlichsten Strophen unter die Noten und nicht für sich gesondert gedruckt werden. Die Erfahrung zeigte mir, daß im zweiten Fall die Wiedergabe unnötig erschwert wird. — So ist nur zu wünschen, daß die Kirchen- und Madrigalchöre Deutschlands eine eifrige Pflege der Musik des Praetorius beginnen mögen. Abgesehen von ihrem hohen Eigenwerte, ist gerade sie am besten geeignet, das Verständnis für die herberen und großartigeren Meister Hayler und Schütz vorzubereiten und zu unterbauen und so die innere Verbindung mit J. S. Bach herzustellen. Damit würde dann die ganze religiös-schöpferische Kraft des deutschen Protestantismus der ersten zwei Jahrhunderte seines Bestehens wieder lebendig und fruchtbar werden.

Professor Richard Weg, Erfurt

Türners Tagebuch

Primat der Außenpolitik? / Englischer Umschwung / Die Poincaré-Krise / Der Panzerkreuzer / Luftschut-Verweigerer / Weltanschauung und Außenamt / Preussisches Konkordat / Der Eisenstreik / Folgerungen / Hugenberg / Stahlhelm, Volksbegehren und Verfassungsdurchsicht / Reichserneuerung / Der Primat des Charakters

Den Primat der Außenpolitik fordert Stresemann. Sie soll die führende Sorge des deutschen Volkes sein.

Man versteht das. Ein amerikanischer Selfmade sagte, er gäbe keinen Maiskolben für einen Menschen, der — und wenn er nur Laufbursche wäre — sich nicht für das Schwungrad des ganzen Betriebs halte. Nun gar erst des Reiches Außenminister!

Und doch liegt ein Irrgang in dem Ausspruch. Ist erfolgreiche Außenpolitik überhaupt nur denkbar ohne gesunden Innenzustand? Wirkt nicht jeder Umschwung daheim sich allzugleich auf Weltwollen und Weltgeltung aus?

Wir sahen es gerade jetzt wieder an allerlei Vorgängen in England.

Das Flottenabkommen war ein häßlicher Streich. Sowohl gegen Amerika wie gegen uns. Chamberlain ist ja trotz des unsrem Botschafter einmal zugebrachten Freundschaftsbechers auch heute noch keineswegs unser Freund. Soeben hat er erst in Kanada die französische Entente gerühmt und behauptet, auf ihr beruhe die Zukunft.

Ihm fehlte infolge des langen Urlaubs die Fühlung mit London. Das englische Volk ist nämlich stark erbittert über diese Zettelungen. Lloyd George geißelt sie als abgrundtiefe Unredlichkeit. Sie seien ein Vertrag, den Vertrag zu Versailles nicht auszuführen. Man wehe sein Messer an den Stufen des Friedenstempels.

Das Kabinett lenkt daher ein. Lord Cusendun erklärte im Oberhaus, das Abkommen sei nichts gewesen als ein politischer Versuch. Ein mißglückter, drum gebe man ihn auf. Nichts bleibe übrig; wirklich rein gar nichts. Briand habe freilich wegen eines Bündnisses angebohrt; allein ohne Erfolg, sogar ohne Antwort.

Auf dem Lordmayors-Essen beflüß man sich demgemäß der Deutschfreundlichkeit. Man begrüßte unsren Botschafter als Vertreter eines tapferen Volkes. Baldwin wiederholte das lockende Wort Wilsons vor dem Waffenstillstande, daß es weder Besiegte noch Sieger gebe. Leider ist es inzwischen öfter vergessen gewesen. Churchill fand sogar, daß die künftige Wohlfahrt Europas sich gründen müsse auf die von Lasten freie deutsche Wirtschaft und das geräumte Rheinland.

Woher dieser vorerst freilich bloß rednerische Umschwung? Rein aus inneren Zweckmäßigkeitsgründen. Das Kabinett muß ernstlich fürchten, unter die Räder zu kommen bei der Frühlingswahl. So mußte es abschwenken. Auch in der Kerferdistanfrage. Frankreich bestehe darauf, entschuldigte Baldwin, weil die Wehrpflicht ein

demokratischer Grundsatz sei. Stilvoll, nicht wahr? Als man mit Hilfe des Weltkriegs zum Besten des Weltfriedens uns Deutschen demokratische Grundsätze beibrachte, da hat man uns also gerade den, worin Frankreich den Eckstein erblickt, als friedensstörend aberkannt.

Aber wenn die Frechheit sich überfrecht, dann wird sie lächerlich. Die „Daily News“ erklärte bereits, das englische Volk lasse es einfach nicht zu, daß das Kabinett bei so was den Pilatus spiele, also seine Hände in Unschuld wasche.

In Frankreich kam es sogar zu einer Ministerkrisis. Wegen der geistlichen Orden und der Steuerreform. Allein die Rabitalsozialisten linker Hand nannten dabei Frankreichs Diplomatie doppelzüngig. Wem man denn nun eigentlich glauben solle, den Friedensredern Briands oder den Heereskrediten Painlevés?

Unsre Ritter vom weltbrüderlichen Hoffungsdufel sind allerdings enttäuscht. Poincarés kam wieder und überdies mit einem noch folgameren Kabinett. Die Nationalistenpresse wünscht jetzt sogar seine Diktatur, damit er seinen starken Daumen aufs deutsche Auge drücken könne. Vorab die Blätter des Großparfümeurs Coty; wahrscheinlich ließ bei uns der Absatz seiner Narden und Duftwässer nach.

Es gibt keine herzhaftige Außenpolitik ohne festen inneren Rückhalt. Insofern haben die Heimdinge unverkennbar den Primat.

Bei der Sozialdemokratie, gerade weil sie so unwöllisch denkt, hatte sie ihn freilich schon immer. Eine schwarzweißrote Fahne regt sie mehr auf als das feindliche Flottenabkommen, und bei einer Ansprache Geldtes macht sie die Ohren spitzer als bei der Genfer Spottrede Briands. Als nach dieser deutschnationale Blätter für den Kanzler Müller Partei ergriffen, trumpfte sie der „Vorwärts“ ab mit dem Einwurf, sie möchten sich doch ja nicht etwa einbilden, daß die sozialdemokratische Außenpolitik sich ändere durch den Vorfall.

Das gerade macht uns so schwach. Wir setzen nichts durch, weil sich Hinz mit Runz balgen muß. Wer im Parteimachthunger aufgeht, den inneren Haß schürt, zum Klassenkampf aufruft, der arbeitet an der deutschen Dauerknechtschaft.

In Paris, noch mehr in Warschau hat man mit Schmunzeln von dem Antrag Wels gehört.

Unsre rabitale Linke schmückt sich mit der Flagge des Frankfurter Parlaments. Mit heißem Eifer bestreitet sie immer jeden Unterschied zwischen ihm und ihr. Hier haben wir ihn. Die Alt-Schwarzrotgoldnen von der Paulskirche haben die deutsche Reichsmarine gegründet und gegen die Dänen geschickt; für die Neu-Schwarzrotgoldnen hingegen genügt der Versailler Abbau noch nicht einmal, sie streichen selbst daran noch weiter ab.

Wenigstens nahmen sie den Anlauf dazu. Allein der Versuch ging ebenso kläglich fehl wie das verspottete Volksbegehren des kommunistischen Brüderleins.

Nun höhnen natürlich die Räteroten. Der Antrag war ja weiter nichts gewesen als ein Wettstreitstückchen gegen sie. Als Notmaßnahme gegen Stimmenverlust; um zu zeigen, daß man keineswegs weniger wehrfeindlich sei, machte man eine ähnliche Riste auf. Demgemäß trat auch Wels vor den Reichstag wie ein Standpauer und gab selbst den Geschmadvolleren unter seinen Fraktionsgenossen Anstoß. Die Bürgerlichen aber haben sämtlich der dummdreisten Mache erbittert heimgeleuchtet.

Den Parteiministern wurde mit ihr eine schwarze Suppe eingebracht. Sie hatten, ehe der Kummel anfang, im Kabinett arglos für den Baubeginn gestimmt. Jetzt verlangte die Fraktion, daß sie als Abgeordnete sich selber verleugnen sollten. Wie die schließenden Unteroffiziere sind sie denn auch eingeschwenkt; der Welschen Losung gehorsam, es sei besser, mit der Masse zu irren, als im Rechte zu bleiben wider sie.

Gleichwohl schieden sie, was doch das demokratische System eigentlich verlangt, aus dem Ministerium nicht aus. Die Fraktion wollte es nicht und verriet dadurch, daß ihr Wille zur Macht stärker ist als ihr Fahneleid zum Grundsatz. Sie will nur Führer haben, die Geführte sind.

Denen auf höherer Warte gab der Vorfall einen Rud. Wo soll es, so fragt man sich, hinaus mit dem Reich? Es wird regiert von Ministern, die ihrerseits regiert werden von einer Partei, worin jeder bolschewistische Unfug Anklang und Nachfolge findet. Wenn ein paar verhezte Wirrköpfe schreien, dann bringt man aus Stimmzettelangst das Opfer des Vaterlands.

Zwar wird der umstrittene Panzer ja nun doch gebaut. Der Vorfall lehrt indes, mit welchen Erfolgen die gemeingefährliche Liga für Menschenrechte arbeitet. Sie ist bereits eine Macht, der die Sozialdemokratie sich nicht zu widersehen wagt. Unermülich reißt der General von Schönau; in der Verftiegenheit dessen, der den alten Beruf verdammt, die alten Feldzeichen zertritt, wirbt er Kriegsdienstverweigerer selbst im Falle gerechtester Feindesabwehr.

Denn alles ist diesen Leuten Angriff und Militarismus. Sogar der Luftschuß.

Noch haben wir gar keinen. Da jedoch dadurch der friedliche Bürger samt Frau und Kind dem feindlichen Giftgaswurf wehrlos preisgegeben ist, wird die Sorge dafür zur drängenden sittlichen Pflicht einer helläugigen Regierung. Reichsinnenminister Severing hat die Sache dem Reichswehrminister zugeteilt. Darüber fährt die „Leipziger Volksztg.“ auf wie bei einem Hornissenstich. Bedürfte es weiteren Zeugnisses? „Unter der harmlosen Maske eines Schutzes für das Volk wird militärisch aufgerüstet.“ Das ist nun schon ein Gehirnerschütterer, wofür der Politiker aufhört, zuständig zu sein. Leider haben Politik und Geisteskrankheit mehr miteinander zu tun, als man gemeinhin voraussetzt. Der stärkste Bundesgenosse unsrer Feinde waren Seelenstörungen bei uns und ihm.

„Vergessen Sie nie,“ so schärfte Friedrich der Große seinen Gesandten ein, wenn er sie auf ihre Posten entließ, „daß 180000 Bajonette hinter Ihnen stehen.“ Worauf aber kann sich denn unser Außenminister stützen? Auf ein Volk, das kein stolzeres Recht des freien Mannes kennt, als sich vom Ausland so viele Fußtritte geben zu lassen, wie diesem paßt. Die Welt aber sagt sich: „Sollen wir uns aufregen über Versailles, wenn es die Deutschen selber nicht tun? Sie wollen es ja gar nicht besser, also besteht das Diktat zu Recht.“

Der Parteimann, wie er sich im neuen Reich entwickelt, verliert jedes Gefühl für Billigkeit. Aller Freisinn fällt jäh von ihm ab, sobald er dem politischen Gegner zugute kommen müßte.

Der Fall Hufmann ist gewiß ungeklärt. Aber es mutete doch seltsam an, wenn die Linkspresse, die sich sonst so vorurteilsfrei gebärdet, die Nachricht, der Losgesprochene wolle jetzt Jura studieren, mit Achselzucken begleitet, da ja später Staatsdienst und

Anwaltschaft doch ausfielen. Es wird sogar der Verdacht geäußert, „Kräfte religiös-politischer Natur“ hätten an seinem Freispruch gearbeitet, denen daran lag, zu verhüten, daß einer der Ibrigen gepackt werde von der Faust der Justiz. Alles darum, weil vor Gericht zur Sprache kam, daß Huzmann zuweilen mit Stahlhelmlenten verkehrte und auch ein Weichen dem Bichelkränzchen angehört hat. Das genügt zu lebenslänglicher Bemerkelung trotz des Freispruchs.

Ist nicht überhaupt heutzutage die Parteiliche aller Dinge einziger Maßstab?

Bisher hat das Zentrum die Politik Stresemanns unterstützt. Seit einigen Wochen wird sie angefeindet. Das liege am Auswärtigen Amt, das einseitig zusammengesetzt sei. Es fehlten, so sagte ein Redner, in ihm die Leute seiner Weltanschauung.

So heitlich auf einmal? Das Zentrum arbeitet sonst ohne Bedenken mit Leuten jeder Farbe, wofern es bloß politischen Vorteil bringt. Die preußischen Ministerien sind im besten Einvernehmen fast ganz zwischen materialistischer und katholischer Weltanschauung reinlich aufgeteilt. Und neuerdings betreibt man mit den Konkordationsfreunden vom Freidenkertum sogar das aussichtsvolle Geschäft des Konkordats.

In aller Stille formte sich der Entwurf. Er soll schon fertig sein, aber noch umgibt ihn ängstliche Heimlichkeit. Es gehört von den preußischen Regierungsmännern, die doch durch die Bank diplomatische Laien sind, ungemein viel Selbstvertrauen dazu, daß man sich auf dies Geschäft einließ. Den päpstlichen Unterhändlern geht ja der geschichtliche Ruf sieghafter Geschicklichkeit voraus:

„Denn kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.“

Nach dem völligen Wandel der Dinge durch den Umsturz bedarf es neuer Vereinbarung zwischen Kirche und Staat. Es wurde aber verkündet, daß man mit allen Religionsgesellschaften gleichzeitig ins Reine kommen wolle, und was war sachgemäßer als dies?

Davon ist jetzt keine Rede mehr. Mit dem päpstlichen Nuntius allein wurde verhandelt. Die sozialdemokratische Presse streut manches Wort aus, das aufhorchen macht. Die Partei lasse sich von den evangelischen Kreisen keinesfalls in Schleppe nehmen; Lebensinteressen der Arbeiter würden ja durch das Konkordat nicht berührt. Das weckt den Verdacht eines bereits abgemachten Tauschgeschäfts.

Als Bayern mit der Kurie abschloß, gefellte man dem katholischen Konkordat ohne weiteres einen evangelischen Staatsvertrag. Will das auf seine Demokratie so stolze preußische Kabinett die Parität weigern, der das klerikale bayrische selbstverständliche Rechnung trug? Gedentt sie der evangelischen Landesmehrheit zu versagen, was sie einer Minderheit zugestehet?

Ohne Frage hat dem katholischen Bekenntnis zu werden, was ihm gebührt. Nicht darum geht es. Allein was ihm recht, das ist dem protestantischen billig. Die preußischen Landeskirchen fordern daher mit Nachdruck auch ihren Staatsvertrag. Wird er abgelehnt, dann ist dies ein Beweis, daß auch hinter dem Konkordat wieder ein Gib- und Nimm-Handel der beiden Hauptregierungsparteien Preußens steckt. Dar-

aus würde nichts Geringeres werden als ein evangelischer Kulturkampf. Hält man denn für gar so leicht?

In der Kontordatsfrage scheinen Zentrum und Sozialdemokratie also einig zu sein. Im Eisenkonflikt hingegen sind sie es nicht, so sehr es nach außen hin so aussieht. Er entsprang vielmehr gerade zu einem guten Teil ihrem heißen Wettstreit um die Arbeitergunst.

Wenn ein neuer Tarif bevorsteht, überbieten die Forderungen der freien und der christlichen Gewerkschaften einander gern und treiben so die Ansprüche empor. Sie waren auch diesmal doppelt so hoch wie der Schiedspruch gewährt hat. Der Reichsarbeitsminister erklärte ihn für verbindlich. Die Arbeitgeber weigerten sich. Das sei eine Schraube ohne Ende; ihr Entschluß entspringe ihrer Verantwortung für die deutsche Wirtschaft, die darunter erliegen müsse bei ohnehin verschlechtertem Markt. So kam es zur Aussperrung.

Beide Teile beschuldigen sich gegenseitig und begründen dies mit Angaben, die der Laie nicht nachzuprüfen vermag.

Daß der Arbeiter das Möglichste verdienen will, ist sein gutes Recht. Dies stößt aber leider an eine unübersteigliche Schranke, sobald sich dadurch die Ware so verteuert, daß sie auf dem Weltmarkt nicht mehr gekauft wird, weil das Ausland sie billiger herstellt. Stockt dadurch der Absatz, dann verkleinern sich die Betriebe, legen wohl gar still und der Arbeiter wird brotlos, weil er zuviel gefordert.

Nach diesem volkswirtschaftlichen Gesetz regeln sich die Löhne allerorten. Bei uns kommt jedoch üblerweise hinzu, daß diese Schranke tiefer liegt als anderswo. Unse Industrie ist eben durch unsre großzügige Arbeiterwohlfahrt, namentlich aber durch Dawes, mit zwei schweren Vorzugshypotheken belastet. Das ist der Anteil des Wertmanns an der Reparationslast, die nun einmal jedem Deutschen, auch dem Säugling, schon die Schulter drückt. Leider wird dies dem Arbeiter von seiner Presse niemals klar gemacht. Geschähe es, dann fiel sein Haß nicht auf den Fabrikherrn, sondern auf die Ausbeuter von Versailles, und man käme leichter überein im Lohnstreit.

Der Reichsarbeitsminister hat die Arbeitgeber auf einen Tarif verpflichtet, der sie nach ihrer Angabe mit Verlust zu arbeiten zwingt. Der andere Teil bestreitet es. Beweis wie Gegenbeweis sind eine Sache des mitunter sehr spitzfindigen Rechenschaftes. Aber völlig losgelöst betrachtet: Darf das Reich jemanden hindern, sein Wert zu schließen, wenn er beim Weiterbetrieb sein Vermögen einbüßert?

Jedenfalls liegt eine ungeheure Verantwortung auf dem, der den Entscheid fällt. Da erhebt sich denn sogleich das Bedenken: Kann in einem Streite zwischen Eisenherren und Eisengewerkschaften der gegebene Schlichtungsbittator ein Mann sein, der sein Berufsleben als Metallarbeiter, seine politische Laufbahn als Gewerkschaftssekretär begann? Der heute noch in der Weise, wie der Panzerkreuzer verriet, von der Partei abhängt, deren Kern aus Gewerkschaften besteht? In jedem Gerichtshof würde unter solchen Umständen ein Richter sich selber für befangen erklären oder anderenfalls auf Einspruch für befangen erklärt.

Früher sind Minister nichts als Beamte gewesen. Ja sogar der Reichstagspräsident schied mit seiner Wahl, damit er nur ja völlig voraussetzungslos dastehende, aus seiner Fraktion aus. Scheidemanns neues Buch schildert, wie ihn Ebert, als er trotzdem

zu einer Parteifitzung erschien, abkanzelte und förmlich hinauswies. Heute hingegen ist jedem Rabinettsglied gestattet, die Befangenheit des Parteimanns in sich nach eigenem Ermessen auszugleichen mit der zwingend nötigen Unbefangenheit des Ministers.

Es wurde viel bemerkt, daß auch die deutschnationalen Arbeiterbünde heftig aufbegehrten gegen die beiden Teilen und überdies der Gesamtheit dazu so verhängnisvolle Aussperrung. Unter den Betroffenen seien Zehntausende ihrer Mitglieder. Dem Gedanken der Volks- und Wertsgemeinschaft werde dadurch ein arger Stoß verfeßt.

Selbst Hugenberg sprach warmen Anteil aus. Da man gerade ihn die Seele des Beschlusses der Arbeitgeberverbände genannt hatte, erklärte er seine volle Schuldlosigkeit.

Bisher „getarnte Gewalt“, ist er ja nunmehr der bestallte Führer der Deutschnationalen Partei geworden. Da man ihn als den Widersacher jeder mittleren Linie, als Befürworter rüchhaltlosen Austrags aller Gegensätze kennt, ist alles gespannt, wie sich das auswirken will.

Bisher hat er die Warnung der „Deutschen Tagesztg.“, daß allzu scharf schartig mache, befolgt. Er hat weder mit der Lambachschen Richtung aufgeräumt, noch etwa den Panzerkreuzer benutzt, eine Reichstrife heraufzubeschwören, die sofort eintrat, wofern seine Fraktion sich bloß der Stimme enthielt.

Das ist aber gut so. Ein schroffer Rechtskurs würde die Partei spalten, und eine Folge wäre deren Einflußlosigkeit, also mittelbar eine Festigung des durch die Malwahlen bedingten Linkskurses.

Auch der Stahlhelm sollte nicht anders werden wollen, als er ist. Als Pfleger des deutschen Wehrgedankens bleibt er für unser Volk eine Notwendigkeit und müßte gegründet werden, wäre er nicht schon da. Aber iden kann er seine Aufgabe nur, wofern er sich auf höhere Warte als die Sinne der Partei stellt.

Daher ist sein Plan eines Volksbegehrens ein Fehlgedanke, der auch taktisch mit einem Fehlschlag enden wird, wie alle Volksbegehren vor, mutmaßlich auch nach ihm. Das liegt an dem Verfahren, insofern die stärkste aller Parteien, die der Nichtwähler nämlich, allemal für die Ablehnung in die Wagschale fällt.

Dem Vorschlag, die Verfassungsartikel 37 und 54 zu ändern, kann man an sich natürlich durchaus gewogen sein. Allein, ist so eine begriffliche Staatsrechtsfrage etwas, was den Urwähler an die Urne treibt?

Warum auch bloß geflickt und nicht lieber gleich ganze Arbeit? Man gestatte einen hausbadenen Vergleich.

Der alte Soldat weiß, daß die Truppe bereits eine Stunde nach dem Ausmarsch die erste kurze Rast macht. Nicht etwa, weil sie schon müde wäre, sondern um kleine Anzugsmängel, wie etwa eine Falte im Strumpf, zu beseitigen, damit der Fuß sich nicht wundläuft.

Schon in Weimar schlug man vor, die Verfassung nicht gleich endgültig anzunehmen, sondern erst auf Probezeit. Aber die Mehrheit war von der Vollkommenheit ihres Wertes viel zu sehr überzeugt.

Zehn Jahre sind nun dahin. Da wäre wirklich Zeit zur ersten Rast, zur Durchsicht

der gesamten Verfassung. Es hat sich schon manche Strumpffalte gezeigt, die beseitigt werden muß zum Vorteil besserer Marschfähigkeit.

Natürlich schreit sofort wieder die Linkspresse. Sie hat sich auch bereits das Schlagwort geprägt, das, wenn die Begriffe fehlen, zur rechten Zeit sich immer einstellt. Diesmal heißt es: „Schamlose Volksentrechtung“.

Solche Durchsicht wäre Aufgabe einer neuen Nationalversammlung. Man könnte daher erwägen, ob ihr nicht auch gleich die ganze Reichserneuerung übertragen werden könnte.

Eine gesunde Einsicht behüte uns jedoch davor! Hier ist wieder so ein Fall, an den der Parlamentarismus beileibe mit keinem Finger rühren darf. Ein Mehrheitsbeschluß wäre Reichszerfall.

Zum Einheitsstaat kommen wir nur durch der Länder freiwilligen Verzicht. Dieser aber steht noch in steppenweisem Feld.

Man sehe bloß, wie Bayern sich sträubt. Wie das Regensburger Blatt des Ministerpräsidenten Held schon Feurio schrie bei der bloßen Entschließung des Reichskabinetts: „Fürchterlich. Wir stehen am Ende. Wird das ausgeführt, was hier vorgeschlagen wird, dann können wir mit Recht sagen: Finis Bavariae, das Ende Bayerns ist gekommen, das unwiderrufliche Ende.“

Selbst die kleinen Oldenburger betonten den steifnackigen Willen zur unangetasteten Eigenstaatlichkeit und, obgleich Birkenfeld dreißig Meilen vom Hauptlande ab im Hundsrück liegt, sogar unter Abscheu vor jeder Flurbereinigung.

Luthers Zwischenlösung fand wenig Anklang. Dem einen ist sie zu bundes-, dem anderen zu einheitsstaatlich: Auch mir deutet, daß die vorgeschlagene Mainlinie neue Reservatrechte schüfe und dadurch den Gang der Dinge verzögerte, statt seiner Förderung.

Diese Reichserneuerungstage bieten kein anderes Bild als die Abrüstungsitzungen in Genf. Unter dem Scheine des Zustimmens wird zu verhindern gesucht, daß etwas zustande kommt. Jede Ethik, jede große Staatsgesinnung ertrinkt in dem toten Meere bewußter Kleinlichkeit. Ein Ende sieht keiner ab, und keine Hoffnung ersteht, als das stillergebene Mahnwort an die Gesinnungsfreunde: „Tragt fleißig Holz und lasset Gott lochen.“

In Paris hat man einen Bloß der nationalen Einheit nach dem anderen; bei uns nur Rattenkönige der nationalen Zwietracht. Nimmt es da wunder, wenn nichts erreicht wird?

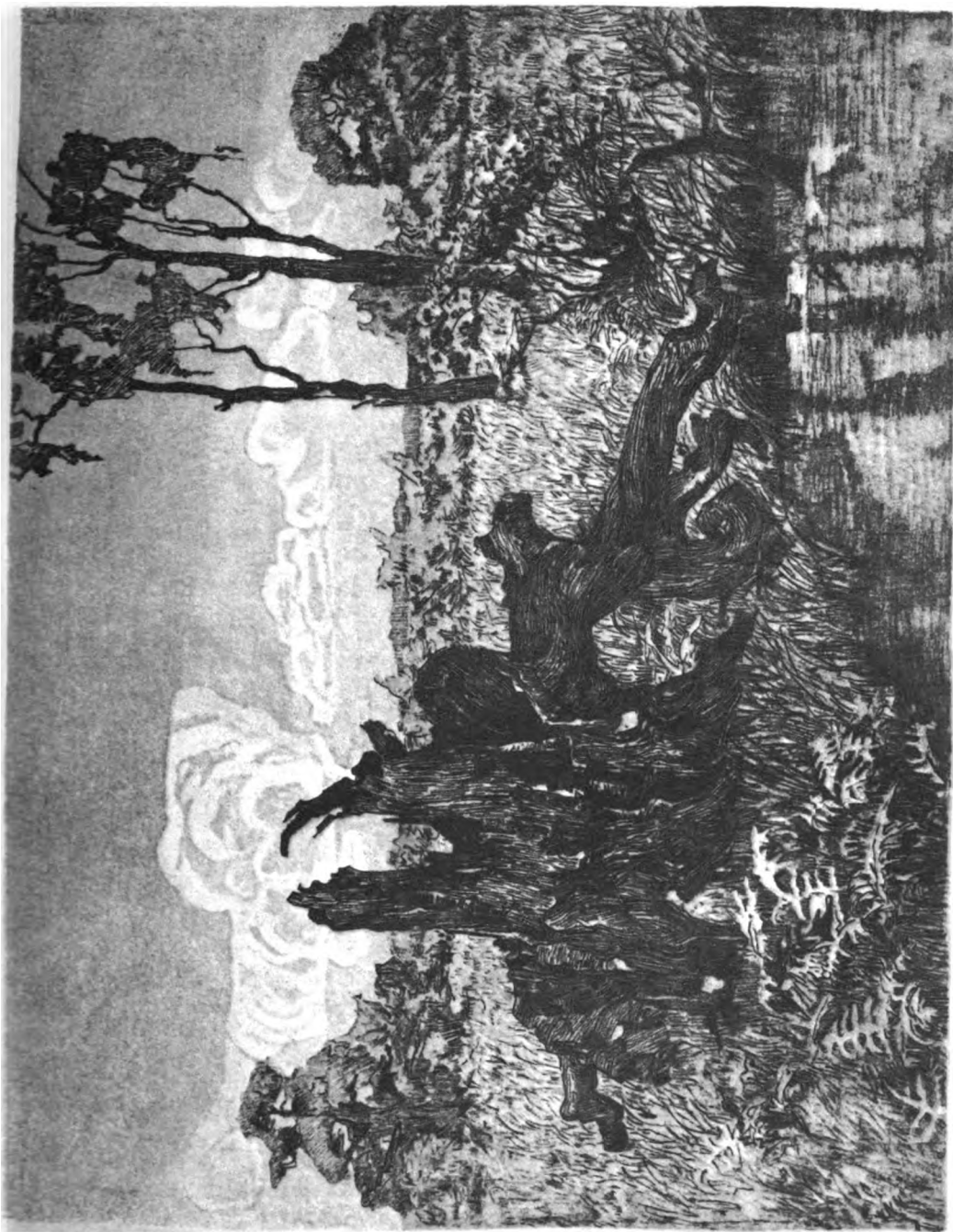
Polen ging einst zugrunde an diesem Zustand. Es hat sich totgegannt, und wir sind auch auf dem Wege dazu. Just zwischen der ersten und zweiten Teilung Deutschlands. Wozu auch sonst rüstet Frankreich?

Noch immer sind wir eine eingekreiste Festung. Löst sich jemals die Klammer, wenn die Belagerten gar noch unter sich uneins sind? Erst deren fester Zusammenschluß bringt Stoßkraft nach außen und damit Freiheit.

Unter so bewandten Umständen halte ich fest am Primat der Innenpolitik. Sogar der allerinnerlichsten, der des einzelnen Charakters nämlich und der sittlichen Sucht. Wir müssen selber besser werden, auf daß es besser werde ums Vaterland.

Dr. Friß Hartmann, Hannover.

(Abgeschlossen am 22. November)



Der Eichenstumpf

Fr. v. Dühring

Auf der Warte

Zehn Jahre deutsche Republik

Nachklang zum 9. November. Eine Betrachtung zur Jahreswende, die zum Nachdenken auffordert

„In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhige, reine, tüchtige Charaktere. Steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer.“ Goethe.

Würde der Weltweise diesen Ausdruck aufrechterhalten, wenn er in die Lage versetzt wäre, die deutsche Republik von 1918 bis 1928 in ihrem Werden und Dahinleben zu überschauen? Selbst der Begeistertste unter den aufrichtigen deutschen Republikanern dürfte nicht den Mut besitzen, diese Frage zu bejahen. Er wird sich sagen, daß die Goethesche Wertschätzung der republikanischen Staatsform auf Eindrücken beruht, die er aus den großen Zeiten der antiken Republiken, Athen und Rom, in sich aufgenommen hat. Diese Zeiten liegen längst hinter uns. Mit ihnen ist eine Gegenwart nicht vergleichbar, die mit ihrem neuzeitlichen parlamentarischen System geradezu verpönt, daß „sich große, glückliche, ruhige, reine, tüchtige Charaktere“ bilden. Wenigstens können wir Deutsche, wenn wir in aller Ruhe und Besonnenheit die verfloßenen zehn Jahre überschauen, keine Spur von solchen Bildungen entdecken, sondern nur dies festlegen, daß in dem Kampf der politischen Parteien um die Herrschaft sich wortgewandte, aalglatte, zu Kompromissen bereite Persönlichkeiten entwickeln, deren Ehrgeiz auf die Herrschaft der Gruppe gerichtet ist, aus der sie hervorgegangen sind. Sie scheuen auch nicht davor zurück, als frühere begeisterte Verehrer des letzten deutschen Kaisers, nunmehr die höchsten Loblieder auf die neue Staatsform zu singen, sich berufend auf das Entwicklungsgesetz, nach welchem das Alte abgestoßen und neue Formen geprägt werden, dem der verständige Mann sich ansmiegt. Das ist der Erziehungsprozeß, wie er sich in der jugendlichen deutschen Republik abspielt. Ob in ihm die Resultate gezeitigt werden, von denen der

große Weimaraner gesprochen hat? Wir hegen diese Hoffnung nicht, solange die Weimarsche Reichsverfassung unverändert bestehen bleibt.

Darum müssen alle Deutschen, die nicht parteipolitisch gebunden sind, heute nur ein Ziel verfolgen, im Interesse unseres Vaterlandes auf eine Revision unserer Reichsverfassung zu dringen. In dieser Richtung arbeiten die vaterländischen Verbände, denen das Sklavenjoch, unter dem wir seufzen, ans Herz geht, die darum alles daransetzen, die Freiheit unseres Volkes zu erringen. In diesem Ziel sind sie einig; hinsichtlich der Wege streiten sie noch miteinander nach alter deutscher Gewohnheit. Aber die Not der Zeit zwingt zur Einigung, die gewiß nicht leicht ist. Denn in den einzelnen Verbänden, Stahlhelm, Jungdeutscher Orden, Wehrwolf u. a., haben sich Charaktere gebildet, nach den Worten Goethes „würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewundernswürdige Männer“, denen zur vollendeten Aristokratie nur das eine bisher zu fehlen scheint: das Zusammenarbeiten, das Zusammenschließen zu einem einheitlichen Organismus, dessen Stoßkraft von der Geschlossenheit nach außen bei aller Verschiedenheit der einzelnen Teile abhängt. Noch wird das Trennende unter ihnen zu stark empfunden und betont. Der Korporgeist in den einzelnen Verbänden ist im Laufe der Jahre zu stark auf Kosten des großen Gemeinschaftszieles entwickelt worden, so daß viel Kraft im gegenseitigen Herabsetzen vergeudet wird, statt alles Sinnen, Trachten und Kämpfen gegen den gemeinsamen Feind zu richten, dessen Pazifismus weite Kreise unseres Volkes eingeschläfert hat, so daß sie die geistigen und die wirtschaftlichen Ketten gar nicht empfinden und die Republik preisen, die ihnen Friede, Freiheit und Brot gebracht habe. In solcher Verblendung lebt ein großer Teil unseres Volkes dahin, ohne eine Ahnung seiner Ehrlosigkeit und Würdelosigkeit zu besitzen. Von den vaterländischen Verbänden müßten diese Kreise tagtäglich aufgerüttelt werden, aber solange

sie sich untereinander zerfleischen, können sie sich kein Gehör verschaffen und fallen dem Gespöcht anheim. Deshalb sollten sie die Streitart begraben und gemeinsame Laufgräben gegen den gemeinsamen Feind eröffnen. Nur so kann der Sieg erkochten werden, dem der Sieg über Eiferbrüteleien, Eigenbrütelei und andere schöne Eigenschaften vorausgegangen sein muß. Es mag dem Deutschen schwer fallen, dem es an nationalem Instinkt gebricht, aber ein Blick in die Nöte unseres Volkes müßte ihn anspornen, über alle Kleinlichkeit und Phylisterhaftigkeit, über alles Pochen auf Abergungungstreue hinwegzukommen und dem Bruder die Hand zu reichen, mit dem er tief innerlich in Gefühl und Willen verbunden ist. Geschieht es, dann gewinnt der Goethesche Anspruch seinen wahren Sinn, indem wir ihn so deuten: Im Kampf gegen eine Formalrepublik, der die Republikaner fehlen, bilden sich „große, ruhige, reine, tüchtige Charaktere“, die von heißer Liebe zum Vaterland erfüllt, über nichts anderes denken und nichts anderes sinnen, als die Freiheit und die Ehre unseres Volkes wiederzugewinnen.

Professor Rein in Jena

Der Fall Hufmann und die Strafrechtspflege

Selten hat eine Prozeßverhandlung die gesamte Öffentlichkeit in solchem Maße beschäftigt wie der Fall Hufmann, und selten hat sich dabei eine derartige Einmütigkeit gezeigt in der abfälligen Beurteilung des gerichtlichen Verfahrens und in dem Verlangen nach einer Verbesserung der Strafrechtspflege.

Es ging wie ein Aufatmen durch die Öffentlichkeit, als die Presse das Hufmann freisprechende Urteil verkündete, aber die in den Tagesblättern immer wiederkehrende Rubrik „Hufmann“ mit Erörterungen der prinzipiellen Fragen, die durch diesen Prozeß aufgeworfen worden sind, zeigt, daß diesen Fragen eine fast noch größere Bedeutung beigemessen wird als dem Ausgang des Prozesses.

Das ist verständlich, denn durch die angestrebten Reformen auf dem Gebiete des Strafprozeßverfahrens sollen in Zukunft die

Fehler und Mißgriffe vermieden werden, die in diesem Falle so deutlich zutage getreten sind.

Die praktischen Kriminalisten werden sich darüber zu äußern haben, was geschehen müßte und könnte, um die so wichtige Voruntersuchung, die ja in Gladbeck völlig versagt hat, so zu gestalten, daß für das ganze weitere Verfahren ein wirklich zuverlässiges Fundament geschaffen wird.

Es ist ferner sehr wohl denkbar, daß der Fall Hufmann ganz zwangsläufig zu einer anderen Bewertung des Indizienbeweises führen könnte, der unter allen Umständen als ein Nothbehelf erscheint und nur äußerst selten ein völlig überzeugendes und dem allgemeinen Rechtsgefühl entsprechendes Urteil herbeiführen kann.

Diese und viele andere Fragen sollen hier nicht erörtert werden, wohl aber die wesentlichsten und ganz prinzipiellen Fragen bezüglich der Stellung der Staatsanwaltschaft und ihrer Anklagepflicht sowie die Frage des Freispruchs „wegen mangelnder Beweise“.

Es hat allgemein überrascht, daß der Vertreter der Staatsanwaltschaft die auf Grund einer sehr lächerhaften und fehlerhaften Voruntersuchung einmal erhobene Anklage trotz des zweifellos durchaus nicht schlüssigen Indizienbeweises aufrechterhielt und in der Folge sogar gegen das freisprechende Urteil Revision angemeldet hat.

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die Kritik, die sich gegen den Anklagevertreter in Sachen Hufmann gerichtet hat, der Tatsache nicht gerecht wird, daß der jeweilige Vertreter der Anklage an die Weisungen gebunden ist, die ihm von den vorgelegten höheren Stellen erteilt werden, daß ihm persönlich daher kein Vorwurf gemacht werden darf, daß er die Anklage nicht fallen ließ. Ob es dem Anklagevertreter in Essen oder den ihm übergeordneten Stellen zuzuschreiben ist, daß das künstlich konstruierte und bereits sehr schwankend gewordene Gebäude der Anklage doch aufrechterhalten wurde, das ist schließlich für die Allgemeinheit recht belanglos. Für sie hat nur die Frage ein Interesse, wie das geschehen konnte, und wie eine solche Stellungnahme der Staatsanwaltschaft

zu erklären ist. Die Öffentlichkeit muß unter dem Eindrucke stehen, daß die Staatsanwaltschaft es scheinbar für ihre Aufgabe hält, eine einmal erhobene Anklage auch noch auf den kläglichsten Krümmern eines zusammengebrochenen Indizienbeweises zu verfechten, um ihre Position zu halten. Läßt sich „Mord“ nicht mehr behaupten, nun, dann muß es eben „Totschlag“ sein, aber die ganze Anklage darf nicht in sich zusammenfallen.

Da ist es begreiflich, daß die Öffentlichkeit sich beunruhigt fühlt. Der Indizienbeweis ist, wie schon gesagt wurde, stets ein Notbehelf, er wird nur dann zu einem vollgültigen Beweise, wenn wirklich alle einzelnen Verdachtsmomente erwiesen werden können und die Kette des Beweises sich schließt. Ist das nicht der Fall, bleiben einzelne Umstände unerwiesen und unerweisbar, dann wird das Rechtsbewußtsein verlangen dürfen, daß die Anklage fallen gelassen werde.

Das ist das eine, und nun das andere, das vielleicht eine noch größere Bedeutung hat: der Freispruch wegen „mangelnder Beweise“. Niemand hat seine Unschuld zu beweisen, sondern Sache der Anklage und des Gerichtes ist es, ihm seine Schuld nachzuweisen. Gelingt das nicht, dann ist er freizusprechen, weil eben der Schuldbeweis nicht erbracht wurde.

Im Falle, daß ein Freispruch erfolgt ist, muß es schwere Bedenken hervorrufen, wenn das gerichtliche Urteil alle nicht restlos widerlegten Indizien als noch bestehende Verdachtsmomente aufzählt und dadurch den doch freigesprochenen Angeklagten in gewissem Sinne als weiter „unter Verdacht stehend“ hinstellt, wodurch auf dem Angeklagten ein Maler haften bleibt.

Das Urteil im Huhmann-Prozesse stellt in seiner Begründung fest, daß der Angeklagte „sadiischer und homosexueller Neigungen verdächtig ist“ und daß die Erforschung seines Charakters nicht ergeben habe: „daß er nicht der Täter sein könne“. Also ein den Angeklagten schwerbelastendes Werturteil seiner Persönlichkeit. Das ist so, als sei das Werturteil über die Persönlichkeit des Angeklagten unter Beweis gestellt worden und nicht eine angeblich von ihm begangene Tat.

Der Angeklagte ist freigesprochen, ist also nicht zu bestrafen, und dennoch wird durch dieses Urteil der bürgerliche Tod über ihn verhängt. Das ist völlig widersinnig und erweist die Reformbedürftigkeit des Schwurgerichtsverfahrens. Baron Foelckerlam

Von der Schulbank zum Lustmord?

Warum haben sich die Menschen über den Prozeß Huhmann so ungemein stark aufgeregt?

Gewiß ist das Verbrechen, das ihm zur Last gelegt wurde, so fürchterlich, daß es unter den Zivilisierten nur wenige geben dürfte, die ein Verständnis dafür haben, hoffentlich nur ein paar, die imstande wären, es auszuführen. Wenn aber irgendein zwanzigjähriger Mensch, der die Schule mit vierzehn Jahren verlassen hat, unter derselben Anklage gestanden hätte, man hätte sich nicht halb so aufgeregt.

Daß einer von der Schulbank weg zum Lustmörder werden soll, das ist es, was uns mit solchem Entsetzen erfüllt.

Wir sind gewohnt, in einem Schüler einen unfertigen, ja kindlichen Menschen zu sehen. Der ältere Schüler leidet schwer darunter. Wenn von zwei Brüdern Schulze der eine wegen mangelnder Begabung in der Sekunda abgeht und in das praktische Leben eintritt, wie der schöne Ausdruck lautet, so wird er Herr Schulze, der andere aber, der begabtere, bleibt Schulze, muß auf Befehl des Lehrers Papier aufheben, die Tafel abwischen, Vokabeln auswendig lernen, Gedichte auftragen, und ist auch in Gesellschaft eben der Schüler Schulze.

Nur in einem Fall wird das plötzlich anders. Wenn er sich etwas zuschulden kommen läßt. Dann wird er auf einmal behandelt wie ein erwachsener Mensch, man entdeckt Fähigkeiten, die ihn unbedingt vor einem solchen Fehltritt bewahren mußten, und der dumme Junge von gestern muß die volle Verantwortung für seine Taten tragen. Das hat mich jedesmal empört, wenn ich an einer Verhandlung der gesamten Lehrerschaft teilnehmen mußte, in deren Mittelpunkt Schüler standen, die eines schweren Verstoßes gegen die Schulordnung

verdächtig oder schuldig waren. Der Schüler muß streng angefaßt werden, er will es selbst so und hat keine Achtung vor weichen Leh- rern, liebt sie auch nicht, aber er kann ver- langen, daß er väterlich behandelt wird, und am meisten dann, wenn er in Not gekommen ist. Es ist grausam und ungerecht, dem Schüler täglich und stündlich unter die Nase zu reiben, daß er ein Kind ist, das erst einmal etwas lernen und sein muß, ehe es überhaupt mit- reden kann, um ihn dann plötzlich mit der ganzen sachlichen Rölle eines Gerichtshofes zu behandeln, und zwar in dem Augenblick, wo er die Hand nach Schutz und Hilfe ausstreckt.

Geradezu schaurig aber mutet es uns an, wenn gegen einen Schüler 152 Zeugen, drei Richter und sieben Geschworene, dazu noch Staatsanwälte und ein sensationslüsternes Publikum aufgeboten werden, mit denen er um sein Leben ringen muß. Er und seine Mitschüler müssen über Dinge ausagen, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt werden.

Hier liegt ein sehr schwerer Mangel vor, den der Lehrer und Schüler dauernd emp- findet, für den aber weiteren Kreisen erst durch einen trassen Fall das Verständnis aufgeht.

Die höhere Schule bereitet nicht mehr für das Leben vor, wie das alte Sprichwort Non sololao, sed vitae discimus von ihr erwartet. Mir wenigstens erscheint mindestens die Hälfte von dem, was der Lehrplan der höheren Schule vorschreibt, für das Leben unbrauch- bar. Dies ist um so bedenklicher, als bereits nur noch 53 Prozent der männlichen, 64 Pro- zent der weiblichen Abiturienten eine Hoch- schule besuchen, und die Ziffer voraussichtlich rasch weiter sinken wird.

Es ist nicht damit getan, daß man in der einen Schule die alten, in der andern die neuen Sprachen mehr in den Vordergrund stellt, hier noch Präparierübungen einschleibt und dort die Heimatkunde stärker betont; der Lehrplan muß vielmehr von Grund auf neu gestaltet werden.

Infolge des Huxmann-Prozesses ruft man wieder nach sexueller Aufklärung der Jugend. Das ist ein einziger Punkt, gewiß ein wich- tiger, aber die Jugend besteht doch nicht bloß

aus lauter Sexualität. Wenn das so wäre, müßte einem die Jugend ja geradezu ekelhaft werden. Es gibt Zeiten, wo das Erotische alles andere in den Hintergrund drängt; aber bei dem normalen Jugendlichen spielen denn doch die Fragen der Berufswahl, der Politik, das Verhältnis zu den Eltern und tausend andere Dinge oft eine weit größere Rolle als die Sexualität. Was tut aber die Schule um ihm zu helfen, sich mit all diesen Problemen auseinanderzusetzen? Wenn ein Lehrer dar- über spricht, so tut er es zum größten Teil außerhalb des eigentlichen Pensums, weil er sonst keine Gelegenheit dazu hat. Und was hat die Hochschule getan, um den zukünftigen Jugenderzieher zu befähigen, mit seinen Schülern über die entscheidenden Lebens- fragen zu sprechen? Ich glaube, man muß ganz einfach antworten: Nichts. Spricht ein Hochschullehrer darüber, so tut er es in der Regel nebenbei, denn das ist keine Wissen- schaft.

Man versteckt sich hinter die Behauptung, wenn einer eine gute wissenschaftliche Grund- lage habe und geistig arbeiten könne, dann habe er alles, was er brauche. Das ist aber ebenso bequem wie falsch. Wir wollen viel- mehr ganz offen zugeben, daß es tausendmal schwieriger ist, einen Schüler oder Studenten für das Leben vorzubereiten, als mit ihm wissenschaftliche Fragen zu erörtern. Es bedarf einer langjährigen Arbeit der Besten im Volk, ehe wir auch nur das A b c der neuen Er- ziehung, die wir brauchen, geschaffen haben. Aber Schwierigkeiten sind nicht dazu da, daß sie abschrecken, sondern dazu, daß sie anziehen.

Der Prozeß Huxmann ist eine Mahnung, wie sie furchtbarer nicht gedacht werden kann, eine Reformation an Haupt und Gliedern der Schule vorzunehmen. So, wie sie ist, ent- spricht sie den Anforderungen der Zeit in keiner Weise. Prof. Dr. von Hauff

Nutzlose Scheinheiligkeit

Bernard Shaw ist — wir wissen's schon — in Genf gewesen. Er hat der September- tagung des Völkerbundes beigewohnt. Auf der Galerie für distinguierte Gäste, wo man

ihn hinsetzte, hielt er es nicht lange aus. Er fand dort wenig Distinktion, noch weniger Impression und gar keine Ventilation. Lieber stüßerte er hinter den Kulissen und nahm überall seinen Vorteil wahr. Was er erschaut, erhört, erschnüffelt, darüber plauderte er im „Daily Express“. Ganz so, wie es seine sprühende Hofnarrenart ist, bald fein, bald schnodderig, immer urwüchsig und ehrfurchtslos; voll Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung.

Der Unbestechliche erkennt aber sogar etwas an. Nämlich die Tüchtigkeit der ständigen Beamten des Völkerbundssekretariates. Diese seien wirklich bemüht, unter Verzicht auf die angeborenen Vorurteile ihres Volkstums etwas herauszubilden, was einer Völkerbundsgefinnung ähnlich sieht.

Das trägt ihnen freilich oft Zusammenstöße mit Landsleuten ein. Mit denen nämlich, die nicht wie sie Angestellte des Völkerbundes sind, sondern bloß die Sachwalter ihrer Regierungen bei ihm. Denn sie selber arbeiten für erweiterte Bundesrechte, diese ewig wechselnden Widersacher hingegen für möglichste Senker Ohnmacht. Deshalb bekämpfen sie jeden klugen Vorschlag mit dummem Einwand. So erzählt Shaw, als es sich um erhöhte Bundesbeiträge handelte, habe der Engländer Lord Lampson für äußerste Sparsamkeit gestimmt. Ein weiterer Zuschuß von jährlichen 80000 Mark für Senker Zwecke sei nicht tragbar für die Armut Englands. Da sei er freilich in die würgenden Hände Sir Eric Drummonds gefallen, und dieser habe ihn mitleidlos auf den Pfropfen gesetzt.

Gleiches widerfuhr dem französischen Vertreter durch den Franzosen Albert Thomas. Paris schickt stets seine dreifachsten Haarfalter. So wie Paul Boncour mit tausend Gründen nachweist, ein 23jähriger Reservist sei kein Soldat, wohl aber sei es ein 65jähriger Graubart von Revierförster, so suchte jener die landwirtschaftlichen Arbeiter der Aufsicht des Senker Arbeitsamtes dadurch zu entziehen, daß er erklärte, der Ackerbau falle gar nicht unter den Begriff einer Gewerbstätigkeit.

Für die Völkerbundsbeamten hat Shaw also Lob, weil sie sich zu erheben wüßten über

die Enge des nationalen Blickfeldes. Chamberlains Wort, daß er auch in Genf in erster und letzter Linie Engländer sei, gelte ihnen als ein Witz, den man nur einem mit Monokel behafteten Manne verzeiht.

Aber sind nicht die Völkerbundsdiplomaten lauter solche Chamberlaine? Indem er sie durch seine Fessel zieht, wird Shaw erst ganz wieder er selbst.

Diese Leute fühlten sich in Genf als Spione, die bloß nicht erschossen werden dürften; dazu bestimmt, das zu tun, was jeder Gentleman für den Kredit seines Landes tue, das heißt, zu lügen wie gedruckt. Sie besäßen nur Kirchturmschornstein, Chauvinistengemüt und Fremdenhaß, seien erfüllt von sinnloser Spottsucht und sinnlosem Haß.

Was aber tun sie? Nichts als behaupten, daß der Bund den Krieg verhüten könne. Dies mache die pazifistische Redekunst der Völkerbundsversammlungen zu einem schlimmen Humbug; bestenfalls den Plattheiten auf Weihnachtspostkarten vergleichbar.

Dadurch komme eine bleierne Düstigkeit in den Sitzungsraum. Sie werde nur gelegentlich durch ein reizendes Tappfräulein unterbrochen, das, weil es sich gerade in seinem neuen Kostüm unwiderstehlich findet, als politisches Mannequin den Saal der Langeweile tuerisch nach ihrem Chef durchsucht.

Was aber ergibt sich als das Endurteil des witzigen Realpolitikers? „Schaufensterdetonation in einem sonst leeren Laden“; „eine nutzlose Scheinheiligkeit“. Das ist bitter und wahr. Am bittersten für uns. Denn dieser nutzlosen Scheinheiligkeit hat Scheutlappen-Wilson außer seiner eigenen Ehre auch unser deutsches Recht geopfert. F. S.

„Republikanische Schule“

Vor einiger Zeit traten die hannoverschen Studenten gegen Professor Lessing auf, weil er Hindenburg verspottet hatte. Der Minister für Volksbildung schritt gegen sie ein, und die Linkspresse behandelte sie als dumme Jungen, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind.

Am Verfassungstag war Berliner Schülern

die Festrede ihres einen Lehrers nicht republikanisch genug. Sie veranstalteten eine Gegenfeier, oder vielmehr die republikanische Beschwerdestelle veranstaltete ihnen eine solche. Das Schulhoch aufs Vaterland wurde mit einem Schülerhoch auf die Republik übertrumpft. Ministerium und Provinzialschulkollegium hatten Vertreter geschickt, und die Linkspresse pries jetzt schwärmerisch das mannhafteste Beharrertum von zwölf Jahren an aufwärts.

Mehreren Abgeordneten schien diese ungleiche Behandlung gleicher Vorfälle zu den demokratischen Grundsätzen im Widerspruch. Die Sache kam daher vor den preußischen Landtag.

Minister Beder stand Rede und Antwort: „Ich muß mit aller Deutlichkeit an dieser verantwortlichen Stelle aussprechen, daß es an sich ein unmöglicher Zustand ist, wenn Schüler, weil sie mit ihren Schulfelern nicht einverstanden sind, aus ihrer Schule hinausziehen und draußen Feiern veranstalten.“

Das hörte sich gut an. Indes kam das große „Aber“ rasch nach. Was hätte auch sonst die republikanische Beschwerdestelle dazu gesagt! Da es alle kundigen Thebaner längst erwartet hatten, wurde es mit wissendem Gelächter begrüßt. Es leitete in aller Harmlosigkeit den Vorbehalt ein, daß die Schulzucht immerhin schon ein bißchen notleiden dürfe, wenn „das gerechte Empfinden der Schüler“ sich elementar zum Staat bekenne. Da könne man nicht einfach nach dem Büttel, nach der Schulordnung, nach Strafen rufen.

Ein weitherziges Wort, leider eine verspätete Erkenntnis. Damals, als im Falle Lessing das gerechte Empfinden der Studenten sich elementar zum verhöhten Reichspräsidenten bekannte, war es der Minister selber noch gewesen, der nach dem Büttel rief.

Herr Beder nimmt sich also das Recht, ein Mensch mit seinem Widerspruch zu sein. Unfug ist erlaubt, sofern es republikanischer Unfug ist.

Er hat eine „neuzeitliche Schulordnung“ angekündigt. Nach alledem wird sie in Lehrerkreisen mit Galgenhumor erwartet.

Schon jetzt liest man die Nottschreie entsehter Elternkreise. Man klagt über das un-

gehemmte Eindringen kommunistischer Brandliteratur in die Schülerbüchereien. Man versteht nicht, daß die nach Herrn Beder grundsätzlich unpolitische Schule ihre Aula zu Sitzungen eines „Sozialistischen Schülerbundes“ hergibt.

Von diesen Zusammenkünften wird Erbauliches berichtet. Rote Fahnen schmücken Podium und Pult. Ein Studientrat feiert die Errungenschaften der jüngsten Zeit. Den Schülern sei das Recht erkämpft, mit brennender Zigarette zur Schule zu kommen und mit Schülerinnen zu wandern.

Aber das sei nur ein Anfang. Sie müßten auch selber über den Lehrstoff bestimmen können. Auf den Lehrerkonferenzen hätten sie mit zu entscheiden; insbesondere über Strafe und Zensur.

Magnus Hirschfeld war natürlich auch da. Er setzte den Schülern auseinander, sie müßten ihr Schicksal selber in die Hand nehmen. Je jünger desto einflußreicher, da natürliches Urteil und Sachlichkeit von Jahr zu Jahr abnähmen. Die Kinder, sie hörten es gerne.

„Unser Vaterland ist doch die deutsche Republik“, rief Herr Beder aus. Der Vorgesetzte sämtlicher preußischer Professoren der Logik sollte etwas logischer sein. Denn ist das nicht daselbe, wie wenn jemand spräche: „Meine Mutter, das ist nichts anderes als ihr neuer Mantel?“ Man kann sich sehr verdient machen um die deutsche Republik und doch unermeßlichen Schaden tun am deutschen Vaterland.

Wenn Herr Beder so weiterwirtschaftet, könnte es kommen, daß künftige Geschlechter auf ihn mit Fingern weisen als das Musterbeispiel für diesen Wahrheitsjaß. F. S.

Welfenschatz und Welfenfonds

Der Welfenschatz steht zum Verkauf. Er ist zu haben für vierzig Millionen Goldmark. Sollte ihn nicht ein amerikanischer Milliardär für irgendein Museum in Newyork oder Boston stiften? Für derengleichen sind vierzig Millionen doch nur ein Griff nach dem Scheckbuch.

Der preußische Staatssekretär Weismann

behauptet, ein solcher Verkauf bringe das Welfenhaus um seinen moralischen Kredit.

Ja, wenn es aus Habgucht handelte!

Aber dies Fürstengeschlecht, vor dem Kriege der reichsten eins, ist verarmt. Hauptsächlich dadurch, daß es nach 1866 seinen gewaltigen hannoverschen Grundbesitz an Preußen abtreten mußte. Es erhielt dafür die sechzehn Millionen Taler des sogenannten Welfenfonds.

Alein bevor dieser ausgezahlt werden konnte, wurde er schon wieder beschlagnahmt. Denn König Georg, nicht nur körperlich blind, unterhielt die törichte Welfenlegion, und Bismarck sagte sich mit Recht, Preußen könne doch nicht preußenfeindliche Rüstungen selber bezahlen. Erst nach des Eisernen Kanzlers Rücktritt gab man, wenn auch nicht das Kapital, so doch wenigstens die Zinsen frei.

Mit der Inflation hörte dies auf. Der Stock war zerronnen, und auch seine Aufwertung brachte wenig über eine Million. Das Welfenhaus klagte auf höheren Saß. Preußen als Verwalter wäre gehalten gewesen, das Kapital durch rechtzeitige Verwandlung in Sachgut wertbeständig zu machen. Nun hat jedoch das Welfenhaus gegen dreihundert Beamte oder Ruhegehälter zu ernähren. Dazu reicht die unergiebig braunschweigische Abfindung bei weitem nicht aus.

Schon hat es daher allerlei Gemälde zu Geld gemacht; und nun kommt die Reihe an den sogenannten Welfenschatz. Der Wiener Kunstmalter Glückselig bietet ihn für zehn Dollarmillionen aus. Ich kann wirklich nicht finden, daß so eine bittere Notwendigkeit den moralischen Kredit des alten Geschlechtes schädigt.

Leichten Herzens kam man wahrhaftig nicht zu dem Entschluß. Handelt es sich doch um den Stolz des Hauses, um kostbares, bisher sorgsam gehütetes Erbgut.

Der Welfenschatz besteht aus achtzig Kleinodien der frühmittelalterlichen Zeit, byzantinischer, niederrheinischer, niedersächsischer Herkunft. Kreuze mit Edelsteinen besetzt, Reliquien schreine, Tragaltäre, Monstranzen und Ciborien von unschätzbarem Werte. Es sind Stücke darunter, die aus dem Besitz der Kaiserin Theophano, der griechischen Gemahlin

Ottos II., durch Erbgang über die Ludolinger oder von der Markgräfin Mathilde von Tuscan, vor deren Schloß Kanossa Heinrich im Buhembe stand, zu den Welfen gelangt sind. Andere hat Heinrich der Löwe anfertigen lassen oder vom Kreuzzug heimgebracht.

Sollen diese Schätze in die Neue Welt gehen; zum Zeichen, wie reich ist diese und wie arm wir geworden sind?

Der Herzog selber bot einen Vergleich. Er schlug Aufwertung des Welfenfonds auf zehn Millionen vor und versprach als Gegenleistung den Verzicht auf den Verkauf.

Das preußische Kabinett lehnte ab. „Aus Gründen völligen finanziellen Unvermögens, selbst für unmittelbar lebensnotwendige Bedürfnisse.“

Man weigert sich also mit denselben Gründen, aus denen der Herzog zum Verkauf schritt. Und trotzdem schmälert so was bloß bei diesem den moralischen Kredit, bei Preußen jedoch nicht? F. H.

Monopol

Unsere ehrliche Begeisterung über die wohlgelungene Ozeanüberquerung des „Grafen Zeppelin“ sowie unser Vertrauen, welches wir zu Dr. Edener haben, dürfen uns nicht hindern, in aller Öffentlichkeit die Frage aufzuwerfen, wie es die Luftschiffbau G. m. b. H. in Friedrichshafen mit dem moralischen Gewicht der vom deutschen Volke aufgetragenen und von der deutschen Presse propagierten „Zeppelin-Edener-Spende“ vereinbart, daß sie die Berichterstattung über den ersten Flug ausschließlich einigen Zeitungsjonzernen verkaufte?

Soll der Zeppelin-Gedanke Volksgut sein oder privatwirtschaftlichen Interessen dienen? Die Passagiere mußten sich verpflichten, innerhalb von acht Tagen nach beendetem Flug keinerlei Fahrtshilberungen zu veröffentlichen. Unwürdig!

Ein Berichterstatter, der zu einer der Probefahrten nach Friedrichshafen eingeladen war, mußte unverrichteter Sache umkehren, weil „Monopolfahrten“ unternommen wurden. Will man auf solche Weise das Geld für die

„Propaganda-Flüge“ beschaffen, so hat aber diese Werbemethode einen bedenklichen Knacks.

Über moralischem Volksgut sollte man bedachtamer walten!

Inzwischen wurde eine neue „Volkspende“ für den Zeppelin-Gedanken angeregt. Dr. Edener war tatkraftig genug, diesen Plan sofort abzulehnen. Wir bezweifeln auch, ob sich die von der Monopolberichterstattung über den Amerikaflug ausgeschlossenen Zeitungsunternehmen wiederum mit solcher Begeisterung dafür eingesetzt hätten, wie sie es bei der Edener-Spende taten.

In der „Deutschen Presse“, dem Organ des Reichsverbandes der deutschen Presse (Nr. 43, 20. Oktober 1928) lesen wir zu diesem trüben Kapitel folgende Ausführungen:

„Unter Aufwendung von mehreren Millionen Mark ist ein Luftschiff erbaut worden, das nach einigen Probefahrten die Reise über den Atlantischen Ozean angetreten hat. Auf dieser Fahrt wurde das Luftschiff begleitet von den Gedanken und Wünschen des gesamten deutschen Volkes, was natürlich war, denn es handelte sich nicht nur um eine Angelegenheit der nationalen Ehre, des Ansehens des deutschen Namens im Auslande, um einen Triumph der deutschen Technik und Industrie, sondern um ein Unternehmen, zu dem das deutsche Volk, jeder Volksgenosse nach seinen Kräften beigetragen, also Opfer gebracht hatte. Unter den Opferwilligen stand die deutsche Presse nicht in letzter Linie. Was die deutschen Zeitungen für die Zeppelin-Edener-Spende getan haben, braucht hier kaum in die Erinnerung zurückgerufen zu werden. Wir wissen es alle noch sehr gut. Es wird sich also niemand von uns darüber wundern, daß die deutsche Presse den Wunsch hatte, ja die Verpflichtung fühlte, ihr Publikum, das sich auch an der Aufbringung der Kosten in opferwilliger Weise beteiligt hatte, über den Verlauf der Amerikafahrt des Luftschiffes möglichst schnell und genau zu unterrichten. Das ist nicht möglich gewesen, weil die Berichterstattung über dieses im besten Sinne nationale Unternehmen nicht als eine Verpflichtung gegenüber der Öffentlichkeit aufgeföhrt worden ist, sondern als ein Handels-

objekt, als ein Mittel der Reklame für Zeitungs- bzw. Nachrichtenunternehmungen..

Als die Fahrt aber dann wirklich begann, als Standortmeldungen zurückgehalten wurden, als das große Käfelraten begann, ob das Luftschiff noch Herr über seine eigene Fahrtrichtung war oder ob es getrieben wurde, als es um Leben und Sterben der Besatzung und der Passagiere ging und immer noch das Vertuschungs- und Verdunkelungssystem angewendet wurde, da bekam man es doch langsam mit dem großen Kopfschütteln, und schließlich trat eine Wirkung ein, die über das Presse-technische hinausgeht und auf das politische Gebiet überspielt: In Lateburst warteten nicht Tausende, sondern zigtausende, ja Hunderttausende von Amerikanern, anfänglich freundschaftlich, freudig und festlich gestimmt, später besorgt, um schließlich teilweise sogar verbittert wieder nach Newyork zurückzukehren. Es warteten ferner offizielle Persönlichkeiten, es warteten Militärs, Techniker und Mannschaften, nicht zur Begrüßung, sondern zur Hilfeleistung bei einer eventuellen schwierigen Landung. Auch sie fühlten sich brüskiert durch die, sagen wir einmal, Mängel der Nachrichtengebung...

Nach allem, was man in der Presse selbst liest, was man in Amtsstuben und, wie man sich so ausdrückt, von dem Mann aus dem Volke hört, herrscht über den Verlauf der ganzen Angelegenheit nur eine Meinung, die selbstverständlich von den drei Monopolfirmen nicht geteilt wird . . .

Der Fall hat gewisse Ähnlichkeit mit den Prozessen über die Monopolisierung eines von einem Arzte oder einer chemischen Fabrik erfundenen neuen Heilmittels. Auch hierüber sind die Älten juristisch noch nicht geschlossen, die öffentliche Meinung aber ist mit ihrem Urteil fertig.“

Zu diesen Erfahrungen kommt noch der, gelinde gesagt, geschmacklose Bluff mit dem „blinden“ Passagier, der von einem der beteiligten Konzernvertreter in das Luftschiff eingeschmuggelt wurde, um sich eine sensationelle Berichterstattung zu sichern.

Was würde der alte Graf Zeppelin sagen, wenn er den Schacher sähe, der da mit seinem Werk getrieben wird?! Lynkeus

Großherzog Ernst Ludwig von Hessen

Als der Krieg 1914 schon unvermeidlich schien, brachte die englische Presse die Nachricht, daß der Großherzog von Hessen als Mittler zwischen Deutschland und Rußland wirke. Ich habe nie vergessen können, wie tröstlich uns Deutschen in England diese Nachricht dünkte. Aus russischen Berichten erfährt man, daß dort die gleiche Hoffnung sich mit der Person des Fürsten verknüpfte. Daß es dem einzelnen unmöglich war, sich den überstürzenden Ereignissen entgegenzustemmen, bedachte man nicht. Aber dieser Glaube zeichnete markanteren Umriß einer bedeutenden Persönlichkeit als lange Aufzählung vorzüglicher Leistungen. Daß es Menschen gab, viele Menschen, die instinktiv dem Satt, der Umflucht, dem guten Willen, der Güte dieses anderen Menschen vertrauten, ist — denke ich mir — das Schönste, was ihm als Fürst widerfuhr. Denn es setzte die Grundlage eines Vertrauens voraus, die in unzähligen Einzelhandlungen erst gelegt werden mußte.

Am 25. November d. J. wurde er sechzig Jahre alt. Inkongruenz der Dinge — Ernst Ludwig ist jung: rasch und jung im Temperament; ebenso rasch und jung in einer Seistigkeit geschliffenster Erkenntnisse, treffender Beobachtungen, überraschender Schlüsse. Er macht es dem Hörer schwer, Schritt zu halten — noch schwerer, aus der Fülle einiges festzuhalten. Hier sind einige Gedanken und Betrachtungen aus einem Gespräch; sprudelnde Lebhaftigkeit gab ihnen ein Gepräge natürlicher Spontanität, das dem gedruckten Wort fehlen muß.

„Der Deutsche ist ein Ja-Aber!-Mensch. Er ist deshalb auch der schlechteste Zuhörer der Welt. Während der andere redet, denkt er an nichts anderes als wie er mit seiner Antwort eine möglichst gute Figur, d. h. eine abwehrende Figur machen könne . . .

Der Deutsche sezziert immer. In jedes Gefühl, in jeden Glauben, in jeden Enthusiasmus schneidet er mit seinem Messer hinein. Es bleibt ihm deshalb nichts mehr übrig, als die Freude am Sezieren und der Begriff: Rißsch! Der Engländer läßt das Fremde bis auf einen

gewissen Punkt kommen, aber wenn er das berührt, was ihm heilig ist, sagt er: hands off!

Der Engländer hat alle Jahr seinen neuen Enthusiasmus, für den er lichterloh brennt. Neulich war es der unbekannte Soldat in der Westminsterabtei. Es war ein großer Gedanke, ein feiner Enthusiasmus, die beste Sorte demokratischen Ritts für das Weltreich. Jeder trauernde britische Vater, jede weinende britische Mutter dachte getröstet: Es mar mein Bub!

Der Deutsche denkt nur: Ob das nun wirklich ein Engländer war — am Ende haben sie gar einen Deutschen erwischt!

Ich habe schon oft den Engländern gesagt: Ihr seid allesamt sentimental — das sentimentalste Volk vielleicht der Erde. Sie sind dann sehr erstaunt und ungläubig. Aber man braucht nur an Drury-Lane zu denken. Wo könnte sonst ein ähnliches Theater bestehen als gerade in London? Der Deutsche dagegen macht alles mit dem Gehirn. Es fehlt ihm an Unmittelbarkeit des Gefühls. Daher auch sein Mangel an Temperament!

Eine unverbürgte bolschewistische Geschichte: Frankreich, sagte der Bolschewist, ist unser mit Haut und Haaren. Deutschland scheint mehr unser, als es ist — es ist und bleibt bourgeois. England wird ganz bolschewistisch, aber das nützt uns nichts — England bleibt stets für sich, arbeitet für sich, denkt für sich, revolutioniert für sich.“ L. M. Schultzeis

„Weltliche Weihnachtslieder“

Vor mir liegt die Nummer 11/12 (Dezember 1927) der „Gemeinschaft“, „Werbeblatt für den Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung im Bezirk Heidenau“, einem Industrievorort von Dresden, deren Titelseite unter der bezeichnenden Überschrift „Weltliche Weihnachtslieder“ sechs Texte zu christlichen Weihnachtsliedermelodien bringt, Texte allerdings, deren geistige Armut Erbarmen erregen müßte — der Autor dieser Erballhornungen hat vorsichtigerweise seinen Namen verschwiegen —, wenn nicht doch eine große, gewiß nicht zu unterschätzende Gefahr in der durch diese Verjflage herbeigeführten Verwirrung

der leicht beeinflufsbaren Kindergemüter läge, denen so aus engstirnig verrannten, parteipolitischen Gründen der tiefe, schöne Sinn des Weihnachtsfestes verfälscht und gestohlen werden soll.

Doch urteile jeder selbst auf Grund folgender Proben:

Da sind einmal zwei je zweistrophige — zu mehr hat es gottlob nicht gelangt — Ersafertexte zum wunderlieben „Stille Nacht, heilige Nacht“, von denen der eine („Weihnachtsbaum“) so beginnt:

„Weihnachtsbaum, Lichterbaum,
Strahlend wie der Kindheit Traum!
Laßt uns heute wie Kinder sein,
Frei und froh im Kerzenschein:
Freude gibt fröhlichen Mut“,

während der andere („Weihnachtszeit“) folgendermaßen anhebt:

„Weihnachtszeit, Sonnwendzeit,
Erde ruht im Winterkleid,
Doch verborgen in Schnee und Eis
weht in Knospen der Frühling sein Reis,
Blüten träumen vom Licht.“

Der Ersafertext für das alte, schöne „O du fröhliche . . .“ nennt sich „Sonnwendjubiläum“ und beginnt:

„Menschenbrüder, jubelt Lieber!
Reicht die Hände zum Friedensbund
Schweigende Ferne, schimmernde Sterne
Laden uns zur Sonnenwendestund.“

Ebenso hat das liebliche „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ daran glauben müssen; seine beiden ersten Verse lauten in der freidenkerischen Verballhornung:

„Was liegt nur heute in der Luft?
Es weht ein wunderfüßer Duft,
Und durch den schmalen Türspalt bricht
Ein Strahl so mild wie Sternenlicht.
Die Tür geht auf, hei, welch ein Glanz!
Der Baum in heller Kerzen Kranz!
Und was da steht und was da liegt,
Und was da hängt! Wer das wohl kriegt?“

Das „Kriegeng“ ist natürlich für die materialistischen Weltverbesserer die Hauptsache. Der fünfte und gottlob letzte Vers dieser „Neubichtung“ heißt denn auch bezeichnenderweise:

„Und darum strahlt der Lichterbaum,
Und darum duftet's wie im Traum,
Und höher hüpf't des Herzens Schlag
Beim frohen, lieben Weihnachtstag.“

Nun wissen die Freidenkertinder wenigstens, warum Weihnachten gefeiert wird. Endlich hat auch das liebe, kindlich-frohe „Ihr Kinderlein, kommet . . .“ zwei neue Texte bekommen, dessen erster beginnt:

„Die Sonne, die liebe, hat sich versteckt,
Die Tage sind trübe, der Himmel bedeckt.
Am Abend läßt nirgends ein Sternlein sich sehn,
Wir möchten vor Sehnsucht nach Sonne ver-
gehn!“,

während der andere folgendermaßen anfängt:

„Ihr Kinderlein, kommet! O kommet doch all!
Zum Baume her kommet mit jubelndem
Schall!

Und seht, wie in kalter und finsterner Nacht
Die Lichterlein funkeln in glänzender Pracht.“

Und im dritten Vers:

„Die Völker, sie liegen in Haß und in Streit,
Und blutige Kämpfe erfüllen die Zeit.
Doch glaubt, auch für sie wird die Sonne auf-
gehn,
Sie werden sich bald und für immer verstehn.“

Diese Proben mögen genügen, denn sie geben ein schlechtthin eindeutiges Bild der Geistesverfassung ihrer Verfertiger. Würden sich diese Verballhornungen wenigstens noch auf die freidenkerischen Kinder beschränken, so könnte man es noch hingehen lassen. Aber nein, bei den offiziellen Schulweihnachtsfeiern im Heidenauer Bezirk, an denen doch auch die Kinder gut christlicher Eltern teilnehmen mußten, sind solche weltlich verfälschten Weihnachtsliederterte im vergangenen Jahre gesungen worden. Und dann behauptet die sächsische Regierung im Reichsrat noch kühn, daß Sachsen eine „christliche Gemeinschaftsschule“ habe, obgleich doch hier der religionsfeindliche Charakter der sächsischen Schule trotz des widerwillig und nur pro forma angetlebten Religionsunterrichts deutlich offenbar wird.

Zum Schluß noch folgender „Merkatz“ dieser Heidenauer Freidenker aus derselben Nummer der „Gemeinschaft“, der bligartig

das wahre Gesicht dieser sich in ihren Weibnachtslieder-Ersatztexten noch scheinheilig kinderfreundlich gebärdenden Kreise zeigt:

„Je weniger der Mensch denkt, desto mehr glaubt er.

Je mehr er glaubt, desto weniger weiß er.

Je weniger er weiß, desto dümmmer ist er.

Je dümmmer er ist, desto leichter wird er regiert.“

Dr. Albrecht

Eudermann †

Dichter sein heißt gegen seine Zeit stehen. Hermann Eudermann, heimgegangen im achten Jahrzehnt eines schriftstellerisch reichen Lebens, stand nicht gegen seine Zeit. Wer eines Toten gedenkt, soll ihn nicht schmähcn, aber er soll wahr von ihm sprechen. Einmal war dieser stämmige Ostpreuze mit dem ehemals wallenden Barte und den immer lebendigen, immer nach Neuem suchenden Augen, Abgott der Zeit. Das war, als der Dreißigjährige anfang in das Berlin der Achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit seinen sozialen Schäden hineinzu leuchten, scheinbar, weil sich seine ostpreußische Grabheit dagegen auflehnte. Damals schrieb er die Schauspiele, deren Titel „Ehre“ und „Die Heimat“ seinen Namen hochtrugen. Aber sie vertrugen diesen Glanz nicht, denn sie hatten keine Tiefe. Noch während man ihm jubelte, weil seine Kühnheit erschluchzen ließ, riß eine klardenkende Kritik den Thron auf tönernen Füßen um. Von dem sozialen Reformen blieb nichts weiter übrig als ein an französischem Muster geschulter Tagesdramatiker, der bei Rozebue gelernt hatte, wie man im besonderen Falle dem deutschen Philister nahekam. Daß seine Zugstücke, zu denen im Laufe der Jahre noch manche andere kamen, noch heute an Provinztheatern Rassenmagneten sind, beweist nur die Hellsichtigkeit der Kritik, die trotz aller Widerstände kaum je wieder so schnell einem Zeitgenossen seinen begrenzten Platz anwies. Darüber kann auch der Erzähler Eudermann nicht hinwegtäuschen, denn auch hier gingen Ansätze unter in einem Ehrgeiz, Spannung erzeugen zu wollen allein mit äußeren Mitteln. Wer sich von diesem Eudermann freimachen will, greift heute noch

und immer wieder zu dem 1888 geschaffenen Roman „Frau Sorge“, der Geschichte seiner ostpreußischen Jugend, die in ihrer harten Gegenständlichkeit und in der Wucht der landschaftlichen Schilderung am wenigsten Raum für Spiegelfechtereien bot. In diesem Jugenderleben liegt das Vermächtnis eines Zweieundsiebzigjährigen, der mit einigen Dreißig Werten die Begebenheiten seiner Tage ausschöpfen wollte, ohne sie in den ewigen Strom, in den er nun selbst einging, einmünden zu lassen, weil er Gefallen an seiner Zeit fand. Dr. M.

Nachwort zu den „Fünf Wunden der Kirche“

Der katholische Priester, der uns über die „Fünf Wunden der Kirche“ (Aprilheft) geschrieben hat, sendet folgendes Nachwort:

Das Juliheft brachte einige Entgegnungen auf meinen Artikel. Ich muß gestehen, so kläglich habe ich mir die Wirkung desselben nicht gedacht. Keine Spur von sachlicher Erörterung, sondern Forderung der Mundtotmachung und Drohung mit dem Boykott! So weit also ist es mit dem herrschenden Katholizismus gekommen, daß nicht einmal eine Diskussion über schreiende Mißstände erlaubt wird! Daß es auch einen Fortschritt, ein lebendiges Aufwärtstreben, eine Annäherung an die wachsende Kultur, unbeschadet der Frömmigkeit, geben kann und soll, ist vergessen. Daß es einmal eine Reformbewegung gegeben, wo die Besten unserer Konfession, ein Schell, ein Ehrhard, ein Ireland, Bonomelli u. a. ihre Anregungen, und durchaus im Rahmen des positiven Christentums, kundgaben, braucht der heutige Katholik nicht zu wissen. Man braucht keine denkenden Männer, nur eine Hammelherde, die (auch politisch) nur eine Schablone kennt, und wo jeder, der im mindesten aus dem Geleis geht (aus der via trita, wie die Scholastiker sagen), mit Gelfelieben zurückgepeitscht wird, wie Hansjakob klagte. — Die erste Frage des Geburtenfinkens ist etwas „Lächerliches“, ebenso die Äbte der Akademiker, die unter den fünf Wunden leiden; sie mögen in „schweigendem Gehorsam“ ihre Bedrängnisse „in Tugenden verwandeln“

Den liebenswürdigen „katholischen Lesern“ (oder LeserInnen?) aus Mainz, die es für ein so „großes Glück“ empfinden, daß wir Geistlichen ehelos sein müssen, möchte ich das Bekenntnis eines Kollegen zur Erwägung geben, das er in einem Priesterroman niedergelegt hat:

„Ich erkenne das hohe geistliche und sittliche Moment an, das, sei es Gott zu Ehren, einer Arbeit oder Wissenschaft zuliebe oder um eines andern persönlichen Grundes willen freiwillige Entfagung fordert. Freiwillige! Ja, die unsere aber ist nicht freiwillig. Und es rächt sich. Bei allen. Weiß Gott, nichts liegt mir ferner, als einen Stein gegen den eignen Stand zu heben oder in das Geschrei derer einzustimmen, die unser Martyrium verhöhnen oder mit dem spöttischen Lächeln der Synkler davon reden. Nein, ich vertraue meinen Mitbrüdern; ich glaube, daß sie es ernst nehmen mit ihrem Amt und mit ihrer Pflicht, daß sie sich nichts in Heimlichkeit gestatten, was man der Öffentlichkeit weigert. Aber daß sie von innen zugrund gehen, krank, elend, untauglich werden, das weiß ich auch.

Mein Menschenrecht, meine Erdenbestimmung ist es, die ich mit Füßen treten soll. . . Wäre nur die Leidenschaft zu zähmen, das Begehren, das möchte gelingen. Aber es ist die Sehnsucht eines jeden Menschen, nicht nur sein eigenes Leben zu leben, nicht nur für sich, an sich zu arbeiten, sondern mit dem Lebensfunken all das weiterzugeben, was man an Gutem, Hohem, Schönen erreicht oder erstrebt hat; damit es durch uns mit unseren Nachkommen weiterlebe, der Vollendung zu. Vorpredigen ist nichts, vorleben ist alles. Vorleben dürfen! Ein Familienleben in Reinheit, Gottesfurcht und Liebe! Ja das würde tausendmal mehr helfen als alles Predigen. Wer hört jetzt auf mich, wenn ich von der Heiligkeit des Ehelebens predige, von Menschenwürde und Menschenpflicht? Ist es nicht, als wollte ein Stummer ein Preislied singen? Die Gemeinde wenigstens nimmt es so, und ich muß ihr überlegenes Lächeln, ihr unausgesprochenes, aber deutlich auf der Stirn stehendes Fragen: Weißt denn du von solchen Dingen? Schweigend ertragen. Ich darf ja nichts wissen. Wenigstens nichts einzig Wirkames, aus eige-

nem Erleben. Seelsorger heißen wir, sollen wir sein, aber wer sorgt für unsere Seelen? Und gerade wir Priester hätten ein Heim, einen Hasen nötig wie kein anderer. Wir brauchten in unserem Beruf wie kein anderer Frauenhände — die einen, um uns zu leiten, wenn wir einmal wegmüde — zu halten, wenn wir irre gehen wollen — die andern, um unserm Streben zu folgen, um schlechter Wirklichkeit Sinn zu geben und — was dem härteren Manneswillen oft zu schwer — selbst da noch zu verstehen, zu verzeihen und zu helfen, wo wir nicht 7mal 70, nein 70mal 70mal gehofft, vertraut, geglaubt haben, enttäuscht wurden und nun verzweifeln möchten.“

Die Ehe, sagt Thassilo von Scheffer, ist vielleicht der größte Erziehungsfaktor in der Schule des Lebens, und, wie alle Schulen, ist auch die des Lebens kein leichtes Spiel. (Philosophie der Ehe. Rödel, München 1922.)

Der noch immer katholische Theologe der „Fünf Wunden der Kirche“.

Der neue Präsident

In U.S.-Amerika hat der Elefant über den Esel gesiegt. Der dreißigste Nachfolger Washingtons wird ein Republikaner sein. Außer bei Cleveland und Wilson war es bisher immer so. Deswegen gingen die Wetten zuletzt mit vier auf Hoover gegen eins für Smith. Daß ein Erpichter eine ganze Million Dollar setzte, zeigt gleicherweise die republikanische Siegesicherheit wie den unergründlichen Geldsack der transatlantischen Mammonarchie.

Es war ein aufregendes Finish. In der Wahlnacht blitzten Raketen, knatterten Frösche, irrlichterten Scheinwerfer, und pellernde Flugzeuge überschütteten die Städte mit einem nedischen Schneefall aus Papierschnitzeln. Da die trodenen Republikaner nicht minder unter Alkohol standen als die nassen Demokraten, war ein Gejohl wie bei einem Hexensabbat. Es kam hier und da auch zu hinterwäldlerischen Vorkämpfen zwischen den tüchtigsten Ruffern im Streit. In der Frühstunde des anderen Morgens aber sandte der unterlegene Smith dem siegreichen Nebenbuhler seinen ritterlichen Glückwunsch.

Er hatte Wind und Sonne gegen sich gehabt. Noch von Wilson her, dem das stolze U.S.-Volk seine schmähliche Rolle in Versailles nie verzeiht. Vergebens hatten die Demokraten gefleht, man möge doch seine Sünden, die er jetzt im Jenseits büße, nicht dem unschuldigen Smith zurechnen. Daß dieser naß ist, machte ihm die Frauen, daß er Katholik, die hundert protestantischen Kirchen, Setten und Sektchen abspenstig. Die Republikaner hatten mit Psychose gearbeitet. So kam es zur „stampedo“, wie es im Wählerrotwelsch heißt. Auf der Prärie nennt man nämlich so die plötzliche Flucht der von einem unerklärlichen Schrecken gepackten Pferdeherden. Ist es so weit, dann wird auch der bestigste Blödsinn unbeirrt geglaubt. Vor zwölf Jahren verschwur man Stein und Bein, der deutsche Kaiser plane einen Zeppelin-Einfall in die Vereinigten Staaten und deren Umwandlung in einen deutschen Erbkönigreich. Jetzt hinwieder hieß es mit blutigem Ernst, Smith wolle Jesuiten als Minister berufen, den Papst nach Washington einladen und das Weiße Haus würde zum überseeischen Vatikan ausgebaut.

Auch der Deutsche drüben liebt seinen Männertrunk. Gleichwohl hat er den trockenen Quater bevorzugt. Den Demokraten liegt bei ihm noch der Bindestrich-Hohn Wilsons im Salz. Der Republikaner hingegen hat sich gerühmt, er stamme von einem Pfälzer Bauer namens Huber ab. Er verwarf auch die freche Kriegsschuldblüge und soll den guten Willen haben zu allerlei Freundschaft gegen Deutschland. Seine Politik ist allerdings nichts als — was die von Smith auch gewesen wäre — die Geschäftsträgerin des allmächtigen Zusneß. Da sie daher kaufmännisch rechnet und keinen Dollar von den Ententeschulden abstreicht, erschwert dies zunächst einmal unsere Stellung auf der Dawes-Konferenz.

Republikaner oder Demokrat, darum ging es. Gar nicht in Frage kam ein Sozialist. Im Gegenteil hat die sozialistische Partei zu derselben Zeit sogar das einzige Mandat verloren, das sie überhaupt im Repräsentantenhaufe besaß.

Nordamerika ist kein Boden für Karl Marx. Nichts weniger als dies. Der persönliche Kapi-

talismus ist uneingeschränkter, ja unangefochtener Herr. Denn auch für ihn ist nichts erfolgreicher als der Erfolg. Wer kann bestreiten, daß er es ist, der die Union zum reichsten Lande der Welt gemacht? Der Acker trägt dort die üppigste Frucht, Geld den höchsten Zins, Arbeit den höchsten Lohn. Stolz auf diese „prosperity“ ist der Yankee ängstlich bedacht, daß solch ein glückhafter Kurs nur ja weiter gesteuert wird.

Bei dem amerikanischen Arbeiter käme ein Redner, der das „Union for ever, hurrah boys hurrah, up with the banner and up with the star“ verleugnete, übel an. Nirgends anders möchte er geboren sein. Auch bei uns nicht, trotz der Errungenschaften der Revolution, die uns gerade jetzt am neunten November sogar durch Funkpruch nahegebracht worden sind.

Am wenigsten natürlich in Katerujland. Wie käme er auch zu solcher Hirnverbranntheit? Während dort der Marxismus den Bürger zum Proletarier macht und alle zu Hungerleidern, hat unter dem Walten eines schier schrankenlosen Kapitalismus in Dollarien ein jeder Arbeiter sein Huhn im Topfe, sein Auto in der Garage und in der Tasche sein Scheidbuch für die Bank.

Es gibt Parteien, die uns immer noch russischer machen wollen. Ich will nicht einwenden, daß wir im Gegenteil mammonarchischer werden müßten. Aber ich meine wohl, daß man vom Westen allerlei lernen kann, wie man's macht, vom Osten indessen, wie man es beileibe nicht machen darf. F. D.

Was hat man von dem Bankiertag zu halten?

Stabile Währung?

Auf dem Bankiertag, an dem die namhaftesten Vertreter unseres deutschen Finanzwesens teilnahmen, sagte Geheimrat Dr. h. o. Hagen in seiner Eröffnungsrede unter anderem über unsere Währung:

„Es sei nichts so wichtig für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft, wie eine absolut feste Währung und das Ausräumen jeden Zweifels daran. Bis heute habe unsere Wäh-

rung einen großen Siegeszug gemacht. Trotz der Kapitalknappheit unserer Wirtschaft habe in keinem Augenblick mehr unsere Währung geschwankt, und hätten wir die Gewitheit, daß wir auf ihr aufbauend wieder besseren Zeiten entgegengehen. Nichts sei allerdings heute so notwendig für das deutsche Volk, wie Geduld.“

Man fragt sich unwillkürlich: Ist jeder Zweifel an der Stabilität der Mark behoben, oder soll jeder Zweifel an der Stabilität der Mark behoben werden?

Welcher Staat kann heute behaupten, eine feste, stabile Währung zu haben? Ist nicht mehr oder minder jeder europäische Staat ein Schuldnerstaat? — Dann aber ist die Währung eines solchen Staates stets bis zu einem gewissen Grade labil und nicht stabil. Das beste Beispiel meiner Ausführung stellt U.S.A. dar, das nach dem Sezessionskrieg 1862/66 jahrzehntelang hindurch eine labile Währung hatte.

Ausland-Kredite.

Über die Auslandskredite, die Deutschland hereingenommen hat, lesen wir in der Rede von Geheimrat Dr. Hagen, die die „Auslandskredite in der deutschen Zahlungsbilanz“ behandelt, folgendes, und man wird sich dem Ernst dieser Ausführung nicht entziehen können:

„Theoretisch ist es durchaus denkbar — einen fortwährenden Zuflu ausländischer Kredite vorausgesetzt —, daß auf diese Weise im Laufe der Zeit die gesamte Reparationslast auf die Privatwirtschaft abgewälzt wird. Frage ist nur, ob eine auf diese Weise erfolgende Regelung der Reparationsschuld im Interesse der deutschen Volkswirtschaft liegt.

Richtig ist zwar, daß die Frage der Angemessenheit der Reparationsverpflichtungen, sobald sie einmal in Privatschulden umgewandelt worden sind, sich sehr bald von selbst lösen müßte. Die Lösung würde aber, wenn in gleichem Maße fortgesetzt, nur erkauf werden können mit dem Zusammenbruch und der Bankrotterklärung des größten Teiles unserer Wirtschaft und dem Ubergang deutschen Volkvermogens in weitestem Umfange in ausländische Hände.“

Vorbeugen ist leichter als heilen, darum dürfen wir die Zeit nicht vertrodeln und dem völligen Zusammenbruch (nach dem Prinzip: es kommt ja doch alles, wie es kommen soll!) tatenlos entgegensehen. Darum darf eine fortwährende Verschiebung der Reparationsschuld vom Reich auf die Privatwirtschaft nicht stattfinden.

„Das schließt nicht aus, daß zunächst der Zuflu ausländischer Kapitals noch als wünschenswert angesehen werden muß. Denn zur Vollenendung der noch keineswegs abgeschlossenen Rationalisierung werden wir einstweilen noch ausländisches Kapital nur schwer entbehren können. Dazu sind die gewaltigen einmaligen Anforderungen, die in dieser Beziehung an die Wirtschaft gestellt werden, noch immer zu groß. — Je hoher die Auslandsverschuldung, vor allem die kurzfristige ist, um so schlimmer. Denn aus einer Häufung von Verzinsung, Tilgung und Zurückzahlung privater Schulden mit den Übertragungen des Transfer-Komitees müßten sich ernste Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur ergeben. Wenn das Transfer-Komitee auch gezwungen ist, auf unsere Währung Rücksicht zu nehmen, so würde es doch stets bestrebt sein, bis an die Grenzen des Möglichen zu gehen.

Auf messerscharfem Grade würde also unsere Währung dauernd am Abgrunde entlang taumeln.“

Bedenken wir uns recht, so ist doch bisher nichts anderes geschehen, als die Erfüllung der Dawes-Lasten umzuwandeln in eine Schuld privatwirtschaftlicher Natur, die den Transfer-Schutz nicht genießt. Solche Bezahlungspolitik kann aber in Wirklichkeit keine tatsächliche Bezahlung unserer Jahrestribute sein, sondern bringt die deutsche Wirtschaft in einen steigenden Grad der Verschuldung mit Hilfe des Versailler Vertrages, des Londoner Diktates und der französischen Besatzung.

Wenn der Herr Reichsbankpräsident sagt: „Die Hoffnung auf ausländische Hilfe ist ein Aktivismus, das ich nicht mit einer einzigen Mark in meine Bilanz einstellen mote. Vagegen ist das Vertrauen in die eigene Kraft ein Aktivismus, das hundertprozentig bei uns zu Buche stehen muß“, dann ist diese Ansicht doch

wohl das Gegenteil von dem, was in den letzten vier Jahren von der deutschen Wirtschaft getan wurde, denn die Auswirkung der Reparationen ist seit vier Jahren in das genaue Gegenteil gelehrt worden. Denn unser augenblickliches „Wohlleben“ ist eine Fata morgana, sowohl für die deutsche Wirtschaft als auch für den deutschen Sozialstandard. Je länger dieser Zustand dauert, desto schlimmer für die zirka 12 Millionen Haushalte Deutschlands, die mit jahrelangem Entfagen den übermäßigen großen Import von ein paar Jahren bitter werden büßen müssen.

Es gibt nur ein Mittel dagegen: Ablehnung neuer Auslandskredite für Kommunen und Länder.

Dr. Solmsen sagt: „Wie Deutschland unter dem Druke des Hungers bereits einmal gezwungen worden ist, die den Verfalller sogenannten Friedensvertrag tragende infame Kriegsschuld-Lüge anzuerkennen und die Friedens- und Nachfriedensbedingungen anzunehmen, die weit über jedes Maß und Ziel hinauschießen, und wie es sich vor der Gefahr eines zweiten Währungsverfalles mit dem dahinterstehenden Hungergespenst, dem ihm aufotrozierten ebenfalls über das Ziel hinauschießenden Dawes-Plan beugen mußte, könnte es kommen, daß wir, wenn der Hunger aus geldwirtschaftlichen Gründen an unsere Tür pocht, nochmals den Kopf auf den Block legen und uns von neuem ohnmächtig fremder Willkür fügen müssen.“

Wenn Vertreter der Banken, des nüchternsten Berufes, den es wohl gibt, sich dermaßen auslassen, so sollte man dies doch wohl beachtlich finden.

Siehe wir nun die wichtigste Folgerung aus dem Bankiertag; sie lautet nach Geheimrat Dr. Hagen: „Die Zeit arbeitet für uns. Sie muß und wird in den Gläubigerländern das Verständnis dafür wecken, daß ihre Interessen mit den unseren durchaus identisch sind.“

Der Bankiertag kommt zu folgendem Entschluß: „Der berechtigste Wunsch, eine Festsetzung der Reparationsschuld herbeizuführen, darf keinesfalls zur Übernahme einer Belastung von untragbarem Ausmaß verleiten.“

Wenn Geheimrat Dr. Hagen sagt: „Ohne Stärkung der Landwirtschaft nie eine Rettung für Deutschland“, so ist uns dadurch ein Weg gezeigt, der unter allen Umständen begangen werden muß zum faktischen Gedeihen Deutschlands, zur Überwindung der deutschen Arbeitslosigkeit und damit zur Rentabilität unserer deutschen Wirtschaft.

Dr. Solmsen sagt danach auch: „Solange wir in Nahrungsabhängigkeit vom Auslande leben, solange wir nur mit Hilfe von Darlehen, die uns Fremde gegen hohe Zinsen leihen, die uns fehlende Nahrung aus dem Auslande in ausreichendem Maße hinzulaufen können, solange wir also von Schulden leben, werden wir Objekt und nicht Subjekt der internationalen Politik sein. Erst wenn wir aus eigener Kraft dahin gekommen sind, daß nie wieder das Gespenst der Hungerblöcke uns zu bedrohen vermag, werden wir die Selbständigkeit des Handelns erlangen, die Deutschlands Würde entspricht.“

Nur durch Nahrungsfreiheit kann unsere deutsche Landwirtschaft wieder gestärkt werden. Erreichen wir das nicht, so kann vorher von einer stabilen Währung keine Rede sein.

Herbert Kramer

„Fahrende Särge“

Kritik an der Reichsbahn

Daß mancherlei faul ist bei der Deutschen Reichsbahn, pfeifen schon die Späßen von den Dächern. Darüber kann auch der vielgepriesene „Rheingoldzug“ nicht hinwegtäuschen, bei dessen unheimlicher Geschwindigkeit einem das Grausen kommt, vor allem, wenn man sich als Reiselektüre die sehr lesenswerte Schrift von Rud. Hummel: „Die Mißstände bei der Reichsbahn“, vorher erstanden hat. (Verlag H. A. Ludwig Wegener, Leipzig; Preis RM. 2.50.) In „fahrenden Särgen“ (Hummel) zu sitzen, wird selbst dem Robustesten ungemütlich. In dieser Schrift liest man so viel Ungeheuerliches, daß die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ dazu bemerken: „Seine 72 Seiten umfassende Broschüre ist eine einzige furchtbare Anklage gegen die Reichsbahnverwaltung. Wenn auch

nur die Hälfte von dem Material wahr ist, das Hummel vorbringt, dann wäre es Pflichtvergeßlichkeit größter Art vom Reichstage, wenn er nicht unverzüglich auf die gründlichste Reform des ganzen Systems dränge.“

Wenn der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses, der vom Reichstag angesichts der sich häufenden Eisenbahnkatastrophen zur Feststellung der Ursachen eingeseht wurde, seine Mitarbeiter bat, der Presse über gefundene Mängel nichts mitzuteilen, so wird die Beunruhigung der Öffentlichkeit über jene Zustände dadurch nicht beigelegt, sondern nur noch verschärft. Aber solche Vertuschungspolitik beklagt sich Hummel äußerst scharf. Er weist darauf hin, „daß sich sogar die Staatsanwaltschaft gezwungen sah, gegen irreführende Berichterstattung einer Reichsbahnpreßstelle allerhöchste Verwahrung einzulegen und die von dieser Preßstelle herausgegebenen Berichte öffentlich als irreführend zurückzuweisen“. Zu dem Kapitel Personalabbau haben wir uns im Augustheft des „Lärners“ (S. 399) geäußert. Hummel teilt mit, „daß dieser Abbau fast ausschließlich das Betriebspersonal betraf, daß aber außer dem früher gar nicht vorhandenen, sehr kostspieligen Verwaltungsrat und der Hauptverwaltung mit 9 Direktoren als Vorstand, an Stelle der früher zur Leitung der 30 Direktionsbezirke benötigten 30 Direktionspräsidenten diese Zahl für die gleiche Anzahl von Direktionen auf 126 Präsidenten, Vizepräsidenten und Direktoren mit Ministergehältern erhöht worden ist, und daß die Zahl der Dezerenate die phantastische Höhe von über 800 erreicht hat, zu deren Leitung nicht weniger als fast 1100 Dezerenten und Hilfsdezerenten benötigt werden“!!

Ein grelles Licht auf die Lage der durch die verfehlte Personalpolitik überlasteten Betriebsbeamten wirft folgender Bericht. „In Frankfurt am Main hatte ein Lokomotivführer nach 10½stündiger Dienstreise die ihm zugemutete Übernahme eines neuen Zuges ver-

weigert, weil er sich dazu infolge seiner Ermüdung außerstande fühlte. Der Lokomotivführer lehnte also mit anderen Worten eine Mithilfe zu einer Betriebsgefährdung ab. Am folgenden Tage wurde er vom Dienststellenvorsteher zur Vernehmung wegen Dienstverweigerung (!!) vorgeladen. Der sichtlich überanstrengte Lokomotivführer ergriff in seiner Erregung und Verzweiflung über die ihm drohende Entlassung eine Ölkanne und schlug damit seinen Vorgesetzten, der ja wohl letzten Endes auch nur ein Opfer dieses irrsinnigen Systems war, auf den Kopf. Dann warf er sich vor die Räder eines gerade vorbeifahrenden Zuges (!).“

Die Gefährdung der Betriebssicherheit auf der Reichsbahn illustriert Hummel an einem Rundschreiben der R.V.D. Münster, nach welchem „eine bestehende Betriebsgefahr erst durch soundsovieler Instanzen nachgewiesen sein muß, ehe die Selber zur Wiederherstellung der Betriebssicherheit bewilligt werden dürfen“!!

Wie lange läßt sich das deutsche Volk solche himmelschreienden Zustände noch gefallen?

Lynteus

„Arzt oder Strafrichter“

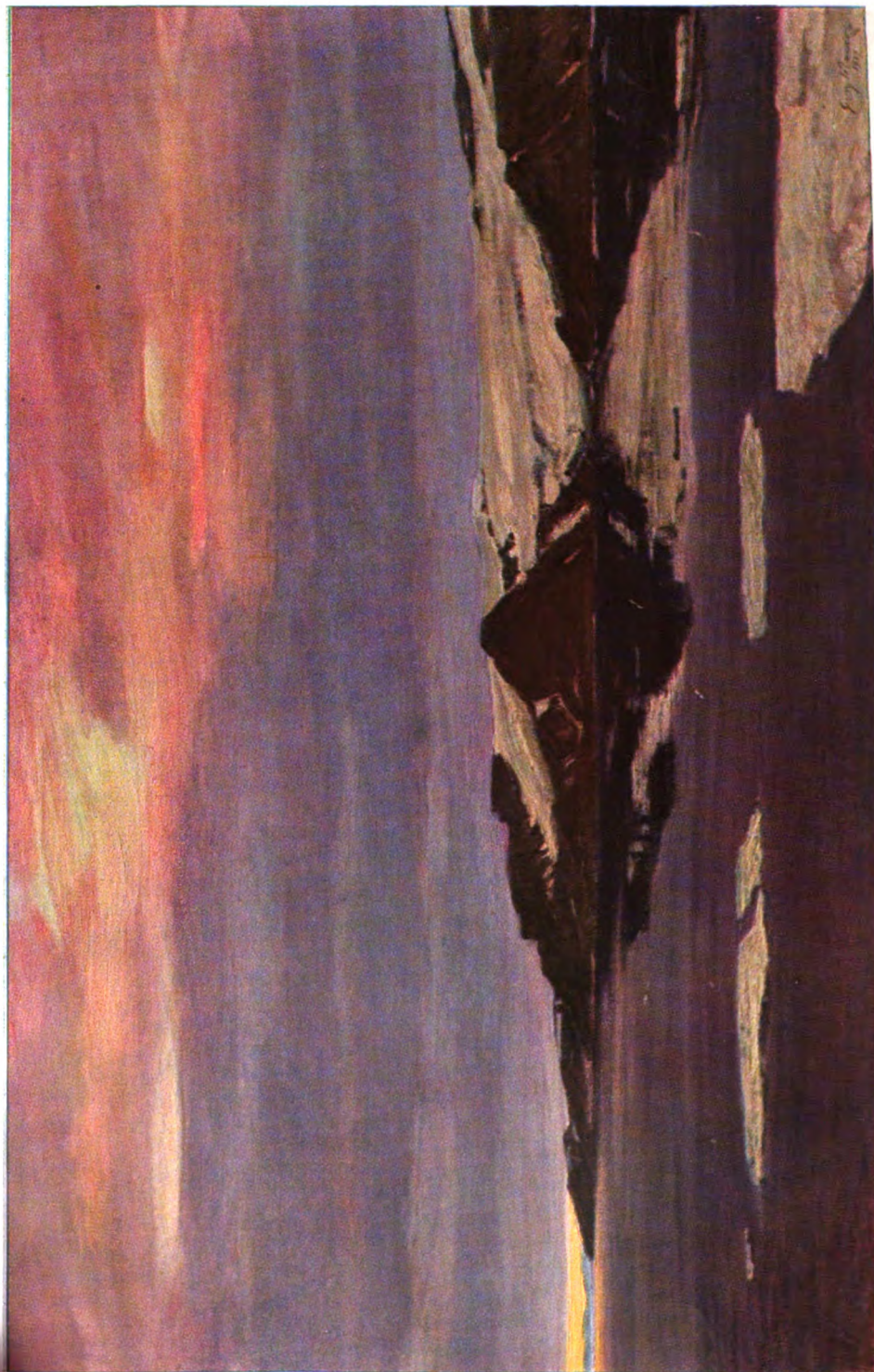
Aber den Fall Winter dürften die Alten endgültig geschlossen sein, nachdem die „Deutsche nationalsozialistische Arbeiterpartei“ den lange erwarteten Entschluß faßte, ihn aus ihren Reihen hinauszuerwerfen, wie es einstmal der „Verband Deutscher Bühnenschriftsteller“ tat. Hier wie da verstand dieser seltsame Reformator, dessen verleumdnerischen Angriffe gegen angesehene Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens kein Mensch mehr ernst nehmen kann, durch die Flucht vor der Verantwortung eine Klärung der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu verhindern. Die Phantasie- und Hirnspinnerei dieses Heilsapostels sind zur Genüge entlarvt, so daß es sich erübrigt, nochmals darauf zurückzukommen. (Vgl. Sept.-Heft des „Lärners“ 1928.) Alles andere ist Sache des Psychiaters.

Dr. Göß.

Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Eienhard in Eisenach

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Wallther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Lärners, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Georg Maccio

(Aus dem Türmer)

Polarnacht (Spitzbergen)

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBORNEN ZUM SCHAUEN BESTELLT

herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

31. Jahrg.

Januar 1929

Heft 4

Der deutsche Charakter unserer Zeitwende

Von Paul Krannhals

Angesichts des gigantischen Ringens zwischen dem Alten und Neuen dieser Übergangszeit wird uns vor allem eine Grundtatsache offenbar, die gerade den deutschen Charakter unserer Zeitwende hell erleuchtet. Ich meine die innere Gewißheit, daß sich auf allen Lebensgebieten der Schwerpunkt unserer Einstellung zum Dasein von der Außenwelt her nach der Innenwelt hin, vom Objekt nach dem Subjekt, zu verschieben begonnen hat. In dieser beginnenden Schwerpunktsverschiebung sehe ich den allgemeinsten Ausdruck des lebenspositiven, die neue Kulturepoche vorbereitenden, wesentlich deutschen Charakters unserer Zeitwende. An diesem Prozeß der Verinnerlichung haben wir zugleich den allgemeinsten Prüfstein, der die zerfallenden von den aufbauenden Tendenzen unserer Zeit unterscheidet. Jede unserer heutigen Zeitbewegungen, die nicht irgendwie diesem Weg von einer veräußerlichten, an der Herrschaft der Objekte orientierten Lebenseinstellung zur Verinnerlichung der Lebensweise Ausdruck gibt, sondern umgekehrt die Veräußerlichung der Lebenseinstellung betont, liegt noch auf dem Herrschaftsweg des untergehenden Zeitgeistes.

Man kann die beiden Pole der Lebenseinstellung als den im weitesten Sinne religiösen oder nach innen gerichteten, und den wissenschaftlichen oder nach außen gerichteten Pol bezeichnen. Stellen wir uns den zeitlichen Ablauf unserer Kulturepoche unter dem Bilde eines bewegten Pendels vor, so begrenzen diese beiden Pole die Schwingungsweite dieser Epoche. Und zwar in dem Sinne, daß die Kulturepoche am religiösen oder nach innen gerichteten Pol ihren Anfang nimmt und am wissenschaftlichen, nach außen gerichteten Pol endet. Die Erneuerung einer nach innen gerichteten religiösen Grundtendenz würde dann den Beginn einer neuen Kulturepoche anzeigen.

Zur Charakterisierung der genannten Polarität der Lebenseinstellung lassen sich gewiß noch eine Reihe anderer Begriffspaare verwenden. So die Begriffe Kultur und Zivilisation, organische und mechanische Lebensgestaltung, Idealismus und Realismus usw. Allein alle solche Begriffspaare, welche die Innerlichkeit und Außerlichkeit der Lebenseinstellung charakterisieren wollen, erhalten ihren lebendigen Sinn erst unter der Voraussetzung, daß das begrifflich nicht erschöpfbare Erlebnis dieses Gegenfases in der Daseinsauffassung schon vorhanden ist. Auf dieser Erlebnisfähigkeit beruht eben allererst auch die Möglichkeit, den positiven Charakter der Zeitwende zu erfassen.

Diese Zeitwende ist für uns in erster Linie als eine Wiederbesinnung auf uns selbst charakterisiert, eine Wiederbesinnung, die wohl auf die Grundlagen des 19. Jahrhunderts zurückgreift, aber dieses 19. Jahrhundert selbst zum Teil als ein Verlassen unseres Wesenskernes, als den Weg bezeichnet, der uns in vieler Hinsicht gerade in diese Knechtschaft, in diesen „Untergang“ geführt. Und so knüpfen wir in der Wiederbesinnung auf uns selbst ganz instinktiv wieder an Goethes Gott-Natur, an die Philosophie des deutschen Idealismus, an das religiöse Bewußtsein der deutschen Mystiker, an den Gemeinsinn der mittelalterlichen Wirtschaftsformen, und nicht zuletzt an das Erlebnis der Freiheit und Treue, als der beiden Grundpfeiler deutscher Wesensart, an. Nicht aber, um in dieser Anknüpfung vergangene Kulturformen als solche erneuern zu wollen, sondern um ihren lebendigen deutschen Geist, der seit den Auswirkungen der Französischen Revolution in Deutschland, seit dem Emporkommen der mechanisch-materialistischen DaseinsEinstellung mehr und mehr verschüttet wurde, im Innersten wiederzuerleben, wiederzubeleben. Und dieser Protest, diese Wiederbesinnung auf uns selbst, auf die uns gemäße DaseinsEinstellung, zeigt sich auf allen Lebensgebieten. Es gilt nur, wie ich dieses in meinem Werk „Das organische Weltbild“ (Verlag F. Bruckmann A.-G. in München) gezeigt habe, all diese verschiedenen Strömungen im deutschen Geist zusammenzufassen. Denn nur in ihrer bewußt vereinten Wirkung vermag der so eingeleitete deutsche Charakter der Zeitwende den Untergang des Abendlandes erfolgreich zu überstehen.

Verdeutlichen wir diesen Protest und dieses Wieder-auf-uns-selbst-besinnen ganz kurz an ihren Ausprägungen in einigen Hauptlebensgebieten. So steht an wichtigster Stelle das religiöse Gebiet. Denn so weit können wir die Erfahrungen der Geschichte auch auf unsere Zeit anwenden, daß wir erklären: die Lebendigkeit und Innerlichkeit des religiösen Bewußtseins ist der Hauptschöpfer und Träger einer lebendig wirksamen Kultur. Nun sind in dieser unserer Übergangszeit die inneren Bewegungen zur Erneuerung des religiösen Bewußtseins ganz unverkennbar vorhanden. Mögen sie sich teilweise auch in Formen ausdrücken, die — wie die spiritistischen und modernen theosophischen Strömungen — zwar eine Reaktion auf den Naturalismus, auf das mechanische Weltbild der Naturwissenschaften darstellen, andererseits aber doch auf der gleichen ungeistigen Ebene bleiben.

Von einem starken Erleben sind hingegen die Strömungen getragen, die auf eine innere Erneuerung des Christentums hingen. Allen derartigen Bestrebungen, so verschiedene Bahnen sie im einzelnen auch gehen mögen, ist die Sehnsucht nach Reinigung und Vertiefung, nach innerster Erneuerung des religiösen Bewußtseins,

die Sehnsucht nach einer quellfrischen Unmittelbarkeit unseres Verhältnisses zu Gott im Grunde gemeinsam. So ist es namentlich auch die unmittelbar aus den Evangelien herausleuchtende Idee Christus, seine im Kern ewig wirksame, geistig-seelische Gestalt, die hier — jenseits aller erstarrten kirchengeschichtlichen Dogmen — als die einzig mögliche Quelle der christlichen Erneuerung erlebt wird.

Allein die religiöse Erneuerungsbewegung nimmt zugleich auch ihren Ausgang von der ganz entgegengesetzten Richtung, nämlich aus dem Lager der Naturwissenschaften. Das religiöse Bewußtsein und jener naturwissenschaftliche Geist, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts das mechanisch-materialistische Weltbild als Ausdruck der einzig möglichen Weltanschauung der Aufgeklärten aufstellte, sind die beiden Gegenpole, die beiden Antagonisten, deren Widerstreit zugleich den die ganze Geschichtsepoche durchlaufenden Widerstreit zwischen Kultur- und Zivilisationsgeist auf die Spitze treibt. Daher kann und wird die von der Erforschung der Natur ausgehende religiöse Erneuerungsbewegung ihr Wesen zunächst in einer Reaktion gegen den mechanischen Geist des mechanischen Weltbildes zum Ausdruck bringen. Nietzsche ist ein Vorläufer und Bahnbrecher dieser Reaktion, die bewußt oder unbewußt den Vorrang der Philosophie über die Naturwissenschaften auf ihre Fahne schrieb und ungefähr um die Jahrhundertwende entschieden einsetzte. In unmittelbarer Gegenwart wurde das mechanische atomistisch-kausale Weltbild der Naturwissenschaften sogar auch auf rein physikalisch-chemischem Gebiete als unzulänglich erkannt. Atomphysiker, wie Sommerfeld, behaupten, daß die geheimnisvolle elektrische Ur-energie, deren besondere Anordnungsformen wir heute als das Wesen der Materie bezeichnen, kausal nicht restlos faßbar sei, daß auch hier der Lebensbegriff der Zweckmäßigkeit, den ein Kant noch aus der Naturwissenschaft verbannen konnte, seine Gültigkeit habe. Der Physiker Dingler schrieb unlängst ein Wort über den „Zusammenbruch der Wissenschaft“ und das Primat der Philosophie, Leo Graek aus demselben Lager schloß kürzlich einen populären Aufsatz über Atomphysik mit den Worten: „Der Geist ist es, der sich den Körper baut“, und auch sonst zeigt sich von den verschiedensten Ausgangspunkten her das Bestreben, den geistigen Ideen, die in den Formen der Natur Ausdruck finden, seitens der naturwissenschaftlichen Forschung mehr Beachtung zu schenken, als es bisher geschehen. Nicht nur die Biologie, auch die Auffassung der Welt anorganischer Gestalten ist deutlich an einem Wendepunkt angelangt, bewegt sich zum Teil in einer Richtung, die dem Erlebnis des geistigen Aufbaus der kosmischen Ordnung Ausdruck gibt. Damit wird aber Goethes Gott-Natur, die alle Erscheinungen als Manifestationen ein und derselben Wesenheit verkündet, wieder zeitgemäß. Und weil eben diese Auffassung gerade auch in den führenden naturwissenschaftlichen Kreisen wieder mehr und mehr an Boden gewinnt, das mechanische Weltbild hier im Prinzip schon überwunden ist, zeigt auch dieser erneut sich schließende Bund zwischen dem wissenschaftlichen und dem religiösen Bewußtsein den spezifisch deutschen Charakter unserer Zeitwende. Wie das Erwachen des deutschen Geistes im 12. und 13. Jahrhundert aus dem religiösen Bewußtsein heraus zur Erforschung der Natur trieb, so führt uns nunmehr umgekehrt das wahrhaft wesenhafte Erfassen der Natur wieder zu religiösem Bewußtsein, dessen Lebendigkeit und Innerlichkeit den Anfang aller neuen Kulturepochen ver-

kündet. In diesem sich erneuernden Bunde zwischen dem religiösen und wissenschaftlichen Bewußtsein bewegt sich der deutsche Geist auf seinem ureigensten Wege, wie ihn Schelling mit den trefflichen Worten kennzeichnet: „Die deutsche Nation strebt mit ihrem ganzen Wesen nach Religion, aber ihrer Eigentümlichkeit gemäß nach Religion, die mit Erkenntnis verbunden und auf Wissenschaft gegründet ist... Wiedergeburt der Religion durch die höchste Wissenschaft, dieses ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen.“

Religion und Wissenschaft können sich nur im wertbestimmenden Erleben des geistigen Grundcharakters der kosmischen Ordnung organisch verbinden. Neben Nietzsche hat ja vor allem auch schon Dilthey die zentrale Bedeutung des wertbestimmenden Erlebens erkannt und gelehrt und so den heutigen Erziehungsanschauungen, wie sie von Spranger, Litt und anderen Pädagogen vertreten werden, die Wege gebahnt. Ja bereits Pestalozzi lebte in der Idee, der Mensch müsse an den „Realverbindungen“ seiner Natur emporgebildet werden. Alles Erleben ist aber an den spezifischen Charakter unserer Organisation gebunden, die wiederum in Einklang und Wechselbeziehung mit unserer natürlichen Umwelt steht. Und so sind gerade auch die heutigen Forderungen nach vertiefterer Erkenntnis der geistig-seelischen wie körperlichen Natur des deutschen Volkes und des Charakters seiner Heimatgebundenheit Wegbereiter einer kommenden deutschen Kultur. Diese Bestrebungen nehmen von den verschiedensten Lebens- und Wissensgebieten ihren Ausgang, um dann durch die gewonnenen Einsichten auch andere Gebiete zu befruchten. So bereitet z. B. die Rassenforschung, in die Zukunft weisend, der körperlichen und seelischen Erzüchtigung des deutschen Volkes, in die Vergangenheit weisend, der anthropologischen Geschichtsbetrachtung die Wege. In eine ähnliche Richtung weist die Erforschung der natürlichen Strukturgrundlagen psychologischer und soziologischer Ausdrucksformen, die ja angesichts der Vielgestaltigkeit des Charakterbildes der Deutschen und ihrer Heimat äußerst mannigfaltig sind. Hierhin gehören auch die Bestrebungen, welche die Beziehungen von Politik und Wirtschaft zur Topographie der Heimat klarlegen wollen und damit einer fruchtbaren Geopolitik sowie raumwirtschaftlichem Denken und Handeln die Wege bereiten. Ja, ganz allgemein weisen hierhin alle Strömungen, welche, im Heimaterlebnis im weitesten Sinne wurzelnd, den notwendigen organischen Zusammenhang zwischen Natur und Kultur auf allen Lebensgebieten betonen. Dieser organische Gedanke, dem schon ein Herder huldigte, als er Natur und Kultur als einen einzigen Organismus ansprach, ist die große umfassende Leitidee, welche den lebendigen Sinn aller wissenschaftlichen Einzelbestrebungen, die der Erhaltung und Entfaltung der Lebensbedingungen einer deutschen Kultur dienen, zur Einheit zusammenfaßt. Aus diesem Geist heraus geboren ist auch die Akademie zur Erforschung und Pflege des Deutschtums, die Deutsche Akademie, ein klarer Ausdruck des deutschen Charakters unserer Zeitwende.

In seiner geistig-seelischen Haltung, gleichsam zwischen dem wissenschaftlichen und künstlerisch-religiösen Menschen, steht der künstlerische Mensch. Ein Gedanke, dem ja schon Schiller in seiner „Ästhetischen Erziehung des Menschen“ seinen unüber-

troffenen Ausdruck gegeben hat. In den Blütezeiten der einzelnen Künste verbindet der künstlerische Mensch Religion und Wissenschaft zur organischen Einheit, d. h. eben zu einer Einheit, in der sich die Teile als solche nicht mehr ausprägen, sondern in die sie umfassende künstlerische Form eingegangen sind. Zu dieser organischen Einheit des religiösen und wissenschaftlichen Bewußtseins im schöpferischen Erleben des künstlerischen Menschen steht nun unsere zwiespältige Übergangszeit in einem gewissen Gegensatz. Denn hier betont der künstlerische Mensch im allgemeinen entweder die Richtung auf das Religiöse oder auf das wissenschaftliche Bewußtsein, beides im weitesten Sinne genommen. Diese ist am herrschenden, aber trotzdem im Untergang befindlichen Zivilisationsgeist, jene aber an dem Kulturwillen orientiert, der über diesen Zivilisationsgeist hinaus auf den Beginn einer neuen Kulturepoche hinweist. Ja, die reflektierte Absichtlichkeit und Konstruiertheit der Zivilisationskunst, die vorwiegend an Sinnlichkeit und Verstand, an die Peripherie unserer Seele, appelliert, steht in direktem Gegensatz zu der am religiösen Bewußtsein orientierten, aus dem innersten Kern des schöpferischen Erlebens strömenden Kunst jener Stillen im Lande, die nicht „gemacht“ werden, die auch als Kinder ihrer Zeit über sie in die Zukunft hinausweisen.

Die seelische Entscheidung für eine deutsche Kultur zeigt heute auch jene Richtung in der Staatsauffassung, die bestrebt ist, dem deutschen Volk die ihm gemäße Organisationsform zu geben. In der Richtung solcher Forderungen organischer Staatsgestaltung, die zum Teil bewußt wieder an den körperchaftlichen Geist des mittelalterlichen Gemeinschaftslebens, an die Ideen des Freiherrn vom Stein usw. anknüpfen, liegen die Bestrebungen, die jenseits der Tagespolitik dem deutschen Charakter der Zeitwende in staatspolitischer Hinsicht Ausdruck geben. Je zielbewußter wir diesen zur Tat drängenden deutschen Lebenswillen pflegen, um so eher wird auch der äußeren Einheit die innere Einheit folgen, die Erziehung des Volkes zur Staatsseele, die sich mit ihrem Körper, dem Heimatboden, organisch verbunden weiß.

Die Politik, nicht die Wirtschaft, ist das Schicksal. Man wird, rein für sich betrachtet, das Streben nach organischer Gestaltung unseres Wirtschaftslebens durchaus begrüßen und ebenfalls als Zeichen des deutschen Charakters unserer Zeitwende buchen. Allein, bevor nicht wieder eine vom deutschen Lebenswillen getragene zielbewußte Machtpolitik die Wirtschaft führt, solange sich noch umgekehrt die Politik von dem auf die Weltmarktsolidarität spekulierenden Wirtschaftsgeist ins Schlepptau nehmen läßt, wird den Bemühungen um eine organische Wirtschaftsgestaltung im Geiste eines Adam Müller, Friedrich List usw. leider noch die notwendige breitere Basis fehlen.

Der Kampf zwischen Geld und Blut, zwischen Masse und Persönlichkeit, internationalen und nationalen Tendenzen, der Widerstreit der mechanisierten gesellschaftlichen Zweckverbände untereinander und mit dem Geist wahrer Volkswirtschaft vermag — ganz abgesehen vom äußeren Druck — die Zukunftsfreudigkeit hinsichtlich unserer politischen und wirtschaftlichen Lage, ja überhaupt hinsichtlich der Möglichkeit einer kommenden deutschen Kultur, gewiß wenig zu ermuntern. Trotzdem haben wir keinen Anlaß, dem hoffnungslosen Skeptizismus Spenglers beizupflichten. Unser kritischer Zustand beruht nicht eben darauf, daß etwa die natürlichen Bedingungen zur Erneuerung der Kultur fehlten, sondern auf der mechanistisch-materiali-

ftischen Grundhaltung des untergehenden Zeitgeistes, auf der Kurzsichtigkeit und Gleichgültigkeit, auf dem Partei- und sonstigen Egoismus auch solcher deutschstämmiger Kreise, die befähigt und verpflichtet wären, die noch vorhandenen Bedingungen einer künftigen deutschen Kultur zu festigen und weiter auszugestalten. Der deutsche Charakter unserer Zeitwende ist vielen, die heute Deutschlands Geschichte bestimmen, deshalb nicht zum Erlebnis geworden, weil sie gerade die eifrigsten Diener des untergehenden, entwurzelten Zivilisationsgeistes sind. Um so mehr richtet sich aber unsere Zuversicht auf die deutsche Jugend, auf ihre Erziehung im Sinne des organischen Gedankens, im Sinne einer verinnerlichten Daseinseinstellung, eines wahrhaft deutschen Willens zum Leben, der in der artbewußten völkischen Gemeinschaft zugleich den Nährboden und das Ziel aller schöpferischen Kräfte der deutschen Persönlichkeit sieht.

Tagebuchblätter

Von Friedrich Lienhard

**Ich habe nichts gemein
Mit den Knechten des Hasses,
Die nicht zu fassen vermögen
Die starke Stille,
Sondern mit Gebrüll überdröhnen
Des Lebens tragisches Geheimnis.**

**Wohl denen, die eingereicht sind
In die leuchtende Schar der Liebenden,
Die mit weißen Gewändern wallen
Ohne Fadel und Leuchte,
Weil sie von innen strahlen.
Sie richten die magischen Blicke
Auf alle, die Hilfe brauchen,
Und stecken sie mit Lichtkraft an,
Alle, alle — sogar den Verleumder.**

**Denn sie sind stärker als er;
Und dieser ist sehr elend . . .**

* * *

**Mein tiefstes Gefühl ist Dank.
Dank und Demut vor dem Allwaltenden
Begleiten mich lebenslang.
Er hat mich im Dienste des Guten und Schönen
Durch Dorn und Disteln geführt
In diesem Hügel am Fuße der Burg
An der Seite der Jugendfreundin,
Die mir von Gott gesandt ward.**

**So wanderten wir von verlorener Westmark
Durch die Stadt der Meister zur Burg der
Heiligen,
Zum Kreuz der Wartburg.**

**Laß mich tapfer und heiter zu Ende gehen,
Himmelscher Vater, den schönen Doppelgang,
Fern von Haß und Hochmut,
Bis ich mit Dank im Herzen
Einziehe in das ewige Reichreich,
Aus dem du mich jezt schon gesegnet hast
Mit Strahlen göttlichen Lichtes!**

* * *

**Ich ward von oben gesandt
In diese Massen,
Am dumpfen Erdenstrand
Nicht mitzubassen.**

**Und seid ihr Leidenschaft
Und Zorngetriebe —
Besser ist Gegentraft
Der Himmelsliebe.**

**Wozu bist du gesekt
Auf diese Erde?
So lerne endlich jezt
Das Stirb und Werde!**

**Tu' deine Arbeit treu,
Wie dir befohlen,
Bis dich die Himmelschen neu
Hinüberholen!**

Die Sphärensymphonie

Von Samba-Dor

Richard Kariker wollte nun schon seit Wochen in seinem kleinen Hause auf dem Lande, und seine beiden Freunde in der Stadt hatten keine Silbe von ihm gehört. Sie waren allerdings an langes Schwereigen seinerseits gewöhnt, dieses Mal überstieg es jedoch alle bisherigen Erfahrungen; und so beschloßen sie, den ungetreuen Freund aufzufuchen, um zu sehen, was mit ihm geschehen war. Am Ende war er krank, oder es war ihm irgendein Unfall zugefallen. Dann hatte er da draußen niemand als die alte, etwas konfuse Döde zur Pflege, und auf die war doch schon lange kein rechter Verlaß mehr. Man erwartete ja von Richard gar nicht, daß er auf jeden Brief antwortete, aber bisher hatte er doch hier und da auf Karten oderzetteln ein Lebenszeichen gegeben. Nein — da war sicherlich etwas nicht ganz in Ordnung.

Sie mieteten sich eine Kutische und fuhren beim ersten Morgengrauen los. Es war eine ziemlich lange Fahrt, und sie trafen erst abends in dem kleinen malerischen Dorfe ein, wo Richard seine „Besitzung“ hatte. Warum er sich gerade hier angekauft, verstand eigentlich niemand. Es war der entlegenste Winkel der Welt, zu welchem obendrein die holprigsten und schlechtesten Wege führten. Aber so etwas liebte er gerade. Nur recht weit von der Welt entfernt und seiner geliebten Natur möglichst nah, — das war Richards Sehnsucht, und da hatte er auf seinen langen Fußwanderungen dieses welsfremde Fleckchen entdeckt und sich vorlet Entzücken gleich für mehrere Tage in einer mehr als dürftigen Dorfherberge niedergelassen. Dann hatte er das kleine Haus am Hügel mit dem Stückchen Garten gefunden und es sich sofort, wie es seine Art war, von dem Besitzer gekauft. Gottlob, er hatte gerade einmal einen gefüllten Beutel gehabt, denn seine letzten Werke hatten ihm eine ganz hübsche Summe eingebracht. Sein Glück war nicht zu beschreiben, und wenn seine Freunde darüber klagten, daß diese Sommerreizung in unerreichbarer Ferne für die zeitarmen Städter lag, so schmunzelte er vergnügt in sich hinein und sagte: „Wer mich gern hat, findet schon Zeit, und die anderen, die will ich ja grade los sein.“ —

Rahlert und Teisler waren schon öfters hier bei Richard zu Gast gewesen und hatten schöne und anregende Stunden in dem kleinen rebenumwachsenen Häuschen verlebt. Auch in diesem Sommer hatten sie auf einige Zeit herauskommen wollen, sobald ihr Beruf ihnen Zeit ließ — aber die Unruhe trieb sie nun schon vor dem geplanten Zeitpunkt hin.

Unten am Hügel angelangt, stiegen sie aus, um die letzten Schritte bis zum Gartentor zu Fuß zu gehen, denn für die schwerfällige alte Kutische war der Weg zu steil und zu schlecht. Gleich darauf betraten sie den Garten und schritten durch den schattigen Nebenweg dem Hause zu. Völlige Stille herrschte hier oben, was die Großstädter fast unheimlich berührte. Nur das Blöten einiger Schafe in der Ferne zeigte, daß hier doch auch Leben war, wengleich ein vollkommen anderes, als da drüben in der lärmenden Stadt.

Sie klingelten an der niederen, überwachsenen Türe, und als niemand öffnete, gingen sie um das Haus herum und durch die Küche hinein. Na, da war ja auch die alte Döre. Sie sah am Herd und schälte Kartoffeln. Erst erschrak sie gewaltig beim Anblick des unerwarteten Besuches; als sie aber die beiden Herren erkannt hatte, machte sie ihrer Freude in einem endlosen Redeschwall Luft. Das Reden tat ihr offenbar gut, da sie doch so gut wie gar keine Gelegenheit dazu hatte.

„Ach, wie wird sich der Herr freuen,“ rief sie — „und gut wird's ihm tun! Bei seinem einsamen Leben und soviel Arbeit muß man ja mit der Zeit ganz närrisch werden.“

„Aber es geht dem Herrn doch gut?“ fragte Teisler.

„Nu ja, — so weit schon — aber ein bißchen sonderbar ist er doch in der letzten Zeit. Und wenn —“

„Wo ist er denn jetzt?“ unterbrach sie Rahkert beunruhigt.

„Das weiß der Himmel, wahrscheinlich läuft er im Walde rum und komponiert oder spintifiziert. Er ist ungefähr vor 'ner Stunde aus dem Garten und quer übers Feld nach dem Wald.“

„Da wird es schwer sein, ihn zu finden. Wie lange bleibt er denn gewöhnlich aus?“

„Das ist ganz unberechenbar, manchmal wird's dunkel. Ich weiß nie, wann ich das Abendbrot richten soll, 's ist furchtbar!“

Die Freunde überlegten, ob sie im Walde nach ihm suchen sollten; aber dann sahen sie ein, daß es wenig Zweck hatte, denn der Wald war sehr groß und die Wahrscheinlichkeit, ihn zu finden, sehr gering. Die heiße, staubige Fahrt hatte sie überdies etwas ermüdet, und so beschloßen sie, in Richards kleinem, kühlen Wohnzimmer etwas auszuruhen. Döre versprach, ihnen sogleich Kaffee zu kochen, und so begaben sie sich hinüber.

Richards winziges Arbeitszimmer stand offen, sie traten ein. Auf seinem Schreibtisch lag alles so herum, als sei er mitten von der Arbeit weggegangen.

„Also bei seinem neuen Werk,“ sagte Teisler, auf das beschriebene Notenpapier deutend, „na ja, da ist er ja immer etwas unruhig.“

„Das würde aber die Döre nicht verwundern, denn sie ist doch lange genug bei ihm,“ entgegnete Rahkert; „es muß irgend etwas nicht in Ordnung sein, ich will die Alte noch mal genauer ausfragen.“

Die Freunde wollten eben das kleine Gemach verlassen, um nach dem Wohnzimmer zu gehen, wo Döre den Kaffeetisch deckte, als Rahkert den vorangegangenen Freund am Ärmel zurückhielt.

„Sieh mal, da!“ rief er überrascht. „Die ganzen Briefe ungeöffnet. Was soll das heißen?“

Teisler wandte sich dem Tisch zu, welcher hinter dem Schreibtisch stand. Wahrhaftig, da lag ein ganzer Berg uneröffneter Briefe. „Womöglich hat er die unsrigen auch nicht gelesen!“ sagte Rahkert, „da muß ich doch so indiscret sein und nachsehen, denn das ist sonderbar.“

Sie brauchten nicht lange zu suchen, denn die ihren lagen mit zu oberst. „Das ist doch stark!“ rief Rahkert ärgerlich, „wir wundern uns, auf alle unsere Anfragen

keine Antwort zu erhalten, und er hat es nicht einmal für nötig befunden, unsere Briefe zu lesen!“

„Das verstehe ich einfach nicht,“ sagte Teisler, „bisher hat er nur sehr selten das Lesen eines Briefes hinausgeschoben, und wie du weißt, hat er immer Freude an den unseren gehabt und sich oft beklagt, wenn wir nicht schreiben.“

Er ging ins Wohnzimmer und suchte von Döre Näheres über Richards Wesen herauszubekommen, aber die wußte nicht viel Klares zu berichten. Es wäre alles anders und sonderbar an ihm, erklärte sie immer von neuem, er wäre nicht mehr der Alte; aber körperlich fehlte ihm nichts, denn sonst könnte er nicht soviel herumstreifen. Der Appetit wäre auch gut, wenn er nicht gerade vergaß zu essen, was auch manchmal vorkäme. Das war alles, was sie darüber zu sagen wußte.

Die beiden Freunde ließen sich an dem runden Tisch nieder. Das alte weiße Kaffeefervice mit dem breiten goldenen Rande und der steifen hohen Kanne, welches Döre auf den Tisch gesetzt, paßte vorzüglich in die Einrichtung, welche ganz im Biedermeierstil gehalten war — einem Stil, „welcher einen nicht beim Denken und Arbeiten stört“, wie Richard sagte. Das Zimmer war so klein, daß die wenigen Möbel: Sofa, Tisch, Glaschrank, Bücherregal und Klavier kaum darin Platz fanden. Durch die beiden geöffneten Fenster schauten Rosen und Klematisranken herein und verdunkelten das Gemach. Es war äußerst traulich und stimmungsvoll, dieses schlichte, kleine Bauernhaus, in welchem so viel Geist wohnte.

Die beiden Freunde ließen sich ihren Kaffee und Kuchen gut schmecken, und dann schlenderten sie im Gärtchen, welches Richard mit großer Liebe gepflegt hatte, auf und nieder. Da wuchs alles in ungehinderter Freiheit und Üppigkeit einmütig nebeneinander. Alles war da, was es an einfachen Gartenblumen gab — und dazwischen unzählige Rosenstöcke und -büsche. Dann weiter vom Häuschen entfernt, kam noch ein nützlicher Teil, welcher Gemüse und Obstbäume enthielt. Und in der Mitte des ganzen kleinen Grundstückes stand eine riesige Linde, mit Bank und Tisch darunter. Hier pflegte Richard oftmals zu arbeiten, denn er liebte die Natur und war selber ein Teil von ihr. —

Als es bereits zu dämmern begann und er immer noch nicht zurückgekehrt war, meinte Döre, die Herren sollten nur mit dem Abendessen beginnen. Sie wollte es unter die Linde tragen. Sie hatte alles mit so viel Liebe hergerichtet, daß man ihr schon willfahren mußte, zumal sie erklärte, daß Richard oft erst sehr spät heimkehrte.

Als sie jedoch eben angefangen hatten, knarrte die Gartentüre, und man hörte einen eiligen Schritt über den Kiesweg herankommen. „Das ist er!“ riefen die Freunde und Döre wie aus einem Munde, und die ersteren eilten ihm entgegen. Verstaubt, heiß und etwas abenteuerlich im ganzen Aufzug kam Richard in großen Schritten daher, die Hände auf dem Rücken. Als er die Freunde erblickte, blieb er einen Augenblick verwundert stehen. Wie kamen die plötzlich hierher und warum gerade jetzt? Ach — gerade heute —! Heute hätten sie nicht kommen sollen. Er hatte doch keine Zeit für sie! Langsam kam er heran und schüttelte ihnen die Hand, aber sein sonst so warm blickendes Auge verriet keine Freude, sondern zeigte einen gequälten Ausdruck, welcher den Freunden nicht entging. „Wir wollten sehr,

wie's dir geht," sagte Zeisler, „wir hatten so lange nichts von dir gehört und waren besorgt, du könntest krank sein.“

„Ich? Krank? Warum soll ich krank sein?“ fragte er erstaunt.

„Weil du uns auch nicht ein Lebenszeichen gegeben und auf keinen unserer Briefe geantwortet hast.“

„Auf eure Briefe? — Ach, ja, richtig — eure Briefe —“, er stockte, als suche er sich vergebens darauf zu besinnen.

Ja, Döre hatte recht, er war verändert. Seine Augen blickten wie geistesabwesend um sich und schienen etwas ganz anderes zu sehen, als was vor ihm lag.

„Wir hatten uns häuslich niedergelassen," sagte nun Rahlert — „Döre hat uns ein herrliches Mahl bereitet, und wir waren so frei, bereits damit zu beginnen.“

„Natürlich, natürlich“ — murmelte Richard — „macht's euch behaglich, soweit es möglich. Ihr seid ja hier zu Hause.“

„Komm rasch, ehe die Suppe kalt wird, du mußt sehr hungrig sein," sagte Zeisler, „wo treibst du dich nur so lange herum?“

„Im Wald“ — entgegnete Richard — „ich habe so viel zu tun. Mein Wert — bedenkt doch!“

Die beiden Freunde saßen nun den Zögernden rechts und links unter den Arm und führten ihn unter die Linde. „Was arbeitest du denn eben?“ fragte Zeisler.

„Eine Symphonie," entgegnete er geheimnisvoll — „eine gewaltige Symphonie! Ihr könnt euch nicht vorstellen, was das ist. Oh — es wird überwältigend!“

Er preßte die Hand auf Stirn und Augen und versank in tiefes Denken. Er schien die Freunde ganz vergessen zu haben.

Endlich dauerte es ihnen zu lange, und sie stießen ihn an.

„Du mußt jetzt etwas essen," sagten sie, „sonst versagen dir noch die Kräfte für dein Werk.“

Er schaute auf, nickte ein paarmal vor sich hin und setzte sich dann zu ihnen an den Tisch.

„Ihr habt recht," sagte er — „ich glaube, ich bin auch sehr hungrig.“

Im Laufe des Essens wurde er etwas redseliger, und da erfuhren sie denn, daß er in den letzten Wochen keine Menschenseele gesehen, keinen Brief gelesen, noch irgend etwas von der Außenwelt gehört habe, weil er, wie er sagte, keine Zeit dazu gehabt hatte.

Sie kannten zwar dieses rastlose Schaffen an ihm, aber in dieser geradezu krankhaften Weise hatten sie es noch nie erlebt. Es schien ihnen beängstigend. Sollte diese fieberhafte Hast am Ende die Vorahnung eines frühen Todes sein, wie man es oftmals bei Menschen beobachtet hatte?

Sie fragten ihn besorgt nach seiner Gesundheit; aber er klagte über nichts und behauptete, sich ganz wohl zu fühlen. Als das Mahl beendet und er sich seine Pfeife angezündet, befahl er Döre, recht viel Wein aufzutragen und erhob sich dann plötzlich fast mitten in einem Gespräche.

„Verzeiht," sagte er, „aber es läßt mir keine Ruhe. Trinkt und seid vergnügt und seid mir nicht gram. Ihr wißt ja, wie ich's meine —“ und damit eilte er in großen Schritten dem Hause zu.

Ehe noch die Freunde sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, leuchtete es hell aus Richards Arbeitszimmer zu ihnen herüber, und gleich darauf sahen sie das gewaltige Haupt des Freundes neben der Lampe auftauchen und sich tief über seine Arbeit beugen.

„Nun, er macht wenigstens kein Hehl daraus, daß wir ihm äußerst ungelegen sind,“ sagte Rahlert etwas gereizt, „da können wir am besten gleich morgen früh wieder abfahren.“

„Aber wir haben doch die Beruhigung, daß ihm nichts fehlt, und das ist die Hauptsache,“ entgegnete Teisler begütigend, „daß man hier in der Einsamkeit etwas sonderbar wird, ist am Ende nicht zu verwundern.“

Während sie das sagten, hatte Richard sie bereits völlig vergessen, denn sein Werk führte ihn in eine Zauberwelt, welche ihn ganz von der Erde loslöste. Nur soviel vermochte von außen in dieselbe einzudringen, als Richard in sein Inneres davon hineinließ. Freilich lebten die Freunde in dem großen, liebewarmen Herzen, aber dem Gedanken waren sie völlig entrückt. — Ja, dieses Werk mußte etwas Ungeheures werden, und indem er es unter seinen eigenen Händen wachsen sah, fühlte er sich selber bis ins Innerste davon erschüttert. Heilige Schauer aus höheren Welten durchbebten ihn, und bisweilen mußte er innehalten und die Hände falten — weil es gar so erhaben und herrlich war. Ach, diese Stimmen, diese Töne! Wenn es ihm nur gelang, alles so niederzuschreiben, wie er es hörte!

Der Mond ging auf und warf seine hehren, ewig milden Strahlen auf die beschriebenen Bogen und beschien die hohe, von ergrauenden widerspenstigen Locken umwucherte Stirn, daß sie leuchtete, als wäre sie auch ein Gestirn. Da sprang er empor und eilte an das Klavier.

Die Freunde hatten nun schon drei Stunden im Garten geweilt. Zwischendurch waren sie auf und nieder geschritten, dann hatte sie der Wein wieder an den Tisch gelockt. Sie genossen die Ruhe und die Schönheit dieses Mondscheinabends. Im stillen hofften sie, Richard würde noch zu ihnen herauskommen. Als aber die zwölfte Stunde vorüber war, beschloßen sie doch zu Bett zu gehen und nicht länger auf ihn zu warten.

Sie waren eben im Begriff, sich zu erheben, als plötzlich Töne aus dem stillen, kleinen Hause herausklangen wie seliges Ahnen, dann stark und mächtig, wie jubelnde Gewißheit. Wie gebannt blieben sie sitzen und lauschten atemlos auf das Wunderbare, welches der da drinnen der Mondnacht zu sagen hatte. Noch nie hatten sie Ähnliches gehört, und doch hätten sie nicht sagen können, was es war, das so tief und gewaltig an die Seele griff, noch woher es kam, daß man nichts mehr zu denken vermochte, sondern wie in einem seligen Traume dahinschwebte. Alles Dunkle, Trübe, Unreine schien wie weggeblasen — man fühlte sich geläutert, glücklich, wunschlos und in die höchsten Höhen erhoben. So etwas hatten Töne noch niemals zu vollbringen vermocht.

Als der letzte Ton verklungen, saßen sie noch eine Weile wie gebannt, dann schritten sie schweigend dem Hause zu. Nein, Richard durften sie nicht mehr stören — die Stunde war zu heilig, und so gingen sie leise hinauf in die beiden kleinen Dachkammern, welche sie schon so manchemal beherbergt hatten, und begaben sich zur

Ruhe. Sie sprachen kein Wort mehr, aber beide hatten das Empfinden, etwas Großes und ganz Gewaltiges erlebt zu haben. —

Es dämmerte bereits, als sich Richard von seiner Arbeit trennte. Sein Kopf schmerzte und in seinem Hirn wogte es unaufhörlich auf und nieder —: Töne und Akkorde wollten nicht schweigen und verscheuchten den Schlaf, nach welchem sich der Körper sehnte. Erst gegen Morgen schlummerte er ein.

Als er um neun Uhr nicht erschienen war, frühstückten die Freunde ohne ihn unter der Linde. Sie hatten den Wagen um zehn Uhr bestellt. Erst kurz vor ihrer Abfahrt verließ Richard sein Schlafzimmer und trat zu ihnen in den Garten.

„Ich habe ungewöhnlich lange geschlafen,“ sagte er, „meist stehe ich mit der Sonne auf. Aber gestern ist es gar zu spät geworden.“

„Wir hörten dich spielen,“ sagte Zeisler, „war das aus deinem neuen Wert?“ Richard nickte, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck seiner leuchtenden blauen Augen versetzte er halb zu sich selber: „Ja — es muß werden — so ähnlich und noch viel besser.“ —

Als die Freunde dann in ihrem schwerfälligen Gefährt davontrollten, waren sie sehr schweigsam. Die wunderbaren Klänge dieser Nacht lagen ihnen noch zu stark in den Ohren und in der Seele. Sie fühlten beide, daß dieses kleine Häuschen eben der Behälter eines gewaltigen, geheimnisvollen Wunders war, über das sich nicht sprechen ließ.

Wochen und Monde waren vergangen. Der Herbst hatte seinen Einzug gehalten, und das kleine umrannte Häuschen am Hügel war nicht mehr in Grün, sondern in Rot und Gelb gekleidet.

Da schrieb Richard seinen ersten Brief an die Freunde, und der lautete:

„Es ist vollendet! Jetzt könnt Ihr kommen. Jetzt bin ich wieder Mensch und bin ganz für Euch da. Ihr sollt es hören und mir sagen, ob Ihr begreift, daß ich es schreiben mußte. Ich weiß nicht, wie es auf andere wirken wird, denn es ist ungewöhnlich. Aber ich weiß bestimmt, daß es mir über den Kopf gewachsen ist und daß es irgendwo und von irgend jemand einmal verstanden werden wird. Ich erwarte Euch, je früher, desto lieber. Euer Richard.“

Zeisler und Rahlett waren äußerst verwundert über die Einladung, denn sie hatten ihren geplanten Besuch bei Richard bereits aufgegeben. Sie hatten damals im Juni gesehen, wie störend ihm jede Ablenkung war, und so hatten sie beschlossen, ihn in Ruhe zu lassen. Daß er sie jetzt zu sich rief, war eine unerwartete Freude.

Aber gleich konnten sie der Einladung nicht folgen, denn es war für beide unmöglich, sich von einem Tag zum andern frei zu machen. Sie hatten doch ihren Beruf. Es war übrigens echt Richard, gar nicht daran zu denken, sondern zu erwarten, daß sie, womöglich schon am folgenden Tage, abreisen könnten.

Dieser war in der Tat sehr ungeduldig, die Freunde wiederzusehen und ihnen sein größtes Geisteswerk vorzuführen. Er hielt etwas auf ihr Urteil und war begierig, zu sehen, wie sie diese eigenartige Symphonie berühren würde. Er fühlte ja, wie seltsam, wie wunderbar sie war und bangte unbewußt davor, sie einem Orchester anzuvertrauen. Würden diese Menschen sie je so spielen, wie sie gespielt werden mußte? Würden sie sie begreifen können? Es gehörte soviel Weltüberwindung, soviel

Loslösung von allem Irdischen dazu. Und wer von allen hatte das? Ja, der Gedanke einer einstigen Aufführung peinigte ihn, ohne daß er es sich selber eingestehen mochte.

Der Brief an die Freunde war abgegangen. Draußen stürmte es, und die Blätter begannen zu fallen. Richard saß untätig an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt. Vor ihm lag das vollendete Manuskript. Wenn er es den Freunden vorgespielt hatte, dann wollte er mit ihnen in die Stadt fahren und es seinem Verleger übergeben.

Wie wunderbar ihm jetzt zumute war! Nach all dem rastlosen Suchen, Finden, Grübeln, Fühlen, Zweifeln und Erkennen, Fassen und Festlegen war eine große wohlthuende Stille in ihm eingetreten. Er war zurückgekehrt aus dem gewaltigen Zauberland und trug nun die seelische Erinnerung mit sich hinab auf die Erde. Es war so blendend, so überwältigend herrlich dort gewesen, daß es ein schwacher Mensch nicht lange zu ertragen vermocht hätte. Jetzt würde er eine Zeitlang auf der Erde inmitten seiner Blumen, Bäume und Freunde der Ruhe pflegen. Er preßte die müde, durchfurchte Stirn auf das Manuskript. Es ruhte sich so gut auf dieser gewaltigen Arbeit; es strömte etwas wie Balsam aus den beschriebenen Seiten, obgleich sie heute noch eine stumme Sprache führten. O — wie würde es erst sein, wenn sie zu singen und zu tönen begannen!

Richard legte die Pfeife nieder. Sie war im Ausgehen begriffen, aber er wollte sie nicht wieder anfachen, denn er fühlte sich unaussprechlich müde und schlafbedürftig. Die vielen durcharbeiteten Nächte machten sich jetzt fühlbar. Er hatte ja nun Ruhe und Zeit, den versäumten Schlaf nachzuholen.

Er ging ins Wohnzimmer und legte sich aufs Sofa. Leise prasselten die Regentropfen ans Fenster, das war wie ein eintöniges Schlummerlied. Es war angenehm, zu hören! Ach, welche Musik in allem — in allem! Die ganze Natur klang und sang — überall Töne, Melodien! . . .

Eigentümliche Weisen ächzten durch die alten Weiden, welche der Sturm durchsegte. Vielleicht ließe sich das verwenden? Er zog das Notizbuch und lehnte sich an den knorrigen Stamm. Aber die Weide sang nicht weiter. „Ich habe genug geklagt,“ sagte sie, „ich bin heiser: geh zu der Eiche, — die hat eine stärkere Stimme.“ Richard mußte durch ein tiefes Wasser waten, um zu der Eiche zu gelangen, aber es tat nichts, die Hauptsache war, ihren Gesang zu vernehmen und ihn niederzuschreiben. Das Wasser war jedoch viel tiefer, als er gedacht, es ging ihm bis über die Brust und benahm ihm den Atem. Aber er ließ sich nicht beirren. Den Blick auf die Eiche am jenseitigen Ufer gerichtet, watete er unverdrossen weiter, obgleich das Atmen mit jedem Schritt schwerer wurde. Jetzt aber — ah — was war denn das? Ein heller Schein war vom Himmel herabgefallen. Ein Blitz ohne Donner. Der ganze große mächtige Baum stand in Flammen! Ach, nun kam er zu spät, nun würde er sie nicht mehr singen hören. — Aber wo war er denn? Da war ja kein Wasser, kein Ufer zu sehen!

Ach — er hatte nur geträumt! Wie lebhaft hatte er alles empfunden! So lebhaft, daß ihm sogar jetzt noch das Atmen schwer fiel. Was war das nur für ein eigentümlich heißendes Gefühl in den Augen, und warum tränkten sie so, wenn er sie aufmachte? Das konnte doch nicht alles vom Traume herrühren!

Horch, nebenan war jemand — es raschelte und knisterte so seltsam. Es war wohl Döre, aber warum leuchtete sie so herum? Suchte sie etwas? Man sah, daß sie mit der Lampe hin und her ging, denn der Lichtschein fiel einmal schwächer und dann wieder heller durch die halbgeöffnete Tür.

Er erhob sich, um nachzusehen. Es wurde ihm seltsam schwer. Am Ende war er krank, daß er ein so erstickendes Gefühl hatte. Er mußte sich an der Wand halten, um bis an die Tür zu gelangen, so schwindelig war ihm.

Aber — allmächtiger Gott! Träumte er noch, oder war das furchtbare Wirklichkeit? Was er auf der Schwelle seines Arbeitszimmers erblickte, nahm ihm für den Augenblick fast die Besinnung. Sein Schreibtisch stand in Flammen!

Noch nur sekundenlang dauerte die Erstarrung, dann der Gedanke an das Manuskript brachte ihn gleich wieder zu sich. Blitzschnell eilte er hinaus, riß eine Ranne Wasser vom Waschtisch, rief nach Döre und eilte zurück.

Noch nein —, nur nicht Wasser! Das vernichtete ja Geschriebenes genau so wie das Feuer! Schnell ein Rissen, eine Decke darauf. Aber woher nehmen? Halt, im Wohnzimmer, auf dem Sofa! Er riß die woll'ne Decke herunter, um damit die Flamme zu ersticken. Ach — aber wie? Durch die Gängtüre, welche er in der Eile offen gelassen und das geöffnete Fenster war Zug entstanden, welcher nun die Flamme nach allen Seiten blies. Und dazwischen flogen nun die brennenden Seiten seines Wertes! Jetzt konnte nur noch Wasser helfen.

Lautschreiend kam Döre angelaufen. Sie war im Garten gewesen und hatte von draußen das Feuer gesehen. Noch ehe Richard nach der Ranne gegriffen, hatte sie einen riesigen Kübel Wasser über den Schreibtisch gegossen.

Einen Augenblick buckte sich das Feuer und zischte nach allen Seiten auseinander. Richard suchte diesen Augenblick zu erfassen, um die letzten, auch bereits angekohlten Seiten seines Manuskriptes zu retten, da stürzte ein brennendes Stück Gardine von oben herab, gerade auf den Tisch und begrub sein Wert von neuem in einem Flammenmeer.

Döre hatte inzwischen neues Wasser geholt und schleuderte es nach allen Richtungen, aber das genügte nicht. Die Flammen waren schon zu groß. Allein konnten sie hier nichts ausrichten, daher eilte sie hinaus, um Leute herbeizurufen. Gleich vor dem Tore arbeiteten einige im Felde. Richard kämpfte währenddessen vergebens weiter. Der Qualm im Zimmer wurde von Minute zu Minute schlimmer, es war kaum mehr möglich, zu atmen. Mochte alles verbrennen, das kümmerte ihn wenig. Nur eins — nur eins mußte gerettet werden — sein Wert! Gerettet werden? Ach, es war ja schon verloren! Tor, der er war, noch zu hoffen, angesichts der Asche! Das Feuer schien es von Anfang an darauf abgesehen zu haben, denn dort, gerade dort, hatte es am heftigsten gewütet.

Im Augenblick, da Richard erkannte, daß Rettungsversuche zu spät kamen, verließ ihn alle Kraft. Er vermochte sich nicht mehr aufrecht zu halten, der erstickende Qualm warf ihn zu Boden. Bevor ihm jedoch das Bewußtsein schwand, durchfuhr es ihn: „Nun ist es auch mit mir vorbei. Ich folge meinem Wert in die Flammen. Das ist auch ganz in der Ordnung, denn was wäre ich künftig — ohne dieses Wert!“ Und dann wurde alles schwarz um ihn her und totenstill. — — — — —

Teisler saß an seinem Schreibtisch und schrieb an Richard, ihm seine baldige Ankunft anzumelden. Der Großstadtlärm dröhnte zu ihm empor und während er schrieb, wurde es ihm ordentlich wohl bei dem Gedanken — endlich — endlich auf einige Zeit in die heilige Stille der Natur zu flüchten. Wie wohltuend würde das sein!

Da wurde die Tür so plötzlich aufgerissen, daß er zusammenfuhr.

„Richard, du? Wo kommst du her? Was ist geschehen?“

Teisler eilte dem Freund entgegen, welcher wie ein Schwerkranker ins Zimmer gewankt kam. Er faßte ihn um die Schulter und führte ihn zum Sessel. „Ernst,“ kam es nun stöhnend von Richards Lippen, — „Ernst, es ist aus! Mein Werk ist verbrannt! Verloren für immer! Ich kam, es euch zu sagen — weil — weil —.“ Weiter kam er nicht. Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Stimme. Teisler war zu Tode erschrocken. So hatte er seinen Freund noch nie gesehen. Er schien um Jahre gealtert, das Haar war zusehends gebleicht und die Haltung, welche sonst so stolz und stramm gewesen, war die eines gebrochenen Mannes.

Erst nach und nach erfuhr er die schreckliche Begebenheit. — Ja, das war allerdings ein schwerer Schlag! Aber immerhin mußte Richard dankbar sein, daß er selber mit dem Leben davongekommen war, und daß die Leute das Feuer verhältnismäßig schnell gelöscht hatten, so daß weiterer Schaden verhütet worden war. Das meiste von seinen Sachen war gerettet worden.

„Und ich bin selber schuld daran!“ stöhnte Richard, — „ist das nicht Hohn des Schicksals? Ich schaffe das Werk mit meinem Herzblut und meiner ganzen Seelenkraft und — vernichte es selber! Das Feuer kann durch nichts anderes, als durch meine unglückselige Pfeife gekommen sein, die ich auf dem Schreibtisch noch brennend liegen gelassen hatte. Wahrscheinlich hat die Zugluft eine Seite des Manuskriptes oder sonst ein Stück Papier an die schwälende Pfeife geweht, und dadurch ist es geschehen. Und ich liege im Nebenzimmer und schlafe! Kannst du das begreifen? Muß man nicht glauben, daß hier der Teufel selbst im Spiel war, denn Gott kann das doch nicht gewollt haben!“

„Und hast du keine Skizzen, keine anderen Aufzeichnungen mehr davon?“ fragte Teisler.

„Nein, so gut wie keine —, ich habe gerade dieses Werk glatt hintereinander weg gearbeitet. Die Abschrift sollte erst jetzt gemacht werden!“

„Nun, aber du hast doch das meiste im Kopf, — du wirst es wieder zusammenbringen.“

„Das ist ja das Furchtbare,“ rief Richard ganz verzweifelt aus, „durch den Schreck und die lange Erstickungsgefahr muß mein Gedächtnis einen Stoß erlitten haben. So sehr ich mich auch abquäle, es kommt mir nichts — aber auch gar nichts in die Erinnerung zurück. Es ist gerade so, als hätte ich das Werk nie gekannt. Vielleicht sind die musikalischen Zellen meines Gehirns durch den Qualm erstickt worden.“

Teisler mußte über diese Befürchtung seines Freundes lächeln. Aber da fuhr Richard zornig empor: „Du kannst noch lachen, wo ich am Rande der Verzweiflung stehe?! Begreifst du denn nicht, was es heißt, sein eigenstes, innerstes Leben zerstört zu sehen?“

Teisler drückte ihn beschwichtigend in den Stuhl zurück.

„Ich begreife dich vollkommen. Ich lächelte nur über deine Befürchtung, weil sie mir so absolut unbegründet erscheint. Laß dich nicht werfen, Richard! Wenn du erst ruhiger geworden, kommt dir alles wieder ins Gedächtnis zurück, und wer weiß, vielleicht ersteht das Werk wie ein Phönix — verjüngt und herrlicher als zuvor aus der Asche.“

Richard schüttelte zwar hoffnungslos den Kopf, aber der Trost tat ihm doch wohl.

Ja — überhaupt, wenn er Teisler nicht gehabt hätte! Dieser Freund hielt ihn jetzt in diesen dunklen Tagen fest und treu an der Hand und half ihm allmählich wieder das Gleichgewicht zurückfinden. Es gelang Teisler, Richard zu einer längeren Fußtour ins Gebirge zu bewegen, und das Leben in der Natur und die körperliche Anstrengung waren die beste Arznei für die gequälte Seele. —

Allmählich wurde Richard ruhiger. In sein Häuschen aber vermochte er fürs erste nicht zurückzukehren, und auch im folgenden Sommer hielt er es nicht lange dort aus, denn sobald er dort weilte, begann wieder das fruchtlose Suchen nach dem verlorenen Werk, nach den verlorenen Klängen und Tönen. Ach — Teisler hatte sich geirrt — es entstand kein Phönix aus der Asche!

Erst nach Jahren stellte Richard das vergebliche Suchen ein und ergab sich in das Unbegreifliche. Aber wenn sich auch äußerlich die alte Heiterkeit und das alte Feuer wieder einstellte, — innerlich war er doch ein anderer geworden. Etwas in ihm war mit seinem Werk verbrannt und verlorengegangen. Er schaffte zwar unermüdlich weiter, und seine neuen Werke wurden mit großer Begeisterung aufgenommen, aber ihm selber wollten sie nicht genügen.

„Sie sind nicht das, was das eine war,“ sagte er traurig zu Teisler — „man kann nur einmal so etwas vollbringen! Ach — Ernst — Ernst — warum mußte das geschehen?“

Darauf wußte Teisler nun auch keine Antwort mehr, denn seine frühere Hoffnung, Richard würde das Werk aus der Asche neu erstehen lassen, war auch ihm allmählich geschwunden. Warum das geschehen mußte, gehörte zu den Rätseln, — zu den vielen, vielen ungelösten Fragen des Lebens. Ob man im Jenseits — wenn es eins gab — die Antwort erfuhr? — — — — —

Viele Jahre später — am selben Tage, an welchem damals das Feuer Richards Werk zerstört hatte, stand Teisler am Sterbebette seines Freundes in dem engen kleinen Arbeitszimmer da drinnen im kleinen Häuschen. Richard hatte gewünscht, in diesem Zimmer zu liegen, denn er wollte an der Stelle sterben, wo sein Werk ihm vorangegangen. Vorangegangen? Ach — in die Vernichtung, in den Tod! — Nicht ins ewige Leben! Er aber hoffte doch, daß ihm der Tod erst das wahre Leben bringen sollte.

Der Abend sank, es wurde immer dunkler in dem kleinen Gemach. „Soll ich die Lampe anstecken?“ fragte Teisler, als er sah, daß Richard aus seinem Halbschlummer erwacht war.

„Ach nein —“ kam es kaum hörbar von den bleichen Lippen, — „es ist ja schon so hell!“

Teisler trat näher an das Bett heran, und da sah er, wie sich des Freundes Augen



Berliner (Friedenauer) Hinterhäuser

Hermann Hartmann-Drewitz

immer größer und weiter öffneten, so, als ob sie etwas Unerhörtes sähen, und nun hob er den Kopf, als lausche er, und eine plötzliche, überirdische Freude verklärte seine Züge.

„Hörst du — hörst du?“ rief er und breitete die Arme aus, — „O mein Gott — wie schön —“

Er sank in die Rissen zurück und schloß die Augen. Dann griff er nach Teislers Hand und flüsterte kaum vernehmbar: „Ernst — du hattest recht — der Phönix erstand aus der Asche.“

Weiter konnte er nichts mehr sagen, denn seine Seele riß sich vom Körper los und schwebte empor. Empor, empor — dorthin, von wo das Herrliche zu ihm herabtönte. Hörte er denn recht? Diese Töne! — Wie waren sie ihm vertraut — wie tief erschütterten und beseligten sie ihn! Woher kannte er sie nur so gut? Wann und wo hatte er sie gehört — und durchlebt? — Allmächtiger Gott — war es möglich? War denn das nicht seine verbrannte Symphonie? — Ja — wahrhaftig — es war sein Werk — sein verloren geglaubtes Werk, welches ihm aus den Sphären entgegengtönte, während er in einem Meer von Strahlen empor schwebte. Ja — so hatte er es immer gehört — so mußte es klingen!

Sitternd vor übergroßer Seligkeit lauschte er bis der letzte Ton verklungen war.

„Was sagst du zu deinem Phönix,“ klang nun eine Engelstimme aus dem Licht, — „o, wie könnt ihr Menschen nur glauben, daß wir eure besten Werke vernichten lassen! Ja, für die Erde mußte es sterben, denn für sie war es zu hoch! Nicht für die Erde solltest du es schreiben — sondern für uns, für die Sphären, und darum trugen wir es aus der Asche zu uns empor! Selig bist du, daß es dir bereits auf Erden vergönnt ward, für die Sphären zu schaffen. Das ist nur wenigen beschieden.“

Unten, tief unten auf der Erde aber kniete Teisler am Totenbett seines Freundes und schaute sinnend in die verklärten Züge. Die letzten Worte Richards klangen ihm wie ferner Gesang im Ohre: „Der Phönix erstand aus der Asche.“ —

Er wußte nicht, was das bedeutete, aber er fühlte, daß es die Erfüllung war und daß Richard eine Antwort auf die große, verzweifelte Frage erhalten hatte.

Die drei Könige

Von Richard von Schaufal

In Mitternacht erstand ein großer Stern,
hielt still erstrahlend überm Dach des Herrn.
Und war sein Licht von solcher Helligkeit,
wie keines andern je seit aller Zeit.

Weithin drang in die Welt der starke Schein
und lud mit Macht ihm nachzugehen ein.
So haben sich denn auch in dieser Nacht
drei Könige fern auf die Fahrt gemacht.

Und wußten einer von dem andern nicht,
und fanden zueinander vor dem Licht
und gingen unterm niedern Dach ins Haus:
da lag der Herr, sah wie ein Kindlein aus.

In einer Krippe lag es nackt und arm,
der Hauch von Ochs und Esel hielt es warm.
Da beugten die drei Könige das Knie,
und hoch durchs Fenster sah der Stern auf sie.

Ernst von Wildenbruchs Glück und Ende in Weimar

Von Prof. Dr. D. Franke, Weimar

Wer dem Dichter in den letzten Jahren seines Lebens nahegestanden hat, der weiß, wie innig er sich mit Weimar verbunden fühlte. Aus zahlreichen mündlichen und schriftlichen Äußerungen spricht seine geradezu rührende Anhänglichkeit an die Stadt, seine Liebe zu ihren durch das Verständnis des unvergeßlichen großherzoglichen Paares Carl Alexander und Sophie von Sachsen-Weimar genährten Bestrebungen auf dem Wege nach edlen Zielen. Wildenbruch sah in der Kleinen Residenz, deren Ehrenbürger er war, seine zweite Heimat. Er pflegte hier während der Sommermonate im engen Kreise mit älteren und gleichgesinnten Freunden traute Geselligkeit und öffnete sein gastliches Haus jedem, den er seines Verkehrs für würdig erachtete, sein Haus, das er droben auf dem Horn über Goethes Gartenhaus erbaut, und für das er die Verse gedichtet hatte:

„Gott laß dieses Haus bestehn,
Und laß es Glück und Freude sehn,
Solange Deutschland steht und hält.
Wenn es aber sinkt und fällt,
Am selben Tag, zur selben Stund',
Schlag Gott dies Haus in Grab und Grund!“

Wildenbruch empfand es als eine besondere Ehrung, wenn er der getreue Eckart Weimars genannt wurde, als eine Huldigung seines auf Weimar eingestellten Genius. Diese unauslöschliche Liebe zu Weimar löste ihm aber gelegentlich, wo es andern an Mut fehlte, die Zunge, wenn es galt, Mißstände aufzudecken, an die sonst niemand gerne rühren wollte. So hat er in einer bereinst Aufsehen erregenden Schrift „Ein Wort über Weimar“, die heute vergriffen ist (Berlin, Grottesche Buchhandlung 1903) sich nicht gescheut, der damaligen Leitung der Goethe-Gesellschaft, die in ihrer die andern Klassiker deutscher Zunge, namentlich Schiller, vernachlässigenden Einseitigkeit zu verknöchern drohte, den Spiegel vorzuhalten und zugleich dem Enkel Carl Alexanders, dem jugendlichen Großherzog Wilhelm Ernst, wegen seiner ablehnenden Haltung der Goethe-Gesellschaft gegenüber, energischen Vorhalt zu machen. Seine Offenheit hat dann freilich die Folge gehabt, daß der letzte Fürst dem unerschrockenen Mahner seine Gnade entzog und ihm die Pflege seiner dramatischen Werke auf der Weimariſchen Bühne nicht eben erleichterte. Der Großherzog hat seit dieser Zeit keine Aufführung eines Wildenbruchschen Stückes wieder besucht, auch nicht die der „Lieder des Euripides“ mit der Musik von Max Vogrich, die bei der Uraufführung am 11. November 1903 mit der großzügigen Leistung von Elisabeth Schneider als Elpinike einen nachhaltigen Erfolg davontrug. Wie glücklich der Dichter über eine freundliche Würdigung des Stückes durch den

Schreiber dieser Zeilen gewesen ist, das beweist u. a. der folgende, aus Weimar vom 18. November 1905 datierte Brief: „Zu den wertvollsten Ergebnissen dieser an Ergebnissen so reichen Tage rechne ich es, daß Sie mir in wohlwollend freundschaftlicher Gesinnung zugeführt worden sind. Sie wissen, welche Bedeutung Weimar — nicht nur das einst gewesene, sondern auch das heut noch lebendige — für mich heißt, und wie es mich verlangt, an seinem Altar immer wieder neue Gaben niederzulegen. Lassen Sie mich hoffen, daß ich in alle Zukunft der gleichen wohlthuenden Gesinnung bei Ihnen begegnen werde. Ihre schöne und bedeutende Besprechung im Hamburger Fremdenblatt habe ich mit höchstem Interesse gelesen. Mit Ihrer Erlaubnis behalte ich das Blatt, um es den Schriftstücken einzureihen, die ich mir als die schönsten Erinnerungen an den großen Tag zu sammeln gedenke. In Hochachtung und Ergebenheit Ihr Ernst v. Wildenbruch.“ Diesem Schreiben reiht sich ein vom 22. November 1905, Berlin, datierter Brief an, der also lautet: „Heute nur in Eile meinen Dank für Ihre freundliche Zusendung der Frauenzeitung und Ihren lebenswürdigen Brief, sowie für Ihre Notiz von der zweiten Aufführung der „Nieder des Euripides“, die ich erfreut in der „Vossischen Zeitung“ las. Daß Ihre Ansicht über die geplant gewesene Aufführung des Volksfeindes am Freitag so ganz der meinigen entgegentrifft, das ist eine Genugtuung für Ihren herzlich ergebenen Ernst v. Wildenbruch.“

Im folgenden Jahre hatte er als Vizepräsident der deutschen Shakespeare-Gesellschaft die Begrüßung der am 23. April zur Feier von Shakespeares Geburtstag in Weimar erschienenen Mitglieder und Gäste der Gesellschaft übernommen und dabei in scharfen Ausfällen auf die damals Deutschland gegenüber unfreundliche politische Haltung Englands Stellung genommen. Einen Tag vor der Versammlung stellte er mir das bereits gedruckte Manuskript seiner Niederschrift mit dem Ersuchen zu, etwaige Schärfen zu mildern. Dazu fand sich denn auch an mehreren Stellen hinreichender Anlaß, so daß bei der endgültigen Fassung, die im Jahrbuch von 1906 veröffentlicht ward, aus der Fanfare fast eine Schamade wurde. Das Druckmanuskript mit den durch meine „Begutachtung“ veranlaßten eigenhändigen Abänderungen Wildenbruchs ist noch heute in meinem Besitz; nebenbei, es war keine ganz leichte Aufgabe, den impulsiven Mann von dem Übermaß seiner ursprünglichen Intentionen zu überzeugen. Ich hatte es als damaliger Schriftführer der Gesellschaft übernommen, über den Verlauf der Versammlung in der „Vossischen Zeitung“ zu berichten und dabei den Versuch gemacht, die Ausführungen Wildenbruchs, die auch in ihrer Abchwächung einen mächtigen Eindruck hinterließen, zu kommentieren, worauf ich von ihm aus Berlin folgenden vom 25. April datierten Brief empfang: „Indem ich soeben in der „Vossischen Zeitung“ lese, in wie liebevoller Genauigkeit Sie meine Ausführungen am Shakespeare-Tage wiedergeben, mit wie freundlichen Worten Sie dieselben begleitet haben, erneut sich mir das wohlthuende Gefühl, mit dem die Erinnerungen des Tages mich erfüllt hatten, daß ich in Ihnen einen wohlwollenden Gefährten auf meiner oft so dornenvollen literarischen Lebensbahn gefunden habe. Lassen Sie mich Ihnen aussprechen, daß mich das von Herzen freut und daß ich die Empfindungen, die Sie mir entgegenbringen, auf das freundschaftlichste erwidere als Ihr aufrichtig ergebener Ernst v. Wildenbruch.“

Wir wechselten im Laufe der nächsten Monate einige Briefe, wobei er von seinen literarischen Arbeiten anmutig plauderte. Als ich ihm zum Erfolg seiner „Rabensteinerin“ in Berlin ein paar freundliche Worte schrieb, erhielt ich folgendes vom 24. April datierte Schreiben aus Berlin, das besonders interessant ist: „Für Ihren freundlichen Glückwunsch zum Erfolg der ‚Rabensteinerin‘ meinen herzlichsten Dank und auf Ihre Zuschrift einige Worte der Erwiderung. Sie bedauern es, daß ich zum Shakespeare-Lage nicht gekommen bin, und durch Ihr Bedauern klingt ein leiser Unterton des Erstaunens. Lassen Sie mich Ihnen darauf — nach meiner Methode des graden Wegs — sagen, daß ich mich nach Lage der gegenwärtigen Verhältnisse nicht in der Lage sehe, irgendwie als offizielle Persönlichkeit nach Weimar zu kommen, daß ich es vielmehr nur noch als Privatmann aufzusuchen gedenke. Von dem offiziellen Weimar — das ich scharf von dem bürgerlichen trenne — habe ich mich gelegentlich der Schließung des alten Hoftheaters hinausgeworfen gefühlt. Ihr Wort von den ‚schönöde vernachlässigten Liedern des Euripides‘ läßt mich annehmen, daß Sie mich verstehen. Hierüber also nichts weiter; wohl aber über die Äußerung des Herrn von Vignau, des damaligen Generalintendanten des Hoftheaters, zu Ihnen, daß er die ‚Rabensteinerin‘ so bald als möglich zu bringen gedenke. Diese Äußerung setzt mich in Verwunderung. Es ist mir berichtet worden, daß Herr v. Vignau jedesmal, so oft er ein Stück von mir zur Aufführung zu bringen gedenke — sogar da, wo es sich um eine Wiederaufnahme handelt — erst die persönliche Genehmigung des Großherzogs einholen müsse. Es ist mir berichtet worden, daß ‚die Lieder des Euripides‘ eben darum liegengeblieben sind, weil der Großherzog ihre Wiederaufnahme nicht gewünscht habe. Hiernach will es mir scheinen, als ob Herr v. Vignau gar nicht in der Lage ist, die Aufführung der ‚Rabensteinerin‘ in Aussicht zu stellen, bevor der Großherzog sie erlaubt hat. Ich für mein Teil habe die Konsequenz gezogen und dem Hoftheater erklärt, daß ich ihm die ‚Rabensteinerin‘ erst dann übergeben könnte, wenn mir durch Wiederaufnahme der ‚Lieder des Euripides‘ am neuen Hoftheater die Garantie geboten sei, daß meine Werke daselbst in einer anderen als so willkürlichen Art und Weise behandelt werden. Lassen Sie mich hoffen, daß ich damit Ihre Zustimmung finde, und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem ergebenen Ernst v. Wildenbruch.“ Da seine Hoffnung nicht in Erfüllung ging, kam er später nur mit Unterbrechungen in das geliebte Städtchen, dem zu Ehren er als letzte größere Dichtung im Jahre 1907 ein Festspiel in vier Bildern mit dem Titel „Das Hohenlied von Weimar“ verfaßt hatte, das, wie er hoffte, zur Eröffnung des neuerbauten Theaters gespielt werden würde. Er erlebte eine Zurückweisung, die ihn bitterlich tränkte. Trotz seiner Verstimmung schrieb er aber doch im Vorwort zur Ausgabe der Dichtung das schöne Bekenntnis: „Die Dinge sind anders gekommen. An meinen Empfindungen ändert sich dadurch nichts. All meine Verehrung für das einstige, all meine Freundschaft für das gegenwärtige, alle Hoffnung, die ich für das künftige Weimar hege, habe ich in das Gedicht hineinzulegen versucht. Wer seine Seele hingibt, fragt nicht, wie sie aufgenommen wird — hingeben zu dürfen ist genug.“

War nun auch der Bruch mit dem Weimatischen Hoftheater Tatsache geworden, so wurde ihm doch die Freude beschied, daß er mit der Abfassung des Prologs für die Eröffnung des Saachstädtter Theaters im Jahre 1908 beauftragt ward, einer schwung-

vollen Dichtung, die er mir in seiner Handschrift mit folgenden Zeilen zusandte:

„Berlin W 10, 30. 5. 1908. Betrachten Sie es als Zeichen meines besondern Vertrauens und meiner Erkenntlichkeit für die Treue, mit der Sie meiner ‚Rabensteinerin‘ folgen, wenn ich Ihnen mein Original-Manuskript des Lauchstädter Prologs schicke. Ich habe mich bemüht, deutlich zu schreiben, und hoffe, daß die Entzifferung Ihnen keine Schwierigkeiten bereiten wird. Elisabeth Schneider richten Sie, bitte, meinen Gruß aus und sagen Sie ihr, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, sie als Elpinike wiederzusehn. Aufrichtig ergeben Ihr Ernst v. Wildenbruch.“

Die Hoffnung, daß diese berufene Künstlerin den Prolog sprechen würde, zerfiel daran, daß ohne Wissen des Dichters vorher eine andere Kraft von der Leitung der Lauchstädter Bühne beauftragt worden war. Er war darüber schwer enttäuscht, wie aus dem Schluß seines Briefes an mich vom 4. Juni 1908 hervorgeht, wo es heißt: „... das tut mir leid — denn ich bin der Überzeugung, daß Elisabeth Schneider ihn gut gesprochen und in der Erscheinung der Elpinike herrlich gewirkt haben würde. Bestellen Sie ihr das und sagen Sie ihr, daß meine Gedanken gerade in diesen Tagen sich viel mit ihr beschäftigt haben. Aufrichtig ergeben Ihr Ernst v. Wildenbruch.“

Noch ein Gruß vor seinem im Januar 1909 erfolgten Hinscheiden, den er mir gegönnt hat, war ein für einige junge Mädchen, als deren Führerin meine Tochter das Wort führen sollte, bestimmtes zartes Gedicht, das es vielleicht verdient, an dieser Stelle veröffentlicht zu werden. Es trägt die Überschrift „Dichter, der Fruchtbaum“ und lautet:

„Schüttelst du den Fruchtbaum, spendet er dir Früchte.
Bittest du den Dichter, schenkt er dir Gedichte.

Aber soll'n sie Gaben in den Schoß dir legen,
Komm du ihrem Schenken schenkend erst entgegen:

Sonne, gib dem Fruchtbaum, daß die Frucht ihm reife;
Liebe, gib dem Dichter, daß sein Lied ergreife —

Weimar, 23. Juni 1903.

Ernst v. Wildenbruch.“

Das folgende Begleitschreiben möge die freundlichen Erinnerungen beschließen, die mich an den verehrten Mann ketten: „Soeben hier angelangt, finde ich Ihre freundliche Karte vor, in der Sie mich, für eine begeisterte ‚Amazonenschar‘ um ein Zeichen des Wohlwollens angehen. Da ich nicht jeder der Damen — deren Anzahl mir überdies nicht bekannt ist — etwas leisten kann, erlaube ich mir, Ihnen beifolgende Kleinigkeit zu übersenden, indem ich es Ihnen überlassen muß, wie Sie es veranstalten wollen, daß alle Ihre Mandantinnen davon satt werden. Herzlichst ergeben Ihr Ernst v. Wildenbruch.“

Das Zeitlose

Von Otto Heuschele

Immer noch ist die Kluft, die durch die Katastrophen der letzten 15 Jahre zwischen uns und die große geistige Vergangenheit gerissen wurde, nicht überbrückt. Das Leben unsrer Tage in seiner Verworrenheit und seinem Schwankenden bewegt sich kaum um einen andern Pol als den Augenblick. Kaum eine Epoche kennt eine solch schrankenlose Hingabe, die der unsern Charakter und Form gibt. Die den einzelnen kurzen Augenblick, die den Tag beherrschenden Mächte werden immer wieder, wechselnd zwar, Mächte des Lebens. Sie formen die Haltung der einzelnen Menschen, sie bestimmen die Lebensform von der Form der Kleidung bis zu den Formen und Wesenheiten der seelischen Bedürfnisse in Kunst, Schrifttum und Gesellschaft. Alles, was der Mensch von heute aufnimmt, muß dieser Verherrlichung des Augenblicks dienen, muß dieses Leben unsrer Epoche in seinen sichtbarsten Formen berühren. Daraus resultieren jene Hast und Betriebsamkeit, die alle Lebensgebiete durchpulsen, schließlich selbst in das geistige Leben eindringen, denn das ist wohl das Tragischste an dieser Epoche, daß sie kein reines Geistiges kennt, daß vielmehr alles Geistige durchdrungen wird von Mächten der Wirtschaft, der Ökonomie. Das Theater ist lange schon diesen Forderungen anheimgefallen, es trat in Wettbewerb mit dem Kino und ward gezwungen, den Forderungen der Menge Rechnung zu tragen. Aber auch die übrige geistig-künstlerische Kultur, sofern man es wagen darf von einer solchen zu sprechen, gibt sich dem immer mehr hin. Diese schrankenlose Hingabe an eine ungesunde Überproduktion des Augenblicksbuches, die heillosen Verwirrungen, die hervorgerufen werden durch das amerikanische System der Best-Seller-Listen, lassen das Augenblicksbuch triumphieren, machen das zeitloser Dichtung oder zeitloser Wissenschaft dienende Buch unmöglich. So scheint das ganze Leben diesen hastenden und grausam die Tiefe und das Zeitlose meidenden Mächten des Augenblicks verfallen, der Augenblick erlebt eine ungeheure Heiligung. Das wäre zu bewundern, geschähe es in jenem Goetheschen Sinne der Verewigung des schönen, schöpferischen Augenblicks, aber es geschieht doch nur in jenem mechanisierten, materialistischen Sinne unserer hastenden Maschinenzeit, die Abwechslung und Genuß, Wandel und Wechsel sucht.

Dennoch wäre es ein Irrtum, wollte man sich mit diesem, den Geistigen zur Verzweigung und zur Weltflucht treibenden Bilde der Zeit zufrieden geben. Mehr als wir alle glauben, geht durch alle Zeit hin der Strom des Zeitlosen, der Fluß, der jene Mächte umschließt, die die eigentliche seelenbildende Gewalt haben. Sollte er nicht mehr an die Ufer unsrer Zeit rauschen? Wir müssen an sein Dasein glauben lernen. Freilich, erkennen und wollen können ihn nur die wenigsten; denn wer sich schrankenlos hingibt an den Augenblick, kann nicht um ihn wissen, kann nicht die bildende Gewalt verspüren, die dem, was wir das Zeitlose nennen, innewohnt. Aber sie ist da, diese Macht, die seit Jahrtausenden das Ewige im Menschen und an menschlichen Werten formte, die uns nun nach noch Jahrtausenden aus den Versen Homers, aus den Werken der Tragiker wie aus den Dialogen

Platos und den Plastiken des Phidias anblicken, sie sind auch in den Gesängen Dantes, in den Dramen Shakespeares wie in den Werken Goethes. Ein Irrtum wäre es, wollte man dieses Zeitlose nur erkennen, wo es aus geistiger Potenz im geistigen Werke, im Kunstwerke sich Gestalt schuf. Schlagen wir das Buch der Geschichte auf, finden wir auf ihren Blättern immer wieder die Spuren dieser menschen- und weltformenden Gewalt.

Die Mächte des Zeitlosen sind es, die uns formten zu dem, was wir sind, sie sind involviert dem Bereiche unsrer Seele, wie dem unsres Geistes, sie offenbaren sich in den Kräften der Religion wie in denen des Schicksals. Es ist das Zeitlose, das umschlossen wird von der Einzelgestalt der Helden, wie von den Ordnungen und Satzungen der Kulturen, es ist im Schöpferischen aller Zeiten, im Ordnungshaften wie im Maßvollen; aber nicht ist es im Zuchtlosen, nicht im Chaotischen, nicht im Anarchischen und nicht im Seelenlos-Mechanischen. Es ist das führende und das bildende Element des Humanismus, und wo, wie in unsrer Epoche, sich treibende Kräfte gegen allen Humanismus wenden, da erklärt sich, daß zeitlose Gewalten nur geringen Einfluß auf den Menschen haben. So ist das Zeitlose alterslos wie die Mächte der Natur, gleich der ewig-leuchtenden Sonne, gleich dem spendenden Meere, der fruchtenden Erde, es bestimmt das Geistige und das Seelenhafte, wie jene Naturkräfte sein physisches Dasein bestimmen, weil aber das physisch-psychische Dasein im Menschen nicht zu trennen ist, so wirken die zeitlosen Mächte auf sein Ganzes als die bildenden im ewigen Sinne.

Es ist das Zeitlose eine wohl immer in ihren Erscheinungsformen sich wandelnde doch wesentlich gleiche Gewalt, zu der der einzelne, wie eine ganze Epoche den Bezug finden müssen. Das Zeitlose kann uns aber nicht berühren aus dem ordnungslos angehäuften Vorrat historischer Erinnerungen, nicht aus der toten und nur lebhafte Übermittlung geistiger Schematismen, es spricht aus dem Strome schöpferischer Geistes- und Kunstkräfte, wie aus den Kräften der Volkheit und der Nation, der Religion und der Humanität. Ein Blick auf Amerika, dem diese Kräfte abgehen, mag den Unterschied deutlich machen, mag auch auf tun das Geheimnis Amerikas, das zu leben vermag und leben muß ohne diese Mächte des Zeitlosen, die an seiner Entwicklung nicht teilhaben können, weil es eben jenen Zustrom nicht besitzt, der durch die Jahrhunderte herfließend, es verbindet mit einer großen schöpferischen Vergangenheit.

Uns aber, stehend in dieser Zeit, berufen unsre Aufgaben und Pflichten in ihr zu erfüllen, ist es anheimgegeben, die zeitlosen Mächte als lebendige, bewegende, formende Gewalten aufzurufen, daß sie die in uns selbst schlummernden zeitlosen Kräfte wecken. Es ist eine Geistes- und Seelenwelt in uns selber, die gelöst und erschüttert durch den Flußstrom von außen her, im Schöpferischen sich offenbart, sei es auch nur in der schöpferischen Gestaltung des eigenen Lebens, des schlichten Daseins im werktätigen Alltag. Es sind Kräfte in uns, die auf den Ruf aus dem Zeitlosen her antworten, und bringe er her aus dem mythischen Munde Heraklits, dem Sehermunde Platos; auf diese Kräfte kommt es an, daß sie uns nicht geraubt und zerstört werden von den hastenden Kräften des Augenblicks.

Diese Mächte des Zeitlosen sind vielfältig, aber sie umschließen als eine Grenze

das ganze Bereich des Lebens, wo ein Herz von Liebe berührt wird oder im Angesicht des Todes erzittert, da ist es einem solchen Herzen verbunden, das vor Jahrtausenden dieselben Erschütterungen erduldet, wo ein Mensch um die göttlichen Rätsel ringt, Deutung sucht von Schicksal und Tod, wo er um Entriegelung der unerklärlichen Seelengeheimnisse sich müht, da hat er durch die Jahrhunderte Brüder, aus deren Ringen ihm Kraft zukommt. Wo wir erschüttert stehen vor der Erhabenheit des bestirnten Himmels, dem Grauenhaften bebender Erde, oder dem Kampf in unsrem innersten Selbst, da sind wir berührt von den zeitlosen Mächten, wo wir ihnen bildende Gewalt über unsre Seele, unser Leben verstaten, da werden wir hingezogen zu den Offenbarungen dieses Zeitlosen, wie es sich Gestalt schuf in den Werken der Kunst und des Schrifttums, im erhabenen Geschehen der Geschichte, deutbar für alle Menschen, gültig für alle Zeit. Wo das Große sich Gestalt schafft, sei es in einem Gedanken, sei es in einem Erlebnis, in einer Erfahrung, verbindet es sich dem Zeitlosen. Das Zeitlose ist nicht gleichzustellen dem Begriffe der Vergangenheit, es ist mehr und es ist minder, es ist das Zeitlose, das wir anrufen, um aus dem Chaos, das eine Gegenwart immer darstellt, den Kosmos zu erheben, in dem allein wir zu leben vermögen. Es kann uns nicht zukommen, unsre Gegenwart zu fliehen, ihr zu fluchen, aber es muß uns Aufgabe sein, den Strom des Zeitlosen in den Raum unsrer Zeit zu lenken, dies kann freilich nicht geschehen durch theoretische Abstraktionen, durch historische Deduktionen, vielmehr einzig durch das schöpferische Erlebnis durch die Erfahrung des Zeitlosen im schöpferischen Selbst, als dem Höchsten, das wir erleben können. Die Vereinigung des Zeitlosen mit dem Zeitlichen zur Kreation einer hohen geistigen Gegenwart kann sich nur durch Gnade vollziehen, aber wer den Glauben an die Gnade hat, der wird sie auch erlangen. Diese Gläubigen aber, die Individuen der einzelnen Nationen, scheinen mir die Führer zu sein, die in sich die stärkste Berechtigung zu geistigem Führertum tragen.

Lied der Sehnsucht

Von Heinrich Leis

Wohin du gehst, auf Schritt und Tritt,
Ein leises Herzpochen wandert mit.
Das klingt in dir mit verweh'tem Laut.
Wenn Frührot wächst über blühendes Feld,
Wenn Mittag Raft auf den Wiesen hält,
Wenn Abendshatten die Flur betaut,
Dann schwingt es auf und raunt dir im Blut,
Als wär es die Stimme der großen Natur,
Und säumt mit Gold deine Wanderspür,
Ob nimmer zu eigen, doch löstliches Gut. . . .

Das macht vertraut dir das fremde Land,
Auf deinem Haar eine streichelnde Hand,
Um deine Schulter ein Freundesarm.
Das wandert mit dir, flüstert und spricht:
Kennst du den Weggefährten nicht?
Bis deine Schläfen umflattert ein Schwarm
Von hellen Mänschen und Licht überloht
Deine Straße unter dem silbernen Stern,
Der Heimkehr kündet, da grüßen fern
Deiner Sehnsucht Berge im Abendrot.

R u n d s e h a u

Die bündische Bewegung

Von der Partelen Haß und Gunst verzerrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Beschlüßte.

Dieses Dichterwort gilt auch für die bündische Bewegung. Wir fühlen ihre Gestalt und ihren Willen. Aber wir können sie nicht klar umgrenzen. Denn ihre Grenzen verfließen. Und auch in sich ist sie uneinheitlich und zerrissen. Versuchen wir, den Begriff zu formulieren:

a) Bündische Bewegung ist eine Willensform, die aus dem Kameradenerlebnis des Weltkrieges stammt. (Die positive oder negative Auswirkung dieses Erlebens sei hier nicht untersucht.)

b) Bündische Bewegung ist politisch. Denn sie beschäftigt sich mit der Neuordnung von Volk und Staat oder mit dem Kampf für bzw. gegen den bestehenden Staat.

c) Bündische Bewegung beruht auf der Vertreibung von gleichgesinnten Menschen unter Führern, die das Vertrauen der Geführten errungen haben und erhalten.

d) Bündische Bewegung beruht daher auf dem Gemeinschaftswillen im Gegensatz zum Autoritätsglauben (Untertanentum) und im Gegensatz zu persönlicher Herrschaft einzelner Menschen oder Gruppen (Plutokratie und Reaktion).

e) Bündische Bewegung ist durchströmt von sozialen und kulturellen Faktoren. Ihr Wesen ist Idealismus, ihre Kampfform Heroismus. (Im schlechten Sinne Fanatismus.)

f) Bündische Bewegung steht daher im naturgegebenem Kampf gegen den Materialismus der heutigen Partelen (Interessentum).

Klarer wird der Begriff der bündischen Bewegung bei historischer Betrachtung:

Der Zusammenbruch von 1918 vollendete die Teilung des deutschen Volkes in zwei sich diametral gegenüberstehende Hälften. Links stand der marxistische Teil, rechts der antimarxistische. Die aktiven Elemente der linken Hälfte sammelten sich unter der spartanistischen Fahne und griffen zu den Waffen gegen den Staat. Ihnen traten die Aktivisten von rechts in den Freikorps entgegen. Der Kampf endete mit dem notdürftigen Siege der Freikorps. Der Staat stärkte sich. Und seine Vertreter schufen die Verfassung von Weimar. Während sich nunmehr der aktive Teil der Marxisten in zunehmender Staatsverneinung unter dem Banner Mostaus sammelte, und im „Bund der Roten Frontkämpfer“ seine bündische Organisation fand, wurden die passiveren Massen im großen Sammelbecken des Reichsbanners unter der Devise „Verfassungsschutz“ vereinigt und in mehr oder minder klare bündische Form gebracht.

In der antimarxistischen Hälfte liegen die Dinge komplizierter. Bereits in die Freikorps hinein wirkten Interessenträfte der Wirtschaft, die auf geregelten Gang der Staatsmaschinerie und damit geregelte Produktion dringen mußte. In dem inneren Kampf um bündische Formgebung sind diese Kräfte auch im weiteren Verlaufe von außerordentlichem Einfluß. Während sich die passiven Teile der antimarxistischen Front mehr und mehr in den Kameraden- und Kriegervereinen eine lose bündische Form gaben, ging der aktivere Teil der Freikorpsbewegung unter Einwirkung wirtschaftlicher Kräfte in die Orgeßch über. Eine durch die Wirtschaft finanzierte Bürokratie gab das äußere Gerippe der Organisation. Aber auch die Orgeßch war nicht die naturgegebene Form der bündischen Bewegung. Nach ihrer Verschlagung durch feindlichen Machtpruch ging ein Teil der der Orgeßch nie innerlich verbunden gewesenen kämpferischen Menschen mehr und mehr bewußt den Weg zur volllichen und staatlichen Erneuerung, wobei er die bisherige Scheidung „links und rechts“ als Frage zweiter Ordnung betrachtete und dem Begriff „national“ einen neuen Inhalt gab. Die Spitze dieser Bewegung übernahm frühzeitig der Jungdeutsche Orden, der als einziger und erster der nationalen Bünde bzw. der bündischen

Bewegung überhaupt ein klarumrissenes Staatsprogramm in großen Zügen entwickelte. Die übrigen bündischen Kräfte im Orgeßlager vermochten nicht, die Interessenmächte der sich mehr und mehr vertrauenden Wirtschaft abzufüttern. Sie sammelten sich in bündischer Form in dem bereits in der Freikorpszeit gegründeten Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten sowie in der Dachorganisation der Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands. Eine Führerstellung in dieser bündischen Gruppe nimmt auch heute noch der bereits vor dem Kriege gegründete Alldeutsche Verband ein. Abseits von dieser Gruppe stellten sich die Nationalsozialisten, die sich unter Hitler in straffer Bundesdisziplin sammelten, um nach dem vergeblichen Münchener Putschversuch zur Partei zu werden und dadurch aus der klaren bündischen Form herauszutreten, ohne sich (genau wie „Rot Front“) der bündischen Wesensart an sich zu begeben.

Hinter den Bünden der Frontgeneration steht die nachkriegliche Jugend. Auch sie ist geteilt in proletarische (marxistische) Gruppen, politisch neutrale Erneuerungsorganisationen (bündische Jugend, Wandervogel, Pfadfinder usw.) sowie reaktionäre Jugend (Bismarck-Jugend u. a.). Die Tendenzen dieser Jugend hier im einzelnen zu verfolgen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten.

So steht die bündisch organisierte Frontgeneration heute in vier starken Gruppen nebeneinander. Reichsbanner und Rechtsgruppe haben eine grundlegende Idee volllicher und staatlicher Erneuerung nicht zu entwickeln vermocht. Das erstere beschränkt sich auf Schutz der Verfassung und somit der bestehenden Struktur des Staates. Die Rechtsgruppe führt den Kampf gegen Marxismus und Faschismus. Positive staatliche Ziele hat sie nicht herausgestellt, wenn auch die Tendenz zur faschistischen Diktatur bemerkbar ist. So liegt eine Staatsidee lediglich in der bündischen Gruppe links (Kommunismus) und in der oben gezeichneten Erneuerungsgruppe (Jungdeutscher Orden, Oberland, Wehrwolf, Niedersachserring u. a.). Während die Idee der Linksgruppe diejenige Moskaus ist (Weltrevolution) und auf der Verneinung abendländischer Staaten an sich und auf der Organisation klassentämpferischer Instinkte im Menschen beruht, trägt die Erneuerungsgruppe die positive Idee von der Volksgemeinschaft vorwärts. Diese Idee beruht auf der Organisation seelischer Kräfte. Ihre Grundlage ist Brüderlichkeit. Ihr Ziel ist die Volksgemeinschaft und der Volksstaat.

Noch sind die Dinge in Gärung. Die Grenzen der einzelnen Gruppen sind nicht starr. Aus allen Gruppen führen Willensträfte zur Erneuerungsbewegung. Den in bündischer Form vertretenen Menschen muß langsam die Erkenntnis dämmern, daß der Zukunftskampf ausgefochten wird zwischen den Menschen, die freie Staatsbürger sein wollen und den Kräften des Materialismus und des Interessentums. So muß der Kampf der bündischen Bewegung die Probleme ins Rollen bringen, die das 20. Jahrhundert stellt. Es sind die Probleme staatlicher und volllicher Erneuerung. In diesem Kampf wird die gesamte bündische Bewegung sich zu entscheiden haben für die Idee des christlichen Volksstaates oder für die negative Idee von Moskau. Eine Mitte gibt es hier nicht. Die Aufgabe der Erneuerungsgruppe aber ist es, vor dieser Endentscheidung den Machtwillen der Plutokratie zu brechen. Denn dieser ist das Hindernis der Erneuerung abendländischer Staaten.

Fritz Herrmann

Zur Kriegsschuldfrage

Solange eine internationale Untersuchung der direkten Kriegursachen (1912—1914) vor einem Tribunal wie dem von Haag nicht eingesezt worden ist, d. h. solange nicht loyal alle Staatsarchive der Kriegsführenden geöffnet worden sind . . ., kurz, solange die Kardinalfrage der Ursachen und Verantwortlichkeiten des letzten Krieges nicht endgültig aufgeklärt worden ist — nicht hinsichtlich der unabhängigen Historiker (deren Überzeugung steht fest!),

sondern in den Augen der unwissenden Menge, die, wie Lämmer zur Schlachtbank getrieben, von dort so völlig erschlaft und ermattet weggegangen ist, daß sie nichts an der Vergangenheit mehr interessiert, daß sie heute einzig nach Brot und Ruhe verlangt — solange wird es keine wahrhafte europäische Entspannung geben.“

So schreibt der bekannte französische Revisionist Viktor Margueritte im Februarheft der Pariser Monatschrift „Evolution“. Die Wiedergutmachung des „Unrechts von Versailles“ die Auslöschung jenes Artikels 231, der Deutschland zum Angreifer und Urheber des furchtbarsten aller Kriege macht, ist nicht nur zu einer Lebensfrage unseres deutschen Vaterlandes, sondern zu einer europäischen, ja einer die ganze Welt berührenden Angelegenheit geworden. Sehr schön hat dies der norwegische Gelehrte Dr. J. Harris Aall, Oslo (Mitglied des neutralen Sachverständigenausschusses für die Kriegsschuldfrage), in einem Vortrag, den er kürzlich vor der Ortsgruppe Bonn der „Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums“ hielt, dargelegt. Er verglich das Schicksal Deutschlands mit dem Kreuzestod Christi und dem Sterben des Sokrates, beides Taten, die durch ihre Tragik die Welt erlöst hätten. So habe auch das deutsche Volk durch sein Leiden eine höhere Sendung unter den Völkern der Erde zu erfüllen. Ein neuer Geist müsse durch die „Kreuzigung Deutschlands“, die größte der Weltgeschichte, über die Welt kommen.

Ähnlich wie Margueritte und Aall haben sich inzwischen viele andere deutsche und ausländische Forscher ausgesprochen, z. B. die Amerikaner Barnes und Fay, die Engländer Bridge und Good, die Franzosen Charpentier, Demartial, Halévy, um nur einige zu nennen. Aber leider ist diese Bewegung noch eine vorwiegend gelehrte, keine vollstümliche Angelegenheit. Dies ist auch mit ein Grund, warum bisher so wenige positiv-praktische Erfolge erzielt wurden. Wie wäre es sonst möglich, daß die seit jener deutschen Note vom 29. November 1918 so oft erhobene Forderung nach einer neutralen Untersuchungskommission noch immer auf taube Ohren stößt! Die Wahrheit ist heute wohl in allen Ländern lebendig, aber sie hat sich in die Arbeitsräume der Gelehrten und Forscher verflochten, die Menge selbst ist unwissend und lebt in dem von den interessierten Regierungen und deren Presse genährten Wahn hin. Selbst in Deutschland erweckt die Frage nach der Kriegsverantwortlichkeit nicht ein so allgemeines Interesse, wie dies wünschenswert wäre. Die Unwissenheit über die wichtigsten Tatsachen der Vorkriegspolitik ist leider noch erschreckend groß. Daran schuld ist vor allem die Masse selbst, die, wie Margueritte sagt, aus dem völkermordenden Ringen heimgekehrt, nun auf keinen Fall mehr etwas vom Kriege hören will. Nichts mehr hören, nichts mehr sehen wollen! Eine Vogel-Strauß-Politik, die verderbliche Folgen haben kann. Derweil haben natürlich die Poincaré, Briand und Konsorten leichte Arbeit. Das Leben Poincarés beginnt nachgerade tragisch zu werden. Er ist „der Mann der Zeit“, der geheime, aber zielbewußte Urheber des neuen Aufstiegs Frankreichs; ihm dankt Elsaß-Lothringen die „heißersehnte“ Rückkehr zur französischen Mutter, ihm dankt Frankreich seine wiedererrungene Stellung als Vormacht in Europa. Gleichwohl darf er sich dessen nicht rühmen, muß er eifrig darauf bedacht sein, jede Spur seines Weges auszulöschen oder zu verdecken. Welche Selbstbeherrschung verlangt doch diese Haltung von einem so ehrgeizigen Manne wie Poincaré! Daß er sich in der Gewalt hat, muß man ihm lassen, schreiben doch jüngst „Vorwärts“ und „Vossische Zeitung“, Poincaré sei ein ganz friedfertiger Gefelle, mit ihm lasse sich schon reden!

Aber das ganze, mühselig aufgerichtete Kartenhaus von Versailles würde ja zusammenfallen, wenn nicht Schweigen Gold wäre — bzw. Reparationen. Poincaré selbst schrieb 1920 im „Temps“: „Wenn es nicht die Zentralmächte gewesen sind, die den Krieg verursacht haben, warum sollten dann gerade sie verurteilt sein, den Schaden zu bezahlen? Aus einer geteilten Verantwortlichkeit folgt notwendig und gerechterweise auch eine Aufteilung der Kosten.“ Sogar die völkerveröhnenden Briand und Herriot haben das erkannt und zeigen die kalte Schulter, wenn die Schuldfrage aufs Tapet kommt, die Herren sind darin sehr empfindlich. Die Gruppe

der französischen Revisionisten ist wohl verhältnismäßig stark, hat aber nur wenig Einfluß im politischen Leben. Ein Teil der jungen radikalen Partei (Saladier und Montigny) tritt für Auslöschung des Artikels 231 ein, von der Presse wären zu nennen „La Volonté“, sowie die eingangs erwähnte Monatschrift „Evolution“. Praktischer Wert wird daraus sobald nicht erwachsen. Man hat freilich durchgesetzt, daß im Budget für 1928 200 000 Franken für die Öffnung der Archive bewilligt wurden, aber ob die Mahnung Marguerittes beherzigt wird: „Nichts verheimlichen, alles sagen!“ bleibt bei den bekannten Verhältnissen mehr als fraglich.

Indessen hat England dem deutschen Beispiel nachgeahmt und mit der Veröffentlichung seiner Vorkriegsakt (1898—1914) begonnen. Nicht zu vergessen sind auch die belgischen Dokumente, von denen eine neue vortreffliche Übersetzung vergangenes Jahr im Auftrage des auswärtigen Amtes erschienen ist. Ferner sind zu nennen die verschiedenen von den Bolschewisten freigegebenen russischen Urkunden. Die übrige riesenhafte Literatur zur Kriegsschuldfrage näher zu bezeichnen, muß an dieser Stelle unterbleiben. (Als gute Einführung in die nachbismarckische Politik seien empfohlen: Erich Brandenburg: „Von Bismarck zum Weltkrieg“ [1924] und Friedrich Stieve: „Deutschland und Europa 1890—1914“ [1927].)

Welche Aufgaben erwachsen nun besonders uns Deutschen in Hinsicht der Aufklärung der Kriegursachen? Vor allem, die Bewegung muß noch vollstümlicher werden. Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit können uns unsere Ehre, unsere Freiheit, den wahren Frieden nicht wiedergeben. Die Aufklärungsarbeit darf sich nicht auf die politisch rechtsstehenden Kreise beschränken, dann entsteht leicht links der Eindruck, als handele es sich um eine Rehabilitierung der kaiserlichen Regierung. Der Arbeiter leidet unter den Folgen der Versailler Schuldverpressung in gleicher Weise wie Beamter, Kaufmann oder Industrieller, das muß ihm klargemacht werden. Weiter, die Presse muß sich noch tatkräftiger der Aufklärungsarbeit annehmen, mancher Sensationsartikel machte zweckdienlicher dieser deutschen Lebensfrage Platz. Zu guter Letzt, die deutsche Jugend, besonders die studierende Jugend, sollte sich den genannten Problemen mit aller Kraft zuwenden. Vor uns steht das Bild, die Hoffnung auf das kommende, das dritte Deutsche Reich. Nun gilt es zu schaffen und zu wirken, freudig und frei, aufwärts den Blick. Und was der Feinde list tückisch eronnen, es soll zerrinnen vor deutscher Jugend Opfermut und Treue. Und hier, wo kein Vorurteil aus früherer Zeit den Blick trübt, wo das Kriegserlebnis gleich läuterndem Feuer gewirkt hat, hier liegt unseres Vaterlandes Zukunft. Vor den Fehlern, die geschehen, wollen wir die Augen nicht schließen, an Worten und Meinungen uns nicht stoßen, aus allem den Kern, das Wahre, das Edle, das Gute herausholen. Deutschland soll frei werden, äußerlich und innerlich, das sei das Ziel! Darum muß die Kriegsschuldfrage auf das schärfste bekämpft werden. Deutschland hat eine Sendung in der Welt zu erfüllen, dies ist der Sinn seines Schicksals, der Sinn seiner Leiden!

Richard Giesehe, Mainz

Deutschlands Sendung und der Vertrag von Versailles

Es ist etwas Ungeheures, wie das Schicksalsland Europas, Deutschland, nur von einem Gedanken vor allem bewegt wird, diesen einen Gedanken immer wieder denkt, seine ganze geistige Intensität diesem zuwendet; es ist der Gedanke, frei zu werden von dem Vertrag, der seit 1918 den Schicksalsknoten Europas darstellt: der Vertrag von Versailles. Instinttiv hat der Deutsche erfaßt, daß dieser Vertrag mehr ist als ein ausschließlich diplomatisches Werk. Ich habe oft ganz einfache Naturen angetroffen, die dahinter, wenn auch nur unklar, Mächte

ahnten, die da am Werke sind, und mit denen ihr persönliches Schicksal in einem tiefen Zusammenhang steht. Im allgemeinen lebt Versailles in dem Bewußtsein des Deutschen als Sclavengeißel, als fesselnde Kette, die man — aus gesundem natürlichem Instinkt heraus — zerreißen möchte. Der Fluch dieser Knechtung wirkt sich in den entgegengesetztesten Parteien aus und ist die eigentliche treibende Kraft im politischen Leben. Den national eingestellten Menschen veranlaßt er, rückwärts zu blicken, in eine Vergangenheit, die Deutschlands äußere Größe sah; den von marxistischen Ideen Erfassten treibt er Utopien in die Arme, die eine ungewisse Zukunft ihm vorgaukeln. Dem Diplomaten ist er ein schwieriges Rechenexempel und dem verantwortlichen Politiker, der mit dem Gute seines Volkes haushalten soll, erst recht. — Was ist er aber dem Menschen, der nach keiner Richtung hin gebunden ist? Der über den Parteien steht, mögen sie heißen, wie sie wollen? Der über den Konfessionen steht, der auch in seinem Denken nicht in ein bestimmtes Fach einzukasteln ist, mit einem Worte: dem Geiste, der von der Oberfläche sich nicht täuschen läßt und in der Tiefe suchend, die verborgenen Ursachen zu erkennen trachtet, die den Weltkrieg bedingten und den „Frieden“ von Versailles?

Oft werden Verträge als „Fetzen Papier“ bezeichnet. Gewiß gibt es solche, die diese Bezeichnung rechtfertigen. Daneben gibt es aber eine andere Art, die weit mehr sind als ein „Fetzen Papier“, an denen das Schicksal ganzer Völker und ihrer Kulturen hängt. Sind die ersteren quasi aus nur diplomatischen Überlegungen entstanden, auf dem Schachbrett führender Staatsmänner und einer rein rationalistischen Denkungsweise entsprungen, so haben die andern einen ganz anderen Ursprung. Sie sind gewöhnlich das Ende schwerer, ganze Völker erfassender Explosionen, sozusagen der Schlußstrich unter einem Schicksalsblatt der Weltgeschichte. Das Schicksal der Völker ist ja, wie das des Einzelmenschen, ein Rätsel und mit der Vernunft nie zu ergründen. Alles, was schicksalhaft bedingt ist, steht nicht allein unter dem Gesetze der Kausalität, sondern greift hinüber in das Gebiet des Irrationalen. Die großen Katastrophen der Menschheit, die wir Kriege nennen, sind ihrem Ursprunge nach genau so unfassbar, wie die Naturkatastrophen. Sie haben ihre unsichtbaren und unerforschlichen geistigen Gesetze, die stärker sind und überlegener sich auswirken als jedes von Menschenhand geschriebene Gesetz. Mag ihre Auslösung auch scheinbar an konkreten Ereignissen nachzuweisen sein: im Grunde gleichen diese Ereignisse vorgeschobenen Figuren, hinter denen im verborgenen die eigentlichen Urheber ihrer Bewegungen tätig sind. Wie jeder Mensch sich selbst bis zu einem gewissen Grade fremd und rätselhaft bleibt, so daß er nie mit völliger Bestimmtheit seine Taten, viel weniger noch seinen Weg vorauserkennen kann und sich oft durch sein eigenes Tun vor Abgründe gestellt sieht, so gibt es auch kein Volk, das über sich völlig klar und sich der Tiefbedern seines Handelns völlig bewußt wäre. So kommt es, daß die Menschheit sich immer wieder vor rätselhafter und in ihrer Wirkung höchst tragische Ausbrüche ganzer Völker gestellt sieht. Die Forderung „erkenne dich selbst“, ist ja nicht nur an den einzelnen, sondern ebenso an das ganze Volk, an die Staatsverbände zu richten. Wer dieselbe in ihrer Tiefe erfährt, erkennt in ihr eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Krieges!

In der Weltgeschichte ist der Vertrag von Versailles gerade deshalb einzig in seiner Art, weil in ihm — und zwar in negativem Sinne — eine magische Kraft liegt. Das ist so zu verstehen: Die Entwicklung Europas seit 1871 vollzog sich in der Weise, daß nicht nur Deutschland, sondern alle Staaten Europas in einer Bahn sich bewegten, die von dem geistigen Mittelpunkt immer weiter weg an die Oberfläche des Lebens führte. Immer mehr trat alles Geistige zugunsten eines trassen Materialismus in den Hintergrund. Dieser wirkte sich im Staatsleben der Völker aus in einem bis dahin unerhörten Machtwillen und -streben. Für Deutschland war die Tat Bismarcks von höchster Bedeutung, insofern als die Einigung des Deutschen Reiches Deutschland vor das Entweder-Ober stellte: daraus den Impuls zu einer neuen Kulturgemeinschaft zu ziehen, die materiellen Vorteile zu wandeln in ideale, dem materiellen Aufstieg einen geistigen als Gegengewicht entgegenzusetzen und damit die neu gewonnene

äußere Macht innerlich zu fundamentieren oder aber, einfach darauf bedacht zu sein, diesen unerhörten Machtzuwachs zu wahren. Das letztere aber bedeutete in Wirklichkeit: zu rüsten, immer wieder zu rüsten. Deutschland hat das zweite getan und hat dagegen die geistigen Aufgaben zu gering eingeschätzt; damit ist es seiner Bestimmung im tiefsten untreu geworden. Denn das Herz Europas, eben dieses Deutschland, hat eine unerhört hohe und einzigartige Mission, die alle seine Geistesheroen erkannt haben, und die darin liegt, dem Geiste in der Welt immer wieder zum Durchbruch zu verhelfen.

Hinter dem Vertrage von Versailles stehen Mächte, die furchtbaren Mächte des Egoismus, der Habgier, des Hasses, des Willens zur Macht; sie sind es, die ihm seine Dämonie verleihen, der keine noch so hohe staatspolitische Klugheit beikommen kann, sondern nur eine ganz andere höhere Geisteskraft.

Die geschlossene Abwehr des Unrechtes von Versailles ist fast die einzige Bindung, die heute das Deutsche Reich noch zusammenhält. Diese Abwehr ist nur zu begreiflich; und doch gibt es etwas Höheres, was Deutschland eine unerhörte Macht in die Hände gäbe, der keine äußere Macht der Welt gewachsen ist. Ist es nicht ein Zug des Schicksals, daß Deutschland heute äußerlich entwaffnet ist? — Liegt darin nicht die Aufforderung, eine geistige Bewaffnung zu vollziehen, da ja jede materielle Wehrhaftigkeit am Ende doch versagt? Das ist kein „Pazifismus“, das ist einfache Wahrheit. — Wüßte Deutschland, daß der „Besiegte“ heute der Stärkere ist, es ließe alles Rückblicken und utopische Vorwärtsbilden, es lebte in der Gegenwart mit dem einen Ziele: Den Haß des Siegers zu verwandeln in positive schöpferische Kraft des Besiegten. Den meisten Menschen scheint die leise Stimme des Gewissens eine weltfremde Macht zu sein. Das Gewissen ist aber die realste Macht in uns, gerade weil sie dem Irrationalen angehört. Ist denn das Leben selbst nicht im tiefsten Grunde irrational und überlogisch?

Lernt das deutsche Volk gar nichts von seinen großen genialen Geistern? Sagt ihm der zweite Teil des „Faust“ nichts? Bleibt ihm der „Ring des Nibelungen“ stumm? Ist die Furcht des Besiegten nicht der Unglaube an die sittliche Macht der Gerechtigkeit? Sind alle Geistesquellen im deutschen Volke versiegt, daß es alles andere für wichtiger hält als endlich seine Schicksalsstunde zu begreifen? Ahnt es nicht einmal, daß eine ganz neue Zeit anbrechen muß, wenn Europa nicht dem Chaos verfallen soll, eine Zeit, die der Stimme des Gewissens folgt, die über die Politik, über den Machtwillen den Glauben an die Gerechtigkeit und innere Freiheit des Menschen und der Völker setzt und diesem Glauben alles Äußere unterordnet und ihn nicht nur duldet, wie es bis heute der Fall ist? Ahnt Deutschland nicht, daß weder Nationalismus, noch Sozialismus ihm die Rettung bringen kann, sondern nur eine Macht, die losgelöst ist von allem verzehrenden Egoismus: die Liebe? — Die Liebe, frei von Dogmen und einengenden Begriffen, frei von hemmenden Grenzen und doch nüchtern, wenn auch immer zur Begeisterung fähig, wenn es sich um den Geist handelt. Der Friede von Versailles steht heute als Fluch über ganz Europa. Er wird nur an dem nicht in Erfüllung gehen, der sich frei von Haß und Machtgier weiß. Wer da weiß, wie unerschütterlich sich die geistigen Gesetze auswirken, wird heute für Frankreich eher zittern, als daß er sich vor ihm fürchtet und es aus dieser Furcht heraus haßt. Ist denn diese endlose Kette von Schuld und Sühne wirklich der tiefste Sinn des Daseins im Leben der Völker? Ist sie nicht vielmehr dazu da, uns endlich die Augen zu öffnen, damit wir einen neuen Weg einschlagen und so der Vernichtung Europas entgehen? Unsere Jugend sucht! Wo sind die Führer, die ihr die Wahrheit sagen?

Glaubt man in Deutschland wirklich, daß man aus dem Alten heraus und aus den Trümmern eine neue Welt bauen könnte? Will man nicht die verderblichen Irrtümer endlich zurücklassen und den geistigen Führern Deutschlands folgen, die immer wieder den Weg zur Wahrheit wiesen und Deutschland zur geistigen Führerin ganz Europas machten! Wenn Deutschland nicht wieder diese geistige Führung übernimmt, dann gehen wir unausweichlich Katastrophen entgegen, die uns vernichten werden. Jeden einzelnen trifft heute die Wucht der Bestimmungen

eines ungerechten Vertrages. So sollte jeder einzelne sich bewußt sein, daß für den, der den Sinn des Leidens erfaßt hat und der befähigt ist, erlittenes Unrecht in Liebe zu verwandeln, dieses Unrechtleiden eine Kraftquelle ist. Ja noch mehr, daß diese Übung des Verwandeln einer negativen in eine positive Kraft den Menschen vor sich selber rettet, ihn seinem Egoismus entreißt, ihn zur größten schöpferischen Tat befähigt. Und über sich hinaus sollte jeder einzelne wissen, daß er in diesem Glauben und Beginnen mithilft an dem großen Werk der Wegbereitung einer neuen Zeit und der Geburt einer neuen europäischen Kultur, die für die ganze Menschheit von größtem Segen sein würde. Dann erst wäre Deutschland das, was es sein könnte und wozu es berufen ist: die Geburtsstätte einer neuen Welt, einer Welt der Liebe im Gegensatz zu der alten des egoistischen Machtstrebens. Dann wäre der Fluch des Versailler Vertrages gebrochen. — Wird Deutschland seine Sendung erkennen?

Robert Boffhart

Französische Reiseindrücke

Nus beruflichem Interesse nahm ich im Juli d. J. an dem internationalen Kongreß für Wohlfahrtspflege in Paris teil. Die Worte eines Kongreßteilnehmers waren bestimmend für mich während meines Aufenthaltes in Frankreich. Klar und einfach führte er aus, daß soziale Arbeit nur geleistet werden kann, wenn sie fest im Nationalismus verankert ist, wenn sie der Eigenart des eigenen Landes Rechnung trägt, um erst dann zu versuchen, eine allgemeine, internationale Basis zur Lösung sozialer Fragen zu finden. Es ergab sich manche Übereinstimmung gleicher Nöte, gleicher Wirtschaftsprobleme in den verschiedensten Staaten. Der Gedanke der dienenden, helfenden Liebe trat leuchtend hervor in dem Zusammenschluß der 26 Nationen, die gemeinsam bestrebt waren, die besten Mittel und Wege zu finden, um den Dienst an der Menschheit zu erfüllen. Vom Nationalismus zum Internationalismus! Stark fühlte man sich als Vertreter seiner Nation, und es erfüllte uns Deutsche mit Freude, Vorbild und Anreger mancher sozialen Wohlfahrtsbestrebungen sein zu dürfen. Mit Herzklopfen hörte man den deutschen Rednern zu. Sie hatten es, abgesehen von den sachlichen Ausführungen, oft nicht leicht, sich neben der glänzenden Redegewandtheit der Ausländer zu behaupten. Um so mehr mußte bei derartigen Kongressen darauf geachtet werden, nur die besten und für ihr Fach geschultesten Vertreter des Deutschtums auf Außenposten zu stellen, denn stets konnte man beobachten, wie ein Land nach seinen Delegierten beurteilt wurde. Großen Eindruck machte es, wenn einige unserer bedeutendsten Frauen des öffentlichen sozialen Lebens ihren deutschen Vortrag sofort selbst fließend in die anderen Fremdsprachen überetzten. Intelligenz, Bildung und Kultur eines Landes traten auf diesem Kongreß deutlich hervor. Stark fühlte man sich verantwortlich, das Deutschtum im fremden Lande würdig zu vertreten. Nach jahrelanger Abperrung der Grenzen schien es mir, daß jeder einzelne Deutsche weit über den Rahmen des Kongresses hinaus seine Mission zu erfüllen hatte. Schicksalhaft fühlte man sich in das große Weltgeschehen mit hineinverwoben und war selbst nur ein Glied, das Vergangene und Gegenwart zusammenschmiedete. Vergangene! Deutsche Kriegergräber bei Compiègne suchten wir auf. Wir konnten uns des Eindruckes der Trostlosigkeit nicht erwehren. Dort lagen unsere Beiden in fremder Erde, und heiß stieg in uns die Frage auf, was zu tun sei, um unsere Toten draußen mehr zu ehren. Mitten im Herzen von Paris liegt das Grabmal des unbekanntes Soldaten stets mit frischen Kränzen und Blumen geschmückt. Etwas wie Trauer steigt auf. Sollten nicht einzelne von uns die Möglichkeit haben, die Ruhestätten unserer Gefallenen in ferner Erde durch Blumenschmuck ein wenig freundlicher zu gestalten? Bestärkt wurden diese Gedanken durch einen in Paris lebenden Journalisten einer bekannten deutschen Zeitung, der sein Bedauern über das geringe Aufsehen der

deutschen Kriegergräber aussprach. In der Gegend von Compiègne, die im Kriege von deutschen Truppen besetzt war, fielen uns Zuckerrübenfelder auf, die man sonst im französischen Landschaftsbild nicht sah. Zu unserem Erstaunen erfuhren wir, daß deutsche Soldaten zuerst den Zuckerrübenbau eingeführt haben. Da er sich als zweckmäßig erwies, ist er von der französischen Bevölkerung beibehalten worden. Von hoher Warte aus lernt man begreifen, wie der Krieg Vernichter unzähliger Werte gewesen ist, aber andererseits sowohl in sozialer als in allgemeiner Hinsicht befruchtend und anregend wirken kann und neue Lebensbedingungen schafft. Unser französischer Wirt in Paris beherbergte fast nur Deutsche. Als Erklärung dafür gab er an, während des Krieges in Deutschland Gefangener gewesen zu sein und auf diese Weise unsere Sprache gelernt zu haben. Er hat große Sympathien für Deutschland, über das er aus eigener Anschauung heraus sich ein Urteil gebildet hatte. Gerade in dieser Tatsache liegt der Wert, denn wie häufig wird über unser Land nur vom Hörensagen geurteilt oder auf Grund von unwürdigen Vertretern, die in den Fremden ganz falsche Vorstellungen von unserem Vaterland erwecken. Nur zu oft mußte ich die gleichen Klagen über die eigenartige Klasse der Neureichen hören, die nach dem Kriege das Ausland überflutet hat, wahrlich nicht immer zum Gewinn für deutsches Ansehen. Der Vorwurf, daß diese Gruppe oft taktlos, laut und rüde war, ließ sich leider nicht immer zurückweisen.

Mit etwas Bangen hatte ich eines Tages unserem deutschen Kreise Lebewohl gesagt, der gerade im Ausland eine starke, schöne Gemeinschaft gebildet hatte. Ich fuhr in einen kleinen typisch französischen Ort in der Bretagne. Mein Kommen erregte Aufsehen, denn nicht nur im bescheidenen Badehotel, sondern im ganzen Ort war und blieb ich die einzige Deutsche. Den Bewohnern war es derart ungewohnt, Deutsche zu sehen, daß sie anfänglich in mir eine Engländerin vermuteten, bis ich sie über ihren Irrtum aufklärte. Ein ärmliches Land, die Bretagne, das seine Bewohner von Fischfang und der Erde mühsam abgerungenem Ackerbau ernährt. Früher hatten die Bretonen stets Handelsbeziehungen mit Deutschland gehabt. Sie erzählten mir strahlend von unserer Reichshauptstadt, die sie durch Abbildungen, welche unsere Schiffer ihnen mitgebracht hatten, kannten. Ihre Sitten und Gebräuche sowie ihre Sprache haben viel Wesensverwandtes mit den nordischen Völkern. Unverkennbar ist der Einfluß des nordischen Elementes, der sich z. B. deutlich in der schlichten, kühleren Bauart ausprägt. Im Gegensatz dazu steht die Natur in fast südllicher Pracht. Ich möchte einmal hineingreifen dürfen in Gottes reichen Farbenkasten, um mit einigen Pinselstrichen das leuchtende blaue Meer, die goldenen Kornfelder, die grünen Wiesen mit dem roten Mohn, die Klippen und kleinen Felsengebirge, an unsere Dolomiten erinnernd, festzuhalten. Denn man hoch oben auf einem Felsen sitzt, leicht und unbeschwert, von Sonne und Wind umspielt, gewinnt man Abstand zu den irdischen Dingen, die man nicht mehr subjektiv, sondern objektiv betrachtet. Ich fühle mich als außerhalb meines Landes stehend, doch mit allen Fasern fest in ihm verwurzelt. Wie in einem Spiegel schaute ich die deutsche Seele und wunderte mich über manche Eigentümlichkeit, die mir erst in der Fremde zum Bewußtsein kam. Allmählich plauderte ich mit den anwesenden Franzosen. Wie oft hörte ich sie untereinander noch vom Kriege sprechen. Er lebt in ihnen als ein Teil ihrer selbst und hat die sonst Sorglosen ernst, sehr ernst gemacht. „Wir haben viel gelitten.“ — „Glaubt Ihr, daß wir minder gelitten haben?“ Allerdings in dem brandenden Strudel der Großstadt, die oft das Beste, die Verinnerlichung, raubt, wer spricht dort noch von dem Kriege und seinem Leid? Mir fiel die einfache, anspruchslose Kleidung der Badegäste auf, die man zum großen Teil auch in Paris unter den Angestellten sah, im Gegensatz zu unserem oft übertriebenen Kleiderluxus, der nicht im Einklang mit der Wirtschaftsökonomie unseres Landes steht. Äußerlichkeiten, die nachdenklich stimmen! Besonderen Wert schien mir der Franzose auf Erhaltung des Familienlebens zu legen. Der Mann versucht, alleiniger Ernährer zu sein, die verheiratete Frau, auch diejenige einfacher Kreise, schaltet nach Möglichkeit aus dem Berufsleben aus und wird frei zur Schaffung anderer vertiefter Werte. Die Haushaltsführung ist dementsprechend eine bedeutend



Hermann Hartmann-Drewitz

Friedenauer Lauben

einfachere im Vergleich zu der unsrigen. Verdienen Mann und Frau, wird die erhöhte Einnahme umgesetzt für gesteigerte Ansprüche, jedoch häufig auf Kosten des Familienlebens. Ist nicht in erster Linie die Familie die wichtigste Zelle eines jeden Staatsgefüges? Wohlthuend war es, zu beobachten, wie überall dem Alter innerhalb der Familie mit Ehrfurcht begegnet wurde. Wohnungsnot ist hier wie dort. Aber sehr bescheiden sind die Ansprüche des französischen Volts, wenn man an die ineinandergeschachtelte, beengte Häuslichkeit der Familien denkt. Ich hatte häufig Gelegenheit, mit der einfachen Bevölkerung zu sprechen. Selbst im Arbeiter lebt etwas von der alten Kultur dieses Landes, die sich in feinem Sakt und höflichem Benehmen äußert. Allen eigen ist die gewisse Verbindlichkeit, die auch unangenehme Dinge in der richtigen Form vorzubringen weiß. — Ich dachte an das deutsche Volk: Man muß jetzt oft tief hineinklauschen, um den wahren Herzschlag zu hören, denn der Krieg hat viel Feines und Edles verschüttet. Hellhörig hat mich der Aufenthalt im fremden Land gemacht für deutsche Not und deutsches Sein. Um unsere Aufgabe zu erfüllen, ist es notwendig, unsere Wesensart geläutert und rein von allen Schlacken zur Geltung zu bringen, um Träger eines edlen Menschentums zu sein. E. Belz

Deutschlands Rolle in Chinas Kampf um seine Gleichberechtigung

Bei aller Sympathie, die wir Deutsche immer dem Kampfe des chinesischen Volkes um seine nationale Freiheit und um seine Gleichberechtigung entgegengebracht haben und weiter entgegenbringen, ist es doch eine viel zu wenig beachtete Tatsache, daß gerade Deutschland hier eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt gewesen ist. Es wird aber gerade darum ganz besonders darauf hinzuweisen sein, und zwar nicht deshalb, als ob wir uns dessen rühmen wollten — denn dazu liegt, wie wir noch sehen werden, bei den durch den Weltkrieg und durch das Versailleser Diktat bedingten Verhältnissen durchaus kein Anlaß vor —, wohl aber deshalb, weil eine solche Überlegung nur dazu dienen kann, den Blick auf der deutschen wie auf der chinesischen Seite im Interesse eines weiteren freundschaftlichen Verkehrs zwischen den beiden Nationen zu weiten.

So gilt es zunächst einmal festzustellen, daß China durch seinen Eintritt in den Weltkrieg, und zwar auf der Seite unserer Gegner, im März 1917 die erste Plattform gewann, um seinen Kampf gegen die ihm in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auferlegten ungleichen Verträge zu beginnen. Denn wie ich es ausführlicher in meinem Buche „Ostasien und die Weltpolitik“ (Bonn 1923) ausgeführt habe, konnte der von amerikanischer Seite auf China im Frühjahr 1917 verstärkte Druck nur dadurch von Erfolg gekrönt sein, daß die Peking Regierung sich durch Hoffnungen verleiten ließ, die sie nach zwei Richtungen hin an ihren Eintritt in den Weltkrieg auf seiten der Entente knüpfte. Sie wollte einmal durch ein bereitwilliges Eingehen auf die Washingtoner Wünsche die nötige Rückenbedeckung gegen Japan und dessen bekannte 21 Forderungen gewinnen, dann aber auch, und das interessiert uns hier vornehmlich, die Möglichkeit, alle bestehenden deutsch-chinesischen Verträge zu kündigen, um so wenigstens nach einer Seite hin von den als drückend empfundenen vertraglichen Bindungen frei zu werden. Denn mit Chinas Eintritt in den Weltkrieg gegen uns erloschen selbstverständlich alle früheren Pachtverträge, alle Handelsverträge, alle Verträge über Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen, über die Borerentschädigung, die Konsulatsgerichtsbarkeit, die Niederlassungen usw. China hoffte ferner, sein Anrecht auf das frühere deutsche Kiautschou und auf Schantung, wo jetzt Japan saß, bei den Friedensverhandlungen besser zur Geltung zu bringen, und es wurde in dieser Hoffnung auch im besonderen Maße durch den amerikanischen Botschafter Dr. Reisch bestätigt. Daß es

Dr. Reinsch hier übrigens durchaus ehrlich meinte, wenn er diese Aussicht für die Peking-Regierung als ein besonders schwerwiegendes Moment in die Waagschale der Verhandlungen warf, geht daraus am besten hervor, daß er nach Versailles sofort von seinem Posten zurücktrat, und man wird es deshalb der Peking-Regierung kaum übelnehmen können, wenn auch sie im Frühjahr 1917 die gleichen Hoffnungen hegte. Von seinem Standpunkt aus gesehen, handelte China also richtig, wenn es sich der Entente anschloß, und wir werden ihm deshalb auch Gerechtigkeit bezüglich seines damaligen Handelns widerfahren lassen müssen. Fest steht aber auch das eine: Chinas Kriegserklärung an uns erfolgte nicht aus deutschfeindlichen Motiven, und sie erfolgte in einem direkten Gegensatz zur öffentlichen Meinung, die die wirklichen Absichten der Peking-Regierung nicht zu durchschauen vermochte. Wie wenig aber auch bei der Regierung selbst die Ursachen in einer Deutschfeindlichkeit, sondern eben in Momenten zu suchen sind, die in dem Kampfe um die Gleichberechtigung ihren Grund hatten, das geht aus ihrem weiteren Verhalten den Deutschen gegenüber hervor, die sich in China noch aufhielten. Denn trotz englischen Drängens wurden von ihr nur wenige Maßnahmen gegen die Chinadeutschen ergriffen; sie genossen weiter ihre persönliche Freiheit, und nur in einigen Fällen kam es zur Liquidation ihres Eigentums.

Die großen Hoffnungen, die China auf seinen Beitritt zur Entente gesetzt hatte, sollten sich in Versailles nun auch insofern erfüllen, als uns dort die Anerkennung Chinas als eines uns gleichberechtigten Staates aufgezwungen wurde. Es war das als ein Schlag gegen uns gedacht, der uns weltpolitisch und weltwirtschaftlich treffen sollte, aber der gerade deshalb, weil er nicht um Chinas willen, sondern um unserer Willen geführt wurde, in seiner Wirkung völlig verpuffen mußte. Der Deutschenhaß, aus dem dieser Schlag gegen uns diktiert war, war dem chinesischen Volke unbekannt, und es sagte die Versailler Bestimmungen deshalb auch nur als eine internationale Anerkennung seines Kampfes um seine Gleichberechtigung auf. Unser Ansehen als große Kultur-nation konnte durch das Versailler Diktat in China nicht erschüttert werden, weil dieses Ansehen dort zu fest stand, und weil durch die aller Kultur und Zivilisation höhnisprechenden englischen Maßnahmen, wie sie in der gewaltsamen Rückführung der Chinadeutschen und der Liquidation ihres Eigentums zum Ausdruck kam, nur wachsen konnte. Der Erfolg von Versailles konnte daher in China nur der sein, daß man mit einem um so stärkeren Impuls die Gleichberechtigung des chinesischen Volkes allen anderen Nationen gegenüber forderte. Wie sollte es auch den Chinesen beikommen, hier einen Unterschied zwischen den Fremdmächten zu machen, die in den vorangegangenen Jahrzehnten alle gleichmäßig das chinesische Reich nur als Ausbeutungsobjekt für ihre imperialistischen Absichten angesehen hatten! Es war kein Grund einzusehen, warum nur das deutsch-chinesische Verhältnis auf einer neuen und den chinesischen Wünschen entsprechenden Grundlage geändert worden war. Vielmehr mußte dieses Mißverhältnis, das sich jetzt in den Beziehungen Chinas zu den abendländischen Nationen einstellte, sich erst recht dahin auswirken, daß es für China nur ein Ziel noch geben konnte: die Gleichberechtigung auf der ganzen Linie zu erreichen. Wesentlich gefördert wurde dieses Verlangen natürlich auch dadurch, daß wir Deutsche uns schnell genug in die nun einmal veränderte Situation zu finden wußten, so daß ein durchaus vertrauensvolles beiderseitiges Verhältnis Platz greifen konnte. Statt der von den Feinden erwarteten Entfremdung zwischen China und Deutschland kamen sich beide Nationen, zwischen denen jetzt auch nicht mehr der geringste Gegensatz bestand, nur näher, und die Erfahrungen, die China auf dem Boden der Gleichberechtigung gerade im Verkehr mit Deutschland machen konnte, waren nur dazu angetan, mit einem noch größeren Recht auch die Anerkennung der Gleichberechtigung von den anderen Fremdmächten zu verlangen. Deutschland aber kam in China voran und nicht zurück, eine Tatsache, die allmählich auch die Ententekreise recht bedenklich zu stimmen begann und sie mit einem gewissen Schreden über ihre eigene in Versailles begangene Dummheit erfüllte. Bezeichnend genug bleibt dafür, was der bekannte französische Journalist Jules Sauerwein nach einer Studienreise, die er 1927 nach China angetreten hatte, zu schreiben wußte.

„Bdauerlicher aber als all die Dinge“, so schrieb er u. a., „ist die Tatsache, daß man den Deutschen all ihre Sonderrechte in China weggenommen hat ... Alle Diplomaten, mit denen ich gesprochen habe, sind übereinstimmend der Ansicht, daß diese Ungleichheit dem europäischen Ansehen im allgemeinen viel abträglich ist als den Deutschen selbst ... Wann wird der unausbleibliche Augenblick eintreten, wo man unsere Beziehungen zu China neu ordnen muß, und zwar auf gerechter Grundlage und mit Berücksichtigung der großen europäischen Interessen? Man darf die Deutschen, ebensowenig übrigens die Österreicher, nicht mehr beiseitestellen lassen, noch sonst irgendeines der europäischen Länder, die früher Sonderrechte in China genossen. Ich weiß wohl, daß man in Frankreich glaubt, unsere Landsleute seien gerne gesehen und unser Land habe eine bevorzugte Stellung ... Aber an dem Tage, da in einer der großen überbevölkerten Städte Chinas eine jener tiefen Bewegungen ausgelöst wird, durch die die Massen fanatisiert werden, an jenem Tage werden auch wir die ganze Welt brauchen und werden wir ebensowenig gespart werden wie die anderen.“

Schneller als Herr Sauerwein es noch im Jahre 1927 ahnen konnte, ist die Entwicklung in China fortgeschritten. Seit dem Juli vergangenen Jahres ist China durch den Sieg der nationalchinesischen Bewegung wieder zu einem national geeinten Staat geworden, der nicht gewillt ist, die ihm früher aufgezwungenen ungleichen Verträge weiter zu dulden. Es ist zweifellos, daß der Juli 1928 die große Wende in der Geschichte des chinesischen Volkes bedeutet, daß China die Schwelle einer neuen geschichtlichen Periode überschritten hat, die im Gegensatz zu den vergangenen Jahrzehnten charakterisiert sein wird durch ein völlig verändertes Verhältnis zu den Fremdmächten und durch eine wachsende Bedeutung als ein aktiver politischer Faktor in der Welt-politik. Es ist darum auch ganz besonders zu begrüßen, daß man von deutscher Seite diese neue Situation klar erfaßt hat. Denn als erste aller Fremdmächte hat sich Deutschland dazu bereit erklärt, mit der neuen nationalchinesischen Regierung in Ergänzung der früheren und durch das Versailler Diktat bedingten Abmachungen einen Vertrag abzuschließen, der sich aufbaut auf dem Boden der gegenseitig zugestandenen Gleichberechtigung und der gegenseitigen Zubilligung der Meistbegünstigungsklausel. Es soll natürlich nicht verschwiegen werden, daß unser schnelles Handeln in erster Linie mit veranlaßt worden ist durch die Gefahren, die sich für uns aus den bevorstehenden und heute nicht mehr zu umgehenden Verhandlungen der anderen Mächte mit dem neuen China ergeben konnten. Wir mußten damit rechnen, daß diese nach dem Fehlschlag, den ihnen Versailles in China gebracht hat, alles versuchen würden, durch günstigere handelspolitische und tarifartige Abmachungen uns wieder schlechter zu stellen. Andererseits aber wird man auch auf chinesischer Seite nicht verkennen dürfen, welchen ungeheuren Vorteil dieser neue deutsch-chinesische Vertrag dem neuen China in seinem Kampf um Gleichberechtigung bringen muß. Von neuem ist hier der Bann durch Deutschland gebrochen worden, und China hat dadurch einen festen Boden zu den weiteren Verhandlungen mit den anderen Mächten gewonnen. Mußte es sich für die ihm aufgezwungenen ungleichen Verträge den englischen Vertrag aus dem Jahre 1858 als Muster vorschreiben lassen, so sieht es sich heute in der Lage, die Fremdmächte dazu zu zwingen. Verhandlungen mit ihm nach dem Beispiel des deutsch-chinesischen Vertrages aufzunehmen. Sich diesen Wünschen der chinesischen Nationalregierung zu verweigern, sind aber die Fremdmächte nach dem entscheidenden Schritte Deutschlands nicht mehr in der Lage, wenn sie dadurch nicht immer mehr gerade Deutschland gegenüber in Rückstand geraten wollen. Das durch die Versailler Bestimmungen geschaffene Mißverhältnis in den Beziehungen Chinas zu den abendländischen Mächten läßt sich eben heute nicht mehr aufrechterhalten, und man hat ja darum auch bereits im angelsächsischen Lager erkannt, daß nur die geschickte Ausnutzung des jetzt gekommenen Augenblicks dazu beitragen kann, den in Versailles gemachten Fehler wieder gutzumachen. China steht heute darum in einer durchaus glücklichen Position, und es kann keine Frage sein, daß es seinen Kampf um die Gleichberechtigung gewinnen wird. Wir Deutsche aber werden weiterhin bemüht sein müssen, die uns durch die geschichtliche Entwicklung zugewiesene

nicht geringe Rolle eines Helfers in Chinas Kampf um seine Anerkennung als gleichberechtigte Macht weiterzuspielen und die einmal geknüpften Bande gegenseitiger Sympathie und Freundschaft immer enger zu knüpfen. Denn die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, in der wir China nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch werden gebrauchen können.

Dr. Paul Ostwald

Deutsches Wesen und Wirken in den Vereinigten Staaten

Unter den Meldungen, die vor einigen Monaten von dem ungeheuren Jubel der Amerikaner bei den Empfängen der deutschen Flieger Kunde über das Weltmeer trugen, scheint mir eine Stimme besonderer Beachtung wert zu sein: das Wort höchsten Lobpreises, das der New Yorker Bürgermeister Walker vor Hunderttausenden seiner Mitbürger, ja vor dem ganzen aufhorchenden amerikanischen Volke über den unermesslichen Beitrag des deutschen Elements zum Aufbau seiner Stadt und aller Vereinigten Staaten auszusprechen wagte. In der Tat ein Wagnis, wenn man sich erinnert, daß drüben in dem tollen Herensabbat von Lügenpropaganda und deutschfeindlichem Massenwahn jede Geltung des Deutschamerikanertums für immer untergegangen zu sein schien; daß in dem Feldzug des Hasses, zu dem die öffentliche Meinung unter Führung des Präsidenten Wilson durch alle Mächte des Geldes und des Geistes mobilisiert worden war, die Deutschamerikaner als Bindestrichler geächtet wurden, der „Deutschamerikanische Nationalbund“ als stärkster Hort deutscher Kultureinflüsse der Vernichtung durch Senatsbeschluß anheimfiel und jede Erforschung deutschamerikanischer Geschichte beinahe gesetzlich verboten worden wäre. Das war während des Krieges! Aber auch nach dem Kriege, bis in die jüngste Zeit hinein, galt es nach dem Zeugnis eines der besten Kenner dieser Verhältnisse, des Professors Julius Goebel (Urbana, Illinois), für hochverräterisch, von deutschem Kultureinfluß auch nur zu reden. Wenn ein in Deutschland gebildeter Mann, wie der jüngst zum Heidelberger Ehrendoktor ernannte Botschafter Schurmann, in deutschem Kreise von der Verpflichtung seines Landes gegenüber dem Deutschtum sprach, so mochte das als Ausdruck persönlicher Erfahrung eines ebenso liebenswürdigen wie klugen Diplomaten gelten. Das Bekenntnis des vom Volke erwählten, beim Volke beliebten Newyorker Mayors aber, in Amerika selbst vor einer unermesslichen Menge zu den beiden Deutschen gesprochen, beweist, daß auch drüben wieder die Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge über blinde Wut und tollern Haß sich siegend zu erheben beginnt.

Der Anteil der Deutschen an der gewaltigen Entwicklung der Vereinigten Staaten und an dem Wesen und Werden des amerikanischen Volkes ist außerordentlich reich, viel reicher noch, als in englisch-amerikanischen Geschichtsbüchern zu lesen ist. Die Größe dieses Einflusses ergibt sich ohne weiteres aus der Erwägung, daß seit 1683, dem Jahre der Ankunft der ersten deutschen Siedlerschar von dreizehn Krefelder Handwerkerfamilien in Pennsylvanien, ein oft ins Ungeheure anschwellender Strom von deutschen Auswanderern nach den Staaten sich ergoß, und daß infolgedessen die Amerikaner deutschen Geblüts wenigstens ein Viertel (25 von 100 Millionen) der gesamten weißen Bevölkerung ausmachen. Daß diese Millionen und ihre deutschen Ahnen, einerlei ob diese aus religiösen, wirtschaftlichen oder politischen Gründen den harten Daseinskampf drüben aufnahmen, eine unschätzbare Summe von geistig-sittlichen und physischen Kräften in den Dienst der neuen Heimat gestellt haben und noch stellen, leuchtet von selbst ein.

Eingehende Forschung aber hat ergeben, daß die über alle Staaten mehr oder minder dicht verteilten Deutschamerikaner von jeher in der vordersten Linie standen, wo die schwerste Arbeit

geleitet werden mußte. Ja, der deutsche Anteil an der Erschließung der neuweltlichen Wildnis ist älter als die Geschichte ihrer geschlossenen Siedlungen. Schon in der Periode der ersten europäischen Niederlassungen auf nordamerikanischem Boden waren überall auch Deutsche mit am Werke. So befanden sich unter den Hugonotten, die 1562 Port Royal in Südkarolina gründeten, auch elßässische und hessische Protestanten. In der ältesten englischen Kolonie von 1607, in Virginia, zeichneten sich deutsche Handwerker gegenüber den britischen Müßiggängern und Abenteurern durch Fleiß und Geschicklichkeit so sehr aus, daß der ruhmredige Gouverneur der Kolonie, John Smith, in bewunderndem Reiz immer wieder von diesen „damned Dutch“ nach Hause berichtete. Im Jahre 1609 wurde von Holländern die Kolonie Neue Niederlande gegründet, die 1664 in den Besitz der Engländer überging und dann nach dem Herzog von York, dem späteren König Jakob II., Neuyork genannt ward. Dort wurden zwei deutsche Führer entscheidend für das Schicksal des Landes. Der eine, Peter Minnewit aus Wesel a. Rh., der erste Gouverneur der Kolonie, kann den Ruhm in Anspruch nehmen, durch Antauf und Besiedlung der Insel Manhattan (1626) der Gründer der größten Stadt der Neuen Welt und der Schöpfer ihres Handels geworden zu sein; dann, mit den Holländern zerfallen, gründete er im Dienste der Königin Christina die Kolonie Neu-Schweden, die die Gebiete der heutigen Staaten Delaware, Pennsylvania und Teile von Neu-Jersey und Maryland umfaßte und der fruchtbarste Boden für die Ausbreitung der germanischen Rasse werden sollte. Der andere entscheidende Deutsche war Jakob Leisler aus Frankfurt a. M., der als Soldat der Holländisch-Westindischen Kompagnie nach der Kolonie kam, sich durch Handel großen Reichtum erwarb und in unruhigen Zeiten vom Volke an die Spitze der Regierung berufen ward. Im Innern trat er gegenüber der bevorrechteten Aristokratie als erster für die Belange des Volkes ein und wagte in äußeren Kämpfen durch selbständige Berufung eines Kolonialkongresses den ersten Schritt zur Unabhängigkeit von der englischen Krone, ein Unternehmen, das er (1791), ein Opfer justizmörderischer Rachsucht, mit dem Leben büßen mußte. Leislers Befreiungsgedanke wurde ein Menschenalter später von dem Pfälzer Drucker Johann Peter Zenger auf journalistischem Gebiete wieder aufgenommen: als Gründer der ersten von der Kolonialregierung unabhängigen Zeitung (1733) setzte er in einem Rechtsstreit mit den Machthabern alles aufs Spiel und erklämpfte so die amerikanische Pressefreiheit.

Wie hier in den Anfängen der Kolonien, so gab es auch während der folgenden zwei Jahrhunderte kein Gebiet der amerikanischen Arbeit, in dem die Deutschen nicht mittätig, oft führend und entscheidend gewesen wären. Die Mehrzahl der deutschen Einwanderer wandte sich von Anbeginn bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Landwirtschaft zu. Sie brachten von daheim meist alle guten Bauern Eigenschaften mit, Sorgfalt, Erfahrung, Geschicklichkeit, Sparsamkeit, Geduld und Fleiß, vor allem aber auch Liebe zur Scholle, die sie im Gegensatz zu den englischen Amerikanern nie zu reinen Geschäftsleuten mit Land entarten ließ. Mit dem Blick für geeignetes Ackerland begabt, traten sie unter die Pioniere der Grenze und drangen im Kampfe mit der Wildnis und den Wilden vor in die neu zu gewinnenden Gebiete des Westens. Gegenüber dem Reiz, den die erfolgreiche Kulturarbeit der deutschen Farmer schon früh unter den englisch sprechenden Ansiedlern erregte, pries ein hochangesehener Amerikaner aus dem Kreise Washingtons, der Mediziner Dr. Benjamin Rush, schon 1789 die Deutschen als unübertreffliche Kolonisatoren; den gewaltigen Erfolg ihres Wirkens aber führte er ebenso zurück auf ihre vorbildlichen Methoden der Besiedlung wie auf den gebiegenen sittlichen Kern ihres Wesens. Ein Vierteljahrhundert später durfte ein deutschamerikanischer Theologe, Dr. Justus H. C. Helmuth von Philadelphia, stolz bekennen: „Wir haben die mittleren Staaten zur Krone der Union und zum Kornmagazin des dritten Teiles der Welt gemacht.“ Und noch 1909 sprach ein englisch schreibender amerikanischer Historiker von der wohlverdienten Ehre, die sich der Deutsche als erfolgreichster Farmer während zwei Jahrhunderten in den Vereinigten Staaten errungen habe.

Überall, wo der Deutsche sich niederließ, brachte er auch die Einflüsse deutscher Geisteskultur zur Geltung. Gleich die erste Deutschensiedlung vom Jahre 1683, aus der die Ortschaft German-

town bei Philadelphia hervorging, wurde auch die Wiege deutschamerikanischen Schrifttums und höheren Geisteslebens: ihr Gründer, Franz Daniel Pastorius, war auch der erste Deutschlehrer, der erste deutsche Schriftsteller und Dichter in Amerika. Von hier aus entwickelte sich das deutsch-amerikanische Drucker- und Zeitungswesen, eroberte sich auch der deutsche Chorgesang und die Instrumentalmusik die amerikanischen Herzen und brachte Freude und Farbe in das sonst so eintönige Leben. „Wenn Amerika heute mit seinen zahlreichen Orchestern, Konservatorien und Operngesellschaften als musiktliebendes Land eine hervorragende Stellung einnimmt, dann verdankt es die Anfänge seiner musikalischen Kultur jenen einfachen, gemütvollen deutschen Pionieren, die lange vor Rousseau und der deutschen Romantik ein Heim in den Urwäldern Penns schufen.“ (Goebel.) Aber nicht nur für die Anfänge ist Amerika dem Deutschtum verpflichtet: eine lange Reihe von Namen könnte aufgeführt werden, um zu beweisen, daß deutsche Musik und deutsche Musiker für die Entwicklung des musikalischen Sinnes die größte Verantwortlichkeit zu tragen haben. Erst seitdem man sich den deutschen Meistern mehr und mehr abgewandt hat, ist Amerika zur Pflanz- und Blütestätte musikalischer Barbarei geworden. Ähnliches ließe sich für die übrigen schönen Künste nachweisen.

Ein paar Worte nur über das amerikanische Theater und Schillers Einfluß! Man hat das Gemeinwesen, das nach dem Unabhängigkeitskriege (1775—83) drüben entstand, „ein ödes, kaltes Haus ohne Fenster“ genannt, weil aus ihm durch den herrschenden Puritanismus jeder Frohsinn, jede Freude auch an künstlerischen Dingen verbannt war. Schaubühnen wurden in den meisten Staaten einfach verboten. Erst Mitte der neunziger Jahre wurde die Bühnenfreiheit allgemein; fast gleichzeitig mit ihr kamen auch Schillers Dramen in das Land, und mit der immer mehr wachsenden Schillerbegeisterung drang wie auf Adlerschwingen auch der deutsche Gedanke in immer weitere amerikanische Kreise: nicht nur die deutschen Dichter in Amerika nahmen sich den Freiheitsdichter zum Hauptvorbild, auch die vornehmsten Vertreter der jungen englischamerikanischen Literatur (die Brüder Everett, William Cullen Bryant, Bancroft, Emerson, Longfellow, Bayard Taylor u. a.) huldigten ihm bei jeder Gelegenheit auf die verschiedenste Weise. Bei den Schiller-Feiern von 1859 und 1905 wetteiferten Deutschamerikaner und Angloamerikaner, dem deutschen Dichter den Kranz um die Stirne zu legen. Nicht zuletzt dem Einflusse Schillers war es zu danken, daß auch die deutsche Wissenschaft eine immer größere Rolle in der amerikanischen Kulturentwicklung spielte: unzählige junge Amerikaner holten sich an deutschen Hochschulen ihr Wissen und ihre Bildung, und eine glänzende Reihe deutscher Geister, die drüben eine neue Heimat fanden, bereicherte durch Hingabe ihres Besten das amerikanische Geistesleben. Schon in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts kamen viele junge, freiheitsbegeisterte Idealisten nach Amerika, wie Franz Lieber, Karl Follen, Karl Beck, Franz Joseph Grund u. a. Sie alle gelangten bald in bevorzugte Wirkungskreise, in denen sie den in falschen Freiheitsbegriffen Befangenen die Lehre des deutschen Idealismus vertünden und deuten konnten. Wie schon jene ersten Ansiedler unter Pastorius, protestierten auch sie gegen die Negerklaverei und deckten erbarmungslos den Widerspruch zwischen den in der Unabhängigkeitserklärung gepriesenen Menschenrechten und der Sklavenschande auf. In die Fußstapfen dieser politischen Reformen traten später Männer wie Karl Schurz, die mit dem achtundvierziger Strom ins Land der angeblichen Freiheit getragen wurden: sie kämpften nicht nur in Wort und Schrift für die wahre Freiheit und gegen demokratische Korruption, sondern setzten, vielfach in führender Stellung, auch ihr Leben für die große Sache ein, als die Sklavenfrage endgültig durch Blut und Eisen entschieden werden mußte. Genau wie in dem Unabhängigkeitskriege Deutsche in größter Zahl und auf entscheidenden Posten — man denke an v. Steuben, Mühlberg, Herkheimer u. a. — mit kühner Entschlossenheit die Rechte der Kolonien bis zum Siege verfochten hatten.

Unter den führenden Deutschen in Amerika sind immer auch einzelne politische Naturen gewesen, aber im großen und ganzen taten sich unsere Landsleute drüben nirgends weniger hervor als in der Politik. Die Heimat gab ihnen dafür keine Anlagen mit. Sie nahmen teil am Aufbau

des Landes als Arbeiter und Handwerker. Sie mischten sich unter die, die den Handel des Landes im großen und kleinen entwickelten und brachten es zu riesigen Reichtümern: Gestalten wie Johann Jakob Astor und Johann Peter Rodefeller sind umleuchtet nicht nur vom Glanze geschäftlichen Erfolges, sondern mehr noch vom Ruhm ehrlichen, aufrechten Mannestums. In ihnen und ihren Nachkommen verkörpert sich Kaufmanns Herrschgewalt, gepaart mit der königlichen Freigebigkeit des seines Reichtums würdigen Menschenfreundes. Unter den Erbauern mächtiger Eisenbahnen, kühner Brücken und sonstiger technischer Wunderwerke erstrahlen deutsche Namen wie Hilgard, Roebing und Lillental. Zahllose gewaltige Industriewerke haben Deutsche als Begründer oder Leiter, leben von ihren Anregungen, Leistungen und Erfindungen. Tausende von Deutschen haben sich als Forscher, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Erzieher die höchsten Verdienste um die Förderung des amerikanischen Kulturlebens erworben. Die größte Kulturart aber, für die das Gesamtvolk der Vereinigten Staaten dem Deutschtum verpflichtet ist, war der Einfluß des deutschen Denkens auf das amerikanische Geistesleben, jener Lebensauffassung, die höher als alles Wirken und Schaffen auf der Jagd nach Gewinn die Entwicklung der Persönlichkeit stellt. In diesem Sinne wünschte einst der ausgezeichnete Geschichtschreiber Andrew D. White, der zweimal seine Heimat in Berlin als Botschafter vertrat, daß diese der deutschen Seele entsprossene Idee immer mehr auch das amerikanische Denken und Handeln durchbringen möge.

Der Weltkrieg hat die Amerikaner weitab von der Erfüllung dieses Wunsches geführt. Nun gilt es, von neuen Entwicklungen Besseres zu hoffen. Aber neue Entwicklungen werden nur von erneuerten Menschen herbeigeführt.

Prof. Dr. h. c. Carl Berger

Aufstieg der Menschheit

Weltweite Zusammenhänge

Das Werden des Ich, der Ursprung der eigenen Sippe wird immer die höchste Teilnahme erregen. Verwandt damit ist der Reiz, der von der Rassenforschung ausgeht. Nur ist ein Halbes bei der Sache. Der Reiz ist mit Gefahr verknüpft. Alle Untersuchungen über Rasse sind von Stachelndraht umgeben und mit Wolfsgruben und spanischen Reitern ausgestattet, sind durch Wall und Graben und dazu noch undurchdringliche Dschungeln und unzugängliche Sümpfe erschwert. Nirgends kann man eher straucheln und stürzen oder gar versinken als bei Rassenfragen. Hinzu kommt, daß gerade bei ihnen sich nur zu oft der schlimmste Dilettantismus breitmacht. Aus dem Buche eines Gegners der Rassenfeinde, Herz, kann man auf diesem Gebiete viel lernen. Die berührten Fragen haben in der Tat eine solche Fülle von Unmöglichkeiten, eine derartige Wolke von Phantasmagorien, haben aus dem Sumpfe haltloser Vermutungen und Theorien eine solche Anzahl wahllos hüpfender Irrlichter hervorgebracht, daß man es fast niemandem übelnehmen kann, wenn er sich enttäuscht von dem ganzen Gebiete völlig abwendet. Selbst einer der größten, Houston Stewart Chamberlain, und ein so nüchterner Denker wie der Berliner Universitätsprofessor Breyzig haben alles dadurch verdorben, daß sie dem Arier schlechthin jede mögliche Regung, jedes Gefühl und jeden Gedanken in der unermeßlichen Scala der Empfindungen und Ideen zuschrieben, und demgemäß das zum mindesten ganz ungermanische Gesicht Luthers und sogar den lebensverneinenden Buddha, der im tibetischen Nepal geboren ist, für die Arier zu erobern suchten.

Dreifach und zehnfach muß man sich mit solchen Erwägungen und Vorbehalten umpanzern, geht man an den Kolossalwurf Hermann Wirths heran. Der Mann (der schon im „Zürmer“ von Hanns Fischer gestreift wurde) ist Niederländer, jedoch mit einer Deutschen verheiratet, und völlig im Deutschtum aufgegangen. Ich glaube, sein Werk wird einen homerischen Krieg, und zwar nicht nur in der Gelehrtenwelt erregen, wird sicherlich epochemachend wirken,

wobei man sich allerdings erinnern mag, daß auch die greifbarsten Irrtümer von Rousseau und Mary Epoche gemacht haben.

Wirth, bereits durch mehrere gelehrte Bücher mit funkelnagelneuen Ergebnissen bekannt — so entdeckte er „Semitisches bei Homer“ —, hat hier ein gigantisches Lebenswerk zum Abschluß gebracht. Es behandelt die Morgenröthe der Menschheit, die frühesten Jahrzehntausende der Weltgeschichte, glaubt indessen noch in der Gegenwart Nachwirkungen aus grauer Urzeit aufspüren zu können. Verkündet das Wort Trug oder Wahrheit?

Es ist damit wie mit einer optischen Erfahrung, die der Bewohner des Alpenvorlandes sehr oft machen kann. Er blickt nach Süden und sieht dort Spinnweben und silbrige Streifen. Sind es Alpen oder sind es Wolken? Die Frage kann selbst der erfahrenste und bergkundigste Mann nicht immer mit voller Sicherheit beantworten. Ähnlich geht es dem Beobachter manchmal bei wissenschaftlichen Werken, aber nur bei solchen erhabensten Schwunges und höchster Eigenart. Auch er wirft die Frage auf: Habe ich mit Spinnweben, mit Wolkenfetzen zu tun, die bald zerreißen, oder mit hartem Urgestein? Mein Eindruck ist der, daß bei meinem Namensvetter ein dritter Fall anzunehmen sei, nämlich daß Wolken, die verflattern, mit richtigen Bergespitzen wechseln. Ich meine jedoch, das tragendes Urgestein überwiege. Ich hege indessen nicht den geringsten Zweifel daran, daß zwar viele feurige Seelen dem Verfasser zuzuschlagen, daß hingegen weitaus die meisten Gelehrten die überaus kühnen Vermutungen Hermann Wirths ablehnen und für Spreu und Unkraut erklären werden. Immerhin! Wir haben in jüngster Zeit es mehr als einmal erlebt, daß Bücher, die für erbärmlich, und Erfindungen, die für unmöglich erklärt wurden, nach wenigen Jahren sich allgemeine Beachtung errangen. Man denke an Spengler und an das Raketenflugzeug. Die Zeit ist für die dankbare Aufnahme überraschender Neuligkeiten im Grunde günstig. Nach der Verdünnung der Kohle und nach den Vorläufern der Todesstrahlen, den vernichtenden Abertönen, halten die Naturwissenschaftler die Gewinnung der Elektrizität aus der Erde und sogar die wärmetechnische Verbesserung des Klimas für denkbar. Ähnlich haben die Forschungen von Hüssing, Frobenius, Rösch, Obermaier und Imbelloni den Boden für die erstaunlichsten Entdeckungen in Vor-, Früh- und Weltgeschichte aufgepflegt.

Nach diesen umständlichen Mahnungen wird der Leser wohl vorbereitet sein, die Ansichten Wirths, die aus jedem gewohnten Rahmen herausfallen, mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu vernehmen. Es handelt sich um eine Erweiterung, man weiß nicht recht, Übersteigerung oder Verwässerung des nordischen Gedankens. Eine große Rolle spielen die Atlantier. Die Erzählung Platons hat mit Recht den lebhaftesten Anteil gefunden.

Die ägyptischen Priester überliefern, so sagt Plato, daß einst im Westen Atlantis lag, eine große Insel, auf der sich ein starkes und blühendes Reich erhob. Vor 9000 Jahren brach eine Weltkatastrophe herein. Die Atlantis zerbarst, und wurde nach und nach, durch wiederholte Stöße, weggespült und dadurch das Meer verschlammte. Wirth weist einleuchtend nach, daß man im Orient unter Insel keineswegs dasselbe verstehe wie im Okzident. Ich könnte seinen Ausführungen Jezira, arabische Insel, zufügen, wie die Einheimischen das Gebiet zwischen mittlerem Euphrat und oberem Tigris nennen. Die Atlantis erstreckte sich beiläufig von Marokko bis Etrurien. Frobenius glaubte sie im Hinterland des Busens von Guinea zu finden. Wirth denkt an einen ganzen Erdteil zwischen der Alten und der Neuen Welt. Borchard ist in allerjüngster Zeit mit bemerkenswerten Gründen für Tripolitaniens eingetreten. Ganz abwegig ist der sonst wegweisende Hüssing, der die Atlantis am Kaukasus sucht. Die Theorie von großen Erdumwälzungen — als deren letzten Ausläufer er das mit Einbruch des Meeres verknüpfte Erdbeben von Lissabon 1755 und die Abbröckelung der Halligen betrachtet — ist der Nordstern des ganzen Buches, ist der Nagel, an den der Verfasser seine sämtlichen Vermutungen hängt.

Es wird ein Zusammenhang zwischen Indogermanen, älteren Mutterkulturvölkern, Eskimos, Rothhäuten, Berbern und Westafrikanern errichtet, ein Zusammenhang, der bis in die alte Steinzeit zurückreicht.

Dabei verschmäh't es der kühne Pfadfinder vollkommen, auf frühere, meist phantastische Zusammenschweißungen sprachlicher Art oder gar auf die nebelhaften Spekulationen Rudolf Steiners und kalifornischer Theosophen einzugehen, die von einer uralten Chronik verschollener merikanischer Stämme fabeln.

Die Methode Hermann Wirths bedient sich astronomischer Vorstellungen und Zeichen und heiliger Hieroglyphen und Runen, die dem gesamten atlantischen Kreise anhaften. Er bedient sich der zuverlässigsten, untrüglichen Urkunden, die wir überhaupt besitzen, nämlich der Steinschriften und der Bautunst. Von erheblichem Belang ist dabei die Hieroglyphe der Hand, die in ganz Nordafrika als Hand der Fatme bekannt ist und bis zum heutigen Tage von den Einheimischen verehrt wird. Die Astronomie der Urkultur wird weit über das Zeitalter des Widders, des Stiers und auch der Zwillinge hinausgehen. Denn, um überhaupt zu dem Begriff eines solchen, über 2200 Jahre umspannenden, den 12. Teil des platonischen Jahres bildenden Sternenalters zu gelangen, mußte man doch wohl, um überhaupt einen Vergleich zu ermöglichen, nicht nur einmal, sondern mindestens zweimal die Wiederkehr aller Erscheinungen, die sich an die unaufhörliche Veränderung des Frühlingspunktes der Sonne und die Veränderungen der Elliptik knüpfen, beobachtet haben. So läme manches wieder zu Ehren, das früher als ganz undenkbar und phantastisch verworfen wurde: die (von dem Verfasser allerdings nicht erwähnte) Ouranographie chinoise des Leidener Sinologen Schlegel, der den Chinesen eine astronomische Erfahrung von 19000 Jahren zuschreibt, und die Ahnung von Eilat, der jetzt zu den Volkstribunen der Hindu gehört, daß Stücke des Rigweda bis ins 5. Jahrtausend zurückführen. Einen sicheren Hinweis gab mir einmal Hellmut v. Glasenapp, der Professor der Indologie in Berlin. Er verwies auf ein Hochzeitslied, in dem es heißt: Mögest Du, Bräutigam, in der Brautnacht so standhaft sein (der ursprüngliche Text war wohl derb-naturalistisch) wie das Reiterlein. Was soll das bedeuten? Mit Reiterlein bezeichnet man den Doppelstern im Kleinen Wagen. Man kann zweifelsfrei errechnen, daß im 5. Jahrtausend das Reiterlein unser Nordstern war, um den sich das Himmelsgewölbe drehte. Die Orientierung ändert sich beständig; so wird in 10000 Jahren der Nordstern die Wega im Bilbe der Leier. Natürlich berücksichtigt das Volkslied nicht, was vor 10000 Jahren geschah oder was nach 10000 Jahren geschehen wird, sondern nur seine eigene Gegenwart. Jenes Hochzeitslied ist daher noch weit wichtiger als viele Rudimente, Urzeit Spuren in unseren Märgen, mit denen wir nichts Rechtes anfangen können. Ich erinnere nur an das seltsam altertümliche

Buttje, Buttje, in de See
Mandje, Mandje timpe te

Ich bin überzeugt davon, daß die uns völlig unverständlichen Worte einer längst verklungenen Sprache, wohl eines eskimoähnlichen Volkes, entstammen, während der Fisch als Weltenherrscher im sumerischen Mythos und, wenn ich mich recht besinne, auch bei Völkern westlich des Atlantischen Meeres auftaucht.

In verschiedenen Dingen berührt sich die Auffassung, die ich schon seit Jahrzehnten empfehle, eng mit der des Autors. So habe ich meiner „Geschichte Asiens und Osteuropas“ 1905 die Abhängigkeit der chinesischen von der sumerischen Kultur wahrscheinlich zu machen gesucht. Einen Beweis fand ich darin, daß der längste Tag in der altchinesischen und sumerischen Astronomie gleichlautend festgesetzt wird, und zwar mit Zahlen, die nur auf den 27. Breitengrad passen, und einen weiteren Anhalt darin, daß Babylonier und Chinesen den Drachen, bei den Mesopotamiern das Sinnbild der Urflut, des Chaos, bei den Chinesen das heiligste Tier, übereinstimmend Trautje benennen. Ich habe ferner an Libyer — am Ende sind sie die Dal-Rasse — in Syrien und Mitteleuropa, weiter an Estimos auf Irland gedacht und den einäugigen irischen Sonnenriesen Balor mit dem Drachen der Albaner, Balaur, dem griechischen pelorios, ungeheuerlich, und der lateinischen belua, Ungetüm, zusammengestellt. Habe mit Hilfe von Ortsnamen Beziehungen von Irland und den Alpenländern zu Nordafrika, Sizilien und Kleinasien

festgestellt, um dadurch die Wahrheit der Aelterlieferung, die von afrikanischen und iberischen Einwanderern spricht, zu erweisen. Mit einiger Vorliebe verweilt Hermann Wirth bei den Fir Bolg, den Leuten des Haut- oder Fellbootes und bei diesem Schlauchboote selber. Nun wohl, in dem Jahrbuche der Münchner Orientalischen Gesellschaft habe ich vor 12 Jahren dargestellt, daß das Leitmotiv, das keltische Wort für Lederjack, Curraçh, ebenso wie unser Boot und die französische Bouteille, unsere Pulle auf baskisch zurückgeht, Cerçag und Bota, und vergesellschaftete damit den Scherçh, den ich selbst noch in Albanien benutzte, unseren mittel-deutschen Schelch, die bayrische und österreichische Zille, den mesopotamischen Kellek, den Sjachs von Baltistan, den Tursul von Darwas, wo jetzt abermals Wilhelm Rickmers sich herumtummelt, ferner unseren Schlauch, endlich den Rajal der Eskimo. Einzuschalten ist noch, daß Strabo auch von den Lusitanern das Schlauchboot ausdrücklich erwähnt. Was die Eskimo betrifft, so hat Frobenius schon vor langen Jahren die tühne Vermutung ausgesprochen, daß sie einst nicht nur Europa erfüllten, sondern sogar bis Afrika vorgebrungen seien. Die Annahme eines eskimohaften Bestandtheiles bei den Germanen genügt noch nicht einmal. An allen Theilen der Waterlant, besonders aber im Baltikum, stößt man auf lange, schwächliche Gestalten, die ganz verblüffend an einen Büdling oder Hering gemahnen. Es ist das eine Rasse, die überhaupt noch nicht festgenagelt ist. Das Rätsel der Dal-Rasse und der Falen, wie nicht nur die Niederachsen, sondern auch die alten Iren heißen, so noch bei Ossian, ist auf rein arischem Wege kaum zu lösen.

Wenn Hermann Wirth (Hermann Wirth, Der Ausgang der Menschheit, Untersuchung zur Geschichte der Religion, Symbolik und Schrift der atlantisch-nordischen Rasse. Textband 1. Die Grundzüge. Mit 68 Textabbildungen, 28 Bildbeilagen und einem Schriftafelanhang. Jena, Diederichs 1928.) die Finnen als die Urrasse Nordeuropas auffaßt, so trifft er sich hier mit Gobineau und mit mittelalterlichen Chroniken, die von Fenlandern in Holland wissen. Wenn er die Cro-Magnon-Leute zur Erklärung der Urgermanen heranzieht, so berührt er sich da mit Cossinna, anderswo mit dem viel und doch wohl allzu einseitig gescholtenen Rassenwerke von dem Bozener Karl Felix Wolf.

Über die sprachlichen Gleichungen und Deutungen des Verfassers könnte ich einen Band schreiben. Und gar manches dagegen. Wer jedoch selbst im Glashause sitzt . . . Das eine nur scheint mir sicher zu sein, daß die Sumerer, schon der ganzen Struktur ihrer Grammatik nach, nicht sprachlich zu der ugrisch-finnischen Gruppe gehören. In der Armerika sehe ich den Riffitamm, der noch bei den Freiheitskämpfen des Abdelkrim sich mächtig hervortat, die Amara.

Schade ist, daß unser Autor sich niemals mit Trombetti auseinandersetzt, dem Meister des Etruskologenkongresses, auf dessen Verdienste um die Sprachwissenschaft ich wohl als erster außerhalb Italiens, und zwar schon vor einem Vierteljahrhundert, hingewiesen habe. Schade ist nicht minder, daß er das umfassende und nicht nur abschließende, sondern auch neue Bahnen eröffnende Werk (Zmbelloni, La Esinge Indiana, Buenos Aires 1926) des Argentiniers Zmbelloni nicht kennt, ein Schicksal freilich, das er mit fast allen Prähistorikern und Assyriologen teilen wird.

Dr. A. Wirth

Die deutsche Privatschule

Die Privatschule ist ein wichtiges, unentbehrliches und uneretzliches Gut des deutschen Volkes. Nicht nur, daß sie einen Goethe und Bismarck zu ihren Schülern zählt. Auch die wichtigsten Anregungen, Erkenntnisse und Fortschritte der Erziehungskunst sind von den Privatschulen eines Pestalozzi und Salzmann ausgegangen, und sie ist heute der günstigste Grund und Boden, ja die eigentliche Freistätte für die Höherentwicklung der pädagogischen Idee. Kein Riesenschulkörper, keine Klassenhaufen! Nein, in der Stille kleiner Privatklassen allein kann das

geübt werden, was jeder Pädagoge als allererstes, unumgängliches Erfordernis für das Gelingen von jeder Art Unterricht und Erziehung inbrünstig und, ach, in den überfüllten Schulsälen ewig umsonst ersehnt, das Kleinod und Fundament jeder Pädagogik: Individuelle Behandlung der Jugend.

Diese Erkenntnis ist es ohne Zweifel gewesen, die unser kleines, aber hochgebildetes und freibeitlich gesonnenes Nachbarland Holland bewogen hat, ein Schulgesetz von vorbildlicher Vollkommenheit schon vor 50 Jahren zu geben. Der Staat unterhält öffentliche Schulen; aber, wo irgend Eltern sich dazu verbinden, wo eine Gesellschaft zusammentritt, können sie eine Privatschule gründen, und diese erhält dann vom Staate eine Unterstützung aller ihrer Lehrkräfte und Berechtigung für alle ihre Zeugnisse, und das logischerweise, denn sie steht unter ebenso strenger und genauer staatlicher Aufsicht wie die Staatschule selber. Infolgedessen ist auch die Privatschule in Holland von gleichem und vielleicht größerem Einfluß als die Staatschule.

Aber wie steht es bei uns Deutschen?! In Pflichten freilich sind wir Deutsche den Holländern gleich. Aber wo sind die Rechte?! Eine Wüste ist da in unserem weiten alten Kulturlande, wo doch sonst jedes Gebiet menschlicher Tätigkeit durch besondere Bestimmungen umfriedet und die fruchtbringende Tätigkeit seiner Bewohner durch Recht geschützt und in ihrer ruhigen Entwicklung gesichert ist. Nur die deutsche Privatschule muß eine Einöde in diesem wohlangebauten Gartenland bleiben, denn sie ist von keiner Mauer des Gesetzes gesichert, vielmehr dem Sturm des Schicksals und der Willkür der Behörden schonungslos preisgegeben, so daß ihre Ansiedler immer wieder die Früchte jahrelangen Fleißes plötzlich vernichtet und von feindlichen Nachbarn geraubt sehen.

Sobald nämlich eine Gemeinde oder der Staat beschließt, an der Stelle der Privatanstalt eine Staats- oder Gemeindeschule zu errichten, oder sobald einem Landrat oder Dorfschulzen diese Gestaltung der Privatschule oder überhaupt ihre Existenz im Wege ist, so genügt ein Wink der Regierung, sie vom Erdboden verschwinden zu lassen. Denn in jeder Konzession einer Privatschule ist wohlweislich angemerkt, daß sie jederzeit widerruflich ist, und zwar, wie sich von selbst versteht, ohne Angabe von Gründen! Also fehlt auch jede gesetzliche Handhabe, um ihre Existenz zu verteidigen oder nur eine Entschädigung für sie zu erlangen. Privatapotheken, Privatbahnen, selbst Patentfabriken werden vom Staate entschädigt, jeder Gastwirt, jeder Hausierer kann vor dem Richter klagen, wenn ihm seine Konzession zu unrecht entzogen wird. Nur die deutsche Privatschule ist vogelfrei! Für sie gibt es überhaupt kein solches Schutzgesetz im Rechtsstaat Preußen. Vor 90 Jahren freilich erschien eine Kabinettsorder, zum Teil mit Rücksicht auf damalige polnische Verschwörer, in welcher der Privatschule alle Pflichten in Vorbildung und sittlicher Beschaffenheit der Lehrer — genau wie für die Staatschule — auferlegt werden, aber die Rechte mit einem Schlage weggenommen werden durch das eine Wort „jederzeit widerruflich“. Diese veraltete Bestimmung gilt noch heutigen Tages! Umsonst war es gewesen, daß der jugendliche Wilhelm von Humboldt 1794 jede Bevormundung des Volks „zum eignen Besten“ in seiner Schrift über die Grenzen der staatlichen Wirksamkeit (Reclam Nr. 1991/92) entworfen verworfen hatte, daß er nur die Sicherstellung der Bürger nach außen durch Krieg und im Innern durch gute Strafgesetze und Zivilrechtsschutz dem Staate überläßt, sonst aber ihm unterjagt, sich weder um die Religion noch öffentliche Erziehung zu kümmern. Umsonst war in den Tagen der Wiedergeburt Preußens am 12. Juli 1810 die Freiheit der Privatschule erklärt worden. Umsonst hatte im Preußischen Landtage von 1892 der damalige Kultusminister Graf Zedlitz öffentlich erklärt: „Es ist doch für einen Rechtsstaat wie Preußen kein Vorzug, wenn die Entscheidung über die Existenz einer Lehranstalt, ihre Leiter und Angestellten lediglich von der immerhin subjektiven Erwägung einzelner Instanzen abhängt. Deshalb ist die Materie der Privatschule auf allgemeine, gesetzliche Kontrolle zu stellen. Das auszuführen sind wir verpflichtet, denn das ist verfassungsmäßiges Recht.“ Diese schönen und wahren Worte blieben leider vergeblich, das Schulgesetz kam nicht zustande, der Minister mußte zurücktreten.

Aber verdient die Privatschule keinen Schutz? Ist sie so minderwertig und entbehrlich, daß sie besser verschwände, um der allgemeinen Gleichmacherel, dem Staatsmonopol auf Erziehung und Unterricht Platz zu machen?! Die Tatsachen lehren das Gegenteil. Wo über 2000 Privatschulen in deutschen Landen vorhanden sind mit über 120000 Schülern, deren Zahl fast täglich wächst, da kann von überflüssig und entbehrlich keine Rede sein, da muß es doch eine stattliche Anzahl von Eltern geben, die von ihrem natürlichen und auch in der Weimarer Verfassung garantierten Elternrecht Gebrauch machen und als nächste Erziehungsberechtigte eine individuelle Behandlung für ihre Kinder verlangen. Nein, weder Staat noch Gemeinden können jemals die Pionierarbeit der Privatschule entbehren, ganz abgesehen davon, daß durch die bisherige unentgeltliche Arbeit an 100000 Kindern der Öffentlichkeit ungezählte Millionen erspart werden.

Aber, erwidern die Linksparteien, die Privatschulen und besonders die Vorschulen sind Ständeschulen, durch welche die Kluft zwischen reich und arm immer größer wird. Mit Verlaub, das ist ein verhängnisvoller Irrtum, der den wirklichen Tatsachen ins Gesicht schlägt. In Charlottenburg zum Beispiel, in der Zeit vor dem Kriege, befanden sich unter den Vorschülern 13% aus den Kindern der vornehmsten Stände, aber ebensoviel Kinder von Arbeitern, Portierleuten usw., während 74%, also die große Masse, dem breiten Mittelstande angehörten. Es gibt ja außerdem auch in der Privatschule ganze und halbe Freistellen und Schulgeldermäßigungen in großer Zahl. Weshalb also wütet man gegen die Vorschulen, ohne welche doch die meisten Privatschulen nicht bestehen können? Die Kinder aller Stände, erwidern jene Parteien, müssen sich in ein und derselben Schule kennenlernen und befreunden. Eine Schule, ein Volk! lauten die Schlagworte. Aber dann müßte es in Süddeutschland gar keinen Klassenhaß mehr geben, wo ja diese Gemeinschaftserziehung aller Klassen seit alters bestanden hat. Wie aber steht es in Wirklichkeit? Die sogenannten besseren Kinder werden von den sogenannten Proletariatsprohlingen eben deswegen gehänselt und verhöhnt, weil sie nach dem äußern Anschein etwas Besseres sein wollen. Manchmal soll das sogar auf Antrieb der proletarischen Eltern geschehen. Andererseits werden zwischen den jungen Gymnasiasten und ihren früheren Volksschulamtaden förmliche Schlächten aufgeführt, was nicht geschehen würde, wenn sie sich vorher gar nicht gekannt hätten. Also es tritt eine Verschärfung der sozialen Gegensätze ein anstatt der erhofften Ausgleichung. Weshalb nicht lieber „scheidunglich, friedlich“?

Aber, ruft man endlich, es steht in der Verfassung, daß Privatschulen aufzuheben sind. Aber ist die Verfassung etwa nicht verbesserungsfähig?! Ist sie nicht schon an dreißig Stellen verbessert?! Wenn die vorschriftsmäßigen zwei Drittel bei der Abstimmung nicht zu erreichen sind, so suche man einen andern Weg und betittle die Vorschule als private Grundschulklassen. Keinesfalls darf, um einem toten Gesetzesbuchstaben zu genügen, in dem angeblich freiesten aller Freistaaten, in Deutschland, nicht etwa ein Fünftel aller Eltern — in der Tat aber sind's weit mehr! —, die sich mit Händen und Füßen gegen den Zwang der Grundschule wehren, vergewaltigt werden. Es darf dem Verlangen der Linksparteien nach staatlicher Monopolisierung des Unterrichts und der Erziehung nicht Raum gegeben werden. Denn das ist ein heidnischer, antiker und in Rußland neuerdings schrecklich wieder verwirklichter Grundsatz, daß jeder Bürger mit Leib und Seele dem Staate verfallen wäre. Nein, er hat sein Recht, in Religion, Bildung und Gesittung nach dem Willen der Eltern erzogen zu werden, und wenn es auch in den Privatschulen geschähe.

Darum, ihr Regenten und Gesetzgeber Deutschlands, hört auf die Stimme der Unterdrückten, von denen Tausende von Leitern und Lehrern schon Brot und Unterhalt verlieren, um einem irren Gesetzesparagrafen zu genügen, und gebt der so wichtigen und nützlichen Privatschule endlich das Anerkännliche an Recht und Gesetz, nämlich: 1. Unwiderruflichkeit der Konzeption und in Streitfällen den Klageweg beim Oberverwaltungsgericht. 2. Volle Anrechnung der Privatschuldienstjahre beim Übertritt in Staats- oder Gemeindefachdienst sowie Gleichberechtigung der Privatschulzeugnisse. 3. Zuschuß der Gemeinden und des Staates zur Befoldung, Alters- und Hinterbliebenenversicherung der Privatschulleiter und Lehrkräfte. **Direktor Fliedner**

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkt des „Türmers“

Um die Kameradschafts Ehe

Die nachfolgenden Aufsätze dienen zur weiteren Erörterung der in unserer Debatte aufgeworfenen Probleme. Im Februarheft des „Türmers“ schließen wir dieses Thema ab. D. T.

„Studentenväter“

Die „Studentenehe“ ein Danaergeschenk

„Ich gönne das Rädel keiner Stadt und keinem Palaste, ich gönne es niemanden, auch dir nicht — auch mir nicht. Ich stehe abseits und betrachte es voller Ehrfurcht ...“
Kofegger, Erbsegen, 6. Sonntag.

Ich stelle in Vergleich das ähnliche Geschenk des Wahlrechts an die Zwanzigjährigen. Hier darf der Zwanzigjährige über die sehr schwierige Frage, was das Wohl und Wehe des Staates erfordert, durch Stimmabgabe mitreden, während er erst mit 21 Jahren „volljährig“ wird. Dort soll der Student Familie, Heim und Herd gründen und ihnen vorstehen, wo er doch selbst noch in jeder Beziehung in den Lernjahren steht und aus fremder Tasche lebt.

Die „Studenten-Ehe“ wäre — zu den leider schon vielen auf anderen Gebieten — ein weiteres Eingeständnis der Schwäche gegenüber gewissen Zeitströmungen, ein glatter Bankrott des Willens auf dem geschlechtlichen Gebiet und dieser Bankrott von der Auslese der Jugend! Ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil der Studenten — Werkstudenten und ähnlich wirtschaftlich Schwächere — den Vorschlag wahrscheinlich belächeln.

Die „Studenten-Ehe“ hätte nur Sinn, wenn die Studenten-Eltern nicht gleich Kinder zeugen — also Verhütung des Mutterwerdens mit den das Göttliche beim Vereinfachen abtötenden Gegenmitteln und -methoden, womit wir bei der Kameradschafts Ehe — Vorstufe zur Weltprostitution — angekommen wären.

Sollte aber die „Studenten-Ehe“ dazu dienen,

1. den mangelnden Nachwuchs, besonders aus gebildeten Kreisen, zu heben,
2. die guten Begabungen der gebildeten Kreise fortzupflanzen,
3. Rasseverschlechterung zu verhüten,

so dürfte mit der Kindererzeugung durch „Studenten-Väter“ obigen Forderungen noch lange nicht gedient sein. Die Kinder müssen gestillt werden — „Studenten-Mütter“ —, sie müssen erzogen werden, und zwar schon sehr früh — „Studenten-Eltern“ —. Dr. Müller merkt selbst die Schwäche seines Vorschlags, indem er hier die — die Entleerung meist v erziehenden — Großeltern einschaltet, oder gar den Staat oder karitative Kreise, wie wenn diese letzteren nicht schon alle Hände voll zu tun hätten dank verschiedener neuzeitlicher „Errungenschaften“.

Schieben die Studenten-Eltern aber notgedrungen den Kindersegen hinaus, bis die Studien erledigt und die eigenen wirtschaftlichen Grundlagen dazu geschaffen sind, dann dürften die Kinder meist nicht mehr in der unverdorbenen göttlichen Umarmung gezeugt werden, wie ein widerstandsfähiger Nachwuchs mit Rückgrat es erfordert, da die vorhergegangene wahrscheinlich oft oder zeitweise hemmungslose „kinderlose Ehezeit“ die unverdorbenen Gatten innewohnenden göttlichen Funken abgetötet haben; oft dürften sich die Gatten an die heute schon zum Teil gang und gäbe Kindererzählung gewöhnt haben.

Ich sehe nur ein Mittel zur Bannung der Gefahr:

Selbsterziehung des uns von Gott gegebenen Willens zur Enthaltbarkeit in geschlechtlichen Dingen (in Gedanken, Worten, Werken),

Betrachtung der Studentin im Sinne des Hofegger-Wortes am Eingang,

Verachtung der Studentin, die, unbeschadet des taktvollen kollegialen Verkehrs, sich selbst ihrer fraulichen Würde, die Hartgefottene in die Schranken zurückzuweisen fähig ist, begibt.

Diesen Willen aufzubringen, ist den von der geschilderten Geschlechtsnot betroffenen Studenten (-tinnen) aller Bevölkerungsschichten möglich. Für die Studierenden der gebildeten und vermögenden Kreise ist es eine doppelte Pflicht und Schuldigkeit. Wo bleibt hier das Beispiel? Soll auf diesem Gebiet die Waffe des Willens so leichtem Herzens gestreckt werden?

Von einer „Abtötung“ — Schlagwort! — kann nicht die Rede sein, sondern höchstens von einer Zurückdämmung, bis die Natur dem gesund lebenden Mann den Ausgleich schafft. Im außerehelichen „normalen Verkehr“ liegt meines Erachtens, besonders wenn er zur Gewohnheit wird, wie Rauchen, Trinken usw., noch weniger ein aufbauendes Moment, als im gelegentlichen Straucheln durch Onanismus bei einem um seine Unberührtheit Ringenden, besonders da beim außerehelichen „normalen Verkehr“ immer zwei sinken. Ein Ringen ist es manchmal, das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Ein Ringen, das manchmal bis zur Selbstfesselung zwingen kann, unerbittlich aber folgerichtig, das aber andererseits zu einem so schönen Sieg verhilft, wie ihn nur der Mann empfinden kann — sein Leben lang bei jeder Vereinigung —, der so in die Ehe tritt. Und man vergesse nicht das nachhaltig Wirken dieses Sieges in der Ehe, wo ja das gesunde, reine, junge Weib mit seiner soviel feineren Empfindung gleich das Wesen des Gatten herausfühlt. Für mich gab es stets und gibt es noch edle Mädchen und edle Frauen jeden Standes, aber ich kenne nur ein Weib: die Mutter meiner Kinder.

Die „Studenten-Ehe“ zehrt aber an unserem schon geschwächten Volksmarkt auch Infolge des sehr geringen Altersunterschiedes der „Studenten-Eheleute“, dazu noch in einem erfahrungslosen Alter mit den späteren Gefahren bei Eintritt der zeitlich viel weiter auseinanderliegenden Wechseljahre. Hat doch der „Ehemann“ vor der Ehe höchst selten ganz auf eigenen Füßen gestanden oder im wirtschaftlichen Kampf seinen Dauer-Wert zu erproben Gelegenheit gehabt.

Der Erziehung von willensharten deutschen Menschen, die wir so nötig brauchen gegenüber den aufwachsenden gedrückten Generationen der uns umgebenden Kriegsgegner, scheint mir die „Studenten-Ehe“ nicht zu dienen.

Die Kameradschaftsehe ist ein „Allerweltsheilmittel“ — oder würde so wirken —, wie seinerzeit das Salvarjan Ehrlich-Hata. Damals sagten viele, die das Syphilisgespenst bisher abgeschreckt hatte: „Jetzt gibt es keine Hemmung mehr! Von der Straße weg! Ehrlich-Hata macht alles wieder gut.“ Und das Ergebnis? — kennen wohl die meisten Leser, die sehen und hören wollten — Ruinen.

Ebenso erginge es mit der so gleisnerischen Kameradschaftsehe: Saumel, Wildernatürlichkeiten, Überdruß, Ruinen!

Ich glaube, dem guten Richter Lindsey ergeht es genau so wie seinerzeit während des Krieges Rathenau in seinem Buch „Von kommenden Dingen“: Es fehlen allgemein die hochstehenden, an Adel der Gesinnung reichen Menschen aller Volksschichten, um beide Theorien fruchtbringend in die Praxis umzusetzen.

Zur vorliegenden Frage hilft nur eins:

für die jehige reife Jugend: Selbsterziehung des Willens zur geschlechtlichen Enthaltbarkeit in Gedanken, Worten und Werken,
für die fernere Zukunft: Rückgratstarke Eltern!

Bertold

Ein tragisches Problem

Ein Student schreibt:

In unserer Zeit sind mannigfaltige Lösungsversuche auf dem Gebiete des Sexualethos unternommen worden, ohne daß sich eine wirkliche Lösung, die der Verwirrung und Haltlosigkeit ein

Ende bereiten könnte, ergeben hätte! Mir erscheint das nicht verwunderlich! Denn ich glaube, daß es sich um ein im Kerne tragisches Problem handelt — wenn wir unter Tragik die Unausweichlichkeit eines unzulänglichen Zustandes verstehen wollen!

Alles Sexuelle, Triebhafte ist Natur, ist ein starker, zweckbestimmter Energiegedrang des Körperlichen. Beim Tiere konnte diese Tatsache nicht zum Problem werden, die Lage ist eindeutig, das Tier ist vollkommen ein Wesen der Natur. Im Leben des Menschen aber walten noch andere Kräfte und Mächte, die lebensbeherrschend sein müssen auf Grund des innersten Verlangens menschlichen Wesens: Alles Seelische, Geistige steht in gewisser polarer Beziehung zu dem, was wir Natur nennen. Der Mensch erstrebt eine höhere, geistige Erfassung des Lebens, eine Erkenntnis seiner inneren Bestimmung; er will Freiheit, Klarheit, Erlösung. Nicht nur eine Funktion naturgebundener Kräfte und kausaler Gesetzmäßigkeiten will er sein, sondern sein Dasein als einen in sich begründeten, aus eigenstem Wesenskern gestalteten Wert aufbauen, der höhere Bedeutung erreicht in der inneren Harmonie mit der Sinnerfülltheit des großen Weltgeschehens.

Eine Lösung all dieser Fragen scheint dringend erforderlich. Da möchte man allen Reformatoren wie auch all denen, die zu starr sind, um die Notwendigkeit von Wandlungen einzusehen, das sagen: Die Welt bleibt nicht stehen, sie ist in steter Entwicklung begriffen. Die Menschheit steht vor immer neuen Situationen, die eine entsprechende wesensgerechte Lösung verlangen. Was vor einem Jahrzehnt noch als Heil wirkte, kann heute schon lebenszerstörend wirken. Wie im Laufe der Zeit sich die ganze Lebensstruktur der Menschen ändert, ihre Erfassung des Lebens, ihr ganzes Zusammenleben, ergibt sich die Notwendigkeit von Wandlungen der Lebensform, die der Wirklichkeit und den inneren Voraussetzungen gerecht werden muß. Wie der Begriff vom Leben, von dessen Sinn sich wandelt, entwickelt, muß auch die gesellschaftliche Auffassung, müssen Sitte und Recht der einzelnen Existenz und des Zusammenlebens neugeordnet werden. Doch jede Wandlung muß von innen her erfolgen — das vergessen die meisten! Erst muß im Kerne sich die Erneuerung vollziehen. Wir müssen tiefer greifen, sich organisch alles neu bilden lassen! Die Reform, die die Studentenehen bedeutet, ergreift nur ein Teilgebiet, kann als „Reform“ nur lindern, nie heilen und greift viel zu spät ein!

Mir erscheint es vergeblich, auf die Erfolge so spät eingreifender Maßnahmen zu hoffen. Eine entsprechende Bedeutung jener Reformen der Sitte kann man keinesfalls ableugnen; denn sie sind bemüht, den inneren Anforderungen gerecht zu werden, ihnen gemäß die Lebensformen zu gestalten und zu verhindern, daß aus Gewohnheit und als Folge des lebensfeindlichen Grundsatzes: Was bisher ging und „gut“ war, wird auch künftig richtig sein — alte Mängel weiterbestehen und Anlaß zu vielen Nöten werden. Doch ich glaube eben, wir müssen von Grund auf neu gestalten! Wandlungen der Innerlichkeit sind nötig. Schon die erste Erziehung muß den Boden bereiten, indem sie bezeugt auf die inneren Werte hinweist. Entsprechend der Verwirrung unserer Zeit müssen wir an ein gesteigertes Verantwortungsbewußtsein der Erzieher appellieren! Hier sollte vor allem ein fester Halt im Familienleben gegeben werden. Offenheit und Liebe sollen helfen! Man soll die reine Freude am schönen, gesunden Körper wecken, soll ihn recht in die Sonne stellen und die aufsteigenden Kräfte in ein richtiges Strombett leiten! Kraftgepannt, urwüchsig, daseinsfroh sollen die kleinen Wesen sein und wie sie wachsen und reifen, langsam in das größte Mysterium ihres Lebens eingeweicht werden. Der junge Mensch muß einen Standpunkt gewinnen, von dem sein Denken und Handeln ausgehen kann. Also fort mit den Märchen! Fort mit dem Lotzschweigen. Sonst wird alles in die Dunkelheit, in die Dumpsfheit gedrängt! Und wie gefährlich und zermürbend solche Verdrängungen sind, weiß wohl jeder! Das Liebesleben muß aus seiner häßlichen Dumpsfheit befreit werden. Eine „Mystik der Klarheit“ muß herrschen: Erkenntnis naturgegebener Notwendigkeiten sowie eine ehrfürchtige Achtung des tief Wunderbaren! Unklarheit bedeutet immer Unfreiheit. Es ist ein Wahn, wenn manche Menschen glauben, es sei gut, die Kinder möglichst lange von den Wirklich-

leiten und der Handlung des Lebens fernzuhalten. Dieses Scheinleben bewahrt vor nichts — es bewirkt nur, daß jene Menschen erst später, wenn sie frei sind, beginnen können, sich mit den Wirklichkeiten auseinanderzusetzen und kaum die Höhen und die Bodenlosigkeit des Lebens ahnen!

Kirche und Schule haben bisher fast untätig allem zugeesehen. Wann werden sie ihre Aufgabe erkennen und einsehen, wie diese Nöte sie verpflichten?

Es war eine erlösende Tat, als man den Körper aus seiner unterschätzten Bedeutung wieder in seine Rechte einsetzte — als man begann, reine Freude an ihm zu haben, ihn zu lieben in seiner schwellenden Kraft, seine Schönheit als Ausdruck einer Innerlichkeit zu erkennen! Doch heute ist man schon wieder zu weit gegangen: Die Bedeutung des Physischen ist überhöht worden. „Das Geschlechtliche ist kein letzter Wert, sondern nur eine Zwischenform, eine Brücke zu Liebe und Schöpfung.“ Wenn H. Dehmel von „Lust- und Leidenschaftsverhältnissen“ spricht, über die hinaus der Mensch zu einer „wahren, klaren Liebesgemeinschaft“ gelangen müsse, so meine ich, er sagt hiermit Bedeutendes! Junge Menschen, deren Leben noch stark in der Grundgestaltung begriffen ist, neigen leicht im Drängen ihrer anschwellenden Kraft zu solchen Lustverhältnissen. (Ich sage dies, ohne es verallgemeinern zu wollen!) Die Kräfte drängen toll, und oftmals wissen jene selbst nicht klar in ihrem Sehnen, wie die sexuelle Spannung gegenüber ihrem inneren Verhältnis überwiegt! — Wenn wir aber erkannt haben, daß Sinnelust und Leidenschaft nur Entwicklungsstufen sein können, nichts Endgültiges, daß wir nicht auf diesen Stufen stehen bleiben dürfen, sondern eine höhere Einheit, eine Einheit von Körper, Seele und Geist erreichen müssen —, dann müssen wir uns auch auffassen können in strenger Erfassung der Pflicht zur Lebensgestaltung, zum Aufbau jener klaren Gemeinschaft! Wir müssen die Verantwortlichkeit höher hinaufschrauben!

Unsere Zeit ist zum guten Teil auf „Ausleben“ eingestellt; das Gestaltende, der Wille zur Aufnahme des Kampfes, zur Überwindung, das Heldische, ist den meisten verlorengegangen! Viele ringen in Wirklichkeit überhaupt nicht, sie leben nur in den Tag hinein!

Gemäß der dargelegten Auffassung kommen hier nur diese beiden Möglichkeiten zur Entscheidung. Frühe Ehe ermöglichen, damit die Menschen sich nicht unnötig im Sehnen nach einander quälen und aufreiben, daß sie sich bis ins Letzte vereinen können — oder noch unerfüllt ausharren zu lassen bis zu reiferem Alter!

Da infolge der tragischen Situation keine Lösung zu finden ist, müssen wir in unserer Wahl darnach entscheiden, welcher Weg sozusagen am wenigsten Schaden bringt — vorausgesetzt immer, daß der innere sinngemäße Zusammenhang erhalten bleibt — welcher Weg am wenigsten von dem erwünschten, nicht durchführbaren abweicht! Dazu dies: Es ist kritisch, wenn Menschen in zu jungen Jahren Ehen eingehen! Sie stecken im allgemeinen noch in grundlegenden Wandlungen; Mangel an innerer Reife und Abgeklärtheit zu einer Ehe, als der höchstmöglichen Lebensgemeinschaft, herrschen vor! Ich glaube nicht an eine Abnahme der Ehescheidungen bei dieser Umstellung — im Gegenteil! Und zudem besteht die Gefahr der leichteren Auffassung der Ehe, eine gewisse Erschütterung des Ehebegriffes, die vom menschlichen — wie auch vom staatlichen Standpunkte aus ein großes Unglück wäre. Wir erleben heute schon genug derartig Frostloses! Der Plan „Studentenehen“ setzt völlig verantwortungsbewußte und einigermäßen reife Menschen voraus. Es ist nicht nur an körperliche, sondern auch an seelische, geistige Reife zu denken! Denn beides muß in der Schöpfung zusammenwirken! — Aus diesen jungen Ehen werden Kinder hervorgehen; die erste Gestaltung dieser Kinderleben muß von den Eltern ausgehen! Welche Wirkung, wenn diese selbst noch nicht klar wesensgestaltet sind und nun Wesen bilden, heranziehen sollen?

Für viele würde eine frühe Ehe nur die willkommene Legitimierung eines Lustverhältnisses sein!! Wir wollen uns über diese bitteren Wirklichkeiten nicht täuschen — dadurch wird nichts besser!

All das sind Gründe, die mich hindern, an eine helfende Wirkung so früh geschlossener Ehen zu glauben. Man sollte aber unbedingt die Lebensformen, soweit es nur irgend möglich ist, der sinnvollen Bestimmung des Menschen gemäß gestalten, mehr Menschlichkeit walten lassen — nicht starre Konventionen und Traditionen als Maßstäbe nehmen und das Lebendige in sie einzwängen!

Gibt es nun nirgend, nirgend einen Weg?

Nun, da wir all dies erkannt haben, müssen wir den Weg wählen, der die sinnvolle Lebenseinheit nicht zerstört, von allen Wegen der physischen Lebenskraft wohl noch am wenigsten schadet: Wir müssen ringen, in Beherrschung und Kampf auszuharren, bis sich Mensch zu Mensch reif geworden in der Gemeinschaft findet und letztem Sehnen Erfüllung wird. Es ist der Weg der geringsten Schäden, ich glaube in jeder Hinsicht, und er widerspricht am wenigsten dem Wesen wahrer Liebe. Dieses Ausharren erstreckt sich ja nur auf eine absehbare Zeitspanne — sollte es wirklich eine solche sinnwidrige Unmöglichkeit sein, wie so viele schreiben?

Man soll mir keine Lebensfremdheit vorwerfen —, man soll mir nicht sagen, daß ich den elementaren Drang und die Glut jener Lebenskräfte nicht kenne —, daß ich eine „blasse Keuschheitslehre“ predige, die allem lebendigen Werden und Wirken zuwider sei. Ich kenne all dies, ich erkenne aber ebenso die Tragik dieses Problems. So sagt mir jene eigene innere Erfahrung, daß diese Tragik den Verzicht zugunsten der inneren Werte des Lebens verlangt! Jergendein Verzicht muß stattfinden —, wollen wir das Innere vor dem Elementaren beugen. Oder wollen wir trotz aller Nöte, die uns nirgend erspart bleiben, versuchen, unseren Kraftstrom zu beherrschen, unser Triebhaftes zu veredeln, mit innerer Kraft zu durchbringen, wollen wir uns mühen, die Triebkräfte wenigstens zum Teil zu transformieren! Wir können sie nicht zum Ausgangspunkt unseres Lebens machen; das bedeutete Vernichtung unseres geistigen, unseres ideellen Lebensprinzipes.

Die Gesellschaft wirke möglichst dahin, daß Eheschließungen im reifen Alter nichts im Wege steht.

Otto Waasche, stud. rer. pol.

Sexuelle Not — früher und heute

Aus der Perspektive des Studentenlebens gesehen

Mangel an Ausgleich sexueller Spannungen und Wünsche auf natürlichem Wege ist sexuelle Not schlechthin. Sie ist, absolut genommen, an kein Lebensalter gebunden. Praktisch und pädagogisch bedeutungsvoll ist sie aber nur beim Jugendlichen. In der Frühpubertät führt dieser Mangel oft zur Entladung in Form von Onanie, die von manchen Sexualpsychologen wegen ihres überaus häufigen Vorkommens fast als normale Pubertätserscheinung gewertet wird und beim normalen Individuum in der Regel von selbst wieder verschwindet. Hier kann die richtige erzieherische Beeinflussung viel ausrichten. Beim normalen Individuum drängt alles dazu, diese Onanie durch natürlichen Verkehr zu ersetzen, und die Diskrepanz zwischen diesem Wunsch und der in der Wirklichkeit nicht vorhandenen Erfüllung führt dann zu sexueller Not. Diese sexuelle Not sucht der Jugendliche natürlich irgendwie loszuwerden; denn sie stört das seelische Gleichgewicht: Entweder er entschließt sich zu sexueller Abstinenz bis zur Ehe, der sicher überaus seltene Weg, der praktisch, zumal für den Mann, selten zutrifft, oder er findet eine Lösung in der freien Liebe mit allen ihren Gefahren bezüglich Infektion usw.

Sexuelle Not der Jugend hat es in mehr oder minder großem Maße zu allen Zeiten gegeben. Sie ist gebunden an das erreichte Maß der Zivilisation und durch die mannigfaltigsten mit ihr verbundenen Umstände mitbedingt: denn der Naturmensch legt seinem Sexualtrieb genau so wenig Hemmungen auf, wie er sich nicht scheut, zu essen und zu trinken. Sexuelle Not wird aber erst dringend, wenn ihr Hauptförderer, die falsche, nicht psychologisch wohlwollend-verstehende Einstellung des Erziehers zum Jugendlichen vorhanden ist. Hinzu kommt die Hinauschiebung des Heiratsalters durch die drückenden Wirtschaftsverhältnisse, die dem

jungen Mann, trotzdem er eventuell den Willen dazu hat, die Ehe nicht ermöglicht. Diese beiden Momente, falsche Erziehung und wirtschaftliche Not, sind bei sonst normaler sexueller Defensart des Individuums die Hauptgrundlagen der sexuellen Not.

Wenn aus den verschiedensten Gründen (Krank-Prozeß, Husmann-Prozeß) diese Frage z. B. in der Tagespresse jetzt besonders aktuell ist und viel erörtert wird, so will man bei Betrachtung der viel gedächerten Meinungen über die „heutige Jugend“ fast den Eindruck gewinnen, als ob eine große Verdorbenheit und Unreinheit in sie gedrungen sei, wodurch sie sich aus ihrer Not zu befreien suche. Abgesehen davon, daß Einzelaffären, wie sie etwa ein Prozeß beleuchtet, nicht dazu berechtigen, einen verallgemeinernden Schluß auf das Liebesleben der Jugend schlecht hin zu ziehen, so wird es vielleicht doch lohnen, kurz zu betrachten, wie sich die sexuelle Not von heute in ihren Auswirkungen und Erscheinungen gegen die Zeit unserer Väter und Großväter geändert hat.

Die Erziehung war früher fast durchweg — seitens der Eltern und Lehrer — so eingestellt, daß zwischen Erziehern und Kindern sexuelle Dinge nun einmal nicht besprochen wurden, weil das nicht „anständig“ war, „sich nicht gehörte“; auch sonst in der Gesellschaft der Erwachsenen war es kaum möglich, das sexuelle Thema auch nur leise zu berühren, und zwar bezog sich dieses konventionelle Gesetz insbesondere — als Kennzeichen der mangelnden weiblichen Emanzipation — auf die für „anständig“ gelten wollende Frau. Die Mädchen wurden streng beaufsichtigt, solange sie im elterlichen Hause wohnten, wurden so eingestellt, ja nicht nur auch dem Scheine nach ihren „Ruf“ irgendwie gefährden zu dürfen, so daß bisweilen für eine anständige „höhere“ Tochter ein einem Mann gewährter Ruf fast gleichbedeutend war mit Verlobung: wie denn überhaupt alles darauf ausging, nicht „sich“ zubleiben, und da ein tabelloser Ruf die Grundbedingung einer Heirat war, so durfte er auch durch an sich harmlose Formen sexueller Betätigung nicht gefährdet werden. Da man nun aus hier nicht zu erörternden Gründen dem Manne weitgehende Zugeständnisse zubilligte, so resultierte daraus folgerichtig, daß der Mann, der in seinem natürlichen Drang zur ihm sozial und menschlich gleichstehenden Frau bei dieser (falls nicht Heirat in Frage kam) in der Regel nicht die Erfüllung seiner sexuellen Erwartungen fand, oft schon in der Schule, gefördert durch das Beispiel des Erfahreneren, als erstes sexuelles Erlebnis die Prostitution vor der natürlichen Liebe kennenlernte, ohne damit seinem gesellschaftlichen oder sonstigen Wert irgendwie Abbruch zu tun. Er pflegte sich dann bis zur Heirat „auszuleben“, um oft als Wraak im Hafen der Ehe zu landen. Für die Frau resultierte daraus — von Ausnahmen abgesehen — sexuelle Abstinenz mindestens bis zur Ehe, die nur durch eventuelle Onanie höchst mangelhaft durchbrochen wurde. Dieser Zustand änderte sich allmählich in Kriegs- und Nachkriegszeit dahin, daß die Frau, durch die ihr zuteil gewordene Emanzipation in ihren gesellschaftlichen Gebundenheiten freier geworden, und durch starke Verminderung der ihr doch früher wenigstens winkenden Ehemöglichkeit (infolge Steigens der wirtschaftlichen Not und Abnahme der heiratsfähigen und -willigen Männer) zugleich durch den in ihr erwachenden Willen zum Leben und Genießen veranlaßt, die Fesseln, die die Gesellschaft ihr in sexueller Beziehung auferlegte, allmählich mehr und mehr abstreifte, und daß sie für sich, wie auf anderen Gebieten, so auch hier die dem Manne zugebilligten Rechte ebenfalls in Anspruch nahm; sie scheute nicht mehr davor zurück, nach Eintritt ihrer Reife dem Manne ihrer Wahl auch ohne Heiratshoffnung starke sexuelle Zugeständnisse zu machen und sich des Besitzes eines Freundes zu rühmen, ohne damit gesellschaftlich unmöglich zu werden. Daraus ergibt sich naturgemäß eine Wandlung in der Einstellung des Mannes zur Frau, besonders wenn er, was allerdings, wenn auch erfreulich, mehr als früher, jedoch noch keineswegs in idealer Weise Allgemeingut der Erziehung ist, eine vernünftige, sexuell aufklärende und verstehende Erziehung genöß. Der Mann findet nämlich in erhöhtem Maße gegen früher den Weg von der Prostitution zur natürlichen Liebe zurück, das ist besonders auch beim jungen Akademiker zu konstatieren. Und das ist fraglos ein Fortschritt, auch wenn er vielleicht nur auf einen nicht sehr großen Teil zutrifft: denn nichts verdirbt, von venerischer Infektion abgesehen, die natürliche sexuelle

Mentalität des Mannes mehr als die Prostitution des Weibes. Es ist doch jetzt ein immerhin seltenes Ereignis, daß Primaner den Verkehr mit Prostituierten als natürlich betrachten und venerisch infiziert sind, was früher zweifellos öfter als heute vorkam. Es ist im großen und ganzen ein etwas gesunderer Sinn in dieser Beziehung unter den heutigen jungen Männern im Vergleich gegen früher, obgleich man keinesfalls zu optimistisch darüber denken darf. Denn wenn die venerischen Krankheiten auch (unter Studenten z. B.) noch weit genug verbreitet sind, so sind sie heute doch nicht mehr „Kinderkrankheiten“ des jungen Mannes, die jeder mal gehabt haben muß, wie man Masern gehabt hat.

Jedenfalls eins ist entscheidend gegen früher geändert: Die doppelte Moral für Mann und Frau besteht kaum mehr. Und man faßt sexuelle Probleme ehrlicher an. Das ist ein wesentliches Charakteristikum der heutigen Zeit. Ob das Fortschritte sind gegen früher, — die Entscheidung darüber überlasse ich dem Leser. Sicherlich kann man wohl behaupten, daß die heutige Jugend nicht verborbener ist als die der „guten alten Zeit“.

oand. med. Dankmar Hachenburg.

Mutterschaft

Eine Frau hat das Wort:

Was der Mann sieht, ist seine Not. Für das „Naturrecht, seine Gesundheit in Schutz zu nehmen, auch bevor er das Recht hat, Kinder in die Welt zu setzen“, tritt, wie Dr. Ernst Barthel das formuliert, fast jeder ein. Und sicher hat Freud recht: unsere Geistigkeit ist zu stark getragen von Kräften verdrängter Sinnlichkeit. Aber Mann und Frau stehen in bezug auf das Geschlechtsleben verschieden.

Ich will durchaus nicht damit sagen, daß vom Standpunkt der Frau aus das Geschlechtsleben einzig und allein der Fortpflanzung dienen soll. Es trägt seinen Wert in sich, Mann und Frau sind einander auch körperlich Sehnsuchtsbefriedigung. Und es gibt Frauen, die unter aufgezwungenem ästhetischen Leben ebenso stark wie der Mann leiden, obwohl auch die nicht selten sind — als Frau eines Frauenarztes sind mir die verschiedensten begegnet —, die ungeweckt oder kühl und gleichgültig, ja voll Abneigung gegen Geschlechtsverkehr durch ihr Leben gehen. Tragisch für sie und den Mann, wenn sie in eine Ehe hineingerieten. Ein Glück aber für sie, wenn andere Lebenszwecke ihr Dasein befriedigen, ja beglückend ausfüllen.

Aber auch bei den sexuell durchaus Lebendigen gibt es über den Geschlechtsverkehr hinaus noch eine weitere Entwicklungsstufe: die Mutterschaft. Erst durch sie reift die Frau zu voller körperlicher und seelischer Entwicklung. Diese Entwicklungsstufe fehlt beim Mann. Und darum ist es verständlich, daß er sie nicht sonderlich hoch einschätzt. Ihm ist allzu oft gesundes Sich-Ausleben in sexueller Beziehung das Haupterfordernis. Die garantiert kinderlose Gefährtin ist also das, was er zunächst sucht. Prostitution stößt ihn ab. Das Verhältnis mit Frauen niederer Geistigkeit bleibt ihm unbefriedigend. Darum wünscht er die geistig ebenbürtige Geliebte. Aber sie muß auf Mutterschaft verzichten. Damit wird die Frau in ihrer Naturanlage vergewaltigt, während der Mann volle Befriedigung findet. Geht sie darauf ein — und ich weiß, daß viele es tun —, so läßt sie sich auf sexuellem Gebiet das aufreden, was auch auf anderen Gebieten der Frau aufzureden versucht wird: Mannesart sei identisch mit Frauenart. Was ihn befriedigt, was ihm gesund ist, das sei auch für sie das Rechte. Typische Unterschiede der Geschlechter werden damit verwischt.

Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich keineswegs — wie drückt Dr. Bartels das aus? — „das Vorurteil inhumaner und kriegsstrebigter Menschengruppen“ teile, „Menschenleben verursachen zu müssen, die ein vernünftiger Mensch nicht verantworten kann“. Aber ein anderes ist es, die Kinderzahl bei vorhandenen Kindern zu beschränken, ein anderes, von vornherein jedes Kind zu vermeiden. Seelisch bedeutet es, daß die Frau sich, der Mannesart anpassend, nur auf den Boden der Lust stellt, was keineswegs moralisch verwerflich, aber doch für ihre

Geschlechtsanlage widernatürlich ist, weil es für sie nur ein Stück, kein Voll-Ausleben bedeutet. Dazu kommt — wenn man die kinderlose Jugend- oder Kameradschafts- oder Studenten-ehe erörtert, muß das alles klar ausgesprochen werden —, daß das Verhüten von Kindern entweder unterbrochenen Akt oder Verhütungsmaßregeln technischer Art erfordert. Ich vergesse nie, wie auf der sexual-ethischen Konferenz auf der Elgersburg, wo ernst um Wahrheit und Klarheit gerungen wurde, eine Frau sich gegen das erste, weil für die Frau ruinierende wandte. Erregung ohne Auslösung. Brutaler Männeregoismus. Hat die Frau auf sexuellem Gebiet Eigenleben oder hat sie es nicht? Das zweite aber verwandelt einen von spontanem Impuls hervorgerufenen Akt, der durch diesen Momentimpuls zu einem ganz natürlichen, notwendigen wird, in einen vorbedachten, wohl vorbereiteten. Daß das Mangel an Feingefühl ist, wenn man der Frau das zumutet, daß das abtumpfend resp. ihre Sinne irreführend wirken muß, vergißt der Mann. Wieder betone ich: es ist ein anderes, ob bei vorhandenen Kindern weitere Kinder vermieden werden, oder ob man von vornherein mit Verhütungsmaßregeln, wie Studienrat Kroug das fordert, „unerbittlich“ vorgeht.

Für die Frau bleibt zweierlei bedenklich: Sie wird um Mutterschaft betrogen. Frauen, die diese nicht als Entwicklungsziel in körperlicher und seelischer Beziehung empfinden, sind allerdings da, aber sie sind dem Manne stark angeeignet. Es gibt solche, ich weiß das. Sie wollen frei sein für eine Aufgabe, einen Beruf oder auch allein oder nebenbei für ein sexuelles Sich-Ausleben. Ungehindert und frei. Trügen mich meine historischen Kenntnisse nicht, so wären solche Frauenwünsche für ein Volk immer der Anfang vom Ende. Mag sein, daß das auch für uns so kommen soll. Aber wer deutsch empfindet, soll das zum mindesten klar aussprechen. Es ist keine Hilfe, auch nicht für eine stärker, weil von eingeklemmter Sinnlichkeit freier, arbeitende Selbstigkeit, wenn die Prostitution in die Kreise der geistig hochstehenden Frauen hineindringt. Jugend-, Kameradschafts-, Studentenehen ohne Kinder degradieren die Frau zum Verhältnis, und sofern sie sich leicht wieder lösen und wechseln lassen, zur Dirne. Wie sagt Studienrat Kroug: „Es steckt doch ein Stück Wahrheit im Verfahren niederer Männer, genossene Mädchen zu verachten.“ Ja, werden alle in solche Studenten- oder Jugendehen eintretenden Männer höherer Art sein? Wenn nicht, so wird die „genossene“ Frau auch von ihnen früher oder später verachtet. Auch die Studentenehe, die er als Beispiel anführt, löste sich nach dem Kriege. Was aus der Frau wurde, sagt er nicht, weiß es auch schwerlich. Sie war ja, wie er sagt, durch „des Mannes denkterische Überlegenheit getöcetet“ oder auch — sie wurde geheiratet, weil er sie schon durch vertraulichen Umgang ins Gerede gezogen. Beides natürlich keine Grundlage, auch seiner Ansicht nach nicht, zu einer sittlich hochstehenden, Befreiung bedeutenden Ehe. Für den Mann trotzdem gesundheitsfördernd, weil ein „geordnetes“ Verhältnis. Für die Frau? Diese zweite Gefahr — herabgewürdigt zu werden zur Dirne — droht ihr dauernd.

Wie viele junge Frauen werden den Mut und die Einsicht in ihre eigene Art haben, sich der suggestiv wirkenden Beförderung durch den Mann (auch Lindsay ist ein solcher) zu widersetzen und eigene Wege auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens zu gehen? Lindsay spricht in seinem ersten Buche „Die Revolution der Jugend“ empört über Eltern, die wohl Sexualbeziehungen tolerieren, auch wenn sie beide Augen schließen und tun, als wüßten sie nichts. Aber dem Wunsch eines stark und gesund empfindenden Mädchens, ein Kind zu haben, stemmen sie sich voll Entsetzen entgegen. Gewiß mag das Schwierigkeiten haben. Eine Lösung aller Not gibt es in unseren kulturverworrenen, naturfremd gewordenen Zeiten überhaupt nicht. Aber für die Frau ist — man soll das klar aussprechen — Mutterschaft der weitaus gesündere Weg, als nur Lustobjekt des Mannes zu werden oder sich selbst in Nur-Genußleben zu übersteigern. Starke seelische Verbundenheit, starke vergeistigte Gemeinschaft kann in jedem Verhältnis der Geschlechter vertiefend wirken. Sicher. Aber eine Abart von Frauen, die sich sexuell ausleben, aber nicht Mutter sein wollen, bleibt doch — in und außerhalb der Ehe — absolut naturwidrig. Für den Mann liegt das anders. Das zu betonen, ist notwendig.

Elisbeth Krusenbergs-Gonze.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eduard Spranger

Wenn heute gar oft zweifelnd gefragt wird, was die Wissenschaft für das Leben bedeutet, so klingen in dieser Frage ein leiser Vorwurf und eine heimliche Sehnsucht mit. Unser Volk hat zur Zeit nur wenige Denker, die mit gleichem Erfolge der reinen und strengen Wissenschaft wie dem Ganzen des nationalen geistigen Lebens dienen. Aus der Enge zünftiger Gelehrsamkeit herauszutreten zu tieferer Wirkung auf breitere Schichten vermag eben nur, wer als Forscher sowohl wie als Schriftsteller hervortragt. Das gilt von Eduard Spranger. Er weiß das Tieffte klar und schön zu sagen. Und nur hieraus wird der ganz ungewöhnliche Erfolg seiner Schriften verständlich, die — ohne irgendwie Modebücher zu sein — schon in Zehntausenden verbreitet sind und von Hunderttausenden gelesen werden.

Spranger ist Lehrer der Philosophie und der Pädagogik an der Berliner Universität, wo schon seine Lehrer Paulsen, Diltzsch, Niehl gewirkt haben. Man heißt ihn gern einen Neuhumanisten. Und in der Tat, er ringt, wie vor hundert Jahren Wilhelm v. Humboldt, um die Erkenntnis wahrer Humanität; er zeigt uns, daß nur echtes Menschentum Leitbild erzieherischen Wirkens sein darf. So sind es psychologische und pädagogische Fragen, denen er Antwort sucht.

Ein psychologisches Problem steht von Anfang her im Blickpunkt seines Forschens: das Rätsel der Individualität. Weil er weiß, daß die Menschheitsidee in den Völkern wie in den einzelnen nur in individueller Ausprägung erscheint, fragt er nicht: Was ist der Mensch? sondern: Wie sind die Menschen? Und vor allem: Was ist es, was die großen Menschen, die Heroen der Geschichte und unseres Volkes zu Führern werden ließ? Welcher Art war das lebendige Gefüge ihrer Seele? Er will der Geschichtswissenschaft ein psychologisches Fundament bereiten.

Nun liegen aber die Gegenstände der Geschichtswissenschaft ganz in der Sphäre des Zusammengesetzten. Die herkömmliche Psychologie kann solcher verwickelter seelischer Zustände nicht Herr werden. Es bedarf hierzu einer anderen Psychologie, die dem Reichtum und der Verwebung des geistigen Lebens ebenso zu genügen vermag wie den logischen Ansprüchen des historischen Erkennens. Die herkömmliche Psychologie eifert dem Vorbild der Naturwissenschaft nach. Sie ist Elementenpsychologie. Sie will aus Empfindungen und Gefühlen gleichsam wie aus Atomen das seelische Ganze aufbauen. Sie kann aber nur seelische Vorgänge allgemeiner Art erklären. Darum bleibt sie lebensfern.

In dem Ringen des jungen Spranger um eine lebensnahe, eine geisteswissenschaftliche Seelenlehre tauchen nun schon einige Begriffe auf, die das Eigentümliche seiner späteren, reifen Anschauungen kennzeichnen: die Begriffe der Struktur, der Lebensform, des Verstehens. Spranger weiß, die meiste Aussicht, den Geisteswissenschaften etwas zu leisten, hat eine Psychologie, die auch individuelle psychologische Lebensformen und ihre Gesetzmäßigkeit darzustellen sucht. Er ahnt, daß die Psychologie der Elemente und die der konkreten Lebensvorgänge gesonderte Forschungswege einschlagen müssen, daß der zweite Weg immer ausgehen muß von der Kenntnis des inneren Zusammenhangs der Gefühle und Strebungen, der Gedanken und Reaktionsweisen eines bestimmten Menschen, kurz von der besonderen Struktur einer Individualität. Die Struktur muß verstanden werden. Die Aufgabe des Verstehens aber liegt in der Aufdeckung auch derjenigen psychischen Verbindungen, die gewissermaßen verschüttet und überhaupt noch nicht ans Licht gefördert sind, und in der Aufhellung jedes Einzelvorgangs aus seiner Einordnung ins Ganze.

Die Arbeit des jungen Spranger bedeutete ein großes Versprechen. Der gereifte Mann hat es voll eingelöst, indem er uns die „Lebensformen“ (Halle, Max Niemeyer; 4. Auflage) und die „Psychologie des Jugendalters“ (Leipzig, Quelle & Meyer; 10. Auflage) schenkte. Jenes erste Buch bringt eine tiefbohrende Auseinandersetzung mit den Problemen einer geisteswissenschaftlichen Psychologie und eine klassische Typik der Persönlichkeiten. Das zweite erprobt die Leistungsfähigkeit dieser entwickelten Theorie in der Darstellung eines Sondergebietes: im Verstehen des jugendlichen Menschen.

„Sage mir, was dir wertvoll ist, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Wo immer wir Persönlichkeiten sehen, da erscheinen sie uns als Träger von Wertbeziehungen. Alles persönliche Sein und Wirken wurzelt in den Sinn- und Wertrichtungen. Diese sind es, die den Menschen zu geistigen Leistungen und damit zur Erzeugung von Kulturgütern befähigen. Darum muß die individuelle Persönlichkeit daraufhin betrachtet werden, welche innere Strukturen sie in ihren erlebnismäßigen Beziehungen zu den objektiven Gebilden aufweist und welche Grenzen der besonderen Veranlagung dabei hervortreten. So wird das Subjektive gegen den Hintergrund des Objektiven abgezeichnet. Das geschieht in einer Arbeitsweise, die sich einerseits auf treue Beobachtung des wirklichen Lebens stützt, andererseits aber die psychologische Wirklichkeit im Hinblick auf die idealen Kulturwerte durchdenkt.

Anfangspunkt einer solchen Psychologie ist das Ganze der Verflechtung seelischer Funktionen, wodurch geistige Leistungen erzielt werden. Dieses Ganze nun, diesen Leistungszusammenhang nennt Spranger Struktur. Und die Hauptabsicht seines Buches ist, „geistige Erscheinungen strukturell richtig sehen zu lehren. Was dem Beobachter der lebenden Natur, dem Maler, dem bildenden Künstler eine selbstverständliche Ausstattung ist: der Sinn für das Organische und für den organischen Zusammenhang, ist beim geisteswissenschaftlichen Forscher heute noch eine seltene Gabe des Genies, und die Befinnung darüber darf trotz Burthardt, Dilthey und Nietzsche noch immer eine neue Kunst genannt werden. Ich sehe aber Zeiten voraus, in denen Fehler der Beurteilung geistiger Strukturverhältnisse nicht nur dem künstlerischen Geschmack, sondern auch der wissenschaftlichen Erfassung des Lebens unerträglich sein werden“.

Die seelische Struktur ist jedoch etwas sehr Verwickeltes. Sie umfaßt nicht nur ganz verschiedene Wertrichtungen (z. B. die theoretische, die ästhetische), sondern es zeigen sich bei den einzelnen Individuen auch sehr verschiedene Gewichtsverhältnisse in den einzelnen Wertrichtungen. Daher ist es schwierig, die Lehre von den typischen Unterschieden der Strukturen zu einer systematischen Charakterologie auszubauen. Aller Erfolg hängt davon ab, ob es gelingt, die Grundrichtungen zu gewinnen, die jede geschichtliche Kultur nur in vielfältigen Einkleidungen und Verwachsungen zeigt. Spranger findet, von den ewigen Einstellungen der menschlichen Natur aus, sechs selbständige und einfache Grundrichtungen und damit sechs Grundformen der Individualität: die Typen des theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen Menschen, des Machtmenschen und des religiösen Menschen.

Es ist aber der lebendige Geist so einheitlich, daß in jedem Ausschnitt, wenn schon in ungleicher Stärke, sämtliche Grundrichtungen enthalten sind. Das theoretische Verhalten z. B. schließt zugleich ästhetische, ökonomische usw. Momente in sich. Von dieser Grundeinstellung aus schreitet Spranger zur Schilderung der Typen. Was sich dabei ergibt, sei am Beispiel des theoretischen Menschen angedeutet.

Im Theoretiker waltet die Richtung auf eine von Geschlichkeit beherrschte Gegenständlichkeit vor. Er will objektiv und affektlos gleichstellen und unterscheiden, begründen und systematisieren, so daß die Welt für ihn ein Fächerwerk allgemeiner Wesenheiten und Abhängigkeitsverhältnisse wird. Trotzdem fehlt die Beziehung zu den anderen Grundrichtungen nicht völlig. Wenn der Theoretiker den ökonomischen Anforderungen des Lebens gegenübersteht, ist seine eigene Arbeit auf technische, „denkökonomische“ Mittel angewiesen. Gegen alles Schwärmen der Phantasie verhält er sich kritisch; dennoch tritt das ästhetische Moment in der Wichtigkeit plastischer An-

Schauung zutage. Vollends der Geschichtschreiber bedarf der ästhetischen Einfühlungsakte. Die soziale Richtung, die sich als Liebe oder Haß äußert, liegt dem geborenen Theoretiker fern. Sein soziales Bedürfnis befriedigt sich vor allem in der unsichtbaren Akademie der Dichter. Das politische Machtstreben äußert sich innerhalb seiner eigentlichen Tätigkeit als Kritik und Polemik. Wo er in die wirkliche Politik eintritt, pflegt er den Hebel allen Fortschritts in der Verstandesaufklärung zu suchen. In den religiösen Fragen lehnt er als Positivist die Religion ab oder ist als Metaphysiker bestrebt, die höchsten Werte erkennend zu bestimmen. Was schließlich die Motive seines Verhaltens betrifft, so hat der Theoretiker das Bedürfnis, nach Grundsätzen zu handeln, während der Machtmensch sich um Grundsätze wenig zu kümmern pflegt.

Mit Hilfe der Spranger'schen Typen können wir die Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens auffangen. Darin liegt nicht nur ein Fortschritt unseres geschichtlichen Verständnisses, sondern auch eine Aufhellung unseres Blickes für die Gegenwart.

Fast gleichzeitig mit seinen psychologischen Untersuchungen hat Spranger das Studium pädagogischer Fragen begonnen. Und es war das Problem des Bildungsideals, das ihn zuerst beschäftigte und zu seinen Humboldt-Forschungen (Wilh. v. Humboldt und die Humanitätsidee; Berlin, Reuther & Reichard; 2. Auflage) anregte. Denn Wilhelm v. Humboldt ist der eigentliche Schöpfer jenes neuhumanistischen Bildungsideals, das uns bis vor kurzem mit zwingender Gewalt beherrscht hat. Es wird durch drei Momente charakterisiert. Das erste heißt Individualität. Ihr Wesen ist zwar Einseitigkeit, aber zugleich und eben deswegen Kraft. Gleichwohl darf die ursprüngliche Individualität nicht bestehen bleiben. Sie bedeutet eine Beschränkung, die im Bildungsgange überwunden werden muß. Denn als zweites gehört zur Humanität eine Ausweitung: die Allseitigkeit oder Universalität. Wichtiger und zugleich geheimnisvoller ist das dritte Moment. Es sagt, wie das Individuelle und das Universale in der Persönlichkeit zur Einheit gebunden sein sollen. Es ist das ästhetische Moment in aller Bildung: Totalität. Und nur insofern ist Bildung humanistisch, als sie auf die Totalität der Menschenträfte zielt.

Nun ist zwar eins in Humboldts Gedanken unverlierbar, daß nämlich Bildung immer Verschmelzung der Subjektivität und der Objektivität in einer höheren ästhetisch-ethischen Einheit bedeutet. Aber der deutsche Geist ist seit den Tagen der Klassik und Romantik realistisch geworden. Deshalb muß sich der heutige Mensch mit diesem Realismus durchtränken. Jedoch ist dabei der Irrtum fernzuhalten, daß bloßes, nacktes Wissen schon Bildung sei. Es kann uns also nicht die Antike allein zur Lebensdeuterin werden. Was aber dann?

Bilden kann sich der Mensch immer nur an schon geformtem Menschentum, an geschichtlich gewordenen Bildungsgütern, die der Ertrag der tiefsten geistigen Arbeit eines Volkes, des stillen Ringens seiner größten Geister sind. Was nicht aus diesen Quellen geschöpft ist, lebt auch nur von heute auf morgen. Bildungsgehalte müssen klassischen Gepräges sein. Nur wer mit dem Großen und Echten lange und tief verkehrt, wird selbst groß und echt. Für uns handelt es sich um die Auseinanderetzung einer weltbejahenden Diesseitigkeit mit dem Glauben an weltüberlegene Werte. Darum kann erste Quelle unserer Bildung allein die deutsche Literatur und der deutsche Idealismus sein. Hier finden wir, was unsere Erziehung braucht: die Maße, denen der deutsche Geist zu gehorchen hat. Sie sind aufgerichtet in der Dreiheit: christliche Reinheit der Seele, preußische Einheit von Pflicht und Freiheit, Goethesche Fülle und Form. Jede deutsche Schule, welchen Zweig des Wissens und der Arbeit sie auch sonst bevorzuge, muß in dieser Dreiheit ihren Mittelpunkt haben.

Ebensowenig wie berufliche Bildung kann allgemeine Bildung schon am Anfang des Bildungsprozesses angestrebt werden. Sie ist erst dem reifen Menschen erreichbar. Volksschule wie höhere Schulen haben eine grundlegende Bildung zu vermitteln. Diese darf selbst auf den sogenannten Gelehrtenschulen nicht rein wissenschaftlich sein, weil es kein wissenschaftliches Zeitalter ist, dem wir entgegengehen. Auch Fachschulen sollen Bildungsanstalten sein und darum einseitige

Fachfeinstellung vermeiden. Die Univerſität ſei die Stätte, wo die reine Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen gepflegt wird.

Der Lehrer ſei Bildner, d. h. ein Mann, in dem die Bildungswerte der einzelnen Kulturgebiete lebendig ſind und der ſie auch in jungen Seelen zu neuem Leben zu erwecken weiß. Iſt er innerlich berufen, gehört er zum Typus des ſozialen Menſchen. In Liebe wendet er ſich auch der ganz ungeformten Seele zu und denkt nur an ihre Wertmöglichkeiten. Er will nichts als helfen und emporheben. Peſtalozzi hat dieſen Typ verkörpert.

Sprangers Gedankengebäude iſt noch nicht vollendet. Aber ſchon ragen Säulen und Bogen und laſſen den Charakter des künftigen Ganzen ahnen. Es wird deutſch ſein und doch mitgeboren aus dem Geiſt der Antike. Denn Spranger kann ſich die geiſtige Welt nicht denken ohne die Grundworte der chriſtlichen Evangelien, ohne das Zeugnis der deutſchen gotiſchen Dome, ohne Sokrates und Platon.

Oberſchulrat Sturm, Dresden

Lessing, der Wahrheitsfucher

Am 22. Januar 1929 jährt ſich zum 200. Male der Tag von Lessings Geburt. Schon das frühe Kind intereſſierten am meiſten Bücher, die es ſehr reichlich im väterlichen Pfarrhauſe gab. Er ließ ſich als ſiebenjähriger Knabe mit einem aufgeschlagenen Buch auf den Knien und Folianten zu ſeiner Seite malen. Glaubte er doch darin die Wahrheit geborgen. Er lernte darum aus ihnen zu Hauſe und in Meißen mit ungeheurem Fleiße alle überlieferte Schulweiſheit und durchdrang ſie mit ſeinem ſcharfen mathematiſchen Verſtand. Dadurch wurde er nach Ausſage ſeiner Lehrer „molant“, überlegen, ſpöttiſch, intolerant — in der Meinung, ſichere Wahrheit zu beſitzen. Aber in dem Jüngling erwachte der Geiſt des Zweifels. Dieſer ſollte ihn — nach ſeiner eigenen Ausſage — auf den Weg der Unterſuchung und durch dieſe zur Aberzeugung oder wenigſtens zum Verſuch ihrer Gewinnung führen. Wie Fauſt-Goethe durchſchritt er alle Lebensformen — auch Auerbachs Keller und Gretchens Stube — und bemühte ſich um die verſchiedenen Wiſſenſchaften, Theologie, Medizin, Philologie. Aber keine befriedigte ihn. Denn er charakteriſtierte ſich ſelbſt „als einen Menſchen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer beſtimmten Wiſſenſchaft. Alles anſtaunen, alles erkennen wollen und alles überdrüſſig werden“. Ruhelos durchwandert Lessing die verſchiedenen Großſtädte, Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg, bis in dem lehten Lebensjahrzehnt ihn eine Kleiſtadt, Wolfenbüttel, feſſelte und quälte. Am meiſten entſprach ihm Berlin, in dem der Geiſt Friedrichs des Großen mit ſeiner Aufklärung und ſeinen Zweifeln waltete. Hier fand er auch die ſeinem Weſen angemieſſenſte Berufsform des Journaliſten und Kritikers. Er wurde nach einem Urteil des Engländerſ Macaulay der größte Kritiker des modernen Europa. Faſt alle ſeine Proſaſchriften, wie die Literaturbriefe, der Laokoön, die Hamburgiſche Dramaturgie tragen kritiſchen Charakter. Die Kritik wurde ihm die erſte Stufe zur Wahrheitsfindung. Er unterſucht zunächſt kritiſch das eigene Innere, um hier das Selbſterlebte und Erkannte von allem Abernommenen auf das ſchärfſte zu unterſcheiden. Wie ein Vulkan ſchleudert er alle Fremdkörper aus ſeinem Geiſte. Er wird der ſtrenge Vertreter eines guten intellektuellen Gewiſſens und der perſönlichen Wahrhaftigkeit: „Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt.“ Wo Lessing dieſe Wahrhaftigkeit vermißt oder gar Unwahrhaftigkeit wittert, gewinnt ſeine Polemik eine perſönliche Schärfe, die man gewöhnlich nennen müßte, wenn ſie nicht aus einer ſeltenen Wahrhaftigkeit ſtamme.

Von der Kritik an den Perſonen ſchreitet Lessing fort zu einer kritiſchen Unterſuchung aller Dinge. In ihm lauert der kritiſche Trieb des Kindes, das jede Puppe öffnet, um hinter den Mechanismus ihrer auf- und zuſchlagenden Augen zu kommen, ſelbſt auf die Gefahr, das ſchöne Spielzeug zu zerſtören. In ihm waltet der männliche Mut des Anatomen, der den menſchlichen

Leichnam rücksichtslos zerlegt, um auch verborgene Krankheiten aufzuspüren. Der moderne Geist der Lösung, der Analyse, wird in Lessing Fleisch. Er wirkt zunächst niederreißend, stürzt die festesten Säulen und die heiligsten Tempel überkommener Wahrheit. Aber Lessing ist doch nicht nur Zerstörer; er rodet vielmehr das Unkraut aus, damit das Land fähig werde zur Aufnahme neuer Saat. Auf dem Gebiete der Kunst kommt er zu festen Ergebnissen, zur Aufstellung klarer Regeln über das Verhältnis von bildenden und redenden Künsten, die Merkmale eines echten Schauspiels und seine seelischen Wirkungen. Lessing wird zum produktiven Kritiker und zum schaffenden Künstler. Was er bei anderen tabelte und forderte, sucht er selbst zu verwirklichen in seinen Dramen *Miß Sarah Sampson*, *Emilia Galotti* und vor allem *Minna von Barnhelm*. Aber auch bei den eigenen Werken empfand er niemals das Vollenbete, sondern sah auch in ihnen nur Stationen auf dem Wege zu vollkommenerer Wahrheit.

Das Leben schenkte ihm nichts Höheres als diesen unermüdblichen Kampf des Wahrheitsfuchers. Niemals erlangte er die gewünschte äußere Stellung. Das Hamburger Nationaltheater, an dem er tätig war, brach rasch zusammen. Mannheim rief ihn nicht, die königliche Bibliothekarsstelle in Berlin erhielt ein Franzose. Eine Reise nach Italien schenkte ihm nicht den Rausch des Südens. Eine späte Ehe mit einer ihm an Wahrhaftigkeit gleichenden Frau schien wenigstens das klare, kühle Glück des Spätherbites zu bringen. Aber schon bei der ersten Geburt starb der Sohn und dann die Mutter. Lessing überwand diesen furchtbaren Schlag durch den heroischen Entschluß, sein Leben fortan ganz dem Kampf um die Wahrheit, und zwar in den letzten höchsten Fragen der Religion und Sittlichkeit zu weihen.

Er entfesselte durch die Herausgabe der theologischen Schriften des verstorbenen Hamburger Professors Reimarus einen Streit der Geister von außerordentlicher Heftigkeit. Er stand in ihm weder auf der Seite der Orthodoxie noch der Aufklärung, sondern suchte, über beide hinausgehend, sich einer höheren Wahrheit zu nähern. Jetzt sprach er in klassischer Formulierung seine Auffassung vom Wesen der Wahrheit aus: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den ewig immer regen Erieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zufake, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ Lessing vollzieht hier eine volle Vermenschlichung der Wahrheit, holt sie — wie Prometheus das Feuer — vom Himmel auf die Erde. Menschliche Wahrheit muß sich den Bedingungen unserer Wirklichkeit einordnen. Zu diesen gehört die ununterbrochene Veränderung, das allmähliche Werden, die Entwicklung. Die Wahrheit wird aus einem toten Kapital zu einem lebendigen sittlichen Erwerb. Wahrheit wird zum Wahrheitsfuchen im Sinne Fausts: „Wer immer strebend sich bemüht.“ Unter dem Einfluß göttlicher Erziehung entwickelt sich erst im Lauf der Geschichte die Wahrheit — das zeigt Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“. So wird die Wahrheit zu einer Erscheinung des persönlichen und geschichtlichen Lebens und seiner Entwicklung.

Aus dieser Wahrheitsauffassung zieht Lessing die sittliche Folgerung in seinem „Nathan“. Denn das ist die entscheidende Absicht dieses so verschieden ge deuteten Schauspiels. Wahrheit wird nur persönlich erworben, und zwar nicht in erster Linie mit dem Verstande, sondern durch echtes Gefühl, das einfältig sein kann wie das des Klosterbruders, vor allem aber durch humanes sittliches Handeln wie bei dem Tempelherrn, Saladin und Nathan. Dieses ist tolerant und liebt alle gleichen Wahrheitsfucher. Wahrheit bedeutet zulezt nichts anderes, als Streben nach wahrer Menschlichkeit — das wird das sittliche Ideal des deutschen Idealismus, das Lessing mitgeschaffen hat. Es war darum nur schuldiger Dank, wenn Schiller und Goethe in den „Kenlen“ bekannten: „Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter, nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.“ Noch nach zweihundert Jahren herrscht über die Geister der Geist Lessings, denn er ist aus dem Geist der Wahrheit.

Geh. Rat Prof. Dr. R. S. Grünmacher

Die Welt als Spannung und Rhythmus

Unter diesem Titel gibt der Philosoph Ernst Barthele eine viertellige, zusammenfassende Gesamtdarstellung seiner weltanschaulichen Überzeugungen. (Verlag Robert Noske, Leipzig.) Barthele selbst bezeichnet seine Philosophie als ein Weiterdenken über Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ hinaus, in dem Sinne, daß die voluntaristische Lehre Schopenhauers vom durstigen, triebhaften, dynamischen Urgrund mit der Logoslehre im Sinne der Bewußtwerdung des Unbewußten zu einer höheren Synthese verbunden wird. Aus einem in ursprünglicher Polarität lebendigen, noch ungestalteten Weltprinzip, das als der „Logodynamos“ bezeichnet wird, entfaltet sich die Reihe der Gestaltungen im Sinne einer Realentwicklung. Das Ganze dieser Philosophie bewegt sich inhaltlich auch in der Richtung einer philosophisch bewußteren Weiterbildung der großen Ahnungen Goethescher Welt- und Lebensanschauung, außerdem vermittelt es eine Fülle neuer Einsichten und origineller Gedanken. Die grundlegende Kategorie der Polarität erweist hier ihre große Fruchtbarkeit für das Verständnis des Selbsten. Aufgabe der Philosophie ist, in frommer Hingabe an die objektive Wirklichkeit die Strukturgesetze der Welt befriedigend zu erforschen und zu immer genauerer Wirklichkeitsgemäßheit der Einsicht, zur Tiefenschau in das Wesen der Welt als Spannungseinheit zwischen Gegensätzen zu gelangen und kraft ethischen Willens in der Richtung der schöpferischen Aufschwungkräfte der Menschheit, d. h. der Kulturwerte zu wirken. In wahrhaft einsichtsvollen und ethisch hochwertigen Persönlichkeiten ist der Kontakt mit dem logodynamischen Weltgrund tatsächlich hergestellt; dieser äußert sich in Vernunft, Kraft, Edeltum und Liebe.

Die Natur zeigt überall organische Komplexe, die sich nach Barthele im objektiven Raum ausdehnen (Spannung) und in einer objektiven Zeit entwickeln (Rhythmus). Die Welt ist die wechselseitig sich voraussetzende, ineinander wirkende und ineinander gewobene Kontrapolarität von Spannungen und Rhythmen, Räumlichem und Zeitlichem, Gestalten und Bewegungen. Grundbegriffe der neuphilosophischen Zeit, die sich hier mit starkem Selbstbewußtsein ankündigt, werden „qualitative Wesenswahrheit“ und „organisches Lebensgefüge“. Die dem Wesen der Weltstruktur angemessenen Kategorien, nach denen wir zu denken haben, sind Spannung zwischen Gegensätzen und Rhythmus. An die Stelle einer substantiellen Auffassung des Weltwesens wird als tiefstnützliche eine polarstrukturelle Auffassung aller Phänomene treten. Zwischen widersprüchlich zu denkenden Polen spannt sich alle Wirklichkeit aus; der Weltgrund aber ist nur Einer als universelle Polarstruktur von Logos und Dynamis. Das chaotisch-dynamische Prinzip am Anfang hat unbewußt als solches den Drang, Logos, sinnvoller Kosmos, bewußt zu werden. Die Ästhetik wird bemerkenswerterweise als Vorstufe des Weltverständnisses der Naturphilosophie vorausgeschickt, da die Kunst die Universal Sprache der Menschheit ist: im sinnvoll nacherschaffenden Ausdruck des logodynamischen Prinzips; „der Sinn alles Lebens ist Ausdruck“. Auch in der Kunstbetrachtung eröffnet diese „Philosophie der logodynamischen Kontrapolarität“ neue Einsichten, unter denen besonders die Lehre vom Polarstrukturkreis der zwölf Elementargefühle der Musik („als Gleichnis der Welt“) hervorgehoben sein mag. Im Urgrund sind Zeugungsdynamik und Gestaltungslogos eins; die substantiellen Fundamente aber sind als Spannungszustände und Strukturen zu betrachten, so gut wie auch die Sozialspannungen zwischen den Menschen; die Polarität zwischen Masse und Persönlichkeit (Führer) ist das Prinzip des historischen Werdens.

Auch das organisch-seelische Leben spielt sich in polaren Spannungen ab. Durch sein Resonanzvermögen, teleologische Vorwegnahme und Kulturschöpfung unterscheidet sich der Mensch wesentlich vom Tier; die Kultur ist als Fortsetzung der Weltentwicklung zu betrachten. Mensch und Erde treten wieder in den Mittelpunkt, wenn auch nicht in antiquierter Auffassung. An Stelle der nivellierung, so wird auch hier gefordert, hat eine neue organische Rangordnung zu

treten, die Überordnung des objektiv Hochwertigen über das objektiv Minderwertige (den Minderwertigkeitsgefühlen entsprechen oft tatsächliche Minderwertigkeiten). Das logodynamische Prinzip ist endlich auch Urgrund der Ethik, in der sich universelle Einsicht mit Aufschwungsimpuls zu verbinden hat. Es gilt, die Lebenskunst der Schwebeführung zwischen Gegensätzen zu lernen und die gegebene Lebensrhythmit organisch vom chaotischen Urgrund in der Richtung einer kosmischen Plastizität weiter zu entwickeln. „Wahre Ethik beruht in universallstem Sinne auf dem Gewissen des Rechtes und der Pflicht, am Werk des Weltgeistes mitzubelfen.“

Jmerhalb der Sintflut an unfruchtbarer philosophischer Literatur, mit der in der Gegenwart der Büchermarkt überschwemmt wird, haben wir hier echte produktive Philosophie vor uns, einen bedeutenden Beitrag zu der philosophischen Synthese des 20. Jahrhunderts (s. auch G. Burdhardt, Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung. Auch eine Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Leipzig 1925/26). Mit universeller Einsicht verbindet sich bei Barthel zugleich ein starkes Ethos, das bisher jede große Philosophie kennzeichnet. —

Eine eigenartige und reizvolle, volkstypenpsychologische, geistesphilosophische und charakterologische Anwendung seiner weltanschaulichen Grundüberzeugungen finden wir in dem zuletzt erschienenen Werk von Barthel: „Elsässische Geistesgeschichte. Ein Beitrag zur europäischen Verständigung.“ (Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.) „Polarität ist der Schlüssel auch des elsässischen Geistesproblems.“ Aus einem Stamme, dessen Blut von Osten und Westen, von Norden und Süden die unvereinbarsten Polaritäten in sich aufgenommen hat, der die Spannung zwischen dem östlich-mystischen und dem westlich-rationalen Geiste in stärkster Ausprägung bedeutet, müssen ganz besondere Energien reichster Universalität und eigenwilligster Individualität entstehen. Wie sich gerade in vier hervorragenden Elsässern zusammengenommen „die Gegenkräfte der Welt“ und zugleich alle Wesenszüge der elsässischen Volkspsyche besonders stark ausgeprägt haben, wird hier von einem aus dem Elsaß stammenden Denker an vier hervorragenden Persönlichkeiten und ihrer geistigen Auswirkung gezeigt, wobei die große Persönlichkeit als Exponent der unbewußten Willenskräfte eines Volkes betrachtet wird. Nachdem in den einleitenden Betrachtungen von hoher philosophischer Warte aus ein Einblick in das ganze elsässische Problem gegeben ist, wird dieses in folgenden Gestalten als Vertretern einer Haupttrichtung des Elsässertums symbolisiert: in einem typischen Vertreter des vornationalen 18. Jahrhunderts, dem Mathematiker, Philosophen und Vorgänger Kants Joh. Heinr. Lambert, in Friedrich Lienhard, als dem Vorkämpfer des nationaldeutschen Elsässertums und eines germanischen Idealismus im Sinne der Ideen von Weimar und Bayreuth, in Edouard Schuré, als dem westlich-französisch eingestellten Elsässer und Verklünder des Mittelmeer-Menschentums, und in Albert Schweitzer, als dem Typus des übernationalen Europäertums. In lebendiger, fesselnder Darstellung, mit prüfendem Freimut und hingebender Liebe zugleich, werden diese vier bedeutenden Elsässer, von denen der Reichsdeutsche tatsächlich zu wenig weiß, dem Leser nähergebracht: zuerst Lambert, dessen Gesamtleistung für die kritische Philosophie von Barthel als die beste in Deutschland in der Zeit zwischen Leibniz und Kant bezeichnet wird, ein dem deutschen Gebildeten fast Unbekannter, wiewohl Kant selbst geurteilt hat, daß er ihn „für das erste Genie in Deutschland halte, welches fähig ist, in derjenigen Art von Untersuchungen, die mich auch vornehmlich beschäftigen, eine wichtige und dauerhafte Verbesserung zu leisten“.

Die Leser des „Lürmers“ werden dann mit großer Anteilnahme insbesondere das zweite Hauptkapitel lesen, in welchem im Kampf gegen mannigfache Verkennung und Mißdeutung Friedrich Lienhard in zusammenfassender Darstellung als Mensch, Lyriker, Erzähler, Dramatiker und Denker gewürdigt wird. „Lienhard gehört zweifellos zu den kräftigsten und hervorragendsten Geistern, die an einer idealistischen Erneuerung mitarbeiten. Die Echtheit, Schlichtheit und Tiefe seines reifen Lebensdenkens macht es, wie kaum eine andere persönlich erworbene Weltanschauung geeignet, zum Gemeingut der Gebildeten zu werden“ (S. 135). Abgesehen von der entgegengesetzten politischen Einstellung hat Lienhard mit Schuré gemeinsam, daß beide als Vorkämpfer

der Heimat- und Volkskunst begannen und beide an der „Verdichtung“ edler Überlieferungen zum Nutzen einer kommenden Weltanschauung arbeiten. Schürs, über den als Schriftsteller von europäischer Bedeutung in deutscher Sprache fast noch nichts erschienen ist, hat „die Kenntnis des deutschen Volksliedes und der überragenden Meisterschaft Richard Wagners seinem französischen Vaterlande vermittelt und vertritt die sehr bedenkenswerte Lehre, daß das Elsaß überhaupt berufen sei, als Glied Frankreichs die germanischen Selbsterströme dem Westen zu assimilieren“. Im Vergleich zu Schürs magischer, zur Theosophie neigender Weltanschauung unterscheidet sich dann wiederum das Denken Albert Schweitzers durch einen stark rationalen Einschlag und seine vornehmlich praktisch-ethische Einstellung, doch auf Grund auch eines gefühlsmäßig starken, religiösen Glaubens, seiner „Mystik der Ehrfurcht vor dem Leben“. In diesem seltenen Menschen vereinigen sich in einer Person: ein bedeutender Theologe, ein ausübender Musiker und hervorragendster Interpret Bachscher Orgelwerke (zugleich Verfasser des besten Buches über Bach), ein in hingebender Liebe praktisch arbeitender Arzt und ein tief besinnlicher Kulturphilosoph; hier tritt wiederum elssässische Universalität „in einer bewundernswerten organischen Verbindung und Beherrschung weiter und voneinander weit abliegender Bezirke des geistigen Kosmos“ in Erscheinung.

In allen vier Persönlichkeiten aber können wir mit Barthel Vorkämpfer künftiger Weltanschauung erblicken. Der Gedanke des geistigen „Gesamtkunstwertes“ der menschlichen Philosophie als Zukunftsforderung leuchtet hier auf. Prof. Dr. Georg Burdhardt

Grillparzer als Seher

Grillparzer, der größte deutschösterreichische Dramatiker, hat wie ein Prophet unsere Gegenwart, die für ihn noch Zukunft war, in dem Trauerspiel „Libussa“ vorausgesehen, in dem er die sagenhafte Libussa wie eine Sibylle sagen läßt:

„— denn alle Völker dieser welken Erde,
Sie treten auf den Schauplatz nach und nach — — —
Ja, selbst die Menschen jenseits eurer Berge,
Das blaugeaugte Volk voll roher Kraft,
Das nur im Fortschritt kaum bewahrt die Stärke,
Blind, wenn es handelt, tautos, wenn es denkt,
Auch sie bestrahlt der Weltensonne Schimmer,
Und Erbe aller Frühern glänzt ihr Stern.
Dann kommt's an euch und eure Brüder,
Die lang gebient, sie werden endlich herrschen,
Zwar breit und weit, allein nicht hoch, noch tief — —.“

Das blaugeaugte Volk sind die Deutschen, die Angeredeten die Tschechen und ihre Brüder, Polen und Südslawen. Wie Untergangsstimmung weht es durch diese Verse. Grillparzer, der Einsame, empfand wie einer, der an einem Spätherbstabend in tiefgoldener, milder Sonne steht und sinnend in die Ferne schaut. Wie welker Blätter Fallen raunt und raschelt es durch die Worte. Die Sonne sinkt, der Tag, der kommen wird nach naher Nacht, wird anderes Glück bescheinen, nicht das eigene. Vergehen bringt der Herbst mit seinem Dunkel dem, der schaut und ahnt. Einst werden aus Geringgeachteten Beherrscher des eigenen Volkes breit und weit. Das ist das Wesen der tschechischen und der anderen slawischen Massen, durch Zahl und bewohnte Fläche zu erdrücken, aber aus sich selbst nur wenige hervorzubringen, die in ewige Höhen und Tiefen steigen. Das große, weiter abgelegene Rußland hat im Verhältnis zu seinem Riesenvolk in langer Zeit nur auffallend wenige überragende Geister erzeugt, die

tſcheſiſche Nation hat nur einige Namen trotz ſchon alter Kultur, die europäiſchen Klang haben, wie Smetana und Dvořák, hervorgebracht. Auch an den Verbündeten und Brüdern der Tſchechen hat ſich das Geſchick erfüllt, das Grillparzer in ſeiner Viſion ſah — die Polen und Südſlawen herrſchen heute, nicht hoch noch tief. Die Welt kennt von polniſcher Kultur faſt nicht mehr als einen Namen, Chopin, außer dieſem hat ſie, wie auch von dem Schaffen der Slawen an der Arbia, wenig aufnehmenswert gefunden.

Die ſlawiſche Eigenart, durch Maſſe, nicht durch Einzelne, durch Perſönlichkeiten Macht zu bedeuten, zeigen auch dieſe ſlawiſchen Nationen der Kleinen Entente. Die Worte Grillparzers ſind von ſolcher Erkenntnis erfüllt und von dem Bewußtſein, daß es der deutſchen Seele in der Zeit ihrer Entfaltung beſchieden iſt, tiefer zu erleben als manche andere. Er ahnt, wie deutſches Weſen durch fremde Gewalt und rohe Macht mit dem Unterliegen des Deutſchtums unter den ſlawiſchen Grenzvölkern, beſonders den Tſchechen, ſterben wird, ohne daß Beſſeres an ſeiner Stelle erſtünde. Heißer zeugt die ſchmerzvolle Erkenntnis der einſtigen Form der ſlawiſchen Herrſchaft von ſeiner deutſchen Liebe als eine verherrlichende Beſchreibung deutſcher Art. Von Danzig bis Poſen und Beuthen und weit nach Oſten erſtreckt ſich heute das polniſche Reich, an Fläche Deutſchland gleich; Böhmen, das Land Libuffas, die bei der Gründung Prags zugegen war als eine zukunftsſtündende, mythiſche Geſtalt, iſt von der Elbe bis zum Böhmer Wald, Mähren vom Subetenkamm bis faſt vor die Tore Wiens in tſchechiſcher Fauiſt, die mehrere Millionen Deutſche umklammert. In dieſen großen, unabſehbaren Gebieten lobert ein Kampf gegen das deutſche Herz, ſo erbittert und blind wütend, wie einſt im Kriege alles Leben im eroberten Lande ausgerottet wurde. Außerlich ſoll alles ſlawiſch ſein, nicht iſt die Frage mehr, ob mit der Sprache auch Wertvolles zerſtört wird, das man früher dankbar empfing, ob mit der Form auch Inhalt zerſchmettert wird, den man einſt gierig ergriff wie nun den Boden.

Die ſlawiſchen Machthaber und Maſſen handeln heute anders als der Tſchechenkönig Ottokar, der Deutſchen Feind aus Ruhmjucht und Freund aus Schlaubeit, der in Grillparzers Trauerſpiel „König Ottokars Glück und Ende“ ſagt:

„— den Deutſchen, die ich ſandte — —
 Ward ſchon die untre Vorſtadt eingeräumt?
 Ich weiß wohl, was ihr mögt, ihr alten Böhmen!
 Gekauert ſitzen in verjährtem Wuſt,
 Wo kaum das Licht durch blinde Scheiben dringt,
 Am Sonntag Schmaus, an Kirchmeß plumpen Tanz,
 Für alles andre taub und blind;
 — Daß mir die Deutſchen in die Vorſtadt kommen! — —“

Heute heißt es in Polen anders. Das Land, deſſen Staatskunſt und Sitten früher ſchon das ſpöttiſche Wort von der „polniſchen Wirtſchaft“ herausforderten, ſorgt dafür, daß die Deutſchen aus den Grenzen hinauskommen.

Der Tſchechenſtaat nimmt Deutſche nur noch auf den Gebieten zu Führern, wo deutſcher Ernſt und Fleiß durch unerreichtes Können und Wiſſen hervorragen, ſonſt drängt er ſie roh zurück.

„Wir ſind ein dunkles Volk, untundig in den Rechten — —“

ſpricht der Wladite Domaslav in „Libuſſa“. Seine erwachten Nachkommen fühlen ſich nicht mehr als Emporktrebende, ſie glauben berufen zu ſein, ihren Geiſt nun anderen Völkern aufzwingen zu müſſen. Die Rollen ſind vertauſcht. Was Primislaus im gleichen Stücke Grillparzers auſſpricht:

„Hat auch das Land, was ihm zur Not genug,
 An unſren Grenzen wohnen andre Völker,
 Die ſtreben vor und mehren ihre Macht — —“,

das ist heute deutsches Schicksal. Als Prag, die „Schwelle“ zu tschechischem Glück, in sagenhafter Zeit gegründet wurde, da besiedelten die Deutschen noch den Osten, nun sind sie in die Verteidigung gedrängt und müssen mit zusammengebissenen Zähnen jäh die Aufgabe übernehmen, gegen anbrandende Flut zu wachen. Einen unheimlichen, dumpf donnernden Lärm glaubt das laufende Ohr manchmal zu vernehmen, wie König Ottokar sagt:

„— daß von der Fülze Stampfen weit umhin
Die Erde soll erzittern bis zum Rhein — —.“

Es ist, als ob die slawischen Massen marschierten. Ihre Fahnen noch weiter nach Westen zu tragen, auch wenn sie außer ihrer Macht keine Ideen und Kultur von weltbewegender Fülle mitbringen. Des alten Merenbergs Gebet in „König Ottokars Glück und Ende“ steigt aus Millionen deutscher Herzen in bitterer Gegenwart auf:

„O gib, daß wir, der Deutschen Äußerste,
Teilnehmen an dem Heil, das dort entstand;
Entnommen aus des Fremden harter Zucht,
Wie Brüder lehren in der Eltern Haus — —.“

Wird es erfüllt werden, dieses wehmütige, innige Beten, das heiß und mild klingt, wie geläutert durch stilles, kummervolles Dulden und erlittene, lange Schmach? Zu langes Rämpfen macht müde, aber verinnerlicht auch in Glauben und Sehnsucht.

König Ottokars Gefolgsmann Milota aus dem tschechischen Adel nannte das Ziel tschechischer Politik einst wie heute:

„— Will er nach Väterweise herrschen hier,
Die Deutschen heißen gehn aus seinem Reich
Und unterm Beistand böhmischer Wladiken
Bedenken seines Volkes wahres Glück — —.“

Hier glimmt der Ingrimme gegen ein Volk, das nicht nur durch Kultur, auch durch Macht die Tschechen überragte, zu der Zeit, als König Ottokar den ersten Traum von tschechischer Größe träumte. Heute hat dieses Volk keine Macht mehr, um seine Glieder vor der Vertreibung von dem Boden, auf dem sie sich in Mühen und Ausdauer ansiedelten, zu schützen. Mit Gewalt rauben die Tschechen deutschen Acker und deutschen Wald, um sie an ihre wachsende, zu großer Zahl anschwellende Nachkommenschaft zu verteilen. Die Zahl, als slawisches Vorrecht der Natur, auch Rußlands größtes Gewicht, räumt mit den minder Zahlreichen in Deutschböhmen auf und drückt ihnen den Atem ab. Von außen betrachtet, scheint die Lage hoffnungslos zu sein, als wären Grillparzers Worte wahr geworden, daß die Deutschen im Fortschritt kaum die Stärke von früher bewahren würden, im Handeln blind, ohne zu handeln denkend. Aber eine Kraft kann den Ansturm der Slawen in ihren Staaten, den Grillparzer als Seher kommen sah, eindämmen — die Rückkehr und inniges Versenken in die Schätze des deutschen Geistes. Wenn die Deutschen in den von Slawen beherrschten nahen Oststaaten die Höhen und Tiefen des Geistes beherrschen, dann wird ihnen keine breite und weite Macht der Fläche und der Zahl den Untergang bereiten können. Grillparzers Seherblide sind schon wie von gefasster Ergebung erfüllt, als könnte das Schicksal nicht aufgehalten werden. Nur wer an das Vergehen glaubt, entrinnt ihm nicht. Das Müdesein und hoffnungslose Sich-Schiden muß sich wandeln zu stolzer Erinnerung und Bewußtheit, zu leidenschaftlichem Hüten des Hortes unendlich reichen Deutschlandums, den deutsche Kultur für alle bedeutet, die in der Zahl und unter rohen Waffen zu ertrinken drohen. Wo immer ein deutsches Lied in den slawischen, neuen Staaten erklingt, wo eine Geige eine Weise von Beethoven singt, ein Mund Goethes Verse spricht, dort wird die deutsche Seele am treuesten verteidigt, dort wird am hartnäckigsten daran gearbeitet, daß der Tag der Slawen, den Grillparzer, leise fröstelnd in herbstlicher Untergangsbahnung, prophezeite, nicht zur Nacht der Deutschen werde.

Dr. Robert Hermann

Erwin Guido Kolbenheyer

Es ist noch nicht lange her, da war der wuchtige, rein phonetisch schon wie eine Glocke tönende Name nur, allerdings dankbar erkanntes und als Kostbarkeit gehütetes Kleinod eines kleinen Kreises. Und auch heute, nachdem der Dichter schon in die Dichteralademie aufgenommen wurde, wird er nur von einer Elite, einem Bunde der Auserwählten, verstanden und erfasst. Die da und dort erhobenen Klagen über die anscheinende Ungerechtigkeit eines Schicksals, das die Aufstiegsziffern von Strach und anderer Modeautoren ins Ungemessene schnellen läßt, indes die Masse sich Kolbenheyer verschließt, sind natürlich durchaus töricht. Wie kann man hier überhaupt vergleichen! Man hat ja doch auch Goethe nicht mit seinem Schwager Vulpius in einem Atem genannt. Allerdings neigt ja unsere Zeit dazu, nur das zu schätzen, was man münzt und wägt. Die rapid fortschreitende Entwertung der Buchtitel trägt auch das Ihrige dazu bei, im Beifall breiter Schichten das alleinige Heil und den einzigen Maßstab für künstlerische Wertung zu suchen, und so kann es schon geschehen, daß das Durchschnittspublikum in einer Epoche der Zahl einen fixen Routinier, der den Geschmack der Zeit wahr, über einen Mann stellt, der so schreibt, wie es ihm sein Marmorhädel und der Zensur in seiner eigenen Brust vorschreiben.

Mit dem an sich richtigen Wort, der Dichter solle die Stimme seiner Zeit sein, hat sicherlich noch keine Zeit soviel Mißbrauch getrieben, wie die unsere der Maschine und des Maschinenrhythmus. In einer Epoche der Romantik hat es ein Dichter leicht, ihr Stimme und Choraget zu sein, in einer Zeit konzentrierter Poesielosigkeit wird es ihm geradezu unmöglich gemacht. Waren nicht Herwegh und Suklow passende Repräsentanten des jungdeutschen Sturmes und Oranges? Was nützt es ihnen heute? Die Mörike, Keller und Storm haben denn doch das letzte Wort behalten. Niemand wird leugnen können, daß Klabund, Vecher und Toller sich recht gut zu unserem Jahrzehnt zu stellen wissen. Aber wenn einmal der Rummel vorüber sein wird, ist tausend gegen eins zu wetten, daß das Surren ihres Autos, mit dem sie durch die Literaturgeschichte fahren, von der Glocke des gotischen Domes wird überdröhnt werden, den Erwin von Steinbachs Geistesbruder Erwin Guido Kolbenheyer abseits still errichtet hat. Diese Feststellung wagt mancher maßgebende Kritiker nicht zu machen, weil er sich nicht mit der Moderne verderben will; da sperrt er schon lieber die zur Unterhaltung zwitschernenden Sperlinge mit unserem Adler in einen Käfig und weist recht billig darauf hin, daß er größer sei als jene.

„Modern“. Man muß nur einmal dieses Wort seines Glitterglanzes entkleiden, um zu einer richtigen Schätzung zu kommen. Modern ist Fortschritt, ist das Neue. Ist es auch das Bessere? Dann wäre ja Suklow über Goethe hinausgekommen, dann wäre Klabund, absolut genommen, bedeutender als Liliencron! Und ist ein Autor deshalb weniger Epigone, weil er von Werfel abschreibt, anstatt von Hebbel? Man verteilt da gute und schlechte Noten in unserer Literaturgeschichte mit einer Leichtfertigkeit, die manchmal schon Verbrechen ist.

Kun hat ja auch niemand gewagt, Kolbenheyer einen Epigonen zu nennen. Nach seinen ersten Büchern hat man das Schlagwort „Erneuerer des historischen Romans“ für ihn bereit gehabt. Das stimmt gewiß. Er hat das Handwerkliche dieser Kunstgattung auf eine bisher nicht gekannte Stufe gehoben, er hat sich mit seiner ganzen Persönlichkeit Jahrhunderten verwühlt, denen die meisten seiner Vorgänger nur äußerlich bildhaft nahegekommen waren, er hat mit dem Hirne der alten Zeit gedacht, mit seiner Seele gefühlt.

Aber niemand hat sich die Frage vorgelegt, warum dieser Dichter in die Vergangenheit tauchte, warum ein gewaltiger Dämon ihn zwang, dem Heute den Rücken zu kehren. Die virtuose Beherrschung des Äußerlichen darf uns da nicht irre führen. Ein Gestalter von so tiefer Gewissenhaftigkeit konnte sich nicht damit begnügen, Figuren zu geben, mußte in allem, auch im kleinsten, die letzte Konsequenz ziehen, mußte mit seinem Gott um den letzten Wortstein ringen, ihn dem großen Bau lüdenlos einzufügen. Aber warum war ihm — bisher wenigstens —

die Vergangenheit mehr? Die Primitiven, die über die Gattung des historischen Romans in Bausch und Bogen aburteilen, werden das nicht verstehen. Warum machte sich's der talentierte Mensch so schwer, warum türmte er das Mauerwerk einer schwer lesbaren antiquierten Sprache zwischen sich und den Leser und Käufer? Weil er mußte! Weil nur die Vergangenheit ihm ein ruhiges Blickfeld bot, das unter seinem genialen Auge eben nicht mehr Vergangenheit blieb, sondern Gegenwart und Zukunft wurde, weil er, der hoch über den Dingen Stehende, längst erkannt hatte, daß es nicht auf das Kleid, sondern auf Geist und Idee ankam, daß die Ideen von Ewigkeit sind und in die Ewigkeit gehen, während die „Modernen um jeden Preis“ sich nicht genug damit brüsten können, wie herrlich weit wir's gebracht haben!

Einsam war Kolbenheyer unter den Modernen. In einer Zeit, da Kosmopolitismus Trumpf war, wagte er es, ein deutscher Mensch zu sein. Allerdings keiner, der „Hurra“ rief, keiner, der Fabrikantenromane zur Freude von Hamburger Senatoren und „Essener Schwerindustriellen“ schrieb, keiner, der dem „wirtschaftlichen Aufschwung“ ein Loblied sang. Erst als Deutschland darnieder, als die subetendeutsche Heimat in Ketten lag, da löste sich die schwere lyrische Zunge zu Gedichten voll wunderbarsten mohlunklen Wohllauts. „Blick nicht zurück, er war ja niemals dein, der Traum von Macht und Gold, der dich befang.“ Kann der Irrweg des deutschen Materialismus schöner, prägnanter, stiller, reifer verurteilt werden als mit diesen fünf Worten?

Im fremden Land, an der Gestaltung einer fremden Rasse, erprobte er seine Kraft, im Spinoza-Roman „Amor Dei“ (München, bei Georg Müller, wie alle seine Werke). Das erste Buch schon — nur das Drama „Giorgione“ ging ihm voraus — eine Meistertat. Der religiöse Mensch Kolbenheyer konnte es schreiben. Fast unheimlich ragt er in unsere Zeit des — nein — nicht des Atheismus, der wäre noch Ringen, der völligen religiösen Gleichgültigkeit. In jedem Österreicher fast steckt noch ein Rest des rationalistischen Josephinismus, der Entel deutscher Pfarrherren bewahrte sich davor. Er schrieb den „Pausewang“, er forderte Reinheit auch für unsere Zeit im „Monsovatsh“, und er, der deutsche, religiöse Mensch, gestaltete endlich im „Paracellus“ ein gigantisches, einmaliges Werk, das nicht mehr Dichtung allein ist, sondern in dem — wie die Romantik dies forderte — Kunst, Geschichte, Philosophie, Kulturgeschichte, Medizin und der Drang nach dem Metaphysischen ein großes, monumentales Ganzes geworden sind. Freilich, das ist der Unterschied von manchem anderen romantischen Unterfangen, eine gewaltige Dichterhand hat hier das Chaos zur schönsten Harmonie geordnet. Und wieder sehen wir, wie ewig alle einmal genial gefundenen Wahrheiten sind. In dieser Trilogie ist alles Handlung, Bewegung, physische oder seelische, gleichviel, nirgends ein Verstoß gegen die Lessingsche Forderung. Dieser Dichter hat es nicht nötig, gegen Gesetze anzurennen, Grenzen zu verweisen und Mauern zu stürzen, er trägt das Gesetz des eigenen Wertes tief verankert in der eigenen Brust, und dieses Gesetz ist nichts anderes, als das des Kosmos, als das Gottes, des größten Schöpfers und Dichters. Das gibt Kolbenheyer die tiefe, sichere Harmonie seiner künstlerischen Persönlichkeit, die unerfüttelt auf granitener Basis ruht. Kolbenheyers Welt ist bunt, vollsaftig — man lese nur den ersten Band des „Paracellus“! — aber er hat den Realismus längst überwunden. Jedes Bild ist durch das Medium der Ewigkeit gesehen, über jeder irdischen Landschaft wölbt sich ein Himmel, der ihr untrennbar gehört.

Er wird nicht Schule machen, denn er ist eine einmalige Persönlichkeit, kein Messias, der Jünger in ein gelobtes Land führt, kein Bahnbrecher, der für andere einen glatten Weg bereitet. Wir müssen uns schon damit abfinden, ihn ohne jeden pädagogisch-historischen Nebengedanken als nur durch sich und für sich bestehendes Phänomen zu werten. Das ungeheure Wissen allein, vom Genius abgesehen, läßt sich nicht vererben. Er ist nicht Anfang, sondern Vollendung, wie der große Schöpfer der Romantischen Symphonie. Der Katholik Bruckner und der Protestant Kolbenheyer haben einen Vater, der sie im Verein mit der hohen Kunst, die keine Grenzen der Sprache kennt, zeugte: „den deutschen Geist!“ Dr. Rob. Hohlbaum

Der Maler Hartmann=Drewitz

So viel ich weiß, hat bisher nur der leider inzwischen eingegangene „Hellweg“ in seinen Spalten eine kleine Sonderausstellung Hartmann-Drewitzscher Bilder gezeigt. Mit weiteren farbigen Bildtafeln stellen wir diese bedeutende Künstlerpersönlichkeit auch den kunstliebenden Lesern des „Türmers“ vor.

Hartmann-Drewitz, ein Sohn der Mark, der den Fähnrichsrod mit dem Malerkittel vertauscht hat, warf schon nach kurzer Lehrzeit auf der Berliner Akademie die Fesseln der Konvention ab und überraschte auf den großen Kunstausstellungen den unbefangenen Betrachter durch starke Eigenwerte. Rücksichtslos verneint er die Fassadenoberflächlichkeit. Auf der Suche nach dem Kern der Dinge wird er zum Sonderling, der die Häuser von ihrer Rückseite malt, dort, wo sich die in jeder Einfachheit liegende Größe der Dinge findet. Vor dem metallenen Himmel türmen sich ihm diese hohen, nackten Wände zu steilen Burgen, werden Gassanstalten zu Grottempeln, enthüllen Fabrikshornsteine das Wunder der Raumgestaltung. Die kargen Ausschnitte aus der Welt des Sichtbaren stempelt dieser Künstler zu unheimlich starken Individualitäten, die der kümmerlichen menschlichen Staffage entbehren können, die uns ihr „Eoco Aeterna“ judonnern, die uns wie bei Eduard Munch mit den toten Augen dunkler Fensterreihen unheimlich anstarrten, die uns mit ihren Vertikalen und Horizontalen rhythmisch derart packen, daß wir doch zugeben müssen, der Expressionismus (wenn dies Expressionismus ist) habe die Grenzen der Malerei erweitert. Hartmann ist übrigens zu selbständig, als daß man ihn in irgendein Schema einreihen könnte. Im Motorischen liegt das Geheimnis des durch seine Bilder in uns ausgelösten Rhythmus. Der Rhythmus ist — darin hat Müller-Freienfels zweifellos recht — kein akustisches, sondern ein motorisches Phänomen. An Hartmann-Drewitz, den er doch kennt, hätte er diese Feststellung erhärten können. Um bei der Beziehung zur Musik zu bleiben — in anderer Hinsicht könnte man die Malerei Hartmanns kontrapunktisch nennen, wenn zwei oder drei wohl charakterisierte Linien selbständig erklingen oder wenn sich über einer markanten Bassstimme die Silhouetten der Giebel, Mauern und Bäume ausspannen. In manchen seiner Bilder ist Hartmann-Drewitz äußerst turbulent; aus einer sonderbaren inneren Unruhe hat er ein besonders sparriges, unübersichtliches Motiv gewählt, das uns reizt, aufweckt und zwingt, das Problematische eines solchen Vorwurfs zu studieren. Es überrascht uns dann zu sehen, wie der Maler sich bemüht, die verborgenen Teile zu einer höheren Einheit zu verschmelzen, sei es durch einen besonders hochgefaßten und meisterlich vorgetragenen Himmel, sei es durch das Ausbalancieren des Nichtharmonischen mittels besonderer Farbflecke oder Linienelemente. Zu der starken Wirkung seiner Bilder — gekennzeichnet durch Individuation, Rhythmus, Raumgestaltung, Symbolik und nicht zuletzt dadurch hervorgerufen, daß der Künstler sich nicht scheut, Konturen und Schatten mit fettem Schwarz zu betonen — tritt als besonderer Faktor der Eigenwert der Farbe. Hartmann liebt die Isoliertheit der Farbe. „Eine Farbe ist eine Persönlichkeit, die, wenn sie groß ist, auch die Einsamkeit ertragen muß.“ Augen, die an welche Farbenafforde gewöhnt sind, werden zu den Hartmannschen Bildern daher keine Einstellung finden können. Man halte aber einmal neben seine Aquarelle die Werke anderer Maler! Oder man beachte die Behandlung der kalten, durchsichtigen Luft auf seinen Spätherbst- und Winterbildern.

Hartmann-Drewitz, der sich vor der Not der Zeit und dem Zusammenbruch des Alten aus dem Weichbilde Berlins in die Arme der Natur geflüchtet hat, lebt jetzt am Meer in Pommern und ist von dem Wunder einer neuen, ungemein fruchtbaren Schaffensperiode betroffen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Maler in seinen jüngsten Werken durch das Erlebnis der nordischen Landschaft tief beeinflusst worden ist. Unnütz zu sagen, daß ein so eigen gewachsener, in sich abgeschlossener Charakter seinem geistigen Erbbilde in den Grundzügen treu bleiben muß.

Aber durch die spontane, durchgreifende Veränderung der Umwelt erlangt doch die eine oder andere Komponente seines Wesens ein höheres Ausdrucksvermögen. Die unbeschreibliche Farbigeit der Küstenlandschaft hat das rein Malerische in ihm verstärkt. Das motorische Element tritt hinter dem Imaginativen zurück. Der nordische Mensch verlangt als Faust-Ossian sein Recht.

Dr. Konrad Dürre

Lukas Cranach

Was bedeutet uns heute die Kunst Cranachs? Sie bedeutet uns mehr als die gesamte große italienische Kunst. Denn sie ist herrlich deutsch, unseren Volksliedern heilig verwandt, von naiver Ursprünglichkeit, kindlicher Heiterkeit und Einfachheit, von weicher, fast schüchterner natürlicher Anmut, liebenswerter Schlichtheit, ergötzlicher Lebendigkeit, ähnlich den bestickenden Reizen des zierlichen Kokoto.

In Bildern zur biblischen Geschichte legte er nicht nur sein Glaubens-, sondern auch sein künstlerisches Bekenntnis ab. Mit Vorliebe stellte er biblische Gestalten in reiche landschaftliche Umgebung. Zwar erkennt man kaum in den Landschaften die Natur des Frankenlandes, aus dem er stammte, oder Sachsens, wo sich der größte Teil seines geruhamen und behaglichen Lebens abspielte. Es ist eine Landschaft des Märchens, die seine Erfindungs- und Empfindungskraft ihm eingab. Aber sie trägt doch, im Gegensatz zu seinen Vorläufern, ein deutliches Gesicht, die Mehrzahl seiner Gestalten hat Persönlichkeitscharakter, zuweilen sogar in übertriebener Form.

Von unendlichem Liebreiz ist seine im Berliner Museum hängende „Ruhe auf der Flucht“, ein Erden- und Himmelswunderwerk funkelnder Farben. Zu Füßen der heiligen Familie drängen sich allerliebste kleine nackte Engel, die dem Flötenspiel eines holden kleinen Mädchens lauschen. Hier ist die ganze würzige Poesie des deutschen Waldes eingefangen. „Die Verlobung der heiligen Katharina“ im Gotischen Hause zu Wörlitz bei Dessau (früher im Dom zu Erfurt) zeigt die lieblichsten Köpfe von warmem Fleischton und tiefer, prachtvoller Färbung der Gewänder. Groß ist die Zahl seiner Altarwerke. Wie gemütlich ist die Gruppe der gepuhten Frauen, die Christi Taufe zuschauen, auf dem Altargemälde in der Stadtkirche zu Wittenberg, wie anmutig kindselig die Gruppe der Mädchen, Frauen und Kinder, die an den Lippen Luthers, des Predigers, hängen. In strenger Würde aber nimmt Bugenhagen die Beichte der Reuigen ab. In der St.-Blasius-Kapelle zu Nordhausen befindet sich eine Erweckung des Lazarus mit dem Bürgermeister Meyenburg und einem rührend schuldlos dreinschauenden blaffen Knäblein. Als seine Hauptwerke religiösen Inhalts gelten das große Altarwerk in der Stadtkirche zu Weimar, das sich besonders durch die Schönheit des Bildnisses Luthers auszeichnet, und der Sippenaltar im Stäbelschen Institut zu Frankfurt a. M., ein Werk von vollendetem Schönmaß der Gesamtanordnung.

Die Darstellung des die Kinder segnenden Heilandes hat Cranach besonders angezogen. Die Galerie in Dresden, die Paulinerkirche in Leipzig besitzen solche Gemälde. Doch den Zauber der Unschuld, der naiven Grazie und Gemüts Tiefe, der das Bild in der Wenzelkirche zu Raumburg auszeichnet, wird von keiner anderen Leistung des Meisters übertroffen. Aberreich an anmutigen Mädchenköpfen ist das Gemälde der heiligen Ursula mit ihren Jungfrauen in der öffentlichen Sammlung zu Basel.

Gewiß, Cranach hat auch menschliche Niedertracht und Bosheit gemalt. Aber selbst in solchen Gemälden überwiegt die Anmut. Es gibt ein paar Darstellungen der Ehebrecherin von ihm, in der Münchener Pinakothek, in der Moritzkapelle zu Nürnberg und anderen Orten. Da offenbaren die Ankläger ihren rohen, teuflischen Charakter. Doch das wird überstrahlt von der Milde, dem Liebesreichtum in den Zügen des Heilandes. Von reicher Märchenholdheit ist auch sein



Gemälde von Simson und Delila im Maximilianeum zu Augsburg. Simson, ein Ritter, mit reichen Goldschienen angetan, den Felskinnbadeu in der Hand, ruht in Dellas Schoße. Mit einer zierlichen Schere schneidet sie ihm die Haare ab. Im Walde schleichen wohlgerüstet die Philister heran. Zur Seite ist eine schöne, reiche Aussicht auf einen burggekrönten Berg. Man denke dagegen an Rembrandts grauige Darstellung in der Raffeler Galerie! Cranach gibt ein farbenhaftes deutsches Waldbibyll von wundervoll romantischer Formenfülle, einen ins Reiz Gelockten, dem die Sinne sich verwirren, der sein Eigenleben aufgab und ganz dem Eros eigen, ein unlöslicher Bestandteil seiner Herrin wurde. Diese Einfügung eines Menschen in den anderen hat Cranach meisterlich vollzogen. Die Bathseba-Szene (in der Dresdener Galerie) wandelte der wadere alte Herr als braves Stadtoberhaupt in ein harmloses Fußbad um.

Man stellt sich Cranach, einen Mann mit breitem Bürgermeisterbart, als einen gemächlichen Wiedermeler in winkligem alten Städtchen vor, der gern mit hübschen Bürgermädchen schäkerte und es wohl zuweilen fertig bekam, daß dieses oder jenes ihm Modell stand. Und man sieht ihn mit Behagen durch holprige Gassen spazieren, an plätschernden Brunnen vorüber und in den Wald wandeln, wo ihm in seiner Phantasie aus jeder Blume mythische Gestalten erwuchsen, Grazien und Elfen und Nymphen, und in dem er es wimmeln sah von Spulgestalten und Luftschlösser sich in seinem Künstlerauge spiegelten. Tage froher, sorgloser Kindheit tauchen vor uns auf, wenn wir seine Märchenwelt durchwandern. Cranach entdeckte die Seele des deutschen Waldes, das Märchen. — Oder man sieht ihn „von Gläsern, Büchern rings umstellt“ in seinem Laboratorium, in dem er mit Sorgfalt Kräuter des Waldes, von denen er jedes einzelne mit seiner Liebe umfing, wenn er sie malte, zu wunderbaren Säften braute.

Wie die Biblische Geschichte, hatte es ihm die Mythologie angetan. Sein „Urteil des Paris“ (in der Karlsruher Gemäldegalerie) zeigt einen stahlgepanzerten Ritter auf einem Steine sitzend. Es ist ein Selbstbildnis des alten Seniekers! Vor ihm wiegen sich drei zierliche, verführerische, nackte Jüngferlein, farbige Schleier um die Hüften, die Köpfe mit Ketten, Hut und Reiz geschmückt. Zwischen ihnen und Paris steht Merkur in goldglänzendem Harnisch, der spöttisch auf die drei Grazien herablächelt. Wieder ein Waldbibyll von höchstem Reiz. Sehr anziehend ist ferner, wie die meisten seiner kleinen Bilder, die die großen weit übertreffen, das Märchenbild von Apollo und Diana im Berliner Museum. Der bärtige Apoll ist freilich ein bißchen langweilig. Diana aber, die in zierlichster Haltung als Waldkönigin auf dem Rücken eines stattlichen Hirsches sitzt, so daß sich die Linien ihres Leibes wundervoll überschneiden, ist von eigentümlich düftigem Schmelz. Ein wahres Juwel ist endlich „Der Jungbrunnen“ des alten Schalkes. Auf der einen Seite, wo das Land steinig und öde ist, werden alte Vetteln herangeschleppt und umständlich ins Wasser geworfen. Auf der anderen Seite plätschern sie als niedliche Mägdlein im Wasser umher, anmutigen Unfug treibend. Ein Herold ladet sie höflich in ein Zelt, wo sie mit prächtigen Kleidern angetan werden. Auf fröhlicher Wiese wird ein Festmahl bereitet, und von da geht es zum Tanz. Der bunte Reigen verliert sich im Gebüsch . . . Die Männer blieben graubärtig. Der alte Herr blieb ein Schlemmer bis in sein Greisenalter. Das Bild ist vom Jahre 1546, dem 74. des Meisters!

Röflich sind seine Venusbilder; weitaus das bestreidende, von vollendeter Grazie und bezaubernd weicher Melodie der Linienführung das im Stäbelschen Institut zu Frankfurt a. M., der Körper gertenschlang, zerbrechlich wie ein mit Purpurtropfen gefülltes Väschen. Die deutsche Kunst besitzt wahrlich wenige Erscheinungen von so prickelnder Anmut.

Als Bildnismaler ging Cranach auf Schlichtheit aus und innigen Anschluß an die Formen der Natur. Aber er wird da leicht ein bißchen spießig. Zu seinen besten Bildnissen gehört der mainzische Kurfürst Albrecht von Brandenburg, als Kardinal in fröhlicher Waldeinsamkeit studierend (im Berliner Museum).

Cranach hat die zeitgenössische deutsche, niederländische und italienische Malerei genau gekannt und studiert und ist doch ganz ein Eigener gewesen, ein Verknüpfener der Donauschule mit der

norddeutschen Tradition. Er ist der Schöpfer einer eigenartigen Fortbildung der spätgotischen Form. Seine Kunst ist nicht immer harmonisch. Als Zeichner hat er sich manchmal arg verhalten, so z. B. in seinem heiligen Christophorus (im Berliner Kupferstichkabinett). Da steht der Heilige mit einem Bein tief im Wasser, während das andere auf steil ragendes Ufer steigt. Als Meister der Farbe aber steht er ganz groß da.

Er stammte aus dem oberfränkischen Städtchen Kronach bei Bamberg und trug eigentlich den profaischen Namen Müller. Nach seinem Geburtsort gab er sich den Namen. Sein erster Lehrmeister war sein Vater. Die Schicksale seiner Jugend und seiner weiteren Ausbildung ließen sich bisher nicht ermitteln. Grünwald hat er bestimmt gekannt. Im Jahre 1505 wurde er in Wittenberg Hofmaler des kunstfreundlichen Kurfürsten Friedrich des Weissen und blieb es auch bei dessen Nachfolgern. Er war ein geschäftstüchtiger Herr, der sich als Maler recht nette Sümmechen zahlen ließ. Er führte unter anderem eine Apotheke und später eine Buchhandlung, wurde 1519 Stadtkämmerer, 1537 Bürgermeister von Wittenberg, bekam auch einen Adelsbrief. Als Maler arbeitete er sehr rasch und leicht und beschäftigte eine große, überaus rührige Werkstatt, an deren Hervorbringungen oft nur wenig sein Eigentum sein mag. Vieles stammt von seinem Sohn, der gleichfalls Wittenberger Bürgermeister wurde. Als der Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige 1547 nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen wurde, begleitete er ihn in sein Gefängnis nach Augsburg und half die Sorgen des Ketters durch treues Gespräch und heitere Bilder verschweigen. Mit dem Befreiten kehrte er 1552 nach Thüringen zurück. In Weimar ist er im Alter von 81 Jahren vor nummehr 375 Jahren gestorben.

Paul Wittko, Hamburg

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Türners Tagebuch

Zehnjahrs-Gedenktage / Fehlbeträge des Reiches / Die Not der Landwirtschaft / Der Eisenkonflikt / Klotz / Chamberlain / Churchill und die Kronjuristen / Briand / Kaiser Wilhelm und die Kriegslüge

Das schwere Flügeltor eines neuen Jahres öffnet uns Janus, der Gott der Eingänge und des Anfangs. Er führt uns Erwartungsvolle mit der Gemessenheit des altgedienten Pförtners ein in dessen Vorhalle, den nach ihm benannten Monat Januar.

Im Grunde feiert Europa schon seit zwei Monaten Neujahr. Die Zehnjahrs-Gedenktage gleiten wie im munteren Reigentanz an uns vorüber als Selbstverständlichkeiten unserer festfreudigen Zeit.

Die Waffenstillstandsfeier war besonders in Paris prunkvoll; in London hat sie dem König Georg fast das Leben gekostet.

Die Randstaaten tun sich viel darauf zugute, daß ihr Neubau nun schon ein Jahrzehnt überdauert hat. Aber überall kracht es doch noch im Gebälk. Litauen und Polen sind Todfeinde; Pilsudski nennt seinen Warschauer Sejm eine Raschemme. In der Slowakei will man sich von den Tschechen loslösen und hat ein Aktionskomitee gebildet, das, wenn andere Mittel versagen, selbst zu den Waffen zu greifen droht. Ebenso hängten die Kroaten an dem Jahrestage, der sie mit den Serben zu einem papierernen Jugoslawien verband, schwarze Trauerflaggen heraus.

Das Elsaß hat das Andenken seiner Befreiung durch die geliebte Mutter Frankreich mit äußerst widerborstigen Wahlen gefeiert. Allgemeine Ansicht ist, daß man nie weniger frei war als jetzt, da man seine Befreiung preist. Als eine Basler Schauspielertruppe in Straßburg den „Tell“ aufführte, da erhoben sich bei den letzten Worten des Rütli-Auftrittes die Zuschauer und sprachen den Eid mit. „Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben.“ Der Pariser „Temps“ berichtete darüber, natürlich empört über diesen groben Autonomistenunfug.

Sogar Österreich beging das Bestehen eines Staates, den es selber lieber heute als morgen aufgehen sähe im großen deutschen Vaterland. Wir aber haben es auch noch dazu beglückwünscht, ob wir gleich ebenso denken; ergrimmt über die freche Gewalttat am Selbstbestimmungsrecht, die diesen lebensfähigen Staatskörper zum Unglück seiner Bürger schuf. Weshalb nur solche Höflichkeitslügen; so viel vernunftlosen Firtelanz?

Natürlich hat man sich auch bei uns dessen erinnert, was vor zehn Jahren geschah. Man strich den Tag an, an dem der Feind in unser Rheinland einrückte. Nicht als Sieger, allein gerade darum mit um so überstiegenerem Siegerhochmut. Furchtbare Zahlentreiben sind aufmarschiert. Von all den lustquälerischen Ordonnanzen, von

den Männern, die von betrunkenen Soldaten erschossen, von Frauen, die von Schwarzen überwältigt worden sind. Das Rheinland ist ein deutsches Gebiet, wo man ins Loch gesteckt wird, wenn man auch nur das Lied vom Guten Kameraden, geschweige denn „Deutschland über alles“ oder gar die „Wacht am Rhein“ singt; wo vor der Reitpeitsche des französischen Offiziers niemand sicher ist. Die französische Presse aber behauptet, die Besatzung sei auch weiter nötig, damit die beiden Völker einander besser kennen und schätzen lernten. Wem steigt da nicht die Galle ins Blut?

Auch unsere Partelen sonnten sich in der Freude ihres zehnjährigen Bestehens. Aber gerade daraus erwuchs der Eindruck, wie viele es sind und daß weniger doch etwas mehr wäre.

Endlich wurde auch der Geburtstag unserer neuen Staatsform gefeiert. Zu seinen Ehren gab Scheidemann seine Denkwürdigkeiten in zwei Bänden heraus. Andere verlangten am Sportforum von Groß-Lichterfelde die jakobinerhafte Inschrift: „Erbaut im Jahre X der Republik.“ Alle Festredner aber bemühten sich um den Nachweis, daß unser Volk, das die Sklavenketten von Versailles schleppt, die Sarentrone des unumschränkten Selbstherrschers schmückt.

Emil Ludwig entdeckte sogar für die „New-York-Times“ eine weit größere Blüte der Wirtschaft im republikanischen Deutschland, als im kaiserlichen je dagewesen sei.

Wenn es wahr wäre, dürfte dies ein Politiker von Verantwortungsbewußtsein sagen; gerade jetzt, wo es um Minderung der Dawes-Lasten geht? Nichts erschüttert mehr als die Erkenntnis, wie blutwenig diplomatisches Fingerspitzengefühl im deutschen Menschen steckt.

Da nimmt es freilich nicht wunder, wenn die statistische Meldung, daß unseres Volkes Kopfzahl nicht mehr wächst, sondern abnimmt, ohne jeden Widerhall verflingt. Wir sind jetzt kinderärmer als die Franzosen! Dafür belehrte jüngst ein Berliner Blatt — und es war ein deutschnationales obendrein — „daß in diesem Winter der Walzer mit neuer Sachlichkeit getanzt wird“. Eine deutsche Schönheitskönigin wurde gekürt. Das Paris-Urteil der berufenen Kurfürsten mißfiel, und die Anwesenden regten sich offenbar über die vorgebliche Schiebung mehr auf, als über alle die feindlichen Schiebungen, von den Pariser Vorortdiktaten bis zu dem Nichtabrüstungs-Ruhhandel der Herren Chamberlain und Briand.

Wie paßt eigentlich zu der Ruhmredigkeit Emil Ludwigs die Tatsache, daß die Zahl unserer Arbeitslosen am 1. Dezember bereits über eine Million betrug? Daß der neue Voranschlag des Reiches eine halbe Milliarde mehr fordert, als er einnehmen kann? Der sozialdemokratische Reichsfinanzminister will daher Bier- und Erbschaftsteuer erhöhen, allein auch dies deckt den Fehlbetrag bei weitem noch nicht. Zudem hat sich unser Steuerbedarf seit Vorkriegstagen verdreifacht. Freilich braucht jetzt die öffentliche Verwaltung allein für sich soviel, wie damals überhaupt einkam.

Von der Not unserer Landwirtschaft hat Emil Ludwig offenbar noch gar nichts gehört. Nach einer Denkschrift der preußischen Zentralgenossenschaftskasse sind in Pommern die Güter von elf, in Ostpreußen von acht bis neun Kreisen bis über drei Viertel ihres Wertes verschuldet. Zweitausend ostdeutsche Großbetriebe schweben in der Gefahr des Zusammenbruchs; bei der Hälfte ist die Lage trotz guter Ernte hoffnungslos. In einem einzigen Monat standen dort vierhundertvierzig Güter zur

Zwangsversteigerung an. Es wären noch weit mehr, wenn nicht der Erlds so niedrig bliebe, daß die Gläubiger, um mit ihrer Forderung nicht völlig auszufallen, lieber still sind. Der Süden hat es keineswegs besser. Ein bayrischer Bauer, dessen Hof 2500 Mark trägt, muß 900 Mark, also über ein Drittel, an Grundsteuer abgeben; die Gemeindegelände noch ungerechnet.

Dem Reichstage lagen 151 Anträge und Anfragen zu diesem Notstand vor. Man stellte fest, daß unsere Landwirtschaft am wenigsten gegen preisdrückende Einfuhr geschützt ist. Andererseits haben sich ihre technischen Betriebsmittel erheblich verteuert. Dazu eine Zinslast von tausend, eine Steuerauflage von neunhundert Millionen. Wer verträgt denn das, ohne daß er zum Erliegen kommt?

Den Landmann packt daher je länger desto wilder die Verzweiflung. Wenn die Not des Nachbarn ausbeutend, irgendein raffgieriger Pomuchelstopp beim Sant zu bieten wagt, dann wird er von den Verbänden geächtet und erhielt öfters schon eine vollsaftige Prügeltracht. In Ryrich wurde das Finanzamt bestürmt.

Wieder einmal zeigt sich die Einseitigkeit der Sozialdemokratie. Aus ihrer Arbeiterhaut kann sie nicht heraus. Für das flache Land fehlt ihr der Sinn. Sie beurteilt es nicht als den grundlegenden Teil der deutschen Wirtschaft, sondern nur als politischen Widerpart.

Daher das zweierlei Maß, womit sie mißt. Ich denke an die Markthallen-Aufläufe der Inflationszeit. Die Menge zog vor die Ministerien, Parlamente, Rathäuser und erzwang sich Gehör. Die Zuständigen wurden ans Fenster und zu Zusagen genötigt. Die gesamte Linkspreffe entschuldigte diese Gewalttaten als das Aufbegehren eines hungergequälten Volkes.

Jetzt, wo die Bauern rummeln, pfeift ein ganz anderer Wind. Man schilt es Rebellion und erklärt sich für starken Einsatz der Staatsgewalt. Man billigt es, daß sozialdemokratische Minister den Empfang von Abordnungen ablehnten; findet, daß in Ryrich die Schupo zu duldsam war und die Strafen für die Landfriedensstörer zu milde ausgefallen sind.

Diese Einseitigkeit hat sich auch beim Eisentkonflikt gezeigt. Freilich machte da auch das Zentrum mit, das eigentlich in seinen Bauern eine festere Stütze als in seinen Gewerkschaften hat. Aber gerade, damit diese nicht nach links abschwimmen, gab man ihnen unbesehen recht. Sogar als der christliche Metallarbeiterverband nach Zuchthausparagrafen gegen weigernde Fabrikherren schrie.

Unter den 250000 Ausgesperrten waren viele nicht organisiert. Da sie demnach keine Verbandsgelder bezogen, wurde die öffentliche Fürsorge nötig. Das überlastete die Ruhrstädte und gebot Beihilfe durch das Reich. Allein Zentrumsminister Hirthsiefer verfügte nun sofort, daß jeder Ausgesperrte schlechtthin als bedürftig anzusehen sei. So bekam der Organisierte auf einmal von zwei, wenn er etwa Kriegsinvalid war, sogar von drei Seiten; mancher bezog daher fürs Nichtstun ebensoviel, wie zuvor für die Arbeit.

Dadurch wurde die Sache zu einem Staatseingriff in einen Lohnkampf. Wie hat man früher geschrieen, wenn die Polizeigewalt das Streikpostenstehen verbot! Das sei eine unzulässige Parteinahme für die Arbeitgeber. Diesmal wo daselbe, nur anders herum geschah, ist alles schön und gut.

Es waren Gelder der Allgemeinheit. Sie leidet ohnedies durch den Lohnstreit, da er sich auf die Kaufpreise überträgt. Sie ist der letzte, den daher der Hund beißt. Das pleotuntur Achivi gilt also auch im demokratischen Staat unverändert fort.

Natürlich versteifte dieser Hirtshieferische Fehlgriff den Streit sogleich. Weshalb soll man nicht immer höhere Löhne herauszuschlagen versuchen, wenn man dergestalt gestützt wird? Fiel ja doch damit die letzte Hemmung, der Einsatz des Selbheutels weg.

Eine gefährliche Lage entstand. Das Reich beharrte daher nicht auf Wiffels Standpunkt, sondern schlug noch einen Oberschiedspruch vor. Zum Schlichter wurde Severing ernannt. Da geschah das Seltsame, daß zwar der Arbeitgeberteil diesen sofort anerkannte, die Gewerkschaftsseite jedoch erst, nachdem sie mißtrauisch gezügert. Wer aber konnte ihr im Grunde genehmer sein als dieser selber aus dem Metallgewerbe hervorgegangene Mann?

Der Schritt des Reichskabinetts war dankenswert. Er löste die Spannung. Die Walzwerke kamen durch ihn in den alten Gang, und die Hochöfen wabern seitdem wieder das Kennzeichen Westfalens in die Nacht hinaus. Eine Viertelmillion Ausgesperrte bereitet den Seinigen den Weihnachtstisch von seiner eigenen Hände Arbeit.

Für uns kommt es hier gar nicht auf den Schiedspruch an. Entscheidend für den Fall ist vielmehr die Erkenntnis, daß auch die Lohnfrage einer wirtschaftlichen Einzelgruppe als Allgemeinheitssache zu bewerten ist.

Die deutsche Rundfunkwelle soll ja jetzt politisch „aktualisiert“ werden. Ich schlage vor, daß sie fortan jede Woche einmal ihren Hörern das Märchen des Menenius Agrippa von dem so übel mißlungenen Aufstand der Glieder gegen den Magen vorerzählt.

Hoffentlich hat das Ausland recht viele Röhrenapparate, groß genug, daß es mithören kann. Denn sogar die ganze Welt ist heute nur noch ein einheitliches Wirtschaftsgebiet und wer in ihm den Nächsten schwächt, der schadet auch sich selbst.

Nichts Dümmeres daher, als seinerzeit die Erklärung des Herrn Klotz im Kabinett Clemenceau, daß der Woche alles bezahle. Er berechnete unseren Tribut kurzerhand auch gleich auf 460 Milliarden Goldmark. Das war so ziemlich unser ganzes Volksvermögen, die Spargroschen des Nähmädchens eingerechnet. Man sagte sich damals schon, daß doch auch das demokratische Prinzip einen Haken haben müsse, wenn es einen solchen Faselhans zum französischen Finanzminister machen kann.

Es nimmt jetzt ein übles Ende mit diesem Klotz. Er ist als Glückspieler und Wettbold entlarvt, der achtzehn Millionen vertan hat. Natürlich haben sie nicht ihm gehört, sondern sind anderen durch falsche Wechsel und ungedeckte Schecks abgeschwindelt. Aus Furcht vor Cayenne, wo man sich keine drei Freundinnen halten kann, wie er in Paris tat, hat er sich für verrückt erklärt. So hielt er sich zunächst in einem Nervenheim zu Malmaison auf. Es ist dasselbe, das auch die Minister Pichon, Viviani und Deschanel aufnahm; lauter liebe Freunde von uns. Schrieb ich nicht im vorigen Tagebuch, daß unser schlimmster Kriegsgegner Seelenstörungen gewesen sind?

Man wollte ihn retten durch Vertuschen, ja durch Bezahlung seiner Schulden

aus des Präsidenten Verfügungsgeldern. Man dürfe doch den Boches die Freude seiner Entlarvung nicht machen, so hieß es. Allein der Misthaufen stank schon gen Himmel, und es ging einfach nicht mehr. So wurde dieser Hochstapler denn endlich in die Untersuchungshaft abgeführt.

Für uns ist's gleich, ob er im Irrenhaus endet oder im Zuchthaus. Eins wie das andere kennzeichnet die wahnsinnig-verbrecherischen Wiedergutmachungsbestimmungen von Versailles, deren Austüftler eben dieser Klotz ist.

Der kluge Schwede Gustaf Cassel hat das Wort vom törichtem Reparationsillusionismus geprägt. So eindringlich er es auch wiederholt, es versagen ihm das Gehör gleichwohl selbst heute noch alle, deren Sinnesstarre darauf beharrt, der Kriegsausgang habe Deutschland zum ewigen Tributstaat des Vielverbandes gemacht.

Da sind in England die unbewegten Diehards, die es nicht verwinden, daß die lodende Voraussage der „Saturday Review“ vom Herbst 1897, wenn Deutschland morgen von der Welt vertilgt würde, gäbe es übermorgen keinen Engländer, der nicht reicher geworden, sich so hunds schlecht bewährt hat. So verlangen sie die unverminderte Fortdauer des deutschen Fronzinses. Nicht als bloßen Schadenersatz, wie das Versailler Diktat vorgibt. Er soll vielmehr Schutzoll und Zubeße für die englische Industrie sein. Durch die Dawes-Lasten gedrückt, verschuldet dann die deutsche immer mehr ans Ausland; schaltet daher als Konkurrent aus. Was ja in der Tat des ganzen Krieges Hinterzweck war, der, wie man den Dummen in der Welt weismachte, hochherzig für das Völkerrecht und die belgische Unabhängigkeit geführt worden ist. Nicht bloß, wer rechtlich, sondern auch schon wer klar denkt, lehnt sich dagegen auf. Selbstverständlich die Opposition der Liberalen unter Lloyd George, der Arbeiterpartei unter Macdonald. Aber sogar im konservativen Kabinett wenigstens Churchill, der Mann aus dem weltlichen Schatzamt. Er faßt die deutschen Schuldpflichten rein wirtschaftlich auf und lehnt jede politische Verkoppelung ab. Er erklärte im Unterhause, daß die Rheinräumung gar nichts damit zu tun habe, vielmehr aus sich heraus sehr wünschenswert sei.

Es scheint, daß er es auch war, der die englischen Kronjuristen befragte, ob die Paragraphen 429 und 431 des Versailler Vertrages unter den jetzigen Umständen zur Räumung zwängen. Sie prüften und sprachen nach dem „Daily Telegraph“ ein uneingeschränktes „Ja“.

Da ereignete sich jedoch ein merkwürdiger Umstand. Churchills Erklärung kam nicht in den stenographischen Bericht. Auf liberale Beschwerde entschuldigte sich das Kabinett höchst albernweise mit einem Versehen der Druckerei. Und vier Wochen später sagte Chamberlain ebenso amtlich das Gegenteil dessen, was Kollege Churchill gesagt. Von den Kronjuristen aber wußte er gar nichts.

Inzwischen war nämlich der Pariser Botschafter Sir William Tyrrell wieder einmal nach London hinübergeflicht. Schon in den Tagen Eduard Greys war dieser an dem Maschinenwerk der deutschen Eintreibung das Triebrad. Auch heute noch ist er der unbedingte Mitgänger Frankreichs. Er raunte Chamberlain allerlei Bestellungen vom Quai d'Orsay ins Ohr, und dieser vollzog sofort den Umfall mit seinem ganzen herben Ungeschied. Er ist längst dafür bekannt, daß ihm die Grazien

Briands völlig ausgeblieben sind. Er kann immer nur plump sein und war es diesmal derart, daß man selbst in Paris über diesen Engländer staunte, der sich französischer als ein Franzose gab.

Wer aber daheim noch mit dem alten Stolz seines Britannien umgürtet ist, der knirschte die Zähne über diesen Schleppenträger Frankreichs. Man fand, daß gegen ihn der Polonius aus dem „Hamlet“ ein gradförmiger, knorriger, aufrechter Biedermann sei. „Seht Ihr die Wolke dort, beinahe in Gestalt eines Kamels?“ — „Wirklich wie ein Kamel.“ — „Mich dünkt, sie sieht einem Wiesel gleich?“ — „Ganz recht, sie hat den Rücken eines Wiefels.“ — „Ober etwa wie ein Walfisch?“ — „Just wie ein Walfisch.“ Sir Austen mit dem Englas und der Zweideutigkeit ist längst eine Erzentrit-Figur der englischen Politik. Die Frühjahrswahlen werden erweisen, ob der Engländer ihn sich noch länger gefallen läßt.

Vorläufig steht sie freilich als eine Schachfigur Poincarés gegen uns auf dem Brette. Oder auch Briands, was jedoch daselbe ist.

Dessen Rede vom 4. Dezember bestätigte seinen Genfer Ausfall gegen Müller, und verriet, daß er wieder einmal England fest an der Strippe hat.

Aber es ist gut, daß dieser Honigmann sich zuweilen derart vergiftet. Selbst die „Vogel“ sieht schon in ihm nicht mehr den paneuropäischen Heiland. Vor kurzem noch hat sie freilich seine ewige Abwicklungskommission im Rheinland für ein ganz harmloses Ding erklärt.

Hinterdrein bedauert er freilich meist bald diesen zutappenden Selbstverrat. Dann schiebt er die üblichen unbegreiflichen Mißverständnisse vor, wie jetzt wieder in Lugano geschah. Er tut beleidigt, daß man an ihm zweifelte, spricht von reinigender Aussprache, reiflicher Klärung und preist rattenfängerisch Stresemanns prachtvollen Weitblick. Nichts sei notwendiger, als daß das gegenseitige Vertrauen wieder hergestellt werde. Mit Recht aber fragte der französische Sozialist Leon Blum, was denn ein Vertrauen wert sei, das alle drei Monate neuer Festigung bedarf.

Außer schönen Worten hatte er auch diesmal nichts mitgebracht. Es sind zwei Breie, die er in demselben Tiegel kocht. Was er will, ist viel Geld und die ewige Rheinlandkontrolle dazu. Auch die Sachverständigenkonferenz wird scheitern, denn wir suchen auf ihr die Bratwurst im Hundestall.

Es wurde ein gewisses Aufsehen gemacht von der Aussprache unfres Vertreters mit dem Italiener Grandi. Nun ist man ja allerdings wieder einmal zwischen Paris und Rom bis aufs Reitzen gespannt. Französische Geschworene haben einen Antifaschisten freigesprochen, der einen italienischen Konsul umbrachte. Wild aufloberte daher die Wut der römischen Studenten; sie brüllten vor dem Palazzo des Botschafters Beaumarchais stundenlang ihr herausforderndes: „Nieder mit Euch! Wir speien Euch an.“ Das klingt anders als vor vierzehn Jahren die schwülftigen Phrasen d'Annunzios von der heißen Liebe der lateinischen Schwestern. Es ist gewiß sogar ehrlicher, aber bedeutet gar nichts. Italien macht keinen Krieg, solange England zu Frankreich hält. In der bevorstehenden Sachverständigenkonferenz wird überdies auch Mussolini die Ansicht unterstützen, daß wir zu leben haben als die Armen, die da viele reich machen. Die italienischen Gutachter werden

sich daher mit den drei Paar anderen verstehen wie die Nepper, die sich zum gründlichen Rupfen eines Opfers zusammengetan.

Wie schwer ist es doch, uns aus den Fallstricken zu lösen, worein uns das Versailleser Diktat schandbaren Andenkens gestürzt!

Der selbe Gott Janus, der jetzt die Welt wieder einmal in seinen Januar einführt, ist auch der Schützer des friedlichen Heims. Wie er daher die Pforten des neuen Jahres öffnet, so schließt er, sobald dessen Verteidiger aus dem Felde heimgekehrt sind, die Tore des Forums.

In dieser Hinsicht hat er sich jedoch bei uns ganz und gar nicht bewährt. Haus und Herd liegen frei für feindlichen Eingriff. Wenn auch nicht mehr Schwertzeit ist, Wolfzeit bleibt immer noch. Voll ist dem Volke heute wie gestern ein reizend Tier.

In diesem Monat Januar feiert Kaiser Wilhelm in Doorn seinen siebenzigsten Geburtstag. Es ist der elfte, den er in der Verbannung begeht.

Das feindliche Ausland hat während des Krieges wahre Indianertänze um ihn vollführt und hinterher auch gar noch ganz indianermäßig seinen Stalp gefordert. Der Haß hat seine Schuldigkeit getan, nun hat man ihn daher abgelegt wie ein schmutziges Hemd, das man sich schämt, getragen zu haben, und spricht nicht mehr von seinem Opfer.

Nur in Deutschland wird kein Ende gemacht. Für gewisse Leute ist es ja ein Hochgefühl, sich gründlich auszuschimpfen nach gehobener Furcht vor dem Paragraphen der Majestätsbeleidigung.

Nicht rühmen will ich, aber verdammen auch nicht. Will auch nicht die Gelegenheit wahrnehmen zur Erörterung der Frage „Monarchie oder Republik?“ Das hieße in den Fehler derer verfallen, denen die Staatsform mehr ist als der Staat. Allein wir sind jetzt auf dem Punkte, wo, was vor zehn Jahren Politik war, zu Geschichte gerinnt. Politik ist kritik- und gewissenlos, Geschichte jedoch sichtet, nimmt an oder verwirft. Was hat sie bisher von den alten Anklagen bestätigt?

Es ist Schwindel, daß der Kaiser den Krieg gewollt; Schwindel sogar, daß er ihn wenigstens heraufbeschworen durch diplomatisches Ungeschick. Aus peinlichen Untersuchungen geht er hervor, als am Ausbruche ebenso unschuldig wie das ganze deutsche Volk.

Es war ferner Schwindel, als unsere Feinde behaupteten, ihr Kampf gelte nur ihm und seinem Militarismus. Sobald beide beseitigt waren, da erpreßte man uns ein verlogenes Geständnis und seitdem unter Berufung auf dieses einen jährlichen Riesentribut.

Wie der Unbefangene heute urteilt, verrät ein Wort des amerikanischen Kirchmanns Holmes: „Weil wir wissen, daß wir getäuscht wurden; weil wir wissen, daß wir dem deutschen Volk das bitterste Unrecht taten, indem wir es für kriegsschuldig erklärten, darum hat sich unser ein immer wachsender Ekel gegen das, was wir getan haben, bemächtigt, und wir würden gern unsre Hände von diesem schmutzigen Geschäft reinwaschen. Unser heutiges Urteil, mit dem wir das Urteil der Zukunft vorwegnehmen, ist, daß Amerika getäuscht wurde, bewußt getäuscht, von denen, die unser Geld, unsere Menschen und unsere wirtschaftlichen Kräfte für ihre selbstlichen Zwecke ausnützen wollten.“

Ein Krieg gemeiner Habsüchte war es und ist es heute noch. Man will nicht bloß Wiedergutmachung, wie man versprach, man will uns jedes Kapitals berauben und nichts lassen als den Mindestverdienst des ehernen Lohngesetzes. Dazu scheut man keine Erpressung und keinen Wortbruch. Ebenso will man nicht bloße Sicherheit, sondern die unbedingte Gewalt-Herrschaft über uns. Gehört es etwa zur Sicherheit Frankreichs, wenn seine berüchtigte *sûreté* die deutsche chemische Industrie austundschaftet, also das deutsche Volk um seinen Erfindergeist begaunern will?

„Insolence“ stand aufmunternd auf dem Pappschild, der über Dantons Schreibtisch hing. Seine Schule wirkt auch heute noch nach. Man hat aber offenbar auch eine Kopie jener Tafel nach Warschau geschickt, wo der Volkscharakter eines solchen Ansporns gar nicht mehr bedarf. Millionen Deutschen war es eine Seelenwohlthat, als auf die unverschämte Minderheitenrede Zaleskis Stresemann mit der Faust auf den Verhandlungstisch schlug und dem Völkerbundsrat dartat, er könne sich begraben lassen, wenn sein Rechtsgefühl versage vor solcher Anmaßung.

Dieses Aufbrausen ist das einzige, was uns übrig bleibt. Im übrigen sind wir wehrlos, weil wir glaubten, man werde jemals halten, was man uns versprach.

Daher gilt es auszulöffeln, was man uns eingebrocht. Im neuen Jahre, wie wir es schon in zehn alten gemußt. Die Hauptsache ist, daß wir durch den ungeheuren Schaden endlich klug werden und uns in all diesem Elend so halten, daß man auch uns einst auf den Sarg schreiben kann, was auf dem des herrlichen Reichsfreiherrn vom Stein steht: „Des gebeugten Deutschland ungebeugter Sohn.“

Dr. Friß Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 19. Dezember)

Auf der Warte

Ein Jahrtausend-Gedenken

Das deutsche Volk König Heinrichs I.

Wenn wir den Namen Heinrichs I. aussprechen, so dürfen wir das nur mit jener Ehrfurcht tun, die wir im Gedenken an unsere allergrößten, allerdeutlichsten Menschen empfinden. Denn ihnen, diesen ganz Seltenen, gehört jener grenzlanddeutsche Fürst zu, der das Schicksal seines Volkes entschied und unserer Geschichte die Zukunft verbürgte.

Die hübsche Anekdote, daß ihn die Nachricht seiner Königswahl am Vogelherd getroffen habe, sagt über das Wesen des Menschen und Königs nichts. „Gott gab mir einen guten Fang“, so hören wir in der Ballade von Loewe. Aber den besseren Fang tat unser Volk, dem immer wieder in seiner Tiefe die Persönlichkeit wird, die es emporführt.

Die Tiefe, in der wir uns als Volk zu Beginn des 10. Jahrhunderts befanden, ist grauenvoll, kaum auszudenken. Die Deutschen, verteilt auf das schmale Land zwischen Rhein und Elbe-Saale, zu karg, die Bevölkerung zu ernähren, Volk also ohne Raum schon damals, und Feinde, wohin das Auge blickte. Die Franzosen nahmen Lothringen in Besitz, die Dänen unsere Nordmark Schleswig; die Tschechen schüttelten die deutsche Lehnherrschaft ab, Wenden drangen von Osten her über die Grenzflüsse (Elbe, Saale). Auf schnellen Drachenschiffen ruderten die Normannen heran, die Küsten der Nordsee brandschatzend und ins Landesinnere dringend; auf noch schnelleren Pferden brausten asiatische Völkermassen daher, die Ungarn, Rot- und Todbringer. Überall die Grenzen in Gefahr, Deutschland aufgelockert. Und die deutschen Stämme? Standen sie vereint in dem Willen, das drohende Schicksal zu zwingen? Nein, in solchen Tiefenzeiten, in denen der Deutsche kein großes Ziel sieht, kämpft er den schlimmsten aller Kriege, den Bruderkrieg. Und so waren damals Franken und Sachsen, Bayern und Schwaben einander feind, nur deshalb, weil der eine diesem, der andere jenem Stamm

zugehörte. Volk ohne Raum, ohne Ziel, ohne Zukunft; Volk, das sterben mußte, wenn nicht das deutsche Wunder geschah ...

Es hieß: Heinrich I. — Heinrich der Deutsche sollte man sagen; denn die Geschichtsschreibung hat ihm keinen vernünftigen Beinamen gegeben. Sie hat sein Werk kaum begriffen.

Als Grenzfürst — seine Sachsen waren die damaligen Ostmärker — wußte er, was im Leben eines Volkes die Grenze bedeutet. Sollte Deutschland empor, so galt es, zuerst die Grenzen zu sichern. Er tat es, und dabei war er nur von zwei deutschen Stämmen zum König gewählt. Er tat es mit unzulänglichen Mitteln, aber mit dem Erfolg, der eben nur dem Genie beschieden ist. Er hatte den Glauben an sich.

So sicherte er das Elsaß, Köln, Trier, nahm Lothringen zurück und gewann die Nordmark wieder; er zwang, vor Prag kämpfend, die Böhmen zur Huldigung und schlug die Ungarn, daß sie fast auf ein Menschenalter das Wiederkommen vergaßen. In den Jahren 928 und 929 aber geschah die entscheidende Tat seines — und des gesamtdeutschen Lebens: er wandte bewußt das Antlitz Deutschlands nach dem Osten hin.

Es galt, dem Volk ohne Raum das zu schaffen, dessen es bedurfte: den Raum. Und damit das Ziel. Und so die Zukunft. Raum aber bot nur der Osten — einen Lebensraum, der schon einmal, bis zur Völkerwanderung, zwischen Elbe und Weichsel und weit darüber hinaus germanisch gewesen war und nun wieder eingedeutscht wurde.

Er nahm Brandenburg ein, die Hauptstadt der havelländischen Wenden. Er gründete Meißen, drang bis zur Oder. Dem wegbahnenden Schwert folgte das Kreuz der Mission, ins kulturlose Land drang, säend und hundertfach erntend, unsere Liebe. Die brandenburgische Geschichte, die Geschichte des Ostens, nimmt ihren Beginn. Rünftigen Geschlechtern wird auf Jahrhunderte hinaus die Bahn gewiesen. Rückschläge kommen, ja; aber das Antlitz Deutschlands bleibt ostwärts

gerichtet; wieder bis zur Weichsel und über sie hinaus, ins Baltienland, nach Polen, Rußland, Siebenbürgen zieht, schöpferisch, unser Volkstum.

Das Ziel war da; nun folgte die Einigung. Heinrich, nur von zwei Stämmen gewählt, erlebte es, daß die Deutschen sich einmütig in der Königswahl seines Sohnes Otto fanden.

Nicht genug damit: durch seine Aufstellung deutscher Kettengeschwader im Kampf gegen Ungarn und Wenden, durch die Einrichtung von Burgen und umwallten Plätzen ward er Urtschöpfer jener beiden Stände, denen wir die Hochkultur des deutschen Mittelalters verdanken: des Rittertums und des Bürgertums.

Von der Seele dieser genialen Persönlichkeit wissen wir wenig; doch wir kennen ihr Werk. Und dieses eine erkennen wir: Heinrich I. war ein deutscher König, ein wahrhaft deutscher — ein faustischer Mensch. Wie Faust hat er Neuland geschaffen, damit auf freiem Grunde ein freies Volk stehe. So wies er den Weg zur Freiheit.

Sein Werk ist geblieben. Immer wieder wurde die Ostmark Ketterin Deutschlands, wenn dieses willenlos, ohnmächtig am Boden lag. Das Unglück des 30jährigen Krieges ist nicht vom Mutterland überwunden worden, das in Kleinstaaterei und Franzosentum versank, sondern vom Osten und seinen werdenden Großmächten Brandenburg-Preußen und Österreich. Von hier kam auch ein Dennoch gegen die Zeit, der Ruf von 1813: von Königsberg, Breslau und Wien her — und bei Leipzig wurde, fast wider seinen Willen, das westliche und südliche Deutschland durch das östliche befreit. Im 19. Jahrhundert schenkte der Osten uns Bismarck, im 20. Hindenburg. Er schenkte, seitdem er sich geistig gefunden hatte, Kopernikus, Jakob Böhme, Leibniz, Lessing, Herder, Kant, Fichte und Kleist. Welche Verbundenheit gesamtdeutscher Kultur in jenen Namen, wenn wir nur dieses erwägen: Herder und Goethe, Kant und Schiller.

So lebte Heinrichs I., des Deutschen, Wert und lebt weiter fort. Ein Jahrtausend lang. In neue Jahrtausende hinein. Unsterblich.

Dr. Franz Lüdtke

Admiral Scheer †

Wir tragen einen Toten heim, der nicht nur einer war von uns anderen, sondern einer von denen, die selten geworden sind im Deutschland von heute! Am Sarge des Helden vom Stageraal sind solche Worte gesprochen worden, als wir Abschied nahmen. Rings in der Kirche zu Weimar, an der einst Gottfried Herder gepredigt hat, war ein Schweigen von Tausenden, rings um den Sarg wuchsen Kränze zum Berg, senkten sich Fahnen über Fahnen. Draußen im Novemberregen säumten weitere Tausende die grauen Straßen bis zum Friedhof, standen die Studenten von Jena, die Schulen von Weimar, die Kameraden vom Reichsheer: Rings in Deutschland und bei den Völkern blickte man, Freund und Feind, an diesem Tage nach Weimar.

Man muß sich in das Bildnis dieses Toten einleben, will man verstehen, warum an jenem Abschiedstage Zeremoniell und übliche Ehrung und Neugier der Masse überflutet wurden von einer Anteilnahme, für die Worte fehlen. Da ist ein energisches Sinn, ein straffer Mund, dem der Befehl zu eigen, eine Sitte, gewölbt und bedeutsam, und dann sind zwei Augen voll unaufbringlicher Güte.

Wir verehren nicht nur einen Admiral, der sich mit ungewöhnlicher Pflichttreue und Tüchtigkeit für die ihm erwachsene Verantwortung reif gemacht hat. Wir preisen nicht nur den Kriegshelden, dem aus solcher Tüchtigkeit und aus Gnade einer Vorführung der Tag vom Stageraal ward, an dem er seinem Volke Sieg und unvergänglichen Lorbeer heimbrachte. Wir bewundern nicht nur den weltpolitisch geschulten Kopf, der vorurteilslos und keiner Doktrin verschrieben, klare Wege auch nach einem beispiellosen Zusammenbruch aller Werte sah, dessen Vaterlandsliebe keine Festphrase, sondern unentwegte Tatbereitschaft war, und der noch als Vermächtnis seines Sterbemonats in diesen Blättern (vgl. „Fürmer“, Novemberheft 1928, Seite 97 ff.), ohne Haß und Anklage, sachlich und doch aus innerster Überzeugung heraus die Gegebenheiten und Gefahren der heutigen Machtverschleibungen umriß.

Wir beugen uns vor der Harmonie der Seele und des Geistes, die jene Augen vereinen, und die irgendwo unnenmbar verwurzelt ist in den Tiefen, in denen Gläubigkeit und Deuschtum und Menschentum eins sind in der Urkraft.

Man hat auch bei seinem Heimgang versucht, den Parteigegegensatz zwischen Rechts und Links zu konstruieren, um statt des Helden den gewissenlosen Kriegsmörder verächtlich zu machen. Sie können sein Andenken nicht beschmühen, weil er nicht nur Admiral und Held war, sondern darüber hinaus Mensch in aller Geradheit und Selbstverständlichkeit.

Der Tod sprach mitten in einem Leben, das bis zum letzten Atemzug der deutschen Sache galt, ohne daß wir es in der breiteren Öffentlichkeit in aller Einzelheit erfuhren, das letzte, aus des Toten Munde vertraute Kommando: „Dem Führer folgen!“ Uns bleibt: Nicht einen Toten verherrlichen, aber vor uns und den Kommenden zu zeugen von einem Außergewöhnlichen! Dr. M.

Der Wolf im Schafskleid

Wir deutschen Pazifisten können stolz sein auf die Erfolge unserer Arbeit.“ Der Generalmajor a. D. Freiherr v. Schönau stellt diese gute Note sich selber aus. Denn er ist es ja, der im Auftrag seiner Liga für Menschenrechte durch die deutschen Lande wie ein weltlicher Wanderprediger zieht. Fleißig wirbt er Leute, die sich durch Unterschrift verpflichten, jeden Kriegsdienst zu weigern; selbst im Falle gerechtester Feindesabwehr. Nach jedem Abend vermeldet die gleichgesinnte Presse im Stille der Heilsarmee, wie viele Seelen gerettet wurden aus den Fängen des militaristischen Teufels. Er ist demgemäß in Frankreich und Polen ein hochgeschätzter Mann.

Natürlich hat er auch noch Unterwerber an seiner rührigen Hand. So den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Kuhn, der als Wilhelmshavener Matrose den dortigen Umsturz schmiß und jetzt in Sachsen Amtshauptmann, also Regierungspräsident ist. Dieser weltflichtige Kopf verlangt den völligen

Fortfall von Reichsflotte und Reichswehr. „Zerbrecht die Gewehre, Schluß mit der Ideologie vom Verteidigungskrieg.“

Bisher hielten sie diese Freundschaft mit dem Pariser Bruderherz Victor Basch. Zweimal rief man ihn nach Deutschland, damit man sich erbaue an der Offenbarung seines berechneten Mundstückes. Vor vier Jahren sprach er in Potsdam, diesen Mai im vormaligen Berliner Herrenhaus. Beide Male sorgsam umhütet von einem reißigen Saalschutz des Reichsbanners. Somit konnte er todesmutig schmäheln über das ewig hinterhältige, vertragsbrüchige Deutschland, das nun einmal nicht abrüsten wolle und daher ein stetes Hemmnis des ewigen Friedens sei. Er tat dies mit einer Zungendreistigkeit, daß selbst die vorurteillose Illstein-Presse sich diesen „unmöglichen Friedensboten“ inskünftig verbat. Versammlungsleiter Schönau hingegen schüttelte ihm herzlich die Hand und dankte bewegt für die herrlichen Worte.

Selber schillert Herrn Basch Friedensbekenntnis ebenso chamäleonisch wie sein österreichisch-ungarisch-französisches Volkstum. Er kann, wie Schmock, reden links und reden rechts. Nachdem er seine deutschen Zuhörer für Feigheit begeistert, ging er nach Hause zurück und sang dort auf einem Lehrerkongreß seinen französischen das hohe Lied vom Rampfesmut.

Die guten Freunde in Deutschland spitzten das Ohr. Schönau fand diese neuen Worte gar nicht herrlich, und Genosse Ströbel stellte ihn zur Rede: „Aber wie können Sie bloß —“

Das ist nun etwas, was Victor Basch gar nicht vertragen kann. Da wird seine Friedensliebe immer gleich traghüftig. Er schlug daher den anmaßlichen Genossen mit einem gelehrten Gutachten mausetot.

Nichts gehe über den stärksten menschlichen, den kriegerischen Trieb. Aber das, was Platon den Thyrmos genannt habe; also den Mut. Sollte diesen etwa der Erzieher im Kinde erlöten? Soll er dadurch aus seinen Schülern sanfte Geschöpfe machen, bleichgesichtig und lammesweich? Das sei ferne! Das hieße den menschlichen Geist fälschen und verkrüppeln. Darum: „Nein und hundertmal nein!“

Ohne den edlen Instinkt dieses kriegerischen Erbes hätte die Menschheit niemals ihren heutigen Stand erreicht. Nicht nur den Barbaren, sondern auch dem königlichen Volk der Hellenen sei der Krieger höchster Ausdruck menschlichen Abels, der Held in Platons Republik. Seine Tugenden und die fruchtbringenden Folgen des Krieges habe sogar Kant, der unsterbliche Verfasser des Entwurfes über den ewigen Frieden, anerkannt.

„Was mein Land betrifft, so würde ich es nicht wagen, ihm eine vollständige Entwaffnung anzuraten. Zu groß wären die Gefahren, die ihm drohen würden ... Eine angegriffene Nation hat das Recht und die Pflicht, sich mit allen Mitteln zu verteidigen. Dies ist die Lehre, zu der sich die französische Liga für Menschenrechte immer bekannt hat.“

Alles durchaus richtig, und es verliert sogar in Baschs Munde nichts von seinem Wert. Allein wie mögen Ströbel, Schönau, Kubnt aus dem Häuschen geraten sein! Soeben hatten die deutschen Menschenrechtler noch, um sich die lobende Anerkennung Baschs zu verdienen, das kommunistische Volksbegehren gegen den Panzerkreuzer unterstützt. Bei den Jungdemokraten wurde ein Palastputsch gegen die Fraktion entfacht, weil diese ihren gesunden Menschenverstand nicht wunschgemäß in den Wind geschlagen hat.

Welches ist nun der richtige Basch? Jener, der in Deutschland pazifistisch, oder dieser, der in Frankreich nationalistisch sprach?

Die Antwort ist ganz einfach. Sie bedarf keiner Theorie vom Doppelleben, wie bei jenem Staatsanwalt, der bei Tage Einbrecher anklagte, aber bei Nacht selber einbrach. Basch ist derselbe hier wie dort. Er wünscht Schönau und seinen Kriegsverweigerern ganz aufrichtig auch weiterhin wachsenden Erfolg. Er hat gar nichts dagegen, daß die deutschen Kinder durch dessen zunehmende Auswirkung sanfte Geschöpfe werden; bleichgesichtig und lammesweich. Also zerbricht die Gewehre immerzu! Aber natürlich nur in Deutschland!

F. S.

Kriegs Herbst vor vierzehn Jahren

Der Weltkrieg hat siebenmal so lange gedauert wie der Krieg 1870/71, und die Zahl der deutschen Gefallenen war fünfundvierzigmal so groß wie damals. Aber Europa und den Erdball erstreckten sich seine Schauläge. Das Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg, der das Reich einte, hatte Raum auch für die Einzeltat. Von ihr im Weltkrieg künden viele Schriften, oft mit hoher Begeisterung geschrieben, von eigenem Erleben erfüllt. Nur dem großen Geschehen können die Bände gerecht werden, die an die Stelle eines Generalstabswerks getreten sind: das bei E. S. Mittler & Sohn verlegte Werk des Reichsarchivs „Der Weltkrieg 1914 bis 1918 — Die militärischen Operationen zu Lande“. Die ersten vier Bände haben den Vormarsch im Westen und die Marne Schlacht, Tannenberg und den Sieg an den Masurischen Seen beschrieben. Bei gleichem Umfang und Zeitmaß der Fortsetzungen wäre nicht abzusehen gewesen, wann das Werk vollendet worden wäre. Deshalb soll es nun aus zwölf Bänden bestehen. Der Entschluß dazu ist durchaus zu begreifen, schon aus dem Wunsche heraus, daß dieselben im Kriege bewährten, mit dem Wesen und dem Handeln der deutschen Heerführung vertrauten Männer, die der deutschen Geschichtsschreibung die ersten vollendeten Bände geschenkt haben, auch die ganze Arbeit zu Ende führen möchten. Und doch ruft der Entschluß zur Abkürzung schmerzliche Empfindungen hervor. So gewaltig das Geschehen im Sommer und Herbst 1914 gewesen ist, auch die anderen Kriegsjahre sind voll von großen Ereignissen, die man gerne ebenso ausführlich geschildert sehen möchte, um so mehr als zwar die Erzählung von dem, was die Armeen, Korps und Divisionen vollbrachten, notwendig in marmorner Kühle fortschreitet und selten das wiedergeben kann, was einst heißes Leben und Streiten war, aber doch auch den Menschen von Fleisch und Blut das Ihre zuteil werden läßt, soweit sie Führer der Hunderttausende waren und mit dem Schicksal kämpften um den Sieg.

Vom Reichsarchivwert ist jetzt der fünfte Band erschienen, dem der sechste bald folgen soll. Beide zusammen umfassen den Herbst 1914, der fünfte den Gegenangriff zwischen Somme und Mosel und das Ringen um die Flanke in den Schlachten bei Arras-Roye sowie zum erstenmal in Flandern; den Feldzug in Südpolen und die Kämpfe an Ostpreußens Grenze. In diesen Monaten zeigt sich immer mehr der enge Zusammenhang zwischen beiden Kriegsschauplätzen, bereitet sich immer stärker die schwere Frage vor, auf welchen von beiden das Schwergewicht zu legen sei, bis zu der „Krise des Zweifrontenkrieges“, die Anfang November zugunsten eines neuen Versuchs gelöst wird, eine Entscheidung weiter im Westen zu suchen.

Beim Rückblick auf den Gesamtverlauf des großen Krieges zeichnen sich viele Wendepunkte ab, an denen ein Führerentschluß dem Verlauf der Geschehnisse die Richtung gab, und an denen das Schicksal selbst zu sprechen schien; so, wenn bei Arras die französischen Armeeführer den Rückzug beschlossen, aber Fochs Siegeswille allein sie zum Ausharren zwang; oder wenn das Öffnen bei Flut und Schließen bei Ebbe der Schleuse von Nieupoort durch ein paar belgische Radfahrer der deutschen vierten Armee den nach den schwersten Opfern der jungen Reservetrups endlich winkenden Sieg entriß.

Der fünfte Band redet von mancher solchen Schicksalsstunde. Er hebt mit dem Augenblick an, in dem der Rückzug von der Marne zum Stillstand gekommen war, während im Osten die Österreicher geschlagen waren, aber in Ostpreußen die Verteidigung des heimatischen Bodens zu herrlichen Siegen geführt und damit ein Feldherrnansehen im Herzen von Heer und Volk begründet hatte, das alle Stürme nachher zu überdauern bestimmt war. Zugleich fiel nicht nur die schwere Aufgabe, im Westen die am Boden schleppenden Zügel zu ergreifen, sondern die oberste Führung des deutschen Heeres überhaupt einem jungen General zu, der sich seine Stellung erst schaffen mußte und leider bald in Gegensatz zu Hindenburg und Ludendorff geriet. Erich v. Falkenhayn galt sein Leben lang

als ein Schoßkind des Glücks; aber im Kriege blieb es ihm nicht treu. Auch ihm war es später noch beschieden, einen bewundernswerten Feldzug zu führen, aber zu spät, und auf fernem Boden; nicht das reichsdeutsche, sondern das siebenbürgische Volk jubelte ihm als seinem Befreier zu. Im Herbst 1914 war buchstäblich der allererste Tag für ihn entscheidend. Falkenhayns erster Entschluß zielte darauf ab, die Freiheit zum Bewegungskrieg wiederzugewinnen. Um anderer, während des Schwankens der Befehlsgewalt schon eingeleiteter Angriffe willen ging er davon ab, und geriet damit auf den Weg, der zum Erstarren der Front, zum Stellungskriege, zur immer größeren Ausdehnung bis schließlich ans Meer führte. Das Reichsarchiv würdigt die Persönlichkeit Falkenhayns vollauf, aber es übt eine sich steigende Kritik an seinen ferneren Entschlüssen in dieser Zeit. Er habe sich nicht zur äußersten Schwächung der Heeresfront zugunsten des rechten Flügels entschließen können. Das Heranföhren der Kräfte für die Kämpfe bei Arras-Roye sei tropfenweise erfolgt. Der Einsatz der neuen Reservetrups in Flandern habe einen operativen Erfolg großen Ausmaßes, der allein den offensiven Einsatz dieser nur milizartigen Kräfte gerechtfertigt hätte, wohl erwarten lassen. Als er aber ausblieb, hätte sich Falkenhayn dazu entschließen sollen, starke Kräfte aus dem Westen dem Ostheer zuzuföhren, dessen Oberbefehlshaber v. Hindenburg am 4. November den Entschluß zu der von Posen-Thorn aus in wirksamster Richtung geplanten neuen Operation meldete. Statt dessen sei Falkenhayns Blick auch jetzt noch stark auf Sperr gerichtet geblieben. Diese Kritik, die sich außerdem auch ausführlich mit Falkenhayns Auffassung, kein Fußbreit eroberten Bodens dürfe aufgegeben werden, und vielem anderen mehr beschäftigt, steht jedersfalls im Einklang mit dem Erfolg, der sich gegen Falkenhayn entschieden hat.

Der fünfte Band ist im übrigen ein wahres Buch der Erinnerung an viele herrliche Taten jener Zeit in West und Ost, so an die kühne Eroberung Antwerpens, die Eroberung des Forts Camp des Romains, die Kämpfe in

den Argonnen; an den trotz — dem Verbündeten zuliebe — verfehlter Anlage ruhmvoll durchgeführten Feldzug bis zur Weichsel bei Zwangorod und Warschau sowie an den im vollen Gefühl des Sieges vollzogenen Rückzug; und an schöne Erfolge, trotz wechselnder Führung, in Ostpreußen. Am meisten haftet doch im Gedächtnis des deutschen Volkes der Name aus den Gefilden, wo seine beste Jugend dahinlief: Langemarck.

Oberstl. a. D. Paul Stotten

Die Heilsarmee

Der Heilsarmee steht ein Umschwung bevor. Ihr „General“ liegt im Sterben. Bramwell Booth, Williams, des Gründers gleichgesinnter Sohn. Wie sein Vater ihn, so hat er in einem letzten Willen seine Frau zur Nachfolge bestimmt.

Hiergegen kommt jedoch Widerspruch auf. Im „Hohen Rat“ erklärt man, es müsse Schluß gemacht werden mit diesem Hausmeiertum. Die Familie Booth in Ehren, allein es gehe nicht an, daß sie die Generalwürde in Erbpacht nehme, und es sei vollends unerträglich, daß das gesamte Verbandsvermögen einfach auf ihren Namen zu Buche steht. Noch weiß man nicht, was werden mag.

Nach deutschem Geschmaç ist die Heilsarmee nicht. Drum hat sie auch bei uns nie so festen Fuß fassen können wie in England.

Liegt uns allen gleich noch der Soldat in den Knochen, so gibt es uns doch einen Prall, wenn sie vor uns aufmarschieren mit ihrer militärischen Spielerei; ihren Obersten, Generalstäblern, Kapitänen und Fähnrichen, insbesondere den weiblichen mit dem Hallelujahut. Die blutrote Kriegsfahne mit den gekreuzten Schwertern, auf denen „Blut und Feuer“ zu lesen, könnte an Räterußland erinnern, wenn nicht ein Kreuz dabei wäre mit einer Schlange, die furchtlos nach oben züngelt. Am aller schlimmsten sind die nach Gassenhauerweise geplärrten religiösen Lieder und die „Sturmangriffe auf den Teufel“ mit Schlachtenmusik, dem Kleingewehrfeuer des Gebetes, dem groben Geschuß der Erweckungsreden, den „Verwundeten“, die nach der Fuß-

bank geschleppt werden, und dem Siegesgeschrei, das jede gerettete Seele begrüßt.

In ihrer Art stellt die Heilsarmee eine protestantische militia Christi, also Gesellschaft Jesu vor. Freilich stark vervollständlicht durch das marktchreierische Straßenpredigerwesen, wie es den angelsächsischen Methodisten eigen ist.

Allein der Jesuit kämpft für Papst und Kirche, also das Dogma. Die Heilsarmee hingegen predigt nichts als den Glauben an den Heiland, der die Sünder zu sich ruft und den Reuigen an sein Herz nimmt zu dessen unendlicher Seligkeit. Wenn man es im Kern erfäßt, dann ist ihr die innere Mission gar nicht Selbstzweck, sondern nur ein soziales Mittel, die Enterbten der Gesellschaft herauszureißen aus ihrem moralischen und körperlichen Schmutz.

Des Gründers William Booth berühmtes Buch führt den Titel: „Das dunkelste England und der Weg heraus.“ Er zeichnete mit rückwärtsloser Wahrhaftigkeit die furchtbare Welt der Halt-, Obdach- und Arbeitslosen, des gewordenen und des werdenden Verbrechertums. Er berechnete, daß jeder zehnte Engländer dazu gehöre, und ihn jammerte sein.

Diesem verfuntenen Zehntel galt sein Liebeswerben, seine Predigt, sein Gebet. Aus seinen Anhängern stellte er Keller-, Dach-, Gassen-, Säufer-, Dirnen-Brigaden auf, drückte sie auf die besonderen Handwerkstrüffe ihres Dienstes und schickte sie dann an die Arbeit. Er und seine Leute wagten sich in die schlimmsten Lasterhöhlen. Rein Ekel hielt sie ab und keine Furcht; an die rohesten Männer und verworfensten Weiber traten sie mit herzlichem Wort und liebevollem Wahrheitsmut heran; selten ganz ohne Erfolg.

Denn nicht das Verbrechen selber wurde ihnen feind, sondern jene, die von ihm lebten. Die Schnapsbubenbesitzer, Raschemmenwirte, Raffeklappenhalter warben eine Gegenarmee, die jedes Meeting störten, den „Hauptquartieren“ die Fenster einschmissen, den Heilsoldaten verprügelten, wo er sich irgend sehen ließ. Für das Jahr 1882 gab der „Kriegsruf“ eine Verlustliste heraus: man hatte der Armee in London 52 Zusammenkünfte gesprengt, 665 Angehörige verletzt.

„Aber Gott wuschte unsere Tränen mit

Pfundnoten ab“, erzählt Booth. Kirche, Staat und Privatmann hatten anfangs den ganzen Kummel abgelehnt. Nunmehr erkannte man sittliches Wollen, aufopfernde Warmherzigkeit, gute Erfolge und änderte daher die Haltung. Wenn aber der Engländer einmal zu einer christlichen Sache Vertrauen gefaßt hat, dann läßt er die Linke nicht wissen, was die Rechte tut. Die Heilsarmee ihrerseits entfaltete geniale Anlagen zum Schnorren für ihre milden Zwecke. Wem ist es nicht Gewohnheit geworden, seinen Groschen zu zücken, sobald ihm der „Kriegsruf“ geboten wird? Oder wenn er auf der Straße an dem Dreifuß vorüberkommt, woran ein Kessel hängt mit einem Einwurfschloß und der Aufschrift: „Für Armen-speisungen.“ „Haltet den Topf am Kochen.“ Auch ganze Industrien mit „Halleluja“-Waren sind gegründet und bringen Ertröckliches ein. Die Heilsarmee wurde reich; der alte Booth Ehrenbürger von London und Ehrendoktor von Oxford; der junge nahm als Ehrengast in seiner Armeuniform an König Eduards Krönung teil. Als er voriges Jahr in Deutschland war, empfing ihn auch unser Hindenburg und dankte ihm für alles, was seine Leute in den Jahren unserer schweren Not an den deutschen Kindern getan.

Die Heilsarmee ist jetzt über die ganze Erde verbreitet. In 12000 „Armeekorps“ gegliedert, verfügt sie über 25000 Berufs- und 75000 Hilfsoffiziere. Die Zahl ihrer Sitarrenspieler, Posaunenbläser, Halleluja-Sängerinnen geht in die Millionen. Sie rechnet aus, daß ihr in jeder halben Tagesminute ein neues Mitglied geworden wird.

Daher darf man sich durch den Jahrmarktsbudenlärm ihrer Methode nicht beirren lassen. Sie ist eine Meisterin des praktischen Christentums, eine Lehrerin, daß sittlich sein heißt, sich mitverantwortlich fühlen für des Nächsten Not und tapfer anpacken zur Besserung von dessen Lage und dessen Herz. Darin beruht ihr Wert, und er sei ihr nicht geschmälert. Das übrige ist Beiwerk.

F. H.

Vergessene Deutsche in Amerika

Vor 200 Jahren wurden von dem Erzbischof Firmian in Salzburg 32000 Bauern, Handwerker, Bergknappen und Arbeiter mit ihren Familien gewaltsam aus dem Lande getrieben, weil sie das protestantische Bekenntnis angenommen hatten. Alle Mittel, Androhungen, Kerkerhaft in dunklen Löchern, schwere Strafen usw. waren unwirksam geblieben. Nicht nur ihr Grundeigentum mußten die „Exulanten“ preisgeben, durchweg rechtschaffene, arbeitssame, charaktervolle Leute, sondern auch ihre Kinder, die katholischen Familien zur Erziehung im katholischen Glauben zugeteilt wurden! Welche unerhörte, unchristliche Grausamkeit! Das Salzburger Land verlor tüchtige Menschen, die in Preußen und Schwaben freundlich aufgenommen wurden und neue Wohnsitze erhielten, durch Friedrich Wilhelm I. hauptsächlich in Ostpreußen. Ihnen verdankt nach einem Bericht des Oberpräsidenten v. Schön das preußische Litauen seinen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung, außerdem der preußische Staat eine beträchtliche Anzahl hervorragender Männer, die sich bis zur Stunde ihrer Salzburger Herkunft bewußt geblieben und mit Grund stolz darauf sind.

Mit englischer Unterstützung zogen damals (1732) 42 Salzburger Familien mit 78 Köpfen nach Amerika, wurden bald durch zwei weitere Gruppen verstärkt und gründeten in der Nähe der Mündung des Savanastromes die Siedlung Ebenezer in dem heutigen Freistaat Georgia. Bis 1824 erhielt sich bei ihnen die deutsche Sprache, wurde aber seither durch das Englische verdrängt. Heute sind die Nachkommen der Salzburger, gegenwärtig annähernd ihrer tausend, wohlhabende Grundbesitzer in der ganzen Gegend, nennen sich „The Salzburger“, halten zusammen und treffen sich allmonatlich an der alten Waldkirche, die sie als ihr gemeinsames Heiligtum ansehen. Seit 1925 besteht in Springfield die „Salzburger Gesellschaft“ mit der Aufgabe, das Andenken, die Grundsätze und Tugenden der ersten salzburgischen Siedler in Ehren zu halten, ihre Stätten und Denkmäler sowie ihre geschriebenen und gedruckten Berichte, Bücher, Zeit-

schriften, besonders Dokumente, Briefe und Kirchenberichte zu erhalten und namentlich diejenigen zu veröffentlichen, die darstellen, wie die Salzburger zur Größe und Entwicklung der Vereinigten Staaten beigetragen haben. Mehrfach besuchten Salzburger ihre Landsleute in Amerika, zuletzt im Mai 1925 die Salzburger Lehrerin Alice Brandl, die darüber in den „Mittellungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ für 1926 berichtet hat und darin auch viele Namen Salzburger Familien in Georgia mittelt. Ein jedes Lebenszeichen aus der engeren alten Heimat wie aus Deutschland macht ihnen Freude und belebt ihre deutsche Art, an der sie festhalten. Auch sonst gibt es in den Vereinigten Staaten Nachkommen deutscher Einwanderer, die der deutschen Sprache entfremdet wurden, aber ihre deutsche Art bewahrten und ihre Sympathien für das alte Vaterland nach dem Kriege durch reiche Spenden betätigten.

Nicht immer ist die Sprache entscheidend für die nationale Zugehörigkeit. Dieser liegt eine Art von nationalem Unterbewußtsein bei den vielen äußerlich amerikanisierten Deutschen und tritt bei Wäden des alten Vaterlandes überraschend hervor. Paul Dehn

Die Stimme der gequälten Heimat

Nur der gezüchtigte Mensch wird erzogen.“ Diese Enone des Griechen Menander wählte Goethe 1811 als Vorpruch des ersten Teiles seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“. Sie behält ihre Gültigkeit, mag sie nun auf den einzelnen oder ganze Völker bezogen werden. Als ein solcher Zuchtmeister der Völker und insbesondere des deutschen Volkes, bewährt sich auch der letzte Krieg, wenn auch, in Anbetracht von dessen noch nie dagewesenen ungeheuren Ausmaßen in die Breite, Tiefe und Wirkungskraft, bei oberflächlicher Beobachtung zunächst bloß die negativen Folgen in die Erscheinung traten. Aber schon zeigen sich dem, der auf höherer Warte steht, die Grundlinien eines neuen Werdens, Lichtblide in die Zukunft eines wiedererblühenden deutschen Frühlings. Wir, die Überlebenden und Zeugen des großen Welt-

geschehens, möchten nur wünschen, daß die Revolutionierung der Gemüter und Herzen im Sinne der Völkerverböhnung und allgemeinen Befriedung über das inhaltlose Friedensgerede hinweg durch wirkliche Taten des Friedens rascher und überzeugender vor sich ginge. Wenn es die von dem Führer der englischen Liberalen, Lloyd George, so benannten „ausgegrabenen“ Nationen Mitteleuropas für passend erachten, schon nach zehnjährigem Bestande, also nach einer Dauer, die im Völklerleben so viel wie nichts bedeutet, ihre Geburtsstunde in rauschenden und — man täusche sich darüber nicht — absichtlich aufgemachten Festen zu feiern, so steht doch über allem Zweifel fest, daß die wirkliche Bilanz alles dessen, was im Geiste eines friedlichen Zusammenlebens der Völker in den einzelnen und besonders in den neu entstandenen Staaten geschehen ist oder aber unterlassen wurde, d. i. der Tag der Prüfung und Abrechnung einst bestimmt kommen wird. Und da ist es vor allem die Frage nach dem Schicksale der Minoritäten, die dann die brennendste sein wird, ebenso wie sie in der Gegenwart die wundeste Stelle ist, zu deren Heilung die politischen Heilkünstler des kranken Europa, im Völkerbunde vereint, eben weil sie bloß einseitige Internisten und nicht Chirurgen sind, bisher nicht schreiten wollten oder konnten; denn in gewissen Fällen hilft doch nur die Radikalmethode der Operation, die Trennung des kranken Gliedes von dem übrigen Körper, wenn nicht der ganze Organismus brandig und vergiftet werden soll. Das trifft überall dort zu, wo die Hybris des Siegers sich übernommen und er bei der Verteilung der Beute im Hunger nach größerer Macht und Neuland mehr an sich gerissen hat, als sein Magen vertragen kann. Den furchtsamen, jaghaften Ärzten des Völkerbundes sei darum der altdeutsche Rechtspruch ins Stammbuch geschrieben: „Hundert Jahre Unrecht machen keine Stunde Recht.“

Diesen Satz wählte Eduard Reut-Nicolussi als Motto zum 44. Kapitel seiner Anklageschrift: „Tirol unterm Weil“ (Verlag C. F. Weg, München 1928; 245 S., gr. 8°, mit acht Abbildungen und einer Karte; ge-

heftet M. 4.80, Leinenband M. 7.—), das mit dem Hinweis auf das Wort des englischen Führers der Labour Party, Mac Donalb, schließt: „Bis zu welchen Grenzen diese Revision (der europäischen Neuordnung) durchgeführt werden soll, hängt davon ab, in welcher Weise die Staaten die ihnen verliehene Macht benützt haben. Verfolgten sie eine Politik der Unterdrückung, so müßte die Revision eine gründliche sein.“

Das bezieht sich auf die heutige Lage Südtirols. Denn „Italien hat die Treue und Selbstaufopferung der Tiroler“, die den heiligen deutschen Heimatboden durch das blutige Beihauptopfer im vollsten Wortsinne — vierzigtausend Gefallene im Weltkrieg — mit heroischer Selbstverleugnung und vorbildlicher Treue verteidigt haben und trotz des vierjährigen entsetzlichen Ringens und nach verzweifelten Protesten das verhängnisvolle nationale Unglück, das Joch der Fremdherrschaft, nicht von sich abwehren konnten, „zum Verbrechen gemacht und mit wildem Hass, mit Gewalt und Zerstörung gezüchtigt. Statt das Unrecht der Unterwerfung eines freiheitsliebenden Stammes durch weitestmögliche Schonung und Duldbarkeit gutzumachen, haben die Italiener unter der Führung des Faschismus in Wortbruch und himmelschreiender Beleidigung jeder menschlichen Würde an allen geistigen und materiellen Gütern des Landes so schwer gesündigt wie kein anderes Volk je vorher an einem Sklavenstamme“. (S. 242.)

Trotz des vortrefflichen, dem Geschichtsforscher unentbehrlichen Buches von Paul Herre: „Die Südtiroler Frage“ (im nämlichen Verlag erschienen) wollen wir die Stimme der gequälten Heimat, wie sie in der erschlatternden Darstellung des ehemaligen Südtiroler Abgeordneten, jetzt notgedrungen heimatlässigen Bozener Rechtsanwalts Dr. Reut-Nicolussi zu Gehör kommt, nicht missen, zumal die verlässliche Enthüllung der im einzelnen schier unfassbaren Tatsachen völkischer Vergewaltigung und Entrechtung unseres deutschen Brudervolkes im südlichen Grenzland ihren besonders beachtenswerten Vorzug bildet.

Die Urfachgeber dieser erbarmungslosen Barbarei ist der Nationalhaß, der, wie Goethe am

14. März 1830 zu Edermann sagt, auf den untersten Stufen der Kultur immer am stärksten und heftigsten zu finden ist. Ganz und gar auf den Schultern Mussolinis lastet die volle Verantwortung für dieses nationale Unglück Südtirols; denn seine Amtsvorgänger Ritti und dessen Stellvertreter, der Finanzminister Luigi Luzzatti, wünschten die Autonomie Südtirols. Der gegenwärtige Duce, der sich über die Zusagen der früheren Regierungen leichten Herzens hinwegsetzte, und das von ihm eingeführte Regierungssystem der brutalen Gewalt erhalten in Reut-Nicolussi Wert die verdiente Note. Das Charakterbild, das das 21. Kapitel von dem faschistischen Diktator entwirft, der erst jüngst wiederum, anlässlich des sechsten Jahrestages des Marsches auf Rom, sein eisenfresserisches Großsprechertum enthüllt hat, stimmt in manchen wesentlichen Zügen mit den Aufzeichnungen überein, die man über den Besuch der englischen Bildhauerin und Weltreisenden Clare Sheridan, also einer ganz unverdächtigen Zeugin, bei Mussolini in dem Buche: „Ich, meine Kinder und die Großmächte der Welt“ (in deutscher Übersetzung von Hans Reissiger im Verlage Paul List in Leipzig 1928 erschienen) nachlesen kann.

Reut-Nicolussi's Buch gehört in jede deutsche Familie; denn „Tirol ist ein Symbol geworden, das in der Esse der Not um so heller aufleuchtet, je heißer das Feuer der Zerstörungssucht es umlobert.“ (S. 245.) Es ist ein lauter Wehrruf an das deutsche Gewissen, denn „die Freiheit Tirols ist ein Teil der deutschen Freiheit“. In Ergänzung der mannhaften Sprache des Rostocker Universitätsprofessors R. Henle an einen italienischen Amtsgenossen, möchte man, anstatt der Vergnügungsreisen deutscher Reichsangehörigen nach Altitalien, Gesellschaftsreisen und Daueraufenthalte der volksbewußten Deutschen in Südtirol als Ausdruck der nationalen Verbundenheit auf Sedelß und Verberß und zur Kräftigung des auch materiell schwer geschädigten Landes und seiner Bewohner mit allem Nachdruck empfehlen.

Prof. Dr. Oswald Floed

Um Brot und Arbeit!

Zu einem ernstern Zeitpunkt ist diesmal die „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände“ zu ihrer großen Jahrestagung im Herrenhaus zu Berlin zusammengetreten. Häufen sich doch die sozialen Sturmzeichen seit einigen Monaten. Erinnert sei nur an die mehr oder minder ernstern und teilweise noch nicht beigelegten Arbeitskämpfe in der Eisen-, Werk- und Textilindustrie. Im Frühjahr werden mit Ablauf von etwa 40% der Tarifverträge die sozialen Auseinandersetzungen wieder einmal ihren Höhepunkt finden. Allein diese Umstände würden das Hervortreten der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände“ aus ihrer Zurückhaltung nach über vierjähriger Pause in einer öffentlichen Kundgebung — außer ihrer regelmäßigen Arbeit in den internen Arbeitsausschüssen und geschlossenen Mitgliederversammlungen — durchaus rechtfertigen, ja notwendig erscheinen lassen. Man wollte und mußte zu den großen schwebenden sozialpolitischen Problemen auch öffentlich Stellung nehmen. Erinnert sei nur an das Ringen um die Reorganisation des Schlichtungswesens, ferner an das beängstigende Anschwellen des Sozialrats, an den Ausbau des Arbeitsrechts, an die Stellung der Gewerkschaften im Staat und dergleichen brennende Fragen mehr. Darüber hinaus war es aber notwendig, dem in der Öffentlichkeit vielfach noch gehuldigten durchaus unangebrachten Optimismus hinsichtlich unserer Wirtschaftslage entgegenzutreten. Man ist in Deutschland nur zu leicht geneigt zu vergessen, daß wir über ein Drittel unseres Volksvermögens durch Krieg, Gebietsabtretung und Inflation verloren haben, ganz abgesehen von den Reparations-, Steuer- und Soziallasten. Weiter wird die Beförderung der Kapitalbasis und die Einschränkung unseres Produktionsapparates nur selten berücksichtigt. Wenn man ehrlich ist, muß man zugeben, daß die deutsche Arbeiterschaft an der trotz allem vorläufig noch aufwärtsgegangenen Wirtschaftsentwicklung der letzten vier Jahre einen sehr wesentlichen Anteil erhalten hat. Hierfür ist Beweis die weitgehende Lohnentwicklung, die die Lebens-

haltung des deutschen Arbeiters in großem Umfang wieder auf den Vorkriegsstand und zum Teil über diesen hinaus hebt, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Weiterausdehnung der Sozialversicherung, die weit über die Grenzen der Friedenszeit hinausgeht und damit dem deutschen Arbeitnehmer Sicherungen für seine Lage und Zukunft gibt. Dies alles ist geschehen, obwohl die Rentabilität der deutschen Wirtschaft im fortschreitenden Maße völlig ungenügend ist. Mit Recht wurde von Geheimrat v. Borfig darauf verwiesen, daß große Teile der deutschen Industrie, von der sprichwörtlichen Notlage der deutschen Landwirtschaft ganz zu schweigen, heute ohne Ertrag arbeiten und daß 41% der an der Börse gehandelten Aktien unter Pari notieren.

Wenn man die Referate richtig deutet, so muß man feststellen, daß die Arbeitgebererschaft sich nicht gegen eine Sozialpolitik an sich wehrt — im Gegenteil, die Notwendigkeit einer solchen ausdrücklich bejaht —, sondern nur gegen die Überspannung derselben. Ferner ist man mit dem Tempo, das vielfach in tristem Mißverhältnis zu der wirtschaftlichen Entwicklung steht, nicht einverstanden und fürchtet schwere Rückschläge. Auch der Laie muß doch endlich einsehen, daß man keine Sozialpolitik ohne Wirtschaft betreiben kann und daß beide in Wechselbeziehung zueinander stehen. Der rote Faden, der sich durch alle Referate zog, ist der Ruf nach Freiheit der Privatwirtschaft. Der Unternehmer will die Verantwortung für seinen Betrieb voll und ganz tragen, man soll ihm aber durch einen Staatssozialismus nicht alle persönlichen Einwirkungsmöglichkeiten nehmen. Dem zweifellos weit überspannten gewerkschaftlichen „Ideal“ des trassen Kollektivismus steht der Individualismus des Wirtschaftsführers gegenüber. Und wenn man gerecht sein will, muß man diesen Schrei nach Wertung der Persönlichkeit begreifen und im nationalen Sinne rückhaltlos bejahen. Vom Geist der öden Gleichmacherei über die niederliegende Wirkung der Tarifverträge ist es nur ein Schritt zur verantwortungslosen Schlichtungsmaschinerie. Es ist doch noch immer so, daß dank der einzelnen Persönlichkeit von

Format die großen Wirtschaftsunternehmungen zu dem geworden sind, was sie sind. Der Typ des Unternehmers, der lediglich des Geldverdienens wegen wagt und arbeitet, hat doch noch nie, auf lange Sicht gesehen, sich durchgesetzt. Natürlich muß und soll der Unternehmer in der kapitalistischen Wirtschaft Geschäfte machen, sonst stehen die Betriebe allmählich still. Dank der Wegsaugung der Rente, sei es durch überspannte Steuerpolitik, sei es durch übermäßige soziale Belastung, sind wir eben dahin gekommen, wo wir heute stehen. Es kann der Öffentlichkeit nicht ernst und eindringlich genug gesagt werden, daß es 10 Minuten vor 12 ist. Wohl werfen einzelne Industrien noch etwas ab, aber die Mehrzahl arbeitet nahezu ertraglos. Man darf sich natürlich durch die bisher mittels reichlich fließender Auslandsanleihen vorgetauschte Wirtschaftsblüte nicht betriren lassen. Durch unparteiliche Sachverständige ist festgestellt worden, daß unsere für die gesamtwirtschaftliche Lage grundlegenden Schlüsselindustrien (Bergbau, Eisen-Metallindustrie, Wohnungsbau) überwiegend ertraglos arbeiten bzw. unrentabel sind. Dergleichen ist die Lage der meist nicht in Gesellschaftsform betriebenen mittleren und kleineren Unternehmungen trostlos. Ebenfalls nach wissenschaftlichen Berechnungen ist die Rentabilität der deutschen Wirtschaft gegenüber der Vorkriegszeit um etwa 30% gesunken, der Zinsfuß aber um 50% gestiegen, während eine normale Wirtschaftslage voraussetzt, daß die Rentabilität über dem Zinsfuß liegt. In dieser Kapital- und Zinsfrage muß das brennendste Problem unserer Wirtschaft gesehen werden, das nun gelöst werden kann durch Forderung der inneren Kapitalbildung, die den Zinsfuß senkt und wieder Überschüsse zur Verfügung stellt. Überschüsse allein können neben der Senkung der Warenpreise auch steigenden Lohn zur Folge haben. Diese Grundauffassungen wurden wirkungsvoll, wenn auch von ganz anderen Gesichtspunkten, durch das mehr theoretische, objektiv-wissenschaftlich gehaltene Referat von Professor v. Bederath unterstrichen. Auch er trat für den Persönlichkeitsgedanken in der deutschen Wirtschaft ein und machte

gleichzeitig auf einen anderen schwerwiegenden Fehler in unserer Wirtschaftsmentalität aufmerksam: nämlich des zu großen Konsums aller Volksschichten auf Grund des Fetz- und Trugbildes unserer Anleihewirtschaft. Dieser „geborgte“ Wohlstand kann uns eines Tages zum Verhängnis werden. Die Ausichten und das Schicksal des modernen Kapitalismus bestimmen sich ferner nicht allein aus seinen ökonomischen Grundlagen, sondern sie bestimmen sich nach dem Grade der Harmonie, welche zwischen der Wirtschaft und der politischen Gesellschaft besteht. Nach Bederath wirkt sich bei dem Fehlen des Verständnisses für die komplizierten Wirtschaftsvorgänge jeder politische Eingriff wie das Einstreuen von Sand in die Räder einer feinen Maschine aus; sie steht zwar nicht sofort still, nützt sich aber sehr schnell ab und wird in kurzer Zeit unbrauchbar.

„Diese Tatsache wird doppelt verhängnisvoll, wenn ein ökonomisch überhaupt schlecht orientiertes Volk von einer falschen Konsumwirtschaftlichen und verfehlten Kulturidee beherrscht ist; eine Einstellung, die dazu führt, in der Aufrichtung prunkvoller Fassaden vor einer in Wahrheit dürftigen und mit harter Not ringenden Wirtschaft nicht nur eine Kulturart, sondern auch einen Beweis wirtschaftlicher Kraft zu sehen. Eine Einstellung, die eine Verleugnung besser Traditionen und eine wirtschaftliche Lüge gegen uns und andere ist. Desorientiert und falsch eingestellt, durch den Einfluß der Auslandskredite über das Maß seiner eigenen Wirtschaftskraft getäuscht, gleitet das deutsche Volk ahnungslos in die Gefahr zu hohen Konsums und zu geringer Kapitalbildung hinein.“

So etwa stellt sich nach Bederath das deutsche Wirtschaftsschicksal dar. Wir glauben, daß die uns drohenden Gefahren kaum wirkungsvoller aufgezeigt werden können. Zu hoffen bleibt, daß diese mutigen Darlegungen der Tagung, die weit entfernt sind von einer kurzfristigen Negation aus Prinzip, die Aufnahmebereitschaft bei allen denen finden, die es angeht; und das ist nicht zum wenigsten der deutsche Arbeiter, um dessen Arbeitsplatz

von verantwortungsvollen Männern gerungen wird, denn dies ist in dürren Worten der Sinn des Ringens um eine für Deutschland allein mögliche Wirtschafts- und Sozialpolitik. Mit großzügigen Versprechungen allein ist es nicht getan.

Es ist zu hoffen, daß recht viele Menschen in Deutschland den Mut zur Wahrheit und die Kraft zur Unpopularität aus nationalwirtschaftlichen Gründen finden mögen.

Mehr Besonnenheit!

Die folgenden Zeilen handeln von General Lubendorff. Dies muß als Warnung vorausgesagt sein, denn die Freunde und Anhänger des bedeutenden Feldherrn fallen in Zuckungen und Wutausbrüche, sofern man nur irgendein zurückhaltendes Wort zu äußern sich unterfängt. Als vor einigen Monaten der „Fridericus“ einen sehr einsichtigen, maßvollen Aufsatz mit Bedenken und Einwänden zu drucken wagte, wurde sogleich von „ungeheuerlichen Angriffen“ gefabelt, die in der Tat gar nicht vorhanden waren.

Was hier ausgesprochen werden soll — dies sei nachdrücklich betont, um allen Mißverständnissen und Umdeutungen vorzubeugen! —, ist nicht gegen die Person Lubendorffs, nicht gegen seine politischen oder antistrelmaurenschen Tendenzen an sich gerichtet, vielmehr gegen den — man muß schon sagen: unerträglichen Ton, der immer unverhüllter in der „Deutschen Wochenschau“ zutage tritt. Diese Zeitung, die von Lubendorff selber mit Aufsätzen gespeist wird, die sich seiner unmittelbaren Leitung unterstellt hat, bedient sich derartig anmaßlicher und grenzenloser Überhebungen, daß man zweifelnd fragt, ob ein Mann wie Lubendorff sich vor diesem schmeichelnden Umwinkeln nicht entschlossen und verbissen abwenden muß. Da wird die letzte Schrift des Generals als „neueste politische Großtat“, dann wieder als „das gewaltige neue Werk“ empfohlen — ja, schließlich überflügelt sich der Fanatismus zu der Äußerung: „das erschütterndste Werk der Welt, das je geschrieben wurde“!! Lubendorff wird „der Edelstein schlechthin“ genannt, und der

Lannenberg-Bund in Lichterfelde richtet ein Telegramm an „den größten Sohn Deutschlands“, wie getreulich überliefert wird. Wahrscheinlich, hier ist jede Besonnenheit am Ende! Kant, Beethoven, Dürer, Luther, Goethe, Bismarck, welch armfertige Geister gegen diesen einen! Dieses Schauspiel ist so ärgerlich, so niederdrückend, daß die unvermeidliche Frage wiederholt werden muß, wie der also Gefeierte diesen Überschwang überhaupt ertragen und dulden kann. Und wenn man nun von Lubendorffs „gigantischem Kampf gegen die Kriegsbeher“ lesen muß, so schüttelt man um so unwilliger den Kopf, als sich im Anzeigenteil ein höchst zweifelhaftes und dilettantisches Buch „Atlantis, Edda und Bibel“ von Hermann Wieland, desgleichen als ein „gigantisches und wunderbares Werk“ angepriesen findet.

Der Leser rotau ist lästerlich und keineswegs günstig für die Ziele, denen Lubendorff mit seiner Gefolgschaft so kräftig entgegenstrebt. Und daß ein jeder Segner und Zweifler freischweg als Idiot und Irrsinniger gebrandmarkt wird, erscheint gleichfalls als höchst zweideutige Rampfesweise. Darum: mehr Mäßigung, mehr Einsicht! Man kann das Beste und Höchste für sein Vaterland wollen und erwirken, ohne sich selber dabei als Papst und Prophet auszurufen! Sch.

Unrecht Gut

„Geschäft ist Geschäft“

Die große Verteilung russischer Kunstschätze und Altertümer, die das Auktionshaus Lepke im Auftrage der Sowjet-Handelsmission veranstaltete, hat viel Staub aufgewirbelt und ist von der Berliner Presse eingehend behandelt worden.

Die zur Auktion gestellten Kunstschätze und Kostbarkeiten stammten zum Teil aus den russischen Museen und ehemaligen kaiserlichen Schlössern, zum Teil aber waren sie Privatpersonen geraubt und gestohlen worden, und daher hatte die russische Emigration sofort einen Protest verkündet, und zwar nicht nur gegen die Verteilung der aus Privatbesitz stammenden und gestohlenen Gegenstände, sondern auch gegen den Verkauf der aus der

Eremitage, dem Michael-Palais und anderen kaiserlichen Schloßern geraubten Kunstgegenstände, da diese letzteren ein russisches National Eigentum bildeten, über welches der Sowjetregierung kein Verfügungsrecht zugestanden werden könne.

Sehr erfreulicherweise haben nicht nur die in erster Reihe an dieser Sache interessierten Russen ihren Protest verlautbart, sondern auch deutsche Stimmen haben sich veranlaßt gesehen, gegen diesen schimpflichen Handel und gegen den meistbietlichen Verkauf von russischem Nationalgute in Deutschland Einspruch zu erheben.

Das angerufene Gericht hatte die Kläger abgewiesen, worauf diese sich an das Kammergericht wandten, das einen anderen Standpunkt einnahm, die Einsprüche als begründet anerkannte, die Entscheidung des Untergerichts aufhob und verfügte, daß diejenigen Objekte, an denen einzelne Privatpersonen ihr Eigentumsrecht glaubhaft nachgewiesen hätten, von der Versteigerung auszuschließen seien.

Es hat sich also wiederum erwiesen, „daß es noch Richter in Berlin gibt“.

Obwohl nun die Frage des öffentlichen Verkaufs des russischen Nationalgutes in dieser Entscheidung gar nicht berührt wurde, haben sich gewisse Kreise in Deutschland durchaus auf den von den Bolschewikisten eingenommenen Rechtsstandpunkt gestellt und die Anschauung vertreten, daß das deutsche Gericht die von der Sowjetgewalt bereitete Nationalisierung alles Eigentums anzuerkennen habe, um so mehr, als diese Gewalt von Deutschland anerkannt worden sei.

Diese Stellungnahme, die sich im wesentlichen mit der Motivierung der inzwischen bereits aufgehobenen Entscheidung des Untergerichts deckt, ist bedauerlich und befremdlich, denn die Sowjetgesetze haben doch nur im Sowjetstaate volle Geltung, nicht aber auf dem Territorium eines anderen Staates, in dem andere Rechtsbegriffe herrschen, nach denen die Anwendung eines ausländischen Gesetzes ausgeschlossen ist, wenn dieses gegen die gute Sitte oder den Zweck eines deutschen Gesetzes verstößt.

Schon mehrfach haben die Sowjets russische

Kunstschätze und Kostbarkeiten, auch Kronjuwelen im Auslande verkauft, und bereits vor einigen Jahren schrieb aus diesem Anlaß die „Morning Post“ gegen einen solchen Handel mit „gestohlenem Gut“, der ein „unehrlicher Handel“ sei. Und gleichfalls vor ein paar Jahren wurde im Haag eine Resolution angenommen, nach welcher die europäischen Regierungen ihre Staatsangehörigen nicht unterstützen sollten, wenn diese Eigentum in Rußland zu erwerben suchten ohne Zustimmung der früheren rechtlichen Eigentümer.

Der bolschewistische Sowjetstaat kennt nicht die Gesetze der Moral und Ethik, die bisher in allen abendländischen Kulturstaaten die allgemein anerkannten und herrschenden waren, aber daraus folgt doch noch nicht, daß nun auch die fremden Staaten und Völker ihre Anschauungen über Moral und Ethik aufzugeben hätten.

Weber der Staat, der die Versteigerung gestattete, noch auch die Personen, die sich an ihr beteiligten, konnten darüber im Zweifel sein, daß die Bolschewikisten nicht Erb- und Rechtsnehmer der früheren Eigentümer sind, sondern geraubtes Gut verkaufen.

Wenn trotzdem die Versteigerung unter großer Beteiligung von privater Seite stattfinden konnte, so beweist das einen bedauerlichen Niedergang der öffentlichen Moral und ein Festhalten an dem Axiom: daß alle Bedenken zu schweigen haben, sobald es „nach Geschäft riecht“.

F.

Die Abschaffung der Todesstrafe

Die Abschaffung der Todesstrafe ist aus dem Stadium der allgemeinen Erdörterung herausgetreten und Gegenstand staatlicher Beratung geworden. Die Sache liegt gegenwärtig dem Rechtsausschuß des Reichstags vor und wird bald die höchste gesetzgebende Stelle, den Reichstag, beschäftigen.

Das Problem ist zweifellos nicht bloß ein Kind des Zeitgeistes in unserem Volk, sondern auch des Geistes unseres Volkes, einer tieferen Empfindung für die Schrecklichkeit des Mordes, der Lebensvernichtung, die im vergangenen Krieg in ungeheuerlichster Form zutage getreten ist. Während England, Frankreich,

Italien und andere Länder die Todesstrafe wieder eingeführt haben und der russische Staat bolschewistischer Formung die Todesstrafe spielend und handwertsmäßig handhabt, ist ein großer Teil unseres Volkes für Abschaffung. Es sind weithin Beweggründe der Humanität und Religiosität durchschlagend geworden. Soweit eine Gegnerschaft besteht, sind hauptsächlich praktische und rechtliche Gesichtspunkte maßgebend. Man befürchtet nicht ohne Grund schlimme Auswirkungen von einer Aufhebung auf die öffentliche Sicherheit wie auf das Rechtsgefühl im Volk.

So kommt es, daß sich Befürworter und Gegner der Abschaffung in allen Lagern weltanschaulicher Art finden. Es sprechen eben fast ebensoviel Gründe dafür wie dagegen und halten einander die Wage. Nur die unentwegten Politiker verlangen einseitig die Abschaffung aus dem einen Grund, der Fortschritt, die Zivilisation erfordere sie. Eine recht oberflächliche Stellungnahme.

Der tiefste Beweggrund, für Abschaffung Stellung zu nehmen, ist jedenfalls der religiöse, für den das göttliche Gebot: Du sollst nicht töten, unbedingt bindend ist, und zwar bindend nicht bloß für den einzelnen, sondern auch für den Staat als Vertreter der Gesamtheit. Das Leben muß als unverletzlich, als heilig gelten, auch das Leben dessen, der das seines Mitmenschen verletzt und damit sein eigenes nach der bisherigen Auffassung verwirrt hat. Seine Hinrichtung wäre eine wirkliche Sühne nur, wenn er selbst ihr zustimmte oder sie gar verlangte. Indessen gerade in diesem, allerdings wohl seltenen Fall, dürfte es fraglich sein, ob der Staat berechtigt wäre, die Todesstrafe zu vollziehen. Denn auch das Leben eines solchen Mörders auszutilgen erscheint, menschlich gefühlt, als eine Grausamkeit. Es ist immerhin noch etwas wert. Nur der reuelose Mörder ist ein gefährlicher Mensch.

Die Allgemeinheit vor solchen zu schützen, der Gedanke der Notwehr ist zweifellos berechtigt. Die Sicherung vor derartigen Elementen läßt sich aber wohl auch auf andere Weise erreichen. Geh. Rat Dr. Rahl hat einen Weg dahin gewiesen. Und eine Bestrafung mit lebenslänglichem Zuchthaus, die am-

nestielos durchgeführt würde, dürfte für den Verbrecher fast ebenso schlimm oder noch schlimmer sein als ein schneller, endgültiger Abbruch durch das Fallbeil.

Wenn nun aber die Todesstrafe wirklich abgeschafft wird, so ist Gefahr, daß mit § 211 auch der ebenso heikelmstrittene § 218, die gerichtliche Ahndung der Abtreibung, fällt. Gegen diesen Paragraphen wird ja von der Seite, die nicht aufhören kann, gesetzliche Bindungen zu lockern und Hemmungen in weitestem Maß zu durchbrechen, schon seit langem Sturm gelaufen, und diejenigen Parteien, bei denen anscheinend freizügliche Bestrebungen, mögen sie Ziele haben, welche sie wollen, immer Billigung und Unterstützung finden, werden wohl auch hier geschlossen für Aufhebung eintreten. Ihre Schlussfolgerung wird einfach sein: Wird der Mord nicht mehr mit der strengsten Strafe geahndet, so kann auch die Abtreibung nicht mehr geahndet werden. Sie ist überhaupt kein Verbrechen, sondern nur Selbsthilfe in der Not.

Diese Schlussfolgerung ist aber im Grund falsch, ja geradezu grundfalsch. Sie muß vielmehr so lauten: Ist das Leben eines Mörders noch wert, daß es geschont wird, so noch viel mehr das Leben eines völlig unschuldigen Wesens, auch wenn es erst im Werden begriffen ist. Soll das Leben eines Menschen, der nach bisheriger fast allgemeiner Auffassung sein Leben verwirrt hat, verlängert werden dürfen, so darf auch ein Leben, aus dem möglicherweise etwas recht Wertvolles werden kann, nicht im voraus vernichtet werden.

Von den für das Volksleben geradezu verheerenden Folgen der Aufhebung dieses Paragraphen gar nicht zu reden. Schon jetzt weisen fast sämtliche Ärzte, ausgenommen jener Dr. S. in Berlin, mit dessen Schrift der „Türmer“ sich vor gar nicht langer Zeit beschäftigt hat, darauf hin, wie diejenigen, die sich dieser Verfündigung am werdenden Leben schuldig machen, nicht bloß dieses, sondern ihr eigenes leiblich und seelisch vernichten, indem sie entweder selbst an den Folgen der Abtreibung sterben oder in den meisten Fällen ihre Gesundheit für das ganze Leben untergraben, und Kenner dieser dunkelsten Seite des Volks-

lebens sehen mit Grausen voraus, wie nur die öffentliche Sittenlosigkeit daraus Gewinn zieht, auch wenn das ganze Volk darüber zugrunde geht. Die Heiligkeit des Lebens in jeder Form zu schützen, ist unumgängliche Aufgabe des Gesetzgebers. Wenn irgend einmal, so wird es bei der kommenden Entscheidung über § 218 gerade so wie über § 211, bei der Aufhebung des einen wie bei der Aufrechterhaltung des andern gelten: *videant consules* — und es dürfte interessant werden, festzustellen, wie sich die Parteien im einen und im andern Fall verhalten, ob sie den richtigen Schluß ziehen.

Wir werden ja sehen.

G. R.

Zuchthausluxus —

Sträflingshotels!

Vor kurzem wurde im Zuchthaus zu A. ein Schlafzellenbau errichtet, der eine Neuerung im Strafvollzug darstellt.

Der Bau, der für 240—250 Gefangene berechnet ist, enthält außer 4 Arbeitszellen und 6 Gemeinschaftszellen 208 Einzelschlafzellen mit 15,2 Kubikmeter Luftraum, je einem Fenster von einem Neuntel der Bodenfläche, einer aufklappbaren Bettstelle, einem Tisch mit Stuhl, einem Schränkchen, einer elektrischen Lichtstelle, einem Lichtrufer und einem Abortstül mit Wasserspülung, letztere an Stelle der bisher üblichen tragbaren Aborteimer. Er kostet 500000 Mark, und der Aufwand für die Unterbringung eines Gefangenen stellt sich auf 2050 Mark gegenüber 1820 Mark beim alten Zellenbau der Anstalt.

Bei der Eröffnung wurde der Plan, der dem neuen Bauwesen zugrunde liegt, dargelegt: Da die heutige Technik große Arbeitsfälle verlangt, ist die völlige Isolierung der Gefangenen nicht mehr möglich. Die Trennung wird aber wenigstens für die Nacht durch diese besonderen Schlafzellen erreicht. Gemeinsame Schlafsäle, die nach Ansicht der Sachverständigen Verbrecherschulen sein können, gibt es nicht mehr. „Mit dieser Entwicklung habe man sich in Einklang gesetzt mit dem Stand der Strafvollzugstheorie und der vorgeschrittenen Praxis des Auslands. Die Anstalt zeige künftig in origineller Weise alle

Stadien der Entwicklung der Gefängnisbaukunst.“ —

Die moderne Strafvollzugstheorie in allen Ehren, und auch zugegeben, daß die mit dem Strafvollzug Betrauten über eine reichere Erfahrung verfügen als Fernerstehende, die das Zuchthaus nur von außen kennen — so dürfte es doch schwer sein, die gegenwärtige Allgemeinheit von der Notwendigkeit eines solchen Neubaus zu überzeugen.

Ganz abgesehen davon, daß es auch bei Isolierung in Nachtschlafzellen kaum gelingen wird, Verabredungen von Verbrechern zu verhindern — schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Land, also wohl auch im Zuchthaus bei Tag und Nacht, gefährliche Verbrecher vermögen sich mittels ihrer geheimen Laut- und Zeichensprache auf alle Weise zu verständigen, und Gewohnheitsverbrechern, die bei einer genügenden Anzahl von Vorstrafen auch für geringfügigere Vergehen Zuchthaus bekommen, dürfte diese Neueinrichtung mit ihren Bequemlichkeiten eine Verlockung sein, in Zeiten längerer Verdienstlosigkeit sich zur Abwechslung ein besseres Nachtquartier zu verschaffen — ganz abgesehen von dem allem, wird die Frage berechtigt sein: Ist ein solcher Neubau mit einer halben Million unbedingt notwendig gewesen in einer Zeit, wo jeder Landesetat mit einem millionenfachen Fehlbetrag abschließt und das Volk unter Steuern fast erlegt, jedenfalls der Minderbemittelte die Steuerschraube von Jahr zu Jahr empfindlicher spürt?

Ist es notwendig, für Schwerverbrecher eine solche Unterbringungsmöglichkeit zu schaffen, während immer noch Tausende redlich und sauer Arbeitender kaum wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen und aber Tausende von Familien, in engen Wohngeflüssen zusammengepfercht, Tag und Nacht ohne jede Behaglichkeit zubringen müssen? Ist es notwendig, Einzelschlafzellen für Gefangene in einer Weise herzustellen, daß die Kosten sich schätzungsweise so hoch belaufen als ein Zimmer in einem einfachen neuen Wohnhaus? Immer wird darauf hingewiesen, daß das Volk viel zu verschwenderisch lebe und in Festerelen und sonstigen Vergnügungen sich zu sehr ergebe.

und es wird gerade von oben herab Sparen, Sparen, Sparen gepredigt, aber wie soll die Menge darauf achten, wenn's der Staat nicht besser macht? S. R.

Ein schweizerisches Urtheil über die Deutschen

„... Man hat den Deutschen oft in wissenschaftlicher Beziehung den Vorwurf breiter Vielwiserel, dunkler Verworrenheit und blinder Gefangennehmung der Vernunft unter die Gauteleien der Phantasie, in gesellschaftlicher Beziehung aber den der Unbeholfenheit und eines steifen Formenwesens gemacht. Mag es auch sein, daß beide mehr oder weniger begründet sind, so werden sie doch durch so ausgezeichnete Vorzüge, wie diejenigen der Gründlichkeit und eines beharrlichen Fleißes auf der einen Seite, und auf der anderen der Gemüthlichkeit und einer ehrlichen gastfreundlichen Offenheit, mehr als aufgewogen. Ein dritter, und wohl ohne Zweifel erheblicherer Vorwurf kann ihnen in politischer Hinsicht, und zwar deswegen gemacht werden, daß sie ohne Gemeinsinn und ohne Nationalität sich einem gewissen Weltbürgerfinn, der das Fremde fast mehr noch als das Einheimische liebt und sucht, überlassen und, von allen benachbarten Völkern Bruchstücke zusammentragend, sich in Sitten, Gebräuchen und Moden ein buntes, buntfarbiges Kosmopoliten-Aussehen geben. Zwar haben in den neuesten Tagen einige Wohlbedenkende, aber den eigentlichen Sitz des Übels verkennend, durch äußere Auszeichnung und Hervorhebung einiger veralteter Formen die erlöschene Volkstümlichkeit wieder ins Leben zu rufen gewähnt, was ihnen jedoch, wie leicht zu erwarten stand, bei dem gänzlichen Mangel eines inneren festen Stützpunktes notwendig mißlingen mußte. Die Deutschen, welche so viel für wissenschaftliche Bildung und in dem Fach des Erziehungswesens tun, sollten, vor allem in ihren öffentlichen und Privatanstalten die Vaterlandsiebe lehren, den jungen Bürgern ihr Vaterland zeigen und sie in Kenntnis dessen setzen, was sie ihm schuldig sind — ohne jedoch, wie einige getan haben, dieser Jugend den Charakter einer ungefümen Leidenenschaft

zu geben, oder die gesetzmäßige Ordnung als einen lästigen Zwang hinzustellen. Denn dieses gehört mit zu dem Unglück unserer Zeit, daß Worte und Sachen so untereinander geworfen, und die Begriffe dergestalt verwirrt worden sind“ . . .

Caspar Hirzel in Zürich, 1821. (Aus den Schweizerischen Monatsheften.)

Berechtigungsweisen und Schülerelbstmord

In Berlin hat sich kürzlich ein Obertertianer unter ganz besonders tragischen Umständen das Leben genommen.

Er war fleißig und ordentlich, kam aber auf der Schule nicht weiter, weil sein Gedächtnis dem ungeheuer vielseitigen Stoff, den es in sich aufnehmen sollte, nicht gewachsen war. Der Junge besuchte ein Realgymnasium, und so mußte er sich mit Deutsch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Mathematik, Physik, Geschichte, Erdkunde, Religion und allem was drum und dran hängt, beschäftigen, abgesehen von Turnen, Zeichnen, Singen. Dabei zerfällt die Mathematik in Algebra und Geometrie, und das Rechnen spült auch noch immer herein. Und schon winkten dem Tertianer, dem von all dem das bekannte Mühlrad im Kopf herumgeht, noch Chemie, Biologie und Philosophie, wenn er das zweifelhafte Glück hat, in die oberen Klassen vorzurücken.

Ich habe früher ausgeführt, daß gerade der fleißige und ordentliche Schüler schwer gefährdet ist, weil er die üblichen Betrügereien nicht gern mitmacht. Er sollte aber doch wenigstens die Obersekundareife haben, ohne die man heute kaum noch etwas anderes werden kann als Arbeitsloser; denn schon melden sich auch die Handwerker und wollen die Obersekundareife verlangen, um den übermäßigen Andrang einzudämmen. Ich hatte mich der Hoffnung hingegeben, daß mit der Abschaffung des Einjährigendienstes die Zahl der Bewerber um die Erlangung der Obersekundareife abnehmen würde. Aber im Gegentheil: Schon jetzt ist das Abitur ungefähr das, was vor zehn Jahren das Einjährige war; und wer nicht einmal die Obersekundareife hat, der zählt überhaupt nicht.

Es ist daher durchaus verständlich, daß gerade solche Schüler, die langsam auffassen und den Anforderungen eines freien Berufes nicht gewachsen sind, mit allen Mitteln die Obersekundareife zu erlangen suchen. So war es auch bei dem Jungen, der sich eben das Leben genommen hat. Er ließ nicht locker, und so war er an dem Tag, an dem er siebzehn Jahre alt wurde, immer noch in der Obertertia. Die Lehrer aber mußten der Mutter die schmerzliche Mitteilung machen, daß auf eine Versetzung zu Ostern nicht zu rechnen sei. Es tat ihnen leid, aber man kann doch die höhere Schule nicht zu einer Volksschule machen, in der ein paar Brocken von fremden Sprachen gelernt werden; denn sonst haben wir in Deutschland bald nur noch zwei Arten von Menschen: solche, die Abitur haben, und solche, die Obersekundareife haben.

Die Mutter unseres jungen Freundes war vernünftig. Sie hatte ein Konfitürengeschäft, in dem sie ihren Jungen gelegentlich beschäftigte; und als sie erfuhr, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder sitzenbleiben würde, beschloß sie, ihn aus der Schule zu nehmen und in eine kaufmännische Lehre zu geben.

Das aber konnte der Junge nicht ertragen. Dazu war er zu reif und hatte zu viel gelernt. Nach so langer Arbeit sollte er nun auf eine Stufe gestellt werden mit einem Volksschüler, der seine Schulzeit abgegessen hatte? Das ging über seine Kraft. Und so erschloß er sich in der Wohnung seiner Mutter.

Die Schuld hat das Berechtigungsunwesen.

Man denke doch bloß nicht, daß man auf diese Weise die Tüchtigsten auswählen kann. Dem sind nicht schon mehr als genug Leute begegnet, bei deren bloßem Anblick er sich an die Stirn faßte und fragte: „Wie konnte der bis zur Obersekunda kommen?“ Es gibt nicht bloß leichte und schwere Schulen, sondern auch leichte und schwere Klassen. Denn was der eine Lehrer genügend nennt, das nennt der andere mangelhaft und umgekehrt. Der eine Lehrer hat den Willen und die Fähigkeit, auch den Unbegabten mitzuschleppen, der andere hält es für ein Unrecht, die Begabten durch die Beschäftigung mit den Unbegabten auf-

zubalten, und läßt sie liegen. Der eine Schüler hat zu Hause Hilfe, der andere nicht, und wenn Eltern, Tanten und Großmütter einen Nachhilfestundenlehrer unterstützen und der Junge die Strapazen körperlich aushält, dann erreicht er die Obersekundareife, und wenn sein Gehirn nur die Hälfte einer halben Hafelnuß umfaßt. Ist das noch eine Auslese? Und was erzählen erst die Universitätsprofessoren von der Dummheit, gegen die auch die Götter vergeblich kämpfen?

Es gibt viele Wege, um dem Berechtigungsunwesen ein Ende zu machen. Ganz unmöglich ist nur der eine, der auf eine Vermehrung des Unterrichtsstoffes ausgeht, um durch vermeintliche Steigerung der Anforderungen die ungeeigneten Elemente fernzuhalten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie dann erst recht kommen. Eine Vertiefung der Anforderungen führt zum Ziel, nicht eine Verbreiterung, die nur die Oberflächlichkeit vermehrt.

Prof. Dr. von Hauff

Ein neuer krasser Beweis der Schüler-Überbürdung

In der Königtädtischen Oberrealschule in Berlin, wo vor einigen Wochen ein Oberprimaner den Lehrplan mit dem Revolver erschließen wollte, kurz darauf ein zweiter Schüler wegen einer Arreststrafe auf die Wanderschaft ging, wird nun ein dritter Schüler, der nicht verfest wurde, seit mehreren Tagen vermißt.

Der Direktor berief eine stark besuchte Elternversammlung ein, in der er sehr interessante Aufschlüsse über die Ursachen der drei Fälle gab.

Der Oberprimaner schlug kurz vor seinem Attentat auf den Lehrplan einen Aufruf an das schwarze Brett, in dem er Herabsetzung der Schulstunden und der häuslichen Schularbeiten, Abschaffung der Schulstrafen und Amtsentsetzung aller zur Erziehung nicht geeigneten Lehrer verlangte. Der Direktor bestrafte den Schüler deswegen nicht, sondern setzte ihm auseinander, welche Schwierigkeiten der Verwirklichung seiner Forderungen entgegenstehen, worauf sich der Schüler zunächst beruhigte. Dann aber nahm er doch den väter-

lichen Revolver, fuchtelte damit in der Klasse herum und schloß sich im Waschkraum ein. Sein Zorn richtete sich in erster Linie gegen den Lehrplan, nicht gegen die Lehrer, wie auch der Vater, der selbst Direktor eines Berliner Gymnasiums ist, bestätigte. Der Schüler hat nicht geschossen, weil er den Lehrplan nicht fand.

Der zweite Schüler, der wegen einer Arreststrafe ausrückte, ist ein Herumtreiber.

Der dritte aber ist wieder ein typisches Opfer des Lehrplans, und zwar nach der entgegengesetzten Richtung wie der erste. Der erste ist über den Durchschnitt wissenschaftlich veranlagt und wird überreizt, weil er den Anforderungen des Lehrplans vergebens voll zu genügen sucht. Der dritte dagegen ist nach den Aussagen des Direktors ausgesprochen sportlich veranlagt und kommt in der Schule einfach nicht mit. Er ist ein Opfer des BerechtigungsweSENS, das der Direktor sehr richtig ein Berechtigungsunwesen nennt. Verlangen doch, wie er mittelst, die Dresdener Schubmacher für ihre Lehrlinge Obersekundareife.

Man mag sich über die lateinischen Schubmacher der Stadt Dresden amüsieren, wenn sie die Schuhsohlen von nun an im Takt des Hexameters annageln, wobei sie sich hoffentlich im Interesse des Fortschritts der Arbeit solche mit recht vielen Dattynen aussuchen; aber die Sache hat doch eine heillos ernste Seite.

Ich denke nicht daran, eine einzelne Schülertragödie aufzubauen und deshalb weichlich zu werden. Die Jugend soll und muß angepöbeln werden, und das will sie vor allem selber nicht anders. Aber wir wollen doch nicht aus Fischen Vögel machen und umgekehrt. Ich achte das Handwerk außerordentlich hoch, aber die höhere Schule ist nicht der Ort, wo es gedeiht.

Es bringt mich geradewegs zur Verzweiflung, wenn ich immer wieder hören muß: „Es schadet den Jungen nicht, wenn sie auch etwas von Latein oder Französisch, Englisch

und so weiter hören.“ Jawohl! schadet es ihnen. Sollen sich denn erst Hunderte ums Leben bringen, bis man es einfließt?

Und es schadet nach einer andern Richtung noch viel mehr. Es kommt eine so heillose Unwahrscheinlichkeit in den ganzen Schulbetrieb, daß es einem in Sachen der Wahrheit reinlichen Menschen übel dabel wird.

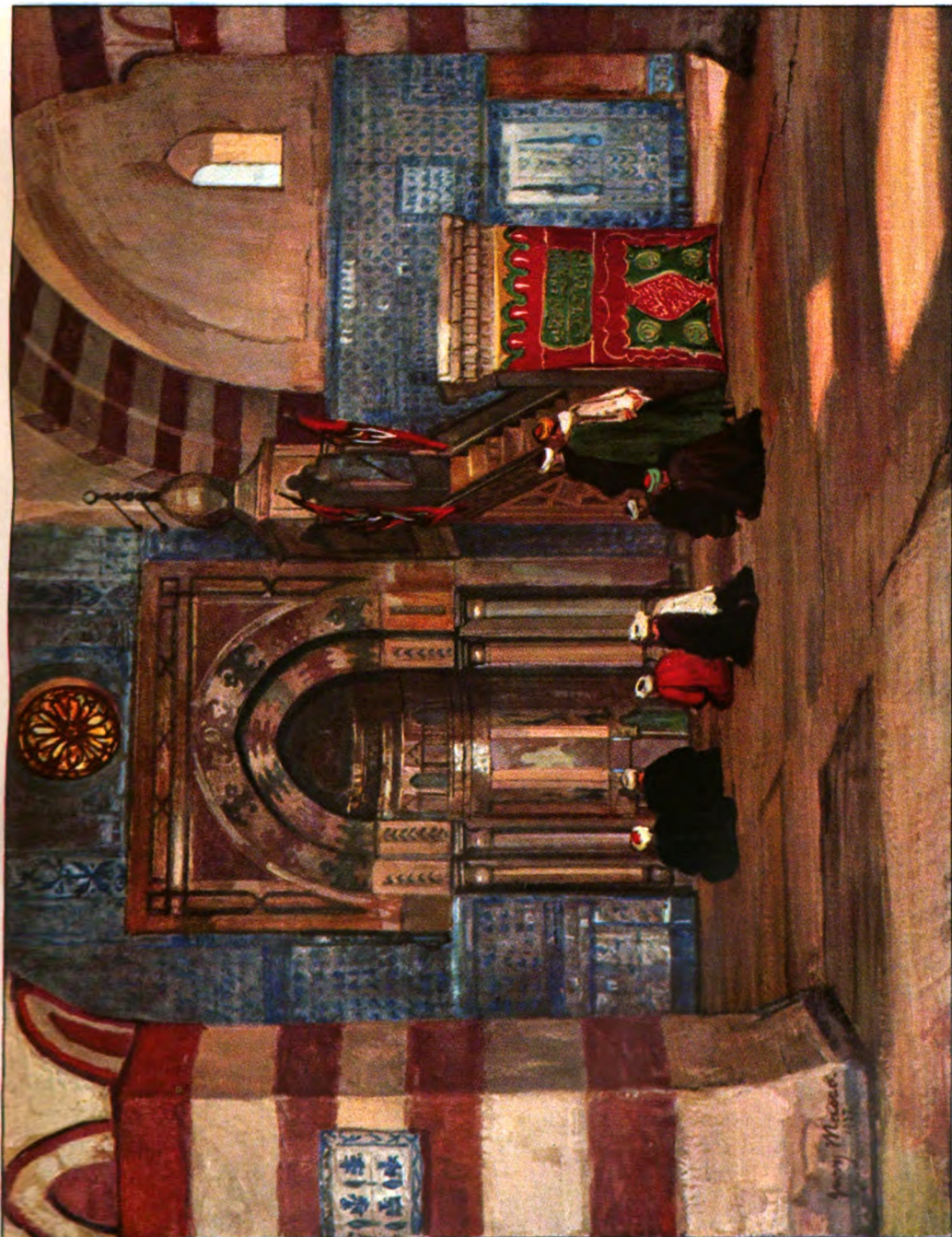
Wenn der Mensch nicht einmal mehr Schuster werden kann ohne Obersekundareife (ich warte auf ein Telegramm aus Dresden, daß die Schneider Abitur verlangen), dann schneidet man ihm ja jede Möglichkeit ab, etwas zu werden, wenn man ihn nicht in die Obersekunda schiebt. Macht der Junge sonst einen guten Eindruck, dann gibt man sich als Lehrer eben einen Stoß. Die Folge davon ist, daß der eine aus besonderen Gründen versetzte Schüler eine ganze Reihe anderer, die ein wenig mehr in wissenschaftlichen Dingen leisten, nach Art eines Kanonenwärsers mit sich reißt. Gleichgültigkeit und Faulheit blühen wie wilder Knoblauch, die höhere Schule aber wird zu einer Volksschule, in der einige Broden von fremden Sprachen gelehrt werden.

Man redet schon jetzt ganz offen von leichten und schweren Schulen, die räumlich oft gar nicht weit voneinander getrennt sind. Man hat für die ersteren in Württemberg den bezeichnenden Namen Lumpensammler. Man redet auch von leichten und schweren Hochschulen. Das wechselt mit den Lehrern. Das ist unpraktisch. Stellen wir doch Listen auf! Die Abiturienten der leichten Schulen wissen dann gleich, auf welche Hochschulen sie zu gehen haben, die Hochschullehrer wissen dann auch, was sie von ihren „Studenten“ zu erwarten haben, und die ewigen Enttäuschungen hören auf.

Nordamerika ist auch auf dem Gebiet der Wissenschaft mit uns in Wettbewerb getreten. Sehen wir zu, daß wir ihm den Sieg nicht allzu leicht machen!

Prof. Dr. Walter von Hauff

Verantwortlicher Hauptschristleiter: Prof. D. Dr. Friedrich Henrich in Eisenach
 Verantwortlicher Hauptschristleiter: Carl August Wallher. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des *Zürners*, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Moschee in Kairo

Georg Macco

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

31. Jahrg.

Februar 1929

Heft 5

Die große Sphinx im Osten

Von Fritz Heinrich Herrmann

Von den verschiedenartigsten Seiten her hat man den Bolschewismus erforscht und beurteilt. Und es ist nur zu erklärlich, daß die „große Sphinx im Osten“ Wissenschaft und Talent immer aufs neue begierig machen mußte, ihre Rätsel zu lösen. Wie weit dies für abendländische Menschen möglich ist, bleibe der Entscheidung berufenerer Hirne überlassen. Aber wenn wir von der ethischen Seite her an das große Problem „Bolschewismus“ herantreten, wenn wir als abendländische Kulturmenschen das Fremde und Unheimliche dieser Macht erfühlen, wenn wir als Christen uns mit innerstem Abscheu von jenen unchristlichen blutigen Diktatoren in Moskau abwenden, dann kommt uns — nicht soziologisch oder staatsrechtlich begründet, sondern dem innersten Gefühl entspringend — die Klarheit über den abgrundtiefen Unterschied abendländischen und bolschewistischen Denkens und Handelns, abendländischer und moskowitzischer Politik. Wir erkennen: Geist und Methode der abendländischen Kulturmenschen beruht auf der Organisation der aufbauenden und guten Kräfte; diejenige des Bolschewismus aber auf der Organisation der bösen Instinkte.

Aber während die abendländische Menschheit durch den Widerstreit materieller und ideeller Kräfte, durch das Gegeneinander der Interessen einzelner Persönlichkeiten und ganzer Volksgruppen eines einheitlichen Stils und Rhythmus' nicht mehr fähig ist, führte die Methode der Bolschewisten zu einer Zentralisation aller Kräfte, wie sie selbst in Zeiten der größten Spannung abendländischer Kräftezusammenfassung nicht möglich gewesen ist. Die gesammelte Kraft des Bösen steht im fortschreitenden Angriff gegen eine Kultur, die sich ihrer Immunität begeben hat, weil sie die schöpferischen und aufbauenden, positiven und abwehrfähigen Kräfte der

Idee aufloderte und verkrümmern ließ zugunsten einer unerhörten zivilisatorischen Leistung der Technik und der Organisation des Verstandes. Es ist die Schicksalsfrage an das Abendland, ob es imstande ist, seine im Innersten der abendländischen Seele begründeten Kräfte des Aufbaues und der Abwehr zu regenerieren. Asien steht vor den Toren und fordert Einlaß. Und wehe den abendländischen Menschen, wenn die asiatische Flut die Dämme zerbricht.

Warum mußten wir diesen wesenhaftesten aller Unterschiede zwischen abendländischer und bolschewistischer Methode in seiner ganzen Schärfe und Unerbittlichkeit herausmeißeln? Warum zeichnen wir das drohende Gespenst asiatischer Invasion? — Weil ein großer Teil der führenden europäischen Presse und insonderheit derjenigen Deutschlands sich der Pflicht, die Dinge zu sehen wie sie sind, versagt; weil sie ihre Leser einlullt in das Gefühl der Sicherheit, und weil sie nicht sieht, daß die Front der Geistigen, die Front des Bürgertums langsam die Angst vor dem Bolschewismus verliert, von dem man seit längerem selbst in ernst zu nehmenden Blättern liest, daß er ja gar nicht so schlimm sei, weil seine Anschauungen und Methoden sich gewandelt hätten. Es werde daher der Zeitpunkt kommen, an dem man auch mit ihm pattieren könne. Wir meißelten diesen Gegensatz so scharf heraus, weil das deutsche Bürgertum sich nach kurzem Wachsein aufs neue die Zipfelmütze über den Kopf gezogen hat, um zu schnarchen, in dem beruhigten Bewußtsein, daß der Bolschewismus ja gar nichts von uns wolle.

Zu Pfingsten 1928 traten Zehntausende deutscher Kommunisten des „Roten Frontkämpferbundes“ zu einer Tagung in Berlin zusammen. Und es war erschütternd, zu sehen, wie diese Zehntausende von deutschen Menschen die geballte Faust erhoben, um ihren Führern den Schwur nachzusprechen: „Wir geloben ewige Treue der russischen Sowjetregierung!“ Wir wollen diesen kämpferischen deutschen Menschen nicht die Liebe zu Volk und Vaterland absprechen. Wir wollen noch nicht einmal an ihrem Idealismus zweifeln. In ihnen mag der idealistische Wille stehen, eine Ordnung zu zerbrechen, die der Masse des werktätigen Volkes Fesseln anlegte, die ihnen untragbar erscheinen. Aber alle diese Menschen sehen eine Lösung nur durch Faust und Barrikade. Und da sie keine andere Lösung fanden, fielen sie den verneinenden Mächten des Asientums zum Opfer. Das Licht aus dem Osten hat sie geblendet gleich den Motten, die die Kerze umschwärmen, um mit verbrannten Flügeln niederzusinken. Wir wollen lediglich feststellen, daß es im deutschen Staate der Gegenwart so weit gekommen ist, daß Zehntausende deutscher Menschen sich einer fremden Macht verpflichten, um — wenn die Zeit reif ist — den blutigen Kampf gegen eigene Volksgenossen durchzuführen bis zur Vernichtung. Und es wäre eine Fahrlässigkeit sondergleichen, an diesem Willen zu zweifeln. Eine deutsche Hilstruppe bolschewistischer Machthaber steht im Herzen Deutschlands und wartet auf den Kampf. Die Grundlage ihres Wollens mag Idealismus sein. Ihre Führer aber predigen Haß und peitschen die bösen Instinkte.

Gefährlich muß diese Verneinung jeder abendländischen Ordnung in dem Augenblick werden, in dem die fortschreitende Vertrustung und Versklavung Deutschlands die Lebenshaltung der Massen noch mehr herunterdrückt, in dem die Arbeitslosigkeit zunimmt und der Nährboden für Agitation und Demagogie ein fruchtbarer wird.

Es ist daher von schicksalhafter Bedeutung, daß das deutsche Bürgertum sich vermehrt mit den politischen Fragen beschäftigt, die immer wieder um die Diktate von Versailles, St. Germain und Trianon und um den Dawes-Pakt mit seinen immer klarer erkennbaren Folgen kreisen. Aber gefährlicher als die Aufpeitschung proletarischer Kräfte ist die außerordentlich geschickte Politik der Sowjetagenten gegenüber dem deutschen Bürgertum nationaler Prägung und gegenüber den Exponenten der Großindustrie. Als Mostau erkannte, daß die Bolschewisierung der proletarischen Massen in Deutschland an der Psyche des älteren deutschen Arbeiters und an der Führung der S.P.D. scheitern würde, wandelte es seine Taktik und benutzte den nationalen Willen aktiver deutscher Jugend derjenigen freiheitsliebenden Kräfte, deren ganzes Wollen sich auf die äußere Befreiung Deutschlands richtet. Mostau benutzte das natürliche Revanchegefühl deutscher Nationalisten gegenüber dem Westen, um in Erinnerung an die historischen Ereignisse von 1812/13 sich als den gegebenen Bundesgenossen im Befreiungskrieg hinzustellen. Und nicht nur große Teile der nationalen Jugend, sondern auch offiziöse und offizielle Stellen fielen dieser Propaganda zum Opfer. Und sie taten dies um so mehr, als die auswärtige Politik des Reiches dem Westen gegenüber kaum eine Erleichterung der Lage erreichte. Gerade die verfloßene Briand-Rede in Genf scheint diesem Pessimismus aufs neue recht zu geben, wenn auch dem tiefer Schauenden sich die Zusammenhänge etwas anders darstellen. So ist die antibolschewistische Front nationalen Frontsoldatentums, die 1919 in den Freikorps den ersten Ansturm moskowitzischen Willens brach, heute unterhöhlt. Nationale Verbände stellen Lenin als den größten Staatsmann der Weltgeschichte hin. Aktivistische Führer sprechen von der Bündnismöglichkeit mit Sowjetrußland. Und nationale Zeitungen unterstreichen dies durch Hinweise auf die militärische Kraft der Sowjetarmee. Das Irrlicht aus dem Osten hat auch hier Menschen geblendet, deren vaterländisches Denken über jeden Zweifel erhaben ist. Das Bewußtsein der eigenen Schwäche ließ in ihnen das Gefühl für die Möglichkeit einer Bundesgenossenschaft aufkommen, die Mostaus Pläne fördert, die aber — darüber müssen wir uns klar sein — den Tod deutscher Kultur bedeutet.

Ein dritter Förderer des Probolschewismus und damit der Aushöhlung einer geschlossenen Abwehrfront gegen die Tendenzen der Weltrevolution ist die deutsche Wirtschaft. Wenn unsere großen Industrien (Schwerindustrie, Kali-, Chemische Industrie u. a.) mit den gleichen Industriezweigen des Westens verflochten sind, so sollte man meinen, daß mit dieser Option eine Abneigung gegen den Osten verbunden sein müsse. Dem ist nicht so. Jede Industrie sieht nach Absatzmärkten. Und gerade die deutsche Wirtschaft muß, um ihren Dawes-Verpflichtungen nachzukommen, Absatzmöglichkeiten erschließen, wo sie sich immer finden. Nun hat Sowjetrußland in seinem Außenhandelsamt eine Zentralisation seines Exports und Imports geschaffen, wie sie sich schärfer nicht denken läßt. Während die Wirtschaft der abendländischen Staaten ihre Wege geht, unabhängig von dem Wesen der Staatspolitik, und während sie die letztere sogar vielfach auf ihre Wege zwingt, ist dies in Sowjetrußland umgekehrt. Die Staatsgewalt ist zugleich oberste Kontrollinstanz der Wirtschaft und hat die Möglichkeit der Förderung oder Drosselung der Einfuhr in ihrer Hand. Wer importieren will, ist also abhängig von der Sowjetregierung. Und

da die Wirtschaft im Machtbereich der Sowjetherrschaft jeglicher gesetzlichen Sicherung entbehrt, so ist derjenige, der mit Rußland Handel treibt, in der Hand der Moskauer Gewalthaber. Eine Handlungsweise, die den Staatsinteressen der Sowjets entgegenlaufen würde, müßte zum Verlust der dort investierten Kapitalien führen.

So bedeutet auch die wirtschaftliche Fühlungsnahme eine Schwächung der antibolschewistischen Front und dies um so mehr, als die zunehmende Vertrustung der deutschen Wirtschaft an sich den natürlichen Träger des Abwehrwillens gegen revolutionäre Tendenzen, den deutschen Mittelstand, nachhaltig verringert und schwächt. Und gerade diese Schwächung ist vielleicht die größte Gefahr der deutschen Zukunft.

Auf der einen Seite zunehmende Verproletarisierung der Massen und damit Verstärkung der Unruheherde an sich; auf der anderen Seite die Schwächung und Ausbühlung einer nationalen Front des Mittelstandes und schließlich die fortschreitende Vertrustung einer immer stärker werdenden Plutokratie — das sind die Gefahren, vor denen das deutsche Volk steht.

Dieses Volk aber ist zerspalten und zerklüftet in unzählige sich befehdende Parteien und Gruppen. Die Einheitlichkeit seines Wollens ist zerstört durch den Widerstreit der Interessen. Seine Führung entsteht nach Gesetzen, die die Herrschaft der Plutokratie und der Demagogie fördern und festigen. Die Generation, die uns regiert, entstammt einer längst versunkenen Zeit. Es war die Vorkriegszeit des Materialismus, des Marxismus und Mammonismus. Der Sturmwind des Fronterlebens des großen Krieges segte über das deutsche Land. Aber er hat es nicht vermocht, die abgestandene Luft eines vergangenen Jahrhunderts hinwegzublasen.

Die Frontgeneration trägt eine ungeheure Verantwortung vor Gott und der Geschichte. Ihrer wartet die Aufgabe, Deutschland fähig zu machen, den von Osten drohenden Bolschewismus abzuwehren. Sie kann ihre historische Aufgabe nur erfüllen, wenn sie einen Staat schafft, dessen heiligste Güter deutsche Menschen gewillt sind, zu verteidigen; — zu verteidigen, weil sie ihn lieben. Liebenswert aber ist nur der Staat, für den der große Reformator Preußens, der Reichsfreiherr vom Stein, die Forderung aufstellt:

Volk und Staat müssen eins sein!

Ferner Klang

Von J. D. Ungerer

Als meine Lieder
Aus Hoffen und Bangen,
Was sind sie denn anders
Als ein Heimverlangen.
Was sind sie denn anders
Als ein wehes Sehnen
Nach dem Glück,
Von dem wir zuweilen wähen,
Wir könnten es fassen,
Wir könnten es halten.

Entfliehen dann die Traumgestalten,
Stürzen wir nach in blinder Hast.
Schon halten wir eine gefaßt,
Da ist sie entschwunden
In Nebel und Duft.
Nichts bleibt zurück
Als die leere Luft
Und das ferne Klingeln
Und ein leises Singen
Von Hoffen und Bangen
Und Heimverlangen.

Die Mütter

Novelle von Heinz Steguweit

Die Studenten fuhren singend stromauf, sie hatten ein Benzinboot gechartert, das am Bug den Namen seines Reeders trug, das sich im übrigen willig mit der fröhlichen Fracht von dreißig Jünglingen beladen ließ. Diese Burschen waren zumeist Werkstudenten, Studierende also, die mit erbaulicher Reife in den Lebenstag griffen, ganze Kerle, die vom Weltkrieg zernarbt wurden, die der Belehrung nicht mehr bedurften, daß neue Zeit auch neue Menschen fordert, daß hohe Ziele nur mit hohem Geist erobert werden.

Man muß dies wissen, soll man jenen Übermut billigen und verstehen, dem sich solche Jugend auf sonniger Rheinfahrt ergab; denn die Weinbumpen kreisten, der kühle Trunt war verdient, eben ging ein schweres Semester zu Ende, der immer wieder aufklingende Gesang war lustig nur von ungefähr:

„... ach das Ermatrikulieren —
ist ein böses Ding, ja, ja ...!“

Sie feierten Abschied von jedem Panorama, sei's vom türmereichen Bonn und seinen Brückenbogen, sei's von der grünen Wälderwooge des Siebengebirges oder von den Basaltkerzen der Erpeler Ley. Sie wollten Kameraden des Schicksals werden, Nachbarn des Lebens, besiegelten so Trennung wie Bündnis mit einem feierlichen Zeremoniell, dessen verschwärzte Jugend gottlob noch fähig ist.

Keiner von den Singenden aber ahnte, welches Unheil der scheinbar so glückhafte Tag bereit hielt, was könnten auch Auflehnung oder Vorsicht abwenden, wo sich das tödliche Schicksal niemals in sein unumschränktes Selbstbestimmungsrecht hineinpfeuschen läßt. — Die Jünglinge gondelten immer noch stromauf, das grüne Rheinwasser schäumte hoch um den Bug, die Berge rochen nach Most, der Motor rumpelte wacker im Dreitakt; rechterhand strich Sinzig vorüber, links lauerte Ruine Hammerstein aus hohlen Augen landein, — da schrie die am Heck versammelte Runde den Führer an, er solle halten, das Triebwerk bremsen ... flink ... unverzüglich ...

Drei, vier, sechs des Schwimmens Rundige rissen sich die Joppen ab, sprangen in den Strom, tauchten, suchten, tauchten wieder, aber keiner fand den armen Kommilitonen, der eben rücklings über die Bordwand gefallen und auf der Stelle verfunken war. — Man starrte sich die Augen naß, hoffend, der Verschwundene würde aufkommen, hier oder dort, — vergeblich, die Wellen blieben grauig glatt, der singende Bursch war singend geschieden; — wie nachdenklich mußte es die Verzweifeltsten stimmen, daß eben ihr Chor mit dem Rantus von „des Jahres letzter Stunde“ fallen wollte:

„... auf, Brüder, frohen Mutes,
Auch wenn uns Trennung droht, —
Wer gut ist, findet Gutes
Im Leben und im Tod ...!“

Indessen blieb keine Zeit zur Wehmut, der Wein wurde schal, die Lust war vergangen zum Trunk wie zum Lieb; das kleine Boot drehte bei, landete vor Narnaby, wo die erfolglosen Schwimmer ihre Kleider trocknen ließen.

Es ist verständlich, daß man mit müden, dumpfen Köpfen das Unglück besprach; eine Ursache für den Sturz des Verschollenen blieb ungefounden, dennoch waren Zeugen genug, die den Freund plötzlich und völlig lautlos ohne Schrei oder Hilferuf hintenüber kippen sahen. Das Rätsel löste sich nicht, ein freiwillig gesuchter Tod war unmöglich, das Opfer lebte in guten Verhältnissen, sein Examen wurde cum laude jensiert, für törichte Liebesgeschichten hatte der Fleißige weder Sinn noch Muße. —

Nach einer frostig schweisgamen Heimfahrt stromab erfüllten die Studenten ihre Pflicht: Sie gaben dem Spiritus rector ihrer Akademie genaues Protokoll über den Vorfall, der Detan und intime Mentor des Toten übernahm es, die Eltern telegraphisch wie brieflich zu verständigen. —

An dieser Stelle muß man wissen, daß der Ertrunkene Johannes Thorschat hieß, sein Vater war Gutspächter in Pommern, die bedauernswerten Eltern verloren ihr einziges Kind, verloren den letzten Mut und die beste Hoffnung ihres nahenden Alters. —

Als Mutter Thorschat das Telegramm in den Fingern hielt, fiel sie schreiend zusammen; man trug sie aufs Bett, rief den Arzt; ihr Gatte blieb stumm, — so tapfer er auch mit den Augen kämpfte, bald rollten ihm Tränen in den Bart, seine Kraft war zu Ende; wie sollte er Unfaßbares fassen, wie Untragbares tragen?

Die Mutter erwachte stier und bleich am Abend, sie fieberte, und im Fieber sprach sie alles aus, was ihr Gewissen fürchterlich bedrückte: Sie hatte den Jungen zum Studium an den Rhein geschickt, sie hatte den Willen des Vaters umgestimmt, der seinen Johannes lieber in Göttingen gewußt hätte, wo er selber einige Semester absolvierte. Doch die Vorwürfe, die Frau Thorschat sich machte, wies ihr Gatte besonnen zurück, er versuchte durch tröstenden, männlichen Zuspruch die Kranke zu beruhigen, obwohl er selber mit dem wunden Herzen nach einem Tröster und Zuspriecher schrie. —

Es gibt im tiefsten Todesleid immer nur einen Heiland: Die Zeit, die alle Trauernden ihrer Gnade und Erbarmung teilhaftig werden läßt. Der Trostlose, der auf die Zeit warten und sich vor unbefonnener Eile hüten kann, harrt niemals vergeblich. Gott hat diese Frist geschaffen, wer anders hätte die Kraft? —

Für die Eltern in Pommern vergingen Tage kältester Einsamkeit, sie dümmerten beide schwermütig dahin, dennoch trugen sie die Botschaft mit Fassung, daß man den Leichnam des Sohnes gelandet habe.

Der Erzähler hegt Bedenken, den Zustand des Toten eindringlich zu schildern; möge die Tatsache genügen, daß man den vom Wasser stark zerstörten Leichnam nur an bestimmten Merkzeichen erkennen konnte: Johannes Thorschat verlor im Kriege zwei Finger der rechten Hand, im Munde trug er eine goldene Gaumenplatte, — kurzum, wir haben keinen Grund, an der Rämlichkeit des Gefundenen zu zweifeln.

Obwohl Vater Thorschat als Gutspächter ein sparsamer Rechner war, opferte er erhebliche Mittel, den einzigen Sohn und Liebling heimholen und ihn auf dem Friedhof seines Geburtsfledens bestatten zu lassen. Bald traf der tragische Waggon

im Kösliner Bahnhof ein, zwei treue Kameraden der rheinischen Alma mater waren die Begleiter. Weber Vater noch Mutter hegten den Wunsch, den Toten noch einmal zu sehen, sie wollten den Jüngling in einem Andenken halten, das ihn als frischen, blühenden Menschen zeigte; auch hatten sich die Eltern so weit durch ihre Qual gekämpft, daß sie eine Öffnung des Sarges pietätvoll unterlassen konnten.

Zwei Tage später trug man Johannes Thorschat in heimatlicher Scholle zu Grabe. Berge von Blumen und Kränzen häuften sich auf dem Hügel, endlos war das Gefolge, nicht einer von den Bauern des nächstliegenden Pommernlandes fehlte; Krieger- und Kameradschaftsvereine zogen mit melancholischer Choralmusik voran, kirchliche Chöre sangen, der Geistliche segnete diesen Heimgang:

„... sei getreu bis in den Tod, —
und ich will dir die Krone des Lebens geben!“ —

* * *

Wenn die Allmacht spielt, wenn das Schicksal sich in unerklärlichen Launen offenbart, — wer könnte, wer dürfte sich widersetzen? — Man erfahre eine wunderliche Lücke des Lebens:

Raum schlief Johannes in Pommerns Erde, da lasen die Eltern Thorschat einen Brief vom Rhein, der sie tief erschütterte, der alle Narben ihres Wehs wieder aufriß: Sie hatten nicht ihren Sohn begraben! — Den sie da weihen und segnen ließen, war ein gemeiner Dieb, ein Verworfener, der den Tod im Wasser zur letzten Zuflucht vor Schande und Schimpf wählen mußte, der zufällig die ähnlichen Merkmale des ertrunkenen Studenten aufwies. —

Es ist verständlich, daß Vater Thorschat diese Botschaft grimmig hinnahm, daß er mit menschlichem Zorn dem frischen Hügel des Friedhofes eine Faust ballte. — Sollte er auf Kosten einer rheinischen Behörde den Spitzbuben ausgraben und auf den Schindanger werfen lassen? — Sollte er dem Schuldigen dieses ungeheuerlichen Irrtums den im voraus gewonnenen Prozeß machen? — Er donnerte sich alle Wut vom Herzen, so lange, bis ihn die Mutter seines Sohnes beschwichtigend bei der Hand nahm. — Frau Thorschat bat, vorläufig nicht mit unbesonnener Eile am Geschehenen etwas zu ändern, beschwor ihn unter Tränen, die Wahrheit klug zu verschweigen, es ginge nicht an, Unruhe und Zorn unter die Landleute, Krieger und Sänger zu tragen, die vorgestern mit ehrlicher Trauer dem Sarge eines Unwürdigen gehuldigt hätten. Sie habe sich vielmehr entschlossen, unverzüglich nach Köln zu reisen, um mutig den dort gelandeten Leichnam ihres Kindes mit mütterlicher Unfehlbarkeit zu beschauen; keineswegs dürfe ein neuer Irrtum die endgültige Überwindung ihres Leids gefährden.

Vater Thorschat gab knurrend seine Einwilligung; am folgenden Morgen saß die Mutter schon im Zuge, der sie von Köslin über Oder, Elbe und Weser nach dem fernen Rheine fuhr. Die Reise wurde der alten Dame lang, sie zählte ruhelosen Blutes die Stunden und die Bahnhöfe, sie sah hohl und übermüdet aus, als endlich die Eisenbahn über die Kölner Brücke polterte. — Da es später Abend war, brannten hunderttausend Lampen an den Ufern, diese Stadt illuminierte festlich, sanft spiegelte der Strom ihre Lichtfülle wieder, das funkelte und kringelte lustig im Gewässer;

— die Mutter aus Pommern aber wandte sich ab, für sie war dieser majestätische Fluß der Mörder ihres Kindes.

Am folgenden Morgen schon meldeten sich die Freunde ihres Johannes im Gasthaus; das Geheimnis des Unglücks wurde bald offenbar, als Mutter Thorschat die Studenten belehrte: Ihr Sohn sei im Kriege verschüttet worden, er habe seitdem an periodischer Fallsucht gelitten, ein Abel, das ihm gewiß auf der Bootsfahrt plöglisch und unvermittelt zum Verhängnis wurde!

Am Nachmittage bestand die Frau eine harte Probe ihrer Tapferkeit: Den Leichnam, den sie flink noch in einem eisgetühten Schauhause besah, erkannte sie sofort, obwohl man das verzerrte Gesicht des Toten von einem Tuche bedeckt ließ; — nun war kein Zweifel mehr möglich, die ausgelaugten Papiere belegten es, dieser Siegelring war ihr eigenes Geschenk für den Jungen, diese Krawatte hatte sie selber gehalten ..., ganz gewiß, dort lag kalt und stumm ihr armer Johannes. — Mutter Thorschat weinte nicht, ihre Stärke machte den Beamten die Arbeit leicht, man traf unverzüglich alle Maßnahmen der Einsargung und der weiten Beförderung nach der pommerschen Heimat. Was aber aus dem verworfenen Menschen, aus dem Diebe werden sollte, den man in der Ferne fälschlich bestattete, wußte die Trauernde noch nicht, dies zu ordnen wurde sie zum selbigen Abend noch in das Präsidium der Polizei gebeten.

Daß Frau Thorschat ihre gerechte Empörung über den Irrtum nicht verheimlichen wird, haben wir zu erwarten; welche Mutter nähme es auch ohne Widerspruch hin, den bescholtenen Leib eines Verbrechers für den des braven Sohnes tauschen zu sollen? Die Seele dieser Frau forderte Rechtfertigung.

Allein, ohne jede Begleitung lehrte die alte Dame in ihr Gasthaus zurück, kaum hatte sie Lust, das Mittagmahl zu genießen, doch wollte sie unbedingt die Verhaltensmaßregeln noch einmal überlesen, die ihr der Gatte zur Erhebung berechtigter Ansprüche auf den Weg gab. — Bevor sie aber ihr Zimmer auffuchen konnte, ereignete sich ein Zwischenfall, der Mutter Thorschat zum Verweilen zwang, der jeden, der vom bisherigen Schicksal dieser Geschichte erfuhr, bewegen wird:

Der Hotelbiener meldete, eine alte Frau warte schon seit Stunden unbeweglich auf ihre Rückkunft, die Besucherin sitze im Lesezimmer, wo Frau Thorschat sie sprechen könne.

Die Mutter aus Pommern hatte weder Freunde noch Verwandtschaft am Rhein, gierig war sie, den hartnädig wartenden Gast kennenzulernen.

Also öffnete sie die Tür des bezeichneten Raumes; — in einer düstern Ecke erhob sich müde ein Weib, das fraglos dem ärmsten Arbeiterstande angehörte. Diese Greisin roch nach Hunger, ihre Haut war lebern gelb, ihre Kleidung mehr als dürftig, die Augen lauerten fast blind aus blauen Ruln.

Frau Thorschat überwand ein verständliches Entsetzen, immerhin war sie verpflichtet, nach der Ursache solch rätselvoller Begegnung zu fragen. Da zuckten die Lippen der Fremden, mit dem zerlöchernten Kopftuch tupfte sie sich Tränen ab:

„Frau — ihr habt in Pommern meinen Sohn begraben!“

Mehr brachte diese verelendete Zunge nicht über sich, ein wildes Schluchzen

schüttelte die Klägerin zurück in das Dunkel, aus dem sie eben erst wie ein Gespenst emportauchte.

Zunächst gewann Mutter Thorschat keine Fassung; sollte sie den Rücken wenden, sich in billiger Flucht dieser unbequemen Lage entheben? — Fast drehte sich die stolze Gutsherrin schon zur Tür, als sie ein göttliches Geschenk in der Seele empfing: Das Leid, das sie sah, war ihr eigenes; der Jammer, den sie hörte, erweckte sie aus einer Dämmerung, deren sie nie bewußt wurde. Sie setzte sich neben die Weinende, sie legte ohne Scheu ihre gepflegte Hand auf das fledige Kopftuch der Ent-erbtin, dann strömte heilige Mütterlichkeit von Leib zu Leib, von Gewissen zu Gewissen; — Frau Thorschat sprach nicht eine Silbe, die den Sohn dieser zertrümmer-ten Schwester schmähen konnte, — sie verheimlichte alles, was sie von dem ver-worfenen Diebe wußte, sie kämpfte sich nur mit ihren Worten über einen Tränen-strom hinweg, dem sie sich so gerne hingegeben hätte:

„... ja, und schön haben wir ihn begraben; fromme Lieder spielte die Musik, Kinder sangen, der Pfarrer hat gesprochen, halb Pommern brachte Blumen ..., schön ist's gewesen!“

Aber die Blicke der Fremden huschte ein Fladern und Leuchten; sie zitterte, aber der zärtliche Zuspruch der Nachbarin machte ihr Mut:

„... Sie sollen alles wissen; — mein Jung hat schwer gesündigt, — ja, die Frauen-zimmer; er war zu gut, darum ging er stehlen —, sein Vater hat viel getrunken, nun habe ich keinen mehr...“

Mutter Thorschat nickte; was sie eben erfuhr, war keine Rechtfertigung, war viel-mehr herbe Anklage gegen ein Schicksal, das sein Füllhorn nicht gerade gerecht ver-teilt. Dann offenbarte die Arme das Letzte:

„... daß mein Philipp brav war, weiß ich heut besser als je; er machte mir Schand', darum lief er ins Wasser, — — — sagen Sie, tut das ein schlechter Mensch?“

Mutter Thorschat verneinte es; sie spürte ein glückliches Gefühl, da sie nein sagen konnte, — sie atmete jetzt tief und frei, als sei sie im Augenblick geheilt worden von einer schweren Vergiftung. —

Zwei einsame Mütter, nur äußerlich ungleich, in den Seelen innig verbündet, setzten sich an den Mittagstisch, und eine von ihnen schlang so gierig, als habe sie ewig hungern müssen.

Am Abend schickte Frau Thorschat einen Boten zur Polizei, — im Präsidium schüttelte man die Köpfe vor diesem Brief:

„... es tut nicht not, am geschehenen Irrtum etwas zu ändern; ich reise heim nach Pommern und erwarte den Sarg meines Sohnes...“

Am neuen Morgen schon saßen die Frauen in der Bahn, die sie über Rhein, Weser, Elbe und Oder hinweg nach dem deutschen Osten entführte. Die Mütter schauten hinaus in die rasende Landschaft, die eine geläutert, die andere in Trauer verklärt, — Schwestern am Kreuz irdischer Schmerzen.

In Pommern murrte Vater Thorschat, dann gab er die Hand, Liebe ist stärker denn der Zorn. Sein Johannes wurde in aller Stille neben dem Fremdling be-fattat, viel feierlicher war's als vor Tagen, da ein lauter Schwarm die Grube um-

stand. Keiner im weiten Pommernland hat etwas erfahren, man wechselte nur die steinernen Kreuze, man sprach nur ein demütiges Gebet, daß sich zwei arme Seelen irgendwo in der Ewigkeit verfühnen sollten.

* * *

Hier sei es verstattet, das Ende der Begebenheit nachdenklich zu beschließen; denn was wissen wir im nüchternen Getriebe unserer Täglichkeit von den Fügungen, die immer wieder alles Sterbliche mit ihrem Mirakel umspinnen; — erinnern wir uns des frischen, wenn auch nicht ewigkeitswertigen Liebes, mit dem Johannes Chorchat in der Flut des Rheines versank:

” — — — — —
 Wer gut ist, findet Gutes
 Im Leben und im Tod!“

Mutterlieder

Von Thyra Wendte-Ottens

In goldnen Birkenhaaren wühlt der Tod;
 Es herbstet in der Stürme wilden Geigen;
 Die warme Erde birzt in Qual und Not,
 Wenn Winterfröste stampfen ihren Reigen:
 Ich aber trage Frühlingsblütenträume,
 Und meine Hände schließen ein das „Werde“;
 Du, Kind, füllst alle jäh verarmten Räume
 Mit Mutterglück — dem Trieb der Frühlingserde . . .

Wenn ich dich abends in den Armen halte,
 Um dich zur Nacht ins Kinderbett zu legen,
 Wenn zum Gebet ich dir die Händchen falte,
 Dann hebt mein Herz vor unermeßnem Segen.
 Und deine Wangen, deine klare Stirne
 Bedeckt mit Küssen lang verstummter Mund.
 Riß Schuld und Schmerz mir einst die Seele wund:
 Mit dir, mein Kind, erklohm ich höchste Firne . . .

Ich kann's nicht glauben, und ich weiß es doch:
 Einmal erfaßt auch dich des Lebens Welle;
 Und halt' ich heute auch im Arm dich noch,
 Mein kleiner Knabe — — leer wird einst die Stelle.
 Du wirst ein Mann und wirst dich liebend geben
 Der fremden Liebe, die dich mir entreißt. —
 Dann geh ich alternd und verarmt — — verwaist
 Und segne dich . . . und leer ist dann mein Leben . . .

Ein ungelöster Akkord

Von Robert Vohhart

Vor mir auf dem Schreibtisch liegt ein Notenblatt. Voller großer sorgfältiger Züge, eher gemalt als geschrieben. Aber gegen das Ende der Seite werden sie undeutlicher; zitternd stehen sie da, wie vor flirrendem Aug' und enden jäh in einem unaufgelösten dissonierenden Akkord. Dann sieht man noch Kraxer einer trockenen Feder und endlich — gar nichts mehr. — Ein Lied ist es, was hier nie zu Ende abgeschrieben wurde, und das seine ganz besondere Geschichte hat. — Heute, wo der Frühlingswind über die jungen Saaten geht und die Kirschbaumblätter in seinem Wehen selig erschauern, suchte ich es wieder hervor, zum erstenmal seit jenem Wintertag zwischen Weihnachten und Neujahr ...

Er wohnte mitten in der Großstadt, der achtundsiebzigjährige Notenabschreiber. Vier enge dunkle Treppen hoch, in einem Hause, wo Hungerige während der schrecklichen Jahre der Inflation mit Suppe gespeist wurden. Ein abgeschrägtes Stübchen war seine Wohnung. Im Hintergrund ein Bett, mehr nur eine Bettstelle. Eine Kommode daneben, uralt, reichlich geschmückt mit altmodischen, verblichenen Photographien. Eine graue, riesige Vergrößerung eines Lichtbildes, an dem der Photograph seine Kunst ausgelassen hatte, zierte die größte Wand des dürftigen Raumes. Ans geduckte Fenster gerückt ein roher Holztisch mit baufälligem Stuhl davor, dessen Polster eingefallen ist und in Fetzen hängt. Das Gesimse ist der Aufenthaltsort von allen möglichen Sorten von Pfeifen. In lässigem Behagen verbringen sie den Tag, der Reihe nach von ihrem Herrn gewürdigt, was aber noch lange nicht bedeutet, daß sie tatsächlich angezündet werden; denn — Tabak kostet Geld. Zum lebendigen Inventar gehört ein summender Ofen mit endlosem Rohr und ein über die Dächer schleichender Kater, grau und zerzaust von Lebenskämpfen, der plötzlich vorm Fenster steht und kläglich um Einlaß begehrt. Eigentlich ist er nur auf Besuch in diesem Zimmer; denn er ist das Eigentum der Wirtin, die den Alten besorgt und ihre Zimmer nebenan hat.

Diese Wirtin! Sie sieht jeden Ankömmling, der mit scheuem Finger an des Alten Türe pocht! Und dabei ist sie — wenigstens ihrer Behauptung nach — halb erblindet. Aber sie sieht jeden und sieht, ob er Geld hineinträgt oder nicht, oder ob er dem Alten einen guten Bissen zusteckt. Und dann kommt sie herein, steht plötzlich da, unter irgendeinem unmöglichen Vorwand, und ihre schwachsichtigen Augen haben in einer Sekunde das ganze Zimmer bis auf den geheimsten Winkel durchstöbert. Es ist ja schließlich nicht allzuschwer, ein Zimmer, dazu ein solch kleines gedrücktes, in vielen Jahren aufs gründlichste kennenzulernen. Der Alte freilich wird erfindereich in dem Grade, als seine Wirtin auf peinlichste Ordnung in seinem Logis hält und den Staub in den unscheinbarsten Winkeln zu wischen beginnt ...

Diese Wirtin! Da steht sie lauert hinter ihrem kleinen runden Glasfensterchen in der Korridorüre, wartet wie eine Spinne auf ihre Opfer und äugt mit funkelndem Auge in das dunkle nächtliche Treppenhaus. Oder sie steht auf halber Treppe über das Geländer gebeugt und lauscht in die Tiefe, wo zwei Hausbewohner im Gespräch

zusammenstehen. Darüber kann sie mit Leichtigkeit alles vergessen, auch die Mittagsstunde, wo sie ihrem Freund und einstigen Geliebten das lärgliche Mahl in die Ofenröhre stellt, das er dann genießt, wenn sein Schläfchen beendet ist. Um diese Zeit kommt nämlich eine Müdigkeit über ihn, der er nicht gewachsen ist und die aus seinem leeren Magen aufsteigt.

O, er hatte andere Zeiten gesehen, ganz andere als diese jämmerlichen Kriegs- und Nachkriegsjahre! — Unvergeßlich ist ihm noch heute der Adlerblick Wagners, unter dem er Posaune gespielt hat in einem der berühmtesten Orchester. Auch unter Liszt hat er gespielt und erinnert sich genau daran. „Hier, schauen Sie, diese Photographie! So sah ich damals aus!“ und damit schiebt er mir von der Kommode ein Bild unter die Nase, das einen langbärtigen, langbetrackten, hageren Mann mit runder Stirn, langer Nase und buschigen Augenbrauen darstellt. Ein Bild, wie viele aus jener Zeit, eines jener Antlitz, wie sie heute nicht mehr gesehen werden, weil die Zeit eine ganz andere geworden ist ...

Das Letzte, was er mir erzählte, war, daß er im Schnee, zwanzig Schritte von seiner Haustüre entfernt, ausgeglitten war, daß ihm dabei die neugefüllte Tintenflasche aus der Hand sprang und in Scherben zerfiel. Ein furchtbarer Schreck kam über ihn. Zitternd raffte er sich auf. Tränen standen in den Augen, deren Ränder rot sind vom vielen Schreiben beim Schein der Petroleumlampe. — Er wandte zum Händler zurück. Auf seine Bitten bekam er eine neue Flasche. „Ich werde sie ihm abzahlen, mit meiner Notenarbeit“ fügte er lächelnd hinzu, „gut, daß Sie mir wieder etwas bringen.“ — Ein Husten, der ihn die langen Winternächte hindurch plagte, schüttelte ihn, während zu gleicher Zeit ein heftiger Windstoß den treibenden Schnee ans Fenster warf. „Ich bin so froh, daß ich einige Tage nicht auszugehen brauche. Mit Papier und Tinte bin ich versorgt.“

„Und hier“, fügte ich lächelnd hinzu, „ist etwas zum Rauchen und auch zu essen für die Feiertage.“

Weihnachten war vorbei. Im Zimmer des alten Mannes wurde es bereits dämmrig. Und noch war's nicht drei Uhr nachmittags. Er saß am Tisch und schrieb. Aber er kam nicht weit heute mit seiner Arbeit. Seltsam leicht, wie ihm war, fühlte er sich doch auch müde. Er lehnte sich zurück in seinem Stuhl. — Bilder aus dem versunkenen Leben geisterten an seinem Auge vorüber. Seine verstorbene Frau, deren Bild an der Wand links hing, nickte ihm zu ... Er war nicht glücklich mit ihr gewesen. Sie hatte getrunken und kam in eine Versorgungsanstalt. Freilich lebte ja noch sein Sohn in München, hatte eine gute Stellung inne. Dem wollte er doch schreiben. Schon lange! Konnte der ihm nicht helfen? Einiges allzu Schwere abnehmen? Hatte er ihn ganz vergessen? Er sah ihn durch die Straßen jener Stadt ziehen, mit einer jungen Frau am Arm, die hatte ein so leichtes Lachen. Ihm wurde angst. Er mußte an seine eigenen jungen Jahre denken. — Aber was wollte er mit all dem Vergangenen? Vielmehr, warum bedrängte ihn das Versunkene? — Er hörte, wie die alten Möbel knackten und sich bemerkbar machten. Was war das? Wollten sie ihn an seine Arbeit mahnen? O, die kam immer noch früh genug. Einmal mußte auch Feiertag sein im Leben.

In seinen Ohren rauschte es und löste sich los wie mächtiger Klang. Von ferne glänzte es auf, golden. Was war das? — Aber jetzt hörte er es deutlich! Posaunen-

Klänge waren es. Mit seinen Kollegen saß er ja auf dem Podium des hellerleuchteten Saales, unter sich die schwarzgekleidete Menge festlich gestimmter Hörer. Seltsam, diese unübersehbare schwarzgekleidete Menge. Und dazu dieses aufreizende Gold der Posaunen und diese schmetternden Klänge. Wie der hagere Dirigent doch so blaß war. Ein unheimliches Leuchten hatte er auch im Auge. Und immer schaute er auf ihn, den Alten. War er nicht zufrieden mit ihm? Es schauderte ihn leicht unter diesem Blick. — Er suchte in seiner Erinnerung vergebens, wer dieser hagere, knochendürre Dirigent gewesen war. — Die Musik überwältigte ihn. Er hörte sie zum erstenmal. Sie war unfassbar überirdisch in ihrem Rhythmus und den Harmonien. Eigentlich immer daselbe Thema, ewig fortwebend, zeitlos ...

Er fuhr auf. Wie lange hatte er geträumt! Draußen drang Lichtschein aus der Tiefe, und der Lärm der Straße wurde stärker. Feierabendzeit. Und doch war dieser Lärm gar nicht grell, sondern zurückgedämpft vom tief liegenden, lautlos fallenden Schnee. Der Alte zündete sich seine Lampe an. Dann nahm er das Notenblatt und wollte schreiben. Wo war denn plötzlich mit einemmal die Tinte hingekommen? Eben stand das Tintengefäß noch voll da, und jetzt blieb die Feder trocken, so oft er sie auch eintauchte. Und in einer Stunde, um fünf Uhr, sollte er die Arbeit fertigmachen. — Er wurde immer unruhiger und aufgeregter. Und schrieb. Schrieb mit der trockenen Feder Note um Note, System um System voll. Vielleicht sah er plötzlich schlecht. Es war ihm ja heute den ganzen Tag nicht geheuer im Kopfe. Und dazu immer noch das störende Krachen der Möbel.

In wilder Hast schrieb er wieder weiter. Er mußte fertig werden. Diese sieben Takte mußte er doch in den zehn Minuten geschrieben haben! — Immer tiefer grub sich die Feder in das weiße Papier. Krampfartig bewegte sich die blaue Hand. Und blieb endlich stehen ... Er hörte in dem Strom, der da unten vorbeipulsierte, ein Schreiten, das von weither kam. Jrgendwo in ungeheurer Ferne fing es an, schwell und schwell und hörte auf an seiner Tür. Das war wirklich unheimlich. Was sollten diese unsichtbaren Schritte ihm bedeuten? Denn daß sie ihn angingen, das merkte er nur zu gut. Immer wieder, immer aufs neue lösten sie sich. Eigentlich lautlos und doch besser und eindringlicher vernehmbar als das Menschengetöse da unter ihm. — Mit einemmal aber wußte er, was das zu bedeuten hatte. Wußte und — ergab sich darein. Ja, er lächelte vor sich hin und lehnte sich ergeben zurück in den Stuhl. Nur der Kopf war so schwer. So ließ er ihn auf die Brust sinken ...

Als um fünf Uhr die Wirtin den Kaffee brachte, dachte sie nichts anderes, als daß der Alte eingeschlummert wäre, und zog sich leise zurück. Aber zur Abendbrotzeit fand sie noch alles unberührt ...

Nachdenklich trat ich mit dem Notenblatt ans Klavier. Draußen wölbte sich ein Frühlingssternenhimmel über die Erde und schaute herein. Ich spielte und hörte auf bei einem ungelösten und dissonierenden Akkord. Sehnsüchtig verlangte er nach der Auflösung. Dur oder Moll? Dann saß ich lange auf dem Balkon mitten in der Frühlingsnacht. Die Seligkeit der Baumwipfel, die im Silberglanz der Sterne badeten, war unbeschreiblich! — Das dumpfe Geräusch der Stadt klang ganz fern. Hier war Ruhe und Größe. Und von den Sternen fiel Tau des Friedens. Leise ging ich zurück ins Zimmer, den Schlußakkord auf das schicksalsvolle Blatt zu setzen — die alles ausgleichende Auflösung in ein mildes As-Dur ...

Goethes Kampf wider das Chaos der Zeit

Von Dr. Hermann Buddensteg

Binau am Neckar

Goethe, der Dichter: als einer der Größten aller Zeiten ragt er in der Welt des Geistes auf. Wie viele aber sind fähig, mit Goethes Augen, aus dem letzten Grunde seines Wesens, das Leben, die Welt, Zeit und Ewigkeit ehrfürchtig zu beschauen? Wohl glaubt man allerorten „das stolze Wort“: „Denn er war unser“ für sich in Anspruch nehmen zu können. Wie wenige aber wahren würdig und mit aufopferndem Ernst das Erbe Goethes, bestrebt, es durch neue, an seinem Geiste entzündete schöpferische Leistungen zu mehren? Wohl nehmen die Goethe-Tagungen, die Goethe-Wochen kein Ende: im Stolge seiner Bildung wiegt man sich, berauscht sich an Goethe — und alles bleibt beim alten. Auch ein Zeichen der Zeit! Wohl sucht man nach immer neuen Zeugnissen über Goethes Leben wie über das seines Kreises: ist aber mit Goethe-Kult, mit Goethe-Philologie einer Welt gedient, die ungebändigt — ein vollendeter Hohn auf das Vermächtnis Goethes — dahintrast? Auch hier ist die Ernte groß, aber nur wenige sind der Arbeiter, die Goethes Weltbetrachtung, Goethes Forschung fruchtbar zu machen vermöchten. Daß dies mit unerbittlichem Ernst und zäher Entschiedenheit bisher noch kaum geschah, ist eine schwere Anklage gegen alle im Innersten Goethe fernem Goethe-Verherrlicher.

Den mit seiner Zeit ringenden Goethe zu verstehen, ist schwer — schwerer, ihm Gefolgschaft zu leisten. Seine Reden klingen wie Anklagen, die sich gegen uns selbst richten, gegen alle Räusche, Tröstungen und „Errungenschaften“ dieser dämonischen Zivilisation. Und wie aus einem geheimen Selbsterhaltungstrieb wehrt sich etwas gegen die Forderungen Goethes gar zu oft auch in dem Edleren, der die bittere Notwendigkeit erkannt hat, dem reißenden Strom der Zeit die Gefolgschaft zu versagen.

Überaus aufschlußreich ist es, das gegenwärtige Zeitalter einmal im Spiegel dieses Mannes zu sehen, der den feinsten Sinn für ein edles, vom Geiste der Kultur geschwelltes Leben mit einem klaren Blick für die Wirklichkeit des Tages, die Forderung der Stunde verbindet.

Goethes Kritik seiner Zeit ist Kritik unserer Zeit, nur daß all die Schwächen, das Verzerrte, Verrückte, das Goethe geißelt, heute maßlos gesteigert ist, und daß die Gegenkräfte mitnichten an die der Zeit Goethes heranreichen.

* * *

Goethe erlebt ein Stück Geistesgeschichte von ungeheurer Wichtigkeit: den Zusammenbruch der abendländischen Kultur. Mit aller Deutlichkeit hat er dieses unheimliche Geschehen durchschaut.

Als er geboren wurde, baute man noch an dem herrlichen Schloß zu Würzburg, jenem Zeugnis feinen Stilgefühles, fürstlichen Glanzes der Barockzeit — als er zur Ruhe ging, hatte schon mit kräftigem Arm das bedrängte Proletariat Recht und Stimme gefordert. Tausend geheime Kräfte sind am Werke, um die alte, geheiligte

Ordnung zu unterwählen, die in der Barockkultur noch einmal schöpferisch wurde in einer herzerhebenden, das Leben durchbringenden Frömmigkeit, in einer weisevollen Malerei, einer die Gottheit preisenden Musik, in Wunderwerken der Architektur, in einer wohlgefügtten sozialen Ordnung. Immer mehr verfällt dem Banne der Aufklärung in der Folgezeit die Religion, deren Grundlagen erschüttert werden, deren Tiefen unverstanden bleiben. Die Wissenschaft verschreibt sich dem Dämon des Atheismus und glaubt, damit dem „Fortschritt“ zu dienen. Das soziale Leben wird von einer immer schrankenloser anschwellenden Selbstsucht zerfressen. Und wie ein schwerer Alp lastet das Leben auf all denen, die würdig sich in den Wirbeln des Daseins zu behaupten suchen.

Goethe gehört nicht, wie Spengler seiner Grundanschauung zuliebe behauptet, der Barockkultur an: er steht einsam da, beständig sich wandelnd, wenn auch geleitet von einem sicheren Stern. Nicht mehr umfängt ihn das Gewölbe einer schützenden Ordnung, fester Gesetze: er muß sie sich selbst erst schaffen. So konnte er sein Leben ein „stetes Mühen“ nennen, „das ewige Wälzen eines Steines, der immer wieder gehoben werden mußte“. In den Reihen jener Männer ringt Goethe, die, wie Rousseau, Klopstock, Hamann, Herder, Schiller, Beethoven, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Carlyle und später Dostojewski um eine späte Kultur kämpfen inmitten der, mit Goethe gesprochen, „Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei“. Und Goethe gelingt es, so vollendet und umfassend wie keiner dieser Gestalten, den Geist dieser Spätkultur in sich zu verkörpern.

Die Not, die Einsamkeit des suchenden Menschen hat Goethe bis zur Reize ausgekostet. Nicht nur, daß er als Genie bescheideneren Geistern unverstanden bleibt: das Wehe „dem, der keine Heimat hat“, das über Nietzsche einem Fluch gleich lastet, schwebt schon über Goethe.

Wie drängt es ihn leidenschaftlich hin zu den Menschen, wie sucht er immer wieder Anschluß an Gemeinschaften! Den Kreisen der Pietisten strebt er zu, aber ihr beschränkter Hochmut stößt ihn ab. Der Hof in Weimar nimmt ihn auf: wohl lockt er ihn eine Weile an, wohl tollt Goethe in dem überschäumenden Genietreiben Karl Augusts mit, zerstreut sich in den tändelnden, geselligen Luftbarkeiten des Hofes — aber auch da folgt die Enttäuschung. Mit den Freimaurern versucht er es, und schöne, tieffinnige Gedichte sind die Früchte seiner Zugehörigkeit zu diesem Bunde — bald aber vertreibt ihn der Phylistergeist vieler seiner Glieder. Wohl findet er auch wertvolle Menschen, aber sie gleichen Welten für sich, sind „wie Öltropfen einsam“ und nicht dienende Glieder einer auf ein geheiligtes, unantastbares Ziel gerichteten Gemeinschaft im Sinne Goethes. Wie verlangt es ihn weiterhin im Gebiete der Kunst, der Forschung nach Gleichgesinnten. Freundschaften knüpfen sich, lösen sich wieder. Zu den Kirchen sich zu schlagen, verbietet ihm die Ehrlichkeit seines leidenschaftlich suchenden, allein in der Fülle Genüge findenden Geistes. Nicht aus Mangel an Glauben hält er sich von ihnen zurück, nein, gerade ob der quellenden Ursprünglichkeit, ob des lebendurchbringenden Ernstes seines Glaubens. Trost aber findet der Einsame in der Natur, in der Kunst, in der Liebe, in der Forschung — in neuen Formen der Gemeinschaft, die ihm Offenbarungen sind der Gottheit. Diese bleibt zu allen Zeiten sein letzter, gewissester Halt.

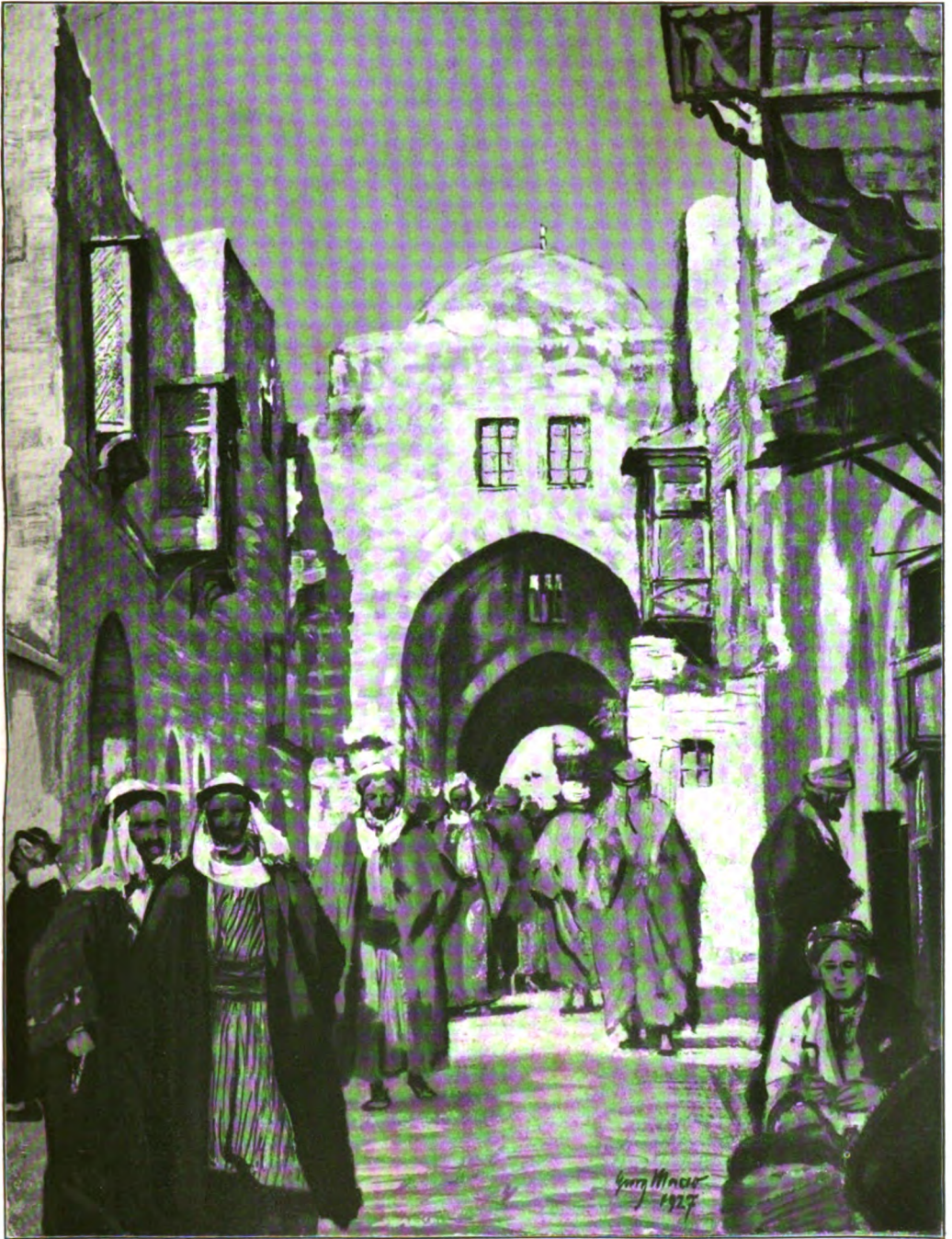
Nicht als der Olympier steht Goethe da. Die dunkle Wolke verdüstert ihn immer wieder: einen Freund nennt er einmal „einen Hercules, der dem Atlas zu Hilfe kommt“. Ist Goethe auch voll Drang nach Hingabe, nach Gemeinschaft mit Menschen, so regt sich in ihm doch auch ein im edelsten Sinne selbstischer Wille, ein ihm oft schwere Not bereitendes Streben, sein Eigenstes zu wahren, sich selbst zu leben — um sich zu retten aus der Mittelmäßigkeit, aus der Lauheit, aus der Öde. Damit eben setzt er sich der Gefahr aus, daß er unverstanden bleibt, selbst geschmäht wird. Die Tragik, die gerade heute das Leben aller nicht dem Alltag Versklavten erfüllt, ist also Goethe keineswegs erspart geblieben, die Tatsache, daß der nach Höherem ringende Mensch in Zeiten, da eine Einheit, Richtung schaffende Ordnung zerbrochen, sich bittere Nöte zu schaffen gezwungen ist durch den Kampf gegen die Umwelt.

Wo Goethe „die Mitgeborenen und Mitlebenden“ so oft enttäuschen, da hält er sich um so inniger an jene „Stimmen der Geister, die Stimmen der Meister“, die den hoffen heißen, der in der Hingabe an sie starke Kräfte für den Kampf mit der Zeit, für die „Forderung des Tages“ gewinnt, und so fähig wird, das Edle zu tun, das Gemeine zu meiden, es zu hassen. Ein „consensus omnium“, ein mächtiger Einklang aller guten Geister rauscht ihm da beseligend zu. Alle künden sie ihm, daß der Mensch — auch der reichste — keinen Grund hat, sich zu überheben, daß die Gottheit der allmächtige Herrscher ist über alle Kreatur, und daß in ihrem Dienste, durch ihre Gnade allein der Mensch die Krone des Lebens erringen kann.

Indem Goethe sich solchen Höhen zuwendet, erscheint ihm seine Zeit abstoßend, ja entseherregend. In seinen Werken selbst freilich kommt dies seltener zum Ausdruck, seinen Vertrauten gegenüber aber offenbart er sich in Briefen, in Gesprächen in einer kaum zu steigenden Weise.

Einem Chaos gleicht ihm das Dasein. „Aus der jekigen Hölle“ scheint es ihm „keine Erlösung“ zu geben. Goethe schaut zuweilen mit dem Blick des erschütterten Christen auf diese Welt, mit dem Blick, mit dem alle Großen in Zeiten der Auflösung „als Grollende“, wie Platon sagt, ihrer Zeit begegneten.

Eine Zeit der „forcierten Talente“ scheint Goethe angebrochen, ein peinlicher, auch reiche Kräfte zerschneidender Widerstreit klappt auf zwischen dem Wollen und Vollbringen. Ein jeder sucht sein eigenes Selbst „zur Evidenz zu bringen“, „auf den Präsentierteller der Öffentlichkeit“ zu stellen. „Man sieht lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse, sondern jeder rund abgeschlossen für sich und seinen eigenen Weg gehend, ohne im geringsten an den Bestrebungen des anderen teilzunehmen. Sie sind mit vorgekommen wie Billardkugeln, die auf einer grünen Decke blind durcheinanderlaufen, ohne voneinander zu wissen, und die, sobald sie sich berühren, nur desto weiter auseinanderfahren.“ „Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzfristigen Masse als wichtige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu, und nichts ist ihnen heilig.“ Mit dem Geistreichen aber ist der Welt nicht geholfen: „Es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt.“ Denn Goethe



In Jerusalem

(Aus dem Türmer)

Georg Macco

erklärt alles das für verderblich, was „unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben“. So bildet sich denn ein lächerlicher Zustand aus: „Jeder tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt seine vollendete Torheit für ein vollendetes Ganzes, und so wird denn der Wert eines jeden Geheimnisses zerstört, der Volksglaube selbst entweiht, Eigenschaften, die sich vorher naturgemäß auseinander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegeneinander — und so ist das Tohuwabohu wieder da, aber nicht das erste befruchtende, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt erschaffen könnte.“ Verständlich wird es so, wenn er seinen jungen Freunden ein tüchtiges „Schwimmwams“ wünscht, auf daß sie, durch große Meister gefördert, die Kraft gewinnen, gegen den Strom zu schwimmen.

Während Goethe in einem Festen, Objektiven wurzelt, findet er seine ganze Zeit „in subjektiver Richtung begriffen“. Nun ist er gewiß der Letzte, der die Macht einer eingengeprägten Persönlichkeit verkennen würde: die Form des Subjektivismus seines Zeitalters aber mißbilligt er. Nicht ist sie der Ausdruck starker Kraft, sondern aufgespeicherter Schwäche, nicht mehr führt eine sichere Brücke aus den Tiefen des Subjektes hin zum Ewigen, Gültigen, Objektiven, das die Geister vereint, schöpferische Kräfte erweckt.

Indem dieser innere Halt, die Ruhe, die Sicherheit fehlt, sieht Goethe das Dasein in einem erschreckenden Niedergang begriffen. Es wird ihm schon 1797 in Frankfurt klar, wie „es eigentlich mit dem Publika einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Saumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mitteilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreung in der Zerstreung bringen.“ „Alles ist jetzt ultra,“ bemerkt er mit Bangen, „alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein; einfältiges Zeug gibt es genug. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregert und dann im Zeitenstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt.“ Mit einer ihn entsetzenden Unaufhaltsamkeit sieht Goethe den Pöbelgeist immer mehr wachsen. „Man lebt von der Hand in den Mund und verspeißt im nächsten Augenblick den vorhergehenden, vertut den Tag im Tage.“ Raum mehr ist möglich „jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann“.

Scharf und klar durchschaut Goethe, wie gefährdet die Seele der meisten seiner Zeitgenossen ist. Nur so wird es verständlich, warum er gegenüber vielen Ereignissen, die die Geister damals erregten, sich zurückhaltend, wenn nicht gar ablehnend verhält. Wer so wie er den fragwürdigen Grund kennt, aus dem das Leben seiner Zeit herausströmt, der läßt sich nicht so leicht durch Gefühlsaufwallungen betören, in die rasch entflammte Massen sich hineinstürzen.

Was Wunder, wenn Goethe mit Mißtrauen den patriotischen, religiösen, künstlerischen, politischen Bewegungen der neueren Zeit begegnet! Mochte auch in

vielen edlen Männern eine reine Vaterlandsliebe aufwallen, mochten hochgesinnte Einzelne bereit sein, für ihr Vaterland zu sterben: Goethe ehrt solchen sich selbst verleugnenden Willen. Aber folgt diesem Rausch nicht die Ernüchterung auf dem Fuß? Sind die, welche bereit waren, für das Vaterland zu sterben, ebenso tüchtig und gerüstet, sich im Alltag zu bewähren, unerfrocken den größten Feind, den Feind in sich selber, das Kleinliche, Schwächliche, Zerrfahrene, Eigensüchtige zu überwinden? Die Folgezeit bewies das Goethe nicht: dem „Idealismus“ folgte ein Absturz in abschreckende Tiefe. Wenn die Romantiker für eine neue Staatsgemeinschaft sich begeisterten und gute Gedanken über sie entwickelten, so prüften sie sich wohl nicht immer gründlich genug, ob sie wirklich das in sich selbst bereits verkörpert hatten, was sie so sehnsuchtsvoll erstrebten. Goethe aber ist ein Feind alles dessen, was nicht in der Wirklichkeit, in der Wirklichkeit einer gefestigten, schöpferischen Seele seinen sicheren Grund hat. Und wie steht es mit der „religiösen Bewegung“ seiner Zeit? Ist nicht auch hier die Selbsttäuschung und der Rausch am Werke? Goethe kannte zu gut die Schlegel, Werner, ihm enthüllte sich die Leere, die ein berauschend aufwallender Katholizismus, ein auf ehrwürdige, aber innerlich tote Mythen aufgebautes Christentum zu verhüllen suchte, als daß er sich vier Täuschungen, trügerischen Hoffnungen hingeeben hätte. Einen aus echten Glaubenstiefen hervortretenden, Wandel schaffenden Ernst hätte er selbstverständlich gutgeheißen.

Auch in der Kunst, in der Forschung drängt sich ihm die subjektivistische Zerklüftung auf. Wer will da noch an großen Meistern sich bilden, ihnen still und gehorjam zu Füßen sitzen, wo jeder selbst sich ein „Original“ dünkt? Wohl waren ihm so ernste, schlichte Künstler wie Runge, wie Kaspar David Friedrich eine Erquickung, im ganzen aber spürte er, daß man den wahren Schaffensgrund, den Glauben und die Sucht, verloren hatte.

Was Goethe dann auf dem Gebiet der Wissenschaft erleben mußte, ist eine wahre Tragödie! Einsam und nur von einer ganz kleinen Schar mühsam verstanden, litt er unter dem Mangel an Sinn für Einheit und Tiefe der Wissenschaft, an ihrer Unfähigkeit, „zur Urfrage zu gelangen“, das Walten des Ewigen in dem Gestaltenwandel des Lebens zu erfassen. Und wie empfand er peinlich die plumpe, zudringliche Art der Gelehrten, für die es kein Rätsel, kein Wunder mehr gibt, während er selbst der Welt „heilig öffentlich Geheimnis“ forschend, staunend zu gewahren suchte.

Bei all dem Düsternen, das sich seinem Blick darbietet, ist es doch gerade Goethe, der rät, „die Welt zu kennen, sie nicht zu verachten“. Und so kennt er denn die Nöte der Zeit wie kaum ein anderer, weiß vor allem auch das Fruchtbare zu schätzen, das in seiner Zeit noch lebt. Wenn er auch oft das Haltlose, Übersteigerte, das „Kranke“ der Romantik bemängeln mußte, Goethe ist selbst der Überwinder und Vollender der Romantik. Und wenn er auch das Denken des deutschen Idealismus oft als verschroben, verkauft, ja geradezu verbildend brandmarkt: Fichtes mächtiger sittlicher Ernst, Schellings Ringen um eine echte Naturerkenntnis, Hegels umfassendes philosophisch durchleuchtetes Wissen gebieten ihm Achtung. Als der Vollender und Überwinder des deutschen Idealismus muß Goethe gelten, indem er, abweisend dessen subjektivistische Verfliegenheiten, zu einer Verwurzelung in dem zur Demut stimmenden Ewigen strebt.

Goethe, so sehr er auch seiner hohen Seele lebt, ist nun durchaus empfänglich für die Anfänge der Technik. Er bemüht sich um die Erfindung der Luftballons, führt mechanische Webstühle ein, ist erfreut über Mitteilungen, die ihm Karl August über seine Reise in die Industriegegenden Englands macht; er verfolgt mit Interesse den Bremer Hafenbau, wirbt für den Mittellandkanal zwischen Weser und Donau, wünscht, daß die Meerenge von Panama durchstochen würde, und die Engländer in den Besitz von Suez kämen, um dort einen Kanal zu bauen. Und Freude, die freilich mit dem Gefühl des Unheimlichen gemischt ist, bereitet ihm das Modell eines Dampfschiffes, das ihm englische Freunde schenken.

Aber wie klar sieht Goethe die Gefahren, welche die Technik bringt: wie die Schnellposten etwa, selbst ein Zeichen der Friedlosigkeit der Seele, Unruhe, Begier in die stillsten Winkel tragen, wie dem Menschen im Umtrieb eines hegenden Lebens Besinnung, „Maß und Gescheitheit geraubt werden“. Inseln der Sammlung möchte Goethe gewahrt sehen, wissend, daß da, wo der Friede, die Stille gewichen, alles tiefe Schaffen unmöglich, daß da, wo Mephistopheles, dem die Technik Selbstzweck ist, von Faust sich trennt, Zerstörungen angerichtet werden, die kaum wieder gutzumachen sind. „Was hilft es mir, reines Eisen zu fabrizieren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist!“ Diese Besinnung Wilhelm Meisters bewahrt Goethe davor, die Gefahren der Technik schon zur Frühzeit ihrer Entwicklung zu unterschätzen.

So ragt Goethe gleich einem mächtigen Fels aus der ihn umbrandenden Flut auf. Und das gerade macht seine Genialität aus, daß er in einer Zeit, in der der Glaube erschütterter war, in allem „das ewig Eine“, „die ewige Zier“ erblickt, „einen Abglanz jenes Urlichts droben, das unsichtbar alle Welt erleuchtet“. Goethe, erhaben über jede Frömmerei, betrachtet es als ein wahres Verhängnis, daß die Frömmigkeit nicht mehr der tragende Grund des Daseins ist, daß der Glaube und das Leben, sei es in der Form der Wissenschaft, der Kunst, des sozialen oder des persönlichen Lebens, sich nicht mehr wechselseitig durchdringen, daß die Frömmigkeit zum Selbstzweck, zum äußeren Gesetz, zum Kaufmittel herabgewürdigt worden ist. Er steht in seiner Zeit, gerade hierin viel verkannt, als einer der Frömmsten da. Von mächtigem Kreaturgefühl durchschauert, lebt er in Ehrfurcht vor der unergründlichen Gottheit, im Geiste einer das Dasein weihenden Frömmigkeit: mit Staunen und Bewunderung der Gottheit Spuren in den Gestalten der Welt nachzugehen, sie forschend zu erfassen, dichtend zu verherrlichen, ist das Glück seines Lebens. Goethe hat den Weg zu einer echten Frömmigkeit eröffnet, in der, als einer Urreligion, das Wesentliche aller wahren Frömmigkeit gerettet ist — und dies in einer Zeit, da „die Christenheit“ schon völlig „dem Geist der Welt“ verfallen war, da den Kirchen, von vereinzelt Einsamen abgesehen, ein reiches, aus voller Seele quellendes Leben mangelte, sie immer mehr an werbender Kraft und Einfluß verloren. Das war es, was so überwältigend auf Carlyle, diesen würdigsten Schüler Goethes, wirkte: einen Menschen zu sehen, der in einer Zeit des Unglaubens gewaltige Werte auf dem Grund eines innigen Glaubens baute.

* * *

Mit tiefem, unbestechlichem Ernst stellt Goethe die Schicksalsfrage der abendländischen Kultur. Wird es gelingen, etwas von seinem Geiste in dieses, dem Athe-

ismus, der Technik, der seelischen Ode anheimgefallenen Dasein einströmen zu lassen? Ein Zeitalter, das seine Stärke in klobigen Leistungen zeigt, das mit seiner „Sachlichkeit“, mit seinen Triumpfen über die Elemente, mit äußeren Machtzusammenballungen und Machtausbrüchen sich brüstet, das über alle gefühlsinnigen Zeiten — und das sind alle Zeiten wahrer Kultur — sich hoch erhaben dünkt: wird es die Stimme, die aus der Höhe kommt, überhaupt noch vernehmen? Eine unheimliche Frage, an welcher „jeder gern vorüberschleicht“! Gewiß gibt es auch heute wieder ernste, unter der seelischen Not der Zeit schwer leidende Menschen, die zeigen, daß noch ein feines, echtes Leben möglich ist. Heimlich verbündet sind sie, und Glück und Freude durchströmt sie, wenn sie, einsame Wanderer im Tale der Demut, sich finden, sich offenbaren können, wenn sie Menschen begegnen, die ihrem Wirken Verständnis entgegenbringen, einem Wirken, das von den Flecken einer wüst dahintasenden Zeit sich reinzuhalten strebt. Die ganze entsetzliche Stillosigkeit und Schauspielerei des heutigen Daseins aber spricht sich darin aus, daß viele, die sich als Führer berufen wähen, auf der einen Seite das Erbe der deutschen Kultur nicht genug preisen können, während sie sich auf der anderen nicht schämen, die Götzen der Zeit zu feiern. Und wie tief gibt es zu denken, daß man nicht müde wird, eine von allem Hohen, Ewigen losgelöste Wissenschaft und Technik in ihren „Segnungen“ zu verherrlichen, daß man solcher Entartung gegenüber nicht mit allem Ernst zur Umkehr, zur Buße, ja zum — Angriff aufruft!

Goethe stellt die Schicksalsfrage der abendländischen Kultur nicht nur, er beantwortet sie zugleich: durch sein Leben, durch sein Wirken. Gewiß: Goethe ist kein Vollendeter, demütig bekennt er, daß es ihm oft an Kräften gebricht, das Reine fleckenlos darzustellen, daß er viel gekämpft und viel geirrt hat. Aber es gibt wohl kaum eine Gestalt, die in dieser gefahrumbrandeten Zeit mit solch reichen Kräften, solch tiefer Verantwortung vor der Gottheit ihr Leben zur Höhe führte. Im Zeitalter Goethes war es allerdings noch leichter als heute, sich durchzufinden. Das Schicksal Nießsches, sein ehrlicher, zur Selbstvernichtung führender Kampf mit dem Fluche der Zeit zeigt, welche Gefahren auch den Begabtesten umstellen. Billige, zum Hausgebrauch gleichsam dienende Anweisungen zum würdigen Leben gibt freilich auch Goethe nicht: für den aber, der wirklich eingedrungen in diese unerschöpflich reiche Wirklichkeit, die unter dem Namen Goethe Mensch wurde, gibt es keinen Zweifel über das, was zu tun, was zu meiden ist.

Sturm

Von Otto Krauß

Streiche Blicke zuhauf
 Mit finst'rer Faust,
 Sturm!
 Wirf sie stiebend ins Flachland!
 Stürz den Donner
 Ins Mark des Gebirges,
 Roste die Stunde
 Entfesselter Kraft,
 Dämon der Luft!

R u r d s e h a u

An den Grenzen Europas

Wenn der Russe nach Westen fuhr, sagte er nicht, ich fahre nach Frankreich oder nach Deutschland, sondern er sagte, ich fahre nach Europa. Das Paneuropa-Projekt des Grafen Coudenhove-Kalergi läßt Sowjetrußland draußen. So wird u. a. zur Ostgrenze Europas die Ostgrenze Polens. 1700 Kilometer geht diese Linie von Dünaburg, an Minsk vorbei an den Zbrucz, an den Onjeſtr, durch Wald, Sumpf und dann durch die Steppe. Das ist die Grenze Europas, die der Frieden von Riga 1920 absteckte, übrigens fast genau die Linie der deutschen Front 1918 vor dem Brest-Litowſter Frieden.

Das alte Polen reichte ja noch etwas weiter nach Osten. Es fühlte sich als Vormauer Europas. Polentum und lateinisches Christentum, oft identifiziert, bilden für viele hier noch immer die Vorhut Europas. Aber man irrt, wenn man annimmt, die Linie des Rigaer Friedens sei die russisch-polnische Sprachgrenze. Abgesehen davon, daß die Polen nirgends an das Sprachgebiet der Großrussen, der Moskowiter, stoßen, daß ihre Nachbarn im Südosten die Ukrainer und im Nordosten die Weißrussen sind: die polnisch-ukrainische und die polnisch-weißrussische Sprachgrenze, sie liegen weit nach Westen. Etwa vom Njementſnie bei Grodno zum Bug bei Brest-Litowſt, zum San bei Przemyſl bis hin zum Grenzwall der Karpathen, das ist die Grenze des ethnographischen Polen. Hier ist also in Wahrheit die Grenze der byzantinisch-christlichen russischen Völker, 250 Kilometer liegt Brest-Litowſt von der polnischen Ostgrenze!

Wer mit dem Flugzeug von Berlin nach Warschau fährt (und mehr noch der Eisenbahnreisende): sie sehen keinen Unterschied in der Landschaft, wenn sie bei Bentſchen die heutige deutsch-polnische Grenze passieren. Die Felder zeigen die gleiche Sorgfalt beim Anbau, die Wege sind gut, die Häuser verdienen diese Bezeichnung, wir sind ja nur 186 Kilometer von Berlin. Doch etwa 100 Kilometer weiter östlich, bei Stralkowo, Peiſern, Kallſch, in fast 2000 Meter Höhe konnte ich die Unterschiede bei Feld, Haus, Wald, Weg wahrnehmen, hohe technische Nutzung im Westen, geringe Sorgfalt im Osten. Eine Linie trennt beides, sie war durch 100 Jahre deutsch-russische Grenze. Und von hier ab besteht ein deutliches Kulturgefälle nach Osten bis hinein in die Finſter Sümpfe! Hier sind wir am entferntesten von der europäischen Kultur. Die Linie Köln—Pinsk ist nur etwa so lang wie die Köln—Neapel, aber: noch heute wird hier in Polſcheje der Acker nicht mit dem Pfluge, sondern mit der hakenähnlichen Socha bestellt, noch heute sind fast alle Hausgeräte des Bauern aus Holz, noch heute erzeugt er so gut wie alles selbst im Hause. Wer an die Büchereische geschlossene Hauswirtschaft nicht recht glaubt, hier kann er sie sehen, heute im Zeitalter des Trustkapitalismus genau so wie Jahrhunderte früher. Polſcheken heißen die Leute, Hinterwäldler zu deutsch, und der Name ist richtig. Aber gehen wir heraus aus dem Sumpfwald, dort waren die Verhältnisse noch frühmittelalterlich, gehen wir ins Hochmittelalter, in die eben beginnende Neuzeit, in die Zeit der allmächtigen Landjunkers. Wir brauchen gar nicht weit zu gehen, keine 300 Kilometer von Berlin, da ſißt der szlachcic und um ihn herum „feine“ Bauern. Sie gehören ihm zwar nicht mehr, im Osten ist 1861 die Leibeigenschaft abgeschafft worden, aber sie sind ihm genau so untergeordnet wie damals, genau wie damals küſſen sie ihm den Rodſaum. Und laſſen ſich alles gefallen. Wäre der Boden besser, wäre der Wille zur Produktionssteigerung größer, welche Konkurrenzgefahren infolge sozialen Dumpings beständen für die mitteleuropäische Landwirtschaft. So aber ist der Herr noch Grundherr, nicht Unternehmer. Nur die Fremden, die Deutschen vor allem, stellen das Bindeglied mit dem westeuropäischen

Kapitalismus auch auf dem Lande dar. (Und die Polen Westpolens, die von den Deutschen lernten, als diese im Lande herrschten.) Und in der Stadt, wer hat da diese soziale Funktion? Wieder die Deutschen und die Juden. Deutsche schufen die Industrie in Lodz und seinen Nachbarorten, in Bialystok, in Ostoberschlesien vor allem, Juden die in Warschau und vielen Kleinstädten. Ueneuropäisch ist es, nur hier und auf dem Baltan zeigt es sich, daß die sozialen Klassen weitgehend mit nationalen Gruppierungen zusammenfallen. Hier aber in Kongreßpolen sind fast alle Uhren- und Goldarbeiter Juden und 72% der Schuster und Schneider. Doch die meisten Juden sind kleine Händler. Unter ihnen hörte ich das Wort: „Was größer ist als eine Laus, das hebe auf und trag's nach Haus.“ Aber aller Geschäftsgelst hilft oft nicht: von den 56%, die die Juden von der Bevölkerung Wilnas darstellen, lebt ein volles Drittel von öffentlicher Wohltätigkeit. Und der „Kampf gegen die Juden“, d. h. das Entstehen eines polnischen Mittelstandes — den es bisher doch eigentlich nur im ehemals preußischen Teilgebiet gibt —, die große Ausbreitung der Konsumvereinsbewegung in Polen, sie entziehen vielen Juden die Existenzmöglichkeit. Ob aber ihre Funktionen oder gar die der Deutschen vom polnischen Volke erfüllt werden können, oder ob sie unerfüllt fallen, das sind große Fragen dieser europäischen Grenzgebiete. Mögen früher den ukrainischen Bauern gegenüber die polnischen Abhigen Europa repräsentiert haben, heute sind die Vorposten Europas diese rationellen Landwirte, diese Industriellen, diese Großkaufleute, diese Ingenieure — noch heute sind trotz aller Polonisierungsmaßnahmen die Polen beim höheren technischen Personal der oberschlesischen und gallizischen Industrie in der Minderzahl —, diese Ärzte — 60% der Warschauer Medizinstudenten sind Nichtpolen —, diese Weltmeister, diese Gärtner (Deutsche oder Tschechen). In Posen gibt es noch nicht 1% Analphabeten, in den Ostgebieten bis 70%. Und ebenso steigt das Maß des physischen Elends, des Schmutzes, der Läuse . . . Weitgehend sind es die Folgen einer unbeschreiblich traurigen materiellen Lage. Von dem Elend der ostjüdischen Krämer sprachen wir. Auf dem Lande lebt neben dem Latifundienbesitzer, der einen großen Teil des Jahres in Nizza und Paris zubringt, der arme Bauer, der meist keine 5 Hektar hat, dessen Hauptnahrung eine saure Mehlsuppe, zur genannt, darstellt, der Brot für einen großen Lederbissen hält . . . Immer kleiner werden die Grundstücke, denn der Bauer hat viele Kinder und Kealerbteilung ist üblich. Die früher große Auswanderung nach Amerika ist durch die Quotengesetzgebung in U.S.A. junicht gemacht, ebenso der Abstrom nach dem Osten, nach Innerrußland und Sibirien. Agrarreform ist nun das Lösungswort, worumit die Bauern meist einfach nur die Aufteilung des Großgrundbesitzes verstehen, aber keineswegs eine Änderung ihrer Methoden und Techniken. Bloße mechanische Aufteilung aber bedeutet einen Tropfen auf einen heißen Stein, „Kopfdünger“ ist die Hauptsache bei Landreformen, sagt Professor Alexeoe. Aber wenn auch der neue polnische Staat allerlei tut zur Behebung der Schulnot, davon ist man noch weit, daß in jedem Dorf eine Schule ist oder gar, daß jedes Kind die Schule besucht. Selbst in unmittelbarer Nähe von Warschau geht etwa ein Drittel der schulpflichtigen Kinder nicht in die Schule, es fehlt an Schulgebäuden und Lehrern. Weite Kreise halten es für gut, wenn der Bauer weiter dahindämmert und keine Bildung empfängt, die Lehrergehälter sind daher äußerst niedrig. Wird der Landhunger der Bauern dann übergroß, so befriedigt man ihn mit den Gütern der nationalen Minderheiten. Vergrößerung der Flächen ist aber nicht lange möglich, es muß der Wirkungsfaktor vergrößert werden, die Dreifelderwirtschaft und andere Archaismen, die man noch häufig findet, müssen verschwinden, man muß endlich vom Westen lernen. Und tut's nicht diese Generation, die nächste — numerisch ja bedeutend größere! — wird vor materiellem Elend keine Zeit und Möglichkeit mehr dazu haben. Videant consules! Polen hat für Sdingen Gewaltiges geleistet, Großes auch sonst für Industrie und Verkehr (hoch geschah es meist, um die Deutschen vorübergehend zu schädigen), hier, wo es sich um Polens Zukunft handelt — 65% der Bevölkerung Polens leben von Landwirtschaft und die meisten sind kleine Bauern —, geschieht fast nichts zur Behebung dieser erstaunlichen Zustände, hier, zwei, drei Flugstunden von Berlin . . . und doch ist Europa so weit!

Dr. Walthert Maas

Das geistige Antlitz des Bolschewismus

Zwei geistige Erscheinungen haben sich im letzten Jahrzehnt mit überraschender und übertragender Bedeutung ins Blickfeld der europäischen Menschheit gedrängt: im Süden der Faschismus, im Osten der Bolschewismus. Ihre schroffe, innere Gegensätzlichkeit schließt gemeinsame Wesenszüge nicht aus; jede von ihnen ist die Schöpfung eines großen Einzelnen, hier Mussolinis, dort Lenins; jede tritt mit dem Anspruch absoluter Gültigkeit auf und ist in ihren Methoden unduldsam bis zum Terror. Beide können sie längst nicht mehr begriffen werden, wenn man sie nur politisch betrachtet; sie wollen als grundsätzende Weltanschauungen erkannt und gewertet werden. Sie wirken denn auch so nachhaltig und entscheidend auf die gesamte europäische Geistesverfassung, daß sie, eben in ihrem weltanschaulichen Geltungswillen, eine viel allgemeinere und gespanntere Aufmerksamkeit verdienen, als ihnen auch heute noch außerhalb der bloßen Politik und der gelehrten Forschung gewidmet wird.

Vor zwei Jahren hat René Fülöp-Miller ein Werk „Geist und Gesicht des Bolschewismus, Darstellung und Kritik des kulturellen Lebens in Sowjet-Rußland“ (Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien) erscheinen lassen, das jetzt trotz seines beträchtlichen Umfangs von über 500 Groß-Oktavseiten in einer zweiten erweiterten Auflage (6. bis 9. Tausend) vorliegt. Es ist ein unleugbares und großes Verdienst dieses Buches, dem ein überaus reiches und wertvolles Anschauungsmaterial mitgegeben ist, daß es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, dem schädlichen und verfälschenden Vorurteil zu begegnen, als wäre der Bolschewismus nur ein politisches Problem; daß es vielmehr mit Ernst und Glück sich bestrebt, eben diesen Bolschewismus als „ein schicksalsschweres Problem unserer gesamten Kultur“ aufzuzeigen und anschaulich zu machen. Dabei wird mit Recht vermieden, ein abschließendes Urteil über ein Prinzip zu geben, „dessen Konsequenzen möglicherweise in die Jahrtausende reichen“, während es für unsere Erfahrung sich nur erst in einer kurzen Zeitspanne entfaltet hat; zwischen voreiliger, parteilicher Ablehnung und leerer, unkritischer Objektivität sucht ein helläugiger Beobachter die möglichst unbefangene Mitte.

Solche Objektivität ist für den Westeuropäer nicht leicht. Er hat es im Bolschewismus mit einer Willens- und Geistesrichtung zu tun, die alles das verneint und leidenschaftlich bekämpft, was er sich im Lauf der Jahrhunderte als Wertmaßstab gesichert, als geistigen Besitz erworben und entwickelt hat. Die gerechte Beurteilung wird vielleicht keinem so schwer gemacht wie dem deutschen Menschen, der im Wert der Einzelpersönlichkeit und in einer irgendwie idealistischen Lebensbetrachtung Haupt- und Grundpfeiler jeder Kultur sieht. Denn gerade der Einzelmensch ist es, die „Persönlichkeit“, der der Bolschewismus jede Bedeutung und Berechtigung abstreitet; nicht in der Entwicklung der Seele und nicht in irgendeiner Idealität besteht ihm Sinn, Ziel, Wiedergeburt der Menschheit; das Heil erblickt er allein in der „mechanischen und äußeren, rein additiven Verbindung aller Einzelnen durch die Organisation“. So stellt er also mit allem Nachdruck dem Individuum das Dividuum, dem seelenbehafteten, vorflutlich-bürgerlichen Einzelmenschen den „herrlichen äußeren Menschen“, dem kollektiven den Masse-Menschen gegenüber, dem als dem höheren Typus allein die Zukunft gehört.

Es ist nicht zu leugnen: noch nie im Zeitraum der uns bekannten Geschichte ist die Vorherrschaft der Masse, der Gattung über jeden einzelnen auch nur ähnlich als absolute und allgemeingültige Forderung aufgetreten; niemals vollends hat ein großes Volk mit ihrer Verwirklichung bis in alle Einzelheiten des gesellschaftlichen und geistigen Lebens so rücksichtslos Ernst gemacht, wie das heutige russische. Bei keinem freilich waren auch die Vorbedingungen zu solcher Entwicklung nur annähernd ebenso gegeben. Fülöp-Miller weist darauf hin, daß die hier zutage kommende Überwertung des Kollektiven gegenüber dem Individuellen nicht zuletzt ihre Wurzeln in der Einrichtung der Leibeigenschaft habe, in der jahrhundertlang geübten,

völligen Unterdrückung großer Volksmassen und der Einschätzung des leibeigenen Volkes als eines willenlosen Besitzes einzelner Herren. Entsprechend war auch in der russischen Geistigkeit das Antlitz des Bolschewismus vorgebildet. Nicht zufällig hat die Vorstellung und Verheißung des „dritten Reiches“, das ja der Bolschewismus durch sich angebrochen und erfüllt glaubt, in der Lehre vieler, weitverbreiteter russischer Setten immer wieder seine gewichtige Rolle gespielt; man begegnet ihm auch in der russischen Literatur bis in die Gegenwart. Der bekannte bedeutende Dichter Mereškovski — übrigens kein Bolschewik — verkündet in einem seiner schönen Essays: die erste Hypostase (gemeint als Erscheinungsweise des Christentums auf Erden) wird im Kosmos offenbar, die zweite im Logos, die dritte — „in der vollkommenen Vereinigung von Logos und Kosmos, in der Weltkirche, als in einem nicht nur geistigen, sondern auch fleischlichen, nicht nur inneren, sondern auch äußeren, nicht nur himmlischen, sondern auch irdischen Reiche“. . . Es bedurfte einer furchtbaren Erschütterung wie des Weltkriegs; es bedurfte eines sein Volk und seine Zeit so mächtig erfassenden und verbkörpernden Mannes wie Lenin, um jenes chilastische „dritte Reich“ in die Wirklichkeit umzusetzen.

So widerprechend es anmutet: die „mechanistische Welt proletarischer Herrschaft“, wie sie der Bolschewismus darstellt, ist die Tat eines einzelnen; nur durch ihn ist sie verständlich und möglich geworden, so daß man mit dem Wort „Leninismus“ oft den Bolschewismus schlechthin bezeichnet, obwohl die verlegene bolschewistische Doktrin auch einen Lenin nur als einen „besonderen Apparat“, als eine „größere Schraube“ innerhalb der kollektiven Maschine erklären möchte. Auch eine noch so kritische Einstellung darf dieser einzigartigen Persönlichkeit den Hohl der Bewunderung nicht vorenthalten. Wie die von ihm geschaffene Welt nur verstanden wird, wenn man sich aller überlieferten Maßstäbe entschlägt, so muß man sich bei der Würdigung Lenins selbst aller „landläufigen Gedanken über historische Größe“ entschlagen. Ein Mann, dessen Züge und gesamte Körperlichkeit sich in so gut wie nichts von denen des in Rußland üblichen Typs der östlichen Provinzen zu unterscheiden scheint; halb Bauer, halb kleinstädtischer Arbeiter; die Stimme farblos, oft heiser; in Rede und Schrift nüchtern, ohne Pathos, Schmutz und Schwung. . . Und doch der Urheber des gewaltigsten Umsturzes, den die Geschichte kennt, ein Volksredner von beispielloser Wirkung, ein Organisator von fast übermenschlichen Fähigkeiten, den auch ein so kühler Betrachter wie Fuldö-Miller den „wahren Vollstrecker jenes politischen Testaments“ nennt, „das Peter der Große Rußland hinterlassen hat“, weil er die Lösung eines jahrhundertalten Problems, das große Wert der Vereinigung westlicher und östlicher Richtung, der Versöhnung zwischen Stadt und Land in seiner „Republik der Arbeiter und Bauern“ zustande brachte. . . Und über all das hinaus — doch Utopist von ungewöhnlicher Phantastik! . . .

Um den Vorwurf des Utopismus zu begründen, gilt es, den Folgen nachzugehen, die Lenin, seine Mitarbeiter und Nachfolger, ihrer Verkündigung und Lehre vom Massenmenschen gegeben haben. Das alleinseigmachende, unanfechtbare Fundament des neuen Evangeliums ist der Materialismus, ist eine einseitig materialistische Auffassung des Marxismus. Also wurde die geistige Diktatur einer Weltbetrachtung aufgerichtet, der, im westlichen Europa des 18. und 19. Jahrhunderts gewachsen und überwunden, der Geist nur eine bestimmte Organisationsform der Materie ist, wie sie auch im Bewußtsein und den psychischen Erscheinungen nichts weiter als „Funktionen“ der auf bestimmte Weise organisierten und modifizierten Materie zu erkennen vermag. Alle Phänomene des sozialen Lebens, alle Formen der Kultur und Zivilisation überhaupt sind in dieser Auffassung lediglich „höhere Organisationsformen der Materie“. Es wird deshalb jede Möglichkeit, als könnte geistige Kultur von den wirtschaftlichen Voraussetzungen losgelöst gedacht werden, abgelehnt. Alles Geistige ist nur „Funktion der gesellschaftlichen Materie“, ist bloß ein „Überbau“ über einer ökonomischen Basis, d. h. Religion und Wissenschaft, Kunst und Philosophie sind, wie schon Sprache und Denken, nur Produkte der jeweils herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse. . . Es kann hier nicht näher auf die ganze

im System des bolschewistischen Denkens überaus wichtige Lehre des „ideologischen Überbaus“, eingegangen werden, noch auf die, stark von Hegel abhängige, dialektische Methode, die diese vermeintliche Philosophie unterbauen soll. Jedenfalls sind die Bolschewisten der festen Überzeugung, mit ihrem dialektischen Materialismus „aus allen ideologischen Schätzen der Menschheit den besten genommen zu haben“, um mit Bucharin zu reden. Sie wähen sich im Besitz der „objektiven Wahrheit“, wie denn überhaupt der recht ansehbare Begriff der objektiven Wahrheit in ihrem Denken keine geringe Rolle spielt. Wenn man selbst von einem Mann wie Lenin den Satz liest: „Die Behauptung der Naturwissenschaft, die Erde habe vor der Menschheit existiert, ist eine objektive Wahrheit“, so erhellet sich einem blühtartig die enge Grenze dieses Denkens, das nichts anderes ist als ein kindlicher Röhlerglaube an die Unfehlbarkeit des menschlichen Verstands und an die Allmacht der Wissenschaft. Fuldöp-Miller faßt denn auch sein Urteil mit gutem Grund dahin zusammen: „Wer in den exakten Denkmethoden des Westens geschult ist, wird in diesem bolschewistischen Materialismus nichts anderes zu erblicken vermögen, als eine jener Erfahrungsglaubens, wie sie seit dem Verfall des früher herrschenden Kirchenglaubens und dem Aufstieg des naturwissenschaftlichen Rationalismus immer wieder aufgetaucht sind, um der Menschheit an Stelle der verlorenen Gläubigkeit ein neues Bekenntnis darzubieten und ihre ewige Sehnsucht nach der Befreiung von allem Ubel in neuen, dem utilitaristischen Geist der Gegenwart entgegenkommenden Formen zu befriedigen.“

„Die Philosophen,“ heißt es bei Marx einmal, „haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Kein Wort konnte Lenin mehr aus der Seele gesprochen sein. Er, der „nüchterne Heros des Utilitarismus“, dessen Sinn bei aller Romantik des Ziels immer nur auf das Nächste und Alltägliche gerichtet war, wollte keine Theorie, die sich nicht in die Praxis umsetzen ließ. Der Bolschewismus sah sich die doppelte Aufgabe gestellt, den alten, bürgerlichen, gegenrevolutionären Menschen samt dem gefährlichen Rüstzeug seiner idealtistischen Klassen-Hirngespinnste auszurotten und dafür den neuen, sozialisierten und mechanisierten Kollektivmenschen zu setzen. Werfen wir einen Blick zuerst auf die zweite, positive Seite der Aufgabe. „Der sozialistische Mensch wird die Natur in ihrem ganzen Umfang durch die Maschine beherrschen“, läßt sich Trotski vernehmen. Der Glaube an die unbegrenzte Wundermacht der Maschine, der Technik, ist, entsprechend dem an die Allmacht der Wissenschaft, ein Haupt- und Kernstück bolschewistischer Überzeugung. Ein zum Rausch gesteigerter Amerikanismus beherrscht als Leitidee das riesenhafte Programm, das auf allen Gebieten des praktischen und geistigen Lebens durchgeführt werden muß. Für die Wirtschaft heißt es: Elektrifizierung, Windmotoren und Dynamos, psychotechnische Organisation der Arbeit, Planwirtschaft bis in die fernste Steppe und zum ärmsten Muschil; für die Kunst: Schaffung eines dynamischen Monumentalstils in der Architektur und bildenden Kunst; für das Theater: Konstruktionsbühne und Biomechanik; für die Dichtung: Erzeugung einer neuen, proletarischen Poesie, Dichterkollektiva statt Einzeldichter, „seelischer Chitagismus“ (Majakowski); für die Musik: Maschinenmusik, Symphonie der Fabrik sirenen, dirigentenloses Orchester „Persimfanz“. Wer sich eine Vorstellung davon verschaffen will, was der Bolschewismus auf allen diesen Gebieten angestrebt und geleistet hat, wie weit das Vollbringen vom Wollen bisher entfernt blieb und die überhöhte Entwicklung sich überschlug, muß die einzelnen Abschnitte mit ihrem vielseitigen Anschauungsmaterial in Fuldöp-Millers erschöpfender Darstellung nachlesen; er wird dort auch die staunenswerte Energie kennenlernen, mit der der Bolschewismus das Leben selbst durch Umzüge, Straßenfeste, Massenfeiern und andere Propagandamittel zu theatralisieren sucht. . . Die Rehrseite des von uns nur im Aberblick gestreiften positiven Programms ist das negative: der fanatische und erbarmungslose Kampf gegen jede Überlieferung, gegen jede bürgerliche Rückständigkeit der als atavistisch empfundenen, vorrevolutionären Zeit. Da der Idealismus als „letzte Hochburg der versinkenden Bourgeoisie“ betrachtet wurde, mußten seine Irrlehren bis in jeden Schlußwinkel der Wissenschaft, selbst der exakten Naturwissenschaft,

verfolgt werden, was bekanntlich zur Vertreibung und Auswanderung aller irgend im Verdacht der Gegentrevolution stehenden Gelehrten führte. Die überkommene Religion mußte ebenso mit allen Mitteln des Hasses und eines billigen Hohns zerstört werden; wie die neue Kunst die Denkmäler der Vergangenheit „deformierte“, so wurden die Kirchen vielfach ihren bisherigen Zwecken entzogen, die christlichen Anschauungen, aber auch die mohammedanischen, buddhistischen und sibirischen, durch Spottprozeffionen lächerlich gemacht, durch rote Tausen, proletarische Begräbnisfeiern und anderes nach Möglichkeit ersetzt. . . Das Gesamtbild der bolschewistischen Leistung wäre unvollkommen und ungerecht gezeichnet, wenn nicht der umfassenden, großzügigen und vielfach erfolgreichen Bemühungen des Bolschewismus zur Hebung der Volksbildung, zur Zurückdrängung des vom Parentum begünstigten oder doch nicht ausreichend bekämpften russischen Analphabetentums rühmend gedacht würde. Auch die Erhaltung und Ordnung der ungeheuren russischen Kunstschätze, die Pflege und Erschließung der Schlösser als Anschauungsstätten einer überwundenen Kulturstufe — in erster Linie ein Verdienst des Professors Grabarj — sind auf der Kreditseite des Bolschewitentums zu buchen. Diesen Verdiensten gegenüber steht freilich immer wieder der traffe Terror, die schrankenlose Unbulsamkeit, die rücksichtslose, politisch-geistige Diktatur, die vor keinem Mittel zur Unschädlichmachung des Segners und seiner Überzeugung zurückschreckt, die Gefängnisse füllt, Sibirien mit neuen Sträflingen bevölkert. . .

Es sei absichtlich vermieden, die Nachteile der bolschewistischen Herrschaft weiter auszumalen. Bei aller Achtung vor der Verlässlichkeit Fülöp-Millers und anderer Zeugen, gebietet der Mangel eigener Anschauung Zurückhaltung. Soviel darf man sich von Fülöp-Millers besonnener Kritik zu eigen machen: die vermeinte Realität Lenins und des Bolschewismus, das Unternehmen, eine Welt in noch nie dagewesenem Umfang lediglich auf das entseelte Diesseits, auf Rationalismus und Mechanismus zu stellen, hat sich bisher weithin, an den Schranken der Wirklichkeit sich stoßend, als eine Utopie enthüllt. Überall bleiben die bisher erzielten Ergebnisse meilenweit hinter der überspannten Forderung zurück — sei es auf dem Gebiet der bloß äußeren Zivilisation, sei es auf dem der geistigen Umformung; „dieser ‚revolutionäre Ruck‘, dieser ‚Sprung‘ über Jahrhunderte hinweg, verrät eben den romantisch-utopistischen Geist des Bolschewismus und macht aus allen diesen organischen und zweckmäßigen Produkten der westlichen Zivilisation phantastische und sinnlose Fremdkörper innerhalb einer ihrem ganzen Wesen nach mittelalterlich gebliebenen Welt.“

Ein phantastischer, aber darum erst recht gefährlicher Fremdkörper steht der Bolschewismus heute und vielleicht noch auf lange Zeit vor den Toren des westlichen Europa. Es ist in dem hier gegebenen Umriß mit Absicht das Schwergewicht auf seinen geistigen „Unterbau“ oder „Überbau“ gelegt worden. Gerade dieser ist, am Maße westeuropäischen Denkens gemessen, so überwältigend primitiv, roh und kindlich, gehört so sehr einer von uns längst überholten Denktufe an, daß ihn sich das westliche Europa nur um den Preis eines beschämenden geistigen Rückschritts, um ein erschreckendes Opfer des Verstands aneignen könnte. Doch geistige und politische Entwicklungen bewegen sich nicht immer in der gleichen Richtung; der Fortschritt der einen braucht sich nicht immer mit dem vermeinten Fortschritt der andern zu decken. Es gibt heute schon, auch im nichtrussischen Europa, Leute genug, die nicht allzu weit entfernt davon sind, das zu einem gedankenlosen, dummen Schimpf gewordene „bürgerlich“ ohne Mühe auch auf unsern ganzen Mehrbeßiß an geistigen Werten auszubehnen. Deshalb ist es Pflicht, das geistige Antlitz des Bolschewismus ausgiebig kennenzulernen.

Heinrich Lilienfein

Revolutionen und geistiges Leben

Wir entnehmen dieses Kapitel dem Werke „Die Soziologie der Revolution“ von Wilhelm Sorokin, früher Professor an der Universität St. Petersburg, erschienen im Verlage Lehmann, München. Der Verfasser entwirft ein wahrhaft erschütterndes Bild von Wesen und Folgeerscheinungen aller Revolutionen der Weltgeschichte. In den folgenden Ausführungen beschäftigt sich der Verfasser mit den Wirkungen der Revolutionen auf das geistige Leben.

Die Revolution führt zu einer Zerrüttung des Nervensystems und des geistigen Lebens, zu einer Befreiung der primitiven Instinkte bei den Gliedern der Gesellschaft. Unter diesen Umständen gibt der „Prozess der Auslese“ und „Erneuerung“, zu dem die Revolution führt, nicht die Ergebnisse, zu denen er geführt hätte, wenn das Nervensystem und das geistige Leben im Zustand der Gesundheit gewesen wären. Daraus erklärt es sich, warum Revolutionen von einem ideologischen Extrem zu einem andern schwingen; eine „Pseudo-Erfahrung“ wird von einem andern ersetzt, die zu der früheren im Widerspruch steht; an die Stelle eines „Aberglaubens“ treten andere. Der starre Dogmatismus, Intoleranz und Unterdrückung der Gedankenfreiheit während revolutionärer Perioden tragen gleichfalls zu dieser Wirkung bei. Revolutionäre Diktatoren, wie Robespierre, Lenin, Cromwell, Giza u. a., sind die unduldsamsten Dogmatiker, die fanatischsten „revolutionären Priester“, direkte Abkömmlinge der spanischen Inquisitoren.

Der Hauptschaden jedoch, den sie anrichtet, besteht darin, daß sie die erzieherischen bildenden Einrichtungen der Gesellschaft der Zahl nach zerstört und der Beschaffenheit nach verschlechtert, daß sie ihre Arbeit und ihre Produktivität zerrüttet und auflöst.

Oft hat man als Tatsache hingestellt, daß die Revolution die Zahl der Schulen, sowohl höhere wie niedere, die Zahl der Universitäten, Laboratorien, Bücher vermehrt, daß sie das Unterrichtssystem verbessert und zum Fortschritt der Wissenschaft usw. führt. Soweit dies revolutionäre Zeitabschnitte und tief verwurzelte Revolutionen betrifft, ist diese Behauptung von Grund aus falsch. Folgende Tatsachen werden dies beweisen:

Bis zur russischen Revolution waren unter der russischen Gesellschaft die Ideologie und Theorien von Marx, des Sozialismus, Kommunismus, der Gleichheit und der Revolution sehr verbreitet.

Was sahen wir jedoch, als die Revolution ausbrach und diese Ideologie in das reale Leben übertragen, diese „wirksamen“ Vorschriften angewendet wurden? Etwas ganz Unerwartetes. Die Bevölkerung sah sich gezwungen, die Richtigkeit ihrer Ideologie und pseudowissenschaftlichen Konstruktionen nicht indirekt und theoretisch, sondern direkt durch persönliche Erfahrungen zu erproben, ihre Inhaltslosigkeit gleichsam am eigenen Körper zu erfahren. Sie hat sie geprüft und — einen schmerzlichen Preis gezahlt dafür, daß sie sich von ihrem trügerischen Inhalt überzeugte. Als Ergebnis hiervon finden wir gegenwärtig einen allgemeinen Widerwillen gegen eine Ideologie dieser Art; sie verlor in den Augen der russischen Bevölkerung jeden Kredit; sie ließ andererseits die Achtung vor dem Unternehmer, vor dem Privateigentum, dem Nationalismus, der Religion zunehmen; sogar führte sie zu einer günstigeren Bewertung des ancien régime (frühere Herrschaft). Dies Beispiel zeigt die „auslesende“ Rolle, welche die Revolution im Bereich von Wissenschaft und Erfahrung spielte. Die revolutionäre Erfahrung hat viele Begriffe auf den Kopf gestellt und beseitigt.

Sahen wir nicht den gleichen Zustand in Frankreich nach der Verwirklichung des Kommunismus im Jahre 1871? Zeigte nicht der Zusammenbruch der Kommune den Zeitgenossen der Revolution den Zusammenbruch der Ideologie des Kommunismus? Kann man nicht ähnliche Veränderungen der gesellschaftlichen und politischen Anschauungen nach der Revolution von 1848 in Deutschland und Frankreich erkennen, so daß sogar der Glaube an eine republikanische Staatsordnung weniger positiv zu werden begann?

Die große französische Revolution zerstörte im Verlauf von 6 oder 7 Jahren den Zauber der Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Die katholische Kirche, Chateaubriand, J. de Maistre u. a., welche den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts völlig entgegengesetzt waren, wurden mehr und mehr die Führer des Denkens.

Ein ähnlicher Gegensatz bestand in der späteren Periode der englischen Revolution und in den ersten ihr folgenden Jahren. Andere Revolutionen zeigen die gleichen Symptome. Die Revolutionen führen nicht nur diesen Prozeß der Auslese durch, sondern zwingen auch die Menschheit, in der tragischen Schule des Lebens zu lernen; auf diese Art tragen sie allerdings zu einer neuen und reichen geistigen Erfahrung der Gesellschaft bei.

In allen wichtigen und tiefgehenden Revolutionen finden wir den gleichen extremen Standpunkt; das Fehlen der Mäßigung, eine Unfähigkeit, eine Abgeneigtheit, zwischen Wahren und Falschem zu unterscheiden; das Fehlen geistiger Aufrichtigkeit; ein Schwanken von einem Extrem zum anderen; Dogmatismus, Mangel an Gedankenfreiheit und an Kritizismus. Dies sind die Bedingungen, welche positive Ergebnisse der Revolutionen beeinflussen und aufheben.

Wenn die Revolution in die Tiefe geht, wird sie mehr als aufgehoben durch die Zerkleinerung der erzieherischen und bildenden Organisation des gesamten Gesellschaftskörpers. Infolge des täglichen Existenzkampfes, der Armut, des Hungers, der Not, des Dogmatismus und der Unbuddhsamkeit werden verschiedene Kategorien von Schulen geschlossen, andere verkümmern. Die Veröffentlichung von Büchern und Druckschriften hört auf, ausgenommen solche, welche der revolutionären Propaganda gewidmet sind, aber wenig zur Wissenschaft beitragen und die wirklichen Tatsachen entstellen. Der Kreis an Pädagogen wird künstlich durch andere Persönlichkeiten ergänzt; in den meisten Fällen ist es eine Veränderung zum Schlechteren: auf die Fähigen sehen die Behörden ablehnend herab und ersetzen sie durch Unfähige, deren Verdienste in ihrer Anpassung an die Behörden bestehen. Der gleiche Ausleseprozeß vollzieht sich auch unter den Schülern. Zu diesen Schwierigkeiten muß man den Mangel an Büchern und anderen Bildungsmitteln hinzufügen.

Als Ergebnis all dieser Verhältnisse entarten das nationale Bildungswesen und die Kultur im Verhältnis zur Tiefe und Stärke der Revolutionen. Das sind die Ergebnisse, welche die russische Revolution gebracht hat. Unkritische, törichte oder gewissenlose Leute haben viel geschrieben über das ungeheure „Verdienst“ der Sowjet-Gewalt im Bereich der nationalen Erziehung und Bildung. All dieses ist Unsinn.

(Der Verfasser beweist nun an Hand von Zahlen die Tatsachen.)

Um es zusammenzufassen: Von welcher Seite man auch den Gegenstand betrachten mag, das Ergebnis ist immer das gleiche — Zerstörung, nichts als Zerstörung. In dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, hat die Revolution Rußland um 50 bis 60 Jahre zurückgeworfen.

Fragen wir uns jetzt, inwieweit dieser zerstörende Zug der russischen Revolution auch den anderen Revolutionen eigentümlich ist. Ich bin der Ansicht, daß andere tiefgehende Revolutionen nach dem Umfang der Zerstörung, aber nicht nach ihrer Art sich von ihr unterscheiden.

Wie die russische, so war die französische Revolution reich an Versprechungen und hochtönenden Bestrebungen im Bereich der nationalen Erziehung. Aber Erörterungen und Erlasse sind noch nicht wirkliche Tatsachen. Die Zahl der Schulen, welche während der ersten Republik aus Mangel an Mitteln geschlossen wurden, war größer als die der neueröffneten. Zu Beginn des Konsulats berichtete die größere Zahl der Verwaltungen und Präfecten, daß die nationale Erziehung bedeutend gelitten hatte und in einem jämmerlichen Zustand war ...

Wir wollen jetzt die charakteristischen Veränderungen in der Ideologie und geistigen Verfassung der Gesellschaft während revolutionärer Perioden überblicken... Wenn während der ersten Periode eine revolutionäre Ideologie der Ideen einer primitiven, mathematischen Gleichheit verkündet wird, so verklären solche Ideen in der zweiten Periode allen Glauben. Eine religiöse Er-

neuerung, wachsende Sympathie für all das, was man erbarmungslos während der ersten Periode verfolgte und beleidigte, setzen sich durch. Die Kräfte, welche sich aus den Gräbern von neuem erheben, zeigen mehr Leben, als sie vor der Revolution gehabt haben ... „Kubismus“, „Futurismus“, „Überfuturismus“ und andere extreme Kunstströmungen, die mit den Volkselementen seit Beginn der Revolution Hand in Hand gingen, haben gleichfalls an Popularität verloren und sind durch andere völlig entgegengesetzte Strömungen ersetzt. Auch die Bewertung russischer politischer sozialer Lehrer und Führer hat sich völlig geändert (z. B. die Bewertung von Stolypin, Leontiew u. a.). Die gleiche Strömung wird überall sichtbar.

Diese Tatsachen zeigen am Beispiel der russischen Revolution deutlich die Richtigkeit unserer Darlegung. Der besondere Charakter dieser Veränderungen kann in den verschiedenen Revolutionen verschieden sein, aber sein grundlegendes Wesen ist stets dem ähnlich, wie es in den vorhergehenden Ausführungen gezeigt wurde. Auch hier „wiederholt sich die Geschichte“. Wenn wir die Gründe solcher Veränderungen betrachten, verstehen wir leicht, warum es nicht anders sein konnte.

Volkseinheit und Deutschumsarbeit

Weit über das in den ehemaligen und heutigen Reichsgrenzen eingeschlossene Sprach- und Volksgebiet hinaus haben Deutsche auf europäischem Boden eine Heimat. Der deutsche Kolonist ist vor Jahrhunderten, ja schon vor einem Jahrtausend als Kulturträger im tiefsten Sinne des Wortes zu den anderen Völkern gekommen und hat ödes, wertloses Land in schwerster Arbeit erschlossen.

Die größte Kolonisation der Weltgeschichte, die Wiedereindeutschung der Länder östlich der Elbe, ist eine friedliche Tat des deutschen Volkstums. Nicht das Schwert des Ritters, sondern der Pflug des deutschen Bauern eroberte dieses Land. Slawische Grundherren waren es, die deutsche Kolonisten vom Rheine und aus dem Süden Deutschlands herbeiriefen, um den Boden der Kultur zu gewinnen. Auch das Land an der Weichsel, dem östlichen Schicksalsstrome Deutschlands, wurde im 13. Jahrhundert von dem polnischen Herzoge Konrad von Masovien dem deutschen Ritterorden zur Kolonisation überwiesen. Das Bemühen aller polnischen Könige ging dahin, deutsche Kolonisten für Polen zu gewinnen. Die meisten Städte im polnischen Reiche des Mittelalters sind deutsche Gründungen und wurden nach deutschem Stadtrecht verwaltet, so u. a. Thorn, Bromberg und Graudenz.

Auch die Deutschen, die heute in der Tschechoslowakei leben, sind keine Ausländer. Der von ihnen bewohnte Boden ist nicht verdeutschtes tschechisches Land. Schon das älteste böhmische Herrschergeschlecht der Přemysliden hat deutsche Bürger ins Land gerufen. Von Wratislav II. (1061—1096) ist den Deutschen der Prager Altstadt ein Freiheitsbrief ausgestellt, der die Grundlagen deutschen Rechtes bildet und den deutschen Bürgern und Bauern weitgehendste Selbstverwaltung zusichert. Die deutsche bodenständige Bevölkerung der Sudetenländer geht in ihrem Ursprung auf die große fränkische Siedlungsbewegung zurück, die im 12. Jahrhundert gewaltig um sich griff. Freie Richter- und Pfarrewahl erhielten die herbeigerufenen Deutschen, die auch von allen staatlichen Abgaben befreit waren. Ihre ländlichen und städtischen Siedlungen wuchsen dank der ihnen gewährten Selbstverwaltungsrechte. Die Hussitische Bewegung hat dann manches zerstört, aber das Deutschum nicht ausgerottet. Die Habsburger dagegen, denen im Jahre 1626 die Sudetenländer zufielen, unterfügten in keiner Weise die Deutschen, so sehr sie auch in anderen Gegenden ihres Reiches zielbewußte deutsche Kolonisation trieben. Daß die deutsche Sprache als Amts- und Verwaltungssprache in Böhmen eingeführt wurde, entsprach dem Wiener Zentralismus, mit dem dann leider von den Tschechen das

bodenständige Deutschum im Lande ganz unberechtigterweise gleichgesetzt wurde. Die objektive Geschichtsbetrachtung zeigt jedoch, daß die Deutschen in Böhmen und Mähren längst vor der Besitzergreifung dieser Länder durch die Habsburger ansässig waren und ebenso heimatberechtigt sind wie die Tschechen.

Handelte es sich aber bei diesen Gebieten immerhin um Grenzländer des Deutschen Reiches, so lag das Siebenbürgener Land dem deutschen Volksgebiet fern. Das älteste ungarische Herrschergeschlecht der Arpaden siedelte hier planmäßig deutsche Rhein- und Moselfranken an, die durch den Freibrief des Königs Andreas im Jahre 1224 zur Einheit der „sächsischen Nation“ zusammengefaßt und mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurden. Ihr Oberhaupt, den Sachsegraf, wählten sich die Siebenbürger Sachsen selbst und unterstanden nur dem ungarischen Könige. Die alte, gut deutsche Demokratie, etwa in schweizerischem Sinne, ist bei ihnen stets heimisch gewesen und sorgte für eine ausgezeichnete Ausbildung der Selbstverwaltung aller ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten. In der Reformationszeit nahmen die Siebenbürger Sachsen geschlossen das lutherische Bekenntnis an. Die neugeschaffene Kirchenordnung bot ihnen das beste Rüstzeug für die Erhaltung ihres deutschen Kulturbestandes.

Das übrige Deutschum im alten Ungarischen Reiche, im Banat, in der Banat und sogenannten Schwäbischen Türkei geht auf die Zeit der Türkenkriege des Prinzen Eugen im 18. Jahrhundert zurück. Unter der Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. erfolgte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine zielbewußte Besiedlung dieser nach der Niederwerfung der Türkei im Frieden von Passarowitz neugewonnenen Gebiete. Der große Schwabenzug aus Württemberg und Baden begann damals. Die Donau hinunter von Ulm und Regensburg aus fuhrten die deutschen Auswanderer, deren Zahl schließlich auf rund 80000 angewachsen war. Aus sumpfigen Wüstengegenden ward durch die Arbeit dieser Deutschen ein blühendes Eden. Eine neue Welt erhob sich, die aber durch schwere, fürchterliche Opfer des ersten Geschlechtes der Ansiedler geschaffen wurde. Unsagbar viele Tote kostete diese Besiedlung unwirtlichen Landes. Doch die deutschen Kolonisten ließen sich nicht entmutigen. Die Gefallenen weiheten den Boden für künftige Geschlechter, so daß schließlich vor dem Kriege die Banater Schwaben eine halbe Million Menschen zählten. Einer ihrer Landsleute, Adam Müller-Guttenbrunn, hat in einem prächtigen Romane „Der große Schwabenzug“ den künstlerischen Heldengang Deutsch-Ungarns gesungen, der uns in Atem und Freude hält. Wir hören auch in dieser Erzählung von der geschichtlichen Tatsache, daß damals magyarische Edelleute ganze Schiffsladungen von Einwanderern abfingen, um sie auf ihren Gütern anzusiedeln und das Land urbar zu machen. In der Schwäbischen Türkei, zwischen Drau und Donau, sind auf solche Weise die Kolonien deutscher Bauern entstanden. Aber auch in der Banat, rechts der Theiß bis zur Donau, leben Deutsche, die ihre Entstehung dem großen Schwabenzug danken. Wie überlegen sich alle diese deutschen Ansiedler durch ihre Kultur zeigten, geht auch daraus hervor, daß eine Reihe von französisch sprechenden Lothringern begründete Dörfer zum Deutschum übergingen.

Etwa um dieselbe Zeit, als Maria Theresia und Joseph II. systematisch im Ungarischen Reiche Deutsche ansiedelten, betrieb die große russische Kaiserin Katharina eine Kolonisation in den Länderstrecken an der Wolga. Auch hierzu erging der Ruf an die Deutschen in Süddeutschland, die recht zahlreich erschienen und das Land urbar machten. Dieses Kolonisationswerk wurde dann fortgesetzt von Alexander I. Besonders in den Zeiten der Französischen Revolution und Napoleons I. vertauschten die Menschen in Deutschland, angesichts der unsagbaren Drangsalierungen ihr schwergeprüftes Vaterland mit einer neuen Heimat in Rußland, zumal man ihnen Land in Hülle und Fülle, dazu eine Reihe von Privilegien versprach. Damals wurden im Schwarzenmeergebiet in 214 Kolonien über 10000 Familien mit ca. 50000 Seelen angesiedelt und ihnen 600000 Desjatinen Land zugewiesen. Alle diese Deutschen, sowohl an der Wolga, um Samara und Saratow, wie in Bessarabien, Cherson usw., mußten sich erst unter vielen Mühen und Arbeiten eine gesicherte Heimstätte schaffen.

Wir haben versucht, mit einigen Strichen ein Bild von dem Deutschthum zu geben, das schon vor dem Kriege in geschlossenem Sprachgebiet jenseits der Reichsgrenzen lebte. Es ist uns Reichsdeutschen nicht immer in wünschenswertem Maße zum Bewußtsein gekommen, daß auch diese Deutschen zu unserer Volkseinheit gehören. Mit Recht konnte der siebenbürgische evangelische Bischof Dr. Friedrich Teutsch im Jahre 1910 auf der Tagung des Vereins für das Deutschthum im Auslande darüber klagen, daß der Siebenbürger Sachse, der durch Deutschland reist, bei allen erhebenden Eindrücken doch eine niederdrückende Erfahrung mit nach Hause bringt: „Wie wenig weiß man doch da draußen von dem fernen Brudertamm, und wie weit liegt der Masse und Tagesströmung all das, was diesen verschlagenen deutschen Volkstamm betrifft.“ Im allgemeinen traf dieses Urteil auch hinsichtlich der Kenntnis über die übrigen in der Diaspora lebenden deutschen Volksgenossen zu.

Die Pariser Vorortverträge lenkten die Aufmerksamkeit auf die deutschen Minderheiten, die man den Nachfolgestaaten der alten österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie ohne Anwendung des feierlich verkündeten Selbstbestimmungsrechtes überantwortete. Die Schwabensiedlungen in Ungarn mit rund $1\frac{1}{2}$ Millionen Deutschen fielen teils Jugoslawien, teils Rumänien zu. Der neuerstandene tschechische Staat erhielt 3,6 Millionen Deutsche, Frankreich wurden 1,6 Millionen, Italien 251 000, Lettland 80 000, Litauen 120 000, Belgien 30 000 und Estland 30 000 Deutsche überantwortet. Man muß sich immer wieder diese Zahlen gegenwärtig halten und klar machen, was sie bedeuten. Losgetrennt vom deutschen Mutterlande leben 12—15 Millionen Menschen deutscher Stammes und deutscher Sprache unter fremder Staatshoheit in Europa. Auf vierzehn Staaten in Europa sind die Deutschen verteilt. Das heißt: tagtäglich ringen Millionen deutscher Männer, Frauen und Kinder um die elementarsten Volksrechte und leisten fernab von den Grenzen des Reiches Arbeit für die Erhaltung deutschen Volkstums in stiller, geräuschloser Weise.

Das Gefühl der innigen Verbundenheit aller Deutschen in Europa wurde aber auch durch die von den Siegerstaaten angeordneten Volksabstimmungen gestärkt. Millionen unserer Volksgenossen mußten ja nunmehr ihre Heimat, den deutschen Kulturboden, verteidigen. Allein $\frac{1}{2}$ Million Deutsche im Reiche reiste zu diesem Zwecke in ihre Geburtsorte und kehrten mit berechtigtem Stolz zurück. Die im allgemeinen günstigen Abstimmungen in Ost- und Westpreußen, in Oberschlesien, an der deutsch-dänischen Grenze, in Kärnten, Steiermark und im Burgenland bedeuteten Ereignisse von weittragender Bedeutung für die Vereinheitlichung des Deutschthums. Es handelte sich überall um Volksbewegungen, die mehr waren als mechanische Lösungen von Staatsaufgaben. Freilich konnte und durfte niemals die Deutschthumsarbeit sich damit zufrieden geben. Sie mußte ihre Hauptaufgabe gerade in der Erhaltung und Stärkung der Volkseinheit sehen.

Schon im Habsburger Reich hatten die Deutschen ein vorbildliches Schutzvereinswesen ausgebaut. Unsere Volksgenossen im alten Österreich waren ja mit knapp zehn Millionen eine Minderheit gegenüber den 17 Millionen Slawen und auf Selbsthilfe angewiesen, nachdem die Krone ihre Aufgabe immer mehr darin gesehen hatte, mit den zu Selbstbewußtsein erwachsenen Nationalitäten fertig zu werden. Ganz besonders aber in der ungarischen Reichshälfte mußten die 2 Millionen Deutschen gegenüber den 5,5 Millionen Ungarn und den fast 3 Millionen Rumänen ihre Volksrechte schon vor dem Krieg vertreten.

Der entscheidende Wechsel in der Haltung der Krone gegenüber den Deutschen in Österreich trat nach der Besetzung Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1878 ein. Die deutschen Volksvertreter hatten im Parlament die Kredite für diese Okkupation nicht bewilligt. Das Ministerium taafte bildete nunmehr den „Eisernen Ring“ aus Slawen und Feudalen gegen die Deutschen. Damals, im Jahre 1880, wurde entsprechend der Anregung des Südtiroler katholischen Landgeistlichen Mitterer der „Deutsche Schulverein in Wien“ gegründet, der im Laufe von drei Jahrzehnten auf rund 200 000 Mitglieder anwuchs, was wahrlich schon eine gewaltige Leistung

war. Doch die Bedeutung dieser nationalen Selbsthilfe zeigte sich vor allem in den Unterstützungen, die der deutsche Schulverein für die Gründung und Erhaltung deutscher Schulen in den gefährdeten Grenzbezirken Österreichs verausgabte. Bis 1912 handelte es sich um die enorme Summe von fast 20 Millionen Kronen. 600 Schulen und 108 Kindergärten sind durch diese Organisation im bedrohten deutschen Sprachgebiet ermöglicht worden. In Orten, wo öffentliche Schulen nicht zu erlangen waren, wurden Privatschulen für deutsche Minderheiten gegründet. Die Rosegger-Sammlung des Schulvereins ergab fast 3 Millionen Kronen.

Doch auch die wirtschaftlichen Schutzvereine in den verschiedensten Landbestellen der österreichischen Reichshälfte bedeutete Deutschumsarbeit größten Stills. So hatte vor dem Kriege der „Verein Südmärk“ in Graz (für Steiermark, Kärnten und Krain) in rund 1000 Ortsgruppen 90000 Mitglieder um seine Fahne gesammelt und mit annähernd einer Million Jahresausgaben durch Ansiedlungen württembergischer und badischer Bauern den bedrohten Volksboden befestigt, wie überhaupt Brücken vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet zu den großen Sprachinseln zu schlagen begonnen. In ähnlicher Weise waren in Böhmen der Deutsche Böhmerwaldbund, der Bund der Deutschen in Böhmen, in Mähren und Schlesien die Bünde der Deutschen in Nord- und Südmähren, sowie die „Nordmärk“ tätig, die alle einen recht arbeitsfähigen Stamm von Mitgliedern (30000 bis 70000) hatten und über verhältnismäßig große Jahreseinnahmen (Bund der Deutschen in Böhmen z. B. 400000 Kronen) verfügten. Es würde zu weit führen, im einzelnen die Tätigkeit dieser Schutzvereine im alten Österreich zu betrachten, aber immerhin erinnern wir uns gerade heute auch noch mit Stolz des Tiroler Volksbundes, in dem sich 1905 das Deutschtum dieses Landes ohne Unterschied der Parteien zusammenschloß, um den irredentistischen Vereinen zu begegnen. In wenigen Jahren schon hatte dieser Schutzverein in 200 Ortsgruppen fast 30000 Mitglieder unter knapp 400000 Südtirolern.

In Siebenbürgen wirkte die ganze Selbstverwaltung im Sinne und Geiste der Schutzvereinsbestrebungen. Die ungarische Regierung trat auch hier ihren deutschen Staatsbürgern nicht entgegen, deren Treue sie sicherer war als der Rumänen. Ganz anders lagen jedoch die Verhältnisse im übrigen Ungarn der Vorkriegszeit, wo die Deutschen immer mehr der Madjarisierung anheimfielen. Ganz besonders auch die Banater Schwaben waren in den letzten Jahren vor dem Kriege auf dem besten Wege, ihr deutsches Volkstum zu verlieren. Ihnen fehlte eine Organisation, bzw. wurden die Ansätze dazu gewaltsam unterdrückt. Ihre Intelligenz schloß sich auch oft dem Madjarentum an, zumal höhere deutsche Schulen fehlten. Einige Jahre vor dem Kriege wurde erst eine „Ungarländisch-Deutsche Volkspartei“ gegründet, die mit den übrigen Nationalitäten Ungarns zusammenging.

Man muß jedenfalls die Schutz- und Abwehrvereine im alten Österreich-Ungarn kennen, um die spätere Entwicklung richtig zu verstehen. Wie das Deutschtum des Habsburger Reiches auf die Nachfolgestaaten verteilt wurde, haben wir bereits kurz angedeutet. Die Grundlinien der Deutschumsarbeit vor dem Kriege konnten aber beibehalten werden, wie auch meist die bestehenden Organisationen. So sind in der Tschechoslowakei der „Kulturverband“ als Schulverein und der „Bund der Deutschen in Böhmen“ tätig. Den Siebenbürger Sachsen ist es auch gelungen, ihre Selbstverwaltungskörper, Kirchen, Schulen und sonstigen Kultureinrichtungen unter der Herrschaft Rumäniens zu erhalten. Die zum größten Teile ebenfalls an Groß-Rumänien gefallenen Banater Schwaben erlebten jetzt erst eine Auferstehung ihres Volkstums, das so schwer unter der Madjarisierung gelitten hatte. Die meisten ihrer madjarisierten Schulen wurden nun wieder deutsch. In dem deutsch-schwäbischen Kulturverband schufen sie sich eine Selbsthilfeorganisation. Der „Verband der Deutschen in Groß-Rumänien“ umfaßt unter der Führung des Siebenbürgers Dr. Rudolf Brandsch alle deutschen Schutzvereine, darunter auch die Organisationen der 70000 Deutschen in der Bukowina und der 80000 Deutschen in den dauerlichen Ansiedlungen Bessarabiens, das von Rußland an Rumänien abgetreten wurde. Umfaßt das Deutschtum im rumänischen Staate rund 1 Million Köpfe, so sind unsere Volksgenossen in



Matterhorn

(Aus dem Tŭrmer)

Georg Meaco

Süßlawien an Zahl etwas weniger. Aber auch sie haben es verstanden, ihre Deutschtumsvereine den veränderten staatlichen Verhältnissen anzupassen und auszubauen. Auch im polnischen Staate haben die Deutschen trotz aller Drangsalierungen sich Vereinigungen geschaffen, die nicht müde werden, für die berechtigten deutschen Belange zu kämpfen.

Diese Deutschtumsarbeit trägt den Charakter der Selbsthilfe des deutschen Volkes. Sie hat nichts zu tun mit der Grenzänderung. Sie ist nicht irredentistisch. Sie will nur das Kulturelle vom Staatlichen in gewissem Sinne loslösen. Innerhalb der nun einmal geschaffenen Staaten wollen die deutschen Minderheiten ihre Volksrechte wahren und als Staatsbürger ihre Pflichten erfüllen. Auf der Achtung vor der fremden Volkspersönlichkeit und damit auf dem Willen zur Gerechtigkeit ist die Deutschtumsarbeit aufgebaut. Sie will keinem Volke seinen Kulturboden wegnehmen, sondern gerade das Zusammenleben von Völkern in demselben Staate möglich und ertätlich machen, indem das völkisch-kulturelle Eigenleben sichergestellt wird. So mündet die Deutschtumsarbeit in die der Lösung harrende gesamte europäische Minderheitenfrage ein. Fast vierzig Millionen Menschen leben heute in Europa unter fremder Staatshoheit, davon zwölf bis fünfzehn Millionen Deutsche. Nur wenn es gelingt, für diese Minderheiten eine neue magna charta, eine in der Staatsverfassung Platz findende kulturelle Autonomie durch Stabilisierung ihrer Rechte zu schaffen, kann auch Europa gesund sein. So geht die Deutschtumsarbeit, die auf Ordnung der Verhältnisse bei den deutschen Minderheiten abzielt, zusammen mit einer Neuordnung europäischer Verhältnisse. Es gilt, eine gerechte Lösung des Problems von Staat und Volkstum zu finden und damit überhaupt den Schlüssel für eine Neuordnung Europas, die nur auf einem gerechten Ausgleich zwischen den europäischen Völkern beruhen kann. Ein mühevoller Weg der Entfagung und Geduld liegt vor uns, der aber zu einem glücklichen Ende führen muß, wenn nicht Europa zugrunde gehen soll. Aus dem Geiste einer neuen Gerechtigkeit muß diese Neuschöpfung entstehen. Wenn auch nicht von heute auf morgen die Aufbauvorschläge Wirklichkeit werden, so gilt es dennoch, unablässig dafür zu kämpfen mit den uns zu Gebote stehenden Waffen des sittlichen Rechtes.

Gelingt es aber, in Europa höheres Recht und bessere Ordnung zu schaffen, so ist der Durchbruch zu einem neuen Zeitalter europäischer Geschichte vollzogen. Nicht der Staat, sondern die Volkshoheit ist Selbstzweck. Der Staat ist nur Mittel zum Zweck der Erhöhung des Lebens der Volkheit. Im Menschen fremden Volkstums den Träger eigenen Kulturwillens zu achten, ist die notwendige Voraussetzung für die Gesundung Europas, selbst dann, wenn die staatliche Notwendigkeit die Einbeziehung fremden Volkstums fordert. Wir müssen den neuen Standort gewinnen, von dem aus das europäische Leben in Bahnen gelenkt werden kann, die natürlicher und vernünftiger sind, als es in der Vergangenheit der Fall war.

Dr. Hans Siegfried Weber

Urküll, die Wiege des baltischen Deutschtums

Obgleich es nach der neuesten Geschichtsforschung urkundlich feststeht, daß bereits um 1170 ein Mönch namens Fulco aus dem Kloster Celle den Titel Bischof von Estland führte, so ist doch als der eigentliche Begründer eines deutschen Staatswesens im Baltikum der erste Bischof von Livland, Meinhard, ein Mönch aus dem Augustinerkloster Segeberg in Holstein, zu betrachten. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts hatte sich dieser schon betagte Mönch Bremer Kaufleuten auf ihrer Fahrt in das Land der heidnischen Liven an dem Dünaflusse angeschlossen, um ihnen das Evangelium zu predigen. Er muß bei seinem ersten Besuche Erfolg gehabt haben und trotz seines hohen Alters noch ein Mann von großer Energie gewesen sein, denn bei seinem zweiten Besuche im Jahre 1185 oder 1186 konnte er bereits zum Bau einer Kirche und einer

Burg schreiten, zu welchem Zwecke er sich Werkleute von der damals schon in hoher Kultur stehenden Insel Gotland kommen ließ, da die Kunst des Mauerns in dem Lande der Liven noch völlig unbekannt war. Die Burg wurde zum Schutze für die getauften Liven gegen die räuberischen Überfälle ihrer beim Heidentum verbliebenen Stammesbrüder und der Litauer aus Schamaiten erbaut. Zum Dank für seine Erfolge wurde Meinhard von dem Erzbischof Hartwig von Bremen zum Bischof



Zustand der Kirche zu Arktäll im Jahre 1792, rechts Überreste der Burg nach Joh. Chr. Broke

von Livland erhoben und die kleine von ihm erbaute Kirche zu Arktäll die erste Kathedrale des neugegründeten Bistums, das 1188 vom Papst Clemens III. seine Bestätigung erhielt. Der Chronist Heinrich von Lettland, ein Zeitgenosse des dritten livländischen Bischofs, berichtet, Meinhard habe ein Fünftel der Burg für sich und sein Domkapitel vorbehalten, während der Hauptteil derselben von den christlichen Liven eingenommen wurde. Zu wiederholten Malen ist die Burg in den ersten Jahren ihres Bestehens belagert worden, aber, wie es scheint, stets erfolglos, was wohl hauptsächlich daraus zu erklären sein wird, daß die Litauer und Liven über keine Kampfmittel verfügten, mit denen sie den starken Mauern nennenswerten Schaden hätten zufügen können. Nach zwölfjähriger rastloser Tätigkeit starb Meinhard und wurde in seiner Domkirche zu Arktäll begraben, von wo seine Gebeine im vierzehnten Jahrhundert in den Rigaer Dom überführt und dort im Chöre in einem Wandgrabe beigesetzt wurden.

Sehr bald nach der Kirche zu Arktäll, oder vielleicht sogar gleichzeitig mit ihr, ist die St.-Martins-Kirche auf der Dünainsel Martinsholm entstanden, deren Ruine vollständig verschüttet war und erst in neuester Zeit bloßgelegt wurde, so daß sich ein genaues Bild ihres einstigen Aussehens rekonstruieren läßt. Die Kirche zu Arktäll dagegen hat allen Stürmen, die über sie hinweggebraust sind, getrotzt und blente noch bis in die neueste Zeit hinein, wenn auch in vergrößerter Gestalt, der evangelischen lettischen Gemeinde zu Arktäll als Andachtsstätte. Im Jahre 1792 war sie

noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten, wie aus einer Zeichnung in einem großen, nur im Manuskript erhaltenen Werke aus dieser Zeit von Joh. Chr. Broke in der Rigaer Stadtbibliothek hervorgeht. Erst 1879 wurde die Kirche vergrößert, indem man sie nach Osten und Westen erweiterte, ohne aber den alten Bau aus Meinhard's Zeiten zu zerstören. Ein freundliches Geschick hat es gewollt, daß diese älteste und für die Geschichte



Die Kirche zu Kirchholm im 18. Jahrhundert nach Joh. Chr. Broke

des Landes so überaus wichtige Kirche der Nachwelt erhalten blieb, während die neben ihr erbaute Burg nur noch aus einigen spärlichen Mauerüberresten besteht. Der Weltkrieg hat leider die Kirche in eine Ruine verwandelt, so daß sie gegenwärtig zum Gottesdienst nicht benutzt werden kann. Meinharths Nachfolger Berthold, ehemaliger Abt des Bistums Jeruzalem, kam 1197 nach Artak, fiel aber schon am 24. Juli 1198 im Kampfe gegen die abtrünnigen Liven und wurde in der Kirche zu Artak begraben. Erst der dritte livländische Bischof, Albert, ehemaliger Bremer Domherr und Schwestersohn des Erzbischofs Hartwig II., der über größere Machtmittel verfügte als seine beiden Vorgänger, ein Mann von hohen Geistesgaben, hat das Werk Meinharths ausbauen und das deutsche Staatswesen in feindlichem Lande auf feste Füße stellen können. Anfangs hatte auch er noch seinen Bischofsitz in Artak, aber bereits 1201 begann er mit dem Bau der Stadt Riga, wohin er bald darauf seine Residenz verlegte und nun auch zu der Errichtung einer der Würde des Bistums entsprechenden Domkirche schreiten konnte. Die Bürger für die neue Stadt wurden von des Bischofs Bruder Engelbert im deutschen Mutterlande angeworben, während er selbst mit Eifer den Bau seiner „stat tho der Ryge“ betrieb. Mit der Burg Artak belehnte der Bischof im Jahre 1201 den Ritter Conrad von Meyendorff oder Eindorf, der sich wohl nach seiner Burg so nannte, denn Artak ist die livische wie auch estnische Bezeichnung für Eindorf. Im Jahre 1205 wurde er von seinen Mitbewohnern, den getauften Liven, heimtückisch überfallen und 17 von seinen Dienstmannen getötet. Es gelang Conrad von Meyendorff, des Aufstandes Herr zu werden und die treulosen Liven von nun an gänzlich von dem Mitbesitze an der Burg auszuschließen. Unter seiner Leitung hat die Burg in den nächstfolgenden Jahren abermals mehrere Belagerungen durch die Liven, Litauer und den russischen Fürsten von Plozk glücklich ausgehalten. 1225 feierte der päpstliche Legat Wilhelm von Modena in Artak das „Gebächtnis der ersten heiligen Bischöfe“ und „stärkte die dem Christenglauben treu gebliebenen Liven im Dienste Gottes“. Nach dem Aussterben der Herren von Meyendorff belehnte der Erzbischof Albert II. von Riga den Ritter Johann von Bardewis mit der Burg Artak im Jahre 1257. Dessen Nachkommen nannten sich in der Folge die Herren von Artak und gehörten bis in die neueste Zeit hinein zu den begütertesten Geschlechtern des Landes. Von 1305 bis 1435 besand die Burg sich mit Unterbrechungen im Pfandbesitz des Deutschen Ordens, der schon seit geraumer Zeit die Burg und Kirche zu Kirchholm gegenüber der Insel Martinsholm besaß. Dann ging sie wieder in den Besitz des Erzbistums Riga über, dem sie bis zu seiner Säkularisierung im Jahre 1566 gehörte, wonach sie an die Krone Polens fiel, von der die Stadt Riga sie in Pfandbesitz nahm. Nach Besitzergreifung Livlands durch Schweden schenkte König Gustav Adolf am 23. April 1630 das Schloß Artak mit allen dazu gehörigen Ländereien der Stadt Riga, in deren Besitz es seitdem verblieben ist. Wann die alte Burg des Bischofs Meinhard endgültig zerstört worden, ist bisher nicht mit Sicherheit festgestellt worden; nach glaubwürdiger Überlieferung soll sie im Jahre 1690 schon eine Ruine gewesen sein.

Erwin Baron Saß

Schwäbische Siedlungen in Palästina

Seit wenigen Jahren besuchen nicht nur deutsche Archäologen, sondern auch Touristen und größere Reiseesellschaften wieder das Heilige Land. Ein erfreuliches Zeichen, daß es in Deutschland wieder Leute gibt mit Geld zum Reisen und mit Interesse für fremde Länder und ihre historischen Güter.

Seit die Engländer im Land sind, gibt es vorzügliche Straßen, die den neuzeitlich starken Automobilverkehr erleichtern. Neben den heiligen Stätten bilden seit dem Kriege die jüdischen Siedlungen den eigentlichen Anziehungspunkt für Zionistenfreunde, Volkswirtschaftler, Landwirte

und Politiker. Eine Anzahl Reiseschilderungen in allen modernen Sprachen, einschließlich des Neuhebräischen, erzählen heute von den großen Problemen des werdenden Judenstaates, den siedlerischen Versuchen, der idealistischen Spannkraft unter den Einwanderern, von Not und schwerem Daseinstampf. Je nach der Einstellung des Schriftstellers findet man bald allzu rosig, bald allzu spöttlich ablehnende Schilderungen. Die deutschen Siedlungen, die ich auf Anregung der Schriftleitung des „Fürmers“ hier zu zeichnen versuche, kommen in den meisten Reiseberichten zu kurz.

Ein einschneidender Unterschied zwischen diesen und den alten und neuen jüdischen Kolonien muß hervorgehoben werden: Daß sie aus eigener Kraft zu bemerkenswerter kultureller Höhe und gewissem Wohlstand gelangt sind, während jene nicht nur durchweg mit großem Aufwand fremder Mittel gegründet wurden, sondern auch heute noch größtenteils ohne bedeutende Zuwendungen nicht gedacht werden können. Um gerecht zu sein, muß man in Betracht ziehen, daß den Juden zwei Vorbedingungen zur Siedlung fehlen: der traditionelle Bauernstand und die alte Heimat. Letztere soll ja nun im Zionistenstaat geschaffen werden.

Die Entwicklung der schwäbischen Siedlungen in Palästina ist eng verknüpft mit der Geschichte der Tempelgesellschaft, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus den pietistischen Kreisen der württembergischen Landeskirche hervorging. Die Tempelgesellschaft stellt eine als der Unitarierfette oder den Quäkern nahestehend bezeichnete kleine religiöse Gemeinschaft dar, die seit der Gründung durch den Theologen Christoph Hoffmann eine kirchen- und dogmenfremde, freie Glaubensrichtung verfolgt. Sie umfaßt in Palästina etwa 1300 Mitglieder in einer Reihe von städtischen und landwirtschaftlichen Kolonien. Von außen betrachtet ist sie zweifellos eine kulturell wertvolle, für das Auslandsdeutschtum erfreuliche wirtschaftliche Organisation. Eine glückliche Verbindung des prächtigen schwäbischen Volkscharakters mit den erzieherischen Ideen der Tempelgesellschaft scheint mir diesen Erfolg herbeigeführt zu haben. Indessen darf nicht übergangen werden, daß deutsch-evangelische und katholische Siedlungen ähnlicher Art, wenn auch in kleinerem Umfang, durchaus Gleichwertiges leisten, und daß innerhalb der Tempelkolonien kleinere oder größere evangelische Gemeinden mit zum Gesamtbild beitragen.

Der Fehlschlag der Hoffnung auf eine neue Reformation in Deutschland einerseits und alttestamentliche Weissagungen andererseits wiesen Hoffmann schon 1848 den Weg nach Palästina, um am Bau des Tempels Gottes auf dieser Erde durch vorgelebtes Beispiel arbeiten zu helfen. Nach einem tragisch mißglückten Versuch einzelner voreiliger Eiferer führten diese rein religiösen Beweggründe 1868 zur Gründung der deutschen Tempelkolonie Haifa durch die Vorsteher Hoffmann und Hardegg. Im gleichen Jahre wurde die amerikanische Kolonie nahe Jaffa mit ihren festen Holzhäusern käuflich erworben und somit das Wagnis in die Wege geleitet, eine wachsende Anzahl von Anhängern zur Übersiedlung mit ihren Familien zu veranlassen. Bald entstand die landwirtschaftliche Kolonie Sarona nördlich Jaffa, und auch die vorläufig in Mieträumen wohnenden Templer in Jerusalem gründeten schon 1873 eine eigene Kolonie Rehaim in der Nähe des Bahnhofs von heute. Viele Gefahren und Entbehrungen nahmen die Siedler in diesen ersten Jahren mit bewunderungswürdiger Opferfreude auf sich. Die Urbarmachung des versumpften Geländes von Sarona stellte die härtesten Anforderungen. Eucalyptusbäume wurden zur Trockenlegung angepflanzt, wie es noch heute üblich ist. Klimatische Einflüsse, schwerste Erkrankungen an Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie wüdeten erschrecklich unter den tapferen Pionieren. In einem Zeitraum von zwei Monaten wurden 16 Todesfälle unter 75 Einwohnern Opfer dieser ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse. Landerwerb und Steuerfragen verlangten langwierige Verhandlungen mit den türkischen Behörden bis zu einer Interpellation beim Sultan Abdul Hamid in Konstantinopel. Dazu wurde die erste, sehnlichst erwartete Ernte von Heuschrecken vernichtet! Die Umstellung der schwäbischen Bauern auf ein fremdes Klima, auf fremde Boden- und Bearbeitungsverhältnisse, auf fremde Erdfrüchte, die Anlage von Wein- gärten mit noch für das Land neuen deutschen und französischen Reben, endlich von großen

Orangengärten kosteten unendlich viel Mühe, Geduld und Fleiß. Es läßt sich nicht mit dürren Worten schildern, was diese Anfangszeit für große Opfer an Menschenleben, Hab und Gut forderte. Auch innere Kämpfe auf den Gebieten des Glaubens und der Verwaltung blieben der Tempelgesellschaft nicht erspart. Stragen von Gottvertrauen, Pflichtgefühl und hohem Idealismus ließen sich indes die Kolonisten durch keine Schwierigkeit, keine Hindernisse, Fehlschläge, Mängel und Not entmutigen. Die unglaublich schlechten Straßen Palästinas unter der Türkenherrschaft veranlaßten die Kolonie Haifa, auf eigene Rechnung bis 1894 mit einem Kostenaufwand von etwa 65000 Mark mehr als 50 Kilometer fahrbare Straßen zu bauen. Dem Beispiel folgten auch die anderen Kolonien. Da sich der Grundbesitz als zu wenig umfangreich erwies, entstanden der Reihe nach noch folgende Kolonien: 1892 Walhalla, eine Schwestergründung der Kolonie Jaffa, 1892 Neu-Hardtshof, 7 Kilometer südlich Haifa, 1902 die wohl schönste landwirtschaftliche Kolonie Wilhelma, 17 Kilometer östlich Jaffa, 1906 Bethlehem in Galläa, westlich von Nazareth, und daneben 1906 die evangelische Siedlung Waldheim.

Die einzige Hilfe, die der Gesellschaft anfangs zuteil wurde, bestand in dem Schutz des neuen Deutschen Reiches durch Konsulate und das Erscheinen von Kriegsschiffen, sobald sich die Regierung vom Ernst der Unternehmung überzeugt hatte. Eine sichtbare Wendung trat mit der Kaiserreise 1898 ein. Sie hat zweifellos das Ansehen der Deutschen in Palästina bedeutend gehoben und dadurch manches erleichtert, was früher den Kolonisten schwer, ja unmöglich war. Auch die Wiedererwerbung der deutschen Staatsangehörigkeit, auf die eine Reihe Siedler bei der Einwanderung verzichtet hatte, wurde geregelt.

Sie brachte aber auch einen überaus wichtigen finanziellen Erfolg. War bis dahin die Kolonisationskasse der Tempelgesellschaft stark überlastet und herrschte ein empfindlicher Geldmangel, da alle Mittel in Ländereien, Baulichkeiten und Geräten festgelegt waren, so kam nun endlich aus Deutschland Hilfe. Auf Anregung des Freiherrn von Elichshausen bildete sich in Stuttgart die „Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedlungen in Palästina“. Mit ihrer Unterstützung konnten die beiden letztgenannten Kolonien gegründet werden. Diese Mittel wurden inzwischen wieder zurückerstattet. Die gesammelten Erfahrungen kamen den neuen Kolonien zugute.

Dem Bedürfnis erzieherischen Unterrichts der heranwachsenden Jugend trug schon 1869 die Tempelkolonie Haifa durch Gründung der ersten deutschen Schule in Palästina Rechnung. Heute haben sechs Kolonien eigene Schulen, die anfangs gänzlich auf eigene Kosten der Tempelmitglieder erhalten wurden. Seit 1879 sandte die Heimat einen Hilfsbeitrag bis heutigen Tage, der etwa 25 Prozent der Unkosten deckt. In Jerusalem wurde aus eigenen Mitteln eine höhere Schule errichtet, die seit dem Kriege wieder als Lyzeum-Tempelstift eröffnet ist. In ihr wurden auch nichtdeutsche Kinder ohne Ansehen der Staatsbürgerschaft oder des Bekenntnisses aufgenommen. Heute werden in den Tempelschulen 300 Schüler von 28 Lehrern und Hilfskräften unterrichtet. An diesen Schulen tragen auch die evangelischen Gemeinden entsprechend ihrer Kopfzahl mit, die in Haifa z. B. etwa der Verhältniszahl 1:2,5 gegenüber den Templern entspricht. Kindergärten und Räume für Gottesdienstzwecke sind meist den Schulen angeschlossen.

Durch periodische Mitteilungen in kirchlichen und öffentlichen Blättern ist die Heimat über die übrige deutsche Tätigkeit in Palästina wohl meist gut unterrichtet. Ich meine damit die zahlreichen evangelischen und katholischen Gemeinden, Kirchen, Missionen, Institute und Anstalten. Die Tempelkolonien leben für sich, arbeiten in der Stille an ihrem Tagewerk und ihren Zielen. So ist es auch gewiß einmal angebracht, mit dem Leser dieser Zeilen einen kurzen Rundgang durch diese schwäbischen Siedlungen zu machen.

† Die deutsche Kolonie Haifa hebt sich mit ihren schnurgeraden Straßen und schmutzen Steinhäusern am Abhang des Karmelberges vorteilhaft von der ganzen Stadt ab und gibt ihr mit das malerische Gepräge. Durch das rasche Wachsen der Stadt und Siedlung wurde der ursprüngliche landwirtschaftliche Charakter fast ganz aufgegeben. Dafür wandten sich die Kolonisten anderen Arbeitszweigen zu, wie Schiffsfahrtsvertretungen, kaufmännischen Häusern, Seifen- und Speise-

Isfabriken, Maschinen- und Autoreparaturwerkstätten, mechanischen Schreinereien und Bauunternehmen. Auch ein deutscher Arzt und ein Apotheker verdienen Erwähnung. Die landwirtschaftlichen Templerfeldungen Neu-Hardtshof, Bethlehem und die benachbarte evangelische Kolonie Walbheim liefern täglich Milch per Auto nach Haifa.

Die hochgelegene deutsche Kolonie Jaffa mit der schmutzen evangelischen Kirche zeigt gegen früher ein stark verändertes Bild, da eine Reihe Häuser in fremde Hände überging. Entsprechend den verschiedenartigen städtischen Berufen, wie in Haifa, wohnen deutsche Templer und Nichttempler auch teils auf der Schwesterkolonie Walhalla, zehn Minuten entfernt, oder in den arabischen Stadtteilen. Das bedeutendste Unternehmen soll wenigstens namentlich genannt werden. Es ist das die Sieberei und Maschinenfabrik der Gebr. Wagner, der größte Betrieb dieser Art zwischen Ägypten und der Türkei. Eine große Anzahl von Mitgliedern der Tempelgesellschaft ist hier in leitenden Stellungen beschäftigt. Wohl die Hälfte der im Lande bereitgestellten Maschinen, Mühlen- und Pumpwerke in Orangengärten usw. wurde durch diese Firma geliefert und montiert. Ferner gibt es eine deutsche Zementwarenfabrik, mechanische Werkstätte, Schiffsabrtvertretungen und zwei gut besuchte Hotels. Jaffa besitzt mit Sarona und Wilhelma zusammen ein eigenes deutsches Krankenhaus mit einem Arzt und Personal aus den Kreisen der Templer sowie eine deutsche Apotheke. Der deutsche Verein Jaffa, der für Geselligkeit und Unterhaltung sorgt, konnte kürzlich sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern.

Sarona und Wilhelma haben fast rein landwirtschaftliche Betriebe. Obenan stehen Orangenkultur und Weinbau, dann folgen Gemüse- und Gartenbau, Milchwirtschaft. In Sarona besteht eine gemeinsame Weintellerei, deren Produkte rühmlichst bekannt sind. Jede Kolonie hat neben den nötigen Handwerkern auch Bäder, Metzger und Gastwirtschaften. Der Gesundheitszustand ist heute allgemein günstig.

Die Kolonie Rehaim bei Jerusalem mußte ihre Betriebe infolge von Zwangsliquidation um- oder einstellen. Doch finden sich wieder Kaufleute, Handwerksbetriebe, Weintellereien, Eis- und Sodafabriken, eine mechanische Werkstatt und ein Bauunternehmen in voller Tätigkeit. In der Altstadt konnte auch wieder ein erstklassiges Hotel eröffnet werden. Die Verwaltung der bürgerlichen und templerischen Gemeinden ist nicht überall streng getrennt. Da die Templer trotz ihrer Abgeschlossenheit nicht fanatisch sind, leben sie trotz mancher Reibungsflächen in friedlicher Harmonie mit den deutschen Nichttemplern. Auch unter der arabischen und jüdischen Bevölkerung genießen sie Achtung und Anerkennung.

In Nazareth und Tiberias haben Templer die ersten Hotels in Händen. Genossenschaftliche Zusammenschlüsse ermöglichen einen großen Teil der genannten Betriebe. Der Sitz der Leitung der Tempelgesellschaft mit der Zentralkasse ist Jerusalem. Seit 1924 besteht auch eine Bank der Tempelgesellschaft mit Niederlassungen in Jerusalem, Haifa und Jaffa, deren Geschäftstätigkeit sich in allen Kreisen der Bevölkerung Palästinas große Beliebtheit erworben hat. Die Hauptniederlassung in Jaffa rief eine vorbildliche Organisation für den Export der in den Kolonien angebauten Orangen ins Leben. Auch nichtdeutsche altangesehene Firmen bedienen sich mit Vorliebe dieses Unternehmens. Bis her ging der Export der berühmten Jaffa-Orangen ausschließlich nach England. Seit letztem Jahr wurden sie nun auch auf dem deutschen Markt versuchsweise eingeführt.

Durch den Weltkrieg und seine Folgen haben die einzelnen Kolonien schwere Verluste erlitten. Der größte Teil der Jungmannschaft stellte sich bei Kriegsbeginn dem Vaterlande, teils in Deutschland nach entbehrungsvollen mühseligen Märschen durch Syrien und Kleinasien, teils nach Eintreffen deutschen Militärs in Palästina. Etwa 300 junge deutsche Männer aus Palästina standen an den verschiedenen Fronten. Fast vierzig von diesen starben den Heldentod im Dienst der geliebten deutschen Heimat und in Verteidigung ihrer eigenen fremdländischen Scholle. Erst kürzlich konnten Haifa, Jaffa, Sarona und Wilhelma ihren im Feld gefallenen Vätern und Söhnen Ehrendenkmäler errichten. Die südlich Haifa liegenden Siedlungen wurden nicht nur vom

Feinde besetzt, sondern auch aus ihnen über 800 Frauen, Kinder und alte Männer in Ägypten bis 1920 interniert gehalten. Nach ihrer Rückkehr fanden sie recht betrübliche Zustände vor. Die Kriegsschäden — soweit sie von alliierten Truppen verursacht waren — wurden indessen von den Engländern zum größten Teil ersetzt, so daß es durch unermüdblichen Fleiß und mit tatkräftiger Hilfe der unbeschädigt gebliebenen nördlichen Kolonien in erstaunlich kurzer Zeit gelang, das Verlorene wieder aufzubauen. Das Nachlassen der Kriegsspychose zeigte sich auch in der Herausgabe der bis 1925 zwangswelse besetzten Gebäude. Dantbar wird anerkannt, daß wir es hier in Palästina heute in vieler Beziehung besser haben als früher unter der Türkenherrschaft und als z. B. heute noch unsere Brüder im Banat. Die englische Mandatsregierung läßt uns unbehelligt innerhalb der Kolonien schalten und walten. Das entspringt wohl weniger ihrer Liebe für das Deutschtum als vielmehr der Anerkennung des kolonialisatorischen Wertes der schwäbischen Siedlungen, ihres religiös-ideellen, politiklosen Siedlungszweckes und einem gewissen Schutz Palästinas als des Heiligen Landes. Dazu haben wir wieder einen erfahrenen deutschen Generalkonsul in Jerusalem.

Wem lacht nicht das Herz, wenn er sich in Sarona oder Wilhelma plötzlich auf ein deutsches Dorf versetzt glaubt! Das herzige, unverfälschte Schwäbisch aus Rindermund klingt wohlthuend ans Ohr, liebliche deutsche Mädchen, blonde deutsche Zungen tollten auf der Dorfstraße, deutsche Lieder ertönen anheimelnd, deutsche Musik läßt sich hören und üppige Blumenpracht grüht aus deutschen Hausgärten. Ein Bild friedlicher, unentwegter Arbeit.

Dr. Rubitschung, Jaffa, Palästina, Deutsche Kolonie

Für fremden Nutzen

Deutsche Landsknechte — das ist wahrlich ein trauriger Abschnitt! Die Heimat gab ihnen nicht genug zum Leben und Ausleben, nicht genug Brot und Möglichkeit zu tüchtigen Taten; so gingen sie in die Fremde, um dort beides zu finden. Nicht selten hatten sie auch etwas ausgekostet zu Hause und mußten deshalb fort. In jedem Falle ein Krebschaden unserer Geschichte, und zwar einer, der noch jetzt ein Dorn in unserem Fleische ist, an unserem Volksleben zehrt. Gewiß, auch andere und sehr selbstbewußte Völker haben Tausende oder gar Zehntausende von Abenteurern an fremde Staaten abgegeben; Schotten bildeten die Leibwache der französischen Könige; Iren fochten für alle möglichen Herren in Europa und Südamerika; Engländer traten in den Dienst von Russen und Ägyptern wie auch von marokkanischen Sultanen. In den Kolonialheeren der europäischen Mächte fochten Hunderttausende von Farbigen. Seit der Zeit der Pharaonen bis zur Zeit der Fremdenlegionen treten unaufhörlich Söldner und Kondottieri in den Dienst fremder Staaten und Rassen. Vielleicht aber hat, abgesehen von den Negern und von den Eskimoesen, kein Volk so häufig für fremden Nutzen sein Blut verspritzt als grade wir Deutschen. Es ist eine schier unübersehbare Reihe von Abenteurern und Landsknechten, die in der Fremde ihr Glück suchten, und noch kein erschöpfendes Buch ist darüber geschrieben worden. Ich habe vor Jahren einen Versuch dazu gemacht, allein dieser Versuch ist noch sehr ausbau- und verbesserungsfähig. Auch wächst mit jedem Jahre neuer Stoff zu, schon allein durch die Taten und Leiden unsrer Landsleute in der französischen Fremdenlegion, die noch immer ungeachtet — der Vertrag von Versailles hat es ausdrücklich erlaubt — ihre Opfer bei uns sucht.

Das erste Beispiel deutscher Söldner begegnet uns unter Cäsar. Dann mehren sich die Beispiele in der römischen Kaiserzeit. Durch die Schlacht bei Pharsalus gewann Cäsar seine Welt-herrschaft. Nun wohl, der Erfolg war lange strittig, bis die germanischen Reiter durchgriffen und dem Cäsar den Sieg brachten. Schon vor zwei Jahrtausenden erhob sich demgemäß der Ruf,

wenn auch in lateinischer Sprache: „*Germani to the front!*“, der Ruf, den Lord Seymour im Boyerkrriege vor Peling erschallen ließ. Man könnte zwar einwenden, Germanen und Deutsche, das sei nicht dasselbe, denn aus Germanen seien auch Engländer, Dänen und Schweden hervorgegangen. Das ist ohne Zweifel richtig; immerhin könnte man unsere Auffassung rechtfertigen, insofern die germanischen Söldner der Römer aus Stämmen eines Landes hervorgingen, das heute Deutschland heißt. Die sinkenden Geschicke des Reiches, die Tacitus beklagt, wurden nachgerade nur noch durch fremde Heerführer und Soldaten gestützt, durch Thraker, Nordafrikaner und Germanen. Der Mann, der für Rom die Entscheidungsschlacht auf den Ratalaunischen Feldern gegen Attila gewann, Aetius, war ein Germane. Ja ganze germanische Völker, wie die Burgunden, ein Teil der Markomannen und der Goten und später Langobarden und Heruler, wurden von Rom und von Byzanz in den Bann des Reiches gezogen und zum Schutz seiner Grenzen verwandt. Im 11. Jahrhundert aber stoßen wir bei den Byzantinern auf eine Legion der „*Remiker*“, das ist der Deutschen, die durch das slawische Lehnwort deutlich als solche bezeichnet werden. Im gleichen Jahrhundert machte Wilhelm der Eroberer Werbehureaus in Köln auf, um Söldner für seinen vorhabenden Feldzug nach England zu werben; und niemand war da, der ihm wehrte, lag doch die Reichsgewalt in den Händen eines noch unmündigen Knaben, Heinrichs IV. Später treffen wir deutsche Leibwachen bei den Königen von Serbien, bei den Päpsten, bei den Königen von Frankreich und noch später bei den Wolwoden der Walachei an. Als Ludwig der Bayer 1329 gen Rom zog, um dort zum Kaiser gekrönt zu werden, da stieß er bei Mailand auf 5000 Söldner seines Blutes, die dem Papste von Avignon dienten. Durch schmiegsame Verhandlungen verstand er es, diesen Haufen auf seine Seite zu ziehen. Im Jahre 1454 schloß die Schweiz einen Vertrag mit der französischen Krone, der die regelmäßige Lieferung von Söldnern vorsah. Einige Jahre danach vermochte sie Papst Pius II. zu einem ähnlichen Vertrage zu bringen. In Zukunft wurde die Schweiz als das Land berühmt, das die tapfersten und ausdauerndsten Landstrolche stellte.

Häufig gerieten unsere Volksgenossen in fremde Dienstschaft gegen ihren Willen. So ging der Münchener Schildberger mit gar manchen Gefellen in einen Kreuzzug gegen die Osmanen. Er hat das alles, nebst seinen weiteren Schicksalen, in einer ausführlichen Selbstbiographie, die oft gedruckt worden ist, anschaulich erzählt. Der Zug erfolgte unter dem Kaiser Siegmund im Jahre 1396 und ging an die untere Donau. Bajazid schlug das Kreuzheer aufs Haupt und nahm eine große Menge gefangen, darunter eben unseren Münchener Edelknaben Schildberger. Der wird nun ein türkischer Krieger und begleitet Bajazid sechs Jahre lang bei seinen Feldzügen bis nach Angora. Dort siegt Timur, der Weltenherrscher, und Schildberger tritt gezwungenermaßen in seinen Dienst und kommt mit einem Gefolgsmann von ihm, dem Rogaiet Edigi, bis nach Sibirien, dessen Name hier zum ersten Male in der Geschichte erwähnt wird. „In dem Lande ist ein plrg, das ist zwo und dreißig Tageweld lang. Danach kommt eine Wüste, das Ende des Erdreichs. Im Gebirge leben wilde Leute, die am ganzen Leibe über und über behaart sind. Die Roffe sind nur so groß wie die Esel (wir kennen ja aus dem Weltkriege die zierlichen Panjeperde). Es gibt dort Hunde, die ziehen Karren und Schlitten. Viele Einwohner sind Christen (wohl Nestorianer).“ Besonders merkwürdig ist dann eine Nachricht von Schildberger von den Amazonen, die beweist, daß es diese wirklich gegeben hat. Schildberger war Augenzeuge, als die Tatarenfrau Sabur Neilt mit viertausend Frauen und Jungfrauen zum Edigi kamen. Wann diese in die Schlacht ritten, banden sie sich auf die eine Seite ein Schwert, auf die andere einen Hartbogen (Armbrust). Die Rückreise Schildbergers von Sibirien, das er Sibibir nennt, geschieht durch den Kaukasus und über Raffa auf der Krim, wo er sechs Religionen trifft (vermutlich katholische und orthodoxe Christen, Mohammedaner, Talmut-Juden und karaitische Juden, endlich buddhistische Kalmücken). Er vereinbart mit fünf Christen, heimlich zu entweichen. In der Nähe von Poti, an den Westhängen des Kaukasus, flohen sie auf ein Schiff, wurden noch von türkischen Seeräubern gejagt, kamen aber dann nach Sinope

und Konstantinopel, woselbst sie dem Kaiser vorgeführt wurden, und all ihre Schicksale erzählen mußten, ebenso dem Patriarchen. Nach drei Monaten Aufenthalt dort reiste Schildberger heim. In seiner Heimat wurde er freundlich aufgenommen und ward Kammerer des leutfeligen Bayern-Herzogs Albrecht III.

Um 1500 nahm die Keisläuferei der Schweizer überhand. Sforza, Herzog von Mailand, warb 8000 Landsknechte der Eidgenossenschaft gegen Papst Alexander VI. und die Franzosen, die ihrerseits 10000 Schweizer anheuerten. Die Treue ward selten gehalten. Es ging beinahe lediglich um Geld. Verüchtigt wurde das Sprichwort: „Point d'argent, point de Suisses!“ Kam die Löhnung nicht rechtzeitig, oder blieb sie überhaupt aus, so verloren sich die Söldner oder gingen gradewegs zum Feinde über. Ein Mann aus Uri gab um Geld den Sforza den Franzosen preis, die ihn wegschleppten und ins Gefängnis warfen. Immerhin ließ die Eidgenossenschaft den Urner hinrichten. Ein neuer Papst, Julius II., der selbst den Harnisch anzog und sich mit dem Schwerte gürtete, der kriegerischste Mann, der je auf dem Stuhl Petri gesessen, verbündete sich mit den Venezianern, machte durch Matthäus Schinner, Bischof von Sitten in Wallis, die deutschen Alpenhöhe den Franzosen abspensig und jagte die letzteren wieder aus Italien heraus. Man nannte die Schweizer spöttlich die „Ruhmelter“, wie denn ihr Name noch für einen ganzen Beruf bezeichnend ist. Sie antworteten indes: Ja, wir melten abwechselnd zwei fette Kühe, den römischen Kaiser und den König von Frankreich. Die Eidgenossen wurden jedoch 1515 von Franz I. zu Marignano aufs Haupt geschlagen. Ihre Führer dabei wurden durch französische Bestechung gewonnen. Die Gesandten von Franz I. schütteten zu Freiburg im Aechtlande das Gold in Haufen auf den Boden und riefen: Nicht wahr, das klingt besser als des Kaisers leeres Wort? Da lachten die Schweizer und schlossen ein ewiges Bündnis mit Frankreich.

Bei der Schlacht von Pavia 1525 stießen Frundsberg und seine Fähnlein auf Tausende von nichtschweizerischen Deutschen, die trotzig und verbissen für Franz I. kämpften. Die Leute werden als lauter Schwerverbrecher geschilbert, von denen jeder mit einer Reihe von Todsünden belastet war. Die Führerschaft hatten zwei Grafen, die wie Handlanger des Teufels erschienen und jeglichem Gefühl für Ehre und Tugend und auch jedem Gefühl für ihr Vaterland abgefast hatten. In seinem Grimme ließ Frundsberg die ganze vollverräterische Kotte abschlachten. Freilich, sie wehrten sich wie Dämonen, allein sie konnten das bittere Ende nicht abwenden.

Bei der Weltumsegelung Magelhaens befand sich ein deutscher Soldat namens Bruse. Er begab sich in Chile ans Land, verliebte sich in die Tochter eines Araukanerhäuptlings und kämpfte wader, um die kleine Herrschaft seines indianischen Schwiegervaters zu vergrößern. Nach dessen Tode wurde er selber der Häuptling des Stammes. Von den Wessern dürfen wir in diesem Zusammenhange nicht reden, weil sie ja auf eigene Faust Venezuela eroberten. Immerhin ist nicht zu verschweigen, daß ihre Erfolge zulezt den Spaniern zugute kamen, deren Eiferfucht von vornherein ihr Unternehmen auf Schritt und Tritt geschädigt hatte. Zweifelhaft ist dagegen, wie man die Haltung des Kurfürsten von der Pfalz-Neuburg beurteilen solle. Dieser Fürst zog nämlich mit 18000 Mann gegen 1570 den französischen Reformierten zu Hilfe, deren Stützpunkt Rochelle an der Küste des Atlantischen Ozeans war, und die in unaufhörlicher Fehde mit der französischen Krone lebten. Es war zwar eine (übrigens schlecht bezahlte) Hilfsleistung für Franzosen, jedoch es war eine Handlung, die geeignet war, letzten Endes Frankreich zu schwächen und außerdem Glaubensbrüdern zu helfen. Unbedingt zu verurteilen ist dagegen die Haltung des Fähnleinführers Schärklin v. Burtenbach, der von den Schmalkaldnern, durch deren halsstarrige Torheit verärgert, zu den Franzosen überging. Ebenjowenig können wir die Söldner unseres Blutes loben, die unter Jwan dem Schredlichen gegen das Baltikum, also gegen ihre eigenen Brüder, ankämpften. Im Osten war leider ein derartiger Bruderkampf ebenso gewöhnlich wie im Westen, oder — man denke nur an die Schweizer —

im Süden. Schon in der Schlacht bei Lannenberg standen an die 10000 Deutsche auf der Seite der litauischen Großfürsten Jagiello und Witauwat und trugen ihr gerüttelt Teil dazu bei, den deutschen Orden zu besiegen. Schulter an Schulter mit ihnen fochten tschechische Söldner, die schon vor den Hussitenkriegen als wilde Kämpfer bekannt waren. Die Deutschen warb man deshalb besonders gern an, weil sie in damaliger Zeit beinahe die einzigen waren, die sich auf die neue Kunst der Donnerbüchsen verstanden. Zwan der Schreckliche besoldete hauptsächlich deutsche Artilleristen. Sie wohnten in einer Vorstadt Moslaus, der Sloboda, die eigens für die Niederlassungen der Fremden bestimmt war. Zu untersuchen wäre noch, inwieweit die Osmanen, die in den Schlachten des 16. Jahrhunderts hauptsächlich durch ihre Artillerie siegten, sich hierbei auf deutsches Talent stützen konnten. Die Untersuchung wird dadurch erschwert, daß die Renegaten aus Abneigung gegen ihre Vergangenheit, an die sie nicht mehr denken wollten, alle Spuren ihres früheren Wirkens auszutilgen, und unter einem angenommenen mohammedanischen Namen zu verbergen trachteten. Trozdem wissen wir ganz genau, besonders aus den Berichten des Gesandtschaftspredigers Gerlach, daß eine unübersehbare Menge von Deutschen den Türken, und zwar zumeist als Kriegsleute, dienten. Es ist einmal die Rede davon, daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts nicht weniger als 200000 polnische Gefangene in Konstantinopel weilten. Daraus kann man, selbst wenn man an starke Übertreibung glaubt, vergleichsweise einen Maßstab für die vielen Deutschen gewinnen, die in türkische Gefangenschaft gerieten und, mit wenigen Ausnahmen, in ihr verblieben. Außerdem herrschte ja der Sultan anderthalb Jahrhunderte über ganz Ungarn, in dem Tausende von Deutschen lebten, und ließ von rund 1400 bis 1683 seine Reiterfähren bis in die Steiermark und sogar bis Niederösterreich schweifen. So konnte er genügend viele Knaben gewinnen, die in die Janitscharen eingereiht wurden. Der österreichische Konsul Karl von Peez hat durch archivalische Studien einen Grayer ausfindig gemacht, der es sogar bis zum Großvezier brachte. Wir können uns aus den berührten Archiv-Schriften ziemlich genau über seine Schicksale unterrichten, allein nicht über seinen Namen; wir wissen nur, daß er aus dem rein deutschen Graz stammte und später Achmed hieß.

Bei dem Dreißigjährigen Kriege wollen wir nicht lange verweilen. Es ging da alles drunter und drüber. Wenn der Protestantenheld Gustav Adolf sich mit einem Kardinal Richelleu verbünden konnte, so ist nicht allzusehr zu verwundern, daß auch der Protestant Bernhard von Weimar mit den Franzosen ging, weil er eben ein Feind des Kaisers war. Als er sich von den Franzosen lösen wollte, ward er vergiftet. Für unseren Zweck wäre noch erwähnenswert, daß der Graf Mannsfeld, der vielleicht die buntesten Abenteuer jener ganzen Epoche erlebt hat, unter allen möglichen Herren focht, und zuletzt seine Dienste der Republik Venedig anbot. Als der Dreißigjährige Krieg grade begonnen hatte, halfen deutsche Söldner den Holländern bei der Begründung von Batavia, und einige Jahre nach seinem Ende, 1652, bei der Begründung von Kapstadt. Am schlimmsten war aber, daß in der Folge deutsche Fürsten ihre eigenen Landeslinder an fremde Staaten verschacherten, um für fremden Nutzen ihr Blut zu verprießen. Aus freiem Willen fochten dagegen für Frankreich der Marschall Moriz von Sachsen, Sohn Augusts des Starlen, und der Urgroßvater des Grafen Ludner. Alles das war aber noch nichts gegen die beklagenswerten Leistungen der Deutschen in den verschiedenen Fremdenlegionen; denn sie haben ihr Teil dazu beigetragen, den Engländern, den Franzosen und Jankees, und ebenso, obgleich das nicht in der Form von Fremdenlegionen geschah, den Russen ihre Kolonialherrschaft und Machtstellung zu erringen.

Auch im Weltkriege haben Hunderttausende unsrer Landsleute für den Zaren und für den Präsidenten der Vereinigten Staaten gekämpft. Ebenso wohnen jetzt Deutsche in Europa unter acht bis neun fremden Fahnen und können jederzeit gezwungen werden, sich als Rekruten zu stellen, um gegebenenfalls gegen ihre eigene Heimat streiten zu müssen. Das ist höchst bedauerlich, hat jedoch immerhin eine gewisse Entschuldigung durch das politische Unglück, das uns betroffen durch eine Zwangsläufigkeit, die zunächst nicht zu überwinden ist. Ganz

etwas anderes ist es, wenn sich freiwillig die Söhne unseres Vaterlandes dazu hergeben, unter fremden Fahnen zu kämpfen. Das geschah aber in der französischen, der spanischen und der 1924 aufgeriebenen brasilianischen Legion. Man schätzt, daß seit bald 100 Jahren, seit 1830, da die Franzosen erstmals eine Fremdenlegion errichteten, an 220000 Deutsche in ihr den Schlachtentod gefunden haben, oder durch Krankheiten gestorben sind. Das ist eine furchtbare Zahl. Heute zählt die genannte Legion 54000 Mann, und davon sind nicht weniger als 40000 Deutsche. Dabei entschädigt den Soldaten der Fremdenlegion nichts für eine noch so hervorragende Tapferkeit, weder besonderer Ruhm, noch überhaupt die bescheidenste Anerkennung. Im Segenteil! Die Behandlung ist ausgesucht schlecht. Zu höheren Staben befördert werden in der Regel nur die, die sich nicht scheuen, als Angeber und Aufseher ihren eigenen Kameraden gegenüberzutreten.

Das Ganze ist ein trauriger, indessen recht aufschlußreicher Abschnitt aus unsrer Geschichte, der von unseren Historikern viel zu wenig beachtet wird. Dr. A. Wirth

Unterdrückte Minderheiten

Verlassene Bruderstämme

Bismarcks Entschluß, Elsaß-Lothringen ungeteilt als Reichsland dem Reich einzuverleiben, wird heute allgemein als klug und glücklich anerkannt. Denn er legte die Grundlage für eine Selbständigkeit, wie sie die Elsaß-Lothringer Jahrhunderte hindurch besaßen und unter französischer Herrschaft verloren hatten. Das Reichsland wurde unter der umsichtigen, dabei unpolitischen Verwaltung des ausgezeichneten Oberpräsidenten v. Moller friedlicher und geüblicher Entwicklung zugeführt, kein Elsaß-Lothringer in seinen Rechten getränkt, selbst das französische gesinnte Optantentum nachsichtig behandelt und das von Paris her französische zentralisierende Präfektensystem durch eine deutsche kollegiale und landestundige Verwaltung ersetzt. Schon 1879 erhielt Elsaß-Lothringen in dem Landesauschuß eine eigene Volksvertretung, deren Rechte allmählich erweitert wurden. Wenn die Elsaß-Lothringer heute immer bestimmter und schärfer gegen das zentralisierende Paris sich auflehnen, so werden sie dazu durch ihren Anspruch auf selbständige Verwaltung gedrängt, wie sie solche bis 1680 im Rahmen des alten und seit 1874 im neuen Deutschen Reich besaßen. Nur mit Hilfe einer selbständigen Verwaltung können sie ihr gutes Recht auf Erhaltung ihrer deutschen Muttersprache, die man ihnen von Paris aus nehmen will, behaupten.

Der Kampf zwischen Straßburg und Paris begann, als die elsäß-lothringische Oberverwaltung nach Paris verlegt wurde, und wird mit äußerster Zähigkeit auch deshalb weitergeführt werden, weil Elsaß-Lothringen bei selbständiger Verwaltung unter deutscher Oberhoheit wirtschaftlich aufblühte, dagegen in Gestalt von drei französischen Departements herabgedrückt werden würde und sich selbständig nicht entfalten könnte. Frankreich ist ein zentralisierter Einheitsstaat, hat in seinem Gebiet jede provinzielle Selbständigkeit beseitigt und will auch Elsaß-Lothringen von Paris aus verwalten. Gegenüber der französischen Zentralisation halten die Elsässer mit äußerster Zähigkeit an ihren überlieferten Rechten fest. Das zeigte der Ausfall der letzten Kammerwahlen für Paris, und in erhöhtem Maße das langwierige Gerichtsverfahren gegen die elsäßischen Autonomisten, auch Regionalisten oder Heimatbündler genannt. Dieser Prozeß in Kolmar vom Mai 1928 mit der Verurteilung angesehener Elsässer zu Gefängnis ohne greifbare Gründe hat dem Auslande vorgeführt, daß das Elsaß ein deutsches Land ist, daß die Elsässer durchaus deutsch sprechen, denken und handeln, wenn sie auch unter dem Druck einer beispiellosen Bespitzelung der Pariser Machthaber und unter den Rückwirkungen der von Minister

Strefemann freiwillig anerkannten Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Frankreich diese Zugehörigkeit betonen zu müssen glauben. Eine Niedererschlagung des Kolmarer Prozesses oder mindestens die Freisprechung der Angeklagten hätte das Verhältnis der Elsässer zu Paris friedlicher gestaltet. Der ungerechte Schuldspruch mußte das Selbständigkeitsgefühl der Elsässer nachdrücklich stärken und die Gegenseite zu Frankreich, die ohnehin größer sind als die zu Deutschland, so zuspitzen, daß in englischen Blättern bereits die anscheinend von Paris her nicht zu lösende elsässische Frage als eine europäische hingestellt wurde, an deren friedlicher Austragung auch England interessiert sei. Die Londoner Blätter hervorhoben, wurde die elsässische Frage in den 14 Punkten Wilsons ausdrücklich erwähnt und gesagt: die elsäß-lothringische Bevölkerung dürfe ihr Selbstbestimmungsrecht ausüben und könne um ihr Schicksal befragt werden. Noch unmittelbarer als England ist Deutschland an der Entwicklung der elsässischen Frage interessiert.

Noch andere nationale Minderheiten Frankreichs sind im Begriff, nach elsässischem Vorbilde Selbstverwaltungsrechte zu verlangen: die Bretonen und die Korsikaner. Es war kein Zufall, daß auch ein bretonischer und ein korsikanischer Rechtsanwalt nach Kolmar eilten, um die angeklagten elsässischen Autonomisten zu verteidigen. Der bretonische Rechtsanwalt Feillet billigte durchaus, daß die Elsässer an ihrer Religion, Kultur, Sprache und Überlieferung festhalten. Auch die Bretonen hielten an ihrer nationalen Eigenart fest. Der Korse Palmieri wandte sich gegen die Pariser Unterstellung, wonach fremde, und zwar deutsche Selber die Elsässer aufgereizt hätten. Von fremden Selbern höre man auch in Korsika und in der Bretagne. In Korsika sollen sie von Italien kommen. Woher aber in der Bretagne? Etwa von den Vereinigten Staaten oder von der wiederauftauchenden Atlantis? So fragte der Korse spöttisch.

Das Völkere Selbstbestimmungsrecht wurde feierlich verkündet und wird von den vergewaltigten Minderheiten in Europa immer nachdrücklicher beansprucht werden.

Ein Blick auf die neuen und auf die vergrößerten Staaten in Europa zeigt zur Genüge, daß man bei Behandlung der neuhinzugekommenen Landesteile nicht die liberale Gewinnungspolitik, wie sie von Deutschland in Elsaß-Lothringen durchgeführt wurde, sondern nach französischem Vorbilde eine Machtpolitik der Zentralisierung und Nationalisierung verfolgt. Überall zentralisiert man die Verwaltung aufs äußerste und beschränkt zugleich die Rechte der nationalen Minderheiten, um schleunigst aus dem bundesmäßigen Nationalitätenstaat einen zentralisierten Nationalstaat zu machen. Trotzdem kämpfen die Flamen in Belgien mutig und hoffnungsvoll für ihr nationales Recht, und in Spanien zeigen sich Basken und Katalaner keineswegs als Anhänger des zentralisierten Einheitsstaates.

Scharf gegen die Minderheiten geht man in Italien vor, wo der Zentralismus mit den geßligsten Zwangsmitteln, mit Drohungen, Verhaftungen und Verschickungen arbeitet, um die 250000 deutschen Südtiroler und die 400000 Kroaten und Slowenen in dem früher österreichischen Küstenland zu italienisieren. Wenn es sich aber um Italiener auf Malta, in Dalmatien und in Tunis handelt, deren nationale Rechte nicht entfernt so gewaltsam unterdrückt werden wie die der Deutschen in Südtirol, dann heißt es: Italien müsse die Rechte dieser Italiener verteidigen auf Grund der jahrhundertlangen Geschichte und der gemeinsamen italienischen Sprache. Keinem Staate könne es verwehrt werden, seine Landsleute zu schützen, auch wenn internationale Vorschriften zu ihrem Schutz nicht bestehen. Handelt man in Italien nach diesen Worten?

In dem heutigen serbisch-kroatisch-slowenischen Königreich leben gegen 12 Millionen Menschen, darunter 5,5 Millionen Serben, 3,2 Millionen Kroaten, 0,5 Millionen Slowenen, 0,5 Millionen Deutsche, 0,5 Millionen Madjaren, 0,3 Millionen Rumänen, 0,4 Millionen Albanesen und 0,2 Millionen Bulgaren. Die beiden leitenden Nationalitäten wohnen ziemlich zusammenhängend, die Serben in Serbien, Bosnien und der Herzegowina, die Kroaten in Kroatien und Dalmatien, die Slowenen in Krain und im früheren österreichischen Küstengebiet. Kulturell konnten sich Kroaten und Slowenen im Rahmen der habsburgischen Monarchie am günstigsten

entwickeln, und schon vor dem Kriege sahen die Kroaten auf die Serben herab. Zwischen Kroaten und Serben bestehen alte Gegensätze. Die Kroaten sind römisch-katholisch, die Serben griechisch-orthodox. Beide sprechen dieselbe Sprache, doch schreiben die Kroaten lateinisch, die Serben dagegen kyrillisch. Kulturell sind die Kroaten überlegen, politisch aber seit dem Kriege die Serben. Von ihrer Hauptstadt Belgrad suchen sie zu zentralisieren und einen großserbischen Nationalstaat zu schaffen, mißachten dabei die nationale Eigenart der Kroaten mit ihren besonderen Lebensnotwendigkeiten und stoßen auf zähen Widerstand. Gleichzeitig erklärte der kroatische Blok, unterzeichnet von dem früheren Außenminister Trumbitsch: Das kroatische Volk habe der Jahrhunderte alten kroatischen Selbständigkeit niemals entsagt und deshalb die heutige Verfassung Großserbokroatiens niemals anerkannt. Man will mit allen Mitteln die Herstellung der staatsrechtlichen Selbständigkeit erstreben, wie sie früher im Rahmen der habsburgischen Monarchie bestand. Dazu kommen die Beschwerden der nationalen Minderheiten, der Bulgaren, Deutschen und Madjaren, die mit Hilfe der Zentralisierung serbifiziert werden sollen und bedrückt werden. Ein bundesmäßiger Aufbau des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates wäre zweckmäßig, würde den inneren Frieden herstellen und den Staat konsolidieren, wird aber von Belgrad aus noch nicht zugestanden.

Ungünstig ist auch die innere Lage der tschechoslowakischen Republik. Von ihren 13,6 Millionen Bewohnern sind 7 Millionen Tschechen, 3,3 Millionen Deutsche, gegen 2 Millionen Slowaken, 0,8 Millionen Madjaren, 0,5 Millionen Ruthenen. Man will dieses Nationalitätengemisch möglichst rasch in einen Nationalstaat zusammenschmelzen und entsendet zu diesem Zweck von Prag aus übereifrige, landesunkundige, nicht selten zweifelhafte Beamte, um zu zentralisieren und zu nationalisieren. Ende Oktober klagte im „Slowak“ der slowakische Führer Hlinta, die Slowakei habe einen Feind, der die Grundlage des Staates untergrabe und die slowakische Bevölkerung demütige und verderbe. Ähnliche Klagen erheben die deutschen und madjarischen Minderheiten, die ebenfalls mit Hilfe der Zentralisierung rechtswidrig und eilig tschechifiziert werden sollen. Aus ihrer eigenen Geschichte sollten die Tschechen wissen, daß sie als unterdrückte nationale Minderheit mit erstaunlicher Fähigkeit an ihrer nationalen Art festhielten und sich nicht entnationalisieren ließen. Glauben die Tschechen wirklich, daß es möglich ist, in einem oder zwei Jahrzehnten aus einem Deutschen einen Tschechen zu machen? Aber kurz oder lang wird man den Slowaken und auch den Deutschen eine kulturelle Selbstverwaltung einräumen müssen. Je länger tschechischer Starrsinn damit zögert, desto schwieriger die Konsolidierung des jungen Staatsgebildes.

Bedeutlich haben sich die inneren Verhältnisse Polens entwickelt. Auch Polen ist ein Nationalitätenstaat, denn unter seinen 27 Millionen Bewohnern zählt man 18 Millionen Polen, 3,5 Millionen Ruthenen, 2,6 Millionen Juden, 1,5 Millionen Deutsche, 0,8 Millionen Weiß- und Großrussen. Abgesehen von Ostgalizien, wo die Ruthenen überwiegen, sind die Polen überall die Herren, auch in den von Deutschland losgerissenen Gebieten, wo sie durch unerhörte Rechtsbrüche, namentlich auf dem Lande, die Deutschen verdrängten. Die Gefahr für Polen liegt bei den Polen selbst. Kongresspolen mit 15 Millionen Bewohnern ist der größte und volkreichste, aber auch der rückständigste und ärmste Teil der Republik mit Warschau als Hauptstadt. Von Warschau aus sucht man den jungen Staat zu zentralisieren und die nationalen Minderheiten zu polonisieren. In Galizien besaßen die Polen seit 1867 eine von Wien kaum beaufsichtigte Selbstverwaltung und hatten sich einen eigenen Beamtenkörper geschaffen. In den ehemals preussischen Landesteilen hatte die preussische Verwaltung Jahrzehnte hindurch vorgearbeitet und auch Polen zu Beamten herangebildet. Anstatt in diesen Gegenden die erfahrenen landeskundigen Beamten zu belassen, entsandte man von Warschau aus zahlreiche Beamte, darunter nur zu viele unzulänglich vorgebildete Günstlinge mit bedenklichen Charaktereigenschaften, um auch den Schwerpunkt der Verwaltung dieser vorgeschrittenen Landesteile nach Warschau zu verlegen und mit der Zentralisierung zu polonisieren. Bei den Polen in Galizien, Posen, Ober-

schlesien usw. konnten die Warschauer Beamten keine moralischen Eroberungen machen, erregten Argwohn, ja Nichtachtung. Man glaubt überdies in diesen vorgeschrittenen und wohlhabenderen Landesteilen die Hauptlasten der Besteuerung tragen zu müssen. Hohe Steuern werden zwar auch in Kongreßpolen vorgeschrieben, aber wie auch sonst von Polen nicht bezahlt und schließlich nach den Grundsätzen der polnischen Wirtschaft bis zur Verzehrung verschleppt.

Anfang 1928 trat der frühere obererschlesische Aufständischenführer Korfanty im Wahlkampfe hervor und veröffentlichte einen Aufruf an „seine obererschlesischen Landsleute“, nannte darin Oberschlesien das „polnische Elsaß“ und verlangte für dieses Oberschlesien die Selbstverwaltung.

Die Konsolidierung der drei Staaten, des serbokratoisch-flowenischen, des tschechisch-slowakischen und des polnischen, so wichtig und nötig sie jedem wäre, hat keineswegs Fortschritte gemacht. Und noch immer ist man bestrebt, durch Entsendung regierungspolitisch zuverlässiger, an Vorbildung und Charakter aber unzulänglicher Staatsbeamten zu zentralisieren und zu nationalisieren und dadurch das staatliche Gefüge unbewußt zu erschüttern. Wird den beteiligten Kreisen rechtzeitig eine bessere Erkenntnis kommen? Oder wird von außen her etwa durch den Völkerbund eingegriffen werden müssen? Werden die unerträglichsten Bestimmungen der Zwangsfrieden von Versailles, St. Germain, Trianon und Neuilly abgeändert und die Rechte der Bevölkerung auf ausreichende Selbstverwaltung und nationalen Minderheitenschutz genauer umschrieben werden? Schwierige Fragen drängen sich da auf und verlangen immer dringender auch im Interesse des europäischen Friedens eine erträgliche Lösung.

Die Machtpolitik der Zwangszentralisierung und Zwangsnationalisierung ist unvereinbar mit der Freiheit, für die die Mächte und Staaten unter Englands Oberleitung den großen Krieg gegen Deutschland und seine angebliche Unfreiheit geführt haben. Auch mit dem Völker selbstbestimmungsrecht und mit anderen Rechten steht die Machtpolitik, die von den Pariser Friedensmachern von 1919 auf die Regierungen der sogenannten Siegerstaaten übergegangen ist, in schroffem Widerspruch. In Haß und Eier entworfen, gebären die Pariser Friedensvorschriften von 1919 zu den kulturwidrigsten Erscheinungen der Neuzeit. Vereinbaren kluge Staatsmänner nicht rechtzeitig Abänderungen und lassen sie dabei nicht Recht und Billigkeit obwalten, so werden jene Friedensvorschriften zusammenbrechen wie morsches Holz. Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Früher oder später werden gewisse Regierungen in Europa zu der Erkenntnis genötigt werden, daß mit Zwang und Gewalt kein Deutscher zu einem Italiener oder Franzosen oder Tschechen oder Polen oder Rumänen gemacht werden kann, daß er mit seinen Nachfahren, selbst wenn es gelingen sollte, durch Sperrung deutscher Schulen die deutsche Sprache zurückzubringen, in Blut und Art ein Deutscher bleibt.

Unter welchen Umständen können sich Völker verschiedener Nationalität, die beieinander wohnen, verschmelzen? Einige neue Antworten auf diese Frage gibt ein auf eingehender Kenntnis beruhendes Buch von Konsul Dr. W. Mann, ehemaligem Professor der Staatsuniversität Santiago in Chile, unter dem Titel: „Volk und Kultur Lateinamerikas“ (Hamburg 1927, bei Brotschel, 301 Seiten).

Die Verschmelzung der Völker in Spanisch-Amerika wird erleichtert durch nationale Verwandtschaft, erfolgt rasch mit Italienern und auch mit Franzosen, die freilich nur in geringer Anzahl vorhanden sind, nicht leicht mit Engländern und Nordamerikanern, dagegen gut mit den Deutschen und gar nicht mit den Asiaten, Chinesen und Japanern. Wandern die Fremden langsam und in mäßigen Mengen ein, so vollzieht sich die Verschmelzung leichter. Im Grunde ist sie wechselseitig. In der chilenischen Hafenstadt Valparaiso und im Salpetergebiet hat der Chilene manches von den Engländern und Amerikanern angenommen, im Süden viel von den Deutschen, namentlich in bezug auf Hausbau, Haushaltung, Arbeitsweise und sittlicher Auffassung. Unter dem Einfluß praktischer Geschäftsinteressen fühlen sich die eingewurzelt

Deutschen in Chile mehr als Chilenen, neigen dagegen in Schrifttum, Kunst, Musik, Erziehung, Sitte, Weltanschauung nach Deutschland. Mit seiner Wesensart steht der Deutschchilene zwischen Deutschen und Chilenen. In Berührung mit der fremden völkischen Art zeigen sich gewisse deutsche Eigenschaften widerstandskräftig, so die Rührigkeit des Wesens, der Tätigkeitstrieb, die stetige ausbarrnde Arbeitsamkeit, dazu das Pflichtgefühl, die Sorglichkeit, die Gewissenhaftigkeit in der Durchführung des übernommenen Wertes, ferner auch das deutsche Gemüt mit seiner eigentümlichen Geselligkeit. In der chilenischen Umwelt mildern sich bei dem Deutschen die Gespanntheit des äußeren Auftretens, auch seine Schroffheit, Schneidigkeit und Gereiztheit im Verkehr. In Brasilien bestehen zwischen den Deutschen und Brasilianern kulturell und gesellschaftlich keine Beziehungen, um so mehr neigen die Deutschen in Brasilien zu Deutschland.

Nach den Erfahrungen Manns muß die Schule dahin arbeiten, zunächst in Chile zwischen den beiden Arten von nationalen Aufbauelementen der Persönlichkeit eine Einheit herzustellen, etwa dem Deutschchilenen zeigen, welche Werte er von jeder der beiden Seiten übernehmen kann und ihm zum Bewußtsein bringen, daß ihre in seiner Person erfolgende Verschmelzung wieder neue Werte schafft. Auf diese Weise wird die wahre wechselseitige Verschmelzung erreicht, nicht als Auslöschung des nationalen Wesens, sondern als Ausgleich hochwertiger Eigenschaften beider Völkertypen. Von diesem idealen Ziel ist man in Europa noch weit entfernt.

Eine jede Völkervererschmelzung kann sich nur langsam und friedlich und nur in Freiheit vollziehen, nimmermehr durch Zwang oder Gewalt. Mit Wohlwollen, Güte und Klugheit hätten die Franzosen in Elsaß-Lothringen, im Saarbezirk und selbst in manchen Gegenden des linken Rheinufers, die Tschechen in Böhmen, Mähren und Schlesien, die Polen in Posen und Westpreußen, die Serbokroaten in ihren deutschen Bezirken, die Rumänen in Siebenbürgen und im Banat moralische und nationale Eroberungen machen können, haben aber diese Möglichkeit unwiederbringlich verpaßt, weil sie statt Wohlwollen, Güte und Klugheit zu betunden, mit Haß, Sier und Gewalt vorgingen, ganz nach dem Vorbilde der Pariser Friedensmacher von 1919.

Die Gewalt ist nur eine zeitlich begrenzte Kraft. Stärker sind Liebe und Treue, auch zu Volk und Vaterland, sie sind von unbegrenzter Dauer und eine unüberwindliche Macht.

Paul Dehn

Lied der Heimatlosen

Von Karl Westermann

Ich hör' ein Horn im Wasgenwald
Wohl durch die stille Nacht,
Es tönt so weh, es klingt so schwer,
Daß es mich traurig macht.
Das ist des Elsaß Seele,
Die dort so einsam klagt.
Sie muß noch lange warten,
Bis daß es wieder tagt.

Ich hör' im Lann ein Wasser gehn,
Das rauscht so heimlich sacht,
Es schleicht sich nach dem deutschen Land,
Von Spähern überwacht.
Das ist des Elsaß Sehnen,
Das seine Heimat 'misht.
Es muß noch lange wandern,
Bis es zu Hause ist.

Ich hör' ein Vöglein überm Rhein,
Das singt und lodt mit Macht:
Das ist mein Leid und meine Not
Mit eins vertausendsacht.
Da ist die Treu und Liebe,
Die Herz an Herzen band.
Sie muß noch lange loden,
O weh, mein Elsaßland!

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einlassungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Türmers“

Der Reichsaußenminister zum Zeppelin-Nachrichten-Monopol

Zu dem im Dezemberheft des „Türmers“ auf Seite 279 veröffentlichten Artikel „Monopol“ schreibt uns der Herr Reichsaußenminister Dr. Stresemann folgenden Brief:

Berlin W, den 20. Dezember 1928.

Sehr geehrte Herren!

Auf der Rückfahrt von Lugano habe ich Gelegenheit gehabt, das mir von Ihnen übersandte Dezemberheft des „Türmers“ zu lesen, und zwar mit großer Freude. ...

Gestatten Sie mir heute, auf eine Notiz einzugehen, die ich bei dieser Gelegenheit im „Türmer“ gefunden habe. Sie betrifft die Ozeanüberquerung durch Herrn Dr. Edener und erhebt den Vorwurf gegen ihn, daß er über die Fahrt des „Zeppelin“ nach Amerika keinerlei Nachrichten gegeben und die Berichterstattung über den ersten Flug ausschließlich einigen Zeitungstonyemen verkauft haben soll.

Es tut mir leid, daß, wenn diese an sich bedauerliche Tatsache konstatiert wird, nicht auch die Frage aufgeworfen wird, aus welchen Mitteln Herr Dr. Edener den Flug finanziert hat. In meinem Telegramm an Dr. Edener habe ich zum Ausdruck gebracht, daß sein unbeugsamer Wille die Erbauung des Schiffes und den Flug trotz aller Hindernisse durchgesetzt hätte. Die Hindernisse begannen nämlich bei der Erbauung des Schiffes. Es ist richtig, daß das ganze Volk die Mittel für die Erbauung des Luftschiffes aufgebracht hat. Sie werden mir aber beistimmen, daß diejenigen Zeitungen am wenigsten Veranlassung haben, sich über mangelnde Berichterstattung zu beklagen, die bei der Aufbringung der Mittel Herrn Dr. Edener Schwierigkeiten bereitet haben. Ich erinnere mich sehr wohl, daß ein Teil der Presse mit großer Gehässigkeit Herrn Dr. Edener angegriffen hat, als die Sammlungen einsetzten. Es wurde behauptet, daß ein großer Teil der gesammelten Beträge für die Propaganda verwandt würden, und es hatte eine Zeitlang den Anschein, als wenn eine Art von Untersuchungsausschuß eingesetzt werden sollte, um Rechenschaft über diese Mittel zu fordern. Soviel ich weiß, reichten die Mittel kaum dazu, das Schiff innerhalb der vorgesehenen Frist, die die Luftschiffhalle in Friedrichshafen ermöglichte, fertigzustellen. Sollte Herr Dr. Edener nach den bitteren Erfahrungen, die er gemacht hatte, sich nochmals an das Volk wenden, um die Mittel aufzubringen? Vielleicht wäre es richtig gewesen, Reichsmittel für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Sie dürfen aber nicht vergessen, daß dies nicht ohne parlamentarische Genehmigung möglich ist und daß damit der Flug, der so als ein Triumph des Konstruktors angesehen wurde, dann als eine Propaganda des Deutschen Reiches erschienen und der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, daß ihm eine recht unerquickliche Diskussion im Reichstage vorangegangen wäre. Es war bittere finanzielle Not, die Herrn Dr. Edener zwang, sich durch dieses Nachrichtenmonopol die Mittel zu verschaffen, um seinen Flug ausführen zu können.

Im übrigen habe ich von durchaus zuverlässiger Seite gehört, daß niemals das Luftschiff Standortsmittellungen unterlassen hätte. Es gab aber einige Stunden auf dieser Fahrt, bei der man auf dem Schiff selbst nicht wußte, wo man sich befand, und infolgedessen Auskunft nicht geben konnte. Weiterhin ist das Luftschiff in unerhörter Weise dadurch belästigt worden, daß die ganze Welt, auch solche Personen, die dazu durchaus nicht befugt waren, fortgesetzt Auskünfte



Pfarrkirche in Hall in Tirol

Karl Purrmann-Hauffer

von dem Luftschiff verlangten, so daß der Radio-Telegraphist physisch gar nicht in der Lage gewesen wäre, die an ihn gelangenden Anfragen zu beantworten. Es gab damals zahlreiche Menschen, die unbedingt eine Mitteilung von dem Luftschiff haben wollten, wie bekannte Leute um Autogramme bestürmt werden. Daß schließlich die Besatzung des Luftschiffes der Meinung war, es läme in erster Linie darauf an, das Schiff durchzusteuern und nicht darauf, die Neugier der Leute zu befriedigen, die sich mit ihm in Verbindung setzen wollten, hat meiner Meinung nach mit dem Nachrichtenmonopol gar nichts zu tun, so wie es ganz und gar nicht unhöflich ist, wenn jemand, der mit Arbeit überlastet ist, die telephonischen Anrufe nicht beantwortet, die ihn am Arbeiten hindern.

Da ich weiß, daß Herr Dr. Edener selbst auf diese Dinge nicht eingeht, lege ich doch Wert darauf, Ihnen hiervon Mitteilung zu machen und Ihnen diese meine Auffassung darzulegen. Ich wäre Ihnen im Interesse der Persönlichkeit des Herrn Dr. Edener dankbar, wenn Sie diese Gesichtspunkte bei einer weiteren Würdigung der Arbeiten des Herrn Dr. Edener berücksichtigen würden. ...

In aufrichtiger Hochschätzung

Ihr

Ihnen sehr ergebener
Strefemann.

*

Wir haben dem Herrn Reichsaußenminister auf diesen Brief die nachstehende Antwort gegeben.

Eisenach, den 27. Dezember 1928.

Hochverehrter Herr Reichsminister!

Mit verbindlichem Dank empfang ich Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 20. d. M. Ebenso danke ich ergebenst für das freundliche Interesse, welches Sie an der von uns geleisteten Arbeit nehmen.

Zur Frage der Zeppelin-Ozeanüberquerung erlaube ich mir folgendes zu erwidern. Ich hätte gern die Frage der Finanzierung des Zeppelin-Fluges im Zusammenhang des erwähnten „Fürmer“-artikels behandelt. Leider aber sind darüber nach unseren Informationen keine vollständigen Ziffern bekanntgegeben worden. Sollte es richtig sein, wie in der Presse behauptet wurde, daß für die Monopolverträge nur etwa 0,450 Millionen bezahlt wurden, so wäre das im Verhältnis zu den 2,5 Millionen der Volkspende und den 2,1 Millionen aus Reichsmitteln ein so geringer Betrag, daß es nicht verständlich ist, weshalb die Luftschiffbaugesellschaft die vorauszusetzenden Gefahren eines Nachrichtenmonopols auf sich genommen hat. Ohne Zweifel verdient Herr Dr. Edener die größte Anerkennung für seine großartige Leistung. Man wird ihm auch gern zubilligen, daß eine ungewöhnliche Tat oft die Wahl ungewöhnlicher Mittel erfordert. Die Verpflichtung unseres Dienstes an der Öffentlichkeit verlangte aber den Warnruf, der sich gegen die angewandte Methode richtete, die bisher in Deutschland nicht üblich war und hoffentlich auch künftig keine Nachahmung findet.

Bedauerlich bleibt insbesondere die Tatsache, daß man in Friedrichshafen versäumte, der Presse darüber genügende Aufklärung zu geben, aus welchen Gründen zwingende Not die getroffenen Maßnahmen verlangt habe. Beispielsweise wurde der vom „Fürmer“ nach Friedrichshafen entsandte Berichterstatter, der von Herrn Dr. Edener zu einem der Deutschlandflüge eingeladen war, mit dem Hinweis auf die Monopolverträge kurzerhand abgewiesen. Ich war deshalb außerstande, im „Fürmer“ die beabsichtigte Würdigung des gesamten Unternehmens, vor allem in nationalpolitischer Hinsicht zu veröffentlichen.

Im Interesse der guten Sache werde ich gern auf die von Ihnen, hochverehrter Herr Reichsminister, hervorgehobenen Gesichtspunkte hinweisen, um eine gerechte Beurteilung der An-

gelegenheit sicherzustellen. Ich darf wohl annehmen, daß Sie damit einverstanden sind, wenn ich Ihren Brief, soweit er sich hierauf bezieht, im nächsten Heft des „Türmers“ veröffentlichen. Bei dem Gewicht Ihrer Stimme und der unbestrittenen nationalen und übernationalen Bedeutung des Herrn Dr. Edener wäre diese Publikation geeignet, in der Öffentlichkeit klärend zu wirken und manches unter dem Eindruck der nach außen in die Erschütterung getretenen Tatsachen gebildete Vorurteile zu beseitigen.

Mit dem Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebener

Karl August Walther

Zum Stahlhelm-Volksbegehren

Der bekannte Jeneser Gelehrte, Professor Dr. W. Klein, bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen. Wir kommen diesem Wunsche gern nach, nehmen aber auch unsererseits nochmals Stellung zu dieser überaus wichtigen Frage. D. E.

Ein Wort zu „Türmers Tagebuch“

Ein Geständnis sei vorausgeschickt. Wenn ein neues „Türmer“-Heft zu mir kommt, vertiefe ich mich gewöhnlich zuerst in „Türmers Tagebuch“, weil ich gern in dem nationalen Geist atme, der aus ihm spricht. Sehr selten nehme ich an einem der Werturteile Anstoß, die der Verfasser, Herr Dr. F. Hartmann, darin niederlegt. Im Dezemberheft habe ich aber S. 271 an einer Stelle innerlich widersprechen müssen. Ich darf dies wohl hier zur Sprache bringen, weil die Sache, um die es sich dreht, wichtig genug ist und ein allgemeines Streitobjekt schon jetzt bildet, in der nächsten Zeit wohl noch mehr bilden wird.

Sie betrifft den Plan eines Volksbegehrens, der vom Stahlhelm ausgegangen ist. Herr Dr. Hartmann nennt ihn einen „Fehlgedanken, der auch taktisch mit einem Fehlschlag enden wird, wie alle Volksbegehren, vor, mutmaßlich auch nach ihm“. Auf die Prophezeiung lasse ich mich aus naheliegenden Gründen nicht ein, wohl aber bestreite ich das Urteil, daß hier ein „Fehlgedanke“ seitens des Stahlhelms vorliegt. Vollständige Übereinstimmung wird Herr Dr. Hartmann bei dem größten Teil unseres Volkes darin finden, daß die Zeit gekommen ist, um eine durchgreifende Durchsicht der Weimarschen Reichsverfassung vorzunehmen. Es ist bezeichnend, daß A. Winnig, der Verfasser des lehrreichen Buches „Das Reich als Republik“ (Stuttgart, Cotta 1928), S. 175 schreibt: „Als die Nationalversammlung die Verfassung verabschiedete, stand sie nicht unter dem Eindrucke, ein Werk für die Dauer von Menschenaltern geschaffen zu haben. Soviel guter Wille, Scharfsinn und Fleiß daran teilhatten, so wußte man doch, daß diese Verfassung auf viele Fragen nur eine vorläufige Antwort gab, und daß die geschichtlichen Kräfte das Werk von Weimar hier anerkennen und dort verwerfen und umformen würden.“ Unsere schnellebige Zeit kann nicht auf Menschenalter warten, weshalb sie schon heute auf eine Revision der Reichsverfassung durch eine weit verbreitete Stimmung drängt: So kann es nicht weitergehen.

Wer aber soll helfen und das Werk der Revision in Angriff nehmen? Die geschichtlichen Kräfte, soweit sie in unseren politischen Parteien verkörpert sind, nehmen an der allgemeinen Stimmung wohl teil, haben es aber bis jetzt ängstlich vermieden, irgendeinen Vorstoß zu wagen. Hauptsächlich wohl aus leicht verständlichem Parteigoismus. Denn die Weimarsche Verfassung hat die politischen Parteien auf den Schild gehoben. Der Reichstag regiert. Ist es nicht eine Zumutung, die Macht aus den Händen zu geben und Verzicht auf die Süßigkeit des Regierens zu leisten? Von den politischen Parteien ist nichts zu erwarten.

Unter diesem Eindruck hat offenbar der Stahlhelm gestanden. Er verkörpert eine nationale Macht außerhalb und über den Parteien. Sein nationales Empfinden gab ihm den Anstoß, in die politische Arena herabzusteigen und die Sache in Fluß zu bringen. Das ist nach meiner Auffassung aufs freudigste zu begrüßen. Denn wer sonst sollte den ersten Schritt, der getan werden muß, vollziehen, nachdem die politischen Parteien, diese *beati possidentes*, hier vollständig versagt haben, wie in so vielen Dingen? Von hier aus ist das Vorgehen des Stahlhelms zu beurteilen. Er bleibt nicht bei dem ewigen Gerede, das nachgerade qualvoll wirkt, stehen, sondern schreitet zur Tat, ohne sich aufzugeben und sich zu einer politischen Partei damit umzuwandeln. Das soll er nicht und darf er nicht, wenn er sich nicht selbst aufgibt, wie Herr Dr. Hartmann mit Recht betont. Durch den Plan eines Volksbegehrens steigt er von der höheren Warte nicht herab, sondern zwingt die politischen Parteien in seinen Bann, sie mögen wollen oder nicht.

Deshalb halte ich es für richtig, dem Plan des Stahlhelms keine Steine in den Weg zu wälzen, sondern ihn vielmehr zu unterstützen und „die stärkste aller Parteien, die Nichtwähler“ mobil zu machen; ihr einzuprägen, daß wir mit unserer Reichsverfassung, wie sie ist, immer tiefer in den Sumpf der Parteien geraten, und daß es hohe Zeit ist, an die Revision dieses verfehlten Wertes heranzugehen. Gewiß treibt nicht leicht eine „begriffliche Staatsrechtsfrage“ den Urwähler an die Urne, aber wenn ihm klar vor Augen gestellt wird, daß ein gesundes Staatsleben auf Trennung von Gesetzgebung und Verwaltung beruht; daß die Verwaltung unabhängig gemacht werden muß von dem Einfluß der Parteien; daß der Führer die Verantwortung zu tragen hat und sich nicht hinter seine Gefolgschaft verstecken darf — so wird er dies alles schnell verstehen, weil er die schädlichen Folgen des parlamentarischen Systems greifbar tagtäglich vor sich sieht.

Nach meiner Auffassung hat der Stahlhelm nun die Aufgabe zu leisten, zur Revision der Reichsverfassung einen umfassenden Plan zu entwerfen, um ihn schrittweise zu verwirklichen. Gewiß eine schwierige Sache, die aber in Angriff genommen werden muß, wenn unser Volk nicht langsam hinsiechen soll.

Prof. Dr. W. Rein, Jena

Unsere Auffassung

Ich fasse mich kurz, in dem Gefühl, daß man hier doch nur aneinander vorbeiredet.

Was habe ich denn behauptet? Nichts als daß der Stahlhelm einen falschen Weg zum Ziel einschläge. Demgegenüber verteidigt Herr Professor Rein keineswegs diesen Weg, vielmehr das Ziel, worüber wir doch als Problema einig sind. Ich sah als Praktiker, er bleibt in der Theorie; ich verwarf das Mittel, er lobt den Zweck.

Das Volksbegehren, ich wiederhole, wird scheitern. Das prägt sich heute sogar schon noch weit klarer aus als zur Zeit meines Abtraten. Denn es hat alle Parteien außer den Deutschnationalen gegen sich. Ebenso alle vaterländischen Verbände, abgesehen von dem Stahlhelm selbst. Sogar scharfe Rechtswähler warnen als vor einem zweischneidigen Schwert. Wer verstärkte, so fragen sie, nicht gerne Hindenburgs Macht? Aber wie, wenn nach ihm wieder ein Linksmannt aufkommt?

Endlich fallen gegen den Stahlhelm von vornherein die Nichtwähler ins Gewicht. Und sie sind nun einmal mit zwölf Millionen Stimmen die stärkste Partei.

Herr Professor Rein rechnet freilich gerade auf sie. Man müsse sie aufrütteln, meint er. Ist das aber nicht leichter gesagt als getan?

General v. Seeckt schreibt, gegen drei Dinge kämpfe man vergebens an: die Dummheit, die Bürokratie und das Schlagwort. Wenn Herr Professor Rein die Nichtwähler aufrütteln will, dann hat er gleich zwei von diesen drei Niebesiegten gegen sich.

Man frage bei den zwölf Millionen um: „Was wissen Sie von der Weimarer Verfassung?“ Der Eindruck wird erschütternd sein.

Wie kann man aber Leute aufrütteln zur Reform von etwas, was ihnen ein toter Begriff ist? Sie werden entweder in Stumpfheit verharren oder fallen dem Schlagwort anheim.

Was rüttelt mehr auf? „Mehr Rechte dem Reichspräsidenten!“ oder der bereits geprägte Segenruf: „Augen auf! Die Revolution hat das Volk endlich in seine Rechte gesetzt. Die will man ihm wieder entziehen. Bürger, wahrt eure heiligsten Güter!“

Seit Wochen schweigt es übrigens über den Plan. Schier scheint, daß man doch noch wägt, bevor man wagt. Wer setzt sich auch dem Hohnjubel der Linkspresse gern aus? Noch weit schadenfroher als seinerzeit bei dem Mißerfolg der Kommunisten wäre er bei einem solchen des Stahlhelms.

Eine allgemeine Verfassungsreform schlug auch ich vor. Allein ich überschätze eine solche keineswegs. Es machen nicht die besten Verfassungsartikel, sondern die besten Bürger den besten Staat. Der Stahlhelm soll also lieber bei dem bleiben, wozu er gegründet worden ist. Wenn er vaterlandstrobe, wehrkräftige, klarsichtige, aufrechte Bürger erzieht, dann kommt alles weitere von selbst.

Dr. Friß Hartmann, Hannover

Mitteilung

Unseren Lesern teilen wir mit, daß mit Rücksicht auf die gegenwärtig besonders wichtigen Fragen, die in diesem Heft behandelt werden, unsere Auseinandersetzung mit dem Problem der Kameradschaftsfrage erst im Märzheft des „Türmers“ abgeschlossen werden kann.

Die Schriftleitung des „Türmers“.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Verweichlichung und Feminismus im heutigen Schrifttum

Während man der körperlichen Verweichlichung, der heute so viele Berufsclassen ausgekehrt sind, durch Sport und Kräftigung aller Art entgegentritt, greifen Verweichlichung und Feminismus im geistigen Leben und besonders in der Schönen Literatur immer mehr um sich. Was unter Feminismus zu verstehen sei, brauche ich wohl nicht auseinanderzulegen. Vor allem meine ich die Schilderungen der Gefühle, Konflikte, Anschauungen und Zustände jener Kreise, die, aus den Nöten, Kämpfen, starken Leidenschaften des schaffenden Daseins herausgehoben, genug Zeit haben, ihre Gefühlschen, Liebesaffären, Stimmungen, kleinen Leiden u. dgl. in des Zimmers Ruhe und in sonstiger Abgeschlossenheit schön auszuspinnen, mit dem Mikroskop zu untersuchen, sie auszuschmücken, zu verhätscheln und in ästhetische Regionen aller Art zu heben, sowie den gezlernten, taumelnden, nebelhaften oder fliegenbeindürren Stil, der oft so geisttiefend zu tun weiß.

Ferner meine ich damit die Pflege und Weiterkonservierung verlogener und anerlogener Gefühle und Anschauungen, die in den Hauptgesellschaftsklassen des 18. und 19. Jahrhunderts mit ihrem Wust von Sentimentalitäten herrschend waren, von denen aber das heutige Geschlecht in seinem Kern nichts mehr weiß. Das Feministische und Verweichtliche in der Literatur kennzeichnet sich auch dadurch: es geht stark, tief und voll ins Leben greifenden, namentlich ethisch wichtigen Stoffen möglichst weit aus dem Wege. Solche duldet die heutige Durchschnittsgeschäftsliteratur gar nicht.

kläglich und unheilvoll sind die Folgen solcher Verweichlichung für ein Volk und sein ganzes Schrifttum. Durch die Herrschaft des Feminismus im Bunde mit der Konvention wird zuerst alles Starke unterdrückt, das ernst ringende Talent oder das Genie, überhaupt jede selbständig-urwüchsige Kraft. Die mit fester männlicher Hand die tiefen Probleme der Zeit und des Menschentums ohne Scheu anpacken und gestalten, dringen nicht zum Publikum durch. Sie, die wahren Helden im Geistes- und Seelenleben, schaffen leidend und ringend im verborgenen und verkümmern dann, während jene öden Mittelmäßigen, die Alltagschreiber und -schreiberinnen, honorargesegnet sich ihres Drohnendaseins freuen.

Daher finden kernige und wichtige Werke, besonders welche die Schimmeldecke des Übereinkommens mit männlicher Hand durchbrechen und neue Werte bringen, im Zimmer des Autors ihr Grab (Auserstehung vielleicht nach dem Tode), oder sie müssen sich in eine aus eigener Tasche bezahlte Buchausgabe flüchten — nach der bei der jetzigen Hochflut schriftstellerischer Erzeugnisse kein Mensch greift —, wenn nicht soundso viele bröhnende Kellamtrompeten weithin schallend einsetzen. (Solche Mittel aber verschmäht ein ernster Autor, der noch innere Vornehmheit und Würde hat.) Oder er wird von der herrschenden Tagesclique totgeschwiegen.

Dagegen steht das äußerlich fein Zurechtgeschmiegelte, sich vorsichtig innerhalb der Grenzen des konventionell „Zugkräftigen“ Drehende, innerlich aber vollkommen Hohle in hoher Wertschätzung. Das hat dann hinwiederum Einfluß auf die gesamte literarische und künstlerische Geschmacksbildung des breiten Publikums und damit weiter auf den ganzen belletristischen und „schöngeistigen“ Buchverlag. Daher heute der Sieg der braven, wohlwolligen, alle Wünsche be-

friedigenden Mittelmäßigkeit in der Schönen Literatur. Ein Schreiber (die Unmenge schriftstellersnder Weiblichkeiten übertrifft darin noch ihre „männlichen“ Kollegen) macht noch mehr Zugeständnisse an die Menge als der andere. (Siehe „Magazine“!) Darin liegt die Ursache von deren zunehmender Geschmacksverderbnis. Ist es nicht ein deutliches Zeichen dieser Verderbnis, daß der bloße dumme Stoff immer mehr ausschlaggebend für die Wirkung und den Erfolg eines literarischer Werkes wird? Wie verschwinden klein sind die Kreise, in denen noch die wirkliche Kunst (nicht das Sekündste!), die Form oder die reine Idee gewürdigt und geschätzt werden! Mit diesem Rückgang tiefen und feinen Empfindens und Erkennens stehen in Verbindung, als innige Genossen des Feminismus, das Parfümierte und Verjuderte (siehe den „mondänen“ Roman) — dazu das Aufpeitschende, das denn auch immer mehr an Geltung gewinnt.

Jedes gesunde Schrifttum aber ist in seinem Kern durchaus männlich. Das beweisen alle großen und lebenskräftigen Literaturperioden, angefangen von der Odyssee bis zu den Hauptwerken unserer Klassiker. Durchaus männlich und kernhaft ist auch, mit einigen Ausnahmen, die Dichtung des 19. Jahrhunderts, vorzüglich die Hebbels und Otto Ludwigs. Vagegen die vom Anfang des 20. Jahrhunderts an (die deutsche wie überhaupt die westeuropäische, namentlich die französische; der Krieg hat darin wenig geändert): zum allergrößten Teile femininistisch, magenkrank, schwächlich, rückgratlos, vor allem nervenkrank. Und dennoch werden die dünnerrigen Erzeugnisse mit den nötigen pathologischen Einschlägen und ihrem Zimmerluftgeruch von den herrschenden Literaturcliquen als weltumwägende Zukunftskunst ausposaunt. Ein äußerer Beweis des Gesagten: es werden so wenig wichtige, männerbewegende Konflikte dargestellt, besonders solche, die einen starken und innerlich reichen Menschen im Kampfe zeigen mit bedeutenden Innern und äußeren Gewalten, wie deren doch das Ethische, Religiöse, Politische und die umwertenden Mächte unserer Zeit genug in sich schließen. Vesserungsaechte wachsen die Schilderungen von femininistischen Stimmungen überflutungsartig an. Es bedarf keiner Worte, daß alles, was die Weibeseele stärker bewegt und ihr Leben und Weben enthüllt, ins Reich der Kunst, der poetischen Darstellung gehört. Aber wenn jedes mehr oder minder hysterische, meist aus reinem Müßiggang hervorgehende Stimmungstündchen zu soundso vielen Seiten breitgetreten und zu Hunderten von Büchern ausgesponnen wird (sehr gern unter dem Anspruch psychologischen Tiefsinns und neuer Offenbarungen), dann ist das weiter nichts als Gewäsch und Geträtsch, wenn's auch die Mode verlangt.

In der Lyrik werden Erzeugnisse überreizter und krankhafter Nerven, ebenfalls unter der Marke „Neue schöpferische Kunst“, „kosmische Zukunftsgestaltung“, „höchste Selbst-Kunst“, ermüdetlich auf den Markt geworfen. Auch die Liebeslyrik unserer Tage: anstatt Edne urwüchsigster, gesunder Sinnlichkeit Verzärtelungen, blasse Sehnsüchteleien — oder schwülstig-andeutende Erotik; gegen deren Kräfte und Räusche der gesamte Kosmos ja einfach verschwindet. — Frellich, gesunde, stärkende Kost verlangt gesunden Magen, der nicht durch den ob-blöden Unterhaltungsstoff von heute verzärtelt und verweichlicht ist.

Einer der Hauptgründe all dieser Erscheinungen liegt in der zunehmenden unerhörten Macht des Geldes, dem sie, um in seinen Besitz zu gelangen, alle Opfer bringen — auch das der Persönlichkeit und der Würde. Ehe man sich über die körperliche Prostitution so sehr entrüstet, sollte man sich einmal zu Gemüt führen, daß es eine weit schlimmere gibt: die geistige und seelische Preisgabe. — In der Musik gewinnt der hohle, flunkernde Operettenkram, Jazzband und Kino-Gesäusel immer stärker die Oberhand.

Betrachtet man, wie jene Sachen und Säckelchen der, um mit Schopenhauer zu reden, plattesten Alltagsknpfe „abgehen“, dann kommt einem doch der Zweifel, ob man von einer germanischen Nation sprechen könne. Natürlich stehen sich die aaglaten Geschäftsliteraten und -literatinnen bei diesem ganzen Ge- und Betriebe höchst glänzend — besonders seitdem sie, namentlich die „Prominenten“ und anerkannten Berühmtheiten unter ihnen, in der Mammonsucht auch noch für den vieleblen Sensationsfilm „schöpferisch“ tätig sind. Eine Folge dieser Zu-

stände ist ferner, daß sich so wenig ernste, im öffentlichen Leben stehende und wirkende Männer mit schöner Literatur befassen, ja, sie nur als etwas für Frauen und unreife Leute Gemachtes betrachten: In der Tat sehen sich die Roman-, Novellen-, Gedichte- und Dramenleser heute fast nur aus weiblichen Personen und nach Sensationen suchenden Leuten beiderlei Geschlechts zusammen. So rächt sich der Mangel an tiefem Gehalt und ernst-einschneidenden Konflikten.

Zu Feminismus und Verweiblichung rechne ich auch die zerhackte, abgerissene, dem gewöhnlichen Sprechen treulichst nachgeahmte Schreibweise, die da vermeint, in kurzen, asthmatisch-nervösen Sätzen Meisterwerte lebendiger Stillsitz zu liefern. Ein klarer, männlicher Kopf, der Bedeutendes zu sagen hat, wird sich nie in stillistische Künsteleien und Sportfexereien verlieren. Aber jene Leute haben doch keine Zeit, einen architektonisch gegliederten Satz zu bauen. Oder können sie es nicht? —

Und Bühne — Drama? Da werden Männer — keine Konjunktur-Ausnützer und äffisch-weiblichen Virtuosen — Männer, denen in der dramatischen Kunst Charakter und Persönlichkeit und damit Form das opfervolle Ziel bedeuten, einfach nicht gehört, einfach totgeschwiegen, dürfen nicht einmal durch die Nebel des Bluffs sprechen. Da wird jeder Sexualkampf und jede technische Wurstlade — von Routiniers, von unreifen aber verbindung-gesegneten Pubertäts-Jünglingen in ein paar Bilderzonen gestammelt oder gewickelt — ausgeführt. Dieselbe Geistesverfassung bereitet, im Schoß des Volks der Dichter und Denker, das wie kein zweites so oft das Wort „Kultur“ druckt und redet, jedem Ausländer mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit auf deutschen Theatern eine Heim- und Massstätte in geradezu hündischer Unterwürfigkeit und Gehirnweichung (damit die Zivilisation gerettet werde). Aber sie läßt die ehrlich Schaffenden des eigenen Volkstums verhungern oder verelenden. Brauchen Namen jener Auslandsdramatiker auf deutschen Bühnen genannt zu werden? Die Theater reißen sich in edlem Eifer nur um die „Reiher“. Wie stürzt man sich auf das jüngste Kriminalstück von Wallace, wie ersehnt man das aller-allerneueste Stück des überschlaunigen Herrn B. Shaw, betitelt etwa „Die heilige Eulalia“, die sich fern am Horizont beglückend ankündigt.

Nun, die armen deutschen Dramatiker, die das Pech haben, unbekannt oder ohne „Verbindungen“ zu sein, sind schon ein bißchen gerächt: die deutschen Theater verfallen immer mehr dem Film, der Revue und dem Amerikanismus, sind größtenteils nur noch deren Anhängsel!

Herm. Lemmerz

Die Bücher Otto Heuscheles

Wir weisen hier auf das Schaffen eines ganz jungen deutschen Dichters hin, der im Schrifttum der Gegenwart besondere Beachtung verdient. Im Novemberheft des „Türmers“ (S. 106) haben wir eine Erzählung aus der Feder Otto Heuscheles veröffentlicht. D. E.

Dem Herzen des alten Schwabenlandes, das der Hohenstaufen mit seinen verwitterten Denkmalen einer glanzvollen Vergangenheit beherrscht, entquellen die Wasser der Rems, die auf weinlaubbedränzter Wanderschaft nach dem Neckar dem Städtchen Waiblingen, der sagenhaften Heimat Barbarossas, begegnet. In der langsam gleitenden Flut spiegelt sich der Weinsteinertorturm, das Wahrzeichen dieser Stadt, das der Zauber romantischer Dichtung verklärt: Achim von Arnim erklor diesen Turm, in dem die seltsame Geschichte Bertholds, des Helden seiner „Kronenwächter“, anhebt, zum stummen Zeugen eines Lebens, das untergründig tief verwoben ist mit dem Geschick der uralten Kaiserkrone, die auf der höchsten Spitze eines unzugänglichen Schlosses, von strengen Wächtern behütet, dem Tag entgegenfunkelt, da ihr goldener Keifen die ganze deutsche Nation zu einem großen Dasein friedlicher Gemeinschaft in sich schließen wird.

Auf einen Kronenwächter in anderem Sinne blickt heute — und im Raum der Wirklichkeit — der Waiblinger Torturm nieder: der junge Otto Heuschel, der in einem Gärtnerhause am Rande dieses Städtchens lebt, fühlt sich zu einem Hüter des geistigen Kronengutes bestellt, das dem deutschen Volke in den Werken seiner großen Dichter geschenkt ist. Ehrfürchtig wacht er über dieses heilige Erbe, rastlos bemüht er sich, den Segen, den ihm selber dieses Erbe spendet, an alle auszuteilen, indem er darangeht, die tiefen, die Richtung seines Daseins bestimmenden Erlebnisse, die ihm aus der Begegnung mit den Großen der Nation geworden, zu deuten und zu gestalten.

So formt sich, vorbereitet durch die „Briefe aus Einsamkeiten“, wahrhaft edlen Zeugnissen eines rein und hoch gestimmten Jünglingslebens, das Buch „Geist und Gestalt“ (beide im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig), eine Sammlung von Aufsätzen und Briefen, die Ausschnitte aus der heroischen Landschaft deutschen Geistes, besonnt vom Lichte eines Dichterauges, zeigen. Der heilige Krieg des schöpferischen Geistes mit dem Stoff, dem „irdischen Widergeist“, ist der erhabene Gegenstand der „Tragischen Fragmente“, die das erste Stück der Sammlung bilden. Heuschel ruft zur Andacht vor den ewigen Denkmälern dieses Kampfes auf, als die ihm die Fragmente unserer großen Dichter — vor allem „Empedokles“ und „Guiscard“ — gelten; und man fühlt in diesem Aufruf die groß schwingende Begeisterung eines unendlich ergriffenen Herzens, man hört die lauter tönende Stimme einer vollen Menschlichkeit. Von Größe des Herzens und Lauterkeit des Geistes kündet das ganze Buch, in dem die Gestalten Herbers, Schillers, Goethes und Hölderlins zu gleichsam gegenwärtigem Dasein beschworen sind, so daß der empfängliche Leser glauben möchte, von ihrem Atem angehaucht, vom licht- und kraftspendenden Strahl ihres Blickes getroffen zu sein. So sind diese „Beiträge zur Geschichte der deutschen Seele“, wie man, den Untertitel der „Tragischen Fragmente“ erweiternd, alle Aufsätze der Sammlung nennen könnte, zugleich Beiträge zur Eröstung und Stärkung der deutschen Seele, deren sie in einer Zeit der Wirrsal bedarf, um der Besinnung auf ihr wahres Wesen nicht gänzlich verlustig zu gehen.

Immer wieder stellt sich Heuschel in den Dienst der hohen, weit umgrenzten Aufgabe, das deutsche Volk zum Bewußtsein seiner „Würde und Wurzel“ zu führen: so mit den Ausgaben von Wilhelm von Humboldts „Kleinen Schriften (Verlag Reclam jun., Leipzig) und von Hauffs Werken (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe), so auch mit den Anthologien „Das religiöse Bekenntnis in der Lyrik der deutschen Romantik“ (Verlag Georg Müller, München), „Junge deutsche Lyrik“ (Verlag Reclam jun., Leipzig) und „Die Ausfahrt“ (Verlag Silberburg, Stuttgart), die als „Jahrbuch“ auch künftighin die wesentlichen Kräfte der neuen deutschen Dichtung sammeln soll und dies ohne Zweifel in dem aufbauenden, Schaffenden und Empfangenden zu fruchtbarer Gemeinschaft verbindenden Sinne tun wird, der dem ersten Band die Bedeutung einer großen Angelegenheit im geistigen Leben unserer Zeit verleiht.

Die Idee der Gemeinschaft von Schaffenden und Aufnehmenden, im tiefgründigen Vorwort zur „Ausfahrt“ besonders betont, ist der Leitgedanke der inbrünstigen Schrift „Fest und Festkunst“ (Verlag Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn), worin Heuschel die Forderung nach einem deutschen Theater erhebt, das als Kultur- und Kultstätte das Erlebnis des Gemeinschaftsgefühles zu vermitteln und damit die letzte: die religiöse Sendung der Kunst zu erfüllen hätte. Aber nicht nur die Kunst will als Fest erlebt sein: die Seele des Menschen verlangt auch nach dem Fest der Landschaft. Und so erinnert Heuschel im letzten der drei „Reise“, die er in den „Briefen aus Einsamkeiten“ zieht, an die Tänze und Reigen, mit denen unsere Ahnen das Verwachsensein mit der Heimat und ihrer Landschaft zum Ausdruck brachten, und er möchte diese alten Symbole als Grundlage für eine neue Festkultur der Landschaft verwertet wissen.

Dieser stark ausgeprägte Sinn für Landschaft, diese Liebesbereitschaft der Natur gegenüber: sie ließen Heuschels Aufzeichnungen über Reisen und Rasten im heimatlichen Lande zu der lebensvollen Schönheit ausreifen, die das Buch „Im Wandel der Landschaft“ (Alexander

Fischer Verlag, Tübingen) ausgezeichnet. Und diese Kräfte halfen auch bilden am Meisterbau des Werkes über „Maurice de Guérin“ (Verlag Reclam jun., Leipzig), den großen französischen Dichter, dem die Natur Glück und Schicksal war. Aus solcher Naturverbundenheit endlich empfangen auch „Die Märchen“ (Karl Haug Verlag, Stuttgart) und die in Zeitschriften und Anthologien verstreuten Novellen und Gedichte den Odem währenden Lebens, der allen Büchern Heuschkeles innewohnt. Denn alle diese Bücher kommen aus keiner grauen Gelehrtenstube, aus keinem rauchtrübten Literaten-Café: sie kommen aus einem Dichterszimmer, dessen Fenster wie ein weit offenes Tor ist, durch das die Natur ewigen Einzug hält. So haben die Worte in diesen Büchern den Duft von Blumen und den Glanz von Sternen, so rauschen sie wie wandernde Wasser ins Herz und wehen wie Frühlingswind um die Stirnen der Leser ...

Arthur Fischer-Colbrie

Eine neue Literaturgeschichte

Seit Erscheinen des 4. Bandes der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz (1872) hat ein Werk gefehlt, das eine möglichst vollständige Übersicht über das literarische Schaffen Deutschlands gibt. Diese Aufgabe hat jetzt Adolf Bartels mit seiner Deutschen Literaturgeschichte (S. Haessel Verlag, Leipzig) gelöst, deren fast 1300 Seiten umfassender und im Register nahezu 8000 Namen aufzählender, die Zeit von 1871 bis 1928 behandelnder dritter Band soeben erschienen ist.

Wie in den beiden vorhergehenden Bänden, gibt Bartels die Entwicklung der Literatur auch dieses Zeitabschnittes in enger Verbindung nicht nur mit der Zeitgeschichte, sondern auch mit der Wissenschaft und der religiösen Bewegung, was der Darstellung des literarischen Schaffens erst Wert und Klarheit verbürgt.

Vom Eklektizismus und der Detabenz ausgehend und also mit Richard Wagner (?), Geibel und den übrigen Genossen der sogenannten Münchener Schule beginnend, kommt er über die Verfallsdichter Spielhagen, Dahn usw. zu Niehl, E. F. Meyer, Anzengruber, Rosegger, Wildenbruch und anderen, denen er — trotz der Überfülle des verarbeiteten Materials! — zumeist eine eigene, eingehende Abhandlung widmet. Dabei werden auch noch zahllose kleinere Talente angemessen gewürdigt und stets an der rechten Stelle herangezogen, um das Bild der betreffenden Literaturperiode in aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu zeigen und abzurunden.

Als eine ganz besonders erstaunliche Leistung will das letzte Buch: „Die Moderne“ anerkannt sein, das die letzten vierzig Jahre umfaßt. Hier beginnt Bartels mit Fontane, dem er Nietzsche, Liliencron und andere anreihet, um dann über die modernen Verfallsdichter und Symbolisten (Wedekind, Dehmel, George usw.) zur Heimatkunst zu gelangen, der er, namentlich in ihren Anfängen und ihrer unverfälschten Art eine große Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur beimißt, um so mehr, als ohne sie der literarische Nationalismus des zwanzigsten Jahrhunderts nicht denkbar wäre. Und dieser mit der Heimatkunst edelster Art verschwisterte Nationalismus dürfte wieder einen Grundstein geben, auf dem sich das deutsche Geistesleben zu neuer Höhe emporbauen kann, wie die hier genannten Dichter: Eberhard König, Friedrich Lienhard, Börris von Münchhausen und andere verbürgen, wenschon der mitlaufende Sensationalismus von Thomas Mann und verwandter Talente ihn für die Öffentlichkeit der Gegenwart noch überwuchert.

Bartels hat den erfreulichen Mut, auch die nach dem Weltkrieg in üppiger Mannigfaltigkeit und wirrer Buntheit emporstehende Literatur zu behandeln und dem Expressionismus ins bernalte und gepuderte Gesicht zu leuchten, wobei er zu Urteilen kommt, die auch derjenige zum guten Teil unterschreiben wird, der ihm nicht in allem beizustimmen vermag, und der die Über-

windung der Krise, die unsere deutsche Literatur zur Zeit noch durchmacht, nicht eben schon in die Nähe gerückt steht. Aber den Glauben, daß wir einer neuen Blütezeit deutschen geistigen Schaffens entgegengehen, hat Bartels in seinem umfangreichen Werk so trefflich begründet, daß man diesen Glauben allenthalben freudig teilen wird.

Kleine Ausstellungen an diesem überreichen dritten Bande der Literaturgeschichte von Adolf Bartels zu machen, wäre kleinlich, zumal manches frühere Urteil, das dem Verfasser irrig schien, freimütig von Bartels berichtigt wird, wobei nur auf seine Sonderartikel über Felix Dahn, Friedrich Lienhard, Walter Flex hingewiesen sei.

Freuen wir uns, in dem nun abgeschlossenen dreibändigen, rund 2800 Seiten umfassenden Werk des 66jährigen Verfassers eine Literaturgeschichte zu besitzen, die, aus ernstem Streben geboren, an Vollständigkeit und Gründlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt und die jede Bücherei um einen Dauerwert zu bereichern geeignet ist wie keine andere.

Leonhard Schrödel

Jahrgang 1902?

Es gibt noch Bücher in Deutschland, die, obwohl von Deutschen geschrieben und Romane, in vier Wochen sechstausendmal verkauft werden. Die in wenigen Monaten das 25. Tausend erklettern, Übersetzungserfolge für England, Amerika und Frankreich abwerfen. Und diese Reiche geschehen noch dazu an einem bis dato so gut wie unbekanntem Autor des jüngsten Nachwuchses. Der dem Geist von Potsdam so neckisch widersprüchliche, aber dennoch dort ansässige Riepenhauer-Verlag gab Hilfsstellung: Hic Rhodus! Der sprang, heißt mit schnell geläufig gewordenem Namen Ernst Glaeser, was er sprang „Jahrgang 1902“, dem er nach Kalenderwillkür angehört. Ein Sprung wurde es denn auch nur, kein Wurf. Es soll niemand verwehrt sein, zu springen, wenn es ihn sticht. Es kann jemand, den es sticht, auch zum Jahrgang 1902 gehören, warum wohl nicht? Aber er dürfte das, was er sprang, nicht als Rundgebung der ihm Gleichaltrigen, der jungen Generation von Nachkommenden ausgeben. Jahrgang 1902 spricht hier, vom Jahrgang 1902 wird gesprochen. Beim 25. Tausend wird es Zeit festzustellen, daß der Jahrgang 1902 nicht damit einverstanden ist, wenn, fast ehe er mittellungsfähig geworden, einer sich in ihm personifizierend gestaltet. Warum sollte es der Jahrgang 1902 schlechter haben als 1901 oder 1903? Warum muß er sich gefallen lassen, daß einer mit autobiographischem Düntel ihn in sich begreift? Er hat weder Ernst Glaeser noch sonst jemanden zu seinem Wortführer, zum bevollmächtigten Interpreten seiner Erlebnisse gebeten, die um die Achse der Pubertät kreisen. Der Jahrgang 1902 hält sich auch nicht für epochal ausgezeichnet oder benachteiligt, weil seine Pubertät zu fällig in die ersten Feuer eines großen Krieges fiel. Selbst der Jahrgang 1749 würde sich gewehrt haben, wenn Goethe ihm sein Jugenderlebnis schematisiert hätte.

Oder aber heißt das Buch „Ernst Glaeser“ und sein Verfasser „Jahrgang 1902“? Ist etwa dem Seher ein Irrtum unterlaufen, dem Verlag und Autor ein verheißungsvoller Titel wichtiger erschienen als ein zutreffender? Dann sind die meisten der vielen Tausend gängigen „Jahrgänge 1902“ irrtümlich gekauft worden. Wohl jeder Käufer dieses Buches, unter ihnen sicher die meisten der jungen Generation angehörig, wollten etwas vom Jahrgang 1902 hören, keiner etwas von Ernst Glaeser. Aber nur und allein von Ernst Glaeser und seinen Reflexionen wird etwas in diesem Roman gesprochen, nichts vom Kollektiv des Jahrgangs 1902. Oder ist es etwa typisch für den Jahrgang 1902, daß er sich das Geschlechtsgeheimnis von einem bezahlten Paar in allen Einzelheiten ad oculus demonstrieren läßt, während in Serajewo Bomben plagen? Daß er sich in schnell verschütteter Neugier vor dem doppelrüdigen Tier fürchtet und haßvoll daran denkt wie an den Krieg, in den die Zeit hineinfiebert, weil da „auch Menschen um Hilfe schreien und miteinander ringen, als wollten sie sich töten“, wie der bezahlte Ralmüd und die

Polin? Glaeser, der sich — sei's drum — am wärmsten in den Worten der Kriegshasser und -schmäher fühlt, ist der Zynismus dieses Vergleiches nicht bewußt geworden. Er soll ihn allein auf sich nehmen und nicht Gesicht und Werden des Jahrgangs 1902 damit kennzeichnen und besiedeln wollen! Tausende buchwilliger Käufer sind von einem falschen Buchtitel oder der Annahme seines Verf. verlockt worden. Sie alle glaubten den geistigen Problemen der Kriegsjugend und ihrer von Revolutions- und Inflationsgewittern verbunkelten Reise gegenübergestellt zu werden. Den Gehalt der Antithese wollten sie prüfen, in deren Glauben und Haltung die Jüngsten ihr Lebenswerk zu beginnen im Begriffe sind. Ihre Erwartung wuchs unter dem Leitwort „La guerre — ce sont nos parents“. Hier war These und Antithese. Aber das Wort war am Anfang, blieb dort und auf die These beschränkt. Was nachkam, waren Sexualitätlichkeiten und Erinnerungen, die nicht deshalb realer sind, weil sie sich an die Berichtform halten. Herrn Glaesers Erinnerung versiegt überdies mitten im Kriege, zu der Zeit also, da der Geist des Vierzehnjährigen die ersten selbständigen Schritte wagt. Wo also vom Jahrgang 1902 der Rede Anfang sein mußte, da dessen Entwicklung allem Anschein nach nicht in der Pubertät stecken geblieben ist. Aber das ist es eben: das Buch heißt in Wirklichkeit Ernst Glaeser.

Otto Aug. Ehlers

Sprache und Dichtung

Die dichterische Formgebung in der deutschen Sprache sank mit Goethes Tode und erreichte im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts einen Tiefstand, der kaum überboten werden konnte. Das Deutsch der Gelehrsamkeit, der Presse, der Alltagsunterhaltung war in die dichterische Sprache eingedrungen und hatte sie zersezt, wobei der Roman, dieser Zwitter, dem Niedergang größten Vorstoß leistete. Der Naturalismus war ein Anfang von vorn; aber erst die Erscheinung Friedrich Nietzsche, der das Stilgefühl weckte, brachte wahre Zucht der Sprache und eine neue Formgebung herauf. Damit war eine Unmenge dessen, was vordem zur poetischen Literatur zählte, ungenießbar geworden: wie denn ganze Schichten geistiger Erzeugnisse von Zeit zu Zeit versinken.

Aber es blieben doch die Schöpfungen, die ihren Gegenstand in vollendeter Form gebildet hatten, gleichviel, wie diese Form war. Gibt es für die Sprache eine dichterische Aufgabe darüber hinaus?

Es gibt eine solche. Sie ist in einer Zeit, die die Sprache ihrer Selbständigkeit beraubte, sie zum Operntext erniedrigte und sie schließlich, selbst bei dichterischen Ansprüchen, in einer Konflut ertränkte und dadurch völlig um ihre sinnliche und geistige Wirkung brachte, kaum zu fassen, kaum deutlich zu machen. Denn diese Sprachgebung ist seit mehr als einem Jahrtausend verschollen. Unter den neueren haben erst Goethe, Hölderlin und Nietzsche vereinzelt sie aufs neue angewendet: zufällig und gefühlsmäßig, nicht planvoll. Es ist die religiös-mythische, die prophetische, wie sie auch in den Hymnen Indiens und Griechenlands hervorbricht. Die Sprache, in ihrer Urkümlichkeit und Urgewalt, ist heilig und hat heiligende Kraft. Nicht die fremde Sprache, die fremde Vorstellungswelt heiligt, sondern die heimische; nicht in jener liegt das Heil, sondern in unserer Heimat, in der heimischen Vorstellungswelt. Die deutsche Sprache, die das ganze christliche Mittelalter hindurch, ja bis zur Neuzeit unterdrückt und mißachtet war, übt ihr angestammtes unveräußerliches Hoheitsrecht erst dann aus, erfüllt erst dann ihre höchste Aufgabe, wenn sie, statt einen gegebenen Stoff zu bilden, Stoff und Form zugleich erschafft: als Urkunde unserer wahren Dent- und Geistesart, von frommer Ehrfurcht und Scheu umhegt. Dies Gepräge tragen einige Stücke der gemein-germanischen Edda; zu dieser Weihe muß sich unsere Sprache und Dichtung, nach ihrer Loslösung von der niedergehenden Musik, abermals erheben, wenn anders sie, statt des fremden Bildungstoffes, Gegenstand des Kultus werden will, wie es einer großen Nation allein würdig ist.

Dies ist, in kurzen Worten, die große Entdeckung, die Richard Benz in seinem Werke „Die Stunde der deutschen Musik“ (Jena, bei Diederichs) uns erschließt: ein Werk so wunderbar und überreich, daß Geschlechter dazu gehören, seine Tiefe auszuschöpfen. Wenn der Deutsche die erhabensten lyrischen Gedichte Goethes, Höpferlins, Nießches — denen man vielleicht noch Rückerts Egidher beigegeben könnte —, wenn er die erhabensten Werke Mozarts und Beethovens als das erkennt, was sie sind: als religiöse Schöpfungen, und ihnen den Platz anweist, an den sie gehören: den Tempel, so wird er vielleicht — spät, aber doch! — zu einer Religion, zu einer Sittung und Kultur kommen, die alle fremden Hüllen abstreift und seinem Wesen eigentümlich ist.

Dr. Ernst Wachler

Der biographische Richard-Wagner-Saal in Bayreuth

Eine neue Stärkung des deutschen Kulturgedankens

In der Festspielstadt Bayreuth gemahnt seit kurzem, außer dem Hause Wahnfried und dem Festspielhause selbst, eine dritte Stätte durch Nam' und Art an den erhabensten Bürger dieser Stadt, der ihren Namen zu einem Sinnbild in der Kunstgeschichte erhob: der „Biographische Richard-Wagner-Saal“, der im Anschluß an ein Gedenzimmer für Glasenapp, den allbekanntesten Verfasser der grundlegenden Wagner-Biographie, im Neuen Schloß zu Bayreuth sich auftrat, um zu vereinen, was irgend an Urkunden und Erinnerungen aus dem Leben Richard Wagners sich erhalten hat.

Die spannungsreiche Entstehungsgeschichte der jungen Gründung kann hier auf engem Raum nur angedeutet werden: 1915, ein Jahr nach Ausbruch des Weltkrieges, stirbt Glasenapp in Riga, dem östlichsten Bollwerk deutscher Art, wo er als einer der geistigen Führer dieser deutschen Vorpostenstellung sein Leben lang gewirkt hatte. Seine für die Forschung hochbedeutende Hinterlassenschaft rettet Helena Wallem, die er zum Dienste am deutschen Kulturgedanken auf der Grundlage des Bayreuther Werkes gezogen hatte, durch des Amsturztes Stürme in Rußland, führt sie nach wechselvollen Geschehnissen zuletzt nach Bayreuth, gründet ein dem Andenken Glasenapps geweihtes Gedenzimmer, faßt den Plan zur Schaffung einer allumfassenden Gedenzimmertätte für Richard Wagner selbst, der als eine längst gefühlte Notwendigkeit für die Wagner-Stadt alsbald auch von den Bayreuther Stadtvätern gefördert wird. Dazu findet das junge Unternehmen hochherzige Gönner, die ihm vor allem die vielleicht wertvollsten Schätze, die urchriftlichen Entwürfe und Briefe von Wagners Hand zuführen: das Ehepaar Bales in Köln stiftet außer kostbaren Einzelblättern die vollständige Urchrift der Abhandlung „Über das Dirigieren“ (München 1869), ferner die großen Briefnachlässe der Brodhaus, Albert Niemann, Joseph Hoffmann, Eduard Avenarius u. a. m. Während Bales, für seine vielfachen Verdienste zum Ehrenbürger von Bayreuth ernannt, weiter um den Ausbau der Gedenzimmertätte bemüht bleibt und häufig genug unerseßliches deutsches Kulturgut durch sein Eingreifen auf öffentlichen Versteigerungen im letzten Augenblick vor dem Zugriff des „meißbietenden“ Auslands rettet, vermachte Robert Bartsch, der Gründer und Besitzer der umfangreichen dänischen Richard-Wagner-Sammlung in Kopenhagen, die außer vielen Bildwerken und Autographen vor allem ein reichhaltiges Wagner-Schrifttum in dreizehneuropäischen Sprachen umfaßt, das Werk seines Lebens als Ganzes lehtwillig der Stadt Bayreuth zur Angliederung an den Wagner-Saal. Mit der gleichen Ehrung wie Bales bedacht, entschließt er sich, sein ganzes Besitztum schon in naher Zukunft unter persönlicher Mitwirkung in Bayreuth aufzustellen, wodurch der Besitzstand

der Gedienstätte sich um mehr als ein Drittel vergrößern wird. Auch von anderer Seite sind für die Zukunft reiche Zugänge aus lehtwilligen Verfügungen, wie z. B. die Max Kochs in Breslau, Artur Prüfers in Leipzig, zu erwarten.

Das so durch vielfache Sönnerschaft und Mitarbeit gewonnene Material gliedert sich in mehreren so reichhaltigen wie ausbaufähigen Abteilungen, zu denen ein mit Franz Staffens Steinzeichnungen zum „Ring“ geschmückter Wandelgang führt: einer großen, in sich geschlossenen Tischreihe, die in biographischer Anordnung das Leben Richard Wagners in seinem schicksalgefühten Zusammenhange gleich einem anschaulichen Wandelbild vor Augen führt; einer Abteilung für die Geschichte der Festspiele mit Frau Cosima Wagners Bildnis (von Hans Thoma) an der Spitze, daneben ihre musikalischen Helfer Hans Richter, Hermann Levi, Felix Mottl und Julius Rniese, mit dem sie die Stillbildungsschule begründete; dazu Conrad und Lichtenberg, die Führer der „Parifal“-Schußbewegung. Eine dritte Tischreihe, dem Gedächtnis der namhaften Männer gewidmet, die sich dem Bayreuther Meister in tätiger Treue verbanden, räumt Siegfried Wagner, als dem Hüter der Festspiele seit zwei Jahrzehnten und eigenschöpferischen Worttonbildner, den Ehrenplatz ein, bringt dazu mannigfache, zum Teil seltene Bildnisse Franz Liszts, Hans von Bülows, Henry Rhodes, Heinrich von Steins, Houston Stewart Chamberlains und schließlich Hans von Wolzogens, der kürzlich bei seinem 80. Geburtstage auf ein mehr als halbhundertjähriges Wirten für Bayreuth zurückbilden konnte. Als Schenkung der Erben des Wahnfried-Erbauers Wöfel sind die Pläne zum Bau des Hauses und die darauf bezüglichen Briefe Wagners mit zahlreichen Skizzen in der Urschrift ausgelegt.

So erkennen wir den „Biographischen Wagner-Saal“ als Ganzes als eine Pflegstätte mehr für den deutschen Kulturgedanken, der seit dem Umsturz im Sturmwetter innerer und äußerer Nöte unseres Volkes sich behaupten muß. Freilich bedarf die junge, verheißungsvolle Schöpfung, die sich fast ganz auf hochherzigen Zuwendungen an Gegenständen und Vermitteln aufbaut, der tätigen Mithilfe aller Freunde der deutschen Kultur, sei es durch Aberlassung von Wagner-Erinnerungen, durch persönliche Werbung oder durch Geldspenden, um das zu werden, wozu sie im Aufgabentreife der Pflegstätten deutscher Geistesgröße berufen erscheint: zu einer Gedent- und Forschungsstätte großen Stiles, zu einer Mahnung mehr an das deutsche Kultur-gewissen und, gleich Weimar, Sanssouci und der Wartburg, zu einer erzieherischen Macht für die jungen, führerlosen Geschlechter der Gegenwart! Gustav Köll, Frankfurt a. M.

Chaos oder Kosmos

Auf dem vom deutschen Ausschuß für Erziehung und Unterricht lehthin in Weimar veranstalteten pädagogischen Kongreß, den der Staatssekretär H. Schulz vom Reichsinnenministerium als die eigentliche Reichsschulkonferenz bezeichnete, wandte sich der bekannte Münchener Pädagoge Kerfstein mit der ihm eigenen, leicht überschäumenden Lebendigkeit gegen den Enzyklopädismus. Auch der ruhigere und tiefer angelegte Vortrag des Leipziger Pädagogen Th. Litt verlangte Begrenzung der pädagogischen Arbeit. Wir möchten annehmen, daß es sich bei diesen Forderungen nicht etwa um die Ablehnung eines philosophischen Enzyklopädismus handeln sollte, sondern daß die beiden Führer der Erziehungswissenschaften über die von den jetzt überwundenen Volksschullehrerfeminaren betriebene Aberfüütterung mit geistigen, wissenschaftlichen Dingen hinausführen wollten.

Dem daran kann kein Zweifel sein: wenn auch der eigentliche, epochemachende wissenschaftliche Fortschritt jedesmal einem Einzelfall, einem Ergebnis der Spezialforschung zu verdanken ist, so darf dabei der Blick auf das große Ganze, auf die Zusammengehörigkeit und Einheit aller Wissenschaft nicht verloren gehen. Gerade das Spezialistentum hat viel dazu beigetragen, daß

die Wissenschaft an sich schlecht angesehen ist und daß man versucht war, geradezu von einem Chaos in der Wissenschaft der Gegenwart zu sprechen. Bei dem gegenwärtig unzweifelhaft vorhandenen und durch das ausgeprägte und vorherrschende Spezialintertum unterstützten Wirtwart in den Wissenschaften ist es vor allen Dingen für den Anfänger nicht leicht, sich einen Überblick zu verschaffen, einen Überblick, den der nach Kosmos verlangende, aus dem Dunkel ins Licht strebende Wanderer durch das Säkulum braucht.

Sehr bemerkenswerte Führer auf diesem Wege vom Chaos zum Kosmos stellen vier in den letzten Jahren erschienene Bücher dar, nämlich 1. Hugo Dingler, *Der Zusammenbruch der Wissenschaften und der Primat der Philosophie* (München, E. Reinhardt, 1926); 2. Viktor Kraft, *Die Grundformen der wissenschaftlichen Methoden* (Wien, Holder, Pichler, Tempf, 1925); 3. Paul Oppenheim, *Die natürliche Ordnung der Wissenschaften, Grundgesetze der vergleichenden Wissenschaftslehre* (Jena, Gustav Fischer, 1926) und 4. Wilhelm Sauer, *Grundlagen der Wissenschaft und der Wissenschaften. Eine logische und sozialphilosophische Untersuchung* (Berlin-Grünwald, Dr. W. Rothschild, 1926). Alle vier Bücher befassen sich mit der gegenwärtigen Krise der Wissenschaft und ihrer Überwindung; sie erörtern in dem gesteckten Rahmen die alte Frage nach dem Wert oder dem U.wert der Wissenschaft, sie suchen das eigentliche wahre Wesen der Wissenschaft zu ergründen, und sie behandeln das Verhältnis der einzelnen Gebiete (Disziplinen) der Wissenschaften zueinander und das Problem der Gesamtheit aller Wissenschaft. Nur ein wirklich vollendetes, philosophisch durchdachtes und technisch zweckmäßiges Gebäude der Wissenschaft ist Kosmos und wird befriedigen.

Hugo Dingler lehrt an der Münchener Hochschule Physik, Viktor Kraft ist Philosophieprofessor in Wien, Paul Oppenheim erscheint geographisch interessiert, aber auch mathematisch bewandert, sein Buch ist unter Teilnahme des mathematisch und physikalisch eingestellten Frankfurter Philosophen Hans Reichenbach entstanden, und Sauer schließlich ist Jurist, aber als Jurist vor allen Dingen Philosoph und — das wird er nicht bestreiten wollen — *Metaphysiker*. Es ist für uns kein Zweifel, daß diese drei Bücher von Dingler, Kraft und Oppenheim, von denen das Dinglersche das wertvollste ist, von dem einen Buche Sauers aufgewogen werden, so daß also hier kein Überwiegen der rein naturwissenschaftlich gesehenen Systematik festzustellen ist. Alle vier Autoren gehen von der Einheit der Wissenschaft aus und führen zu ihr hin. Die Einheit aller Wissenschaft ist stillschweigendes Axiom. Man kann weiter gehen als diese Systematiker und Problematiker — darin ist Dingler am stärksten — und kann zu einer Entelechie der Wissenschaft kommen. Damit sagen wir, daß aller echten Wissenschaft die formschaffende und zielsetzende Kraft a priori innewohnt. Diese Kraft aber kann bei aller Wissenschaft nur ein und dieselbe sein, sie kann nichts anderes sein als das, was Wilhelm Sauer die Wertmonade nennt.

Im einzelnen ist es natürlich, daß gerade die Vertreter jener Wissenschaften, die durch ungeahnte, sich überstürzende Entdeckungen der letzten Zeit in Mitleidenschaft gezogen und geradezu erschüttert wurden, auf das Problem der Wissenschaft an sich geraten. Dingler sieht die vollendete Einheit der Wissenschaft in der Antike und erstrebt diese Einheit und größtmögliche Einfachheit als die Grundform wissenschaftlicher Erklärung überhaupt. Dingler, an Ernst Mach geknüpft, ist reiner Erkenntnistheoretiker und zeigt deutlich, wie die Ergebnisse und Methoden der Erkenntnistheorie für alle Wissenschaften fruchtbar gemacht werden können. In dieser Hinsicht trifft er sich mit Kraft, der als Psychologe und Mathematiker vorgeht, hierbei die erkenntnistheoretischen Methoden gelten läßt und vorsichtig allen metaphysischen Grenzgebieten aus dem Wege geht, wie sich das für den Schüler Jodis gehört. Oppenheim bedient sich in der allgemeinen Eingruppierung desselben Systems wie Kraft, er teilt ein in generalisierende und individualisierende Wissenschaften, vertritt aber besonders den Willen zur Einheit aller Wissenschaft. Er geht auch nicht wie Dingler und Kraft von einer einzigen Spezialwissenschaft aus, sondern von einer möglichst umfangreichen Anzahl von Spezialwissenschaften, die ihn zu einer Schau der Wissenschaften führen. Für die Entwicklung seines, alle Wissenschaften auf gleicher Grundlage und auf

breitester Basis behandelnden Schemas bedient er sich eines Koordinatensystems und einer nicht sehr anschaulichen mathematischen Symbolik. Was er als das Ziel und die Ordnung des Gebäudes der Wissenschaft ansieht, das nennt er Wissenschaftslehre, die nur philosophisch sein kann. Diese Wissenschaftslehre aber ist bei Sauer Wissenschaft schlechthin. Sauer läßt vollends keinen Zweifel an der Einheit aller Wissenschaft. Diese Einheit ist für ihn Ziel aller wissenschaftlichen Bestrebungen. Die wissenschaftliche Einheit beruht auf der Gleichmäßigkeit der Denkformen in allen Einzelwissenschaften. Aus dem Lebensstoff ergreift das Wissen nur bestimmte, ihm zufolge seines Standpunktes wertvoll erscheinende Inhalte, Wertmonaden genannt, heraus. Diese Wertmonaden sind ohne weiteres erkennbar bei allen Kulturwissenschaften, namentlich bei der Soziologie, Philosophie und Metaphysik; bei den Naturwissenschaften dagegen kann man nur Modelle für solche Wertmonaden erkennen, die aber naturgemäß den eigentlichen Wertmonaden wesensverwandt, ja wesensgleich, wenn auch nicht formgleich und entwicklungs-gleich sind. Die Wertmonaden, die allen Wissenschaften, jeder wahrhaften Wissenschaft, eigentümlich sind, haben einen — natürlich metaphysischen — Ewigkeitswert. Das gesamte Reich der Kultur setzt sich aus Wertmonaden und nur aus Wertmonaden zusammen. Die Wertmonade ist das große Geheimnis, mit dem der Künstler seine großen Werte schafft, der Forscher wissenschaftliche Entdeckungen macht, der religiöse Mensch seine hochherzige Gefinnung betätigt.“

Die Beschäftigung mit diesen vier Büchern, die nicht leichte Lektüre darstellen, ist außerordentlich befriedigend und voller Genugtuung für den, der die Straße der Wissenschaft dahinzieht, der auf ihr zum Frieden kommen will. Insbesondere macht das hervorragende Buch von Wilhelm Sauer demütig und bescheiden. Wer nur einmal das metaphysische Ziel jeder Wissenschaft erkannt hat, der macht sich über das scheinbare Chaos des „wissenschaftlichen Betriebes“ keine allzu schweren Gedanken mehr. Er ist vom Banne des Spezialistentums erlöst und sieht in einer kosmischen Schau das einheitliche Wesen aller Wissenschaft.

Otto Lersch

Zum Stil

Wiß welkt zusehends. Geist entweicht ebensowenig wie natürlicher Duft.

*

Anspielungen veralten, Charakteristik erhält ihren Gegenstand am Leben (mag die Erscheinung der Wirklichkeit entsprechen oder nicht).

*

Blühender Stil verblüht. Glänzender ist wie blankes Geld: es greift sich ab.

*

Eine Metapher ist ihrem Wesen nach einmalig. Sie gehört ihrem Schöpfer.

*

Das richtige, das genaue, das unerfälschte Wort zu finden, ist Genie oder Meisterschaft. Ihm selbst merkt man nicht an, ob es gesucht worden ist.

*

Wahrheit, mit Wahrhaftigkeit ausgedrückt, wirkt immer wieder neu.

*

Richard von Schaalal

Georg Macco

Der Düsseldorf'er Künstler Georg Macco ist einer der interessantesten Reiseschilderer unter unseren Malern. Wenn man seine vielfach in Zeitschriften wiedergegebenen Bilder nebeneinander stellt, so kann man weite Fahrten in ferne Länder und Meere im Geiste unternehmen. Im Januarheft des „Lürmers“ zeigten wir eine Spitzbergenlandschaft Maccos. Der Blick weitet sich bei der Betrachtung einer solchen weltfernen Polarlandschaft. Aber dem dunkelvioioletten Spiegel des hier und da von Eisschollen bedeckten Meeres wölbt sich der dämmerige Polarhimmel. Es mutet den Beschauer an, als stünden Licht und Dunkel hier in ununterbrochenem Kampf gegeneinander. In den Wolken sieht man den Widerschein des Mitternachtlichts, welches in den Wellen des Meeres geheimnisvoll seine Reflexe spiegelt. Die dunklen Schatten der hochaufragenden Felsen wechseln mit den weiten Schneefeldern. Der ganze Zauber traumhaft-schöner Polarnächte liegt auf diesem Bild ausgebreitet.

Georg Macco wurde 1863 geboren. Seine Vorfahren stammen aus dem fränkischen Süddeutschland. Zu ihnen zählt der zu seiner Zeit hochgeschätzte Porträt- und Hofmaler Alexander Macco (1765—1849). So wuchs Georg Macco in einer Atmosphäre künstlerischer Tradition auf und erkannte in sich bald die Bestimmung, selbst Künstler zu werden. Als Schüler Peter Jansjens und Eugen Dückers an der Düsseldorf'er Akademie verfügte er über ein ausgezeichnetes Rüstzeug, um nach wenigen Jahren von seinen Studienreisen Bilder heimzubringen, die in den Ausstellungen besonderes Aufsehen erregten. Wanderlust und Naturfreude lockten ihn bald über die engere Heimat hinaus zur Gletscherwelt der Alpen und zu den sonnenfrohen Gestaden des Südens. Häufige Studienfahrten zum Orient und bis nach Indien-Ceylon schlossen sich an. Ihn lockt das buntbewegte Leben und Treiben in den orientalischen Städten ebenso wie die verlorene Einsamkeit an den Enden der Welt. In diesem Heft des „Lürmers“ zeigen wir zwei bisher unveröffentlichte Bilder Maccos aus dem Gelobten Lande und aus — Ägypten. Der Künstler hat die schillernde Farbigeit der Architektur des Orients und der Trachten jener morgenländischen Menschen so meisterhaft auf die Leinwand gebannt, daß der Beschauer eine unmittelbare Vorstellung von dem pulsierenden Leben einer solchen orientalischen Stadt gewinnt. Es ist nicht verwunderlich, daß dieser Künstler sich auch hingezogen fühlt zu der Majestät des Hochgebirges. Er überschreitet die Grenzen des geruchsam-bürgerlichen Lebens und bringt vor in die Gefahren der türkischen Bergwelt. Mit Pinsel und Palette erobert er die überwältigende Schönheit der Alpen. In seinen Gemälden liegt feierliche Andachtsstimmung. Der Künstler steht still vor der Erhabenheit der Natur. Seine Bilder sind Bekenntnisse. Aus ihnen spricht eine geläuterte Menschenseele, die in der reinen Luft jener Höhen sich heimlich fühlt. Ganz besonders charakteristisch für Macco ist die in diesem Heft wiedergegebene Matterhorn-Landschaft.

Ehrenvolle Auszeichnungen wurden ihm in München, London und Barcelona zuteil. Georg Macco ging als Künstler stets seinen Weg geradeaus, ohne sich von den jeweiligen Einflüssen, die insbesondere in der Nachkriegszeit von rechts und links auf ihn einströmten, auch nur irgendwie bestimmen zu lassen. Sein praktischer Sinn stellte ihn abseits aller künstlerischen und technischen Experimente und ließ ihn Kunstwerke schaffen, deren Inhalt jedem kunstempfindlichen Betrachter etwas zu sagen hat. Er ging den Weg, den jeder echte Künstler deutlich in sich vorgezeichnet sieht, den Weg des Lauschens auf die geheimen Töne der unverfälschten Natur und die Klänge der ewigen Sehnsucht des Menschengeschlechts.

Carl August Walther



Schloßpark Schwetzingen

Karl Purrmann-Haufler

Ist die Kunst international?

International ist etwas Verwischtes, etwas zwischen allen Nationen Gültiges, ist etwas Allgemeines, Uneigenartiges. Das aber meinen die Menschen doch nicht, die sagen, die Kunst sei international. Sie meinen vielmehr etwas anderes und wollen sagen, die Kunst sei universal. Das ist richtig. Ein großes Kunstwerk macht nicht halt an den Grenzschranten einer Nation. An ihm können alle teilhaben, es spricht zu der Menschheit schlechthin, denn seine Verbreitung ist universal. Aber das Kunstwerk selbst ist es nicht; es kann ebensowenig universal wie international sein. Denn es ist etwas Persönliches und über den persönlichen Atem seines Schöpfers hinaus ein Lichtzeichen dessen Volkstums.

Der Künstler als Persönlichkeit ist nicht ein in einem leeren Raum schwebender Organismus. Er ist auch Kulturträger. Und Kultur ist, im Gegensatz zum materialistischen Firnis der Zivilisation die geistig-sittliche Lebens- und Ausdrucksform eines Volkes. Wir haben eine ausgesprochen deutsche Kultur — wo haben wir aber eine internationale Kultur?

Ist es da nicht eine Gedankenträgheit sondergleichen, das Schlagwort von der Internationalität der Kunst immer noch die Köpfe verwirren zu lassen? Lassen wir den Ruhm der Internationalität dem Möbeltransport, aber sehen wir als die Wurzel der Kunst die Kultur des Volkstums, das Nationale!

Wagners Meisterfänger, Goethes Faust, Schillers Tell, Kleists Hermannsschlacht — sie sind doch nicht international, sie konnten nur auf deutschem Boden wachsen, aus deutscher Seele geboren werden. Ist Leonardo da Vinci Träger einer gleichen persönlichen Kulturnote wie Albrecht Dürer? Dürer ist deutsch — wo ist das unverkennbar Deutsche bei Leonardo da Vinci? Hat Verdi gleich an die deutsche Seele rührende Musik geschrieben wie Beethoven oder Brahms? Der Fidelio neben dem Troubadour, Verdis Requiem neben dem Brahms' — wie stark offenbaren sie das Volkstum ihres Schöpfers, das Nationale!

Das Nationale aller Kunst ist nicht ein leeres Schlagwort, sondern es ist die Voraussetzung wahrer Kunst. Das, was aus der Seele eines Volkes ans Licht ringt, was national ist, weil es den Heimatboden und seine Kultur nicht verleugnet, das wird ewig sein und wird universal werden können bis in Urwald und Dschungel hinein — ohne darum weniger national zu sein.

Das alles ist nicht Theorie, sondern lebendige Empfindung schaffender Künstler selbst. Es gibt dafür ein schönes Bekenntniswort, das uns warm macht im Glauben auch an den Sieg der Kunst über die Mode. Marie Diers schrieb es an ihrem 50. Geburtstag:

„Ich bin auch heute noch des unerfütterlichen Glaubens, daß alle Kunst und alle persönliche Kraft nur aus einem starken, tief verwurzelten Nationalgefühl erwächst, und ich bedaure die Armseligkeit jeder Kunst, mag sie auch noch so blenden, die wurzellos, fremd den blutvollen Zusammenhängen, im Leeren flattert und sich an dem Spottgebilde des ‚Internationalismus‘ nähren möchte.“

Dr. Will Deder

Türners Tagebuch

Parker Gilberts Neujahtsbericht / Auswirkungen / Die neue Dames-Konferenz / Die „unabhängigen“ Sachverständigen / Zaleski / Das fortzeugende Panama / Der Fall Fachot / Der niedergezischte Chamberlain / Die Kriegsschuldlüge / Der serbische Staatsstreich / Das sozialdemokratische Wehrprogramm /
Schöner Traum?

Durch vierjährigen Bürgerkrieg machten die Nordstaaten Amerikas den Farbigen zum freien Mann. Aber ganze Divisionen von Deutschen fochten mit, von Achtundvierzigern wie Schurz, Sigel und Heder, mannhaft geführt; ihrer Tausende verbluteten bei Bull-Run, Gettysburg, Chattanooga oder Five Points, auf daß endlich ein Ende werde mit der Weltfchmach der Sklaverei.

Wie doch die Zeit alles auf den Kopf stellt! Heute nach zwei Menschenaltern steht der Handel mit Menschenkraft, also Menschenfleisch, in neuen Formen völkertnechtend wieder auf. Die alte Heimat jener Kämpfer ist jetzt der Neget, der zum Verkauf kommt; ein Händler aus dem Volke Lincolns aber preist ihn an: „Was ihr ihm auch aufpact, dem ist nichts zu schwer!“

Parker Gilberts Neujahtsgutachten macht die fröhlichste Milchmädchenrechnung auf. Die deutsche Wirtschaft ist schier fabelhaft gesund. Alles blüht; der Arbeiter verdient nicht bloß schweres Geld, sondern ist auch gegen Krankheit und Alter gedeckt. Die Spartöpfe füllen sich; gleichwohl hat männiglich noch allerlei Geld zu Geschlampf und Geschlumpfer übrig. Dritthalb Milliarden sogenannter Wiedergutmachung nebenbei sind daher für Deutschland ein Kinderspiel. Das blauste Wunder jedoch ist, daß dieser Unschwung sich ganz plötzlich vollzog; denn im vorigen Bericht las man noch anders.

Auch dies klärt sich auf. Parker Gilbert ist nämlich inzwischen bald in Paris, Brüssel und Rom, bald in London, Neuyork und Washington gewesen. Wo aber gewinnt man sachlichere Urteile über die deutsche Leistungsfähigkeit als dort?

Natürlich hält er sich für standfest voraussetzungslos. Er versteht gar nicht, wie man ihn detart mißverstehen konnte im sonst so autoritätsfrommen Deutschland. Bei uns aber versteht man hinwieder nicht, wie diese Unbefangenheit es anstellte, reinweg alles zu übersehen, was verhindert hätte, daß der Bericht glänzend ausfiel.

Sein Verfahren, so schrieb die „Woh“, erinnere an jene Oberstabsärzte im Reserve-lazarett, die ohne Rücksicht auf innere Gebrechen munter „l.v.“ schrieben.

Vielleicht ist aber jetzt Emil Ludwig stolz. Im vorigen „Tagebuch“ wurde sein Zehnjahtsartikel in der „New York Times“ gestreift, worin er auseinandersetzte, welch herrlichen Zeiten uns die Republik entgegengeführt habe.

Ich verwies auf die politische Kopfstugigkeit dieser parteibefangenen Rosigseherei

Aber vielleicht hatte an ihn auch Reichsanzler Müller gedacht, als er beim Neujahrsempfang des Reichspräsidenten beklagte, daß manche Leute Deutschland in einem Zustand der Blüte sehen, der den Tatsachen keineswegs entspricht. Hindenburg griff das Stichwort auf und stellte eine schwere Not fest, insbesondere der Landwirtschaft, die nahe beim Erliegen sei. Tags darauf erschien Gilberts Bericht; allein er wußte von alledem nichts. Ja, wir Deutsche, wofern wir nicht gerade Emil Ludwig heißen, müssen es uns erst von anderen sagen lassen, wie fein wir dran sind.

Oder vielleicht malen wir, um nicht zahlen zu müssen, zugespitzt schwarz? Am Ende ist es gar nicht wahr, daß wir schon nahe an zwei Millionen Arbeitslose haben und noch mehr Kurzarbeiter, also Leute mit gemindertem Verdienst?

Gleichzeitig mit Gilberts Gutachten erschien ein anderer Bericht. Er wird amtlich erstattet von dem Handelsattaché der amerikanischen Botschaft in Berlin.

Dieser Mister Frayette Allport hat sich sein Urteil allerdings nicht in Paris, Brüssel, Rom, London, Newyork und Washington, sondern bloß in Deutschland gebildet. Er kommt daher zu entgegengesetztem Ergebnis als sein Landsmann. Passive Handelsbilanz, sehr hoher Zinsfuß, daher immer größere Arbeitslosigkeit und rasch steigende Bankrottziffern machen bedenklich für die Zukunft.

Yankee hier, Yankee dort, beides auserwählte Männer in gehobenem Amt — woher dennoch der krasse Widerspruch?

Allport wahrt den Vorteil der vielen Privatgläubiger Deutschlands in Nordamerika. Das sind die kleinen Besitzer unserer hochzinsenden Anleihen, denen natürlich an gesicherten deutschen Verhältnissen liegt. Wären wir vor zwölf Jahren drüben so verschuldet gewesen wie jetzt, nie hätten die Vereinigten Staaten uns den Krieg erklärt. Der Handelsattaché warnt also pflichtgemäß: „Augen auf; es steht nicht gut!“

Parker Gilbert hingegen ist nicht Vertreter seines Volkes. Als Treuhänder der Reparationsstaaten wird er vielmehr aus uns herauszuziehen suchen, was irgend nur möglich ist. Außerdem ist er von Morgan als späterer Teilhaber ausersehen, und war daher stets die Durchgangsstelle für jeden morganatischen Einfluß. Dies alles brachte jenes leuchtende Morgenrot in den Gilbertschen Bericht.

Es wurde allerdings des Guten zuviel. Aber wir sollten des froh sein. Um so leichter wurde nämlich der Kniff durchschaut. Bei den wirklichen Sachkennern ist Parker Gilbert seit Neujahr ein erloschenes Licht. Der Schwede Gustaf Cassel, der bekannte Engländer Reynes und selbst in der Pariser „Volonté“ ein Fachmann, von wohlthuender Gediegenheit des Urteils, stimmen Allport zu, nicht ihm.

Desto riesengrößer wurde Gilberts Ansehen bei denen, die man während des Krieges auf der einen Seite des Armelmeeres Jusqu'aboutisten, auf der anderen Diehards nannte.

Deutschland kann zahlen, muß es also, so wetterleuchtet es da. Dritthalb Milliarden jährlich sind überhaupt noch zu wenig. Man berauscht sich wieder an den astronomischen Ziffern des Finanzministers Klok, der jetzt in der Verbrecherzelle seines Hochstaplerschicksals harret. Selbst Poincaré verlangt 152 Milliarden, zahlbar binnen 62 Jahren unter Fortfall des Transfereschuzes, und die „Times“ stimmt zu; bundes-

brüderlich wie immer, wenn es sich um beiderseitiges Nehmen handelt. „Das ist recht und billig“ entscheidet der „Quotidien“, dessen Börsenteil bekanntlich für jährlich 600 000 Franken an Madame Hanau verpachtet war. „Nur ja kein Zugeständnis, je weiter man dem Boche entgegenkommt, desto überheblicher wird er!“

Lustig, welch ungeheures Können man uns zutraut. Das Zehnfache dessen, worüber man selber in ein Jammergeschrei ausbricht, sobald Amerika einmal wieder seine säumigen Schuldner zu mahnen sich erlaubt. Dabei hat jüngst noch der englische Handelsattaché in Paris die durch deutsche Tribute gemästete Wirtschaftsblüte Frankreichs festgestellt. Es hat nicht nur bisher schon seine zerstörten Gebiete besser wieder aufgebaut, sondern auch seine Währung aufgewertet und bestreitet damit außerdem einen großen Teil seines Rüstungsaufwandes. Die Golddeckung seines Frankens ist doppelt so hoch wie die unserer Mark. An eine Rückkehr auf den Goldfuß denkt es gleichwohl nicht, während Parter Silberts Tausendguldenlaune sie frischfröhlich uns zugemutet hat.

Es ist schon alles so angelegt, daß auf der Reparationskonferenz für uns so wenig herauspringt wie im Abrüstungsausschuß. Ganz wie man in diesem nachwies, daß es keinen gerüsteteren Staat gebe als den abgerüsteten, so werden wir in Paris zu hören bekommen, daß Ausgefogenwerden riesenstark mache, nichts aber mehr schwäche als eine Mastkur mit fremden Milliarden.

Die Sachverständigen der Konferenz sind für unabhängig erklärt. Woher weiß aber bloß Marcell Gutin vom „Echo de Paris“ bereits, daß diejenigen Frankreichs und Belgiens einem gemilderten Dawes-Plan auf keinen Fall zustimmen würden?

Ein merkwürdiges Gerücht läuft auch in Brüssel um. Dort wohnen zwei italienische Sozialdemokraten; eifrige Mitarbeiter an dem „Peuple“, dem Organ ihres Parteigenossen Vandervelde. Sie wurden zu dem belgischen Justizminister Janson beschieden und aufgefordert, Schluß zu machen mit ihrer faschistenfeindlichen Schriftstellerei. Bei Strafe sofortiger Ausweisung. Es wird erzählt, Janson habe dies den Verwarnten gegenüber mit einem italienischen Abkommen entschuldigt; Mussolinis Gegenleistung sei die Unterstützung der belgischen Reparationsansprüche auf der Konferenz.

Natürlich streitet man die Sache ab. Sicher ist sie auch ausgeschmückt. Denn derartig offenherzig plaudert kein Staatsmann aus. Allein, wo es nach Schlamm riecht, da ist der Pfuhl nicht fern.

Deshalb verspricht keiner in Deutschland Erfolg. Auch die Weltbrüderlichen, die Pazifisten und Pancuropäer nicht. Man weiß, daß die Gegenseite auf eine Verschärfung des Dawes-Plans ausgeht; auf eine Rückkehr zu den Zielen des Londoner Diktats.

Schon schreit man daher in Paris taktisch über unjren üblen Willen; der ewige Bluteigel Polen ist uns wieder angehekt.

Zaleski macht ameritanischen Ausfragern weis, den deutschen Minderheiten gehe es ausgezeichnet. Den Beweis blieb er schuldig. Schwindeln und Schuldigbleiben sind ja diejenigen Künste, worin der polnische Volksgeist sich am höchsten entwickelt hat. So ausgezeichnet geht es ihnen nämlich, daß man sie zwangsenteignet. Aber dies mit so lächerlichen Abfindungen, daß der ganze Vorgang als eine hundsgemeine Räuberei bezeichnet werden muß. So ausgezeichnet, daß jeder Vorsitzer eines deut-

schen Verbandes den Schitanen des Wolwoden, den Mißhandlungen der Polizei, monatelanger Untersuchungshaft unter kindischer oder türkischer Anklage wehrlos preisgegeben ist. So ausgezeichnet, daß polnische Sokols ungestraft den deutsch-evangelischen Gottesdienst durch das Gebrüll polnischer Vaterlandslieder schänden dürfen. So ausgezeichnet, daß der Minderheitskommissar des Völkerbundes, der Schweizer Calonder, sich schon die Nerven krank gärgert hat.

Zaleski erklärte, der Korridor sei rein polnisches Gebiet. Mutmaßlich hat er sogar Suchomlinows großes Ehrenwort verpfändet. Der Durchgangsverkehr zwischen dem Reich und Ostpreußen spiele sich reibungslos ab. Polen tue alles, um ihn zu fördern. Wohl, indem es die Münsterwalder Eisenbahnbrücke abbricht? Erinnert sich Zaleski nicht, daß im Korridor schon ganze deutsche Güterzüge mit Lokomotiven, Wagen und Fracht spurlos verschwunden sind? Daß in den Abteilen polnische Spizel mitfahren? Wer sich ein Wort über die offensichtliche Korridorlotterei erlaubt, wird von Soldaten aus dem Zuge gezerrt und nach wochenlanger Haft zu unsinnigen Geldstrafen verurteilt. Es ist also eine regelrechte Falle für durchfahrende Deutsche von Auge und Herz. So was aber nennt Zaleski reibungslos.

Immer frecher wagen sich die Warschauer Anschläge auf Ostpreußen heraus. Alle Augenblicke landen polnische Kriegsflugzeuge auf deutschem Boden. Des Blotys wird nicht gespart und das Gerücht herumgewispert, das Reich wolle die abgetrennte Provinz austauschen gegen bequemer gelegenes Gebiet. Mit den schärfsten Worten hat der Königsberger Oberpräsident diese durchsichtigen Schuftereien an den Galgen genagelt.

Gegen solch schamvergessenes Gleisnertum waren Strefemanns Faustschläge auf den Genfer Tisch ein Erfordernis deutscher Würde, eine Warnung vor weiterem Schindluderspiel mit deutscher Langmut. Auch unsere Presse muß auf dem Posten sein. Ihr liegt die vaterländische Pflicht ob, durch immer neue Beispiele der Welt darzutun, daß der jüngste Staat Europas zugleich der raubstüchtigste, der herausforderndste und auch schon wieder der verrottetste ist.

Die französische singt ihm ja allerdings ihr tägliches Preislied. Warschau weiß vom zarischen Rußland her, wie man dies zuwege bringt.

Auch der Prozeß der Madame Hanau hat eine ganze Reihe Pariser Zeitungen bloßgestellt. Wie dies übrigens bei jedem derartigen Krach der Fall zu sein pflegt.

Der „Quotidien“ wurde schon erwähnt. Sein Hauptaktionär ist der jetzige Landwirtschaftsminister Hennessy! Es kennzeichnet die Schönheit des parlamentarischen Systems, daß dieser von Poincaré sein Portefeuille erhielt, nicht weil er etwas von Landwirtschaft verstände, sondern um dem „Quotidien“ den Mund zu stopfen mit seinen Angriffen auf das Kabinett. So etwas verkauft sich dann dem Volke als das Ministerium der nationalen Union oder der heiligen Eintracht.

Selbst den Minister Herriot beschuldigt man eines dem Schwindel amtlich geleisteten Vorschubs. Der öffentliche Ankläger fahndet nach dem Geheimbuch der Madame Hanau; eine Menge Parlamentarier zittert vor dem Augenblick, da er's findet. Allein das ist doch wohl unnötige Angst, denn die Staatsanwaltschaft entwidelt im Nichtfinden einen zielbewußten Scharfsinn.

Jenes Panama vor vierzig Jahren, das auch Clemenceaus Weste so scheußlich

besudelte, ist kein Einzelfall gewesen. Wie damals die Alten sungen, so wird heute noch von den Jungen fortgezitschert.

Inzwischen hat die Kammer wieder einmal ihre Sagedelber erhöht. Poincaré ging scharf dagegen an. Schließlich gab er nach, als damit das Verbot für Abgeordnete verknüpft wurde, Leiter oder Aufsichtsrat einer Handelsgesellschaft zu sein. Ob dies nun aus den Herren Deputés im Handumdrehen lauter Catone und Aristidese macht?

Mit Kopfschütteln erleben die Elsässer solche Ärgernisse im neuen Vaterlande. Das waren sie anderthalb Menschenalter lang nicht gewohnt. Aber schon der Kolmarer Staatsanwalt Fachot, der bei der Zwangsverwaltung der elsässischen Kallgruben eine böse Gastrolle gab, hatte ihnen den Vorgesmack der neuen Zeit gebracht. Da er sich zugleich als hemmungsloser Autonomistenjäger die Ehrenlegion verdiente, traf ihn der Volkshaß derart, daß man ihn doch lieber nach Paris zurücktrieb.

Dort schoß ihn vor Weihnachten ein Elsässer an. Der Täter ist geisteskrank; Mitschuldige hat er nicht und erst recht kein politisches Verständnis. Bloß daß die ungeheure Seelenqual der Heimat sich in seinem wirren Gehirn zu törichtem Mordanschlag geballt hat.

Wie dieser Vorfall ausgebeutet wird, das kennzeichnet die französische Art. Die öffentliche Meinung ist aufgestachelt zu Zorn, Wut und rachsüchtigem Haß. Nichts, rein gar nichts mehr ist da von der heißen Liebe für den so lange betraueten, nun endlich zurückgewonnenen Wasgau. „Mit Wolf und Giftschlange darf nicht pattiert werden“, heißt es jetzt im „Journal“, und es fordert eine Taktik rohester Gewalt.

Natürlich geht ein schnödes Munkeln auch noch weiter. Das Attentat, so heißt es, sei denen auf Erzberger und Rathenau zu ähnlich, um nicht auf den Gedanken hinzuleiten, daß da wieder eine „heilige Feme“ von der anderen Rheinseite am Werke gewesen sei. Vergestalt sehen die Leute aus, die sich so tief getränkt beschwerten über den Mangel an deutschem Locarno-Geist.

Und wie stehen wir zu England? Ich entsinne mich, daß das jetzige Kabinett seinerzeit von deutschen Rechtsblättern begrüßt wurde, da es ja endlich ein konservatives sei. Wie wurden die enttäuscht!

Hat sein Vater Joe Birminghamer Stahlschrauben an die ganze Welt verhandelt, so verhöckert jetzt Austen Chamberlain deutsche Belange bald gros- bald stückweise an Frankreich. Man hat ihn zwischen dem dritten und vierten Advent im Unterhause abermals über die Rheinlandräumung befragt. Wieder brachte er die Abgeordneten aus dem Häuschen durch hinterhältige Paßigkeit. Noch nie hat das Parlament einen Minister derart angefaucht. Und es schrie ihn vollends nieder, als er sich zum zweiten Male erhob.

Wir aber wollen dankbar die Worte aufnehmen, die der Abgeordnete Kirkwood gegen ihn schleuderte: „Alle unter uns, die ihr Land lieben und Angehörige am Rhein stehen haben, wissen, daß der Frieden nicht zu erwarten ist, solange die Truppen dort bleiben.“ Nicht minder das Urteil, das im Anschluß an den Vorfall der wägende Journalist Gardiner im „Daily Express“ gefällt hat: „Wenn der Friede nicht nach Europa zurückkehrt, so ist das auf eine einzige Quelle zurückzuführen, und diese Quelle ist unverändert Frankreich. Die Welt wünscht den Frieden, aber Frankreich steht bem im Wege. Es arbeitet in steter Hartnäckigkeit und mit erstaunlicher Hinter-

list auf das eine Ziel hin, nämlich auf die Einrichtung einer Militärhegemonie über den Kontinent, wie sie noch niemand gekannt hat.“

Das deutet bei verstockter Feindschaft im Kabinett wenigstens auf wachsende Einsichten im Volk. Die Wahrheit drängt zum Durchbruch; ganz wie in Amerika. Dort hat man schon lange erkannt, zu welchem Irrsinn man sich durch Wilson verleiten ließ mit dem Eingreifen in Europa, vor dem das Testament Washingtons so eindringlich gewarnt hat. Man ist entschlossen, es nicht wieder zu tun. Unser Schaden ist bloß, daß dieser Vorsatz sich in gleicher Weise gegen uns auswirkt, wie vorher der Fehlgriff. Man hat uns ins Unglück gestürzt durch die Einmischung und läßt uns jetzt drin stecken durch Nichteinmischung. Wo aber Pierpont Morgan die Hand im Spiele hat, der Dollars- und Granatenlieferer unserer Feinde, der Heilmacher des siechen Frankens, da wandte sich schon immer das Blättchen gegen uns.

Schacht und Bögler gehen also einen aussichtslosen Gang. Hindenburgs Neujahrshinweis auf unsere durch Rückschläge erzeugte Bitterkeit weist auch schon in die Zukunft. Allein es herrscht wenigstens bei allen Parteien der würdige Entschluß, lieber ein klares „Nein“ zu sagen als ein falsches „Ja“. Erzbergers Leichtherzigkeit, man sollte nur freischweg unterzeichnen, es werde ja doch nichts so heiß gegessen wie es gekocht sei, hat uns auch gar zuviel gekostet.

Sind wir übrigens gegen feindliche Maßlosigkeiten gar so wehrlos? Frankreich hat vor sechs Jahren das Ruhrgebiet besetzt, hat darin freventlich gewütet, sogar die Geldschränke der Reichsbank getnaht. Englische Kronjuristen haben diesen Einmarsch für einen Rechtsbruch erklärt. Frankreich ist also zu Wiedergutmachung verpflichtet. Warum wurde diese Gegenrechnung noch niemals aufgemacht?

Und endlich haben ja die Feinde selber ihre Forderungen auf die Kriegsschuldlüge gestützt. Fällt diese, dann fällt auch der Vorwand zum Anspruch.

Man spiele doch daher auch diesen Trumpf endlich einmal aus. Der Stoff hat sich bereits ins Unübersehbare vermehrt. Stein fügt sich an Stein zu dem mauerfesten Bau eines Beweises unserer Unschuld.

Als Eduard Grey im Juli 1914 zum Kriege trieb, verließen Burns und Lord Morley als Leute redlichen Gewissens das Kabinett. Des letzteren Denkschrift aus diesem Anlaß erschien jetzt im Druck. Es ergibt sich aus ihr, daß England bereits am 24. Juli zum Krieg entschlossen war; eine Woche vor der deutschen Mobilmachung, zehn Tage, bevor wir in Belgien einrückten, was ja dann als vollstümlicher Vorwand herhalten mußte bei der Welttölpelheit. Mit Entsetzen sieht der gradsinrige Engländer, wie er von der eigenen Regierung getäuscht worden ist.

In zwei dicken Bänden weist der amerikanische Geschichtsschreiber Sidney Bradshaw Fay nach, daß eine deutsche Kriegsschuld gar nicht besteht. Das Urteil von Versailles müsse fallen; es sei falsch. Ein Gemächte sei es aus Unwissenheit, Kriegsverhöhnung und Haß; ein dem Besiegten abgepreßtes Geständnis; weder moralisch noch rechtlich einen Pfifferling wert.

Die „New York World“ nimmt Kenntnis davon. Sie verlangt, daß man seine Schlüsse ziehe in bezug auf Schadenersatz und Rheinlandräumung. Was klar sieht und ehrlich sein will allerorten, bekehrt sich mehr und mehr zu uns. Es wird Zeit, daß wir die festgestellten Tatsachen zusammenfassen und hinauscheiden zu einem

gewaltigen Werbefeldzug. Wenn die neue Dawes-Konferenz scheitert, dann muß dies unser Gegenschlag sein.

Am 5. Februar setzen sich also die Sachverständigen in Paris an den Tisch. Ihre Gutachten werden schicksalschwer sein wie der Hebeldruck des Weichenstellers. Richtiges oder falsches Geleise, glatte Fahrt oder Zusammenstoß?

Alles andere tritt für den Deutschen an Wichtigkeit zurück. Was kümmern uns Aman Allahs Nöte in Kabul? Was in Südamerika der gestoppte Urwaldkrieg um Gran Chacco? Auch das Hinscheiden Nikolai Nikolajewitschs geht spurlos an uns vorbei, obgleich gerade ihm eine furchtbare Kriegsschuld zufällt und damit auch die Urheberchaft für das, was heute noch unser Herze tränkt. Aber er war schon lange ein gerichteter, vor dem Tode schon ein toter Mann.

Mehr fesselt uns der serbische Staatsstreich. Südslawien tritt damit an die Seite von Italien, Spanien, Polen, Persien und der Türkei. Selbst ein Blatt aus der Urheimat des Parlamentarismus, die „Evening News“, stellte fest, daß je mehr die Völker Laten brauchten, desto mehr sie entdecken müßten, daß das parlamentarische System keine leisten kann.

Was lernen wir daraus? Besonders jene Parteien, die noch von der Flitterwochenfreude unserer demokratischen Errungenschaft befeuert sind?

Ich fürchte, gar nichts. Soeben hat die Sozialdemokratie den Entwurf eines Wehrprogramms herausgebracht.

Er ist ein Ausgleich auf mittlerer Bahn. Es gibt sozialdemokratische Abgeordnete, die unter dem stolzen Bekenntnis: „Ich bin Defaitist“ dagegen sind, weil es den Satz enthält, die deutsche Republik bedürfe zum Schutze ihrer Selbstbestimmung einer Wehrmacht. Andere verteidigen ihn zwar, aber keiner geht über den Gedanken eines gewerkschaftlich organisierten Heerchens nach Österreichs fragwürdigem Muster hinaus.

Mit unserer Kunst des Umlernens ist es also so weit nicht her. Wir wollen aber einmal abwarten, wie man uns auf der Pariser Konferenz behandelt. Bereits hat der Bergarbeiterverband Herrn Parker Gilbert zu verstehen gegeben, die deutsche Wirtschaft bestehe nicht nur aus Steuereingängen, Reparationsabgaben, Altrenten und geliehenem Auslandsgeld, sondern auch aus arbeitenden Menschen. Warum er denn nicht einmal in die Masse der deutschen Arbeiter hinabgestiegen sei?

Er wird es schwerlich tun, und die Sachverständigen vom Pariser grünen Tisch schon sicher nicht. Es könnte daher kommen, daß die gefaßten Beschlüsse bei manchem Sozialdemokraten von unverbildetem Gefühl den Stoßkeusler erpressen: „Hätten wir bloß unsere Kanonen noch!“

„Der ewige Frieden ist ein Traum und noch nicht einmal ein schöner Traum“, sagte Moltke einmal. Man hat ihn geschmäht, weil man ihn nicht verstand. Nachgerade wird aber dieses Verständnis auch blöderen Hirnen aufdämmern. Denn was heißt jetzt ewiger Frieden für das deutsche Volk? Das heißt, daß fremde Habsüchte und fremde Torheiten sich wohnlich einrichten auf unserem Buckel. Das heißt, daß wir zunächst auf 62 Jahre der Negerklave sind, den kein Lincoln befreit. Ist das ein schöner Traum?

Dr. Friß Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 18. Januar)

Auf der Warte

Europa aus der Vogelschau

Ist Europa ein selbständiger Erdteil? Heute ohne Zweifel. Aber wird es Europa noch in Jahrhunderten sein, wird es nicht einmal zu einer Halbinsel Asiens herabgedrückt werden? Europa ist ein geographischer Begriff ohne feste Grundlage. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die europäischen Völkerschaften viel zu selbständig entwickelt, um in eine einzige Form gegossen werden zu können. Das erkannte schon Napoleon I., als er auf der Höhe seiner Macht fast das ganze europäische Festland zusammengefaßt hatte. Die föderative Gestaltung Europas ist auf absehbare Zeit unzerstörbar und wird wahrscheinlich immer wieder durchbrechen. Nach der willkürlichen und unerträglichen Umgestaltung der Karte Mitteleuropas durch die Pariser Friedensmacher von 1919 ist an ein Alleuropa nicht zu denken.

Auch von einem europäischen Gesicht läßt sich nicht sprechen, nicht von Europa als Land und nicht von Europa mit seiner vielgestaltigen Bevölkerung. Rolf Brandt, der Verfasser des vielgelesenen Buches „So sieht die Weltgeschichte aus“, betitelt sein neues inhaltvolles Buch: „Das Gesicht Europas“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 210 Seiten). Das ist ein feuilletonistisch geschickter Titel, nicht mehr. Brandt berichtet darin hauptsächlich über eine Luftreise von 14 Tagen, die er auf einem Flugzeug über die größeren Länder zu ihren Hauptstädten machte. Hier gelang es ihm, mit den Staatsleitern kurze Gespräche zu führen. Das flott geschriebene Buch lieft sich gut und läßt Männer und Zustände zuweilen in einem helleren Licht erscheinen.

Gleichviel, ob monarchistisch oder republikanisch, werden die großen europäischen Staaten von einzelnen Männern geleitet, die zwar an ihre Volksvertretungen gebunden zu sein scheinen, aber in der auswärtigen Politik und selbst in der inneren, ziemlich freie Hand haben. Baldwin-Chamberlain, Poincaré-Briand, Primo di Rivera, Mussolini, Pilsudski u. a. sind diese leitenden Persönlichkeiten.

Scharf beleuchtet wird die englische Politik gegenüber Rußland in dem Brandtschen Buch durch einige Äußerungen Baldwins: „Wir werden vielleicht nicht mehr viele Jahre haben, ehe die große Probe von Osten kommt. Wir brauchen konsolidierte feste Regierungen, die die Wohlfahrt Europas betreiben, indem sie an das Wohl ihres Landes denken. (Letzteres geht doch aber voran, und Europa kommt dahinter noch lange nicht.) Dann können wir hoffen, daß in fünf bis zehn Jahren die westliche Kultur Europas gerettet ist, und vielleicht können wir dann ein wenig aufatmen und an die östlichen Fragen denken.“

Auf Grund seiner Gespräche mit den maßgebenden Staatsleitern in Europa kommt Brandt zu der Überzeugung, daß nur mit den bewußt nationalen Kräften des deutschen Volkes eine haltbare, ernsthafte und wahrhaft friedliche Lösung des Nebeneinanderlebens der Völker Europas gefunden werden kann. Rein Mensch, der an führender Stelle, wissend um die schwere Lage, in der sich sein Land und das ganze Festland befindet, die Verantwortung trägt, wird an das Heil einer verwaschenen Internationale glauben, wird meinen, daß man mit Mehrheitsbeschlüssen sozialistischer Vertreter vieler Länder die wirklichen Gesetze, die zwischen den Völkern gelten, ändern könne. Es gibt in Wirklichkeit nur das Gespräch zwischen Männern, die jeder an Würde und Glück ihres Volkes denken; nur wer zuallererst die Kultur und die Rechte, die Geschichte und das Lebensgefühl seines eigenen Volkes begreift, achtet und fördern will, wird mit den Vertretern anderer Völker die Möglichkeit des Gedankenaustausches finden, die auf Achtung beruht. Wenn international gerichtete Parteien gleichwohl Völkerverständigung und Völkerfrieden durch Entwaffnung und Anbiederung anstreben, so werden sie, wie bisher, bitter enttäuscht werden.

Paul Dehn

Ostnot

Es würde ein Sonderheft füllen, wollte man alles, was sich an Schicksalbeding-

tem, „über die Kraft“ Gehendem in diesen kurzen Wortbegriff zusammenbrängt, auch nur streifen. Lange, allzu lange hat der Osten mit Rücksicht auf die als wichtiger erachteten Westinteressen geschwiegen; solange, bis ihm selbst und mit ihm dem ganzen Lande der Niederbruch droht. Unmöglich, aus dem erdrückenden Ziffernmateriale das Beweiskräftigste herauszugreifen, denn eines erwähnen, heißt vieles verschweigen. Schon die durch die fälschlicherweise als „Korridor“ bezeichnete, 115—310 Kilometer lange Strecke hervorgerufene vollkommene Abtrennung vom Mutterlande, schafft zu den unbedingten Schwierigkeiten soviel Nöte persönlicher Art, die der „Reichsdeutsche“ auch nicht entfernt erahnt, daß der bis heute hintangehaltene Nervenzusammenbruch der hier auf fast verlorenem Posten verzweifelt kämpfenden allein von einsichtigen Beurteilern als außergewöhnliche Leistung gewertet wird. Dieser Voraussetzung aber bedarf es, um überhaupt irgendeine Siegesaussicht lebendig zu erhalten. Ist doch der ganze Polenkampf auf wirtschaftliche und damit verbundene geistige und seelische Zermürbung angelegt: Wir haben demgegenüber die tragische Pflicht, zu schweigen, um unser Elend nicht durch Verängstigung unserer an sich genügend hartleibigen Gläubiger zu vergrößern. Wenn wir trotz dieser Einsicht jetzt dennoch dazu übergehen, Notrufe hinauszusenden, so darf man uns glauben, daß lediglich Pflichtbewußtsein für das Ganze uns leitet: Denn Ostpreußen hat von allen preußischen Provinzen die größte landwirtschaftlich genutzte Fläche, es liefert Nahrungsmittel für drei Millionen Menschen außerhalb der Provinz und bildet somit einen der Hauptstützpunkte der gewiß nicht allzu stabilen deutschen Handelsbilanz. Was sein Verlust bedeuten würde, kann nur angedeutet werden. Wie aber soll es ohne wirkliche Außenhilfe gehalten werden bei einer Agrarverlustwirtschaft von 52 Mark je Hektar und einer Kapital- und Zinsverschuldung in Handel und Industrie, die die Höhe der Vorkriegsbelastung erreicht bei 2—2½ fachem Zinsendienst? Es ist berechnet worden, daß der Landesfinanzamtsbezirk Königsberg das niedrigste Durch-

schnittseinkommen des deutschen Steuerpflichtigen ausweist, und daß sowohl Lohnabzüge wie Einkommensteuer-Anteile nur etwa ein Drittel so hoch sind als im übrigen Reich. An Umsatzsteuer brachte im Jahre 1926/27 — auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet — das Reich 13,86 Mark, Ostpreußen jedoch nur 6,62 Mark auf. Das gewerbliche Betriebsvermögen stellt sich nach der gleichen Durchschnittsberechnung auf 285 Mark gegenüber 865 Mark im Reich. Dazu sind alle Unkosten und Lebenshaltungskosten als Folge der obwaltenden Verhältnisse teurer; so kostet z. B. der Kubikmeter Gas durchschnittlich 23 Pfennig gegenüber 20 Pfennig und Lichtstrom 57 Pfennig gegenüber 45 Pfennig. Diese statistischen Ziffern ließen sich endlos fortsetzen. Hingewiesen sei nur noch auf die relative höchste Kontursziffer (nach einer dem Preuß. Landtag soeben zugegangenen Kleinen Anfrage bestehen in einem einzigen ostpreußischen Kirchspiel für 22 Landwirtschaftsbetriebe, die rund zwei Drittel der Fläche des Kirchspiels ausmachen, Zwangsversteigerungsvermerke!), die tiefige Frachtenbelastung und Verkehrsmot und auf die Abwanderung der Bevölkerung aus dem Osten, der dadurch zu einer immer leichter zu erraffenden Siegerbeute wird. Schon sind Gerüchte in aller Ohr, daß die Provinz verhandelt oder gegen irgendein Äquivalent abgegeben werden solle. Mit allen Kräften muß dahin gearbeitet werden, wertvolle Führernaturen dem gefährdeten Lande zu erhalten, sie zu fördern und ihre Existenz zu sichern. Leider bleibt auch dies nur eine ideelle Forderung, ebenso wie man namhafte Staatsmittel für Büchereien nicht dem ortsanfässigen, schwer um seinen Bestand ringenden Sortiment zuweisen läßt, sondern diese nur mit der ausdrücklichen Bedingung bewilligt, daß sie wieder in staatliche Kassen zurückfließen. Eine höchst merkwürdige Angelegenheit, zu der auch die berufene Fachorganisation des deutschen Buchhandels schweigt!

Paul Köppe, Allenstein

Die Not des Memellandes

Zu den Landestellen, die im Widerspruch zu den auch von der Entente anerkannten

vierzehn Punkten Wilsons vom deutschen Mutterlande gewaltsam losgerissen worden sind, gehört auch das Gebiet nördlich der Memel: das seit 700 Jahren deutsche Memelland. Nach mehrjähriger französischer Besatzung hat es die Entente der Willkürherrschaft der russischen Litauer ausgeliefert, die kulturell viel tiefer stehen als die deutschen Bewohner jenes Gebietes. Diese lebten in gutem Wohlstand. Unter der Herrschaft der Litauer aber ist das Land in wirtschaftlicher Beziehung erschreckend zurückgegangen. Da die Litauer noch immer keine Handelsverbindungen mit den Polen aufgenommen haben, kommt kein Holz aus Rußisch-Polen nach Memel herein, und die Stadt ist ihres Haupterwerbszweiges beraubt worden. Die Holzflößerei auf der Memel betrug im Jahre 1912 1096166 Festmeter Holz, im Jahre 1927 nur 142000 Festmeter. — Die Memeler Holzplätze ziehen sich am Kurischen Haff ca. eine Meile weit hin. Im Sommer 1928 standen hier alle Sägemühlen still. — Der deutsche Markt nahm früher willig den Überschuß an landwirtschaftlichen und Fischereiprodukten auf. Das ist nun durch die Zollschranken unmöglich geworden. Das Land und seine Bewohner verarmen. Es wickt sich hier der Irrsinn der gewaltsamen Abtrennung meiner Heimat vom Reiche in bösen Folgen aus. Gleichzeitig aber ist durch den wirtschaftlichen Niedergang des Landes der Beweis dafür erbracht, daß das Memelland nicht nur völkisch und kulturell, sondern auch wirtschaftlich zu Ostpreußen und wie dieses zu Deutschland gehört.

Nach dem Memelstatut ist das Memelgebiet „ein autonomer Staat“. Wie aber sieht es dort in Wirklichkeit aus? Obgleich 98 Prozent aller Eltern in Stadt und Land für ihre Kinder die deutsche Sprache als Unterrichtssprache verlangt haben, erhalten die Kinder zweisprachiger Familien auf dem Lande den Schulunterricht in litauischer Sprache, und die Kinder aller städtischen Schulen haben acht Stunden wöchentlich litauischen Sprachunterricht, müssen also viel Zeit und Mühe für die Erlernung einer Sprache aufwenden, die in der Welt gar keine Bedeutung hat.

An den höheren Schulen fällt dafür der französische Sprachunterricht fort.

Am meisten aber leiden unsere deutschen Brüder und Schwestern im Memelland darunter, daß ihnen jede Möglichkeit genommen worden ist, gegen die Unterdrückung ihres Volkstums öffentlich in der Presse zu protestieren. Nach dem Memelstatut dürfen die Memelländer, d. h. die Deutschen, die seit 1918 und früher im Gebiet ansässig waren und nicht für Deutschland optiert haben, um hier treu auf vorgeschobenem Posten auszuharren — nichts unternehmen, was „gegen die Sicherheit des litauischen Staates“ geht. Als im Januar 1927 in Rowno Unruhen waren, wurde auch über das Memelgebiet, wo es ganz ruhig war, Kriegszustand und infolgedessen auch Pressezensur verhängt, und „der Herr Gouverneur“ strich in den deutschen Zeitungen des Memellandes alles, was den Herren in Rowno nicht angenehm war und verbot reichsdeutsche Zeitungen, die die mißlichen Zustände im Memelgebiet schilderten und geißelten. Zuerst erschienen die memelländischen Zeitungen mit großen Zensurlücken. Auch das wurde nicht mehr gebuldet; sondern an Stelle der gestrichenen Artikel mußten solche gebracht werden, die schon einen oder einige Tage vorher die Zensur passiert hatten. Wer aber öffentlich etwas sagt oder schreibt, was den Rownoern nicht paßt, wird, wenn er Reichsdeutscher ist, ausgewiesen, und wenn er Memelländer ist, wandert er als „Staatsverräter“ ins Gefängnis. So hat man die Bevölkerung des Memelgebietes mundtot gemacht. Daß aber die Leute dort oben an der deutschen Waterkant trotz Unterdrückung und Pressezensur treu zu ihrem Volkstum stehen, haben sie erneut bewiesen, als sie für den litauischen Sejm nur deutsche Abgeordnete wählten. Darum vergeßt sie nicht und helft ihnen in ihrem stillen Kampf, bis wieder deutsche Fahnen über dem Memelland wehen!

Moneo

Lateinamerika und wir

„Ist es denn Länder, in denen heutzutage noch Latein gesprochen wird?“ fragte neulich jemand ernsthaft in einem Kreise, der

durchaus auf Gebildetheit Anspruch erhob. Man lächelte über die Frage, aber als es an das Belehren ging, geriet man sehr schnell in eine Begriffsleere.

Der Vorgang ist bezeichnend. Nordamerika, das Land des „business“ und des „time is money“ ist uns bekannt und vielgerühmtes Vorbild. Aber Lateinamerika? Gewiß, es gibt da unten im Süden eine Reihe von Staaten mit fremd klingendem Namen. Sie sind untereinander meist uneins. Rinderherden, Fleischextrakt, Guano und Getreide sind ihre Lebensäußerungen. Man soll dort gut siedeln können. Und Kultur? Mein Gott, wo soll die dort herkommen!?

Diesen Wissensbruchstücken zur Ergänzung anstatt langatmiger Aufklärungen ein schlichtes Erlebnis: Am 12. Oktober war es. Der Herbstschuf aus dem Frieden des Weimarer Friedhofs eine lezte, leuchtende Fanfare. Inmitten feierlich gekleideter Größen aus der Stadt standen vor der Fürstengruft drei junge Menschen. Abgesandte des lateinamerikanischen Studentenbundes. Hinter ihnen stand unsichtbar ein Erdteil, dessen Ausmaße wir nur zu ahnen vermögen, und an dem an die zwanzig politisch selbständige Staatengebilde Anteil haben.

Dieser Erdteil feiert an jedem 12. Oktober den Tag seiner kulturellen Entdeckung und den Tag seiner Rasse, die sich durch Kämpfe in vier Jahrhunderten zu einer Einheit des Willens hindurchgerungen hat. Den gleichen Tag befand diese akademische Jugend für würdig, um in stiller Feierstunde mit wenigen unbeholfen klingenden und doch so aus dem Herzen gesprochenen deutschen Worten Lorbeertränze, geschmückt mit der Vielfarbigkeit ihrer Heimatländer und den deutschen Farben, auf den Särgen Goethes und Schillers niederzulegen. Das hieß: Wir danken euch für das, was ihr uns seid, und wir wollen mit euch Schulter an Schulter stehen, wenn uns auch Meere trennen! Der Gesandte Argentinien, Dr. Restelli, Berlin, der persönlich gekommen war, gab durch kluges Wort und Erscheinen dieser Huldbildung kulturpolitisches Gewicht. Thüringen dankte an Deutschlands Stelle in den Ausführungen seines Staatsoberhauptes.

Zwei Widmungen auf den Kranzschleifen fielen ins Auge. Auf der einen ein stolzes, nationales Bekenntnis: „Für meine Rasse wird mein Geist sprechen“, auf der anderen eine weltpolitische Hoffnung: „Weltseele, komm, uns zu durchbringen!“ Wer sich näher mit der Psyche des Lateinamerikaners befaßt, erkennt, daß in dieser hier programmatisch ausgesprochenen Verbindung tatsächlich die völlige Gesundheit dieser Rasse begründet ist. Von den spanischen Vorvätern her ist ihnen selbstverständliches, völliges Selbstbewußtsein zu eigen, aber es artet nicht aus in Abergelblichkeit, denn mit fast instinktiver Gewißheit fühlen diese vorwärtsstrebenden Länder, daß sie Anschluß, Vorbild und Durchdringung brauchen. Sollten wir hieran nicht zu lernen haben, wir, die wir zwar um völliges Bewußtsein vielfach heiß kämpfen, die wir uns aber oft so tödlich benehmen, wenn es heißt, in der Welt wirklich gleichwertige und haltbare Freundschaften zu schließen?

Dazu genügt es allerdings nicht, daß man sich an großen Tagen allerlei Rühmliches sagt. Eindringen in die Wesensart des anderen ist unerläßlich. In diesem Zusammenhang muß von einem Werk gesprochen werden, das uns den lateinamerikanischen Menschen naberückt. Der chilenische Konsul W. Mann-Weimar, ehemals Professor der Staatsuniversität Santiago de Chile, schrieb ein Buch „Volk und Kultur Lateinamerikas“ (Hamburg 1927, Verlagsbuchhandlung Broschek & Co.). In seiner zusammenfassenden, streng wissenschaftlichen Darstellung wird es der Schlüssel nicht nur zum historischen und wirtschaftlichen Aufbau, sondern zur Seele Lateinamerikas. Ausgehend von dem unbezwingbaren Lebenswillen eines kulturell jungen Erdteils weiß der Verfasser nach, wie anfänglicher politischer Isolierung zum Trost, und zunächst gehemmt durch die fast unüberwindliche geographische Weite, die lateinamerikanische Rasse in sich selbst erstarrt und sich zusammenfindet in gemeinsamem Abwehrwillen gegen alle Bevormundung, besonders von Nordamerika her. Wissenschaft, Pädagogik, Literatur und Künste werden Ausdruck dieses Eigenlebens, zu dem Europa zwar Anregung, aber keine über-

wuchernde Beeinflussung gibt. Der Verfasser hat dieser geistigen Entwicklung in mehreren Kapiteln das Übergewicht gegeben und daran Schlussfolgerungen von Wert geknüpft. Die Fülle der Einzelheiten in knappem Rahmen ist überraschend. Wer Lateinamerika für sich erschließen will, findet hier den Führer zu den Quellen einer Völkergemeinschaft, die nicht nur in jener Huldigung ihrer Jugend bewies, daß sie uns sucht.

Der Schmalmeienklang von der voraussetzungslosen Völkerveröhnung wird ein ewiges, himmelblaues Märchen bleiben. Eine ehrliche Völkerfreundschaft, bei der einer des anderen Eigenart zu erfassen und zu achten sucht, ist ein weltpolitisches Ziel. Hier spinnt sie sich an. Wir haben Grund und Pflicht, sie zu pflegen.

Dr. Malberg

Deutschtum im Ausland

Auf englisches Andrängen wurden im Weltkrieg vom Feindverband alle Deutschen verhaftet und später ausgewiesen, ihre Besitztümer und Unternehmungen geraubt. Das Deutschtum im Ausland sollte womöglich ausgerottet werden. In ganz Osteuropa ist die deutsche Sprache verbreiteter als irgendeine andere — abgesehen von der Sprache der Bewohner — und in Amerika wie in Ostasien mehr vertreten als das Französische. An den südafrikanischen Universitäten lernten 1927 nur 242 Studenten französisch, dagegen 624 deutsch.

Selbst in einigen vordem feindlichen europäischen Staaten findet das Deutschtum wieder laute Anerkennung. Auf einem Festessen serbischer Akademiker, die in Deutschland studierten, dankte Ende September in Belgrad Professor Popowitsch namens dieser Akademiker für die in Deutschland erlangte wissenschaftliche Ausbildung und Gastfreundschaft. Professor Wasitsch erklärte, die Serben hätten ihre Kultur, Wissenschaft und Kunst zum größten Teil dem deutschen Volk zu verdanken. Auch dem serbischen Heer gilt noch immer das kaiserlich deutsche Heer als vorbildlich. Minister a. D. Jantowitsch hob die Liebe und Sympathien der Serben für die Deutschen hervor und rühmte, was vor dem Kriege

fast alle Kulturvölker anerkannten, die deutsche Organisationsgabe, der Deutschen Zucht und Arbeit. Leider fanden diese Reden bei dem mitanwesenden deutschen Gesandten Röster nicht das entsprechende Echo. Er begnügte sich damit, Deutschlands unbedingten Pazifismus zu betonen, der vor allem die alte Kultur Europas (Deutschlands hätte doch gar zu national geklungen!) bewahren wolle. Die Berufung solcher Politiker zu Vertretern Deutschlands im Auslande sollte vermieden werden. Sie stehen bei den Mächten nicht im Ansehen und ihre internationalen Gelüste werden bespöttelt.

Geschädigt werden sollte Deutschland durch große Warenlieferungen als Kriegsentfärbung. Hier bewirkte aber feindlicher Haß das Gegenteil. In Serbien und auch anderwärts erkannte man sehr bald die Vorzüglichkeit deutscher Maschinen, Stoffe usw., während man vordem mangelhafte französische Ware teuer hatte einkaufen müssen. Die Serben machten und machen noch immer Nachbestellungen und berufen zunächst für Reparaturen an Maschinen deutsche Wertmeister. Die erzwungenen Kriegsentfärbungslieferungen wurden zu wirksamer Kellame für deutsche Erzeugnisse und stellen ihren guten Ruf auch in anderen Ländern wieder her. Paul Dehn.

Wanderausstellung Danzig

Die altehrwürdige Hansestadt Danzig, durch ihre geistige und kulturelle Entwicklung seit ihrer Entstehung eng mit der Lebensentfaltung des deutschen Volkstums verknüpft, steht heute, wider ihren Willen losgelöst vom deutschen Staatskörper, vor der schwerwiegenden Aufgabe, politisch, wirtschaftlich und kulturell die Geschicke ihres Staatsgebietes in der europäischen Geschichte selbständig zu leiten. Getreu der Überlieferung wird auch in Zukunft Danziger Geschichte deutsche Geschichte sein.

Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart hat eine Wanderausstellung „Danzig“ zusammengestellt, die viele größere Städte Deutschlands besuchen soll, um überall im Reich den Gedanken vollkommener Gemeinsamkeit mit Danzig wachzuhalten. Dank

der tatkräftigen Unterstützung des Danziger Senats ist es dem Institut gelungen, durch erlesene Ausstellungsgegenstände eine Wanderschau zu veranstalten, die ein vorzügliches Bild von der reichbewegten Geschichte Danzigs, von der erhabenen Schönheit seines Stadtbildes und von den gegenwärtigen Lebensfragen der Freien Stadt in allen ihren Zweigen gibt.

Den Gesamteindruck bestimmt der Zauber der reichen geschichtlichen Kunstidentmaler, der den Ausstellungsbesucher sofort gefangen nimmt. Die Wahrzeichen Danzigs, der monumentale Bau der Marienkirche und das alte Krantor werden in Modellen gezeigt, auch sehen wir im Modell die interessante Baugruppe des gotischen Stockturms mit der barocken Beinkammer. Von jüngerer Kultur-entwicklung erzählen die Modelle der Technischen Hochschule, der Pestalozzi-Schule, des Stadttheaters, der Zoppoter Waldoper und Modelle des Hafens und des Zoppoter Strandes. Auch das Landgebiet Danzigs ist mit Modellen typischer Bauernhäuser und Wasserschlöpfungswerten berücksichtigt. Mehrere Dioramen vermitteln getreue Ansichten der mittelalterlich-romantischen Gassen mit ihren Siebelhäusern und den berühmten „Beischlägen“. Reich ist die Ausstellung ferner an gewerblichen Kunstgegenständen, die uns mit der hochentwickelten bürgerlichen Kultur Danzigs bekannt machen. Wundervolle Schränke, Tische, Stühle und Eruehen lassen uns einen Einblick in die gepflegten Patrizierhäuser gewinnen. Das Danziger Kunsthandwerk lernen wir kennen durch Arbeiter in Silber, Zinn, Schmiedeeisen, Bernstein und Fayence. Erwähnt seien auch die prachtvollen Schätze, die aus den zahlreichen Kirchen Danzigs zur Ausstellung gelangten.

Durch sämtliche Räume zieht sich ein Fries von Bildern, die eine vorzügliche Ergänzung zu den Modellen darstellen, die vor allem das „schöne Danzig“ in seiner ganzen Pracht veranschaulichen. Zahlreiche Werke von älteren und heute noch lebenden Künstlern erhöhen den rein künstlerischen Wert dieses bildmäßigen Anschauungsmaterials.

Bedeutungsvoll ist schließlich die Aus-

stellung durch die reichhaltige Darstellung der Schiffbau-Industrie und des Hafenbetriebes. Die vielen Kreuzer — Dampfer — und Seglermodelle, sowie die wertvolle und einzigartige Schau der Entwicklung der nautischen Instrumente vermitteln ein eindrucksvolles Bild von der geschichtlichen und Gegenwartsbedeutung Danzigs als Hafenstadt.

Eine wertvolle wissenschaftlich-belehrende Bereicherung findet die gesamte Ausstellung in vielen sinnfälligen, bunten Plakaten mit Statistiken und Diagrammen, die über die Fragen der Geschichte Danzigs ebenso wie über die wichtigsten Lebensfragen des heutigen Danzig, über sein Staatsleben, sein Schulwesen, seine Sozialfürsorge, seinen Handel, seine Industrie und Wirtschaft Aufklärung geben.

Das gesamte Schrifttum über Danzig, wie von Danziger Schriftstellern, ist auf einem stillierten Wittinger-Schiff ausgelegt. Ein Symbol! Denn das Schiff soll seine geistige Fracht hinaus in alle Welt tragen; ein Symbol zugleich für die Idee der Ausstellung, die den Gedanken an Danzigs Deutschtum in der ganzen Welt kundtun will. Dr. Krey

Wahrt eure heiligsten Güter!

Japan ist schon längst und wird immer deutlicher und nachdrücklicher die Nation der Initiative der östlichen Welt. Die Kraft der Initiative aber sieht es — das ist das viel Bedeutsamere und, wenn wir offen sein wollen, für uns heutige Deutsche geradezu Beschämende — nicht in machtpolitischen, auch nicht in rein kulturpolitischen Maßnahmen. Es findet sie in — der Religion und — gesteht das offen! Vom 5. bis 9. Juni tagte soeben in Tokio, wie das „Evangelische Deutschland“ angezeigt hat, ein auf Veranlassung der japanischen Regierung einberufener Kongress der drei Religionen Japans, des Schintoismus, des Buddhismus und des Christentums. Die ca. 1000 Vertreter der drei Religionen sollten beraten über Fragen der Erziehung, soziale Probleme, die geistige Entwicklung des japa-

nischen Volkes und den internationalen Frieden, — ein Kongreß in größerem Rahmen, nachdem schon seit 1912 in kleinerem Rahmen Religionskonferenzen gehalten wurden.

Dabei sagte schon 1917 der hochbedeutende verstorbene Ministerpräsident Graf Okuma: „Religion ist ein unentbehrlicher Faktor für die Vervollkommnung der Menschheit.“ Namentlich für die Erziehung, die bis dahin nur einen religionslosen Moralunterricht hatte, fordern die Lehrer und fordert die japanische Regierung immer dringender die Religion. Der Unterrichtsminister Dr. Midzuno hat 1927 auf dem nationalen japanischen Christentongreß gesagt: Erziehung ist ein sehr wichtiges Moment für die Entwicklung eines Landes, aber Erziehung ist nicht genug. Religion ist not. ... Nichts ist mächtiger als ein Glaube, der an dem Bewußtsein ruht, daß Gott hinter allem steht.“ Die halbamtliche Konferenz der 700 Schulleiter der bedeutendsten Volksschulen Japans forderte 1926, daß die sittliche Erziehung auf religiösem Glauben aufzubauen sei, und ähnlich 1927 die große Konferenz der Volksschullehrerinnen Japans.

Sollen in der Kulturpolitik wirklich erst die Führer der gelben Rasse uns vorangehen oder von unsern Irrwegen auf den rechten zurückführen? Auch diese beschämende Möglichkeit sieht man in Japan kraft des bekannten starken Selbstbewußtseins schon deutlich kommen. So hat der japanische Professor in Tokio, S. Kawaschiri, in seiner Antwort auf eine Rundfrage über die Gegenwartsbedeutung der Bibel klar ausgesprochen: „Ich habe die Zuversicht, daß, wenn die westlichen Völker aufhören sollten, Wahrheit, Kraft und Licht in der Bibel zu finden, daß dann die östlichen Völker aufspringen werden mit einer Fadel neuen Lichts in den Händen, das sie in dem alten Buche finden werden.“ In dieser Richtung also gilt's heute des vormaligen Kaisers Warnung vor der gelben Gefahr im Lager der Freunde deutscher Wiedererhebung wieder aufzunehmen: „Völker Europas, nur erst du deutsches, — wahrte eure heiligsten Güter!“

Geb. Rat Rosenkranz

Zu Carl Bleibtreu

70. Geburtstag

Wie so mancher Selbsteigentümele, lebte und starb auch Carl Bleibtreu, der deutsche Dichter und Weise, im ausländischen Exil. Gott hatte ihm ein großes Talent verliehen, mit dem er wucherte; aber sein Vaterland schenkte ihm wenig Gehör. Wohl hatte es einen Augenblick aufgehört, als die Fanfare des Genius die Revolution der Literatur ankündigte; es erwartete von ihm — Gerhart Hauptmann hatte es ausgesprochen — „die höchste Blüte einer neuen deutschen Kunstperiode“. Aber als er, ein zweiter Winkelried, die Bresche in die Phalanx des Überlebten geschlagen hatte, wandte es sich andern, bequemeren Göttern zu, die ihm nicht zumuteten, aus den Niederungen des Naturalismus zu den geistigen Höhen des Himalaya, zu Buddhas Klöstern im ewigen Schnee und Eis, aufzusteigen. „Von Robespierre zu Buddha“ lautete der Titel einer seiner Schriften. Das Beste war ihm gerade gut genug, wenn es dazu dienen konnte, sein Volk aus der wirtschaftlichen Versumpfung und geistigen Lethargie aufzurütteln, in die die Söhne der Väter, die das Reich geschaffen hatten, versunken waren. Wo er, ein nordischer Redner des Geistes, geistige Größe witterte, da stellte er unvergängliche Denkmale auf: des Gedankens, so in seinen „Vertretern des Jahrhunderts“, dem „Aufgang des Abendlandes“, dem anonym erschienenen Alterswerk, der englischen und deutschen Literaturgeschichte, den Shakespeare- und Byron-Forschungen; der Dichtung — in seinen zu Unrecht vergessenen Dramen — Lillencron schrieb ihm: „Sie sind ein geborener Dramatiker!“ — (den Napoleon-Dramen „Weltgericht“ und „Schicksal“, „Heilskönig“, „Karma“, „Lord Byrons Geheimnis“, „Lord Byrons letzte Liebe“, „Borndorf“ u. a. m.), den Schlachtennovellen, für unzählige Deutsche der anschaulichste Geschichtsunterricht, dem Byron-Roman „Der Traum“, den Fontane als „das Werk eines Genies“ bezeichnete, und seinem Bismarck-Roman, einem deutschen Nationalepos. Daneben verschafften ihm seine kriegswissen-

schaftlichen Werke einen großen Namen — im Ausland, während sein mutiges Eintreten für das Milizsystem in Deutschland verschmupfte. (Aus seinen Schriften kann man lernen, wie nicht die Fachausbildung, sondern das Genie den Feldherrn und der Geist den Soldaten macht. Cromwell und seine Eisenseiten, die Laienfeldherren und Milizen des Sezessionskrieges, die milizartigen Heere des Weltkrieges leisteten Unvergleichliches.) (Den Weltkrieg behandeln die zwei letzten Bände des Bismarck-Romans.) Er galt als ein strategisches Genie und hätte wohl selber als Feldherr an der Spitze einer Armee wirken können. Aber ein adäquater Wirkungskreis blieb ihm versagt; so ist es denn ein erschütterndes Symbol, wie er, ein Wikinger des Geistes, sich aus dem einst geliebten Tessin, dessen Berge ihm nun wie Gefängnismauern vorlamen, in Sehnsucht nach nördlichen Meeren verzehrte, und wie er dieses Heimweh unerfüllt mit ins Grab nahm. Ein Napoleon der Feder, hat er auf fremder Erde sterben müssen, wie der von ihm vergötterte Byron, dessen Übertragung er die letzten Lebensjahre widmete; und wie sein geliebter Heinrich Heine auf Montmartre, so liegt seine Asche auf dem Friedhof zu Lugano. Viele, die Deutschland mehr lieben als die Partei, werden zu seinem Grabe pilgern; denn er war ein großer Deutscher, der Deutschland im Zwiesgespräch der Großen aller Zeiten und Völker würdig vertreten und dessen Fehler selbst — seine Reizbarkeit, seine Schärfe, seine unzählbare Kampfeslust, die ihm manchmal den Blick trübte — ihm für die entscheidenden Augenblicke das Schwert schärften zum Kampf für die Gerechtigkeit Gottes. Er hatte für sich selbst auf Lohn verzichtet und willig das Kreuz seines Schicksals auf sich genommen. Laßt uns im Andenken an diesen Streiter des Herrn das Haupt entblößen!

Dr. Wilhelm G. Herz

Repräsentative Dichter

Soll heutzutage ein Verbrechen gesühnt, ein Missetäter verurteilt werden, so erheben sich alsbald die entrüsteten Gegenstim-

men der Liga für Menschenrechte oder einiger Schriftsteller, die sich verpflichtet fühlen, ihrerseits die staatliche Macht zu bestimmen und zu lenken.

In Ungarn ist jüngst ein Literat Hatvany, der unter dem übel berüchtigten Bela Kun sich an der gewaltthätigen Umsturzbewegung beteiligte und dann ins Ausland flüchtete, von wo aus er Ungarn heftig beschimpfte, gebührend verurteilt worden. Nun — diese juristische Frage ist einzig für Ungarn entscheidend; die Behörde sorgt eben für Ordnung und Sicherheit. Diese natürliche Tatsache scheint freilich deutschen Schriftstellern nur widerwillig einzuleuchten, denn flugs fühlten sie sich veranlaßt, Proteste zu veröffentlichen und — ähnlich wie es bei Sacco und Vanzetti geschahen — sich eigenmächtig in fremde Angelegenheiten zu drängen. Einer von ihnen ist sogar telegraphisch beim Grafen Bethlen vorstellig geworden!

Worauf, so fragt man sich voll Erstaunen, gründen diese Herren ihr Recht, sich reinen Justizfragen eines andern Volkes gegenüber als sachverständig aufzurufen? Als die des — noch unbewiesenen — Fememordes angeklagten deutschen Soldaten um Oberleutnant Schulz schmähslich verurteilt wurden, weil sie sich und ihre Kameraden vor dem Schicksal Schlageters bewahren und in dunkelsten Zeiten dem Vaterland hingebende Treue erweisen wollten — hat man damals vom zornigen Einsprüche jener Wortführer etwas vernommen? Aber freilich: hier handelte es sich ja „nur“ um Deutsche!

Thomas Mann hat den Ausspruch getan, es sei Aufgabe des Dichters, „repräsentativ“ zu sein. Darum hält er es für nötig, sofort über eine völlig belanglose, der Eitelkeit dienende Pariser Reise „Rechenenschaft“ abzulegen, indem sogar die Einzelheiten des Menüs nicht vergessen werden; als ob man heute nicht Dringenderes zu erledigen hätte, als solche höchst unwichtigen Feuilletons zu genießen. So fühlt sich derselbe Dichter genötigt, für den Räuberhauptmann Max Hötz zu werben oder dem Schwindler Domela eine gewisse Schreibfertigkeit zu bescheinigen. Dies also

nennet man „repräsentatio!“ Wen repräsentieren diese Schriftsteller eigentlich? Niemals das deutsche Urteil, niemals vaterländische Einsicht, sondern ihre eigene Überheblichkeit und Einbildung. Was Thomas Mann früher, als er sich noch deutsch gebärdete, seinem Bruder Heinrich zum Vorwurf erhob, hat sich an ihm selbst bezeugt: er ist zum Zivilisationsliteraten geworden.

Und wenn man etwa in den „Süddeutschen Monatsheften“ (Juni bis August 1928) den Briefwechsel mit Hübscher und Cossmann verfolgt, dieses Sichwinden und geschmeidige Herumreden um unwiderlegliche Tatsachen, diese Entgleisungen, die schließlich sogar auf die „Flieger-Erdpfe“ Röhl und Hünefeld abirren, denen zuliebe die „gute, aber mißleitete Stadt“ München „den nationalitätlichen Kopfstand vollführt“ — so fragt man sich nicht mehr, warum es Thomas Mann sich immer angelegen sein ließ, sein Deutschtum auf so verdächtig aufbringliche Weise zu betonen, denn man redet, wie schon Lessing erkannte, am meisten über die Tugenden, die man nicht besitzt.

Dieses ist das harte Abel unserer Wirren, armen Tage: es herrscht heute der Snob, der Literat, der Schmod. Man „macht“ das öffentliche Urteil; man verhöhnt, was sich eigener Erkenntnis zu befleißigen bestrebt ist. Neulich sagte mir ein entrüsteter Mann das herbe, aber sichere Wort: „Der Deutsche fühlt sich nur wohl, wenn er sich im eigenen Miße wälzen kann.“ Lieber für ausländische Verbrecher die Stimme erheben als für vaterländische Helden. Den Russen und Franzosen das „Menschenrecht“, den Deutschen aber der verächtliche Fußtritt aus dem stolzen Bewußtsein heraus, „repräsentatio“ zu handeln!

☞ —

Ein Nibelungenhort

Seit der Welfenschak zum Verkauf steht, spricht man auch wieder viel vom Welfenfonds. Er ist kein helles Stichwort und bringt in unsere deutsche Geschichte einen Mißklang.

Vor hundert Jahren etwa bekam Hannover

Der Cämer XXXI, 5

ein Staatsgrundgesetz. Es war von neuzeitlichem Schnitt und ein gütliches Abkommen zwischen Krone und Volk.

Ernst August von Cumberland, den nächsten Thronanwärter, hatte man nicht befragt. Als er 1837 zur Regierung kam, wurde ihm dies der Vorwand zur Beseitigung. Er erklärte es für erloschen und sprach alle Beamte ihres Eides los.

Das machte Riesenlärm. Sieben Göttinger Professoren erhoben Einspruch. Ihr Gewissen binde sie nach wie vor an das rechtmäßig zustande gekommene Staatsgrundgesetz. Es waren Leute, deren Name nie verklingt. Die Gebrüder Grimm sind darunter sowie die Geschichtschreiber Dahlmann und Gerwinus. Allein sie wurden schonungslos ihres Amtes entsetzt, und nur eine Teller Sammlung im deutschen Volke bewahrte sie vor äußerster Not. Dirnen und Professoren seien für Geld jederzeit zu haben, lachte der König, als man auf ihre wissenschaftliche Unerfeglichkeit hinwies.

Die anderen duckten sich vor der harten Faust. „Ich unterschreibe alles,“ rief einer grimmig, „Hunde sind wir ja doch.“ Allmählich nur überkruzte eine Eisbede des Schweigens das vergewaltigte Land.

Weshalb dieser Umsturz? Es waren noch nicht einmal politische Bedenken des Königs, so ein kalter Torg er auch war. Der Dämon des Goldes lag ihm einplauschend im Ohr. Er war schwer verschuldet. Um sich zu entbürden, mußte er die Domänen haben, die das Grundgesetz dem Staate zuwies. Um sie in die Hand zu bekommen, verwarf er die Verfassung und erklärte es für unwürdig, ein Stipendiar, ein Zivilistenempfänger zu sein.

Ein Menschenalter später verlor sein Sohn Thron und Land. Die Kronsgüter übernahm Preußen und setzte dem enteigneten König dafür jene im vorigen Hefte erwähnten 48 Millionen Mark aus.

Dieser Georg hatte üble Ratgeber. Sie redeten ihm den unzerstörbaren Charakter seiner Souveränität ein und verleiteten ihn zur Gründung der sogenannten Welfenlegion. Sie wurde in Frankreich mit alten hannover-

30

schen Soldaten aufgemacht und vom König gelöhnt als Stamm eines Heeres, womit er sein Erbland zu passender Zeit zurückerobern wollte. Sie entwickelte sich für alle Beteiligten zum jahrelangen Trauerspiel.

Bismarck, keineswegs gewillt, gegenpreussische Rüstungen, so unsinnig sie waren, auch noch zu bezahlen, sperrte den Welfenfonds. Dessen Zinsen aber wurden fortan zur „Abwehr welfischer Umtriebe“ verwendet.

Damit kam der Nibelungenfluch auch an ihn. Er bekam das freie Verfügungsrecht über jährliche zwei bis drei Millionen Mark. Der Begriff welfischer Umtriebe wurde sehr weitberzig aufgefaßt. Allmählich entwickelte sich daher aus dem Vermögen ein Verfügungsfonds für geheime Zwecke, den der deutsche Staatshaushalt sonst nicht kennt, der aber im englischen und französischen sehr reichlich bemessen ist. Man nannte ihn demgemäß bald den Reptilienfonds.

Mit diesem Verfahren macht Caprivi Schluß. Seitdem gingen die Zinsen wieder an das Welfenhaus, bis der Kapitalstock durch die Inflation in Nichts zerrann.

Nun wird aber überraschenderweise durch ein Münchener Blatt bekannt, daß zu den Ruhniehern des Schazes auch König Ludwig II. von Bayern gehört hat.

Auf eine bislang dunkle Stelle der deutschen Geschichte fällt dadurch ein greller Lichtblitz.

War doch kein deutscher Fürst auf sein Herrscherrecht so stolz wie gerade dieser junge Wittelsbacher, dessen bereits kranker Geist sich in der Rolle des Sonnenkönigs und dessen überheblichem „Der Staat bin ich“ träumend erging. Wie wurde just er der Anreger des deutschen Kaiserreiches mit preussischer Spitze, womit sich ihm selber doch eine Einbuße an Souveränität verband!

Dies alte Rätsel ist jetzt gelöst. Bismarcks Menschkenntnis hatte den Hebel an sicherer Stelle angefaßt. Jener bayrische Graf Holnstein, den er nach Hohenschwangau entsandte und der mit dem nach des Kanzlers Vorlage einfach ins Reine geschriebenen Briefe des Königs zurückkam, ist der Herrenmeister gar nicht gewesen, wofür man ihn hielt. Er hatte

einfach ein Angebot auf jährlich hunderttausend Taler aus dem Welfenfonds bei sich, und Ludwig, der für seine Königsschlösser irr sinnige Summen brauchte, opferte seinen Herrscherdünkel der Baulust.

Offenbar bis zu seinem Tod in den Wogen des Starnberger Sees bezog er diesen geheimen welfisch-preussischen Zuschuß. Also ein halbes Menschenalter hindurch, so daß sich eine Gesamtsumme von etwa fünf Millionen errechnet. Alljährlich holte Graf Holnstein die fällige Rate in Berlin ab und erhielt dafür zehn vom Hundert als Matlerlohn.

Die Enthüllung schmerzt wie ein Badenstreich. Die deutsche Einheit ist also zustande gekommen mit Hilfe einer Handsalbe aus dem Welfenfonds. Auch dem großen Kanzler hat der Zweck das Mittel geheiligt. Man muß sich erst langsam einbenten in den peinlichen Fall.

Freilich Bismarck, wenn er noch lebte, er trüge gelassen jede Verantwortung. Der Realpolitiker hätte auf jeden Vorwurf die Gegenfrage: „Hätten Sie lieber gesehen, daß das Deutsche Reich gescheitert wäre an eines Irtsinnigen Widerstand?“

Mit unserer Privatmoral kommt nun einmal der Staatsmann nicht aus. Der Welfenfonds ist freilich wie ein zeitgenössischer Nibelungenhort. Der Fluch des Goldes ruhte auf ihm. Er hat jedem, der seiner genoß, Unsegen gebracht.

F. H.

Theorie und Praxis

Zur Frage der Gotteslästerung.

Der Zeichner George Grosz ist wegen Gotteslästerung zu 2000 Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil er den Heiland am Kreuz mit einer Gasmaste gezeichnet hat. Ein sozialdemokratisches Blatt findet, daß diese Bestrafung zu unrecht erfolgt sei und schreibt wörtlich: „Für unsere Zeit kann eine Lästerung Gottes nicht mehr unter Strafe gestellt werden, nachdem unangefochten unzählige Menschen das Dasein Gottes leugnen.“

Dies Argument ist einfach unglaublich dumm. Kröten- und Affenweisheit! Als ob Gott damit aus der Welt geschafft würde, daß nach Ansicht dieser Zeitung „unzählige

Menschen sein Dasein „leugnen!“ (!) Und als ob dem nicht die Tatsache gegenüberstände, daß „auch“ unzählige Menschen das Dasein Gottes bejahen — aus tiefster Überzeugung und innerstem Erleben heraus! Mag es viele geben, die nicht an Gott glauben — das mag ein jeder mit sich selber ausmachen! so muß er doch die Anschauung jener respektieren, die an ihn glauben.

In der Verfassung des Deutschen Reiches, auf der die roten Verteidiger der Republik doch so gern herumreiten und die sie immer wieder gegen Angriffe von allen Seiten glauben verteidigen zu müssen, findet sich ein Paragraph (148), in dem es ausbrüchlich heißt: „Es ist Bedacht zu nehmen, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden.“

Wie denn nun? Galt das nur solange, als ihr selber Fordernde ward, und gilt das nicht mehr, wenn es andre von euch fordern? Fühlt ihr euch auch angesichts dieser Forderung noch ermüht und verpflichtet, den Zeichner Groß in Schutz zu nehmen? Einerlei, was er mit der Gasmaste auf dem Antlitz des Getreujigten hat sagen wollen — die Zeitung sagt, er habe ihm die Gasmaste aufgesetzt „als Symbol einer Christenheit, die gemeinschaftlich zu diesem Erlöser betet und deren Mitglieder sich gegenseitig durch Vergiftung der Luft ausrotten“ — ich finde, daß es jedenfalls eine gräßliche Verletzung der heiligsten Gefühle zahlloser Christen ist (ob kirchlich oder unkirchlich).

(Nebenbei scheint mir da die künstlerische Idee des Zeichners sehr verworren und bizarr, ganz abgesehen von der beispiellosen Profanierung!) Das ist also nicht nur eine „Gotteslästerung“, sondern sogar ein Verstoß gegen — § 148 der Reichsverfassung! O diese armeneligen Sumpfstöten, die ihr Gequal für Nachtigallensang halten! Weil sie nicht an Gott glauben, darum existiert er nicht! Eine Logik von geradezu erschütternder Beweiskraft. Wenn hier ein homerisches Bild erlaubt wäre, so würde ich sagen: Der Himmel dröhnt vom olympischen Gelächter ob dieser Erdenmenschen Krötenweisheit!

Gewiß, im Grunde genommen, können wir

armseligen Erdenmenschen Gott nicht beleidigen oder lästern, und bedürfte es keines Gotteslästerungsparagraphen, aber das ist doch nur ein menschlicher Schutz, ein Schutz der heiligsten Gefühle unserer Mitmenschen, denn wo kämen wir sonst hin! (Man denke an den Fall Hasenclever und Hagemann!) Des Irrsinns würde kein Ende mehr.

Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die erhabene Christuslehre in den Händen der Menschen oft mißbraucht worden ist, aber das enthebt uns doch nicht von der sittlichen Forderung, daß den Zeichner Groß sein persönliches Taktgefühl unter allen Umständen davor hätte bewahren müssen, die Gestalt des Erlösers — fraglos den meisten die hehrste und heiligste! — durch eine gräßliche tendenziöse Verzerrung, wie auch immer sie gemeint sein mag, zu entstellen und zu entweihen. Es gibt eben Dinge, die man „fühlen“ muß, wenn man's nicht lernen will. Diese gefühlsverhärtete und ehefurchtlose Menschheit gräbt noch die Wurzeln des Baumes ab, auf dem sie selber sitzt. — Den Herren von der Linken aber sei dringend empfohlen, sich besser mit der Reichsverfassung vertraut zu machen!

Sie freuen sich

Unsre deutsche Schule befindet sich im Umbau. Die Lehrpläne werden anders und die Lehrweisen erst recht. Die neuen Minister, die der Parlamentarismus ins Amt hob, sind von heißem Reformeifer erfüllt. Sie wollen zeigen, wie unvergleichlich besser sie es können als ihre bekanntlich in steifer Bürokratie verknöcherten Vorgänger. Was der Obrigkeitstaat Schule nannte, soll etwas ganz anderes werden: eine Kulturgemeinde zur Züchtung einer gehobenen Menschheit.

Das Bisherige wird daher auf den Kopf gestellt. Zunächst mit dem bedenklichen Erfolge, daß gegen den neuen Betrieb die Ärzte Einspruch tun, weil er Nerven und Körper schädige, die Hochschullehrer hingegen, weil er ihnen Studierende liefere von schreiendem Mangel an wissenschaftlichem Sinn. Denn was sie mitbringen, ist weniger Wissen als

Besserwissen, nicht sowohl Rückgrat als Vorwärt.

Gleichwohl halten die Hochmögenden ihren Kurs für den richtigen; er wird daher weitergesteuert. Primaner Cohn, der Vorsitzende des Schülerrats, ist eine einflussreichere Persönlichkeit als der Oberstudiendirektor, und als dringendes Bedürfnis hat das Ministerium ein Beschwerderecht für die Schüler in Arbeit. Das bisherige Gymnasium kam ohne ein solches aus, hat aber gleichwohl eine ertledliche Reihe immerhin nicht gerade untüchtiger Leute hervorgebracht.

Auch das Ausland schaut kopfschüttelnd zu. Die Lehren, die es daraus zieht, sind höchstens, daß man das, was Deutschland macht, beileibe nicht nachmachen darf.

Ein Oxforder Gelehrter, der lange unter uns lebte, meint, hier werde der Begriff Bildung völlig verkannt, und was dabei herauspringe, das sei vermanschende Halbheit.

Eine amerikanische Karikatur zeichnet einen schmalbrüstig-brillenaugigen Primaner, daneben aber einen rüstigen amerikanischen Pfadfinder in Borstellung mit dem lachenden Ruf: „Let him come up!“ (Der soll mal kommen!)

Am vernichtendsten urteilt ein Franzose, indem er sich aus Herzensgrund über den Fehlgriff freut. Er werde einen gefährlichen Geist zersetzen und die Boche-Jugend verderben. Frankreich müsse notwendig aus der Umwälzung des deutschen Unterrichtswesens dieselben Vorteile ziehen wie aus unfremd politischen und sozialen Umsturz.

Natürlich! Hat nicht der deutsche Schulmeister außer der Schlacht von Sadowa auch die von Seban gewonnen? Ja, das war einmal. Auch unsere Schule rüstet ab zur Freude unserer Feinde. Nach uns die Sintflut!

F. H.

Pariser Geldverderbnis

Mit der Zivilisation wurde das Geld eine Macht. In Zeiten religiöser Erhebungen und Kämpfe galt es wenig. Später entschied es nicht Schlachten, oft genug aber Kriege. Heute sagt man: Geld regiert die

Welt. Für die Zivilisation ermöglichte das Geld in Gestalt von Kapital beträchtliche Fortschritte durch Bildung großer Gesellschaften für Verkehr und Industrie. Dagegen hatte die Kultur unter seinen Schattenseiten zu leiden, hauptsächlich infolge der Vermehrung des beweglichen Kapitals durch Papierwerte und durch die Anhäufung der Kapitalien in wenigen Händen.

In Selbstsachen zeigt sich der Engländer anständig, der Amerikaner großzügig, der Franzose kleinlich, schmutzig. Bei dem Kentnerwoll der Franzosen sind Selbster, Selbstermacht und Geldverderbnis am stärksten entwickelt. Der erste große Börsenspekulant John Law († 1729), ein Schotte, fand nach vergeblichen Versuchen in England empfänglichen Boden in Paris. Er hatte viele große und kleine Nachfolger. Zumeist waren sie bemüht, hochgestellte Mitarbeiter, d. h. Mitschuldige und vor allem die Presse für sich zu gewinnen. Tatsächlich sind, mit Ausnahme großer Zusammenbrüche wie Panama, Eberese Humbert, Rochette usw., die Abenteuer dieser Art in der Regel dem Strafrichter entgangen.

Gar zu arg hatte es die Frau Bloch, geb. Hanau, getrieben und in Verbindung mit ihrem Mann, obwohl sich beide hatten scheiden lassen, ferner mit Hilfe von Eduard Weyl und Abraham Handwerker Kapitalien in Höhe von etwa 600 Millionen Franken (etwa 120 Mill. Mark) von allen Seiten an sich gezogen, weil sie 40% Zinsen verließen. (Genau so wie Salomon (Bergmann) in Berlin, der sich erbot, Selbsterlagen mit 48% zu verzinsen und ebenfalls Millionen von gutgläubigen Sparer erhielt, der später mit 3 Millionen Fehlbetrag zusammenbrach und Mitte November 1928 zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Auch seine Genossen kamen mit milden Strafen davon.) Das Ehepaar Bloch unternahm mit den erlangten Einlagen Börsenspekulationen, gründete sieben Finanzgesellschaften, suchte hohe Preise für sich zu gewinnen und rief die „Gazette du Franco“ ins Leben. Trotz des üblen Rufes dieser Zeitung wurde sie von den Poincaré, Briand usw. nicht abgelehnt, von Herriot begünstigt, von Hennessy und Pathe unterstützt und machte gelegentlich in Völkern

verföhmung. Die Blochs gründeten ferner das Nachrichtenblatt „Interpresse“. Außerdem gewannen sie einige linksgerichtete Pariser Zeitungen, den „Quotidien“, die „Rumeur“ und das „Journal“ gegen beträchtliche Zahlungen unter Benützung einer bedenklichen, aber einträglichen Praxis, die alle Eigentümer und Leiter Pariser Zeitungen betreiben. Der finanzielle Teil der Pariser Zeitungen wird gegen hohe Zahlungen an Banken verpachtet und von ihnen versorgt. Börseninteressenten schreiben die finanziellen Berichte und beraten das Publikum. Der Bod wird zum Gärtner gemacht.

Vielleicht wäre das Treiben der Bloch und Genossen noch längere Zeit unbehelligt geblieben. Aber die großen Banken fühlten sich dadurch geschädigt, verloren Einlagen und Kunden und riefen nach dem Staatsanwalt. Mit den großen Banken, den eigentlichen Herren des wirtschaftlichen und auch des politischen Lebens in Frankreich, durfte es Poincaré nicht verderben. Wollend oder nicht, mußte er den Staatsanwalt gewähren lassen mit einigem Bedauern, weil in die üble Sache auch ein hoher Würdenträger verwickelt war, ein einst Bevollmächtigter Frankreichs für die Friedensverhandlungen in Versailles und der Mitunterzeichner der Pariser Friedensdiktate von 1919, der frühere Finanzminister Klotz. Als Finanzberater Clemenceaus bezifferte Klotz die Kriegsschädigung, die er Deutschland aufbürden wollte, auf 460 Milliarden Reichsmark und fügte das geflügelte Wort hinzu: „Der Boche wird alles bezahlen“. Nach diesem Ausspruch handeln die Pariser Machthaber noch heute. Zwar sind sie bemüht, ihren Klotz von sich zu stoßen, doch lastet er auf ihnen wie auf den verachtungswürdigen Pariser Friedensmachern von 1919. Paul Dehn

Das hohe Haus

Es sollte eine Reichstagsitzung verfilmt werden. Der Reichstag ist Deutschlands Herrscher, und auch im republikanischen Staat sieht man seinen Herrscher gern über die Leinwand flimmern.

Es kam jedoch nicht dazu. Der Kurbler

wurde abbestellt. Warum wohl? Von einem Herrscher wird Benehmen verlangt. Wer aber hätte dafür Gewähr geleistet bei einem heutigen Reichstag?

Noch zu Jahreschluß erlebte man ein Stückchen, das dem Parlamentarismus wie eine Klette am Rockschöß sitzt.

Die Wirtschaftspartei hat sich mit der Bauernpartei zusammengesetzt. Wegen erhöhter Kopfszahl forderte sie einige Ausschüsse mehr. Das wurde geweigert. Ihr Redner nannte dies einen Bruch der Geschäftsordnung und drohte Rache an. Noch im alten Jahr saßte sie denn auch eine Gelegenheit großzügig an der Stirnlode.

Der Reichstag stellte sich auf die Weichnachtsferien ein. Da ging ihm am Freitag noch der Nachtragshaushalt zu. Zwischen Einbringen und Annahme sollen drei Tage liegen, so verlangt das Gesetz. Das war ärgerlich. Wollten doch die Herren alle am Sonnabend nach Haus.

Ausnahmen sind zulässig, wofern kein Widerspruch erfolgt. Aber den erhob nun die Wirtschaftspartei als Vergeltungstreich. Sie sei, so begründete sie es, in der Geschäftsordnung peinlich genau.

Das hohe Haus ist sonst nie einig; es sei denn bei Diätenerhöhungen. Diesmal aber wurden Rechts- wie Linksleute ganz mit gleicher Lattraft trahbärrig. Die Wirtschaftspartei erhielt Kopfnuß auf Kopfnuß. Man machte sie sogar durch den Nachweis madig, daß ihre Geschäftsordnungspeinlichkeit ganz blutjungen Datums sei.

Allein sie setzte nun erst recht ihren Kopf durch. Man mußte ihr willfahren, da die Sitzung für sie sprach.

Aber einen Streich spielte ihr der Ältestenrat dennoch.

Bis Montag mußte man zwar nun schon zusammenbleiben. Jedoch setzte man die Sitzung auf die erste Minute nach Mitternacht an. Die Sache würde sich schnell abwickeln, und dann waren noch die Nachtzüge erreichbar für die Heimfahrt.

Es wurde eine richtige Koffersitzung. In den Garderoben staute sich das Handgepäck; man war im Reiseanzug.

Ein fürsichtiges Präsidium hatte die Hausrestauration für diese Nacht trodengelagt. Aber in der Dorotheenstrasse war ja das „Schwarze Ferkel“ auf, und diese Gelegenheit wurde zu Abschiedsbowlen wahrgenommen, bis um 1 Uhr die ernste parlamentarische Pflicht rief. „Guten Morgen, Herr Präsident!“ grüßte daher ein Ertorener des demokratischsten Wahlrechtes der Welt zuvorkommend zu dessen Hochsitz empor.

Es ging auch sonst im hohen Hause sehr vergnügt zu. Ein Nationalsozialist vermüßte die Minister Severing und Schäpe, stellte daher den erbarmungslosen Antrag, sie sollten aus ihrem Dauerschlaf geweckt und herbeigeholt werden.

Die Sache selbst war rasch erlebigt, und man stiebt unter fröhlichen Weihnachtswünschen auseinander, denn die D-Züge warten nicht.

Ob das hohe Haus durch diese Nachtsitzung sein Ansehen vergrößert hat? Den englischen Blättern hat sie viel Spaß gemacht. Sie berichteten darüber ausführlicher, als wenn es sich bloß um Dinge wie Lugano oder den Haushaltsfehlbetrag handelt. Es sei schon mehr eine Theatervorstellung gewesen, schreibt der „Daily Telegraph“. Reich an lustigen Zwischenfällen infolge des leichten Herzens und der schweren Zunge manches Reichsboten. Unser Herrscher vergnügte sich. Warum auch nicht? Es geht uns ja so glänzend. Fragt doch Parker Gilbert.

F. H.

Politik

Der Altelsässer Dr. Stadler hat in zweiter Auflage seine Schrift „Politik als Gesinnung und Kunst“ im Verlag des Bundes der Großdeutschen, Berlin 1928, neu bearbeitet herausgegeben. Dr. Stadler gehört zu den Willensmenschen, die, wenn nötig, auch einmal mit dem Kopf durch die Wand rennen. Wie wohlthuend berühren heute solche Persönlichkeiten in der Masse der Kleingläubigen, der Müden, der Leisetreter, der Vermittler, der Versöhnungshelden, der Wissenschaftspropheten. Der Altelsässer gehört zu der Gruppe deutscher Menschen, die aus dem

Elsäß während der viel gelästerten deutschen Verwaltungszeit der deutschen Kultur wertvollen Zuwachs brachten. 200 Jahre war das Elsäß französische Provinz gewesen; vegetierend, geistig tot, mit französischem Firnis bellestiert, wenige abgerechnet, die den Zusammenhang mit der deutschen Vergangenheit nicht verloren hatten. 50 Jahre gehörte das Elsäß dann wieder zu Deutschland, seiner Mutter. In dieser Zeit konnte es wieder anfangen, anknüpfend an eine ruhmreiche Vergangenheit im Mittelalter, aus deutschem Boden neue Kräfte zu erzeugen zur Förderung der deutschen Kultur, während unter dem Stiefvater Frankreich allenfalls die militärischen Tugenden des Stammes zur Entfaltung kamen. Schließlich waren es ja auch im wesentlichen die Laten Napoleons I., die das Herz der Elsässer eroberten und die Bourgeoisie verewelschten. Wie dann die Rückkehr zu Deutschland kam und die Brücken über den Rhein geschlagen wurden, trat eine neue Zeit für das Elsäß ein.

Aus dieser Zeit stammt Dr. Stadler, der mit seiner glühenden deutschen Seele Hunderte von deutschen Menschen beschämt, die auf deutschem Boden leben, deutsch sprechen, aber bereits so an die Sklantenlatten, unter denen wir seufzen, gewöhnt sind, daß man nichts von ihrem Deutschtum spürt. Anders der Elsässer, der sich mit der wuchtigen Kraft des Preußentums verbunden hat, des gerade im Elsäß so viel gescholtenen, weil man hinter der unangenehmen Schale nicht den tüchtigen Kern finden konnte. Stadler hat ihn gefunden und sich ihm hingegeben. Seine temperamentvolle Schrift legt berebtes Zeugnis davon ab. Sie atmet altpreußischen Geist, der zu der rechten Auffassung dessen führt, was man unter „Politik“ zu verstehen hat.

Damit, so heißt es oft, beschäftigen sich die Deutschen nicht gern, weil sie von Natur unpolitisch sind. Das trifft nur insofern zu, als sie einen geringeren politischen Instinkt besitzen als z. B. die Franzosen und Engländer. Sie sind nicht so national-egoistisch angelegt wie die Völker, von denen sie rings umgeben sind. Sie besitzen einen kosmopolitischen Zug, der bei den anderen nur schwach verstanden-

mäßig entwickelt ist. Ethisch betrachtet ein großer Vorzug; politisch angesehen ein großer Nachteil, da auf politischem Gebiet nicht der Altruist, sondern der Egoist sich durchzusetzen pflegt. Bezeichnend ist, daß das Problem „Ethik und Politik“ nirgends so eingehende, fortwährende Untersuchungen und Betrachtungen hervorruft, wie auf deutschem Boden, wo Kant die Lösung ausgegeben hat: die Politik sollte keinen Schritt tun, ehe sie sich mit der Ethik auseinandergesetzt habe. Wie sich das in der Wirklichkeit auswirkt, sollten wir Deutsche an der Politik Bethmann-Hollwegs erfahren. Die ausländischen Politiker sind bis auf den heutigen Tag von moralischen Rücksichten in keiner Weise beschwert. Sie führen die Moral reichlich auf ihren Lippen. Das ist auch alles. Wir Deutsche sind in der Politik immer viel zu anständig gewesen. Hätten wir unseren Sieg 1871 politisch besser ausgenutzt, wäre der große Weltkrieg noch auf lange Zeiten hinausgeschoben worden.

Die Stadler'sche Schrift setzt die Politik nicht außerhalb der Moral, aber auch nicht jenseits der wirklichen Verhältnisse. Er bezeichnet sie auf dem Titelblatt als „Gefinnung und Kunst“. Mit Recht. Wahre Politik kann nur erwachsen auf dem Boden einer Gefinnung, die von glühender Vaterlandsliebe ganz durchdrungen ist. Sie kann keinen Schritt tun, ohne sich zu fragen: Bringt dies meinem Volke Nachteil oder Vorteil? Gereicht es ihm zur Ehre oder zur Schande? Wie stimmen die Antworten auf beide Fragen zusammen? Den Wertmaßstab für gute oder schlechte Politik muß man nach Stadler in jenem Bereich suchen, den man als seelisch-weltanschauliche Seite des Lebens bezeichnen kann. Im Volkstum offenbart sich dieses Element als Gefinnung und Charakter, und bei großen Politikern wirkt es sich aus als sittlich fundiertes Künstlertum. Das Merkmal des Politischen liegt demnach nicht im Bereich des Intellekts, wie die demokratisch-liberale Doktrin lehrt mit Spengler, der in seiner Würzburger Rede über die „politischen Pflichten der deutschen Jugend“ 1924 das intellektualistische Element in den Mittelpunkt des Politischen rückt. Zweifellos beruht Politik auch auf mannig-

fachen Studien historischer und psychologischer Art, aber letzten Endes sind sie nicht ausschlaggebend, da Politik keine rein wissenschaftliche, rationalistische Disziplin ist, sondern vorwiegend eine Kunst.

Dies setzt Stadler im vierten Abschnitt seiner Broschüre auseinander: „Politik als Staatskunst.“ Er geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß der Staat wesentlich Macht, Herrschaft, ist —, was ein Staat ohne Macht ist, lernen wir Deutschen zu unserem großen Jammer täglich kennen —, und daß dann der Urtyp des großen Politikers der künstlerische Machtmensch ist, der zur Herrschaft begabte Führer, dessen Machtbild auf gebundenen Raum und auf raumgebundenes Volkstum hinstrebt. Von solchem Politiker ist der Diplomat scharf zu scheiden. Letzterer ist nur eine Vermittlernatur, ein Händler im politischen Dasein. Man braucht nur Bülow und Bismarck gegenüberzustellen, um den Unterschied klar zu erkennen. Überzeugend setzt Stadler dann auseinander, wie auch der typische Verwaltungsmensch, der Parlamentarier, der typische Wirtschaftler, der Soldat und endlich der Wissenschaftler — wie alle versagen und erst zum Politiker werden, wenn ein besonderes Ingenium, eine eigenartige Befehltheit, ein göttliches Berufensein ihnen sich zugesellt. „Ich kann versichern,“ erklärte Bismarck im Reichstag am 29. Januar 1886, „die Politik ist keine Wissenschaft, die man lernen kann, sie ist eine Kunst, und wer sie nicht kann, der bleibe davon.“ Dies Bismarck'sche Wort sollten heute vor allem die deutschen Parlamentarier beherzigen, die sich als Politiker aufspielen und nur traurige Marionetten sind, weil ihnen die nötige Gefinnungs- und Tateinheit abgeht und jedes Fingerpihengefühl fehlt für die Macht, die Größe und Ehre unseres Volkes.

Ihnen vor allem sei die Lektüre der Broschüre des Altelfässers empfohlen, der, französisch erzogen, weiß, was Politik ist, und dann, zum Deutschen geläutert, ein Bannerträger für seine Landsleute geworden ist, um in ihnen das anzufachen, was an politischem Sinn die Natur ihnen gegeben hat und zu politischer Bildung führt. Professor Rein, Jena

Polizei, Justiz und die öffentliche Meinung

Der Landfriedensbruch in der Gegend des Schlesiſchen Bahnhofes in Berlin hat nicht nur die Bewohner dieses Stadtteils, sondern die ganze Bevölkerung der Residenz in größte Erregung versetzt.

Wie sich jetzt erweist, haben die Verbrecherbanden, die dort ihre der Polizei wohlbetannten Hauptquartiere hatten, schon seit langer Zeit die ganze Gegend terrorisiert. Nach der Straßenschlacht am Schlesiſchen Bahnhof, in der es zahlreiche Verwundete und mehrere Tote gab, und nachdem es der Polizei in der Folge mit großer Mühe gelungen war, wenigstens einige an der Schlacht beteiligt gewesene Verbrecher des „Immer-treu-Verbandes“ festzustellen und zu verhaften, glaubte die Bevölkerung aufatmen zu können in der berechtigten Erwartung, daß nun alles geschehen werde, um dem standalösen Unwesen ein Ende zu machen.

Ganz unerwartet hat jedoch der Vernehmungsrichter, dem die Verhafteten vorgeführt wurden, fast alle wieder entlassen, so daß ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, mit den anderen Gliedern der Bande, also ihren Komplizen, in Verbindung zu treten. Der größte Teil der Missetäter war ja noch nicht festgestellt, aber solange die neun, die man ergriffen hatte, in Haft gehalten wurden, war Aussicht dazu vorhanden, auch der übrigen habhaft zu werden. Jetzt ist damit kaum noch zu rechnen, denn es besteht Verdunkelungsgefahr, die auch durch die nachträgliche Wieder-verhaftung der so vorzeitig Entlassenen nicht aufgehoben wird.

Diese bedauerliche Maßnahme des Vernehmungsrichters hat das größte Erstaunen hervorgerufen und ist mit Recht von der Berliner Presse ganz einstimmig verurteilt worden.

Die Polizei hat in dieser Angelegenheit völlig versagt, wie so oft schon, wenn es sich darum handelte, das Bürgertum vor den terroristischen Akten des Verbrechergesindels oder vor den Ausschreitungen linksradikaler Elemente zu schützen.

Es ist gewiß schon eine sehr bedenkliche Erscheinung, wenn der Bürger nicht mehr das volle Vertrauen hat zu den staatlichen Organen, die seinen Schutz und die öffentliche Ordnung gewährleisten sollen. Noch weit gefährlicher ist es aber, wenn das allgemeine Rechtsbewußtsein nicht mehr in Einklang steht mit der Rechtspflege, und es muß leider festgestellt werden, daß diese Übereinstimmung nicht mehr die Regel ist. Ganz abgesehen von dem letzten hier behandelten Vorgang, sind gerade in jüngster Zeit Entscheidungen gefallen, die dem öffentlichen Rechtsgefühl nicht entsprachen und nicht entsprechen konnten. Und nun hat die aufsehenerregende Differenz zwischen der Regierung und dem Obersten Reichsgerichte noch den Beweis erbracht, daß innerpolitische Erwägungen und Parteigesichtspunkte auch der Justiz in den Arm fallen.

Das alles muß natürlich das Vertrauen zum heutigen Staate und seinen Organen aufs schwerste erschüttern.

Der Staat selbst oder doch dessen Exponent, die Reichsregierung, ist nicht mehr „Hort des Rechts“, denn schon haben die Regierungen mehrerer Einzelstaaten beim Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich Klage angestrengt gegen die Reichsregierung wegen widergesetzlichen und eigenmächtigen Verfahrens. „Kampf ums Recht“ zwischen dem obersten Gerichte und der Reichsregierung! F.

Der Tod steht uns ins Angesicht

1927 ereigneten sich in gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben rund 136000 Unfälle. Sie hatten im Gefolge 8500 Todesfälle. Für 13000 Hinterbliebene wurden neue Renten festgesetzt. Im ganzen zählt allein die Unfallversicherung an rund 175000 Personen Hinterbliebenenrente.

Da stehen Zahlen vor uns. Der Tod steht uns ins Angesicht: Es kann auch dich treffen! Und von der Seite des Lebens kommt der Gegenruf: Schützt Leben und Gesundheit! Täglich 64 Tote durch Unfall! Helft, alle zusammen, mit, Unfälle verhüten!

In allen deutschen Städten nach Möglichkeit soll vom 24. Februar bis zum 3. März

die Reichsunfallverhütungswache (RUWo.) diesem Ruf des Lebens an uns praktischen Nachdruck verleihen. Unter dem Wahlspruch „Helft Unfälle verhüten!“ ruft der Reichsarbeitsminister im Verein mit allen großen und kleinen deutschen Verbänden, staatlichen und privaten Organisationen, vom Reichsversicherungsamt über die Berufsgenossenschaften bis zu den Frauenbünden jeden einzelnen Deutschen an und fordert seine Aufmerksamkeit.

Die Unfallverhütung ist heute eine Frage unseres Gewissens. Wir sind zu arm geworden, als daß wir eine ständige Schwächung unserer Volkskraft gleichgültig hinnehmen dürfen. Diese Schwächung nimmt bei dem Tempo unserer Zeit und seiner technischen Dichte Formen an, die zu ernstster Abwehr zwingen. Es ist nicht mehr unser eignes kleines Leben allein, das wir zu hüten haben; es sind in ihm das Leben und die Lebenskraft unseres Volkes! Das zeigen uns die Zahlen der Unfälle. Und ihre Sprache ist hart!

Das Beispiel am Eingang dieser Zeilen ist kein Höhepunkt, sondern ein Anfang. Das Jahr 1928 bringt eine gewichtigere Zahl: Über 1 Million Betriebsunfälle wurden in diesem Jahr in den landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben gezählt. Die Gesamtzahl der Unfälle wird nach diesem Teilergebnis mit über 2 Millionen bestimmt nicht zu hoch angenommen. Tödlich verunglückt sind 24000, d. h. täglich 64 Menschen.

Diese Zahlen gewinnen an Schwere, wenn wir sehen, daß die Betriebsunfälle von Jahr zu Jahr zurückgegangen sind. Vor dem Kriege errechnete die Statistik 700000 Industrieverletzte, davon 10000 tot und 1300 ganzinvalid. Nach dem Kriege sank die Zahl auf 500000. Eine andere Berechnung ergibt, daß die Maschinenunfälle (Motoren, Transmissionen, Arbeitsmaschinen) von 22% der Gesamtunfälle im Jahre 1924 auf 19,25% im Jahre 1926 gefallen sind. In der Industrie sind die „unvermeidlichen“ Unfälle durch die vorbeugende praktische und theoretische Tätigkeit in erster Linie der Berufsgenossenschaften auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Die 80,75% übrigen Unfälle der Jahrestrechnung

1926 sind zusammen mit einem Teil der 19,25% Maschinenunfälle auf eigenes Verschulden zurückzuführen, auf Sorglosigkeit und Unaufmerksamkeit. Und darin liegt die menschliche Tragik dieser Ziffern, die zu beseitigen keine noch so guten Vorschriften und Verbote ausreichen.

Als man 1926 die Unfall-Toten und -Verletzten samt den auf sie entfallenden Renten und Hinterbliebenenrenten kapitalisierte, errechnete man eine Schädigung des Volksvermögens durch sie um 2½ Milliarde Mark — das ist ein Zehntel des jährlich angenommenen deutschen Volksvermögens. Die deutsche Landwirtschaft muß jährlich etwa 62 Millionen Mark an die Träger der Reichsunfallversicherung, die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften, abführen. Jede fünfzigste in der Landwirtschaft tätige Person erhält Unfallrente!

Wir verlieren nicht nur Geld, wir verlieren kostbarstes Blut durch den Unfallteufel! Und Blut ist nicht zu ersetzen. Es gehen mit ihm im Ablauf der Jahre Tausende ungeborener Kinder ins Nichts.

Er lauert überall, der Unfallteufel. Nicht nur in den Betrieben, auch auf der Straße, im eigenen Hause, hinter jeder Ecke. Die Verkehrsunfälle spielen heute eine besondere Rolle. Auch das verdeutlicht ein Zahlenbeispiel.

1910 riefen in Deutschland 44941 Autos 6774 Unfälle hervor, 1925 rund 500000 Autos 50 000 Unfälle.

1910 tötete jedes 155. Auto

1925 tötete jedes 120. Auto

1926 schon jedes 100. Auto

Rund alle 10 Minuten verunglückt in Deutschland ein Mensch durch das Auto. 5000 Tote sind die Jahres-, 13 Tote die Tagesbeute dieses Verkehrsmittel! Demgegenüber sank — was die wachsende Gefahr der Straße veranschaulichen mag — die Zahl der Industrietoten beispielsweise von 10189 im Jahre 1919 auf 7534 im Jahre 1922, oder die der rentenempfangenden Angehörigen der Industrietoten von 1008677 im Jahre 1908 auf 791517 im Jahre 1923.

Solche Zahlen sind dazu da, uns aufzurufen

gegen das Elend. Zerstörtes Familienglück steht am Anfang, zerstörte Volksgesundheit am Ende der Unfalltragik, die darum eine Tragik ist, weil wir vor ihr bekennen müssen: mea culpa, mea maxima culpa!

Der Fluch der eigenen Schuld liegt auf der vernichteten Gesundheit, die im Hauptbuch des Unfallteufels mit 64 Toten und Hunderten von Krüppeln an jedem Tage steht.

Unfallverhütung! ruft uns die Reichsunfallverhütungswoche zu. Hören wir den Ruf. Deutschland hat schon genug Blut verloren!

Dr. D.

Im dunkelsten Berlin

Zwei Tage vor Silvester wurde Berlin-Ost für eine Stunde zu einem Zweigort von Amerikas Wildwest. Das ging aber so zu.

Kurz zuvor waren zwei Zimmergesellen mit zwei Strolchen handgemein geworden und hatten sie nach Handwerks Brauch und Gewohnheit verprügelt.

Allein das Berliner Verbrechen ist straff organisiert. Was man seiner Geringssten einem antut, das erwidert es mit Sammelruf und Rache tat.

Dreißig Autotaxen, schwer bemannt, rückten vor die Gefellenherberge der ehrbaren Zimmerel. Sie wurde gestürmt und verwüstet, so daß sie fast aussah wie eine von den Franzosen geräumte Kaserne im Ruhrgebiet. Bei dem blutigen Kampf, der sich mit den Verteidigern entspann, fielen gegen vierzig Schüsse. Ein Zimmergesell blieb tot, eine Reihe anderer liegt verwundet im Krankenbaus.

Der Staatsanwalt griff schärfer zu als die Polizei. Es sitzen jetzt acht von dem Verbrecheraufgebot in Untersuchungshaft und die Anklage lautet neben schwerer Körperverletzung auf Landfriedensbruch.

Der Vorfall, mit allem was daranhängt, hat überhaupt Lärm gemacht. Denn neue Welten taten sich unserer Ahnungslosigkeit auf.

Man erfuhr, daß jene Zimmerleute immer noch eine festgegliederte Zunft sind. Ihre wildledernen Richterhosen mit breiter Samtbiese, ihr tragenloser Hals mit dünner Binde, ihr weicher Filzbut mit ausladender Krempe sind nicht Willkür, sondern vorgeschriebene

Gleichtracht. Diese „Fremdgeschriebenen“ haben ihre Herbergen über ganz Europa. Stolz halten sie an alten Bräuchen fest und sind überhaupt, weil größtenteils Meistersöhne, trotz abenteuerlichen Aussehens von konventionellem Schrot und Korn.

Noch fremdartigere Einblicke gewann man in das klettenhafte Geballtsein des Verbrechertums. Auch die „Sanoven“ sind, wie schon gesagt, organisiert. Ihre Genossenschaften heißen „Glaube, Liebe, Hoffnung“, „Deutsche Kraft“ oder „Zimmertreu“, sind aber wieder unter eine Dachorganisation zusammengesetzt. Der „große Ring“ heißt diese und hat einen festangestellten, hochbefoldeten Geschäftsführer. Man nennt sich „Bruder“, ist sehr brüderlich zueinander; verständigt sich mit geheimen Zeichen, Schrift und Notwelsch. Strammes Regiment wird geübt, aber dafür bietet man auch viel. Namentlich die Hilfe der besten Rechtsanwälte, wenn einer „verschütt“ gegangen; Liebespatete, solange er brummt, und sobald er frei wird, einen gebahnten Weg in den alten Lebenswandel zurück.

Mit der Polizei steht man, obgleich jedes Mitglied sein Korbholz hat, auf dem Fuße gegenseitiger Gefälligkeit. Unseren Kriminalisten wird, gegen gute Handsalbe natürlich, mancher wertvolle Rundschafterdienst geleistet. Bloß gegen Unorganisierte selbstredend, aber es trifft sich gut, daß gerade die Schwerverbrecher Einzelgänger sind. Am wenigstens ihrer Herr zu werden, wird daher gern von den Beamten mit den Ringleuten paktiert. Das war schon immer so.

Die Wildwest-Schlacht gab Anlaß zu einer deutschnationalen Anfrage im preussischen Landtag. Im Hinweis auf die erschreckliche Häufung von Rohheitsverbrechen wurde besserer Schutz des einzelnen Staatsbürgers verlangt. Ein drängender Wunsch.

Wenn hingegen für alle diese Vorfälle die neue Gepflogenheit verantwortlich gemacht wurde, politische Polizeipräsidenten zu ernennen an Stelle der geschulten Fachleute des alten Regimentes, so spitzte dies die Anfrage parteitaktisch zu. Die Ursache liegt nämlich anderswo.

Jeder Krieg zieht Verwilderung nach sich. Desto schlimmer, je länger er gedauert. Früher kämpfte man mit abschreckender Härte dagegen an. Die Schweizer bestimmten nach ihren Burgunderkriegen, daß jeder Dieb zu hängen sei, wofern er bloß mehr gestohlen als sein Strick wert war. Ähnlich häuften sich bei uns die blutigen Leibesstrafen nach dem Dreißigjährigen Kriege. Die Leute waren nicht grausamer als wir, nur weniger „humanitär“, und daher weltklüger waren sie.

Wir machen es anders. Wir mildern sogar noch die Strafen. Wenn eine Rotte Koffrontler hinterrücks einen Stahlhelmer niederschlägt und schwer mißhandelt, wird sie zu je drei Tagen Gefängnis verurteilt — mit Bewährungsfreist. Das kommt praktisch einem Freispruch gleich.

Schwäche im Staate hat stets nur Unheil verübt. Bedenken denn die Gerichte gar nicht, wie unmenschlich es gegen die Ehrenwerten ist, empfindsam zu sein gegen den Strolch? Oder soll dies etwa demokratisch sein? Im demokratischen Amerika hat man jüngst eine Frau wegen rückfälligen Vergehens gegen das Alkoholgeßetz lebenslänglich ins Zuchthaus gesteckt. Die Demokratie der Schwäche aber hat bisher noch alle davon befallenen Staaten zugrunde gerichtet.

F. J.

Der Londoner verlorene Sohn

wird zur Zeit in einer Bearbeitung von Ramnizer in einem Berliner Theater gegeben. Das Stück soll von Ramnizer „neu“ entdeckt worden sein, wie eine bekannte Zeitung darlegt — nun, das ist sehr . . . vorsichtig ausgedrückt, aber auch in dieser Form nicht zutreffend, denn das Drama ist seit langem bekannt und wurde schon von früheren Übersetzern vielfach Shakespeare zugeschrieben. Es sind nun gerade 40 Jahre her, daß mir die „Entdeckung“ dieses verlorenen Sohnes die höchste Mißbilligung meines Literaturlehrers — der nebenbei bemerkt heute in Darmstadt als angesehenen Schulmann im Ruhestande lebt — zutrug. Und das kam so: Eines Tages schmätzte ich bei einem Schulkollegen in einem Wust alter Scharteten herum, die in

einer Speicherede verloren gegangen waren. Darunter befand sich ein ganzer Pack vergilbter kleiner Hefte einer „Groschenbibliothek“, einer Vorgängerin der Bücherreihen, die der bibliographische Meyer später zu einem Silbergroschen für den Band herausgab. Darunter nun befand sich eine mehr oder weniger komplette Übersetzung Shakespeari-scher Dramen; von wem die Übersetzung stammte, kann ich nicht mehr sagen. Mir fiel dabei nur auf, daß sich in der Reihe ein Schauspiel fand, das ich in den bekannten Shakespeare-Ausgaben bis dahin nicht entdeckt hatte und das doch so sehr den Charakter shakespeareischer Faktur trug, daß ich keinen Augenblick zweifelte, hier eine bedeutende literarische Entdeckung gemacht zu haben und mit dem Fund erfreut zu unserm Literaturgewaltigen eilte. Der nahm das stockfleckige Bändchen kopfschüttelnd entgegen und verkündete am nächsten Tage mit all dem Übergewicht an Autorität, das ihm sein hohes Amt gegenüber dem Sechzehnjährigen verlieh: an eine Autorschaft Shakespeares sei bei dem Nachwert gar nicht zu denken und überhaupt, wenn es von Shakespeare sei, so stände es doch selbstverständlich in seinen gesammelten Werken. Als ich auf Einzelheiten eingehen wollte und besonders die Eigenart der Sprache betonte, die mir gar keinen Unterschied zwischen diesem und den Schauspielen des großen Briten ersichtlich machen wollte, kam ich schön an, und wenn das arme Groschenbändchen nicht inzwischen schon von selbst aus der Fassung gegangen wäre, hätte er es mit bestimmt um die Ohren geschlagen.

Seit der Zeit habe ich eigentlich keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der „Verlorene Sohn“ doch von Shakespeare stammt. Ich habe das Drama in den üblichen Ausgaben bisher nicht wiedergefunden, aber heute nach 40 Jahren erinnere ich mich der Szene, in der der puritanische Vater den Sohn mit einer Verwünschung von sich stößt. Daß das Wort in den „Folios“ nicht enthalten ist, will nicht viel besagen, denn die sind nicht gerade nach den Grundsätzen moderner Quellenkritik zusammengestellt. Auch sollten wir heute wissen, daß ein Shakespeare bei der Zusam-

menstellung seiner Dramen im Grunde nicht viel anders verfuhr als der vielverlästerte Scribe. Wie viele Szenen sind gar nicht von dem großen William selbst verfaßt — und was wir vom Kaufmann von Venedig mit Bestimmtheit wissen, trifft sicherlich auch auf manche andere seiner Dichtungen zu; sie haben von Shakespeare nicht viel mehr als das Geniale der Konzeption, und ich finde es gar nicht so lächerlich, wenn heute darüber beträchtliche Kontroversen entstehen können, ob Shakespeare überhaupt mehr als seinen Namen schreiben konnte. Das ist im Grunde ganz nebensächlich, und da wir auch im „Verlorenen Sohn“ an allen Enden die Klauwe des brittischen Theaterlöwen verspüren, so könnte man füglich leicht über die Frage hinweggehen, ob die eine oder andere Szene, der eine oder andere Gedanke nun tatsächlich von Shakespeare selber ist. Das können wir hier ebensowenig feststellen wie bei den anderen Shakespeare Dramen, aber das Genie funktelt überall hindurch. Das übrige mögen die Gelehrten und Shakespeare-Gewaltigen untereinander ausmachen. Gustav Koepfer

Auge und Sehkraft

Zu einer Schrift, die sich mit Augenheilung ohne Gläser beschäftigt, haben wir einige Bemerkungen zu machen. (Paul Rämmerer, die Sehkraft, ihre Bedeutung, Heilung und Steigerung ohne Gläser. Selbstverlag Geiseltal bei München 1928.) Das kleine Heft ist von einem auf ärztlichem Gebiet unworren genommenen — oder sagen wir besser, gegen die sogenannte „Schulmedizin“ eingenommenen Laien geschrieben. Das wird für Gleichgesinnte Empfehlung genug sein. Da wir seit vielen Jahren alle Bestrebungen ähnlicher Art aufmerksam verfolgen, ihre Veröffentlichungen, wie auch diese, mit weitgehender Einstellung auf die Gedankengänge der Verfasser und dem geforderten guten Glauben lesen, möchten wir einmal gelegentlich dieser Besprechung auf Erscheinungen hinweisen, die bei allen derartigen Verkündigungen fast wie ein „Naturgesetz“ wiederkehren und daher — für Gleich- und Andersgesinnte — von

grundfählicher Bedeutung zu sein scheinen: Jede solcher neuen Lehren ist nur zu verstehen, wenn man sich vollkommen von den überlieferten Anschauungen der staatlich anerkannten Heilkunde ablehrt, wenn man alles damit Verbundene (in diesem Falle die Brillen) ablegt und wenn man, noch vor jeder Kenntnis der neuen Lehre, fest an ihre unumstößliche Wahrheit glaubt. Das etwaige Versagen der Heilwirkung wird fast ausschließlich auf die mangelnde Gläubigkeit zurückgeführt. Die Verkünder sind häufig solche, die an ihrem eigenen Körper, und zwar nur an diesem, günstige Erfahrungen mit der neuen Lehre gemacht haben. Das ist soweit verständlich, als es sich ja mit der alltäglichen Erfahrung deckt, daß der Unerfahrene (der Nichtfachmann) am leichtesten zu der Annahme neigt, was ihm genügt hat, müsse allen andern ebenso helfen. Nicht verzeihlich ist es aber, wenn eine solche „Sachkenntnis“ gleich dazu führt (wie im Falle unseres Verfassers und dem seiner Vorgänger in Deutschland), mit einem eigenen Werk vor die Öffentlichkeit zu treten. Die stets geäußerte gute Absicht, ihren leidenden Mitmenschen dadurch helfen zu wollen, kann nicht als genügende Entschuldigung für solches Handeln angesehen werden. Die letzte grundsätzliche, für die Beurteilung der vorliegenden Schrift besonders wichtige Feststellung sei folgende: Wenn es sich beim Auftreten einer neuen Lehre nach der Ansicht ihrer Anhänger um eine Angelegenheit handelt, die der Verbreitung würdig ist, dann sollte ihre ausschließliche Aufgabe darin bestehen, sie in den Originalarbeiten einem weiten Kreis unverfälscht zugänglich zu machen. Statt dessen geht auch diese Lehre — es handelt sich um die des Amerikaners Dr. Bates, der ein vollkommenes Sehvermögen ohne Verwendung von Brillen sowohl bei Brechungsfehlern des Auges (Nur-, Aber-, Stab-, Alterssichtigkeit) als auch bei und nach zersetzenden Erkrankungen herbeiführen will — erst durch den Kopf des Verfassers, erscheint nach einem Vorwort, in dem der Verfasser eigene und eigenartige philosophische Anschauungen unter Verwendung der Goetheschen Farbenlehre — Goethe ist immer un-

vermeidlich! — entwickelt, anscheinend stark verkürzt und vor allem selbstverständlich verbessert. Auch das ist den Lesern solcher Schriften etwas ganz Gewohntes, daß der Anhänger anfängt Kritik zu üben, sobald die Lehre ein Gebiet streift, auf dem er bewandert, also nicht mehr Laie ist. Der Verfasser berichtet uns, daß er jahrzehntelang sich den „Problemen der Licht- und Farbensforschung hingegeben habe“ — also weist er Dr. Bates nach, daß seine Lehre noch einen Fehler habe, nämlich den, daß er für die Heilung aller Augenleiden die Verwendung der Farben vernachlässigt habe. Und er scheut auch nicht davor zurück, eine Auffassung des Dr. Bates mitzutellen, die er selbst für eine Entgleisung hält, und zwar die, daß die Segenfarbe von Rot Blau sei! Liegt da die Vermutung etwa sehr ferne, daß nun andere Leser, die den Stoff noch mehr beherrschen, mehr solcher grundlegenden Fehler, ja die ganze neue Lehre als eine schwere Enttäuschung für alle diejenigen erkennen, denen solche Versprechungen als heiß ersehnter Hoffnungsstrahl erschienen sind, nicht zum wenigsten auch den Ärzten, die sich ernst mit dieser Sache befaßt haben. — Trotzdem, sagen wir, mag jeder diesem Phantom nachjagen, der Neigung dazu hat, und die Experimente an seinem eigenen Körper anstellen — wir zitteren Dr. Bates wörtlich nach der Übersetzung des Verfassers: „Personen mit normaler Sehkraft sind befähigt gewesen, eine unbeschränkte Zeit in die Sonne zu sehen, sogar eine Stunde und länger, ohne irgendeine Unbequemlichkeit oder Verlust der Sehkraft. — Es hat nichts zu sagen, wie sehr die Sehkraft durch Anblick der Sonne geschwächt worden sein mag oder wie lange die Schwächung gedauert haben mag, eine Rückkehr zum Normalen ist immer eingetroffen“ — mag also jeder mit seinen eigenen Augen ein solches Experiment, durch das allein beim Beobachten einer Sonnenfinsternis mehr als einer rettungslos erblindet ist, auf eigene Gefahr hin anstellen, das ist seine Sache, und davor zu warnen bei Einsichtigen unnötig, bei den Anhängern erfolglos. Hüte sich aber jeder, Unmündige, also seine eigenen oder anderer Leute Kinder

einer Gefahr auszusetzen, die er nicht verantworten kann, wobei wir daran erinnern möchten, daß in Deutschland die Eltern, die ihre Kinder nicht rechtzeitig und ordnungsmäßig in die Schule schicken, eine gesetzliche Strafe erleiden, während sie sonst ungehindert alles mit den Kindern anstellen können, was ihnen ein Glaube eingibt, auch wenn es ein Irrwahn ist! Dr. Engelbrecht

Erweiterung der technischen Nothilfe

Nicht als weitblickender Minister, sondern als kurzsichtiger Parteilmann mit der ausgesprochenen Absicht, die freien Gewerkschaften zufriedenzustellen, unternahm Herr Severing seinen Vorstoß gegen die technische Nothilfe. Bei einigem Nachdenken hätte er erkennen müssen, daß die technische Nothilfe sich nicht mehr beseitigen läßt. Gelingt es wider Erwarten, dem sozialdemokratischen Einfluß die Abschaffung der staatlichen Nothilfe durchzusetzen, so wird an ihre Stelle alsbald eine private technische Nothilfe aus den Kreisen von Industrie und Gewerbe entstehen und die Aufgaben der staatlichen Nothilfe in erweitertem Umfang übernehmen.

An Vorbildern dazu fehlt es nicht. In Frankreich besteht bereits die Nothilfe als private Organisation unter dem Namen Bürgerliche Vereinigung (Union Civique) mit der Aufgabe, „ein Verband von Bürgern zu sein, dem alle Klassen der Gesellschaft angehören, bereit, im Falle eines Ausstandes durch freiwillige Arbeiter die lebenswichtigsten Interessen des Volkes zu schützen“. Die französische Nothilfe zerfällt in verschiedene Gruppen: Für Verkehrsmittel, für Nahrungsmittel, für Gas, Wasser, Elektrizität, für Arbeitererschutz, für Gesundheitsdienst, für öffentliche Unglücksfälle usw. Auch veranstaltet der Verband Lehrgänge für Lastautofahrten, Autobusse, Eisenbahn und Brotbäckerei. Hauptsächlich wendet sich der Verband gegen die immer stärker hervortretende Propagandätätigkeit der französischen Kommunisten, die ganz im Sinne des berühmten Ausspruchs Lenins wirken: „Durch den Generalstreik hungert man das Volk aus, führt es zum

Elend, kann dadurch die Ordnung der Dinge ändern und die soziale und allgemeine Revolution hervorrufen.“

Auch in Deutschland nimmt die kommunistische Propaganda zu, drängt die Gewerkschaften zu der falschen Auffassung, daß jede Notstandsarbeit als gewerkschaftschädliches Streikbrechertum anzusehen sei, und hindert sie daran, die Daseinsberechtigung der technischen Nothilfe zu erkennen. Eine Ausgestaltung der technischen Nothilfe durch Erweiterung ihres Wirkungsbereiches bei Öffent-

unternahm 1926 im Auftrage des Völkerbundes eine eigene Afrika-reise zum Studium der Schlafkrankheit. Von der Internationalen Konferenz für Bekämpfung der Schlafkrankheit, die in Paris letzten Herbst abgehalten wurde, hatte die französische Regierung — ein neues Zeichen ihrer angeblichen Versöhnlichkeit — den deutschen Forscher ausgeschlossen, obschon er ursprünglich eingeladen worden war. Die deutschen Versöhnungspolitiker gehen mit ihrer Presse beschämt über die neueste Tat französischer Versöhnungspolitik mit Stillschweigen hinweg, um die deutsche Gefühlseligkeit nicht zu beunruhigen. Zwischen wurde Professor Kleine von den — sWeißem Vätern und Brüdern“ am Tanganika eingeladen, nach Ostafrika zu kommen und dort über die Erkennung und Behandlung der Schlafkrankheit Licht zu verbreiten.

Paul Dehn

Ehrendoktoren. In den Ausführungen, die sich unter obiger Überschrift im Februarheft des „Türmers“, S. 478, finden, bedarf die Behauptung einer kurzen Berichtigung, daß der frühere Hamburger Bürgermeister von Melle als vierfacher Ehrendoktor einzig dastehe. So wurden z. B. seinerzeit Hindenburg und Ludendorff zu Ehrendoktoren sämtlicher Königsberger Fakultäten ernannt, sind also auch mindestens vierfache Ehrendoktoren. Daselbe gilt m. W. von dem früheren Togo-Gouverneur und Afrikaforscher Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg als Ehrendoktor aller Rostocker Fakultäten. Aber auch sonst kommen die gleichen und selbst noch erheblich höhere Zahlen vor. So zählt allein der Ehrenausschuß der Jenaer Studentenhilfe zu seinen Mitgliedern zwei vierfache Ehrendoktoren (Dr. jur. h. c., Dr. phil. h. c., Dr. med. h. c., Dr. phil. nat. h. c. Max Fischer, Jena, Ehrenbürger der Universität, Vors. der Gesellschaft der Freunde der Thür. Landesuniversität, Mitglied des Reichswirtschaftsrates, Mitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie, und Verlagsbuchhändler Dr. phil., Dr. sec. publ. h. c., Dr. rer. pol. h. c., Dr. med. h. c., Dr. phil. nat. h. c. Gustav Fischer, Jena, Ehrenbürger der Universität) sowie den Vorsitzenden des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Geh. Reg.-Rat Prof. Carl Quisberg (Lebertosen), der auf ordentlichem Wege Dr. phil. ist und dazu noch achtmal ehrenhalber zum Doktor ernannt wurde, nämlich zum Dr.-Ing., Dr. med., Dr. d. Staatsw., Dr. d. Nat., Dr. jur., Dr. d. Landw., Dr. phil. nat. und Dr. theol.

Studientat Dr. Weinert, Böhned (Eh

Kulturschande

Dem „Türmer“ wird geschrieben:

„Vor 5—6 Jahren kam ich auf den letzten Stadtfriedhof von Pöhned i. Thür., der ist im Stadtzentrum der Post gegenüber liegt. Ich war erstaunt und erschüttert über das, was ich sehen mußte. Jetzt, in den letzten Tagen des Jahres 1928, will es der Zufall, daß ich als Besucher Pöhneds wieder jene Gasse betrete. Und es bietet sich mir noch derselbe Anblick. Die alte kleine Kirche vorn im Eingang zeigt im Innern ein schauerliches Bild des Verfalls. Nach ihrer Anlage und den ersten der Renaissance-Bemalungen zu urteilen, muß sie früher ganz stillvoll gewesen sein. Die Kunstdenkmäler sind herausgenommen, vielleicht auch, teils wenigstens, geplündert, denn die Kirche steht offen. Wam wird wohl der große Kreuzfiskus, der jetzt noch im Chor hängt, spurlos verschwunden sein?

Aber schlimmer sieht noch der Friedhof aus, von dem der Maler Huth stimmungsvolle Bilder geschaffen hat. Mehrere Gräfte sind noch heute, scheinbar von Leichenschändern erbrochen, offen und zeigen Trümmer von Särgen und Reste von Leichen. Ja, sogar schon vor etwa 20 Jahren sollen Kinder Ge-

Neueste französische „culture“

Eine erste Autorität, vielleicht die erste auf dem Gebiet der Schlafkrankheit ist Geheimrat Professor Dr. Kleine. Er durchforschte alle Schlafkrankheitsgebiete in Afrika und

beine und Schädel im Spiel auf die anliegende Straße geworfen haben.

Anderer Städte erhalten pietätvoll ihre alten schönen Stadtfriedhöfe, und hier in Pöfned, der Stadt der vielen reichen Leute, in der sich das Wohlleben besonders breitmacht, sollte die Kirchengemeinde keine Mittel haben, den Friedhof instand zu halten und Grabfäudung zu verhindern?"

Studienrat Wagner, Delmenhorst.

Tschechen in Berlin — Reichsdeutsche in Prag

Vor kurzem in Berlin. 150 tschechische Arbeiterturner besuchten die dortigen Arbeitersportler. Schon beim Begrüßungsabend waren Saal und Galerie überfüllt, um den Tschechen ein Huldigungsfest zu bereiten. Am Sportfest selbst nahmen Tausende von Zuschauern teil, es herrschte ungeheure Begeisterung. Besonders eindrucksvoll war der Abmarsch der tschechischen Turner: Fadelzug durch die Straßen Berlins, tschechische Nationallieder, „Nazdar“-Rufe der Berliner, tschechische Hymne auf dem Bahnhof.

Vor einem Jahre in Prag. Viele Hunderte reichsdeutscher Turner waren zur Arbeiter-Olympiade dorthin gekommen. Sie zogen mit klingendem Spiel durch die Straßen, aber keine Hand rührte sich, und beim Festzug, an dem die Reichsdeutschen teilnahmen, war von Begeisterung nicht viel zu merken. Das Donnerwetter ging erst los, als die deutschen Besucher weg waren; die tschechische Presse erregte sich heftig über das provokatorische Heilgeschrei, das die Straßen Prags erfüllte. Was hätte sie erst geschrieben, wenn die deutschen Turner am Bahnhof das Deutschlandlied gesungen hätten?

Die „Bohemia“, der wir diese lehrreiche Gegenüberstellung entnehmen, wirft dazu die Frage auf: Wird das Echo in Prag dem festlichen Empfang in Berlin entsprechen oder werden sich die Tschechen nicht, wenn sie von diesen stürmischen Huldigungen hören, schließlich doch nur ins Häuschen lachen?

Schule Nr. 26

Daß man Attenmappen und Arrestzellen benummert, dürfte in Ordnung sein. Daß man die Klassenräume einer Schule zum besseren Zurechtfinden auf ähnliche Art kenntlich macht, soll ebenfalls noch gelten. Daß man aber stattlichen Schulgebäuden, wo sich tausend Zöglinge und mehr für die Lebensfahrt rüsten, nichts weiter als eine nackte Zahl ins Wappen setzt, ist armselig und genau so jämmerlich wie benummerte Straßen (z. B. in Mannheim!) oder die von der Freiwirtschaftslehre gewünschten benummerten Staaten. Ich war gelinde erschrocken, als mir mein Neffe auf die Frage, in welche Schule er ginge, mit der spinnwebgrauen Antwort kam: in die 26. Gemeindefschule! Es ist für ein Kind durchaus nicht einerlei, ob es sich zu einer Gemeindefschule Nr. 26 oder zu einer Eichendorff-Schule zählen darf.

Da sah ich neulich eine Schule, die sich den Genius des gütigen Ludwig Richter zum Paten und Heimwart erwählte. Ich war kaum eingetreten, da spürte ich schon den warmen Atem seiner beschaulichen und erbaulichen Welt. In Flur und Treppenhaus, in Saal und Zimmer — überall Schöpfungen seiner begnadeten Hand. Und jedes Jahr wird der Geburtstag des Meisters gefeiert mit lebenden Darstellungen einzelner Bildszenen.

Haben wir nicht Dichter und Denker genug, deren Namen es verdienten, daß man Schulen nach ihnen benennt und sie so in eine lebendige Beziehung zu künftigen Geschlechtern bringt!
E. S.

Verzerrung des Faustischen

Das Faustische läßt sich kurz, doch freilich etwas oberflächlich als der eingeborene Trieb zur Wesenserfassung der Welt bezeichnen. Im Mittelalter hat er sich der Magie bedient, in der Neuzeit hat er sich zur reinen Erkenntnis geläutert. Die Sehnsucht, der er entsprang, ist die gleiche geblieben. Erst in unserer Zeit ist diese Sehnsucht (wie fast alles) entartet. Aus dem geistigen Trieb ist ein sinnlicher geworden. Nicht mehr gilt es, die Welt im Wesen

zu erkennen, nicht mehr zu erforschen, was sie im Innersten zusammenhält — heute gilt es, die Welt zu genießen! Karl Ludwig Schleich hat diese dämonische Sucht in seiner Lebensgeschichte (S. 221) einmal in die bekennnishaften Worte gefaßt: „Es war in mir ein geheimer Wunsch, eigentlich einmal alles auf Erden eine Zeitlang gewesen zu sein!“

Diese geheimen Wünsche schillern fast durch das gesamte Schrifttum unserer Zeit. Sie haben zur knochhaften Entartung des Dramas geführt — haben in der erzählenden Dichtung jenen „hastigen“ Stil aufgebracht, der den Leser durch alle Länder und Lüste peitscht — sie haben die Lyrik zum sinnlos phosphoreszierenden Funkeln gebracht, das bedenklich dem Leuchten des faulen Holzes gleicht. Sie haben das Weib zur Trägerin eines neuen Titanentums gemacht — eines Titanentums freilich, das sich aufs rein Sexuelle beschränkt. Was die „Helbinnen“ der Heinrich Mannschen „Götinnen“, der Edschmidtschen „Achaten Kugeln“ und ähnlicher Nachwerke im geschlechtlichen Männerverbrauch leisten, stellt Casanova und Don Juan (auf zehnfache Potenz gebracht!) in den stümperhaftesten Schatten.

„Nell John“ — so heißt der Roman einer Verjüngten von dem französischen „Dichter“ Benno Digny — hat diesen Schwindel, auf den unsäglicherweise immer noch Leute hineinfallen, dermaßen ins Lächerliche geführt, daß man von diesem Schmöker vielleicht einmal den Bankrott der sexuellen Unterhaltungsliteratur datieren kann und wird. Man höre und staune! Nell John ist eine unbegrenzt

reiche Amerikanerin, die zwecks des oben-erwähnten Männerverbrauchs aller Rassen die Welt durchkreist. Mitte der fünfzig bemerkt sie an sich die ersten (!) Spuren des Alterns. Das bringt sie auf den schönen Gedanken, sich mit Hilfe der neuesten Erfindungen verjüngen zu lassen: damit sie das gar so schöne „Leben“ von vorne anfangen und weiterhin saftig „genießen“ kann. Es wird ihr der Eierstock einer Schimpanzin einoperiert, der schwarze Stab einer Zuchthäuslerin (Kostenpunkt 20000 Mk.) auf den Schädel verpflanzt usw. Dermaßen ausgerüstet, taucht sie als Vierundzwanzigjährige in Paris auf. Verheiratet sich mit einem jungen, berühmten Dichter und — führt ihre gigantische Erotik auf neue Gipfel! Bis eines Tages (bei einem Sturz) durch den Hufschlag einer Stute der famose Affeneierstock verletzt wird und wieder herausgenommen werden muß. Folge: in vier Wochen altert die Scheinjugenblühe zu einer neunzigjährigen Greisin vom Schlage der berühmten Rodirschen Plastik. Aus Verzweiflung über den graufigen Betrug, dem er zum Opfer gefallen ist, sprengt der Dichter sich mit samt seinem Landtschloß in die Luft ...

Möchte doch so endlich auch diese gesamte Literaturgattung in die Luft fliegen! Es ergreift einen nicht bloß Ekel, wenn man derlei Nachwerke liest, sondern schon bei dem bloßen Gedanken, daß es sie gibt und daß Tausende ihre kranke Phantasie mit diesem üblen Rauschgift noch kränker machen und sich gänzlich verderben.

Dr. Julius Kühn

Preisaus schreiben

Mitteilungen über das Preisaus schreiben für Kurzgeschichten können leider erst im nächsten Hefte veröffentlicht werden.
Schriftleitung des „Lümmers“.

Verantwortlicher Hauptchriftleiter: Prof. D. Dr. Friedrich Heugard in Eilenach
Verantwortlicher Hauptchriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Lärners, Eilenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Brud und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Hafenbild aus Gottenburg

Karl Ernst Lange

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthaus

31. Jahrg.

März 1929

Heft 6

Um die Volksgemeinschaft

Von Otto Lerche

Die „Partei der anständigen Leute“ ist seit langem die Sehnsucht weitester Kreise im deutschen Volke. Zumal nach den letzten Reichstagswahlen und nach den langwierigen, unerfreulichen und schließlich keine Partei voll befriedigenden Verhandlungen über die Bildung einer Regierung wurde man der angeblich führenden Parteien und ihrer Bonzen überdrüssig. Man suchte wieder stärker nach einer „Partei der anständigen Leute“, die nicht etwa die bisherigen Parteien, ihre Führer und Mitglieder als unanständig ablehnt, sondern die über die Partei-, Richtungs- und Interessen-Schranken hinweg die anständige Gesinnung als solche erkennt, gelten läßt und zusammenfaßt, um so auf einer möglichst großen Plattform zum Bewußtsein und zum Erlebnis der Volksgemeinschaft und zum nationalen Handeln zu kommen.

Es ist daran kein Zweifel: eine solche „Partei der anständigen Leute“ — die natürlich niemals eine parteiliche Organisation im parlamentspolitischen Sinne sein darf — würde zur Entgiftung des öffentlichen Lebens unbedingt nötig sein; aber sie kann jetzt wohl nicht entstehen, und so sehr wir sie erstreben, so sehen wir jetzt keine Möglichkeit, sie ins Leben zu rufen; es mag aber auch wertvoll sein, ihr den Boden zu bereiten.

Es ist im neuen Deutschland merkwürdig viel von den Menschen, die guten Willens sind, geredet und geschrieben. Es mußte schon stutzig machen, daß gerade Redner, die sonst nicht allzuviel von der Heiligen Schrift wissen wollten, sich an diese Worte klammerten und sie abhekten. Selbstverständlich war dabei immer, daß der gute Wille bei ihnen selbst, bei ihren nächsten persönlichen und politischen Freunden, in schwächerem Maße vielleicht auch bei einem größeren oder kleineren Kreise von

Anhängern als vorhanden angenommen wurde, daß man aber bei allen anderen von vornherein mehr den bösen als den guten Willen als gegeben annahm.

! Diese ewige Kampf Stimmung ist unerfreulich, sie macht kleinlich und trübt den Blick für die Notwendigkeiten des Volksganges und vor allen Dingen für die Größe an sich, sie macht ehrfurchtslos. Aber diese Kampf Stimmung ist andererseits für die Parteien nötig, denn nur aus ihr leben sie — die Parteien. Und da wir einmal recht viele Parteien haben — letzthin waren es bekanntlich 32 — und die Aussicht auf weitere Parteienbildung und Zersplitterung besteht, so wird die Kampf Stimmung aller gegen alle weiter genährt werden und darum wachsen, blühen und gedeihen.

Es ist heutzutage kein besonderes Verdienst, gegen die Parteien zu schreiben; das gehört fast zum täglichen Brot eines jeden Zeitungsschreibers. Es darf aber gestattet sein, an dieser Stelle einmal auf einige Grundübel hinzuweisen, die nicht genug beachtet und namentlich nicht allseitig bekämpft werden. Mit ganz besonderer Dankbarkeit dürfen wir als Hilfsmittel zur Klärung dieser Dinge ein Buch des den „Fürmer“ lesern gut bekannten und namentlich von seinem Aufsatz „Die Charakterlosigkeit als Verfallsursache“ (Jg. 26, 1923, S. 74 ff.) her in bester Erinnerung gehaltenen Georg Steinhausen nennen, nämlich „Der politische Niedergang Deutschlands in seinen tieferen Ursachen“ (1927, Osterwied am Harz: Bidfeldt, VII, 206 S., 6 M). Steinhausen weist unter Beibringung erdrückenden Materials darauf hin, daß der Historiker, der eigentlich die objektive und einwandfreie Schilderung vom Werden unserer jetzigen Verhältnisse geben müsse, in den meisten Fällen selbst parteipolitisch, zum mindesten aber seiner Gesinnung nach so weit festgelegt sei, daß er dem Gegner nicht immer das nötige Verständnis entgegenbringen könne. Das ist natürlich von Fall zu Fall verschieden, und es gibt in der Tat auch Geschichtsschreiber auf beiden Seiten, die sich redlich bemüht haben und dem Gegner weithin Verständnis entgegengebracht haben und ihm daher auch Gerechtigkeit widerfahren ließen. Aber von diesen erfreulichen Ausnahmen, die nur solche des Grades und nicht des Wesens sind, abgesehen, stehen sich die beiden Seiten auch in der Geschichtsschreibung feindlich beobachtend gegenüber: die eine Seite schiebt die Schuld an unserem politischen Niedergang der Nachahmung der westlichen Formen zu, dem parlamentarischen System, der Sozialdemokratie, der Demokratie und dem Liberalismus. Die „Akte dieses ewigen Krieges“ ist dann der Liberalismus, nach konservativer Grundanschauung die Vorfrucht der Demokratie, die ihrerseits den offenen Umsturz vorbereitet. Die blinde Nachahmung oder die gedankenlose, äußerliche Übernahme westlich-demokratischer politischer Einrichtungen sei deshalb verfehlt, weil das deutsche Volk bei seiner inneren Zerrissenheit für die parlamentarische Regierungsform nicht geeignet sei. Aber die an und für sich nicht vorhandene Reife des Volkes möchte man vielleicht hinwegsehen, einmal müßte ja der Anfang gemacht werden — aber über den völlig fehlenden politischen Instinkt des deutschen Volkes waren sich alle Kritiker einig. — Demgegenüber betont die andere Seite, daß die Schuld an unseren politischen Mißständen lediglich auf das Konto derjenigen komme, die die Reaktion so lange gestützt haben, die die konservative Staatsgesinnung gepflegt, die monarchische Staatsform erhalten und damit das Erwachen des Volkes zu selbständiger politischer Tätigkeit verhindert hätten. Die Macht der

überkommenen Autorität und die weltausgebreitete reaktionäre Gesinnung habe verhindert, daß sich die Masse des Volkes beizeiten auf einheitlichem nationalen Boden finden konnte; sie habe das Volk über die Zeit hinaus politisch bevormundet, und so sei die rechte Zeit für die Übernahme freiheitlicher westlicher Formen verpaßt.

Bei dieser immer gereizten Auseinandersetzung bleibt bemerkenswert, daß die beiden sich bekämpfenden Seiten feststellen: 1. die große, seit Jahrhunderten beobachtete deutsche Uneinigkeit; 2. eine gewisse Unteife für die politische Arbeit; 3. einen überaus mangelhaften politischen Instinkt. Aber die Quellen dieser Fehler und die Mittel, ihnen abzuhelfen, ist man sich dagegen durchaus nicht einig. Wenn die Vertreter der Demokratie usw. die Schuld an der Uneinigkeit des deutschen Volkes dem föderalistischen Charakter und den alten dynastischen Bindungen des Bismarckschen Reichs zuschreiben, so hätte das nur dann Berechtigung, wenn mit der tatsächlich nach der Revolution und seither immer mehr eingetretenen Verstärkung der Reichszentralgewalt und mit dem Fortfall aller dynastischen Bindungen jede Spur von Uneinigkeit, aller Partikularismus, aller Interessenstreit — bis auf den dann, aber nur dann tragbaren konfessionellen Zwiespalt — verschwunden wäre. Wie die Tatsachen beweisen, ist daran gar nicht zu denken. Die Länder des deutschen Reichs, zumal das immer und mit Recht führend auftretende Preußen, sind ängstliche Bewahrer ihrer Sonderrechte geworden, in einem Maße, wie sich das nicht die früheren Bundesfürsten, nicht einmal der König von Preußen, hätten erlauben dürfen. Und die Parteien, die wie im Reich, so auch in den Ländern tatsächlich durch ihre Sengen regieren, können aus der Pflege dieses Partikularismus nur gewinnen und tragen dem in ausgedehntem Umfange Rechnung. Die politische Unteife und Instinktilosigkeit des deutschen Volkes dagegen erweist sich darüber hinaus täglich und reichlich jedem, der unvoreingenommen zu beobachten gewöhnt ist. Den Vertretern der Rechten aber, die der Übernahme westlicher politischer Einrichtungen alle Schädigung unseres öffentlichen Lebens und alle Schuld an unserem politischen Niedergang zuschreiben wollen, darf man zeigen, daß der politische Niedergang schon Jahrzehnte vor dem Beginn des Weltkrieges zu bemerken ist, ja daß schon in den letzten Jahren des eisernen Kanzlers nicht alles mehr so war, wie es sein sollte, daß vor allen Dingen in den Parlamenten sich schon damals eine ausgesprochene Mittelmäßigkeit breitmachte. Mit Recht wird der Konservative darauf erwidern, daß seine Partei seit Beginn des parlamentarischen Lebens in Deutschland steigend an Einfluß verloren habe.

Nach alledem ist es nur zu begreiflich, daß das deutsche Volk auch in den letzten Jahren keinerlei Zeugnisse besonderer politischer Reife, keinerlei schlagende Beweise wirklicher Eignung für die parlamentarische Regierungsform und immer wieder Dokumente für das Fehlen jeglichen politischen Instinkts — namentlich dem Auslande gegenüber — erbracht hat.

Man kann im Hinblick auf diese Tatsache und im Anschluß an Jakob Burckhardt in schwermütige Betrachtungen über das Glück im Leben des Volkes versinken und mag sich damit abfinden, daß es ein restloses Glück im Leben der Völker so wenig wie im Leben des Menschen gibt. Aber man soll hier wie da das Mögliche tun oder es doch zu tun versuchen. Gewiß steht fest, daß es uns an Führern fehlt.

Im einzelnen wollen wir das schon oft genug erörterte Thema nicht behandeln, ist es doch bei jeder neuen Regierungsbildung sowieso das dankbarste Thema aller Zeitungen! Ebenso ist es eine genugsam bekannte Tatsache, daß auch eine qualifizierte Führerschicht, die die eigentlichen Führer trägt und die die ausführenden Organe stellt, in der Politik, im Felde und im öffentlichen Leben, namentlich aber auch im Parlament, gefehlt hat oder schon lange allzu dünn war. Aber darüber hinaus ist auch die Volksmasse als Ganzes im Wert gesunken. Gegen die physische Verschlechterung des Volkes hat man uns lezt hin eine Fülle von Maßnahmen vorgelegt, die zunächst hier und da scheinbare Erfolge zeitigen, die sich aber auf die Dauer nicht durchsetzen werden, wenn es nicht zu einer inneren Umwandlung des Volkes kommt, wenn wenigstens nicht seine raffisch besten Teile in Massen einsehen, daß es mit der physischen Erneuerung allein nicht getan ist. Es darf vielleicht schon für die Möglichkeit einer solchen Umwandlung die Tatsache gedeutet werden, daß sich eben breitere Volkstriebe bewußt von der Parteiherrschaft, von der Klügelwirtschaft, von dem Kreise um die Bonzen wenden. Aber mit dieser negativen Maßnahme allein ist noch nichts erreicht. Dazu stehen wir doch zu tief im Wahn der Zeit.

Die Partei-, Standpunkts-, Prinzips-Herrschaft ist im Grunde auf unseren Hochschulen, namentlich auch in vielen studentischen Verbindungen und Verbänden, großgezogen worden. Nur die eigene Verbindung, der Verband, dem man selbst angehört und der alle anderen ausschließt, war und ist im Vollbesitz aller wertvollen Ideale und Traditionen, ist gut und ehrenhaft, während die anderen — ja, das sind eben die anderen, jämmerlich, taktlos, charakterlos, feige, kümmerlich, kurz, nicht der Rede wert sind. In wie vielen studentischen Zeitschriften hat man da nach den ersten Schlachten 1914 lesen können: ja, die Leute vom so und so Bunde sind doch auch Kerle; da revidierte man vielfach die Anschauungen und versuchte wenigstens, auch Tapferkeit, Ehre bei anderen, und Ideale etwa bei mensurverweigernden Verbindungen für möglich zu halten. Da sprach man zum ersten Male menschlich über die Zäune hinweg, und manche gute Folgen hat dies Feldeleben auch in der Organisation der Studentenschaft gezeitigt. Aber in der weiteren Öffentlichkeit begann der Kampf um so heftiger. Das wäre ja ein schöner Politiker gewesen, der beim Gegner nicht die Fülle von Dummheit, Verlogenheit und Gemeinheit gesehen und täglich festgestellt hätte. Aus Gründen des Prinzips, des Parteidogmas mußte alles, was der Gegner machte, beabsichtigte oder sagte, ein Ausfluß niederträchtiger, verbotrter und verlogener Dummheit sein. Um alle diese Reden, Laten, Meinungen und Feststellungen der Parteiführer erhob dann die Parteipresse aller Richtungen das nötige Geschrei, und wer die lauteste Presse hatte, der hatte auch am meisten Eindruck gemacht. Keine politische Partei ist hier irgendwie freizusprechen, hier gehörte nun einmal Klappern zum Handwerk. Ein Beispiel für viele sei wenigstens angedeutet. Es ist wohl noch nicht dagewesen, daß ein anständiger, gescheiter, mit guten Fähigkeiten und dem besten Willen erfüllter hoher Staatsbeamter, den das Vertrauen weite Kreise trug und den eine der größten Parlamentsparteien zu einem wichtigen Amte berief, annähernd ähnlich beschimpft wurde, wie ein namhaftes Mitglied der lezten Reichsregierung wochen-, ja monatelang von führenden Organen der hauptstädtischen Asphaltpresse durch den Dreck gezogen wurde. Man muß das die Wochen und

Monate hindurch verfolgt haben, um es richtig beurteilen zu können, wie mit satanischer Lust jeden Tag derselbe Spott gedroschen wurde, wie es nichts an Dummheit, Verbohrtheit, Beschränktheit und Gemeinheit in der Welt gab, was man diesem Mann nicht zutraute. Daß die befreundete Presse das zustimmend abdruckte oder gar ergänzte, ist nicht zu verwundern, aber daß in der weiteren Öffentlichkeit niemand hier Halt gebot und das Unwürdige feststellte und die Fortsetzung unmöglich machte, das ist das Bedauerliche. Daß auch die Rechtspresse die linksstehenden Minister nicht gerade liebevoll behandelt hat, darf nicht als vollgültige Entschuldigung angeführt werden. Im übrigen hat die Rechtspresse auch bei den schärfsten Angriffen gegen den politisch führenden sozialistischen Minister — früher in Preußen, jetzt im Reich — niemals seine persönliche Untadeligkeit in Frage gestellt und seine geistige Haltung verurteilt. Soll sich unter diesen Umständen ein anständiger Mensch für die politische Arbeit noch hergeben?

Wenn wir davon grundsätzlich überzeugt sind, daß es in allen politischen Lagern durchaus anständige Leute gibt, die das Beste nicht nur für ihre Parteigenossen, sondern für das Volk überhaupt wollen, und die ernsthaft dem Wohle des Vaterlandes in ihrem Sinne — der nicht immer Unsinn ist — dienen, dann kann es uns schlecht gehen, sobald wir dieser Überzeugung Ausdruck geben. Wie oft mußten wir in rechtseingestellten Kreisen erleben, daß wir geradezu als menschlich und politisch minderwertig dahingestellt wurden, wenn wir es wagten, etwa den alten Nationalliberalismus in seiner Bedeutung für die Reichsgründung und für den deutschen Gedanken in der Welt festzuhalten, oder etwa soziale Schäden der Zeit und der industriellen Entwicklung anzuerkennen. Jeder, der einer Partei angehört und es wagt, jenseits der Parteizäune auch etwas Gutes zu bemerken, wird ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Heute kommt nun außer den Parteien noch das Gebilde der Verbände hinzu, die in mancher Hinsicht den Kastengeist und die Ausschließlichkeit veralteter akademischer Vereinigungen übernommen haben und ohne Rücksicht auf Leistungen und betätigte Gesinnung die Menschen allein nach Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu ihrem Kreis beurteilen. Wer nicht zu ihnen gehört, ist einer von den anderen; die anderen aber sind alle schlecht, im Grunde alle Verräter an der nationalen Sache, also Feinde des Vaterlands. Besonders erfrischend soll es sein, wenn sich ein solcher Streit der sich gegenseitig ausschließenden und verachtenden Verbände im Schoße einer Familie abspielt.

Die Verbände sind auch an die Spitze so mancher Anti-Bewegung getreten. Wir treten gern und nachdrücklich ein für einen wahren Frieden, können uns aber von einer Antikriegsbewegung, wie sie neuerdings sogar eine besonders smarte amerikanische Art von Geschäftstüchtigkeit geworden ist, keinen Erfolg versprechen. Wir suchen jede nationale, rassische, völkische Bewegung zu fördern, ihre geistigen Grundlagen zu verdeutlichen, zu stärken und ihre Arbeit zu vertiefen. Dabei sind wir aber nie gezwungen, mit jeder wüsten Anti-Horde lärmend und demonstrierend auf die Straße zu gehen. Es hat keinen Zweck, über undeutschen Ritsch in Theatern, Lichtspielhäusern, Büchern, Zeitschriften und im öffentlichen Leben sich zu creifern, wenn man dann die naturgemäß zunächst zaghaften und mit geringen Mitteln aus-

gestatteten probeutschen Veranstaltungen überflieht, sie wissentlich herabwürdigt, den Getrübten oder den Erhabenen spielt, weil man selbst oder sein Verband, der allein solche Dinge zu machen berufen sein soll, nicht mitmacht, und was dergleichen Torheiten mehr sind. Nationale Gesinnung wird nicht darin betätigt, daß man überall Anti — ist, sondern darin, daß man etwas Positives leistet. Fensterreinwerfen, Gräberschändungen, die undeutsche Presse an Gemeinheit des Tones und an übelster Herabwürdigung des politischen Gegners zu übertreffen suchen — das sind alles keine positiven Leistungen. Damit wird Deutschland nicht gefördert.

Es gibt eine Gemeinschaft für alle Menschen in der Welt, sagt Heinrich v. Kleist; also sollte es doch auch eine Gemeinschaft schließlich noch für die Menschen im deutschen Reich geben. Wir haben uns freilich weit auseinandergeredet und — geschimpft. Sobald wir uns den rüden Ton der jetzigen Öffentlichkeit abgewöhnt haben, sobald wir uns etwa mehr zu guten Formen, zur Lebenskultur untereinander, zur Humanitas in Form und Gebärde zurückgefunden haben, wird sich alles viel leichter machen. Wir werden dann sicher sehen, daß eine Gemeinschaft von der äußersten Linken bis zu den Rechtsstehenden möglich ist, wenn sie zunächst auch nur schmal sein wird. Zweierlei aber wäre dann unbedingt zu fordern: zunächst, daß das Strebertum, das als solches ein böser Auswuchs der materialistischen Gesinnung unserer Zeit ist, seine Rolle ausgespielt haben muß. Auch Georg Steinhäusen weist auf die verhängnisvolle Rolle hin, die die vielen „Macher“ — immer Leute ohne Geist und ohne Ideale — in unserem öffentlichen Leben gespielt haben und noch spielen. Die Bekämpfung des Strebertums auf der einen Seite zwingt uns, weiterhin Schutz und ehrliche Anerkennung der soliden Arbeit zu fordern. Einer der größten Lehrer Deutschlands, Meister Eckhart, hat betont, daß jede ehrliche Arbeit, auch wenn sie noch so geringfügig an sich ist, verehelt und in ihrem Werte erhöht werden kann, wenn sie nur mit vollster Hingabe betrieben wird, also, modern gesagt, wenn sie um ihrer selbst willen geschieht — das soll doch eine vornehmlich deutsche Eigenschaft sein, die Dinge um ihrer selbst willen zu tun! Welche Arbeit irgendwo und irgendwie wird denn nun mit vollster Hingabe und lediglich um ihrer selbst willen betrieben? Je mehr die Arbeit in der Öffentlichkeit erfolgt, je mehr von ihr und um sie herum die Rede ist, um so weniger kann man von ihr behaupten, daß sie um ihrer selbst willen gemacht wird. Andererseits, je mehr die Arbeiten der Kontrolle der Öffentlichkeit entgehen, ja ihr naturgemäß verborgen bleiben müssen, um so mehr spürt man immer die mangelhafte Hingabe. Davon sind nicht nur gelegentliche Skandalprozesse, an denen die Zeit so reich ist, Zeuge.

Wenn diese beiden Hauptforderungen einer „Partei der anständigen Leute“, nämlich Zurückweisung der Streber und richtige Bewertung ehrlicher Arbeit, zunächst einmal von den Führern unserer politischen Parteien anerkannt werden, und wenn dann auch tatsächlich entsprechend diesen Forderungen innerhalb der Parteien gehandelt wird, dann werden die politischen Parteien die Krise der Gegenwart überwinden, sie werden das im weiten Umfange verlorene Vertrauen des Volkes wiedergewinnen und in einer entgifteten Atmosphäre wird sich der politische Kampf, der auch die Kräfte rege hält, reibungsloser und für das Wohl des Volksganzen frucht-

barer entwickeln. Aber wann wird das sein? Da es sich um keine Utopie handelt, so dürfte und müßte das bald sein.

Die Ansichten einer Wendung sind vorhanden, wenn auch noch nicht zahlreich. Da ist einmal der „Bund zur Erneuerung des Reichs“, den der frühere Reichskanzler Dr. Hans Luther gegründet hat und dessen Ziele nichts mit dem Zerrbild zu tun haben, das die Parteipresse aller Richtungen geflissentlich aus dem Lutherischen Programm gemacht hat. Unsere „Fürmer“-Leser haben im ersten Hefte dieses Jahrganges (Oktober 1928) von Dr. Hans Luther einen Aufsatz erhalten, der einen Einblick in dieses Programm vermittelt. Es wäre erfreulich, wenn Luther bei seinen offenbaren Führeigenschaften sich durch die ganz zwangsläufige Ablehnung seines Programms durch die Parteien nicht irre machen ließe, sondern weiter mit allen Menschen, die guten Willens sind, an der Erneuerung des Reichs arbeitete.

Sodann haben wir viel zu danken dem früheren sozialistischen Oberpräsidenten Ostpreußens, August Winnig, von dem wir freilich auch noch viel erwarten. Für eine eigengewachsene und tiefangelegte Natur, wie August Winnig eine ist, sind die Parteischranten lähmend. Da Winnig aus dem parlamentarischen und politischen Parteilieben ausgeschieden ist, so darf er allen, die eine Erneuerung des Vaterlandes und seines Geistes ersehnen, um so lieber sein. Sein schönes Buch „Das Reich als Republik“ (Stuttgart, Cotta 1928) bietet allen, die die Zeit der vaterländischen Not auch innerlich erleben, einen Führer durch das Chaos der letzten Jahre. Gebunden an kein Parteidogma, an keine Gelehrtenchule, an keine zünftige Doktrin, zeigt Winnig, wie er den Ablauf der Ereignisse sieht, wie er das Zwangsläufige erkennt und wo er vaterländische Möglichkeiten und Ausichten erhofft. Das Buch wird kaum einem Parteimann, sicher aber allen Deutschen gefallen. Möchte doch der Kreis um August Winnig wachsen und an Einfluß gewinnen.

Und schließlich nennen wir den Grazer Johann Ude. Ude, Professor der katholischen Theologie, Priester und Soziologe, stand traditionsgemäß im Gefolge der christlich-sozialen Partei, also des Zentrums. Die schamlose Vermengung von Christentum und Politik, der parlamentarische Kuhhandel zur Erreichung kirchlicher Zwecke und die trotz aller betonten christlichen Moral und Ethik der Partei steigende Not der arbeitenden Bevölkerungsschichten haben ihn zu einer scharfen Abfrage an die Christlich-Sozialen veranlaßt. Sein höchst wertvolles, echt christliches politisches Bekenntnis und Programm legt Ude dar in seinem Buche „Der ideale Staatsbürger und seine Wirtschaftspolitik“ (Rlagenfurt, Mertel 1928). Vorläufig sind die Udisten ein kleiner Kreis, möchten sie nie eine Partei werden! Mit Udes Gedanken wird man sich auseinandersetzen müssen, von ihm erwarten weite Kreise des deutschen Volkes auch innerhalb der Reichsgrenzen Führung und Anregung.

Nicht an einen organisierten neuen Verein, der zu gründen wäre, denken wir, sondern an die unsichtbare, doch immer wachsende lebendige Gemeinschaft derer, die das Volkswohl in wahrer vaterländischer Gesinnung über Sonderwünsche und Parteinteressen stellen. Die Männer, die einsichtig um die Erneuerung des deutschen Geistes bemüht sind, werden uns auch den Weg zur wahren Volksgemeinschaft führen.

Das Bild

Von Scharattschandra Tschattopadhsaj

(Aus dem Bengalischen übersetzt von Helene Meyer-Frand)

1.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt, stand Birma noch nicht unter englischer Herrschaft. Damals hatte es seinen eigenen König, seinen Hofstaat und seine Soldaten. Damals regierte das Land sich selbst.

Die Residenz war Mandale, aber viele aus dem Königsgeschlecht wohnten in verschiedenen andern Städten des Landes.

So war auch vor langer Zeit einer von ihnen in das Dorf Imedin, zweieinhalb Meilen südlich von Pegu, gekommen und hatte sich dort niedergelassen.

Die Familie hatte einen großen Palast mit ausgedehnten Parkanlagen, ein großes Vermögen und viel Landbesitz. Als der Besitzer im Sterben lag, ließ er seinen Freund rufen und sagte: „Bato, es war unser Wunsch, daß dein Sohn meine Tochter heiraten sollte. Aber es ist noch nicht dazu gekommen. Ich lasse Maschoje zurück; nimm dich ihrer an!“

Mehr darüber zu sagen, schien ihm überflüssig. Bato war sein Jugendfreund. Er war einst auch sehr reich gewesen, aber er hatte alles für die Errichtung von buddhistischen Tempeln und für die Speisung buddhistischer Mönche hingegeben und war heute nicht nur ohne allen Besitz, sondern auch tief verschuldet. Dennoch zögerte der Sterbende keinen Augenblick, diesem Manne seine einzige Tochter und alles, was er sonst besaß, anzuvertrauen. Er hatte im Leben genug Gelegenheit gehabt, ihn kennenzulernen.

Aber Bato sollte diese Verantwortung nicht lange tragen. Auch an ihn erging der Ruf des Todes, und ehe ein Jahr um war, überließ er alle Erdenlasten der Erdenwelt und begab sich auf die Fahrt ins Unbekannte.

So groß wie die Liebe und Verehrung des ganzen Dorfes für diesen frommen Armen gewesen war, so groß war jetzt der Eifer, mit dem alle an die Totenfeier gingen.

Während Batos Leiche, mit Blumenkränzen geschmückt und mit Sandelpaste gesalbt, auf einem Prachtbett oben in seinem Zimmer aufgebahrt lag, ging unten das Fest vor sich, und das Haus erdröhnte Tag und Nacht von Musik und Sang und Spiel und Tanz und vom Lärm der schmausenden Gäste. Es sah aus, als sollte dies überhaupt kein Ende nehmen.

Um dieser furchtbaren Freude bei des Vaters Totenfeier eine Weile zu entfliehen, hatte Bathin sich draußen im Garten unter einen stillen Baum gesetzt und weinte. Plötzlich wandte er sich erschreckt um und sah Maschoje hinter sich stehen. Sie trocknete sich schweigend mit dem Zipfel ihres Kopfschals die Augen, dann trat sie zu ihm hin, ergriff mit beiden Händen seine Rechte und sagte: „Dein Vater ist gestorben, aber deine Maschoje ist dir geliebt.“

2.

Bathin war Maler. Sein letztes Bild hatte er durch einen Händler an den Hof des Königs geschickt. Der König hatte das Bild angenommen, und als Zeichen seiner Zufriedenheit schickte er ihm einen kostbaren Ring von seiner Hand.

Maschoje trat vor Freude die Tränen in die Augen. Liebevoll zu ihm aufsehend, sagte sie mit ihrer sanften, süßen Stimme: „Bathin, du wirst noch einmal der größte Maler der Welt!“

Bathin erwiderte lachend: „Ich werde vielleicht meines Vaters Schulden bezahlen können.“

Nach dem Erbrecht war Maschoje jetzt sein einziger Gläubiger. Daher fühlte sie sich durch solche Worte aufs äußerste beschämt. Sie sagte: „Wenn du mich noch einmal daran erinnerst, so komme ich gar nicht wieder zu dir.“

Bathin schwieg. Aber der Gedanke, daß sein Vater nicht von seiner Schuld befreit werden könnte, machte sein Herz erzittern.

Bathins Arbeit wuchs in dieser Zeit sehr. Er malte an einem neuen Bilde, die Hirtin aus den Schatatas (buddhistische Legenden). Maschoje kam jeden Tag zu ihm. Sie machte überall bei ihm Ordnung, räumte mit eigener Hand sein Schlafzimmer, Wohnzimmer und Arbeitszimmer auf. Diese Aufgabe mochte sie keinem Dienstenboten anvertrauen.

Heute hatte Bathin den ganzen Tag überhaupt nicht von seiner Arbeit aufgesehen. Maschoje kam wie gewöhnlich und ging an ihre Aufgabe. Bathin gegenüber war ein großer Spiegel, auf den sein Bild fiel. Maschoje blickte lange unverwandt darauf, dann sagte sie plötzlich mit einem Seufzer: „Bathin, wenn du ein Mädchen wärest, so könntest du heute unsere Königin sein.“

Bathin sah auf und sagte lächelnd: „Wie kommst du darauf?“

„Der König würde dich heiraten und auf seinen Thron setzen. Er hat viele Königinnen, aber welche von ihnen hat solche Farben, solch Haar, solch Gesicht wie du?“

Darauf widmete sie sich wieder ihrer Arbeit, aber es kam Bathin in den Sinn, daß er auf der Malerschule in Mandale zuweilen solche Reden zu hören bekommen hatte. Er sagte lachend: „Aber wenn es irgendein Mittel gäbe, anderer Schönheit zu fehlen, so würdest du mich vermutlich schon längst darum betrogen haben und jetzt zur Linken des Königs sitzen.“

Maschoje gab auf diese Rederei keine Antwort; sie sagte nur in ihrem Herzen: „Du bist so zart wie ein Mädchen, so sanft wie ein Mädchen, so schön wie ein Mädchen — deine Schönheit ist ohnegleichen!“

Neben dieser Schönheit kam sie sich sehr klein vor.

3.

Zu Frühlingsanfang fand im Dorfe Imedin jedes Jahr ein Pferderennen statt, bei dem sehr viel Pracht entfaltet wurde. Heute waren bei dieser Gelegenheit viele Menschen draußen vor dem Dorfe versammelt.

Maschoje trat langsam bei Bathin ein und blieb hinter ihm stehen. Er war so in seine Malerei vertieft, daß er das Geräusch ihrer Schritte nicht hörte.

Maschoje sagte: „Ich bin da, guck dich einmal um!“ Bathin fuhr erschrocken herum und fragte erstaunt: „Wozu hast du dich denn so geschmückt?“

„Nun, du hast wohl vergessen, daß heute unser Pferderennen ist? Und ich soll dem Sieger den Kranz geben!“

„Davon habe ich gar nichts gehört“, sagte Bathin, nahm seinen Pinsel und fing wieder an zu malen. Maschoje legte ihre Arme um seinen Nacken und sagte: „Nein, du hörst überhaupt nichts. Aber jetzt komm, wie lange willst du noch warten?“

Die beiden waren im gleichen Alter, vielleicht war Bathin ein paar Monate älter, aber sie hatten all ihre neunzehn Jahre zusammen verlebt. Sie hatten gespielt, sich gezannt, sich gehauen — und sich liebgehabt.

Aus dem großen Spiegel ihnen gegenüber strahlten ihre beiden Gesichter wie zwei aufgeblühte Rosen. Bathin wies darauf und sagte: „Sieh dort!“

Maschoje sah die beiden Bilder eine Zeitlang schweigend mit durstigem Blick an. Heute wurde sie sich plötzlich zum erstenmal bewußt, daß auch sie sehr schön war. Sie schloß wie trunken die Augen und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich bin der Flecken auf dem Mond.“ Bathin zog ihr Gesicht noch einmal zu sich heran und sagte: „Nein, du bist nicht der Flecken auf dem Mond — du bist das Licht des Mondes. Sieh einmal gut hin!“

Aber Maschoje hatte nicht den Mut, die Augen zu öffnen, sie hielt sie noch ebenso geschlossen.

Vielleicht hätte sie noch lange so verharret, aber eine Schar von Männern und Frauen kam tanzend und singend auf der Straße vorüber; sie gingen zum Feste. Maschoje stand hastig auf und sagte: „Komm, es ist Zeit!“

„Aber es ist ganz unmöglich, daß ich mitgehe, Maschoje.“

„Warum?“

„Ich habe versprochen, dies Bild in fünf Tagen abzuliefern.“

„Und wenn du es nicht tust?“

„Dann reißt der Händler ohne das Bild ab, und ich bekomme das Geld nicht.“

Es war Maschoje immer peinlich und beschämend, wenn er von Geld redete. Sie sagte erzürnt: „Aber ich kann es nicht leiden, daß du dich deswegen zu Tode plagst!“

Bathin antwortete nicht. Maschoje bemerkte wohl, daß sich bei der Erinnerung an die Schuld des Vaters ein Schatten von Schwerkut auf sein Gesicht legte. Sie sagte: „Verkaufe es mir, ich zahle den doppelten Preis!“

Bathin zweifelte nicht daran; er fragte lächelnd: „Aber was willst du damit anfangen?“

Maschoje zeigte auf ihre kostbare Halstette und sagte: „Mit all diesen Perlen und Rubinen werde ich das Bild einrahmen und es später in unser Schlafzimmer hängen.“

„Und dann?“

„Dann werden, wenn der Vollmond scheint, seine Strahlen durch das offene Fenster auf deinem schlummernden Antlitz spielen.“

„Und dann?“

„Dann, wenn du vom Schlummer erwachst — —“

Sie beendete den Satz nicht. Unten wartete ihr Ochsenarren, und man hörte den Lenter mit lauter Stimme rufen.

Bathin sagte eilig: „Das Weitere werde ich später hören, aber jetzt geh'. Es ist Zeit für dich — beeile dich!“

Aber Maschoje schien es jetzt nicht mehr eilig zu haben. Sie setzte sich wieder zu ihm hin und sagte: „Ich fühle mich nicht wohl, ich werde nicht hingehen.“

„Nicht hingehen? Du weißt doch, daß du es versprochen hast und daß alle dich mit Sehnsucht erwarten!“

Maschoje schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Mögen sie es tun! Ich schäme mich nicht, mein Wort zu brechen, — ich gehe nicht hin!“

„Pfu!“

„Kommst du denn auch?“

„Wenn ich könnte, läme ich gewiß; aber ich will nicht, daß du meinetwegen dein Wort brichst. Säume nicht länger, geh!“

Als Maschoje sein ernstes Gesicht sah und seine ruhige, feste Stimme hörte, stand sie auf. Mit schmollendem Gesicht sagte sie: „Du schickst mich nur fort, weil du mich jetzt nicht brauchen kannst. Ich gehe, aber ich komme niemals wieder zu dir!“

Bathin zog sie liebevoll zu sich heran und sagte lächelnd: „Tu kein so großes Gelübde, Maschoje, — wer weiß, wozu das führen könnte. Aber säume nun nicht länger!“

Maschoje antwortete im gleichen schmollenden Ton: „Du weißt ganz gut, in welchem Zustand du vom frühen Morgen an sein würdest, wenn ich nicht läme, und daß ich das nicht aushalten könnte, darum schickst du mich ruhig fort.“ Darauf ging sie, ohne eine Antwort abzuwarten, schnellen Schrittes hinaus.

4.

Als am Nachmittag Maschoje in ihrem silberbeschlagenen Pfauenwagen auf dem Festplatz anlangte, wurde sie von der versammelten Menschenmenge mit großem Jubel begrüßt. Sie war jung, sie war schön, sie war unverheiratet und Erbin eines großen Reichthums. Sie hatte im Reich der Jugend einen hohen Platz. Deshalb wies man ihr auch hier einen Ehrensitz an. Sie sollte dem Sieger den Kranz aufs Haupt setzen, und von den Händen dieser schönen Frau gekrönt zu werden, erschien heute allen als das einzig beneidenswerte Glück der Welt.

Auf prächtig geschmückten Pferden, in leuchtend roten Festgewändern, konnten die Reiter das Ungeßüm ihrer Kraft und Kampfbegierde kaum zügeln. Wenn man sie sah, so mußte man meinen, daß ihnen heute nichts unausführbar sein würde.

Allmählich rückte die festgesetzte Stunde heran, und die, die heute ihr Schicksal erproben wollten, stellten sich in Reihen auf. Eine Welle darauf, gleichzeitig mit dem Glockenzeichen, sporneten sie ihre Pferde an, und los ging es auf Tod und Leben.

Das war Heldentum, das war Kampf! Maschojes Vorfahren waren alle kriegerisch gewesen; ihr tolles Ungeßüm floß auch in Maschojes Adern. Wer auch Sieger sein würde, er war von vornherein der Huldigung ihres Herzens gewiß.

Als dann ein unbekannter Jüngling aus einem andern Dorfe mit gerötetem Körper und glühendem Antlitz sich vor ihr neigte und sie ihm mit vor Erregung bebenden Händen den Siegestranz aufs Haupt setzte, da erschien diese Erregung vielen vornehmen Frauen etwas unpassend.

Auf dem Heimwege gab sie ihm einen Platz in ihrem Wagen und sagte mit vor Ergriffenheit erstikter Stimme: „Ich habe Ihre wegen große Angst ausgestanden.“

Mir kam plötzlich der Gedanke, daß beim Sprung über den hohen Zaun der Fuß hängen bleiben könnte!“

Der Jüngling senkte respektvoll den Kopf, aber Maschoje konnte nicht umhin, diesen kühnen, starken Helden mit ihrem schwachen, zarten und zu allem ungeeigneten Maler zu vergleichen.

Der Name dieses jungen Mannes war Pothin. Im Laufe der Unterhaltung erfuhr Maschoje, daß auch er von vornehmer Familie und reich und daß er sogar ein entfernter Verwandter von ihr war.

Maschoje hatte heute viel Gäste zum Abendessen in ihren Palast eingeladen. Als ihr Wagen vor dem Tor anlangte, strömten sie schon in Scharen herbei. Ihr lauter Jubel, die Staubwolken ihrer tollen Tänze und das unerträgliche Getöse ihrer Musik füllten und überwältigten den Abendhimmel.

Als die tobende Menge an Bathins Hause vorbeikam, legte er einen Augenblick seinen Pinsel nieder, setzte sich ans Fenster und sah schweigend hinaus.

5.

Am folgenden Tage sagte Maschoje zu Bathin: „Der gestrige Abend verlief sehr froh. Viele hatten die Freundlichkeit zu kommen; nur du hattest keine Zeit, darum habe ich dich nicht gerufen.“

Er war mit allen Kräften daran, sein Bild zu vollenden. Er sah nicht auf und sagte: „Du tatest gut daran.“ Dann arbeitete er weiter.

Maschoje war starr vor Staunen und blieb still sitzen. Das Herz war ihr so voll; gestern hatte Bathin unter dem Druck der Arbeit nicht beim Fest zugegen sein können, daher war sie heute in der Absicht gekommen, lange zu bleiben und ihm recht ausführlich darüber zu berichten. Aber nun war es so ganz anders. Sie konnte nur allein dahereden, eine Unterhaltung gab es nicht. So saß sie stumm da, sie traute sich heute nicht, durch die geschlossene Tür seiner unerschütterlichen Gleichgültigkeit und ernststen Schweigsamkeit einzudringen. Jeden Tag hatte sie alle die kleinen Arbeiten für ihn gemacht, heute ließ sie sie liegen; sie war nicht in der Stimmung, die Hand an irgend etwas zu legen. So verging eine lange Zeit — Bathin sah kein einziges Mal auf, tat keine einzige Frage. Er zeigte nicht die geringste Neugierde in bezug auf die große Sache von gestern . . .

Nachdem Maschoje lange Zeit schweigend, traurig und beschämt dageessen hatte, erhob sie sich schließlich und sagte mit sanfter Stimme: „Ich gehe jetzt.“

Bathin ließ die Augen nicht von dem Bilde und sagte nur: „Geh!“

Doch Maschoje ahnte wohl, wie es im Herzen dieses Mannes aussah. Sie hätte ihm gern etwas gesagt, aber sie brachte kein Wort hervor. So ging sie schweigend hinaus.

Als sie ins Haus trat, saß Pothin da. Er wollte ihr für die Freude des gestrigen Festes seinen Dank abstaten. Maschoje nötigte den Gast mit gezwungener Höflichkeit, Platz zu nehmen.

Der Mann sprach zuerst von Maschojes Reichtum, dann von ihrer vornehmen Familie, von ihres Vaters Ruhm, von ihrem Ansehen bei Hofe, und so redete er ununterbrochen fort.

Maschoje hörte zerstreut zu; das meiste ging an ihrem Ohr vorbei. Aber der Mann war nicht nur ein kühner und geschickter Reiter, er war auch sehr schlau. Ihm entging Maschojes Gleichgültigkeit nicht. Nachdem er von der königlichen Familie in Mandale gesprochen hatte, fing er schließlich an, von der Schönheit zu reden, und wie er mit erbeuchelter Ehrlichkeit wiederholt auf ihre Schönheit und Jugend anspielte, da war sie innerlich zwar sehr beschämt, aber sie konnte doch nicht umhin, Stolz und Freude darüber zu empfinden. Und als die Unterhaltung zu Ende war und Pothin sich verabschiedete, da nahm er eine Einladung zum Abendessen mit.

Aber als er fort war und sie über seine Worte nachdachte, empfand sie Scham und Reue, und der Gedanke an die Einladung erfüllte sie mit grenzenlosem Ärger und Widerwillen. In aller Eile ließ sie durch einen Diener eine ganze Reihe von Freunden und Bekannten einladen.

Die Gäste erschienen zur richtigen Zeit. Auch heute gab es viel Lachen und Scherzen, Tanz und Gesang und lustiges Geschwätz, und als das Festmahl zu Ende war, da war die Nacht fast vorüber.

Müde und matt legte Maschoje sich schlafen, aber der Schlaf kam nicht in ihre Augen. Doch merkwürdig war es, daß sie an keinen einzigen von denen dachte, mit denen sie so lange zusammen gewesen war. Die erschienen ihr alle gleich fade und langweilig. Im Sinn lag ihr ein anderer, der die ganze Zeit still und geborgen da unten in seinem Gartenhause gefessen hatte und an dessen Ohr heute vielleicht kein einziger Laut von all der lärmenden Festlichkeit gedrungen war.

6.

Die Macht der lebenslänglichen Gewohnheit ließ Maschoje vom frühen Morgen an keine Ruhe und trieb sie zu Bathin. Wie alle die letzten Tage begrüßte er sie auch heute nur mit einem „Komm herein!“ und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu. Aber wie Maschoje so an seiner Seite saß, dachte sie die ganze Zeit nur, daß dieser in seine Arbeit vertieft, schweigende Mann im Schweigen gleichsam immer weiter von ihr fortglitt.

Lange konnte sie kein Wort finden. Endlich bezwang sie ihre Scheu und fragte: „Wieviel fehlt dir noch?“

„Viel.“

„Was hast du denn in diesen beiden Tagen getan?“

Bathin gab keine Antwort; er schob ihr nur den Zigarettkasten hin und sagte: „Ich kann diesen Weingeruch nicht ertragen.“

Maschoje verstand. Heftig stieß sie den Zigarettkasten zurück und sagte: „So früh rauche ich keine Zigaretten — es ist nicht meine Art, mit Zigaretten Gerüche zu verbeden — ich bin nicht kleiner Leute Kind!“

Bathin sah auf und sagte ruhig: „Vielleicht haftet er deinen Kleidern irgendwie an. Ich bilde mir den Weingeruch nicht bloß ein.“

Maschoje sprang erzürnt auf und sagte: „Du bist eifersüchtig und niedrig, daß du mich ohne Schuld beleidigst! Gut also, ich werde meine Kleider aus deinem Zimmer entfernen und dich auf immer verlassen!“ Darauf eilte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer. Bathin rief ihr in gleichem beherrschten Tone nach:

„Niemand hat mich je eifersüchtig oder niedrig genannt; ich merke, daß du plötzlich auf die schiefe Bahn geraten bist.“

Maschoje wandte sich um und sagte: „Inwiefern bin ich auf die schiefe Bahn geraten?“

„Das fühle ich.“

„Gut, fühle, was du willst, aber ich meinerseits fühle, daß zwischen der Tochter meines Vaters und dem Sohn deines Vaters keine Gemeinschaft sein kann!“

Mit diesen Worten ging sie fort. Bathin blieb unbeweglich sitzen. Daß jemand aus irgendeinem Grunde einen andern so tödlich verletzen konnte, daß eine so große Liebe sich in einem Tage in so großen Haß wandeln konnte, das konnte er nicht begreifen.

Als Maschoje nach Hause kam, sah sie Pothin dastehen. Er erhob sich respektvoll und lächelte süßlich. Als Maschoje das Lächeln sah, runzelte sie unwillkürlich die Stirn. „Hat Ihr Kommen einen bestimmten Anlaß?“ fragte sie kalt.

„Nein, ich wollte nur — —“ „Dann habe ich keine Zeit“, sagte Maschoje und stieg die Treppe zu ihrem Zimmer hinan.

Pothin dachte an den Abend vorher und war ganz betroffen. Aber da der Diener kam, warf er ihm mit einem hölzernen Lächeln ein Geldstück in die Hand und ging pfeifend hinaus.

7.

Seit ihrer Kindheit waren diese beiden Menschen niemals einen Augenblick getrennt gewesen, und nun wollte es die Laune des Schicksals, daß mehr als ein Monat verging, ohne daß einer den andern aufsuchte.

Maschoje versuchte sich einzureden, sie wäre froh, von dem befreit zu sein, der sie so lange getäuscht und wie in einem Netz gefangen gehalten hatte. Nun wollte sie gar nichts mehr mit ihm zu tun haben! Solange der Vater lebte, hatte sie in ihrem jugendlichen Eigenwillen oftmals allerlei unternahmen wollen, wovon die Furcht vor der Unzufriedenheit des ernstesten und beherrschtesten Bathin sie zurückgehalten hatte. Aber nun war sie frei, war völlig ihr eigener Herr. Sie brauchte nirgends und niemandem irgendwelche Rechenschaft abzulegen. Im Grunde regte dies Betwürfnis mit Bathin sie furchtbar auf und warf sie innerlich ganz um, aber sie wollte es sich nicht eingestehen. Hätte sie einmal die Tür zu dem tiefsten Innern ihres Herzens geöffnet, so hätte sie gesehen, wie sie sich selbst betrog. Denn dort, im heimlich verborgenen Winkel, sah sie ihm gegenüber — nicht im Liebesgespräch — nicht im Streit, sondern im tränenvollen Schweigen.

Aber dies Bild ihres eigenen innersten Lebens sah sie nicht. Inzwischen ging es in ihrem Hause lustig zu. Die abendlichen Feste und Theateraufführungen nahmen kein Ende — sie wollte schon zeigen, daß sie sich nicht in den Staub beugen ließ!

Aber heute sollte der Tag etwas anders verlaufen.

Jedes Jahr wurde Maschojes Geburtstag als ein großes Fest gefeiert. Diesmal wurden besonders großartige Vorbereitungen getroffen. Die ganze Nachbarschaft, die ganze Dienerschaft, alles beteiligte sich. Nur sie selbst hatte gar keine Neigung zu dieser Feier. Vom frühen Morgen an hatte sie das Gefühl, daß alles eitles, nutzloses Bemühen sei. Solange hatte sie immer noch geglaubt, daß dieser Mann doch schließ-

lich wie alle andern wäre, auch ein Mensch, auch nicht über Eifersucht erhaben. Deshalb hatte sie ihn aufzustacheln versucht. — Ob die Kunde von dem besonderen Anlaß dieses Festes wohl seine verschlossenen Fenster sprengte und in seinen verborgenen Winkel eindrang? Ob es ihn an seiner Arbeit hinderte?

Vielleicht warf er seinen Pinsel beiseite und saß bald regungslos da, ging bald aufgeregten Schrittes im Zimmer umher oder lag schlaflos, vor Eifersucht sterbend, auf seinem heißen Lager, oder — aber mochte es alles sein, wie es wollte!

Bisher hatte Maschoje eine Art bitterer Freude bei solchen Vorstellungen empfunden, aber heute fühlte sie plötzlich, daß es in Wahrheit alles ganz anders war. Er ließ sich bei seiner Arbeit durch nichts stören. Alles war Selbstbetrug gewesen. Er wollte weder nehmen noch sich hingeben. Dieser schwache Mensch war plötzlich wie ein Berg hart und unbeweglich geworden, und kein Sturm von irgendwoher konnte ihn auch nur im geringsten erschüttern.

Aber dennoch gingen die großartigen Veranstaltungen des Geburtstagsfestes mit allem Pomp vorstatten. Pothin war heute überall, bei jeder Arbeit. So sehr, daß die Gäste sich zuflüsterten, dieser Mann würde gewiß eines Tages Herr des Hauses werden — und vielleicht war er auch wirklich nicht mehr weit davon.

Die Männer und Frauen des Dorfes füllten das Haus, in allen Räumen herrschte laute Freude. Nur die, um deretwillen all dieser Trubel war, sie war innerlich nicht dabei; auf ihrem Gesicht lag ein Schatten von Kummer. Aber diesen Schatten bemerkten die Augen der Außenstehenden kaum — nur ein paar alte Diener des Hauses bemerkten ihn. Und der, der ungesehen alles sieht, sah ihn und wußte, daß für dies Mädchen alles nur eine traurige Komödie war. Der Mann, der ihr jedes Jahr an diesem Tage vor allen andern heimlich den Segenstranz um den Nacken gelegt hatte, der Mann war heute nicht da, sein Kranz war nicht da, und sein Segen fehlte heute, ach, so sehr!

Ein alter Diener aus der Zeit ihres Vaters kam und sagte: „Mütterchen, warum sehe ich ihn denn nicht hier?“

Der Alte hatte sich vor einiger Zeit vom Dienst zurückgezogen, auch war sein Haus in einem andern Dorf, daher hatte er von dem Zwist nichts erfahren. Als er heute kam, hatten ihm die Dienstmoten davon erzählt.

Maschoje sagte hochmütig: „Wenn du ihn sehen willst, geh zu ihm, warum kommst du hierher?“

„Gut, dann geh' ich hin“, sagte der Alte und ging fort. Im stillen sagte er sich: „Ihn allein sehen, daran liegt mir nicht; ich möchte euch beide zusammen sehen. Sonst habe ich den weiten Weg umsonst gemacht.“

Aber von dem, was der Alte dachte, ahnte das junge Mädchen nichts. Wie geistesabwesend kam sie allen ihren Aufgaben nach, und so war ihr die Zeit irgendwie hingegangen, als plötzlich der leise Ton einer Stimme sie aufblicken ließ. Pothin stand vor ihr! Es durchfuhr sie wie ein Blitz, aber im selben Augenblick beherrschte sie sich, wandte sich ab und ging hinaus.

Eine Weile darauf kam der Alte und sagte: „Mütterchen, sei dem wie ihm wolle, er ist dein Gast! Hattest du denn nicht ein Wort für ihn?“

„Aber ich habe dir doch nicht gesagt, daß du ihn rufen solltest.“

„Ja, daran trage ich allein die Schuld“, sagte der Alte und ging fort. Maschoje rief ihn zurück und sagte: „Aber es sind außer mir noch andere Menschen da, die können mit ihm sprechen.“

Der Alte sagte: „Das können sie, aber es ist nicht mehr nötig, er ist fortgegangen.“

Maschoje blieb eine Zeitlang stumm. Dann sagte sie: „Das ist mein Schicksal. Sonst hättest du ihn ja auch zum Essen bitten können.“

„Nein, so etwas nehme ich mir nicht heraus“, sagte der Alte und ging zornig davon.

8.

Bathin waren bei dieser Beleidigung die Tränen in die Augen getreten. Aber er gab niemandem die Schuld, er sagte sich nur immer mit Selbstverachtung: „Mir ist ganz recht geschehen. Einem so Schamlosen wie mir war solche Lehre nötig.“

Aber was nötig war, das war noch nicht an einem Abend getan. Ein paar Tage später sollte er merken, daß eine noch weit größere Demütigung seiner wartete.

Das Bild, mit dem diese ganze Sache angefangen hatte, das Bild der Hirtin aus den Oshatalas, war inzwischen fertig geworden. Die Frucht von mehr als eines Monats rastloser Mühe war heute vollendet. Den ganzen Morgen war Bathin in diese Freude eingetaucht.

Das Bild sollte an den Königshof; der Händler war benachrichtigt und erschien. Aber als das Bild enthüllt wurde, erschrak der Mann. Er verstand sich wohl auf Bilder und sah, daß es ein Meisterwerk war. Dennoch sagte er, nachdem er es lange angesehen, betrübt und ratlos: „Dies Bild kann ich dem Könige nicht bringen.“

Bathin, vor Schrecken und Staunen außer sich, fragte: „Warum nicht?“

„Weil ich dies Gesicht kenne. Eine Göttin nach dem Bilde eines Menschen gestalten, heißt die Göttin beleidigen. Wenn der König dies erfährt, darf ich mich nicht wieder vor ihm sehen lassen.“

Darauf sah er den Maler mit bekümmertem Lächeln an und sagte: „Wenn Sie einmal nachdenken, können Sie es selbst sehen — Wer ist das? So etwas geht nicht an.“

Von Bathins Augen fiel langsam ein Schleier. Als der Händler fort war, stand er noch immer und starrte das Bild an. Tränen begannen aus seinen Augen zu fließen. Jetzt verstand er alles: Die Schönheit, die Lieblichkeit, die er, mit ganzer Seele schaffend, aus seines Herzens Tiefe hervorgeholt hatte und die sich ihm die ganze Zeit als Göttin ausgegeben, das war nicht die Hirtin aus den Oshatalas — es war seine Maschoje!

Das Gesicht in den Händen bergend, rief er aus: „Gott, was habe ich dir getan, daß du mir solche Qual bereitest?“

9.

Pothin sagte ermutigt: „Selbst die Götter begehren dich, Maschoje, und ich bin nur ein Mensch!“

Maschoje antwortete wie geistesabwesend: „Aber der mich nicht begehrt, der ist vielleicht noch größer als die Götter?“

Sie ging jedoch nicht weiter auf dies Thema ein und sagte: „Ich habe gehört, daß Sie bei Hofe großen Einfluß haben — können Sie mir einen Gefallen tun? Und bald?“



Bothin fragte neugierig: „Was für einen?“

„Jemand schuldet mir viel Geld, aber ich kann es nicht ausgezahlt bekommen. Ich habe nichts Schriftliches darüber. Können Sie mir irgendwie behilflich sein?“

„Ob ich das kann! Sie wissen wohl nicht, wer dieser Hofmann hier ist?“ Und er lächelte.

Dies Lächeln war ein deutliches Versprechen. Maschoje ergriff mit eifrigem Druck seine Hand und sagte: „So helfen Sie mir! Heute noch! Ich möchte es keinen Tag verschieben!“

Bothin nickte zustimmend: „Gut, es wird geschehen.“

Diese Schuld war ihr sonst immer als eine so belanglose, so unmögliche, so lachhafte Sache erschienen, und sie hatte von sich aus nie daran gedacht. Aber jetzt, in dieser unerträglichen Spannung, war ihr jedes Mittel recht, den scheinbar Gleichgültigen aufzurütteln. Mit blitzenden Augen erzählte sie Bothin die Geschichte und sagte: „Ich werde nichts ablassen, keinen Heller! Wie ein Blutegel will ich ihn ausaugen! Heute, sogleich, ja?“

Es war überflüssig, diesen Menschen anzuspornen. Dies war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Seine innere Freude und Begierde so gut er konnte beherrschend, sagte er: „Das königliche Gericht wird sieben Tage brauchen. Diese kurze Zeit müssen Sie sich irgendwie gedulden, dann können Sie nach Belieben Blut ausaugen; ich werde nichts dagegen haben.“

„Das ist gut. Aber jetzt gehen Sie!“ Damit verließ sie ihn fluchtartig.

Seine Begierde nach diesem unbegreiflichen Mädchen war grenzenlos. Daher hatte er ihre vielfache Nichtachtung schweigend ertragen und ertrug sie auch heute. Ja, auf dem Nachhausewege sagte sein erfreutes Herz sich immer wieder: Nun ist alle Gefahr vorüber, nun liegt der Weg zum Erfolg dornenlos vor mir und ist vielleicht nicht mehr weit. Der Weg war nicht mehr weit, das stimmte. Aber welche Überraschung am Ende dieses Weges seiner harrte, das ahnte er heute nicht.

10.

Der Brief mit der Schuldeinforderung kam. Das Papier in der Hand saß Bothin lange Zeit schweigend da. Er hatte so etwas zwar nicht erwartet, aber erstaunt war er nicht. Die Frist war kurz, es mußte schnell etwas getan werden.

Eines Tages, als Maschoje aus irgendeinem Grunde erzürnt gewesen war, hatte sie sich über seines Vaters Verschwendungssucht spöttisch geäußert. Er hatte ihr dies nicht vergessen und nicht verziehen. Daher wollte er seinem Vater jetzt nicht den Schimpf antun, um Aufschub zu bitten. Seine Sorge war nur, ob er mit dem, was er besaß, die Schuld bezahlen konnte. Im Dorf wohnte ein reicher Kaufmann. Am folgenden Tage begab Bothin sich früh zu ihm und bot ihm seine ganze Habe zum Verkauf unter der Hand an. Was jener dafür geben wollte, genügte. Er nahm das Geld und ging damit nach Hause. Aber wie stark diese grundlose Herzlosigkeit eines Menschen ihn körperlich und seelisch getroffen hatte, das merkte er erst, als das Fieber ihn niederwarf.

Die nächsten Tage und Nächte vergingen, ohne daß er wußte wie. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er, daß dies der letzte Tag der gegebenen Frist war.

— — — Heute war der letzte Tag! Maschoje saß in ihrem Zimmer und spann das Netz ihrer Phantasie. Ihrem verwundeten Stolz erschien Bathins Stolz himmelhoch. Sie zweifelte nicht im geringsten, daß heute dieser gewaltige Stolz zu ihren Füßen in den Staub gebeugt werden würde.

Da kam der Diener und meldete, daß Bathin unten warte! Maschoje, innerlich grausam lächelnd, sagte: „Ich weiß.“ Sie hatte ihn erwartet.

Als Maschoje nach unten kam, erhob Bathin sich. Aber als sie sein Gesicht sah, war es ihr, als würde ihr Herz von einem Pfeil durchbohrt. Sie wollte kein Geld, hatte kein Verlangen nach seinen paar Groschen, aber einen wie furchtbaren Druck man durch Geld ausüben kann, das sah sie heute. Bathin nahm zuerst das Wort und sagte: „Heute ist der letzte der sieben Tage; ich bringe dir dein Geld.“

Ach, und wenn es auch ums Leben geht, der Mensch will seinen Stolz nicht aufgeben! Wie hätten sonst aus Maschojes Munde die Worte kommen können: „Ich habe nicht eine kleine Zahlung verlangt; ich habe gesagt, daß die ganze Schuld bezahlt werden soll.“

Aber Bathins schmerzvolles krankes Gesicht ging ein Lächeln. Er sagte: „Das weiß ich; ich bringe dir das ganze Geld.“

„Das ganze Geld? Woher hast du es?“

„Morgen kannst du es erfahren. In dem Kasten da ist Geld, sage jemandem, daß er es zählt.“

Der Fuhrmann rief draußen: „Wie lange dauert es noch? Wenn wir nicht rechtzeitig aus dem Dorfe kommen, so bekommen wir in Pegu keine Unterkunft.“

Maschoje blickte hinaus und sah auf der Straße einen Ochsenwagen stehen mit Koffern, Betten und anderen Dingen beladen. Alle Farbe wich aus ihrem Gesicht. Bestürzt fragte sie: „Wer geht nach Pegu? Wem gehört der Wagen? Woher hast du das Geld bekommen? Warum sagst du nichts? Wie kommt es, daß deine Augen so matt sind? Was werde ich morgen wissen? Wenn du es mir heute — — —“

Während sie so redete, war sie selbstvergessen zu ihm getreten und hatte seine Hand ergriffen. Doch im selben Augenblick ließ sie sie los, befühlte seine Stirn und rief erschrocken: „O, du hast Fieber, siehst du darum so krank aus?“

Bathin machte sich los und sagte mit ruhiger, sanfter Stimme: „Seh dich.“ Dann setzte er sich selbst auch und sagte: „Ich reise nach Mandale. Darf ich heute eine letzte Bitte an dich richten?“

Maschoje nickte stumm. Nachdem Bathin eine Weile schweigend dageessen hatte, sagte er: „Meine letzte Bitte ist: Wenn du einen rechtschaffenen Mann findest, heirate ihn bald. Bleibe nicht lange so unverheiratet. Und noch eins —“

Darauf schwieg er wieder eine kleine Weile und fuhr dann mit sanfter Stimme fort: „Eins möchte ich dir für alle Zeiten einprägen: Vergiß niemals, daß Scham und Stolz zwar der Schmutz einer Frau sind, aber wenn man sie übertreibt —“

Maschoje unterbrach ihn ungeduldig. „Das alles werde ich ein andermal hören. Woher hast du das Geld?“

Bathin lächelte. „Warum fragst du?“ sagte er. „Kennst du mich denn nicht?“

„Woher hast du das Geld?“

Bathin schluckte und schwieg. Dann sagte er: „Ich habe meines Vaters Schuld mit dem, was er besaß, bezahlt — ich selbst habe ja nichts.“

„Und dein Blumengarten?“

„Der gehört auch Vater.“

„Deine vielen Bücher?“

„Was soll ich noch mit den Büchern? Übrigens gehören sie ihm auch.“

Maschoje seufzte und sagte: „Lassen wir das gut sein. Jetzt komm nach oben und leg dich hin.“

„Aber ich muß doch noch heute fort!“

„Mit dem Fieber? Glaubst du wirklich, daß ich dich in dem Zustand fortlasse?“

Darauf trat sie wieder zu ihm und ergriff seine Hand. Bathin sah mit Erstaunen, daß Maschojes Gesichtsausdruck in einer Minute gänzlich verändert war. Auf diesem Gesicht war keine Spur mehr von Bitterkeit, Verzweiflung, Scham, Stolz. Nur eine große Liebe und eine ebenso große Angst. Dies Gesicht bezauberte ihn völlig; schweigend folgte er ihr langsam hinauf ins Schlafzimmer.

Maschoje legte ihn aufs Bett und setzte sich zu ihm. Ihre unter Tränen leuchtenden Augen unverwandt auf sein blaßes Gesicht geheftet, sagte sie: „Was denkst du, glaubst du, weil du mir etwas Geld gebracht hast, aus meiner Schuld frei zu sein? Die Sache mit Mandale gib nur auf! Wenn du gegen meinen Befehl dies Zimmer verläßt, so werde ich vom Dach springen und mich töten. Du hast mir viel Schmerzen bereitet, aber mehr Schmerzen ertrage ich nicht, das versichere ich dir!“

Bathin gab keine Antwort. Er zog das Bettlinnen um sich, seufzte und legte sich auf die andere Seite.

Vorfrühlingswedruf

Von Bruno Kremling

Wach auf! Schon regt der Morgenwind die Flügel.
 Der Hahenschrei tönt kühner schon im Kreise,
 Und rot beginnt der Himmel sich zu färben.
 Die Ruthe harret! Das Rappenpaar im Jügel
 Stampft wild, vor Ungeduld nach schneller Reise,
 Die Eisdecke der Räderspur zu Scherben.
 Trotz Nebeldampf, dem herben,
 Der schlängelnd kriecht auf reißglühenden Wiesen
 Zu Füßen kronenbreiter Eichenriesen,
 Wirft du, ganz zart umsorgt von meinen Armen,
 Auf unsrer Fahrt vor Frühlingsglück erwarmen.
 Wach auf! Wach auf! Wir wollen,
 So lang der Morgen kinderleicht noch lacht,
 Fromm schwelgend durch das Werdewunder rollen
 Und schöpfen in der jungen Lenzespracht
 Tief dankbar aus dem Gottesborn, dem vollen.

Bilgerfahrt zum Klosterberg Koyasan

Ein Brief aus Ostasien
Von Erich von Salzmänn

Im Kloster des „Klaren Herzens“, Sept. 1928.

Japan ist in unserm Zeitalter als das Land besonderer Naturschönheit bekannt geworden. Es wirkt auf den Besucher immer wieder außerordentlich anziehend und wohlthuend, besonders nachdem er die öden flachen Küsten Nordchinas mit ihren staubreichen Ebenen, ihren kahlen Bergen, mit ihren gelben, trüben Flüssen hinter sich hat. Japan präsentiert sich dem Besucher zuerst in reichem matten Grün mit einer sehr abwechslungsreichen Küste. Seine Flüsse sind alle klar und schnellfließend. Das anmutige Bild der Landschaft wird durch die farbenprächtigen, abwechslungsreichen Städtebilder und die lebhaften, bunt gekleideten Menschen ständig stark belebt. Das ganze japanische Volk ist unendlich stolz auf sein Land. Der einzelne freut sich herzlich, wenn man seine Schönheit lobt.

Raum irgendwo jedoch ist der wunderbare Reiz dieser Natur so konzentriert wie im mittleren Japan, in dem die alte Hauptstadt Kyoto liegt, wo sich im Herbst 1928 der feierliche große Akt der Krönung des 124. Kaisers aus demselben Hause in jenen Formen vollzieht, die im Zeremoniell seit Jahrhunderten, vielleicht seit einem Jahrtausend und mehr festgelegt sind. Natur- und Gottesglaube verbinden sich hier zu einem Ganzen und konzentrieren sich in Stätten, die seit alters her berühmt sind. In Mittellapan hat der aus Indien über Tibet, China, Korea schon im 6. und 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingewanderte Buddhismus zuerst festen Fuß gefaßt und jene Stätten der Weisheit gegründet, deren Bauten wir noch in die heutige Zeit ragen sehen.

Es sind zwei Gruppen, die besonders hervortragen, die Klöster auf dem Hieiizan, der Kyoto gegen die bösen, aus dem Nordwesten kommenden Geister schirmt und der mächtige, emporragende Klosterberg Koyasan, der über dem altherwürdigen Nara in den Himmel ragt und vielleicht in seiner Schönheit geradezu ein Naturwunder darstellt. Die japanischen Glaubensboten, die in China und Korea, manche sogar auch in Indien die weichen, friedliche Erfüllung predigenden Lehren des Buddhismus aufgenommen hatten, fanden in den jungen Klöstern auf diesen beiden Berggruppen jene Einsamkeit, die die Nachdenklichkeit und die Erinnerung zur Folge hat. Bis die Eisenbahn den modernen Verkehr ermöglichte, haben die Klöster ein weltabgeschiedenes Dasein geführt, das uns ihr frühmittelalterliches Bild klar und einfach erhalten hat, und sich die heutigen Menschen genau vorstellen können, wie der japanische Mönch vor tausend Jahren lebte. An der Hand der heutigen japanischen Klöster können wir uns unser eignes mittelalterliches Klosterwesen genau rekonstruieren. Die gleichen Umstände haben auch das gleiche Ergebnis gezeitigt, wenn auch das schöne, weiche, warme Klima Japans in den Außersichtlichkeiten manches freudiger, anmutiger und weniger bedrückend gestaltet hat, wie es sich bei unsern abgeschiedenen mittelalterlichen Klosterfestungen entwickelte. Auch hier in Japan hat sich das vollzogen, was wir in der deutschen Geschichte ver-

zeichnen. Aus den mit heiligem Feuer erfüllten Sendmönchen wuchs die Gemeinde des Klosters, bildeten sich die Klostergruppen und der Klosterstaat, der durchaus im weltlichen Sinne seine Geschäfte führte, seine Liegenschaften verwaltete, der sich selbst eine Konstitution gab, der zum politischen Faktor wurde und zur weltlichen Macht wuchs, mit reissigen Mönchen, streitbaren Klosterfoldaten, Äbten und Bischöfen, die Verwalter und Heerführer zugleich waren, die den Segen gaben und das Schwert führten, die diplomatisch unterhandelten und selbständige freie Staaten, Republiken, in einem Chaos des Feudalismus, der unserer mittelalterlichen Ritterherrlichkeit genau so glich wie ein Ei dem andern, führten. Die Klostergemeinde des Hieizan bei Kyoto lag der Hauptstadt des frühen japanischen Reiches zu nahe, um nicht bald in einen schweren und entscheidenden Kampf mit diesem zu treten. Schon ums Jahr 1000 war dieser dauernde Kampf zu offenem Krieg geüben. Die Bischöfe der Klöster, die erst in diesen Tagen wieder zu neuem Glanz erstehen, rangen die Macht der im Tal sitzenden Papst-Kaiser so nieder, daß ihnen der Kaiser und seine Hausmeier, die Shogune, Rechte und Freiheiten verbrieften, die eigentlich die vollkommene Selbständigkeit bedeuteten. Der Übermut der Klöster wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bis im 16. Jahrhundert ein Hausmeier-Shogun Gewalt gegen Gewalt setzte und das Treiben der längst in Luxus und weltliches Leben verfallenen Mönche zerbrach. Offene Schlachten wurden geliefert, Tausende erschlagen, die Klöster zerbrochen, ihre Macht vernichtet. Die Wissenschaften flohen die Stätten, die Künste, die in ihnen geblüht hatten, verfielen. Der Urwald wuchs in vollster Uppigkeit. Die Klöster fielen fast der Vergessenheit anheim. Erst die heutige Regierung versucht wieder neues Leben durch Neuaufrichtung zu erwecken. Sie erschließt das Gebirge mit den Mitteln modernster Verkehrstechnik, so daß heute die Sonntagsausflügler aus den Industrie-Millionenstädten zu Tausenden in einer knappen Stunde mit der elektrischen Tal- und Bergbahn dorthin bringen können, wohin zu reisen früher mühseliges und gefährliches Reisen mehrerer Tage mit Tragtieren bedeutete.

Die zweite wichtige Gruppe der Klosterrepubliken lag abgeschiedener, weiter ab vom weltlichen Machtzentrum, kam sehr selten in einen Konflikt mit den benachbarten Machthabern. Der Grund ist der, daß der Koyasan, in dessen schönstem Tempel, dem des „Klaren Herzens“ ich dieses schreibe, als Berg sehr viel höher liegt und früher schwer ersteigbar war. Die Sicherung durch die Steilheit des Aufstieges, durch die ungeheure Wirnis der Urwälder ist außerordentlich. Diese Berggruppe ist eine besondere Merkwürdigkeit, denn auf dem Regel ist eigentlich ein flaches längliches Hochtal, das gewissermaßen eine Festung in sich bedeutet. Auf dem Koyasan siedelten sich die Mönche fast ebenso frühzeitig an wie auf dem Hieizan. In den Klöstern wurden die mit dem Glauben verknüpften Wissenschaften genau so gepflegt wie in unsern mittelalterlichen Klöstern. Die Künste blühten. Wunderbare Bilder entstanden, Holzschnitzereien und Gußstücke. Der Koyasan war in seiner Glanzzeit, die vor einem halben Jahrtausend bereits zu Ende ging, weit hin berühmt. Man wußte von ihm in China und in Indien. Die Verbindung der Koyasanklöster mit denen der Diamantberge in Korea, die bis in unsre Tage fast unberührt wie ein Juwel in ihrer Bergeinsamkeit ruhten, war ebenso lebhaft wie die zwischen den mittelalterlichen Klostergebilden Europas. Ebenso wie aus Frankreich, aus

Italien und Deutschland suchende Mönche weit nach Asien hineinzogen, um die Heerlager der großen mongolischen Khane zu erreichen oder später die Hoflager der chinesischen Ming-Kaiser oder der Mandchu-Dynastie, ebenso gingen und kamen die gelehrten Brüder vom Koyasan zum chinesischen Kaiserhof und zu den Stätten befruchtender Gelehrsamkeit, so daß es fast verwunderlich ist, daß nicht frühzeitiger Kunde von diesen merkwürdigen Stätten der Wissenschaft nach Europa gedrungen ist. Die wandernden Mönche des Koyasan, die bei den chinesischen Mutterstätten neue Weisheit suchten, müssen auch auf die Sendboten des Abendlandes getroffen sein, von diesen gehört und Nachrichten von ihrer eignen Stätte gegeben haben. Trotzdem ist bis vor kurzem wenig über den Koyasan bekannt gewesen, obwohl dieser seinem Umfang und seiner Bedeutung nach eine der gewaltigsten Stätten buddhistischer Glaubensgrübeleien und buddhistischer Glaubensbewahrung gewesen ist. Vielleicht ist es gerade seine Weltabgeschlossenheit gewesen, die ihn vor der Vernichtung durch Feuer und Schwert oder vor der Nivellierung durch die neueste Zeit bewahrt hat. Die Blütezeit des Koyasan lag gleichfalls vor einem halben Jahrtausend und mehr. Der Niedergang ist sehr, sehr langsam erfolgt. Die Sterilität der Glaubensäußerung und des Glaubens ist naturgemäß mit dem Niedergang eingetreten und hat leerem Formelraum Platz gemacht, je stärker sich Verarmung bemerkbar machte. Die Einigung Japans aus zersplitterndem Feudalismus, die Konzentration der Macht auf eine einzige moderne Regierungsstelle ist natürlich dem Klosterwesen auch äußerst abträglich gewesen, so daß dieses langsam in Schlaf verfiel und gewissermaßen lokalisiert wurde. Es verlor an Allgemeinbedeutung für die Nation. Mit aufsteigendem Nationalismus zerrissen die Bande zu den Glaubensstätten in Korea und dem chinesischen Nachbarn, zum indischen Mutterboden, oder wenn man will, wurden die Äußerungen des Glaubens in jener Reinheit bewahrt, die uns heute Studien an Objekten machen läßt, die man in Europa und Kontinentalasien wahrscheinlich in gleicher Reinheit nicht mehr rekonstruieren könnte, weil sie durch die weltlichen Ereignisse verschoben und verwischt worden sind.

Nachdem der Koyasan in den letzten Jahrhunderten des Togugawa Shogunats in den milden Schlaf müder Vergessenheit gefallen war, erhebt er heute zu neuem Glanz. Die moderne Regierung des sich mit Schnelligkeit industrialisierenden und geistig total umformenden Japan hat erkannt, daß der aufkommende Materialismus geistig belämpft werden muß. Daher belebt sie die alten Wissensstätten, denen sie ihre weltliche Selbständigkeit längst genommen hat, äußerlich neu. Heute erhebt die Koyasan-Klostergruppe zu neuem hohen Glanz. Heute pilgern vielleicht hunderttausend oder noch mehr Menschen jährlich auf den Berg, denn die modernen Verkehrsmittel haben ihn erschlossen, trotzdem sie den eigentlichen Gipfel nur durch Bergstraßenbau angeschnitten haben. So bleibt dem Besucher die Illusion der Wanderung vom Kopfende der elektrischen Bergbahn aus wie in früheren Jahrhunderten, Jahrtausenden. Der Motorwagen kommt nicht herauf in den Gipfelfessel. Das Motorrad erklimmt aber bereits die Klosterfiedlung, wo vor 50 Jahren nur der Hund als Tier erlaubt war. Das Pferd, die Kuh und die Frauen wurden prinzipiell ferngehalten, durften sich nur in Reichweite der Stimme den Grenzen der Klosterrepublik nähern.

Heutzutage fährt man von Osaka mit der Schnellbahn, die überall die stark bewohnten Teile Japans in einem spinnwebartigen System mit bemerkens- und nachahmenswerter Schnelligkeit durchkreuzt. Man kann dann schon den ersten Teil des Anstiegs mit der Bergbahn machen oder im Autobus. Schließlich aber heißt es, hilf dir selbst, oder für den Schwachen und Kranken, nimm die Sänfte. Wir sind im Hoheitsgebiet des Klosters. Eine rotlackierte Brücke zeigt den Beginn des heiligen Bezirks an. Man steigt nun auf einem Wege von fast unbeschreiblicher Schönheit steil bergauf durch den Bergwald. Dieser japanische Wald ist etwas Herrliches. Ungeheure Stämme der Nadelbäume mischen sich mit den schönsten Laubbarten. Das Unterholz ist farbreich in der beginnenden Herbststimmung. Überall sind noch Blumen, für die Japan so berühmt ist. Bergbäche stürzen donnernd zu Tal. Kleine Wasserfälle sind da und viele Quellen am Wege. Hunderte von weißgekleideten Pilgern ziehen hinauf. Sie tragen ungebleichte Baumwolle, einen weiten runden Strohhut, einen Pilgerstod mit einem Glöckchen und Strohsandalen. Der Hut und eine Strohmatte dienen als Regendach. Es ist eine gutartige und zugleich lustige Gesellschaft. Männer, Frauen und Kinder, viele Schüler und Schülerinnen, auch Soldaten darunter. Alles stöhnt den Berg hinauf, denn der Weg ist steil. Wer der Gottheit naht, muß sich körperlich kasteien, um den Übermut einzudämmen. An den Haltestellen stehen viele kleine Mädchen, um die müden Pilger hinaufzuschieben. Mit ihren kleinen weichen Händen stützen sie den Bergungewohnten in der Nierengegend. Ihre Technik ist bewunderungswürdig. Sie entlasten sehr. Die Sänften sind nach unsern Begriffen unmöglich. Man wird wie ein Paket Wurst an eine Tragstange gehangen und von zwei Männern geschleppt. Der Japaner, dem die hockende Stellung mit untergeschlagenen Beinen mit nach oben geteilter Sohle etwas Selbstverständliches ist, fühlt die Unbequemlichkeit der Tragstellung nicht.

So zieht das Heer hinauf, ein langer Strom von freundlich Gläubigen, unter denen sicher kein Zweifler ist, denn die asiatische Seele der Massen ist einfacher, flacher als die des grübelnden, zweifelnden Europäers. In diesem schönen Klima, in dieser wundervollen Natur wird es dem Menschen leichter, an überirdische Dinge zu glauben. Die Gottheit braucht nicht mit wunden Knien und blutig gezeifeltem Rücken erzwungen zu werden. Sie ist gütig, warm und freundlich zugleich.

Der Passionsweg zur Höhe ist von Teehäusern und Verkaufsbuden besetzt, in denen man die nachgebenden Lebensgeister stärken kann. Aber am Wege hocken auch die, die von den Lösung Suchenden Gaben heischen, die Bettler mit der Almosen-schale. Sie haben in ihrem Schoß eine Schriftrolle mit buddhistischen Sutren liegen, die sie unaufhörlich vor sich hin singen, meist dabei mit dem Oberkörper auf- und niederwippend. Sie machen einen bedrückenden Eindruck. Fast alle sind lepra-krank und schwer entstellt. Die Japaner geben, geben leicht. Diese Unglücklichen können sich aus den milden Gaben erhalten. Besonders nach der Reisernte, wenn der Strom der Pilger ins Ungeheure schwillt, halten auch sie ihre Erntezeit.

Wir sind oben. Das Ziel ist erreicht. Die Tempel beginnen. Ein Amida-Buddha beschirmt den Eintritt. Es ist das sogenannte Hintertor, denn der Hauptweg, den das Haupttor majestätisch schirmte, ist verlassen worden, um dem neuen sich schlängelnden Weg, den man als Anschluß an die Eisenbahn und Autostraße baute, Platz zu machen. In den alten Zeiten gab es zur Klosterfestung nur einen einzigen Zugang.

Der Bergkessel, die Krönung des ganzen Massivs, war eine natürliche Burg, die leicht zu verteidigen war. Der Zugang ist vielleicht mehr Ausfalls- als Einfallspforte gewesen, denn die Klosterstadt hat niemals das Schicksal der Hiezantklöster geteilt, die vom Shogun Nobunaga 1571 erstürmt und vernichtet wurden. Aus der Klosterfestung sind aber die streitbaren Mönche oft genug in die Ebenen ausgefallen, um sich mit großen Herren und Städten kriegerisch auseinanderzusetzen, wenn die diplomatischen Verhandlungen ihr Ziel nicht erreichten. Es handelte sich dann stets um die Freiheit des Verkehrs zur Klosterburg, den ein Mächtiger sperrte, um genau wie in unserm eigenen Mittelalter schweren Zins von denen zu erheben, die hin- und herreisen wollten.

Die Gruppe der Tempel war ein Born der Gelehrsamkeit. Sie waren so berühmt, daß schon vor 700 Jahren fast alle Provinzen und viele Fürsten ihre eigenen Klostehäuser in Verbindung mit den Tempeln unterhielten, so daß also Klosterherbergen entstanden, die den unsrigen fast gleich waren. Diese Sitte ist noch heute beibehalten worden, obwohl die ganze Anlage durch Niedergang und die neueste Zeit eine außerordentlich starke innere und auch äußere Umwandlung durchgemacht hat. Dort wo man den Kalkessel betritt, fragt ein den Eingang hütender Klosterbruder nach dem Woher, um den Reisenden dann an das seinem Bezirk und seiner Stadt nahe stehende Kloster als Aufenthalt zu weisen. Die Tempelklöster ziehen reichen Nutzen aus der Beherbergung und Verköstigung der Pilger. Für den Reisenden von Stand ist es auch heute noch Sitte, die Gabe, die er dem Bruder-Pförtner überreicht, in ihrer Höhe selbst einzuschätzen und sie in Papier eingewickelt zu übergeben. Die Nacht in einem Kloster des Koyasan kostet ebensoviel wie der Aufenthalt in einem der teuren, wegen der Höhe ihrer Preise wohlbekannten japanischen Globetrotter-Hotels.

Ein Klosterschüler brachte uns auf der breiten, wohlgehaltenen Straße durch die ganze Niederlassung hindurch in das Kloster des „Klaren Herzens“, einen der ältesten schönsten Bauten des Koyasan. Wo das Auge hinfällt, trifft es auf die hochgeschwungenen Giebel von Tempeln. Ein Teil der Dächer ist noch aus Stroh, das Regen, Alter und Witterung in dunkles, mattes Schwarz gefärbt haben. Die Anlagen sind durchweg so tadellos gehalten, daß sie trotz hohen Alters wie neu erscheinen. Allerdings muß man bedenken, daß diese Tempel fast regelmäßig in bestimmten Zeitabständen niederbrennen, eine Tatsache, die dem Fremden unbegreiflich erscheint, die aber eben Tatsache ist. Der Japaner der alten Zeit ebenso wie der moderne Japaner geht mit dem Feuer merkwürdig leichtsinnig um, und da die Bauten fast durchweg aus sehr leicht brennbarem Material bestehen, so sind vernichtende Feuer mehr die Regel als die Ausnahme. Dieser schrecklichen Tatsache hat man dadurch Rechnung getragen, daß auf allen den steil geschwungenen Giebelböckern Wassertonnen angebracht sind, die die schönen edlen Linien unharmonisch unterbrechen. Wenn man bedenkt, daß in diesen Duzenden von Tempeln in einem Jahrtausend unerhörte Kunstschätze entstanden und aufgestapelt worden sind, daß diese Bauten an sich schon Kunstwerke bedeuten, so begreift man, daß die moderne Regierung angesichts des Leichtsinnes der Japaner im Umgang mit dem fressenden Feuer den Tempeln ihre besten Kunstschätze entzogen hat, um sie in relativ feuerfesten und wohlbewachten Museen unterzubringen. So sind auch vom Koyasan viele der schönsten historischen Kunstschätze, wie Bilder und gemalte Schiebe-

türen, Bronzen und Holzsch nihereien nach Kyoto, nach Nara, nach Tokio gewandert. Viele kostbare Schriften, ein Jahrtausend und mehr alt, mit herrlichen initialartigen Malereien, viele Buddhafiguren von unendlicher Schönheit stehen im Museum auf dem Koyasan selbst. Nachdem im letzten Jahrhundert auch noch viele der Klosterschätze den Weg in Privatbesitz und nach Übersee gefunden haben, bleibt es immer noch erstaunlich, wieviel heute noch da ist. Dieser Platz muß mit Kunstwerten einmal geradezu erfüllt gewesen sein. Seiner einsamen, geographisch fast unangreifbaren Lage hat er es zu verdanken, daß ihm überhaupt so viel erhalten geblieben ist.

Im Kloster des „Klaren Herzens“ empfing uns ein eleganter, gelb gekleideter Mönch, der sehr gut englisch sprach. Er war sehr höflich, aber kühl und führte uns in Räume, die fraglos sonst nur unbemittelten Reisenden der unteren Klassen zugewiesen wurden. Wir verhehlten unser Erstaunen und unsre Enttäuschung nicht und fragten: „Sind das die berühmten kaiserlichen, glanzvollen Räume Ihres Klosters?“ — „Wer sind Sie?“ fragte er zurück. — Wir gaben Namen und Stand. — „Welches ist Ihre Nation?“ — „Deutschland.“ — Da ging ein kurzes Lächeln über das hochmütige asketische Gesicht. Der Mönch verschwand. Nach kurzer Zeit kam er wieder: „Der Abt läßt Sie bitten, unsre Räume am Garten des Klosters anzusehen.“ — Wir folgten ihm. Durch lange Gänge, durch riesige und kleine Zimmer, auf knarrenden Dielen, über breite Flächen von gepolsterten Matten schritten wir durch ein endloses Wirrsal von Räumen. Die peinlichste Sauberkeit herrschte überall. Vor manchen, vom Alter gebräunten Altarbildern schwelte Weihrauch. Auf manchen Korridoren standen unendlich lange Wandschirme mit wundervollen Bildern. Schließlich ging es durch die riesenhafte Klostertüche. Vor dieser lag um einen Garten eine Reihe von Räumen. Es waren die des Abtes. Er betete in kniender, andächtiger Stellung. Er war in Kontemplation versunken. Ein Greis, vornehm, würdig, der die Abgeklärtheit des Alters erreicht hatte, der dem Nirwana nahe war.

Grenzend an die Zimmer des Abtes lag eine ganz große Gruppe von Prunzzimmern, die sich auf einen der schönsten altjapanischen Landschaftsgärten öffneten, den ich je gesehen habe. Das waren die wahrhaft königlichen Prunzräume des Klosters vom „Klaren Herzen“, die uns der elegante Mönch als Quartier anwies. Alle Schiebetüren ringsum waren auf Goldgrund gemalt. Die großen Meister der Kano-Schule hatten hier ihr Bestes geleistet. Die Bronzen, die Wandrollenbilder waren wundervoll. Wir waren in den Räumen eines alten japanischen Schlosses. Man konnte sich das Leben eines Großen des Landes hier vollkommen vorstellen. Wir konnten alles betrachten, umhergehen, ohne die leiseste Hemmung, ohne einen Führer, ohne eine Aufsicht. Wir waren die geehrten Gäste des großen altherwürdigen Klosters, denen man das Leben leicht machte, die man freundlich hielt. Das Essen des Klosters wurde uns serviert, alles in schönstem Lackservice, allerdings nur vegetabilisch und dem europäischen Magen reichlich fremd.

So verbrachten wir einen Tag in diesem Kloster, hörten von dem englisch sprechenden Bruder-Pförtner vieles von großem Interesse, sahen bald, wie scharf diese weltabgeschiedenen Mönche beobachteten, wie genau sie den Reisenden einschätzten. Mehr Gäste kamen, lärmende Kaufleute aus Osaka. Sie erhielten auch eines der wundervollen Zimmer mit den historischen Malereien des 17. und 18. Jahrhunderts

zugewiesen. Sie tranken viel, rauchten wie die Schloten und lärmten die Nacht durch. Wir begriffen nicht, wie man so gegen die Ruhe des Klosters freveln konnte. Der Mönch zuckte die Achseln. Ironisch klassifizierte er uns die Menschen. Seine Stufenleiter war: „Die Amerikaner und die Osaka-Kaufleute sind die schlimmsten. Die Engländer und die Deutschen sind die rücksichtsvollsten.“ — Er hatte noch viel andre herbe Kritik, die für manche Nation fast beleidigend wirkte. Er kannte sie alle in ihren kleinen Gewohnheiten, ihren Gedanken. Für Deutschland fühlte er starke Freundschaft. Er entschuldigte sich, daß er uns nicht sofort gastfrei aufgenommen hatte, aber die Angehörigen einer gewissen andern europäischen Nation waren vor uns da gewesen und hatten das Kloster nur sehr gering beachtet.

Wir durchstreiften das ganze Klostergebiet. In der Hauptstraße stehen Hunderte von profanen Häusern, die all das verkaufen, was der Heerzug der Pilger sich wünscht. Amulette und Rosenkränze, Ekwaren und Bier, Heiligenbilder und Andenken, Konserven und Schuhe. Alle Häuser haben elektrische Beleuchtung, die überhaupt im Gesamtklostergebiet streng durchgeführt ist. Alle haben Wasserleitung. Frauen sind in Mengen da. Die alten strengen Regeln sind fallen gelassen. Pferde schleppen Lasten, Ochsen ziehen merkwürdige niedrige Wagen hinauf, denn der Platz rüstet sich für den ungeheuren Strom der Besucher aller Schichten der Bevölkerung, der nun bald nach der Reisernte einbrechen wird. Die Klöster haben alle Rechte hingegeben, nur das eine der Beherbergung der Pilger haben sie sich vorbehalten, denn wenn sie das fallen lassen, so bauen die großen Gesellschaften, das Großkapital sofort moderne Hotels, und die Klöster verarmen. Heute zieht die Klosterverwaltung, die der Staat kontrolliert, ungeheure Summen aus dem Pilgerverkehr.

Aber man sieht hier auch, wo das Geld bleibt. Alle die uralten weihenollen Stätten sind nicht nur peinlich sauber gehalten, sondern im vollendeten Zustand. Wo noch Reliquienbilder, Bronzen, Statuetten stehen, da sind sie so bewacht, daß sie das Feuer nicht leicht fassen kann, und trotzdem greift es manchmal plötzlich um sich. So fraß es vor kurzem den berühmten Goldnen Kongo, eine der prunkvollsten Stätten des Ortes, der jetzt gerade neu ersteht.

Es gibt in einem der Klöster einen Raum von hohem Interesse. Das ist das Zimmer, in dem der Sohn des gewaltigen Hidenoschi, des stärksten kriegerischen Shoguns der Vor-Tokugawa-Periode auf Befehl des Vaters Harakiri (Selbstmord) begehen mußte. Vor seiner Ahnentafel häuft sich stets das Kupfergeld der Opfernden. Es ist merkwürdig, daß dieser Platz, der für uns eigentlich eines des Grauens ist, als besonders heilig gilt. Der fromme kindliche Glaube der Japaner äußert sich zum Beispiel so weit, daß sie vor den im Museum hängenden Bildern Geldopfer darbringen, als ob die alten berühmten, segensbringenden Darstellungen der Gottheit noch in den Tempeln wären.

Die Regierung tut heute alles, um die historischen Bauten zu erhalten und keine Regierung ist geschickter darin als die japanische. Die bekanntesten Experten, die größten lebenden Meister erhalten hier oft Beschäftigung, um das zu retten und das zu erhalten, was historisch interessant und künstlerisch von Ruf ist. So ist der Koyasan gewissermaßen ein modernes historisches Riesen-Kloster-Museum, in dem man ohne jeden Vorbehalt überall freundlich bewillkommnet wird und herumwandern

kann, das alle Tempel-Kirchenbauten voll erhält, dem man die alte Weihe als Glaubensstätte im vollsten Umfang gelassen hat, das also eine sehr glückliche Verbindung ältester Überlieferung und allerneuester Zeit darstellt.

Ein Drittel des Klostergebietes nimmt ein Platz ein, der sich in Japan seit tausend Jahren historischer Berühmtheit und nationaler Sehnsucht erfreut. Das ist der riesige merkwürdige Gräberhain des Koyasan, ein nationaler Ehrenkirchhof. Er ist vielleicht der schönste Campo santo der ganzen Welt. Er ist im Ausland merkwürdig unbekannt, trotzdem ihn jeder Japaner zum mindesten theoretisch genau kennt. Durch ein schmaler und breiter werdendes Tal zieht sich ein teils mit Granitplatten belegter, teils haufsielter Weg, der auf der ganzen Länge mit den so eindrucksvollen japanischen Steinlaternen besetzt ist. Der ganze mehrere Kilometer lange Raum ist mit den herrlichsten Kryptomerien bewachsen. Die feierlichen Baumriesen wirken teilweise ungeheuerlich. Manchmal streben aus einem Wurzelbaum fünf und mehr Stämme zum Himmel. Viele messen noch einen Meter über der Erde über neun Meter im Umfang, was einen Begriff von ihrer feierlichen Ungeheuerlichkeit geben mag. In diesen Wald hinein sind nun Tausende der merkwürdigsten Grabdenkmäler gebaut, meist in Stein, manche in Bronze, manche in Eisen, alle vom Alter gebräunt, vom Regen zerrissen und trotzdem wohl erhalten. Buddha ist dort oft in lehrender, nachdenklicher Haltung dargestellt. Manche tragen auch Figuren von Stiftern, die den Klöstern große Geldsummen spendeten. Stein- und Bronzegebedentafeln sind da und sehr merkwürdige Darstellungen, die uns wesenfremd erscheinen. Das Ganze macht einen sehr feierlichen, manchmal erschreckenden Eindruck. Wenn am Abend in allen Laternen die elektrischen Lichter glühen, so ist der Eindruck am stärksten. Die Pilgermassen ziehen dann hinaus. Man hört die Holzgettas (Schuhe) überall klappern. Die Klosterschüler leiern ihre Erklärungen herunter. Hier liegt dieser Kaiser, dort liegt jener Fürst. Duzende von Namen, die uns geschichtlich bekannt sind, werden genannt. Dies ist das Grabmal des großen Dichters und das da des bekannten Heerführers, aus dem Jahre 1000, aus dem Jahre 1900. Ein Jahrtausend schwirrt nur so herum. An einer Tempelgruppe ist ein Weinhaus. Es ist die Sehnsucht jedes Japaners, daß wenigstens ein Teil seines sterblichen Ichs einmal auf dem Koyasan liegt, in der Nähe des alten Tempels jenes großen heiligen Buddha-Lehrers, des Robo-Daishi, der dem Glauben der Massen nach unverweslich in nachdenklicher Haltung nun schon über ein Jahrtausend im feierlichen Dunkel, das nie ein profanes Auge erschaut, sitzt. Um den Tempel herum streben die stärksten und schönsten Bäume in den nächtlichen Himmel. Es sind die Riesen, auf die die Geister ihre Laternen hängen. Man darf sie nicht berühren, sonst versündigt man sich. Die Baumgruppen sind alle umzäunt. Weihrauch quillt aus dem verschlossenen Tempel. Lichter glühen überall, darunter die ewige Lampe, die einst Kaiser Shiratawa im Jahre 1129 anzündete und die noch nie verloschen ist. Quellen rauschen, Nachtvögel schreien. Es ist sehr feierlich, fast unheimlich.

Es ist einer der eindrucksvollsten und weihvollsten Plätze der Erde, dieser Kirchhof des Koyasan, auf dem begraben zu werden oder auf dem einen Denkstein zu haben Wunsch, Hoffnung und Ideal jedes auch heute noch lebenden Japaners ist.

R u r d s e h a u

Deutschland und Japan

Dem deutschen Botschafter Dr. Solf wurden bei seinem Scheiden aus Tokio von Seiten der japanischen Behörden und privater Kreise Ehrungen erwiesen, wie sie im diplomatischen Leben selten sind. So sehr diese Ehrungen sich in erster Linie an Dr. Solf persönlich wandten, es darf andererseits auch nicht vergessen werden, daß sich darin eine besondere Sympathie der Japaner für Deutschland, eine besondere Freude der Japaner über die durch Dr. Solf geförderte deutsch-japanische Annäherung nach dem Weltkriege ausgesprochen haben. Wir haben allen Anlaß, uns darüber zu freuen, aber darüber hinaus erwächst uns auch die Pflicht, uns ernstlich zu fragen, was von unserer Seite aus zu geschehen hat, um diese neuerwachten japanischen Sympathien für Deutschland weiter zu erhalten und zu stärken. Mehr denn je haben wir heute unter den Nationen der Welt Freunde nötig, und wenn auch die japanische Politik sich heute wieder ganz auf Ostasien und den Stillen Ozean zurückgezogen hat, nachdem man in Tokio die schlimmsten Erfahrungen mit der Einmischung in europäische Streitigkeiten gemacht hatte, so ist Japan doch Mitglied des Völkerbundes und Völkerbundesrates geblieben und wird es auch sowohl aus Gründen des Prestige wie der Rassepolitik bleiben. Der frühere japanische Botschafter in Berlin, Kumajiro Honda, hat in der Dr. Solf gewidmeten Sondernummer der „Japan Times“ selbst einen der vielen Punkte ausdrücklich betont, in dem Japan als Mitglied des Völkerbundes nützlich werden könnte, wenn er sich für Deutschlands Recht auf Kolonien einsetzt und erklärt, daß Japan zu einem Verzicht auf die deutschen Südsee-Kolonien bereit sein würde, sobald auch die anderen Mächte sich zu einem gleichen Verzicht herbeiließen. Sollte es da wirklich unmöglich erscheinen, auch für die anderen Sorgen, die uns drücken, und gegen die wir vorläufig allein mit Hilfe des Völkerbundes ankämpfen können, ein stärkeres japanisches Interesse zu erwecken? Ist es wirklich undenkbar, daß man in den politisch und kulturell führenden Kreisen Japans ebenso in den Fragen der deutschen Minderheiten, der Revision unserer Ostgrenzen, der Saar- und Rheinlandfrage usw. umlernen könnte, wie man es bereits in bezug auf die Kolonialfrage getan hat oder — um uns vorsichtiger auszudrücken — umzulernen beginnt? Zum mindesten muß das Ziel, um das es für uns geht, wohl der Mühe wert erscheinen, die hier zu entfalten wäre, und wenn irgendwo in der Welt, so liegen gerade in Japan für uns die Dinge günstig genug.

Wir stehen heute zweifellos in einer zweiten Periode stärkster deutscher Kulturbeeinflussung in Japan. Gewiß, es handelt sich heute nicht mehr wie in der japanischen Restaurationsperiode darum, daß Japan gegenwärtig einfach übernimmt und nachahmt, sondern daß es das von uns Gebotene selbständig weiterverarbeitet. Aber vergessen werden darf nicht, daß wir heute nicht nur auf den Gebieten der medizinischen Wissenschaft samt ihren Nebendisziplinen und der Rechtswissenschaft den alten maßgebenden Einfluß behalten haben, sondern daß ein starkes Interesse für deutsche Literatur, deutsche Philosophie, deutsche Kunst erwacht ist. Es hängt das vor allem damit zusammen, daß auch Japan sich heute infolge seiner zunehmenden Industrialisierung ähnlich wie wir in einem geistigen Umformungsprozeß befindet, in dem Altes mit Neuem ringt, und so verfolgt man in Japan gerade unser Geistesleben mit besonderer Aufmerksamkeit und erhofft gerade von uns neue Wege. Praktisch hat sich das dahin ausgewertet, daß heute nicht nur deutsche Gelehrte der Medizin und der Rechtswissenschaft nach Japan gebeten werden, sondern daß man sich auch um Gelehrte der Geisteswissenschaften bemüht, um deutsche Künstler, daß Ausstellungen deutschen Kunsthandwerks immer wieder verlangt werden. Ebenso ist die Kenntnis der deutschen Sprache heute nicht mehr allein auf Mediziner und Juristen beschränkt, sondern auf allen Ober- und Mittelschulen ist das Deutsche als zweite Fremdsprache eingeführt worden, so daß sich Englisch und

Deutsch auf den Schulen wie 5:3 verhalten. Der Kreis derer, die das Deutsche zum mindesten lesen, wenn auch nicht fließend sprechen können, ist damit ganz erheblich erweitert.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht haben sich die gegenseitigen Beziehungen wieder günstig gestaltet. Gewiß, Japan versagte sich auf den Druck Frankreichs hin zunächst nach dem Krieg einem Abschluß eines neuen Handelsvertrages und hielt an der im Versailler Diktat festgesetzten Karenzzeit von 5 Jahren fest, aber es machte unserem Handel sonst keine Schwierigkeiten, wenigstens nicht bis zum Jahre 1924, als es dann mit dem Farbeneinfuhrverbot heraustrat. Aber auch diese Streitfrage fand dann durch die Handelsvertragsverhandlungen ihre Regelung, mit der wir durchaus zufrieden sein können, da Japan die weitere Einfuhr der hochwertigen deutschen Farbprodukte, die es selbst nicht herstellen kann, freigab. Seit dem Abschluß des deutsch-japanischen Handelsvertrages im Jahre 1926, über den ich genauer in meinem Buche: „Ostasien und die Weltpolitik“ gehandelt habe, haben sich die deutsch-japanischen Handelsbeziehungen ohne Störung entwickelt, und die Zusammenarbeit deutscher mit japanischen Firmen, besonders auf elektrotechnischem Gebiet, der Maschinenindustrie, hat weiter zugenommen. Der deutsche Kaufmann und Unternehmer genießt in Japan heute wieder seinen alten Ruf des Vertrauens und der Zuverlässigkeit.

Am schwierigsten hat sich in der Nachkriegszeit bisher dagegen immer das Gebiet des politischen Vertrauens zwischen Deutschland und Japan gestaltet, und es wäre gerade einer in nationalen Empfindungen so überaus stark reagierenden Nation gegenüber, wie es die Japaner sind, falsch und töricht, wenn wir so einfach das alles mit dem Mantel des Schweigens bedecken wollten, was die japanische Politik der Nachkriegszeit durch ihre der Entente geleistete Unterstützung uns hat antun helfen. Wir werden auch hier immer betonen müssen, daß wir es nicht verstanden haben, wenn Japan, ohne besonderen Anlaß dazu zu haben, in der oberpfälzischen Frage Stellung gegen uns nahm, wenn es den Rapallo-Vertrag betämpfte, wenn es nicht den Mut fand, wenigstens moralisch uns im Kampf gegen den Rubreinfall zu unterstützen, obwohl die öffentliche Meinung in Japan dahin drängte, daß es sich mitschuldig machte an der Weiterbefestigung der Röhiner Zone u. a. m. Erst die eigenen bitteren Erfahrungen, die man in Japan mit der im Jahre 1914 eingeschlagenen falschen Politik dann in der Nachkriegszeit machen mußte, ließen die Erkenntnis dämmern, auf welchem Irrweg man durch zu enge Verquickung mit Europa gekommen war. Erst seitdem, d. h. seit 1926, haben wir auch keinen Anlaß mehr gehabt, Japan den Vorwurf eines doppelten Gesichtes uns gegenüber zu machen und, wie der oben erwähnte Artikel Hondas zeigt, scheint sich auch ein besseres Verständnis für unsere durch das Versailler Diktat geschaffene unumgängliche Lage in Japan zu verbreiten. Es wird aber gerade dieses für uns so notwendige bessere politische Verständnis in Japan nicht ohne unser eigenes Zutun zu vertiefen sein. In dieser Richtung werden wir alle uns durch die kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen gegebenen Möglichkeiten auszunutzen haben. Uns kann und darf es nicht mehr genügen, daß in Berlin das Deutsche Japan-Institut und in Tokio das Deutsch-Japanische Institut bestehen, um die kulturelle Zusammenarbeit der Nationen zu pflegen, uns kann und darf es nicht mehr genügen, daß deutsche Gelehrte und Künstler nach Japan gebeten werden, daß die deutsche Handelsstatistik mit Japan günstige Zahlen aufweist. Es gilt vielmehr, alle amtlichen und privaten Kreise, soweit sie mit Japan in Berührung kommen, dafür zu gewinnen, daß auch die politischen Sorgen Deutschlands dort zu Worte kommen. Wir müssen damit hinein in die gebildeten Schichten Japans und dort für Aufklärung und Interesse sorgen. Denn was weiß man in Japan von Oberschlesien, von der Saar, vom Rhein, von den Deutschen in Polen, von der deutschen Kriegsschuld u. a. m. Möglich wird das aber nur, wenn wir endlich in Japan wieder eine deutsche Zeitung bekommen, ganz gleich, ob sie täglich oder wenigstens wöchentlich erscheint. Denn leider mußte die vorzüglich geleitete „Deutsche Japanpost“ im September 1914 ihr Erscheinen einstellen, und so sind wir bis heute ohne ein deutsches Organ in Japan geblieben. Eine deutsche Zeitung aber, die, wie die frühere „Deutsche Japanpost“, sowohl in deutscher wie japanischer Sprache erschien, würde heute

nicht nur von den Deutschen, sondern auch von den Japanern gelesen, zumal wenn sie neben politischen Artikeln auch die geistigen und wirtschaftlichen Verbindungen zwischen den beiden Nationen berücksichtigen würde. Eine neue Zeitung in Japan zu gründen, kostet allerdings Geld, und ohne amtliche Unterstützung ist sie nicht zu schaffen. Aber das Geld müßte aufgebracht werden, und sicherlich würden auch die deutschen Wirtschaftskreise dazu beisteuern, wenn man auf amtlicher Seite in dieser Richtung eine Initiative dazu ergriffe. Man will in Japan von Deutschland etwas wissen, und es ist bedauerlich genug, daß wir schon so lange die Dinge haben gehen lassen, ohne uns zu rühren. Auf deutschen Schulen und deutschen Universitäten wird mit Eifer in den Fremdsprachen die Lektüre französischer oder englischer Zeitungen betrieben, aber einem Lande, in dem die deutsche Sprache eine so bedeutende Rolle auf den Schulen und Universitäten spielt, geben wir keine Möglichkeit dazu und schätzen die Kosten einer solchen deutschen Zeitung für höher als den ungeheuren politischen Wert, den sie zeitigen muß. Es wird wahrlich Zeit, daß hier eine Wandlung eintritt, und sie wird nur zu erwarten sein, wenn die Erkenntnis von der besonderen Pflege der deutsch-japanischen Beziehungen in diesem Augenblick weiteste Kreise unseres deutschen Volkes erfaßt. Japan liegt für uns heute nicht mehr in dem „fernen“ Osten, es ist für uns heute nicht mehr eine *quantité négligeable* und ist es auch nie gewesen, und nicht nur am Rhein und an der Weichsel verteidigen wir unsere Zukunft, wie leider immer noch so viele Deutsche mit samt allen ihren Verantwortlichen zu glauben meinen. Sollten wir durch die Erfahrungen des Weltkrieges wirklich immer noch nicht gelernt haben, was es mit der Beeinflussung der öffentlichen Meinung anderer Nationen auf sich hat? Aber die Götter scheinen uns hier wirklich mit Blindheit geschlagen zu haben, und selbst dann, wenn man uns das Instrument in die Hand gibt, wie es Japan tut, scheinen wir das Spielen darauf nicht erlernen zu können, sondern sind stillvergnügt und zufrieden, daß man auf japanischen Schulen soviel Deutsch betreibt und dort einen Goethe liest. Um so größer aber dann unser Erstaunen und unser Geschrei, wenn dieses Goethe lesende Volk sich in den politischen Bahnen Englands oder Frankreichs bewegt und wir auch von dorthier politische Nachrichten erhalten, wie es schon zur Genüge der Fall gewesen ist. Die dann vielleicht einsetzende Erkenntnis unserer Versäumnis könnte dann aber wieder einmal zu spät kommen und uns wenig nützen, und die im Goethe bewanderten Japaner könnten uns mit ihrem bekannten Lächeln darauf hinweisen, daß es schon im „Faust“ heißt:

„Was du dem Augenblicke ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück.“

Dr. Paul Ostwald

Vulkane

Der jüngste Ausbruch des Atna, des höchsten Feuerbergs Europas, lenkt unser Interesse nicht allein auf diesen eigenartigen Berg, sondern die vielgestaltigen Probleme des Vulkanismus im allgemeinen rücken durch diese Augenblicksercheinung wieder näher in unseren Gesichtskreis.

In die, wenngleich gebirgige, so doch liebliche sizilianische Landschaft trägt der Atna, der „Berg“ der Insel schlechthin, ein völlig fremdartiges Element hinein. Fels berichtet uns, daß dort, wo heute dies weithin sichtbare Wahrzeichen hoch aufragt, früher das Meer in einem Eindrukkeßel tief ins Land hineingegriffen habe. Dann sei der Berg zunächst als Inselvulkan aufgetaucht und habe sich allmählich durch Aufschüttung mit dem Körper Siziliens verschmolzen. Die Niederung von Catania im Süden und tief eingeschnittene Talssysteme umgeben den Vulkanberg. Als ein Fremdling also in seiner Umgebung baut sich der edel geschwungene Ke gel zur stolzen Höhe von gegen 3300 Meter Meereshöhe auf, eine Erhebung, die schon deshalb besonders zu imponieren vermag, weil sie unmittelbar vom Meerespiegel aus aufsteigt. Etwa 145 Kilometer mißt sein Umfang und 40 Kilometer sein Durchmesser; diese wenigen Zahlen bringen uns schon

zum Bewußtsein, daß der vielgenannte Vesuv mit seinen noch nicht 1200 Meter Höhe und kaum einem Viertel der Flächenausmaße dem Riesen Ätna gegenüber fast wie ein Zwerg erscheint. Bei seiner großen Höhe durchmiszt der Berg alle Vegetationszonen. Orangen und Zitronen, Ölbäume und Weinreben gedeihen in seltener Uppigkeit an seinem Fuße, bis etwa 1400 Meter Meereshöhe finden sich noch Getreidekulturen, Laub- und Nadelwald mit Kastanien und Pinien steigt stellenweise bis etwa 2200 Meter auf. Es folgen Hochweiden, die bei rund 3000 Meter nacktem Gestein Platz machen; ja aus der Gipfelregion grühen auch in den heißesten Sommermonden noch blendend weiße Firnflächen herab ins ringsum sonnengebadete Land.

Bei dem Ätna handelt es sich um einen mächtigen sogenannten Stratovulkan, aufgebaut aus geschichteten Luff- und Lavamassen. Seine höchste Erhebung mit ihrem nach innen abstürzenden Krater von über 500 Meter Durchmesser ändert nicht selten die absolute Höhe infolge ihrer Aufschüttungen. Gegen 300 Meter unter dem Kratergipfel liegt das Observatorium; durch das Niederbrechen eines Teils der Kraterumhüllung erhielt das schluchtartige Val del Bove, dessen Felswände stellenweise Steilabstürze von gegen 1000 Meter Höhe aufweisen, sein heutiges wildes Gepräge. Seit langem ist es weniger der alte Hauptkrater unseres Berges, der lebhaftere vulkanische Tätigkeit zeigt, sondern eine sehr große Zahl von Sekundärkratern, die sich einige hundert Meter unter dem Gipfel befinden, hauchen häufig Rauchsäulen aus und erweisen sich als wesentlich aktiver. Seit der Römerzeit kennt man gegen achtzig Ausbrüche dieses Feuerbergs, in besonders graufigem Gedenten lebt heute noch die Katastrophe von 1669 im Volke fort. Einen äußerst bedrohlichen Charakter kann die vulkanische Tätigkeit dieses Berges dadurch annehmen, daß es sich in der Fußregion mit ihren sehr fruchtbaren Böden um die dichtest bevölkerten Gebiete der Insel überhaupt handelt, woselbst Siedlungszahlen von bis zu 400 Menschen pro Quadratkilometer erreicht werden.

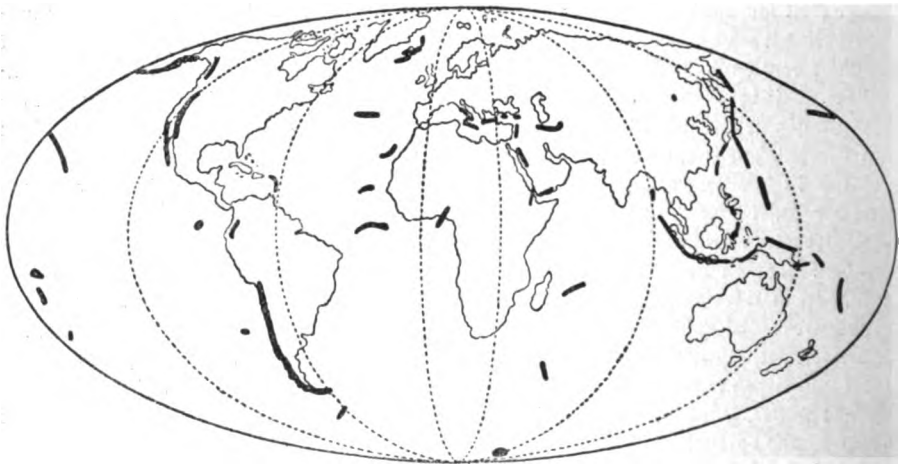
Von dem jüngsten Ausbruch wird berichtet, daß seine verheerenden Lavaströme einen Weg nahmen, den man bisher für ziemlich unbedroht erachtet hätte. Einem furchtbaren wandernden Berg glühender Riesenblöcke wird der jüngste Todesweg der Lava in Richtung Mascali von den Augenzeugen verglichen, die Blöcke stürzten mit grauenerregendem Getöse wasserfallartig übereinander und ließen rechts und links von ihrer Bahn alles in glühender Lohz aufklatern. „Eine wandernde Hölle“, sagt bezeichnend ein Bericht. Ein kaum erträglicher Geruch giftiger Gase zog dem Feuerwalle voraus.

Soviel über den Ätna selbst, von dem wir nicht wissen, was er uns noch des weiteren zu bescheren gedenkt. Im Ätna haben wir, wie schon erwähnt, einen Vulkan vom Typus der Stratoder Schichtvulkane vor uns; sie bestehen aus einem Wechsel von Aschen, Laven und Schlacken, die im Laufe langer Zeitperioden sich, ähnlich wie Zwiebelschalen, übereinander lagern, um schließlich eine hohe Kegelform mit tonkur geschwungener Profilinie zu erzeugen. Außer diesen Schichtvulkanen mit steilen hochragenden Formen unterscheiden wir aber auch noch Vulkane, wie sie uns etwa auf Hawaii entgegentreten. Hier handelt es sich um dünnflüssige, basische Lavaströme, welche fladenartig auseinanderzuffließen bestrebt sind. Meist bilden sie, etwa im syrischen Hautan, große vulkanische Decken, die sich in fruchtbare Getreideebenen verwandeln können, oder aber sie bringen flachschüsselförmige Kraterseen hervor, wie sie vom berühmten Rilauea bekannt sind.

All diesen Schichtvulkanen mit ihren hier nur angedeuteten Sondergestaltungen steht dann die große Gruppe der Domvulkane gegenüber. Ihre unregelmäßigen Formtypen, wie sie z. B. aus dem französischen Zentralplateau bekannt sind, bestehen aus rasch erstarrten, ziemlich homogenen Lavamassen. Meist ist die vulkanische Betätigung der Feuerberge im allgemeinen lediglich eine periodische, doch kommen auch solche vor, die fast ununterbrochen aktiv bleiben; ich denke etwa an den Stromboli auf den Liparischen Inseln, dem nahezu ununterbrochen glutflüssige Massen entströmen. Wenn die vulkanische Tätigkeit in einem Gebiete ihrem Erlöschen entgegengeht, so pflegt das Aushauchen schwefeliger Dämpfe den „Solfataren“ genannten Typus zu

kenntzeichnen; man spricht von *Rosetten*, wenn insbesondere *Kohlensäure* entströmt, von *Fumeroles*, wenn *Wasserdampf* vorherrscht; auch *Geysers*, kochende *Springquellen* und überhaupt heiße *Sprudel* zeigen sich gerne als *Ausklang* vulkanischer Erscheinungen im engeren Sinne. Außer *Lava* sind *betanntlich* *Aschentreten*, man denke an *Pompeji*, sehr gefährlich, nicht zuletzt aber *stinfutartige* *Überschwemmungen*, die solche *Vulkane* gelegentlich bescheren, welche *Firn* oder *Gletschertappen* tragen, wie z. B. in *Island*, da naturgemäß bei deren rascher *Temperaturzunahme*, im Zusammenhang mit der *Eruption*, plötzliche *Schmelzvorgänge* verheerende *Wassermassen* zu *Tal* schießen lassen.

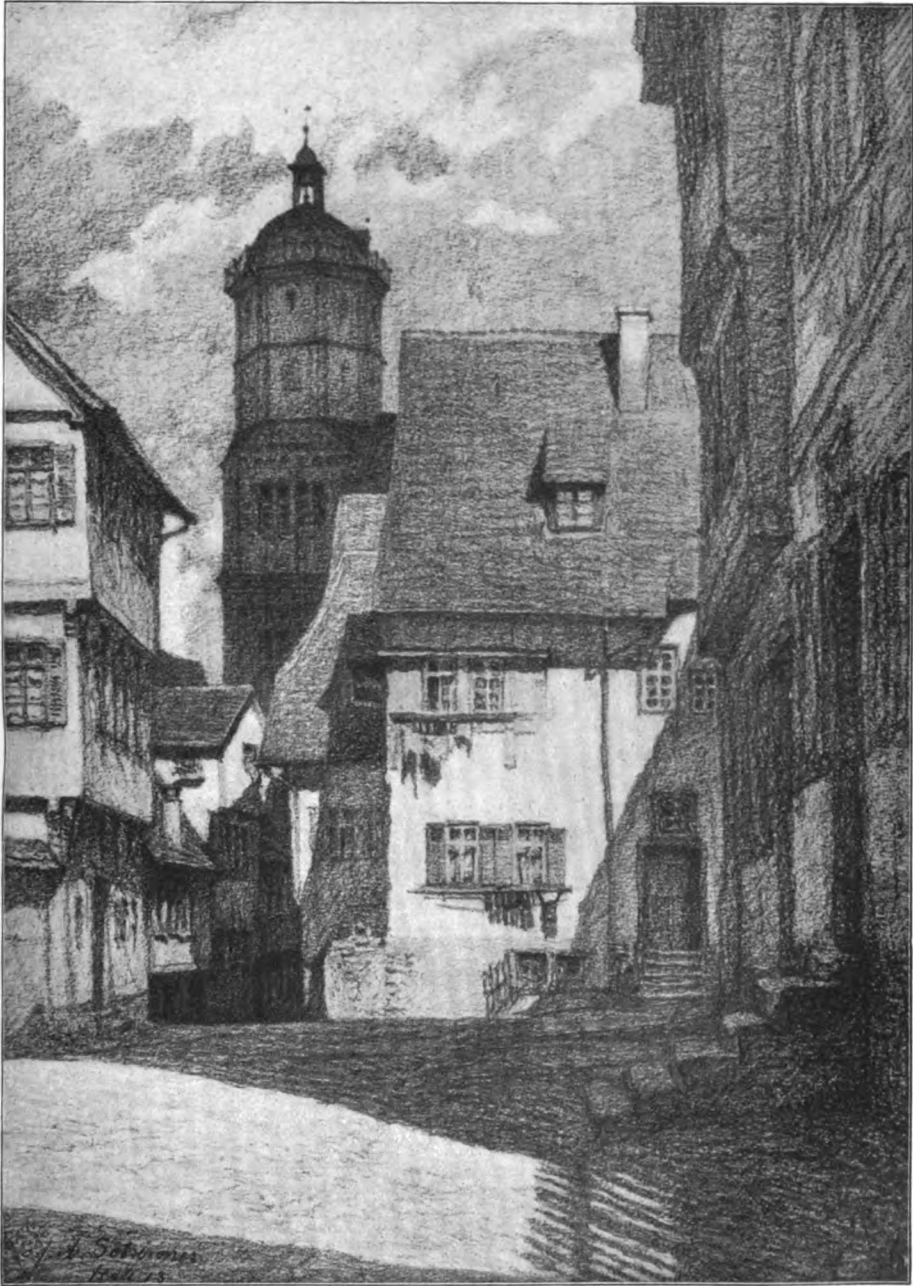
Das *Vorkommen* der *Vulkanberge* scheint kein *regellofes* zu sein, so fehlen sie völlig im *Inneren* der großen *Tafeln* mit *ungestörtem* *Schichtenbau* und finden sich gerne in *Nachbarschaft* großer *tettonischer* *Schwächelinien* der *Erdoberfläche*. Ja es will so scheinen, als hätten wir es heute nur noch mit einem *schwachen* *Nachklingen* einer *dereinst* viel *ausgebreiteteren* *Erscheinung* zu tun, als die *Erde* noch nicht wie heute ein *ziemlich* *gestigtes* *Gefüge* aufwies. Heute vermögen be-



Die Haupt-Vulkan-Gebiete der Erde

kanntermaßen nur noch *einzelne* *alte* *Rähte*, etwa die „*Orogenzonen*“ *Roberts*, *Spannungen* und *Bewegungstendenzen* des *Erdbörpers* nach *außen* hin *stärker* *fühlbar* zu machen; jene *Zonen* sind auch die *Träger* der *Hauptvulkangebiete*. So *erscheinen* denn die *Räume* der *jungen* *Faltengebirge* im *allgemeinen* auch *reicher* mit *alten* und *jungen* *Vulkanen* *befest*. Ganz *besonders* der *Rand* des *Stillen* *Ozeans* ist wie mit einer *Girlande* *prächtiger* *Feuerberge* oder *ihrer* *Ruinen* *umkränzt*, die wohl noch von *relativ* *jungen* *erdgeschichtlichen* *Umwälzungen* weit *mehr* zu *sagen* *wüßten*, als die *geologische* *Forschung* bis zum *heutigen* *Tage* hat *feststellen* können. Man *vergleiche* die *anliegende* *Kartenstizze*.

Älteren *Auffassungen* *gegenüber*, die bei den *Vulkanschloten* auf einen *Zusammenhang* mit dem *glutflüssigen* *Erdbinnen* selbst *schlossen*, stehen die *jüngeren* *Forscher* meist mit *Stübel* auf dem *Standpunkte*, daß es sich bei diesen *Schloten* nur um *Abzugsanäle* aus *peripherisch* in der *Panzerkruste* der *Erdoberfläche* selbst *gelegenen* *Neistern* *handeln* dürfte, wofür schon die *große* *Verschiedenartigkeit* der *einzelnen* *Lavaarten* zu *sprechen* scheint. Ebenso ist die *ältere* *Auffassung*, daß *Wasserdämpfe* *eingedrungenen* *Meerwassers* die *Ausbrüche* *hervorrufen*, heute *durchweg* *aufgegeben*, die *häufige* *Lage* der *Vulkane* am *Rande* der *Ozeane* hat zu *dieser* *Deutung* *verführt*, die aber dem *Stande* unserer *Kenntnisse* auch *hinsichtlich* der *Vulkanverteilung* nicht *mehr*



Michaels-Kirche in Schwäb. Hall

A. Schirmer

entspricht. Die neueren Auffassungen, die gern mit der Vorstellung eines hydrostatischen Druckes einsinkender Erdschollen u. a. arbeiten, können wohl auch noch nicht als voll befriedigende Lösungen des schwierigen Vulkanproblems angesehen werden. Auf eine teilweise Beteiligung von Wasserdampf an der vulkanischen Kraftentfaltung scheinen immerhin die großen Mengen ausgeschleuberten Wasserdampfes bei fast allen Eruptionen hinzudeuten, wenn es sich wahrscheinlich auch fast niemals um Meerwasser handeln dürfte.

So stehen wir also auch heute noch, im technisch so fortgeschrittenen 20. Jahrhundert, staunend einer gewaltigen Kraft gegenüber, die aus dem Innern unseres Planeten emporzubringen scheint, deren letzte Gründe sich noch ebenso in Dunkel hüllen, wie menschliche Energie noch keine Abwehr gegen diese oft feindlich auftretenden Gewalten gefunden hat. Aber der Naturforscher kann wenigstens die „Wirkungsweise“ dieses Phänomens erforschen; so mag denn der Beobachtung, beziehungsweise Schilderung einer gut bekannten Katastrophe des Vesuv, dieses besonders unruhigen Feuerbergs, das Wort zufallen.

Da schildert uns W. Meyer zunächst den Lavastrom des Vesuv aus dem Jahre 1906. Er erzählt, daß man dem Ende der langgestreckten feurigen Zunge bis auf wenige Meter nabekommen konnte, denn hier bewegte sich das zähflüssig gewordene Gestein nur noch langsam weiter. Auf der Oberfläche des feurigen Stromes und an seinem Ende hatten sich dunkle Schlacken gebildet, die von dem nachdrängenden Glutbrei erst durchbrochen werden mußten. Dunkelrote Schlacken fielen klirrend vor die Füße der Beobachter, und wie flüssiges Gold quoll helleuchtend, teils fauchend, die freigelegte Lava nach. Neben diesem ruhigeren Anblick eines langsamen Glutflusses wird uns aber schließlich von dem gleichen Autor auch die Hauptkatastrophe jenes Ausbruches von 1906 lebensvoll geschildert, seine Hauptzüge lauten wie folgt: „Da, während wir in den Anblick des gewaltigen Schauspiels versunken waren — lautlose Stille herrschte auf dem dichtbesetzten Schiff —, öffnete sich vor unseren Augen der entsetzliche Berg in der beträchtlichen Tiefe von mindestens 600 Meter unter dem Kraterrande, und fast weißglühend schoß ein ungeheurer Strom flüssigen Gesteins daraus hervor. Die neue „Bocca“ warf viele Meter große Steine und Lavafetzen nach allen Seiten mit fürchterlicher Gewalt sprühend empor, und der Lavastrom stürzte so schnell wie ein feuriger Wasserfall den Abhang hinab. Glühende Blöcke überschlugen sich, in mächtigen Sähen hinabtollelend; es war ein Anblick voll imposanter Schönheit und voll Grauens. Weiter unten erst verlangsamte sich der Feuerstrom. Dann sah man, wie es von Zeit zu Zeit vor der dunkelglühenden Zungenspitze des Ungeheuers hell aufpladerte: Der Strom hatte ein Haus oder einen Weingarten erfaßt und verschlungen ...“

Eine vulkanische Katastrophe bisher unbekannter Art, die uns durch die eingehenden Studien von Lacroix und Sappers Schilderungen näher bekannt wurde, ereignete sich auf Martinique im Mai 1902. Der seit langem für erloschen gehaltene Mont Pelée machte sich zuerst durch einen tosend heißen, einige hundert Meter breiten Schlammstrom, welcher über die im Wege liegenden Ansiedelungen hinwegstürmte, bemerkbar. Zerteilt damals mußte sich über dem Schlot des alten Pelée-Kraters eine andesitische Lavakuppe aufgestaut haben, der „Dom“, durch den dann später der gewaltige, zylindrische Obelisk, die berühmt gewordene „Nabel“, hindurchgestoßen wurde, welche schließlich den Gipfel des Berges um fast 600 Meter überragte. Jene Kuppe aus Andesit verhinderte offenbar die Bildung eines ständig offenen Kraters, aus dem die Eruptionen hätten hervorbrechen können, wodurch eine verhängnisvolle Gasanhäufung entstand. Das Unglück der Insel bildeten dann die seitlichen Ausbrüche, an denen man die ganze Wucht vulkanischer Gasentladungen zum erstenmal in historischer Zeit klar vor Augen sah.

Am 8. Mai, am Morgen eines Himmelfahrtstages, brach ein solcher Gasausbruch auf die acht Kilometer entfernte Hafenstadt los. Die Wolke stürmte mit furchtbarer Detonation heran, ihr voran ein glühend heißer Schwaden, sie selbst mit einem Hagel von Steinen. Hernach herrschte zwölfstündige Finsternis. Die Geschwindigkeit der Gaswolke muß nach Lacroix 130—150 Meter in der Sekunde, d. i. also rund fünffache Schnellzuggeschwindigkeit besessen haben. Alle Ge-

bäude, auch die massivsten, wurden umgeblasen, so auch der 15 Meter hohe, 4 Meter dicke Leuchtturm mit einem Meter Mauerstärke. Die mitgeführte Asche war noch so heiß, daß Holz verkohlte. Sie drang selbst in verschlossene Räume und tötete unmittelbar alles, indem sie die Atmungswege erfüllte und verbrannte. 26000 Menschen haben in dieser Gaswolke in einem Augenblick ihren Tod gefunden.

Die beiden letzten Schilderungen sprechen für sich selbst und veranschaulichen aufs deutlichste die Kleinheit des blinfälligen Menschengeschlechtes gegenüber entfesselten Naturgewalten.

Dr. Ludwig Roegel

Die deutsche atlantische Expedition

Im Juni 1927 ist die deutsche atlantische Expedition nach 2½jähriger Tätigkeit im südlichen Atlantischen Ozean wieder in die Heimat zurückgekehrt. „Sie hat“, wie der Direktor des Instituts und Museums für Meerestunde in Berlin, Prof. Dr. A. Defant, auf der Festitzung zur Begrüßung der Expedition ausführte, „ein Beobachtungsmaterial von einer Größe und Fülle gesammelt, wie es bisher noch von keiner Tiefseeexpedition nach Hause gebracht worden ist.“ Durch sie wurde ein neuer Abschnitt der Meeresforschung eingeleitet. Daher mag es berechtigt sein, daß nicht nur die Gelehrtenwelt sondern auch die Allgemeinheit von dieser deutschen wissenschaftlichen Großtat in Kenntnis gesetzt wird.

Die deutsche atlantische Expedition war die erste Expedition, die sich als Ziel setzte, die Bewegungen der Wassermassen eines ganzen Ozeanraumes von der Oberfläche des Meeres bis zum Meeresboden systematisch zu untersuchen.

Die meisten Leser werden sich noch erinnern, daß früher auf den Wandkarten und in den Atlanten die Meere nur mit einem gleichmäßigen Blau dargestellt waren. Heute hängen in den Schulzimmern schon Karten, welche durch Farbenabstufungen die Verteilung der Meerestiefen und die Oberflächenströmungen angeben. Aber es finden auch in den Tiefen der Meere gewaltige Wasserbewegungen statt, die von großer Bedeutung sind. Von ihnen hängt nämlich vor allem die Verteilung der Lebewelt in den Meeren ab. Das wechselnde Ergebnis der Fischfänge steht sicher in Zusammenhang mit zeitlichen Veränderungen der Wasserbewegungen im Meere. Ihre wissenschaftliche Untersuchung ist also von großem Werte für den Fischfang und damit für die Ernährung der Menschen.

Die Wasserzirkulation in den Meeren ist aber auch in klimatischer Hinsicht von großer Wichtigkeit, nämlich für die Wärme und den Feuchtigkeitsgehalt der Luft über den Meeren. Wir wollen daran denken, daß drei Fünftel der Erdoberfläche vom Meere eingenommen werden, also der Hauptteil der Luftmassen in meteorologischer Hinsicht vom Meere beeinflusst wird.

Schließlich richtet sich nach den Wasserbewegungen in den Tiefen der Meere und nach der verschiedenen chemischen Zusammensetzung des Meerwassers auch die Mächtigkeit und Art der Ablagerungen auf den Meeresböden. Und damit steht in Zusammenhang die Frage der Entstehung neuer Gesteine, neuer Erdgebirge.

Als Expeditionschiff diente das von der Reichsmarine zur Verfügung gestellte Vermessungsschiff „Meteor“, das als Kanonenbootsneubau hätte verschrotet werden sollen. Mit 1200 Tonnen ist es an Größe einem modernen Torpedoboot vergleichbar. Ursprünglich war es beim Ausbau als Diesel-Motorschiff gedacht, erhielt aber — auch eine Folge unserer Verarmung — nur eine Dampfmaschine, die durch die Rauch- und Hitzeentwicklung manche der feinen wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Schiff beeinträchtigt hat. Auch wurde der nach dem Kohlenfassungsvermögen sich richtende Fahrtbereich des Schiffes wesentlich kleiner; statt der 12000 Seemeilen, die das Diesel-Motorschiff geleistet hätte, konnte das Schiff in einem Zuge nur 6000 Seemeilen fahren. So konnte es geschehen, daß der „Meteor“, um eine wichtige Route nicht zu stark abkürzen zu

müssen, dank der Führungskraft des Kapitäns einmal nur mit knappster Kohlenreserve den Bestimmungsafen erreichte.

Der wissenschaftliche Leiter der Expedition war der damalige Direktor des Berliner Instituts für Meereskunde, Prof. Dr. Alf. Merz, der auch die Expedition angeregt und ihren ganzen Plan entworfen hatte. Es war ein tragisches Geschid, daß Dr. Merz gleich nach Beginn der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Meere schwer erkrankte, nach Buenos Aires zurückgebracht werden mußte und dort als ein Held deutscher Wissenschaft starb. Daraufhin übernahm der

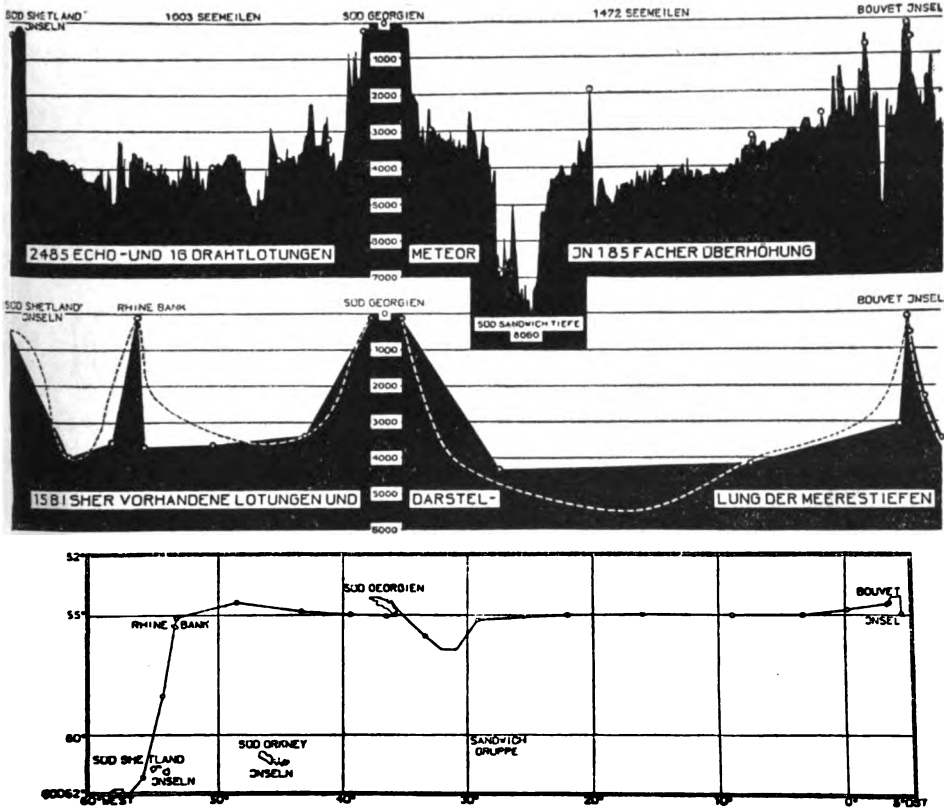


Abb. 1. Profil des Meeresbodens zwischen den Süd-Shetland-Inseln und der Bouvet-Insel im südli. Atlantischen Ocean nach den bisher vorhandenen alten Lotungen und nach den neuen Lotungen des „Meteor“. Entworfen von F. Spieß. Aus Z. S. f. Erdkunde, Berlin 1927.

Führer des Schiffes, Kapitän zur See Dr. Spieß, die Leitung der Expedition und führte sie nach den Plänen von Dr. Merz durch, in mustergültiger Einmütigkeit des Gelehrtenstabes und der Schiffsbesatzung, die bis zu den Matrosen auch zu den wissenschaftlichen Arbeiten herangezogen wurde. Auf engem Raume galt es täglich viele Stunden lang zu arbeiten, oft bei schwerstem Sturmweather in den südlichen Breiten und bei großer Hitze in den Tropen. „Nicht allein strenge Dienstauffassung und Manneszucht, sondern auch eine geradezu einzigartige Hingabe aller Teilnehmer an die Aufgabe und eine volle Bewunderung erheischende Opferfreudigkeit kennzeichnete den Geist der Expedition.“ „Es liegt“, wie Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, der Präsident der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, welche die Geldmittel zur Ver-

Frage gestellt hatte, ausführte, „eine Charakterleistung vor, wie sie keine frühere Expedition aufzuweisen hat.“

Über zehnmal wurde der südliche Atlantische Ozean zwischen 20° N (Kap-Verde-Inseln) und 40° S (süd. Polarkreis) in der Breitenrichtung durchquert, und zwar in den südlichen Breiten mit den dort herrschenden Westwinden von W nach O und in den Tropen südlich des Äquators von O nach W und nördlich des Äquators wieder von W nach O. Auf diesen gewaltigen Reisedeck, der der 3/4fachen Länge des Erdäquators gleichkommt und oft weit entfernt von den üblichen Schifffswegen verlief, wurden 310 Stationen verteilt mit jeweils acht- bis zwölfstündiger Arbeitszeit. Dabei wurden auf bis über 20 verschiedenen Tiefenstufen gleichzeitige Messungen vorgenommen. Es wurden dabei Thermometer verwendet, die tausendstel Grade ablesen lassen. Im ganzen waren es etwa 10000 Temperatur- und Salzgehaltsbestimmungen. Es wurde aber auch der Gehalt des Meerwassers an Gasen, besonders an Sauerstoff, Stickstoff und Phosphorsäure untersucht, also wichtige Lebensbedingungen der Lebewesen des Meeres. Die Temperatur und Salzgehaltsmessungen sind wichtig zur Bestimmung der Dichte des Meerwassers. Aus den festgestellten Dichteunterschieden in den verschiedenen Meerestellen kann dann die Wasserbewegung erschlossen werden. Es wurden jedoch die Meeresströmungen bis in große Tiefen auch direkt durch eigene Apparate gemessen. Dies war dadurch möglich, daß man den „Meteor“ als erstes Schiff auf hoher See zehnmal verankerte bei Tiefen bis zu 6000 m.

Die Biologen erforschten die Pflanzen- und Tierwelt des Meeres; ihr Hauptaugenmerk richteten sie dabei auf die Verteilung der allerkleinsten Lebewesen, der Nahrung für alle größeren Meerestiere, in allen Tiefenhorizonten bis zum Meeresboden; es war dies die erste derartige Untersuchung.

Die Geologen und Mineralogen holten durch Greifer und Stoßröhren Proben des Meeresbodens herauf (manchmal von 90 m Länge) und befaßten sich mit dem Studium der Meeresablagerungen, besonders mit der Frage, wie und wo aus dem lockeren Meeresschlamm festes Gestein entsteht.

Die Meteorologen untersuchten die Luftverhältnisse über dem Meere durch Aufsteigen lassen von Drachen mit mitgeführten Instrumenten bis etwa 3000 m Höhe (auch nachts mit Hilfe von Scheinwerfern) und durch Anvisieren von kleinen freigelassenen Ballonen (Pilotballonen) bis in Höhen von 15—20000 m. Als eigenartig sei auch erwähnt, daß man ein Geschütz mitführte, das Geschosse mit starker Rauchentwicklung bis in Höhen von 7000 m schickte. Die erzeugten Sprengwolken dienten ebenfalls zur Beobachtung der höheren Luftströmungen. Ein wichtiges meteorologisches Problem war vor allem der Luftaustausch zwischen der nördlichen und südlichen Halbkugel, also im Gebiet der Tropen.

Daß sich schließlich die Expedition mit der Auslotung des Ozeans beschäftigte, nimmt uns nicht wunder. Bisher waren vom ganzen südlichen Atlantischen Ozean nur 2—3000 Messungen von Tiefen über 1000 m bekannt; das bedeutet vergleichsweise eine einzige Messung für ein Gebiet wie die Schweiz. Die deutsche atlantische Expedition aber machte allein über 67000 Tiefenmessungen. Dies war nur mit dem neuen Echolotverfahren möglich. Etwa alle 20 Minuten wurde vom fahrenden Schiff, auch bei stärkstem Seegang, ein Schall ausgesandt, der auf dem Meeresboden ein Echo auslöste. Aus der Zeit, die bis zur Ankunft des Echos am Schiff verstrich, ließ sich die jeweilige Meerestiefe bestimmen. So entrollte sich den Forschern während der Fahrt gewissermaßen fortlaufend ein Bild von den Formen des Meeresbodens.

Aus dem gewaltigen Beobachtungsmaterial, dessen Verarbeitung mindestens fünf Jahre beanspruchen wird, ergeben sich schon heute zwei wichtige Hauptresultate, einmal ein wesentlich verändertes Bild von der Gestaltung des Meeresbodens des südlichen Atlantischen Ozeans und zweitens eine mehrfache deutliche Schichtung des Meerwassers.

Aus Abbildung 1, die uns die Tiefenverhältnisse auf der Hälfte der Fahrtstrecke etwa von der Südspitze von Südamerika bis zur Südspitze von Afrika einmal nach den bisher zur Verfügung

gestandenen 15 alten Lotungen und dann nach den auf der gleichen Strecke gemachten 2485 Lotungen des „Meteor“ darstellt, ersehen wir, daß die Bodenformen des Atlantischen Ozeans wesentlich andere sind als man bisher angenommen hat. Um jedoch keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen, sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Profile sehr stark überhöht sind. Aber immerhin hat sich ergeben, daß die Rücken, welche die einzelnen Mulden des Atlantischen Ozeans trennen, gegenüber der früheren Annahme viel unruhiger und bewegter sind. So ist die schon früher bekannte Mittelatlantische Schwelle, welche den Ozean annähernd in der Mitte von Süd nach Nord durchzieht, ein zusammenhängendes mächtiges Gebirge, das aus 5000 m Tiefe aufsteigt und Höhen bis 2500 m aufweist. „Die Mulden sind dagegen außerordentlich

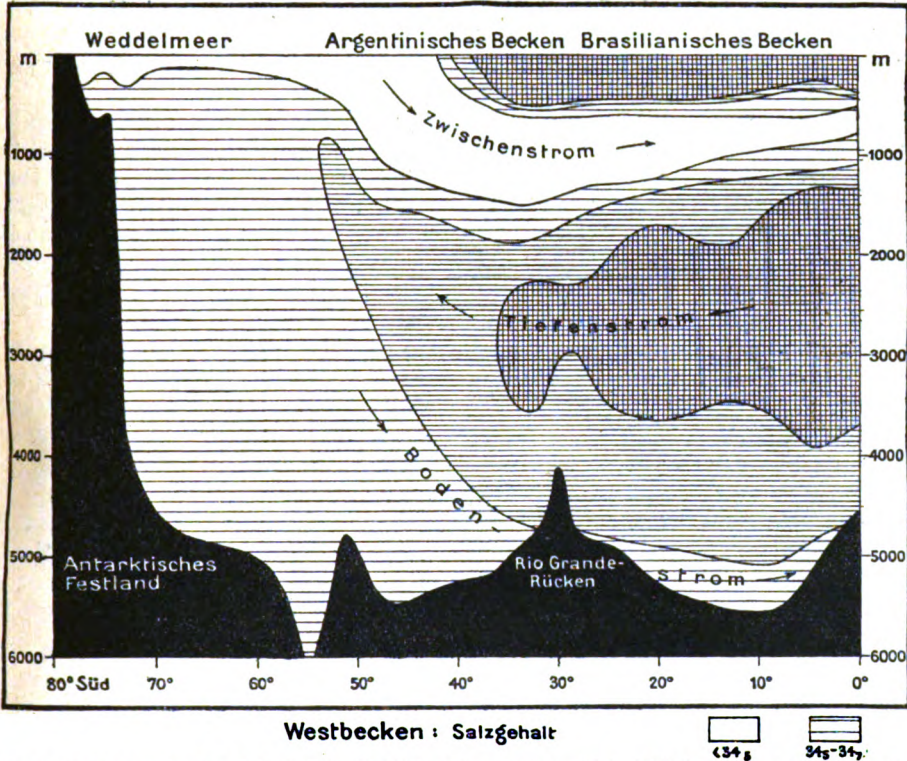


Abb. 2. Längsschnitt für den Salzgehalt im südl. Atlantischen Ozean weßl. der Mittelatlantischen Schwelle. Entworfen von G. Wüst. Aus B. G. J. Erdkunde, Berlin 1927. (Salzgehaltzahlen in Promille.)

gleichmäßig eben und erinnern an die großen Tiefebene der Kontinente.“ Ein großer Unterschied zwischen den Mulden westlich und den Mulden östlich der Mittelatlantischen Schwelle besteht darin, daß die westlichen durch ziemlich tiefe Rinnen miteinander in Verbindung stehen und daher auch die tieferen Wasserschichten wie das kalte von Süden kommende polare Tiefenwasser weit vordringen lassen, während die östlichen Mulden durch starke Querrücken getrennt sind, so daß ihre Wasser von 3–4000 m Tiefe ab voneinander geschieden sind. Im einzelnen entdeckte man viele bisher unbekannte Tiefen und Höhen, so die bis jetzt bekannte größte Tiefe des südlichen Atlantischen Ozeans, die Süd-Sandwich-Tiefe mit 8060 m; hier sei eingeschaltet, daß diese große Tiefe an der von dem Geologen Süß vermuteten Stelle vorgefunden wurde.

Es wurden aber auch manche auf den Seekarten als fraglich bezeichnete Untiefen als nicht vorhanden festgestellt, z. B. die auf Abb. 1 (unterer Teil) angegebene Rhinebant.

Was die Schichtung des Meerwassers betrifft, so nimmt den obersten Teil des Meeres eine salzreiche und warme Deckschicht ein, die bis etwa 600 m Tiefe reicht. Es folgt dann bis 1200 m ein Zwischenstrom mit geringem Salzgehalt und relativ niedriger Temperatur, aus der Antarktis stammend (siehe Abb. 2 !). Den Hauptteil des Meeres nimmt der Nordatlantische Tiefenstrom ein mit einer Mächtigkeit von 2000 m, gekennzeichnet durch eine Zunahme des Salzgehaltes und der Temperatur. Die unterste, die vierte Schicht, die unter 4000 m liegt, bildet der von der Antarktis absinkende Bodenstrom mit stetiger Abnahme des Salzgehaltes und der Temperatur. Dieser Bodenstrom kommt hauptsächlich im Westen zur Erscheinung wegen der schon erwähnten Verbindungsmöglichkeit der Westbecken, während die Ostbecken wegen ihrer Abschließung — die Bewegung der Wassermassen ist nämlich in der Tiefe hauptsächlich horizontal — der Zufuhr frischen Polarwassers entbehren und daher mehr oder minder stagnierendes Wasser aufweisen, was das Leben in ihnen ungünstig beeinflusst.

Neben dem hier nur ange deuteten großen wissenschaftlichen Wert muß noch ein anderes großes Verdienst der Expedition erwähnt werden. Sie hat in ganz hervorragender Weise wieder die Verbindung zwischen der Heimat und den Auslandsdeutschen in Südamerika und Afrika hergestellt. Wie der Expeditionsleiter Kapitän Dr. Spieß in seinen Vorträgen ausführte, wurde die Expedition in allen angelaufenen Hafenstädten, besonders aber in unserer früheren Kolonie Deutsch-Südwestafrika, von den Auslandsdeutschen mit einer unbeschreiblichen Herzlichkeit begrüßt und bewirtet. Sie waren stolz auf die „Meteor“-Expedition, die ja auch von den fremden Behörden mit der größten Achtung behandelt wurde.

Ein vielbändiges, sehr wertvolles Werk, wie ein solches schon früher die deutsche Südpolar-Expedition E. von Drygalskis zum Ruhme deutscher Forschung der Wissenschaft geschenkt hat, wird auch aus dem gewaltigen Material der deutschen atlantischen Expedition entstehen. Es wird sich bewahrheiten, was Dr. Merz vor der Ausfahrt des „Meteor“ in einem Vortrag über die von ihm geplante Expedition ausgeführt hat: „Hohen wissenschaftlichen Ruhm wird sich das Volk holen, das diese große Aufgabe aufnimmt und löst.“

Mögen sich Gönner finden, welche die Mittel zu neuen deutschen Meeres-Expeditionen zur Verfügung stellen!

Prof. Dr. F. Ler

Landvolk in Not

Nachdenkliches der „Grünen Woche“ in Berlin

Die Rüge sind voll. Das Landvolk fährt nach Berlin. Einmal im Jahre stutet es in Massenströmen in die Reichshauptstadt. Wenn die „Grüne Woche“ ruft und die mit ihr verbundene Riesenkundgebung des Reichslandbundes.

Weisse Wochen kann man in der nächsten Stadt auch haben, dazu braucht man nicht nach Berlin zu fahren. Und graue und schwarze Wochen gibt es mehr als genug auf der eigenen Scholle, aus der in Riesenbüscheln die Sorge wuchert. Aber die „Grüne Woche“ gibt es nur in Berlin. Und einmal im Jahre will man wenigstens die grüne Farbe als Sinnbild schwellender Saaten und ragenden Forstes, als Sinnbild deutscher Bodenkraft unuerdunkelt sehen. Und sei es auch nur als Traum einer Sehnsucht, wenn nicht ...

Dieses „wenn nicht ...“, ja, das will man auch einmal hinausschreien im Jahre. Denn es eint sie alle, die Großen und die Kleinen, eint sie als großes deutsches Landvolk, das sich nicht von seiner Scholle reißen lassen will.

„Landvölk in Not“ geht der Ruf durch die deutschen Lande. Seine Träger sagen das „Warum“ und zu ihm gehört das „Wenn nicht...“. Wenn nicht die Dawes-Lasten wären, die zu niedrigen Zölle, die ungeheure Einfuhr, die mit 4 Milliarden Mark in einem Jahr die Ausfuhr übersteigt, die würgenden Kredite mit ihren teilweise wucherischen Zinsen und die schlechte Ernte, Hochwassernot, langames Versinken alles Fleißes, aller Arbeit, aller Mühen in einen unergründlichen Sumpf...

Und dann kommt das zweite „Wenn nicht...“. Wenn nicht die Regierung hilft, dann „stirbt die Nation“! Wir können nicht mehr! Entschließung über Entschließung spricht von der Verzweiflung, vom Ende, wenn nicht...

All das will man einmal im Jahre als großes, geeintes Landvölk sagen. Darum sind die Züge nach Berlin voll.

Dieselben Köpfe tauchen auf wie in jedem Jahr. Soviel hellblaue Augen und hellblonde Haare sieht man selten. Aber in den erdhaften, gesunden Gesichtern stehen diesmal schärfere Falten. Man sieht, daß die Sorge nicht zu Hause geblieben ist. Man sieht, daß sie die Menschen müde gemacht hat. Es ist still in den Abteilen.

Die große Stadt nimmt das Landvölk auf. Die „Grüne Woche“ in den riesigen Ausstellungshallen am Kaiserdamm schluckt immer neue Tausende von Menschen. Und zu gleicher Zeit drängen sich andere Tausende dicht an dicht zu Massenkundgebungen im Rahmen der Jahreshauptversammlung des Reichslandbundes.

Die Zeitungen haben darüber berichtet. Es bleibt nicht viel zu sagen. Was sollten die Landbundführer auch Neues vorbringen? Revolution hat das Landvölk nicht gemacht in Berlin. Es hat sich die Reden seiner Führer angehört —

Der Ruf nach Hilfe ist ins Land gegangen. Werden die Venter des Landes mehr tun als ihn hören und eine freundliche Verbeugung machen? Werden sie wirklich davon überzeugt sein, daß deutsches Landvölk auch aufwachen kann?

Jrgendwo bleibt ein dunkles Gefühl. Ging der Stoß wirklich nicht ins Leere? Steht hinter dem Wortwillen auch der Satzwille? Jrgendwo fehlt da etwas. Vielleicht fehlte in den Kundgebungen der Teil des Landvolkes, der nicht mehr das bare Geld hatte, um nach Berlin zu fahren. Vielleicht war die Achtung vor den Schranken des feierlichen Rahmens zu groß.

Das alles muß die Zeit lehren.

Es klafft ja auch noch ein scheinbarer Widerspruch zwischen dem Notruf des Landvolkes und der „Grünen Woche“ als Ausstellung. Wenn man jedoch unter den oberflächlich überwältigenden Eindruck der „Grünen Woche“ hinabfährt in die Stellung des Landvolkes als Rauffaktor, als Schrittmacher der „intensiven“ Wirtschaft, dann löst sich der Widerspruch. Die gewaltige Ausstellung und die Eindrücke, die sie vermittelt, sind zweierlei.

Fahnen auf den Ausstellungshallen, Autoschlangen vor und hinter der Auffahrt, belagerte Rassen. Das ist das erste Bild. Dann ist man mit einem Male wieder mitten drin in all den Fragen, über die der einzelne nur hinweghüpfet, die er nur flüchtig vielleicht gestreift hat und von denen zu wissen doch wahrhaftig lohnt.

Solches Wissen vermittelt die „Grüne Woche“ auf allen Gebieten, die irgendwie mit der Landwirtschaft etwas zu tun haben, in mustergültigem Aufbau. Auch davon ist schon in den Zeitungen die Rede gewesen. Aber man darf getrost sagen: auch der ausführlichste Bericht ist nur eine Andeutung. Der abgefeimteste Ausstellungsbesucher steht machtlos vor dieser Masse des Materials.

Anschauungsunterricht gibt die „Grüne Woche“. Maschinen in verwirrender Auswahl sind nur ein kleiner Teil. Die ganze landwirtschaftliche Praxis steht da und spricht ihre eindringliche Sprache. Die Praxis, wie sie eigentlich mustergültig überall sein sollte. Da ist eine ebenso eindringliche wie erschöpfende Einführung in die gesamte Milchwirtschaft, da ist die elektrische Waschlüche in voller Arbeit, da kriechen die Rädchen unter den Schirmglüden herum, da gackert ein Huhn im Fallen-

neß der Legehalle, da arbeitet eine Motorspritze und bekämpft energisch ein nicht vorhandenes Feuer, da ist eine Kühlanlage im Betrieb. Alles nur kleine Ausschnitte einer prachtvollen, verlodenden Praxis. Und dann kommt die Theorie hinzu, die alles noch verlodender macht, die Wege zur Spitzenleistung weist. Wir können dabei absehen von der Theorie, die der Kellame der Aussteller für ihre Erzeugnisse blent und bei alledem eine einzige sachliche Übersicht von bestechenden Ausmaßen ist. Dann bleibt noch die Fülle der rein wissenschaftlichen, uneigennütigen Theorie. Bild, Film, Statistik und Beispiel verbinden sich hier zu einer Vollständigkeit, in der auch nicht das Kleinste fehlt. Was alles da ist? Das kann man nicht sagen. Es hat eine Arbeit von fast zwei Jahrhunderten gelostet, die Entwicklung zu der heutigen Zielgrenze vorwärtszutreiben. Wer wollte sich vermessen, den Überblick über diese Entwicklung mit ein paar Sätzen wiedergeben zu können?

Nur das bleibt zu sagen möglich: die wissenschaftliche Theorie der „Grünen Woche“ ist eine bewunderungswürdige Leistung!

Und sie wird bewundert. Langsam, Schritt für Schritt schieben sich die Menschen an den Bildern dieser Theorie vorbei. Man merkt, es bleibt etwas zurück, die ungeheure Arbeitsleistung ist nicht vergeblich gewesen. Sie gibt dem Städter ein Bild von den Zusammenhängen landwirtschaftlicher Entwicklung und deren Triebkraft, der Arbeit. Dem Landmann aber pflanzt sie neues Pflichtbewußtsein ins Herz. Er steht in dem Strom der Entwicklung. Seine Tatkraft soll das nächste Glied für die Kette schmieden. Alles, was ein neues Jahr an neuen Forderungen zur Fortführung der Entwicklung erhoben hat, soll er sich zu eigen machen. Auf allen Gebieten: Vieh- und Weidewirtschaft, Getreide- und Hackfruchtbau, Obst- und Gartenbau, Geflügelzucht. Alles das wird von ihm verlangt.

Wer verlangt das eigentlich? Nicht sein persönlicher Ehrgeiz, nicht irgendeine Behörde — das verlangt allein sein deutsches Gewissen! Der deutsche Landwirt ist unser aller Ernährer. Erst im wörtlichen, dann im indirekten Sinne.

Hier aber setzen die niederziehenden Eindrücke der „Grünen Woche“ ein. Eben dann, wenn man sieht, wie vom guten, ehrlichen Wollen keine Brücke zum Können führt.

Da sind sie nun aufgebaut, die schönen Maschinen, die Förderer, die Dreschmästen, die Silos, da loden die neuen Stallanlagen, die schönen Wirtschaftsgeräte, da stehen die Faktoren der Rentabilität — man muß nur das Geld haben, um sie kaufen zu können. Und hier sind für die Mehrzahl der deutschen Landwirte die Brücken abgebrochen.

Vor den Ständen sieht man nicht selten das Bild: ein humoristischer Film zeigt das Neue, Schöne, sagen wir: einen neuen elektrischen Kartoffelbämpfer. Die Menschen stehen davor und schmunzeln vergnüglich. Dann soll es ernst werden; der eifrige Vertreter will verlaufen. Dann sind die freundlichen, schmunzelnden Gesichter fort, auf der eben glatten Stirn stehen bittere, tiefe Falten.

Wann gab's das, daß in der Ausstellungskonditorei die Landleute mitgebrachte Stullen aßen? Daß sie irgendwo hinter einem Vorhang auf einem Stuhl saßen, um nicht ein Glas Bier trinken zu müssen? ...

In der Ausstellung selber gedrängte Fülle. Im Umsehen hat man den 3000sten Besucher gezählt. Aber den wievielten Käufer?

Das ist doch die zweite große Bedeutung der Ausstellung, daß das Landvolk gleichzeitig als Käufer auftritt. Daß es das vermittelte Wissen auch umsetzt in die Verbesserung seiner Wirtschaft.

Denn es ist dem Landwirt immer wieder gepredigt worden, er soll „intensiv“ wirtschaften, d. h. er soll das Höchste und Letzte herausholen aus seinem Boden, um die Ernährung des Volkes aus eigener Scholle sicherzustellen. Er hat's getan und ist dabei immer tiefer in Schulden geraten. Soll er's nicht, wenn wir kanadischen Weizen, holländische Kartoffeln, italienisches Obst, spanische Apfelsinen, französischen Gemüse, bald auch polnische Schweine und wer weiß, was alles, zu Vorzugsbedingungen einführen?

Nun ist die Klust da. Dawes-Last = Steuerlast = Schuldenlast drücken das Landvolf zu Boden. Wir Brot- und Kartoffeleßer merken's noch nicht; denn Nahrungsmittel werden ja eingeführt. Aber um welchen Preis? Das sagt die „Grüne Woche“, das läuft hier wie ein unsichtbarer Filmstreifen zwischen den Ausstellungsständen: die Spitzenleistungen der deutschen Industrie finden beim deutschen Landvolf nicht mehr den volkswirtschaftlich notwendigen Absatz!

Das Landvolf als Rauffaktor fällt aus. Und damit ist der Kreislauf der deutschen Volkswirtschaft unterbrochen. Handel und Industrie sind in ihrem Kern mitgetroffen von der Not des deutschen Landvolkes. Wieder stehen Tausende von schaffenden deutschen Händen vor der Lebensfrage: Wie lange noch?

Das sind Eindrücke der „Grünen Woche 1929“. Neben dem Erhabenen das Niederziehende, neben der Bewunderung die Trauer.

Es geht ein Schicksal durch die „Grüne Woche“. Es geht im Gewand des Reichtums. Aber scharfe Augen sehen durch das Gewand hindurch die Armut.

Nicht hier, in der „größten Schau der Welt“, die die „Grüne Woche“ in diesem Jahre darstellt, aber draußen auf den Bauernhöfen und Gütern, da wird die Armut unverhüllt lebendig.

Wir lesen fast täglich davon, uns weht die Verzweiflungstimmung einer kommenden Revolution an. Im Kreis Franzburg in Pommern ist die Siedlung (eine ganze Siedlung!) Pribohm, die 1923/24 von Ostflüchtlings errichtet wurde, unter den Hammer gekommen, weil die Siedler die von der Siedlungsgesellschaft „Ehluowo“ verlangten Zahlungen von jährlich rund 20 Mark je Morgen nicht aufbringen können.

Um die gleiche Zeit hat Rudolf Karstadt, Hamburg, das zwangsversteigerte Rittergut Bütow bei Röbel in Mecklenburg gekauft.

Die Kleinen und die Großen liegen gleicherweise am Boden, aber nicht willenlos. Zwangsversteigerungen werden durch passive Resistenz verhindert, wie es nicht nur in Holstein, sondern auch in der Mark geschah. Der märkische Landesdienst berichtet am Tage der Reichsgründung über einen Fall: Ein Vollzugsbeamter vom Finanzamt Kyritz hatte in Ruhbier eine Zwangsversteigerung angefeht. Als der Beamte, zu seinem Schutz von drei Landjägern umgeben, erschien, fand er den Gajthof bis auf den letzten Platz von einheimischen Landwirten besetzt. Eine Anzahl Arbeitsloser war ebenfalls erschienen, wagte aber angesichts der Menge nicht zu bieten. Die Beamten verließen nach kurzem Besuch beim Gemeindevorsteher das Dorf, ohne daß es zur Versteigerung kam.

Und schon ist der Schritt von der passiven Resistenz zu offenem Widerstand angebroht: Die bayerischen Bauernkammern haben an die Reichsregierung ein Ultimatum gerichtet, daß bei Nichterfüllung der Forderungen der Landwirtschaft die Arbeit und damit die Belieferung der Städte eingestellt wird!

Das sind die Flammenzeichen der Armut, deren brandiges Rot bis in die Ausstellungshallen am Kaiserdamm in Berlin leuchtet. Und längst verfängt die Demagogie nicht mehr, daß nur diejenigen Landwirte von ihrer Scholle müssen, die nicht wirtschaften können. Längst wissen alle, die von Berufs und Politik wegen darum zu wissen haben, daß alle an die Reihe kommen, wenn es so weitergeht mit dem Raubbau, der wirtschaftlich und seelisch am deutschen Landvolf getrieben wird! Und es klingt nur, aber nur noch wie Zynismus, wenn der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Schmidt-Röpenick von der Reichstagstribüne aus diese Entwicklung mit dem Satz abtut: „Wenn die Landwirte mit ihrer Wirtschaft zusammenbrechen, so mögen sie als Sozialrentner eintreten und stempeln gehen.“

Es ist eine in all den vielen, oft widerspruchsvollen Berechnungen der jüngsten Zeit eindeutig feststehende Tatsache, daß die Verschuldung der deutschen Landwirtschaft von 5,3 Milliarden 1924 auf 13,6 Milliarden 1928 gestiegen ist. Daß diese Verschuldung jährlich eine Milliarde an Zinsen fordert. Daß 900 Millionen Mark Jahressteuern von der deutschen Landwirtschaft aufzubringen

sind. Daß nach dem Bericht des Enquete-Ausschusses 50 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe Unterbilanz aufwiesen.

Wie wahnsinnig die Belastung sich auswirkt, zeigt ein Beispiel, welches das „Deutsche Tageblatt“ aus Mecklenburg berichtet:

Auf dem Amtsgericht in Parchim fand der Verteilungstermin betr. Zwangsversteigerung und Zwangsverteilung des Rittergutes Wozintel statt. Dieses rund 1000 Morgen große Gut wurde einige Jahre vor dem Kriege freihändig für 250000 Mark verkauft. Nachdem es nun mehrere Jahre unter Zwangsverwaltung gestanden hatte, wurde dafür nur ein Kaufpreis von 150000 Mark erzielt. In dem Termin wurde jetzt bekanntgegeben, daß die Zwangsverwaltungskosten, welche jeder anderen Forderung vorweggehen, annähernd 172000 Mark betragen haben, also etwa 22000 Mark mehr als der Erlös aus dem Verkauf des Gutes. Es liegt hier der wohl einzig dastehende krasse Fall vor, daß sämtliche Hypotheten ausgefallen sind, also auch diejenigen innerhalb der Mündelgrenze.

Sind das alles Bilder, die nur die Landwirtschaft angehen? Nicht vielmehr ein ganzes Volk?

Das Schicksal eines armen Volkes geht durch die „Grüne Woche“. Es ist ja nicht das Landvolk, es sind ja wir alle, die hier unsere Armut fühlen. Diese Verbundenheit der Einzelschicksale wird in den von tauschendem Leben erfüllten Ausstellungshallen zu tiefster Erkenntnis.

Und wir alle, wir sind der Staat, sind das Reich, immer noch das Reich unserer Väter. Das Reich ist in Not! Die Worte branden, Forderungen schreien. Der Arbeit Atem weht aus Wertstatt und Scholle zusammen.

Nun laßt auch die Herzen zusammenschlagen! Du und ich, wir sind doch nur Diener. Und unser aller Herr ist Deutschland. Du und ich, wir sehen ein Bild deutscher Not und sehen — im Ausschnitt der „Grünen Woche“ heute, morgen in einem anderen Bild — Wege, die aus der Not herausführen. Du und ich, wir können die Wege nicht gehen, denn wir streiten uns ja über das „Wie“, und unsere Schuhsohlen sind zerrissen.

Aber: Du und ich, wir wollen mit bloßen Füßen laufen. Das ist gar nichts, wenn wir uns sagen, daß es um Deutschland geht.

Du und ich, wir sind Deutschland. Wir wollen mit bloßen Füßen laufen. Aber alle Disteln und Dornen und Steine der Welt ...

Dr. Will Vecker

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Eürrners“

Für und wider Lindsay

Die Botschaft von Denver und die Kameradschaftsehe

Ich habe soeben erst mein Studium beendet und glaube daher, auch für die Jugend meine Ansicht äußern zu dürfen.

Lindsay wurde in Amerika seines Amtes als Jugendrichter enthoben. Auch in Deutschland scheint nicht der geeignete Boden für diese Gedanken zu sein. Der erste Versuch, die Kameradschaftsehe wirklich irgendwo anzuwenden, als Studentenehe, wird fast auf der ganzen Linie abgelehnt. Man sagt, aus wirtschaftlichen Gründen sei sie nicht möglich. Dagegen ist einzuwenden:

Nach Lindsay soll ein Kennzeichen seiner Kameradschaftsehe sein, daß sie die finanziellen Angelegenheiten der Ehegatten in keiner Weise ändert. Waren sie beruflich tätig, dann sollen sie auch weiter in ihrem Wirkungskreise bleiben. Daß diese Frage infolge der Abhängigkeit von den Eltern ihre Schwereigkeiten hat, verkenne ich keineswegs. Das soll auch kein Ausweg, sondern die Andeutung der Richtung sein, in der sich dieser wohl bewegen könnte. Soviel über die praktische Durchführbarkeit der Studentenehe! Nun zu den beiden letzten Einsendungen im Dezemberheft, die sich mit dem Gedanken selbst beschäftigen.

Man kann wirklich erstaunt sein, „wie wir's so herrlich weit gebracht“. Man lebt nach den Lehren der seit Jahrhunderten erprobten und stets für gut befundenen Moral. Als Ziel winkt in weiter Ferne die Ehe, stets den richtigen Weg durch die Nöte und Anfechtungen des Studiums wessend. So die Studentenehe als eine durchaus überflüssige Einrichtung lehnt man ab. Wie seltsam, daß solche Botschaften gerade bei denen, denen sie Hilfe bringen sollen, so viele Gegner finden. Für den Verkünder aber gilt Fausts:

„Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten. .. Hat man von je getreuzigt und verbrannt. ...“

Ist es denn so ganz unnötig, daß man sich bemüht, eine Besserung der Zustände herbeizuführen? Sind die ererbten moralischen Anschauungen wirklich ein sicherer Wegweiser auch nur für die Mehrzahl der Studenten?

Es wird nur ein sehr geringer Prozentsatz sein, der mit vollem Bewußtsein sich durch die Studentenzzeit durchzukämpfen vermag. Aber haben diese fünf oder zehn Prozent wirklich ein Recht, den, der den andern helfen will, rundweg lächerlich zu machen?

Noch ein anderer Teil kommt gut durch alle Nöte hindurch. Das sind die tühler veranlagten Naturen. „Wer nie von Liebe Leid empfand, dem kam auch Lust von Liebe nie“ (Richard Wagner). Wer ohne Lust, wer freudlos lebt, wird leicht hart in seinem Denken, seinem Urteil. Vielleicht deshalb die so schroffe Ablehnung der Verbesserungsvorschläge.

Wenn Herr cand. math. Ade schreibt: „... es werden sich oft erst Männerfreundschaften entwickeln, ... und dann nach ein bis zwei Jahren ... käme doch wohl das Eingehen einer Ehe in Frage“, so verallgemeinert er ziemlich seltene Übergangserscheinungen. Wer wirklich zur Männerfreundschaft neigt, der kann bei unserer Erörterung außer acht bleiben. Denn man wird immer seine ti. ften, ich möchte sagen, heiligsten Erlebnisse, die man z. B. mit einem Freunde hat, selbst dem innerlich und geistig am nächsten stehenden Mädchen verschweigen. Dagegen wird dann der Freund von allen Erlebnissen mit der Frau erfahren. Oder es ist umgekehrt: Ist man nicht „invertiert“, (nach Blüher „Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“), dann können vor der Frau keinerlei Geheimnisse bestehen. Selbst die Achtung vor dem besten Freunde findet hier ihre Grenze. Dieser wird dann nie das letzte über die Frau erfahren.

Wer nun infolge seiner invertierten Anlage im tiefsten Grunde dem Freunde mehr zuneigt, den kann die Frau nie ganz ausfüllen. Ihn drängt es viel weniger zur Studentenehe. Da er die Frau nie so hoch schätzen kann, wird er bei Bedarf meist zur doppelten Moral greifen. Damit kommt er viel einfacher über alle Nöte hinweg. Darum braucht der Invertierte die Studentenehe nicht und lehnt sie ab.

Die Verallgemeinerung steht dem Gedanken der Studentenehe im Wege. Es will sie gar nicht jeder. Wer zum Freunde in erster Linie gerichtet ist, wer in der doppelten Moral oft seine angenehme Hilfe für alle Schwierigkeiten gefunden hat, darf man den unmoralisch schelten? Ja und nein! Man darf es, weil er andere Menschen, selbst wenn sie „nur“ der Gattung Zimmermädchen angehören, weil er im Grunde damit die Frau überhaupt herabwürdigt. Er versagt ihr die ihr als Mensch zustehende Gleichberechtigung, sieht sie als Objekt der Lustgewinnung an, überhaupt als Objekt, während jeder Mensch ein Recht darauf hat, als Subjekt gewertet zu werden. Man darf ihn aber auch nicht unmoralisch nennen, weil sein Fehler in seiner Wesensart begründet ist. Und eine Naturveranlagung ist eben da, sie ist nicht gut, nicht böse. Sie gibt uns nur ein Recht, uns gegen diesen Menschen zu schützen, aber nicht ihn seiner Eigenart willen zu verdammen. Wenn man hier von Schuld und Strafe ganz absieht, ein Recht der andern läßt sich gewiß verteidigen: die Forderung, daß die Nöte dessen, der sich zur Frau hingezogen fühlt, anerkannt und als berechtigt gewertet werden. Wenn hier die Studentenehe angebracht scheint, hat der andere kein Recht, sie dem ersten zu verwehren.

Wie einfach hat es derjenige, der ganz ruhigen Sinnes Enthaltbarkeit als theoretisch richtig anerkennt, für seinen praktischen Fall aber eine Ausnahme macht. Auch der hat seine Not überwunden, aber ist diese innere Unwahrheit wirklich anzustreben? Das sind die, die also ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Andere werden auch diesen „Erdenrest, zu tragen peinlich“ noch überwinden. Es sind die Sieger. Doch welchen ungeheuren Aufwand an Nerven- und damit wohl auch an Lebenskraft erfordert es oft, so Leben und Denken miteinander in Einklang zu bringen!

In diesem Falle ist die Frage angebracht, ist denn dieser Aufwand wirklich berechtigt? Ist es wirklich Moral, die das verlangt? Handle so, daß die Maxime deines Wollens zugleich als Prinzip einer absoluten Gesetzgebung gelten kann, verlangt Kant. Ist diese Gesetzgebung absolut? Ich zitiere Herrn cand. ing. von Specht: „Ist ein Studierender in persönlichen Besitz größerer Mittel gelangt ...“ Davon also hängt diese Moral ab, der Zügel der eine sich geschlagen bekennen mußte und wegen der der andere ein Riesenmaß von Energie aufwenden mußte.

Liebe ist eine Angelegenheit des Gefühls. Die Hinneigung zu einem zweiten Menschen, der die Abrundung, die Vervollkommnung des ersten zu sein scheint, entspringt aus den Tiefen der Seele. Wie könnte daran ein rein verstandesmäßiger Vorgang, wie die Heirat, etwas ändern in bezug auf die moralische Beurteilung? Und doch, dem einen, der auf den Schutz von Kirche und Staat verzichten muß, weil ihm vielleicht die gelblichen Vorbedingungen fehlen, dem ist es ein Verbrechen, und dem andern wünscht man mit vielen Worten Glück am Hochzeitstage.

Hier sollte eben die Kameradschaftsehe eingreifen. Sie soll nach Lindsen eine Ehe ohne Änderung der Besitzverhältnisse beider Partner sein. Das ist ihr Grundzug und nicht etwa die Probeehe, wie man so oft hört. Es soll die Ehe vom Geld unabhängig gemacht werden. Sie soll auf die moralische Stufe gebracht werden, daß zwei Menschen einander gänzlich bejahen. Oder sie sagen nein. Aber sie fragen nicht nach Vermögen und Einkommen des andern, sie verkaufen sich nicht.

Man wendet ein, daß man sich an die Verhütungsmaßnahmen gewöhne. Wer dazu veranlagt ist, das Kind zu umgehen, der tut das mit oder ohne Studentenehe. Es ist falsch, wie Fräulein L. S. schreibt, daß jeder Mensch sich nach dem Kinde sehne. Ja, Gretchen immer, aber auch Helena? Penelope immer, aber auch Circe und Kalypsos? Auf die Frage, ob überhaupt Kinder darauf wird die Kameradschaftsehe sicher nicht ungünstig einwirken. Verhütungsmittel werden immer lästig sein. Es wird der Augenblick eersieht, wo man ihrer entraten kann, vorausgesetzt, daß man überhaupt Kinder möchte. Hierin liegt auch der Ansporn zur Beschleunigung des Studiums oder zur Tüchtigkeit im Berufe, daß man bald zur Familienehe kommen möchte.

Dagegen ift ſich im andern Fall der langen Verlobung oder des gleichbedeutenden langen Sichkennens die ganze Wiſſenſchaft einig, daß dies dem Glück der Ehe nur ſchadet. Entweder werden die Verlobten einander nahe ſein und langſam ſich doch kleine Vertraulichkeiten geſtatten. Dann wird die ſtets angefeuerte und nie beſtiedigte Spannung ſich zuletzt totlaufen: Die Liebe welt, noch ehe ſie geblüht hat. Oder die Diſtanz wird gewahrt. Dann wird der Partner meiſt idealiiert. Er wird zum Ideal, zum Gott, und man ift enttäuſcht, nach der Hochzeit einen nur wenig vom Durchſchnitt abweichenden Menſchen mit allen ſeinen Schwächen zu finden. Zwiſchen dieſen Klippen ſteuert nur der ſicher hindurch, der reichlich kalt ift. Aber dann braucht er im Grunde weder Verlobung noch Studentenehe.

Herr Dr. Barthel wendet noch ein, daß es nicht wünſchenswert ſei, wenn ſo junge, unreife Menſchen ſich ſchon verbinden. Zu früheren Zeiten überall und auch heute noch auf dem Lande heiratet man vielfach reichlich früh, und doch ift die Lebenskrafft der Landbevölkerung nicht vermindert. Und ift denn dieſe Reife wohl immer ein Vorteil? Wie oft kommen junge, ſuchende Menſchen, Idealiiſten zur hohen Schule. Ich glaube ſicher, daß hier ein Suchen zu zweit das Leben auch ſpäterhin ſo günſtig beeinflußt, daß die Ehe für immer zuſammenhielte. „Wer fertig ift, dem ift nichts recht zu machen, ein werdender wird immer dankbar ſein.“

Noch eines möchte ich hier anknüpfen. Mir fällt Mar Halbes „Jugend“ ein: Man wird dabei den ſchwachſinnigen Bruder als die Stimme der von einem unbeſtimmbar dunklen Gemiß von Gefühl und Verſtand getriebenen Umwelt anſehen dürfen. Der Bruder mißtraut dem Ankömmling ſchon im Anfang. Aber nachher trifft ſeine Kugel, zwar dem jungen Manne zugeſchickt, doch das junge Mädchen, „Annchen“. Das ift ein Gleichnis des Lebens. Wo bei dem mehr oder weniger ſchwankenden Moralzuſtand eine Entgleiſung ſtattfindet, da hat in jedem Falle das Mädchen nicht nur die ſachlichen, ſondern auch die moraliiſchen Folgen zu tragen. Der junge Mann wechſelt das möblierte Zimmer, wenn er irgendwo Anſtoß erregte, und alles ift wieder gut. Trotzdem er faſt ſtets den Antrieb gab, glaubt er über das Mädchen, das nicht ſo leicht umzuleben kann, das Verdammungsurteil ſprechen zu können. Wenn die Moral noch eben an der Kante gerettet wurde, wenn man nur harmlos „miteinander ging“, ift die liebe Mitwelt ſtets gerne zu dem raſchen Urteil bereit: „Sie läuft ihm nach.“ Auch hier wäre die Studententamerabſchaftsehe ein Mittel, dieſe unwürdige und ungleiche Verteilung von Freud und Leid abzuändern. Schließlich hört man auch öfter, daß geiſtig und geſellſchaftlich hochſtehende junge Mädchen ſich mit einem jungen Manne abgeben, den man nicht eben als beſonders wertvollen Menſchen anſehen kann. Auch hier ift nicht immer ein hartes Urteil angebracht. Es ift oft nur ein Zeichen großer ſeelliſcher Not und ſollte eher Anlaß zum Bedauern ſein.

Wie ift es nun alſo mit der Studentenehe? Ich habe anzudeuten verſucht, daß von vornherein etwa nur die Hälfte der jungen Menſchen dafür in Frage kommt: Die Männer, die mehr zur Frau gerichtet ſind, und die Frauen, in denen die Sehnſucht nach dem Kinde wirklich lebendig ift. Von dieſen wäre es wieder für alle, denen die Natur ein weniger ſtarkes Drängen mitgegeben hat, nur eine unnötige Belaftung, ſie werden auch darauf verzichten. Von den übrigen kommen nun endlich nur die in Betracht, die Wert darauf legen, ihr Denken und Handeln nach einheitslichen Geſichtspunkten einzurichten. Dagegen ift für die andern die doppelte Moral viel bequemer.

Man ſieht, es ift ein recht kleiner Kreis, der übrig bleibt. Aber wenn die Studentenehe auch nicht allen erwünſcht ift, hier wäre ſie angebracht und wohl oft ſegenreich. Wenn ſie auch nur für wenige ift, ſo ſpreche ich aus dieſem Grunde doch für die Studententamerabſchaftsehe.

Freilich ift damit nicht geſagt, daß der Schlüssel des Paradieses nun gefunden wäre. Wie in andern Ehen auch, ſo wird auch hier oft ein Fehlgriff geſchehen. Das ift weniger traglich, da keine Befähigung die Löſung bei innern Unſtimmigkeiten der Partner beeinträchtigt. Für die, denen die Studentenehe ganz unangebracht ſcheint, müßte man nach einer gänzlichen Neuordnung der

geschlechtlichen Auffassungen streben. Es ist dies der Punkt, den Lindsey und auch Dr. Barthel (in seiner Abhandlung im Novemberheft des „Türmers“) zur Sprache bringen.

So wird auch die Studentenehe nicht das Hell der Welt bringen, nach dem sich viele sehnen. Aber sollte sie einmal in erreichbare Nähe rücken, dann sähe ich darin einen großen Schritt vorwärts im Kampf gegen Heuchelei, Unaufrichtigkeit und Verantwortungsfurcht. Wenn wir dahin kommen, daß wir diese grundlegenden Fragen wieder so ernst auffassen, wie es eigentlich in der Natur fast jeden unbefangenen jungen Menschen liegt, dann wäre schon viel gewonnen. Schon in der Aufforderung zu ernstem Nachdenken könnte die Besprechung dieser Fragen im „Türmer“ segensreich gewirkt haben. Diplom-Ingenieur Hans Ottmüller

Ist der Akademiker mit 30 Jahren ehereif?

Man wird die Frage komisch finden und behaupten, er sei es seiner natürlichen Veranlagung nach schon mit 20, und seiner geistigen Fähigkeit entsprechend, wenn die Volkswelsheit vom Schwabenalter recht hat, erst mit 40. Aber die noch allzu optimistischen Voraussetzungen des stud. med. F. F. auf Seite 243 des Dezemberheftes 1928 des „Türmers“ in bezug auf die soziale Ehreife des Akademikers berühren einen zu wichtigen Punkt, als daß man nicht darauf eingehen müßte. Es ist zwar heutzutage paradox, von der Sexualnot der Ausgewachsenen zu reden, sind doch die Zeitungen bereits gefüllt von der Sexualnot der Jugendlichen, und nächstens kommen die Säuglinge an die Reihe. Im Ernst gesprochen sind diese Probleme bis zu einer gewissen Altersstufe am besten durch den Imperativ einer vorläufigen Bescheidung und Sammlung zu beantworten. Das tiefere Problem liegt gerade in den unerhörten Sozialverhältnissen, die den Akademiker in sehr vielen Fällen eheuntüchtig machen, bis er grau wird.

Das glaubt man nicht? Hat man noch nichts gehört von den Scharen von Medizinern, die mit ihrer Kunst knapp das Existenzminimum für eine einzige Person verdienen? Weiß man nicht, daß Schulamtsbewerber so oft ganz beschäftigungslos sind oder ein Hungergehalt beziehen, daß aber eine sichere Existenz oft erst nach der Überschreitung des Schwabenalters beginnt? Und der juristische Referendar, der Assessor? Sie nähren sich meist von der schönen Hoffnung auf die Zukunft. Und sogar manche akademischen Lehrer selbst sind nach Jahrzehnten des Studiums und der Arbeit nicht so weit, daß sie eine Frau oder gar noch Kinder als Ballast ihres mageren Budgets mit sich führen könnten. Nur verhältnismäßig wenig Begünstigte, vielleicht glückliche Ingenieure oder Fabrikchemiker, bringen es durch ihr Studium schon im Alter von 30 Jahren dahin, mit gutem Gewissen eine Familie gründen zu können. Das sind die Tatsachen, und gegenteilige Meinungen sehen die Welt in einem zu rosigem Lichte.

Welche Möglichkeiten ergeben sich nun aus diesen Tatsachen für die Praxis der Liebe bzw. Ehe? Man kann zunächst, so werden die unvermeidlichen „Idealisten“ sagen, heiraten, auch wenn man es gar nicht kann. Man mag es darauf antommen lassen, ein Zusammenleben, das nur auf Grund einer allgemeinsten Harmoniegrundlage schöpferisch wertvoll bleibt, durch die Belastung mit übergroßen und gerade eines Akademikers unwürdigen sozialen und damit auch seelischen Nöten von vornherein zum Jammerdasein zu verurteilen. Meines Erachtens geht das nur bei polizeiwidrigem Leichtsinne oder bei besonders widerstandsfähigem Strapaziergewissen und unter Verzicht auf jede Vernunft. Oder aber den armen Akademikern könnte vom freundlichen Schicksal je eine reiche Frau zur Verfügung gestellt sein, die man außerdem liebt, und die einen wieder liebt. Solche prästabilierte Harmonie wäre die ideale Lösung, und ich würde raten, sich deswegen mit dem Schicksal in Verhandlungen einzulassen, bin auch selbst nicht abgeneigt, unter den genannten Umständen, die aber alle stimmen müssen, mit gutem Beispiel voranzugehen. Ich fürchte aber, daß sich der Männerüberschuß in diesem Punkte allzu fühlbar machen wird.

Diese beiden Möglichkeiten sind die einzigen, die mit einer konservativen Lebensauffassung vereinbar sind, da man die These nicht aufstellen kann, daß der Akademiker, dem an geistigem Gehorsam gegen seine Oberen und an Armut schon genug zugemutet wird, sich auch noch der dritten Mönchstugend befleißigen solle, bis er so alt wird, wo dies von selbst geschieht. Es ist also für jeden, der den Mut hat, der Sache fest ins Auge zu sehen, eine unausweichliche Folgerung, daß infolge der sozialen Mißstände, die gerade bei den deutschen Akademikern so stark herrschen, auch von sittlich durchaus ernsthaften Menschen an Ideen gedacht werden muß, wie sie in den Begriffen „Kameradschaftsbege“ (ein wenig logisches Wort!), „freie Liebe“, „Verhältnis“, „Freundschaft“ angedeutet sind. Das Nachdenken darüber kostet ja nichts. Ob aber in diesen Begriffen Lösungen stecken, darf aus sehr vielen tiefen Gründen bezweifelt werden, wenn man auch eben aus dem Bestehen der Problematik als anständiger Mensch den Schluß ziehen muß, daß Leute, die sich auf solche Art verständigen, doch wesentlich besser sind als solche, die silberne Löffel gestohlen oder ihren Vater umgebracht haben. Die Moral sollte sich erst besser „selbst erkennen“, bevor sie gegen Menschen beleidigend wird, die nichts tun, als ein gutes Lebensrecht nicht vollständig preiszugeben.

Lösungen wirklicher Art können aber meines Erachtens, und darin stimme ich mit dem Verfasser der genannten Notiz vollkommen überein, nur auf sozialer Grundlage erfolgen. Zunächst müßte der übertriebene Zustrom zum Universitätsstudium in geeigneten Formen geregelt bzw. unterbunden werden, und das Staatsganze müßte sich durch gesetzgeberische Maßnahmen viel mehr auf die Pflicht besinnen, Menschen, die gearbeitet haben und etwas leisten können, den Lohn für ihre Arbeit zu geben, so daß sie tatsächlich im Alter von 30 Jahren spätestens —
 Privatdozent Dr. Ernst Barthel, Köln.

Zur sexuellen Not der Jugend

Wenn die Erörterung dieser Frage viele Gemüter aufrütteln sollte, daß sie die Todesgefahr unseres Volkes sähen und zu ihrer Abwendung hülften, dann wäre gewiß manches gewonnen. Wer um sein Volk ringt, stößt immer wieder auf die schlimmste der Nöte: die Gleichgültigkeit im Bürgertum! Man will nicht sehen, daß wir, nachdem wir den Krieg verloren, nun um unser Letztes ringen müssen, den Bestand unserer Kultur und das blutmäßige Erbe, soviel davon in einem sorglosen Jahrhundert noch übrig geblieben ist. Den kommenden bolschewistischen Aufstand, umfassender und gefährlicher als jener nach dem Umsturz, werden wir wohl niederringen; wir werden trotzdem dem Bolschewismus anheimfallen, wenn das Bürgertum nicht die Kraft aufbringt, sich aufzuraffen und umzutehren. In jähem, unerbittlicher Arbeit unterwühlt jener uns ethisch und kulturell und höhlt uns aus. Das Laster wagt sich frech nicht nur auf die Gasse, sondern schon in die geheiligten Räume der Kunst. Wie die deutsche Kunstgesellschaft berichtet, räumte der Sächsische Kunstverein auf seiner Jubiläumsausstellung 1928 einem Bilde des Dresdener Akademieprofessors Otto Dix, betitelt „Großstadt“, den Ehrenplatz ein; es stellt im Mittelstück eine Tanzszene in einem Freudenhause dar, in den Seitenteilen Ausschnitte aus Dornengassen. Der Kunstberichter des „Dresdner Anzeigers“ spricht mit Bezug auf dieses Bild von „einer höchst zweideutigen und widerwärtigen Lust an einer ins Ekelhafte abgetragenen Sexualität“. Der Urheber dieses Gemäldes bildet unsern künstlerischen Nachwuchs! Über die „deutschen“ Bühnen ging die Oper des Eschschens Krenel „Jonny spielt auf“; sie verberrlicht einen Neger, der weiße Mädchen vergewaltigt, der sich dessen brühtet und den ein solches Mädchen anbetet. Ein unverfälschtes Lob der Rassenchande, eine Ohrfeige für jeden Weißen! Ein Volk, das solche Dinge widerstandslos hinnimmt, dessen führende Männer dafür ihren Namen nicht verweigern, ist zum Untergang bestimmt. Ich frage alle deutschen Mütter, in welche Welt denn ihre Enkel hineingeboren werden sollen. Auf dem Gebiet der Kunst hat man den großen Angriff auf die Familie, die Kernzelle unseres Volkes, vorbereitet und

führt ihn eben durch. Man hat noch so viele Kräfte frei, daß man jetzt auch schon zum Generalsturm auf alle Grundlagen deutscher Sittlichkeit ansetzt.

Wir kämen nur zu einer Oberflächenlösung, wenn wir nicht die Frage der sexuellen Not der Jugend im großen Rahmen des gesamten Volkslebens betrachten und nach ihren tieferen Gründen schürfen wollten. Ich bin in dieser durchstürzten Zeit aus der stillen Arbeitslause getreten und gehe mit der Jugend, weil es mich ihrer ungeheuren Not erbarmte, die aber nicht nur im Sexuellen liegt. Doch kommen wir um dieses nicht herum und müssen der Wirklichkeit ins Auge schauen. Der Münchener Hygieniker Professor Lenz hat in einem Vortrag vor Lehrern von höheren Schulen ein grauenregendes Material entrollt. Infolge der späten Möglichkeit einer Eheschließung wüthen die Geschlechtskrankheiten in einem Maße unter der akademischen Jugend, daß das Aussterben der Intelligenzen, überhaupt der Auslese unseres Volkes, in greifbare Nähe gerückt ist. Es ist ausgeschlossen, daß aus dem Bauerntum und dem Proletariat ein ausreichender Ersatz nachwächst. Zudem ist das Bauerntum selbst schon schwer in seinem Bestand bedroht; es wird von der Verstädterung mit all ihren unheilvollen Folgen immer stärker angegriffen. Der letzte Schatzbehälter deutschen Volkstums, der Bauer, ist in Gefahr.

Dabei wird die sexuelle Not der Jugend immer stärker, weil ihr Großteil in den Städten zusammengedrängt ist. Das Leben in diesen führt zu einer allgemeinen Überreizung, natürlich auch des Geschlechtstriebes. Die heutige Stadt bedingt eine immer zunehmende Auflösung des Familienlebens; dessen Schutz fällt damit für den jungen Menschen in einer dauernd wachsenden Zahl von Fällen weg. Die Stadt führt zu einem sich stets verstärkenden Ausleben aller Triebe und damit zur endlichen Zerstörung und Auflösung des Volkskörpers. Dem tatenlos zuzuschauen, hieße sich an dem Heiligsten auf Erden, unserm gottgegebenen Volkstum, veründigen.

Die Bejahung der Kameradschafts-Ehe führt aus der furchtbaren Verklemmung unserer Lage nicht heraus; sie hilft nicht einmal zu irgendwelcher Erlösung der Jugend von Pein und Qual. Sie würde in seelische Nöte hineintreiben, welche die vorherigen sexuellen weit überwögen. Der kernhafte Mann, das kernhafte Mädchen wollen die sittliche Verantwortung der Ehe, sie liegt vor allem im Dritten, im Kind. Wehe uns, wenn wir, uns selbst zu befriedigen, dieses vergessen! Das Leid eines Lebens folgt danach.

Welche Forderungen haben wir zu erheben, um der sexuellen Not der Jugend zu steuern, welche nun einmal ein wichtiger Faktor unter den Kräften sein wird, die eine Zerspaltung von Staat und Gesellschaft bewirken werden, wie wir sie in Rußland erleben, wenn wir nicht in weiser Voraussicht die Abel der Zeit abstellen?

Wir müssen die Verstädterung des deutschen Volkes rückgängig machen. Das klingt wie ein unerfüllbarer Traumwunsch. Und doch muß dieser Wunsch rechtzeitig erfüllt werden, wenn die Deutschen dem Volkstod entgehen wollen. Wenn wir nicht die gedrängte Siedlung der modernen Stadt verlassen, dann werden im kommenden Krieg die Giftgase den Großteil unseres Volkes vernichten; nur Träumer und Narren können glauben, dem Schritt des unerbittlichen Schicksals zu entgehen, wenn sie den Kopf in den Sand stecken, und das bedeutet das „Nie-wieder-Krieg“-Geschrei. Wir haben also gar keine Wahl, wir müssen die Großstädte in weltgehendem Maße auflösen und entvölkern. Das flache Land, besonders im preussischen Osten und österreichischen Südosten, kann noch einige Millionen aufnehmen. Das Wert der Artamanen (vgl. Januarheft des „Fürmers“, Abteilung „Briefe“ auf der vorletzten Umschlagseite) ist die Verklüftung des wachen Teils der Jugend, daß sie den Willen hat, diesen Wall von deutschen Menschen im Osten gegen die asiatische Flut zu errichten. Die deutsche Staatspolitik muß sich darauf einstellen, dieses Ziel zu erreichen; dazu gehört, daß die Landwirtschaft wieder rentabel wird; zum Siedeln ist es nötig, daß der Siedler sich auf der Scholle ernähren kann. Wir müssen aber mit der Volksiedlung eines Tages weiter nach Osten ausgreifen und unsere gesamte Politik auf diese weltliche Sicht einstellen. Wir sollen dabei nicht auf



Abend in der Kirchgasse (Schwäb. Hall)

A. Schirmer

irgendwelche Parteiminister warten, sondern jeder einzelne soll seine politischen Rechte in dieser Richtung gebrauchen. Ich verneine gewiß nicht die Notwendigkeit von Technik und Industrie; aber das deutsche Volk muß zu zwei Dritteln auf dem Lande und in Kleinstädten wohnen, wenn es gesund bleiben will, nicht, wie jetzt, zu zwei Dritteln in den Großstädten. Man wird mir erwidern, daß die illegale Befriedigung des Geschlechtstriebes immer auch auf dem Lande und überhaupt in der Geschichte unseres Volkes eine große Rolle gespielt habe und spiele. Das weiß ich wohl. Aber die krankhafte Überreizung, welche Menschen und Geschlechter vernichtet, war nicht so groß. Wenn wir mehr Raum haben, werden die Reibungen in jeder Hinsicht, auch das Wettjagen um die Stellung im Beruf, vermindert. Der Mann kann früher eine Familie gründen; damit verschwindet ein großer Teil der sexuellen Not von selbst. Kürzlich versicherte mir ein Arzt, der vorwiegend Praxis in den Arbeiterkreisen eines Industrievorortes hat, daß dort fast jedes Mädchen mit 15 Jahren in den Geschlechtsverkehr eintrete; von anderen Seiten hörte ich Ähnliches. Das muß zur Zerrüttung führen. Das Proletariat wird nie, wie es sich erträumt, die Führung des Volkes übernehmen können, wenn es sein Sexualleben nicht herber und strenger gestaltet; die Natur läßt ihrer nicht spotten.

Die Schamlosigkeit muß in ihre Höhlen zurückgejagt werden; strenge Gesetze und Verwaltungsmahnahmen müssen, unbelirt durch das Geschrei einer gewissen Presse, ihr zu Leibe gehen, wo sie sich hervorwagt.

Eine Kunst und ein Schrifttum, die aus reinen, göttlichen Quellen schöpfen, müssen in großzügiger Weise gefördert werden. Da der Staat einstweilen hier wenig tun wird, sollte die Kirche ihre Aufgabe erkennen. Sie denkt allerdings noch viel zu vereinsamlich, und der Eraktätchengeist steht noch sehr in Blüte. Sie sollte sorgen, daß die großen, starken Schöpferkräfte unter den Schaffenden die geistige Führung des Volkes haben. Dann würde viel Verderb verhindert und viel Gedeihen gekräftigt werden. Es muß eine geistige Atmosphäre geschaffen werden, die es den jungen Menschen nicht wie heute erschwert, sondern erleichtert, sich zu beherrschen.

Die Trinksitzen sollten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Ich bin kein Abstinenzler und fordere keine Abstinenz. Aber der Zwang zum Trinken, sei es durch Gewohnheit oder durch Vorschrift, muß beseitigt werden. Viele junge Menschen werden erst durch den Alkohol zum Geschlechtsgenuß bei Dirnen getrieben. Diese Quelle muß verstopft werden.

Ich forderte eine weitgehende Auflösung der Großstadt. Es ist aber auch zu verlangen, daß der junge Mann in den akademischen Berufen so gestellt wird, daß er mit 26 Jahren eine Familie gründen kann. Wollen wir uns die geistige Auslese unseres Volkes erhalten, die allein seine Führung übernehmen kann, dann muß diese Forderung erfüllt werden. Diese soziale Aufgabe ist wichtiger als hundert andere. Für die Zukunft eines Volkes ist immer seine Führerschaft entscheidend; es muß gesorgt werden, daß sie einen gesunden und zahlreichen Nachwuchs in die Welt setzen kann. Gewiß sind solche Führernaturen auch in den Handwerker- und überhaupt Kleinbürgerkreisen, wie auch im Arbeiterstand da, aber nicht im gleichen Umfang; und diese sind meist auch in der Lage, rechtzeitig zu heiraten. Die notwendigen Zuschüsse können und müssen die Staats- und Gemeindefassen aufbringen, sie werden nur einen Bruchteil der sonstigen sozialen Lasten ausmachen.

Damit ist noch nicht gesagt, wie den studentischen Jahrgängen beiderlei Geschlechts geholfen werden kann. Ich habe darauf eine ganz kurze, harte und herbe Antwort: durch Selbstsucht. Alles verstehen, heißt alles verzeihen, sagt man. O ja, ich war noch immer bereit, allen die helfende Hand zu reichen, mit denen das Blut durchgegangen war. Aber ich bekämpfe alles, was Ordnungen zerstören will, die durch die Erfahrungen von Jahrtausenden als ewig und allgemein gültig erwiesen sind. Ein so hervorragender Physiologe wie Abderhalden lehrt uns, daß junge Menschen im studentischen Alter des Geschlechtsverkehrs noch nicht bedürfen. Die Zählung der Triebe ist aber die beste Willenschule

für den Jugendlichen. Vielleicht hat Gott diese harte Aufgabe gestellt, damit ganz starke Menschen erwachsen, die nicht nur das eigene Leben meistern, sondern den anderen Führer sein mögen.

Ist diese Selbstzucht überhaupt in großem Umfang denkbar? Widerspricht dieser Forderung nicht die Erfahrung? Ich darf auf Erfahrungen verweisen. Aus der Wirklichkeit des Lebens heraus stelle ich meine Forderung der Selbstzucht, der Enthaltung im studentischen Alter auf; ich habe an so vielen gesehen, daß es geht. Hier fordert die Jugendbewegung eine Beachtung, die sie oft nicht findet. Vergessen wir nicht, daß sie aus der Jugend selbst entstand, nicht auf das Geheiß von Erwachsenen oder durch den Ruf eines Propheten. Diese Jugend im Wandervogel und den verwandten Bänden hat an sich selbst die Forderung der Reinheit, der Enthaltung gestellt und hat sie, wenigstens in ihrem volksbewußten Teil, bis auf wenige Ausnahmen in Hunderttausenden erfüllt, hat sich dabei immer wohl und glücklich gefühlt. Wenn der Wandervogel gar nichts anderes geleistet hätte als die Durchsetzung dieser Forderung, so hätte er allein mit solcher Beispielgebung Unvergängliches geleistet. Eine gesellschaftlich hochgestellte Mutter sagte mir kürzlich, als sie eine Anzahl von Porträtbüsten eines jungen Bildhauers aus der Jugendbewegung betrachtete: „Wie rein und klar schauen doch alle diese jungen Menschen drein; wie lebensfroh und -stark müssen sie sein! Solchen Männern könnten Mütter schon ihre Töchter anvertrauen.“

Aber gerade die geistig führenden und die besitzenden Schichten haben hier in weitem Umfang versagt; ich muß das aus vielfacher schmerzlicher Erfahrung sagen. Nicht nur, daß ich so gut wie jede Hilfe und Unterstützung in langen Jahren habe entbehren müssen; jene Schichten scheuten sich, ihre Kinder in die Jugendbewegung geben zu lassen. In diesen Jugendbänden werden die Mädchen nicht als „Angriffsobjekte der Lüste“, nicht als „Freiwild“ betrachtet; es lebt in ihnen eine Kameradschaft, die trotz der vertraulichen Form des Umgangs die Grenze zu wahren weiß, die voll Ritterlichkeit ist.

Eine Gefahr droht der Jugendbewegung aus der Entwicklung zur „Jungenschaft“, die von manchen Stellen jetzt betrieben wird. Wohl muß ein rechtes Jungenleben in Zeltlager, Sport — soweit nicht Sensation und Rekordsucht damit verbunden sind — und Tummeln im Freien gewahrt bleiben; das leidet, von anderm Gewinn abgesehen, eine erhöhte Sinnlichkeit ab; doch man kann beobachten, daß in eigentlichen Jungenbänden nicht der feine, selbstverständlich ritterliche Ton gegen die Mädchen gefunden wird wie in jenen Bänden, wo Jungen und Mädchen in weitgehender Kameradschaft leben, wobei natürlich der eigentliche Gruppen- und Wanderbetrieb getrennt bleibt. Daß die Jugend das rechte Verhältnis der Geschlechter finde, bleibt für ihre und des Volkes Zukunft entscheidend.

Nicht uns, sondern unserm Volke leben wir, auch und gerade in unserm Liebesleben. Nur eine gesunde Familie verbürgt ein gesundes Volk.

Wilhelm Rogge, Ebnet bei Freiburg i. Br.

Ein radikaler Vorschlag

Der junge Mann darf physiologisch nicht zur Ehe schreiten, ehe er nicht etwa das 25. Jahr vollendet hat — und in diesem Alter wird er normalerweise die „alma mater“ wohl hinter sich haben. Nun kommt der „schwierige“ Punkt: „Kann der geistig arbeitende Student bis zu diesem Zeitpunkt ohne schwere Kämpfe absolut enthaltsam leben in sexualibus?“ Hier kann ein klares und entschiedenes Ja allein die richtige Antwort sein, wenn die nachfolgenden Thesen beherzigt werden, ich möchte sagen: endlich beherzigt werden:

1. Mache dich frei vom Tabak in allen Formen.
2. Mache dich frei vom Alkohol in allen Formen.
3. Mache dich frei vom Fleischgenuß in allen Formen.
4. Arbeite in den Ferien dich körperlich aus als Landarbeiter.

Du sagst: alles leicht gesagt — sicherlich zum Wohle Deutschlands — aber schwer getan! Meinst du wirklich? Ich sage dir, nicht als grauer Theoretiker, sondern als Praktiker (siehe meine Broichüre „Krankheit als Verbrechen“ 80 Pfg. Selbstverlag): Es ist nichts leichter als alles dies, denn, sobald das Reizmittel Fleisch wegfällt, ist das Bedürfnis nach den beiden anderen Satansmitteln ebenfalls bald verschwunden! Ich morgens und abends deine rohen Haferflocken mit Milch und Rübkraut und des Mittags Pellkartoffeln mit Salat und Gemüse und dann noch etwas Obst — und du und Deutschland werden genesen — genesen auch von der Stidluft und der Schwüle, die heute weiteste Kreise der jungen Studenten in furchtbare Fesseln schlägt!

Und dann muß allerdings noch etwas geschehen zur Überwindung aller dieser Triebe, die zu befriedigen eben nicht notwendig sind (wie z. B. der Nahrungstrieb) — eine sittlich ernste Einstellung zu den Werten, die ewigleitschwer sind — du kennst ja das Buch der Bücher — tolle, lege — es muß deine tägliche Speise werden auf dieser Reise —

Und dann noch etwas: Du Vater Staat: Gib uns endlich das gute deutsche Bodenrecht wieder und laß die Arbeitslosen kleine Häuschen bauen, damit die Studenten, die ernst ihre Studien vollenden, auch sofort von dir ein Nest bekommen, um dann sich einer ernstesten Familiengründung hinzugeben. Dann wachsen Akademikerkinder wieder in Hülle und Fülle auf im Garten, im Sandhaufen zum Wohle Deutschlands und unseres Planeten.

Dr. Bobinus, Bielefeld

Ehekrisis

Die Verfasserin der „Botschaft von Denver“ (Oktoberheft des „Fürmers“ 1928, S. 40), Frau Toni Harten-Hoende, verdient Dank für die Zusammenfassung der Lindsey'schen Schriften und die Untermalung der von ihm gezeichneten amerikanischen Zustände, jugendlicher Sexual- und Ehenöte, aus eigener reifer Anschauung. Ihre Beurteilung der daraus gezogenen allgemeinen Lehren erscheint indessen auch subjektiv beeinflusst und fordert zum Teil grundsätzlichen Widerspruch heraus. Vor allem ein so allgemeines Schlussurteil: „Mensch ist Mensch überall. Die sittlichen Nöte der Amerikaner sind auch unsere; und — von einzelnen Vorschritten abgesehen: wie die Schuld daran, müssen die Heilmittel die gleichen sein und uns alle angehen!“

Gern zustimmen kann man ihr im wesentlichen in der Beurteilung der Abtreibungen, ihren Bemerkungen zur Aufklärung als Erziehungsmittel, und ihrer allgemeinen Forderung offener Anerkennung gewisser Nöte und ehelicher Versuche der Abhilfe auch für Deutschland. Wertvoller sind die gewichtigen Bedenken, die sie gegen Lindseys Kameradschafts- und Zeitehe ausspricht. Nur klingt bereits wirklichkeitsfremd, daß „unsere Institutionen stets den Anforderungen des Entwicklungszustandes der Menschheit nachhinken“ — ja, wie könnten sie anders, da menschliche Gesehe sich in der Regel erst aus der Sitte entwickeln! — und überspannt selbst für den christlichen Ethiker, wenn sie eine Eheform auf Grund der „wahren sittlichen Freiheit der Kinder Gottes“ fordert, denn als solche können jedenfalls nur Menschen gelten, die ein entsprechendes Verhältnis mit Gott gewonnen haben. Darum bedarf die Beurteilung Lindseys meines Erachtens einer noch grundsätzlicheren Linie, ebenso wie einer Ergänzung vom deutschen Gegenwartslieben aus, damit seine Werke nicht eine gefährliche Waffe mehr für die Mächte liefern, die bereits am Werke sind, aus der allgemein zugestandenen Ehenot und dem Ringen um die jugendliche Sexualnot mit dem Hammer zu befreien, der die sittlichen Grundlagen der Ehe und Familie und damit unseres Volkes zerschlägt. Es geht um eine Schicksalsfrage unseres Volkes, und ist deshalb auszugehen von den tiefsten sittlichen Erkenntnissen. Lindsey geht aus von einem „Rechte der Jugend, sich selbst eine neue Sittlichkeit oder vielmehr neue Formen der Sittlichkeit zu schaffen“ und begründet dies mit der Anschauung: denn „der Mensch ist gut, und deshalb kann er nur nach der Richtung des Guten hin fortschreiten, selbst wenn die Entwicklung durch manche Gefahren, Schäden usw. geht“. Schon hier müssen christliche Ethiker

„*principiis obstaro*“. Sie werden Goethe nicht widersprechen, wenn er sagt: „Ein guter Mensch in seinem buntem Orange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“ — aber werden dies nicht für die Menschheit als Ganzes und ganz allgemein gelten lassen; der Grundirrtum des Rationalismus soll doch nicht umsonst ein Jahrhundert lang wenigstens in Deutschland schon überwunden sein! Und wollte er heute sein Haupt gerade in diesen grundlegenden Fragen der Ehe usw. wieder erheben, so müßten ihn die Tatsachen des heutigen sittlichen Niederganges, der doch wohl nur wider das Zeugnis des Gewissens und der täglichen Erfahrung geleugnet werden kann, widerlegen. — Auch Toni Harten erhebt ernste Bedenken gegen den Optimismus Lindseys. — Freier hat in Deutschland ja die verschiedene sittliche Denkweise kaum sich ausleben und auswirken können, als in der nachrevolutionären Demokratie — ist darin wohl der Beweis erbracht worden, daß der Mensch von Haus aus und von Grund aus gut sei? Bezeichnenderweise entschlüpft auch einem Lindsey selbst das Bekenntnis: „Es sind eben stets besonnenere und innerlich gesunde Elemente da, die die Welt vor dem Schlimmsten bewahren, freilich das Schlimme nie ganz zu besiegen vermögen.“ — Ist das nicht ein Geständnis für die Übermacht des Bösen? Ebenso beachtlich ist seine positive Feststellung: „Jugend, die sich gut hält, kommt einzig und allein aus Elternhäusern, in denen die Kinder richtig erzogen werden.“ — Ist darin nicht eine Ahnung, wo einzusehen ist, nämlich — nicht in dem freien Willen der Jugend?! Gewiß, das „Verstehen ihrer revolutionären Wünsche“ kann auch die Jugend fordern und soll ihr voll zuteil werden. Aber sehr viel mehr ist es und echt revolutionär, von ihr aus die neue Entwicklung mit der Forderung aufzubauen: „Die Ehe kann sich erst richtig entfalten, wenn aller äußere Zwang, gesellschaftlich wie kirchlicher wie traditioneller, fällt.“ Als ob „eine von Grund auf ehrliche, vernünftige, praktische und deshalb (sic!) wahrhaft sittliche Neuordnung“ eben insofern der Sündhaftigkeit der Menschen nicht auch — der gesellschaftlichen Schranken zu ihrem Schutze bedürfte. Ja bedrohlich ist gerade in dem angeführten Satze die Verirrung sichtbar, die die rein utilitaristische Ethik bedeutet, die Sittlichkeit allein auf — naturalistischem Grunde aufbaut. Sie mag die Domäne der materialistischen Weltanschauung bleiben, auf der ja Lindsey selbst nicht zu stehen meint. Geradezu leichtfertig muß es aber genannt werden, wenn deshalb Lindsey alle sittlichen Organisationen, „Schule, Staat, Kirche, Elternschaft“, bezichtigt: „Sie schlafen alle, obgleich sie meinen, viel zu tun, verkrüppeln oder erwürgen, was das Recht des Lebens hat“ und sie damit — für den Neubau beiseite schiebt! Ich will dies nur für die Kirche hier zurückweisen. Mit dem Bild auf diese zu schreiben: „Der Geschlechtstrieb darf nicht mehr als Unreinheit, Verbrechen aufgefaßt werden“ — vermag doch nur jemand, der mindestens noch nichts von Luther und der Ethik der evangelischen Kirche weiß! — Vielleicht entschuldbar nur aus amerikanischer Unkenntnis der deutschen Reformation und ihrer eminenten kulturellen Lebenskraft. Erstreulicherweise zeigt die Verfasserin der „Botschaft“ mehr geschichtliches und gerechtes Denken und die Gegenwart belegt das Gegenteil.

Die Debatte im „*Türmer*“ hat gezeigt, wie stark die Theorie Lindseys gerade uns Deutsche angeht, und wieviel ernster noch als in der „Botschaft von Denver“ sie zu beurteilen ist. Lindseys Fanfare möge auch die Sozialethiker und die sonst Verantwortlichen in Deutschland aufweden zur ernstesten Beachtung der vorhandenen Krisis und Besinnung auf rechtzeitige Wahrnehmung aller nur möglichen Heil- und Schutzmittel, aber — amerikanisieren soll sie nicht auch unsere Ethik. Diese soll deutsch-christlich begründet bleiben!

Damit geschieht dem Amerikaner Genüge. Um sein Wort aber als eine „Botschaft“ an alle zu feiern, fehlt ihm bei aller Anerkennung seiner Erfahrung und seiner warmen Humanität die — sagen wir — überzeitliche und übernationale, besser die göttliche Legitimation.

Geh. Kirchenrat Rosenkranz, Baugen i. Sa.

Kameradschaftsehe und kein Ende!

Die ganze deutsche Presse ist voll von Kameradschaftsehe. Alle Tageszeitungen, Zeitschriften von Rang und Kultur, Illustrierte und Magazine, Blätter und Blättchen knacken eifrig an der über den Ozean getollten Rauf. Wie jenes „einsame Gemmed“ flattert das Papier des Richters Lindsey im deutschen Blätterwalde: alle anderen Probleme und Ideale sind verbraucht und abgetan, die Kameradschaftsehe hat gesiegt. Meist äußert man sich zustimmend, hier begeistert, dort nüchtern, hier resigniert, da mit leisen Zweifeln, doch überwiegend zukunftsfreudig. Und die Kritiker, die politisch oder weltanschaulich traditionsgebunden mit der amerikanischen Rauf nichts Rechtes anfangen können, betrachten das erotische Gewächs wenigstens mit Interesse. „Ach, wie interessant!“ Nun liegt es da auf dem Salontisch und — damit wäre die Sache erledigt bis zur Ablösung durch eine andere Sensation.

Aber die Sache ist zu ernsthaft, um lediglich die Rolle einer Sensation zu spielen. Da die Kameradschaftsehe vielfach Zustimmung und wohlwollende Aufnahme fand, seien ein paar nüchterne, ernsthafte Worte der Kritik gestattet. Zunächst einmal ist richtig und ohne Sentimentalität einzugestehen, daß mit der Kameradschaftsehe nicht etwa völlig neue, bisher unbekannte Formen gefunden oder als Problem dahingestellt wurden, sondern daß mit der Prägung dieses Wortes vielmehr geläufige Tatsachen anerkannt und bestehende „Verhältnisse“ als solche bürgerliche Geltung erhalten sollen. Zunächst darf man dazu bemerken, daß alle sozialen Formen, die überhaupt denkbar und in Amerika, zumal jetzt — wenn auch nicht ohne schwere Kämpfe —, tatsächlich hier und dort möglich sind, nicht ohne weiteres jetzt und unbedenklich — vor allen Dingen nicht allgemein — nachzuahmen sind, nachgeahmt werden müssen. Im übrigen hat das alte Europa auch hier ein sehr ernstes Beispiel aufzuweisen, das bedenklich stimmen muß. Man erinnere sich einmal an die „Gewissensehe“ Goethes, aus der erst in Christianes letzten Jahren eine bürgerlich und kirchlich anerkannte Ehe wurde. Gerade dies Beispiel sollte den Verfechtern der Kameradschaftsehe zu denken geben.

Das Problem ist zunächst von Wichtigkeit für die Beteiligten selbst. Durch die Formen und das Ziel der Kameradschaftsehe wird ausdrücklich die Verantwortlichkeit herabgesetzt, wenn nicht gar ausgeschlossen. Damit wird einem ausgebreiteten Libertinismus, der durchaus nicht zu billigen ist und den die Verfechter der neuen Eheform ja auch bekämpfen wollen, eine gewisse moralische Grundlage gegeben. Das Verhalten inner- und außerhalb der Kameradschaftsehe ist für beide Beteiligte an keinerlei Verantwortlichkeit gebunden; es herrscht die ungebundenste Freiheit in allen Dingen — und das ist gerade für jugendliche, nicht gefestigte Menschen besonders bedenklich.

Sodann aber soll diese neue Gemeinschaft der Frau die gepriesene und heftig geforderte wirtschaftliche Selbständigkeit erhalten. Das sieht gut aus. Wenn man bedenkt, daß die meisten jungen Mädchen heute auf einen Beruf erzogen und ausgebildet werden und daß sie für diese Ausbildung viel Zeit und Geld aufwenden mußten, dann ist es den Beteiligten selbst nur erwünscht, wenn sie auch in dem erstrebten Berufe tätig sein und ihren Unterhalt verdienen können. Aber in der Praxis der neuen Ehe führt das dazu, daß Mann und Frau nebeneinander dem Erwerb nachgehen, die Ehe ist auf Doppelverdiener eingestellt und macht andere Ansprüche an Lebensgestaltung und Lebensgenuß als die Ehe, in der nur ein Teil verdienen kann. Wenn es sich dabei um ernsthafte, gebiegene, geistige Ansprüche handelte, wenn die Sorge für die gesicherte Zukunft in erster Linie beachtet würde, möchte man dies hingehen lassen. Aber von wenigen Ausnahmen, die wir schon ohne den Lindsey-Kummel kannten, abgesehen, sind es gerade die Sport-, Kino- und Tanztouristen, die die neue Eheform für sich in Anspruch nehmen. Und da handelt es sich doch fast durchweg um materielle Lebensgenuß und um die Befriedigung von Wünschen des Tages. Wenn nun später, da wirklich aus der losen Gemeinschaft eine Familienehe mit Kindern werden

foU, fo daß ſich die Frau dem Hausweſen widmen muß, die Einkünfte zum Teil, ja bis zur Hälfte ausfallen, dann hat man ſich den ſchweren Anfang, mit dem junge, unverwöhnte Leute fertig werden, für ſpättere Jahre aufgeſpart und iſt zu allem verwöhnt, bequem und anſpruchsvoll geworden. Das ſind wahrlich keine guten Ausſichten für die Familienehe. Und weil man dieſe ſchlechten Ausſichten erkennt und im Einzelfalle in ihrer vollen Auswirkung genau berechnen kann — die beruflich tätig gewefene Frau hat vom Haushalt keine Ahnung und keine Luſt zur Hauswirthſchaft —, da ſchiebt man den Zeitpunkt, zu dem die Kameradſchaftsehe in eine Familien-
ehe umgewandelt werden ſoll, immer wieder und wieder hinaus, bis es ſchließlich anerkanntermaßen überhaupt zu ſpät iſt und man höchſtens noch von einer Ehe auf gegenseitigen Abbruch reden darf.

Darin aber liegt das Wichtigſte und Bedenklichſte: die Kameradſchaftsehe iſt nicht auf Kinder, ſondern auf Kinderloſigkeit eingerichtet. Wenn ſich aber eine Ehe erſt einmal auf Kinderloſigkeit eingeteilt hat, dann iſt eine Umwandlung da ſpäter ſehr ſchwer. Vor allen Dingen unterliegt der Zeitpunkt der Umſtellung ſo vielen Überlegungen und Erwägungen, die mit jedem Jahre wachſen, ſo daß die Umſtellung ſchließlich vor lauter Problematik unterbleibt und die altgewordene Kameradſchaftsehe genau ſo gleichgültig weitergeſchleppt wird, wie eine innerlich tote Ehe der alten Form. Ganz abgesehen von allen Bedenken, die man von vornherein gegen Eheleute hat, die ſich eingeständenermaßen und abſichtlich Kinder „zunächst vertneifen“ wollen, muß man die vereinzelte, kümmerliche, ſchwierige und ſpätgeborene Nachkommenschaft alternder Eltern bedauern, auch wenn die wirthſchaftlichen Verhältnisse noch ſo ſehr geſichert ſind.

Aus eugenischen Gründen und im Sinne der Auſartung des Volkes brauchen wir junge Ehen mit Kindern, ein heranwachsendes Geſchlecht, dem die Elterngeneration phyſiſch und darum auch ſeeliſch verständnisvoll und im Erleben teilnehmend naheſteht. Es kommt dabei gar nicht auf die unbegrenzt große Kinderzahl an. Aber eine Jugendhe mit Kindern, in der die oft ſchwere Gegenwart mit Zukunftsſtreubigkeit erfüllt iſt, in der Ansprüche auf Lebenshaltung und Genuß nur in höherem Sinne lebendig ſind, hat dann im Vollbeſitz einer eigenen erſten Verantwortung auch ein Recht auf Achtung, Wertung und Unterſtützung aller der Kreiſe, denen das Heil des Volksganzen am Herzen liegt. Wenn dann eine ſolche zielklare Jugendhe ſchnell zur Familien-
ehe geworden iſt, wenn da die Frau mit Rückſicht auf das Hausweſen den Beruf aufgeben mußte, ſo iſt damit für alle Beteiligten und für den Volkſörper viel gewonnen. Eine ſolche Jugend-
ehe ſichert auch der Frau eine ganz andere Wertung und Einſchätzung, als das wie auch immer umſchriebene „Verhältnis“, das ſich in der „Pupperkluſſchen“ — wie der Wiener richtig den Beiwagen des Notorrades nennt — durch die mondäne und angrenzende Welt fahren läßt.

Es kommt nicht darauf an, die Unverantwortlichkeit zu ſtärken, ſondern vielmehr darauf, gerade die Jugend zur Verantwortlichkeit zu erziehen. Die Taſache, daß man ſich überall gerne um die Übernahme jeder Verantwortung drückt, daß man erſthafte Bindungen ſcheut, ungebundene, unklare Verhältnisse liebt und das bequeme Daſein der Junggeſellſchaft zu zweien dem ſorgenvollen Familienhaushalt vorzieht, iſt nicht zu beſtreiten. Aber es liegt ſicher nicht in der Richtung menſchlicher Kulturentwicklung, dieſe Gegebenheiten zu fördern und die Drückbergerei zu unterſtützen und auszubauen, dieſe Zuſtände als richtig und wünſchenswert zu behandeln, „als ob“ ſie die „an ſich“ richtigen und wünſchenswerten Zuſtände überhaupt wären.

Dr. Otto Lerche, Leipzig-Oeßſch

Schlußwort zur Studentenehe

Viel Beachtliches iſt in der Diſkuſſion dieſes Vorſchlages vorgebracht worden. Vor allem möchte ich mich gegen das Mißverständnis verwahren, als wolle ich die Studentenehe ſchon am Anfang des Univerſitätsſtudiums. Meiner Anſicht nach hat ein angehender Akademiker, der im 18. bis 20. Lebensjahre ſteht, zunächſt ſein allgemeines und fachliches Studium energiſch in Angriff zu nehmen und alle Ablenkungen ſtrengſtens zu vermeiden. Durch Sport, Fuß-

reisen, Baden mag er seinen Körper stählen und für die Selbstarbeit tauglich erhalten. Wenn er aber nach vier bis fünf Jahren zum Examen geschritten und etwa in Mitte der zwanziger Jahre zur geschlechtlichen Vollreife gelangt ist, sollte er auch zur anständigen Gestaltung seines Geschlechtslebens, zur Ehe, kommen. Es liegt nicht nur im persönlichen, sondern auch im Staats- und Gesellschaftsinteresse. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß ich mich gegen jede Kinderverhütung oder gar Abtreibung wehre, also mit Lindsay nichts zu schaffen habe. Jenes ist nicht nur ein Verbrechen gegen die Natur, ein wirklicher Mord, sondern eine schwere Schädigung mindestens der Frau, die auch um das schönste Ziel, die Mutterchaft, betrogen wird. Hier stimme ich mit Bertold überein, daß nach der unnatürlichen „kinderlosen Ehezeit“ der unverdorbenen Ehegatten inwohnende „göttliche Funke“ abgetödtet ist und kaum mehr gesunde Kinder erzeugt werden können. Selbst Lindsay warnt aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen den Lauf der Natur aufhalten zu wollen. Lindsay ist allerdings Befürworter der Ehe nur, wo dauerndes harmonisches Zusammenleben garantiert ist (wie kann dies garantiert sein?). Eigentlich will er Zeitehe und Lösung nach Belieben, will auch die Schmach der unehelichen Geburt auslöschen. Es ist dies im Grund freie Liebe mit allen Gefahren dieser Erscheinung und schußlosen Preisgebung der verlassenen Mutter. Welcher Mann wird solche abgebrühten Dirnen, die von Verhältnis zu Verhältnis schreiten, nehmen?

Für mich ist die Ehe etwas Heiliges, wie bei allen Völkern, und nicht bloß eine Luststätte; sie bringt Verantwortung und Pflichten und verlangt Achtung der eigenen und fremden Persönlichkeit, mit der man in enge Verbindung tritt. Sie bedingt auch sorgfältige Auserlegung bezüglich der Wahl des Gatten; die sollte aber doch ein Mann Ende der zwanziger Jahre haben.

Die amerikanische Leichtfertigkeit, mit der Lindsay die geschlechtlichen Fragen behandelt, möchte ich nicht bei uns eingeführt oder legitimiert sehen (eingeführt ist sie ja schon). Forels „Probeehen“ sind ein Seltenstück; die Ehe hat aber auch eine moralische und religiöse Seite. Wer übrigens darauf nichts gibt, dem rate ich von de Velbes „Vollkommene Ehe“ zu lesen, wo rein vom hygienischen und rationalistischen Standpunkt aus die Dauerehe als Ideal verfochten wird. Ähnlich ist Cassilo von Scheffers „Philosophie der Ehe“ und meine „Ehe im Völkerverleben“, welche zugleich eine kurzgefaßte Geschichte der Ehe bietet (3. Aufl., Dr. Kirsch, Alschaffenburg).

Die Kostenfrage bezüglich des Nachwuchses darf nicht entscheidend sein. „Schickt Gott das Häschen, so schickt er auch das Gräschen“, heißt ein alter Spruch. Ubrigens hat die Gesellschaft die Pflicht, für das Rosbarste der Welt, das kommende Geschlecht, ausgiebig zu sorgen, zumal heute, wo wir auf 19 Geburten für 1000 Einwohner angelangt sind. Ganz besonders brauchen wir Nachwuchs aus gebildeten Schichten; denn wir haben erschreckenden Mangel an großen Begabungen. Wo sind unsere Genies, im Vergleich etwa zu hundert Jahre zurück, wo wir Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Jean Paul, die Schlegel, Novalis, Kleist, Kant, Jacobi, Fichte, Schelling, Görres, von Stein, Gneisenau, die Humboldt, Ritter u. a. besaßen? Jenem jungen Studiosus, der gegen meinen Spruch: „Es fehlt an guten Begabungen; die können nicht gedrillt, die müssen geboren werden“, auftritt, wäre ein Studium der Rassenfrage bei Gobineau, Woltmann und Hans Günther anzuraten. Er könnte dann lernen, daß Geburt, Milieu und Erziehung für Edelrassen grundlegend sind und die besten Schüler keineswegs aus dem Proletariat kommen, das bei uns jetzt fast ausschließlich den Nachwuchs stellt. Ein Genie braucht nicht von einem Genie zu stammen; aber man wird fast immer finden, daß die Eltern, wenn auch ungebildet, tüchtige Rasseigenschaften hatten.

Schlimmer noch als mangelnder Nachwuchs ist erblich belasteter Nachwuchs. Man bedenke, daß 40 Prozent der Ehemänner durch Syphilis verseucht sind! Hier würde ich Eheverbot und allenfalls Sterilisierung empfehlen.

Eehr richtig ist der Vorschlag eines Kritikers, den Zustrom zu den höheren Schulen einzudämmen, damit die Akademikernot aufhöre und baldige Heirat und Möglichkeit der Kinderernährung eintrete. Die Ausnahmeprüfungen und Examina sollten verschärft werden.

Damit glaube ich, allen Einwendungen die Spitze abgebrochen zu haben. Der Rat, Kinder

vorerst bei Großeltern unterzubringen, war keineswegs gleichbedeutend mit Verzicht auf Elternschaft; es war ja nur Nothilfe gemeint, für die erste Zeit, und in den Ferien traf man sich ja doch.

Schließlich noch ein Wort an die Idealisten, welche „Selbsterziehung des uns von Gott gegebenen Willens zur Enthaltbarkeit in geschlechtlichen Dingen“ fordern. Ich habe allen Respekt vor solcher Charakterhaftigkeit, wenn sie aufrichtig ist und aus eigenem Erleben geschöpft. Auch ich fordere Keuschheit von der Jugend, ähnlich wie Jean Paul, der im Studienheft zum Titan schrieb: „Einen Anschlag auf ein weibliches Geschöpf zu machen, um es zu verführen, war mir von jeher so fern, daß ich einen Menschen, der dazu fähig ist, nicht ohne Haß und Ekel ansehen kann.“ Siehe meine „Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung“ (3. Auflage bei Dr. Kirsch, Aschaffenburg). Auf dem Gymnasium und im Anfang der Hochschulzeit übe der Jungmann diese Tugend! Es wird gute Früchte tragen. Aber dann verlangt die Natur gebieterisch ihr Recht. Und der Mensch braucht es zu seinem Glück und zur allgemeinen Wohlfahrt.

Dr. Joseph Müller, Jägersburg b. Forchheim (Oberfr.)

Bilanz der Botschaft von Denver

Vorbemerkung: Nachdem wir die verschiedensten Stimmen aus allen Lagern haben zu Worte kommen lassen, geben wir im folgenden der Verfasserin der „Botschaft von Denver“ (Oktobersheft des „Lärners“ 1928) Gelegenheit zu einer kurzen Zusammenfassung der in unseren Erörterungen hervorgehobenen wesentlichen Gesichtspunkte, die in der Beurteilung der Lindsay'schen Gedanken aufgetaucht sind. Zugleich verweisen wir auf die Ausführungen von Professor Dr. Edward Spranger, der sich in seinem Werk „Kultur und Erziehung“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, 4. Aufl.) unter der Überschrift „Lindsey und die neue Jugend“ (Seite 244) mit den im „Lärner“ aufgerollten Problemen beschäftigt. Unseren Lesern kündigen wir schon jetzt unsere Absicht an, in einem der nächsten Hefte die Fragen der Eherechtsreform zu behandeln, die mit dem hier abgeschlossenen Thema in enger Beziehung stehen.

D. E.

Die Aussprache über dieses wichtige Lebensgebiet, die der „Lärner“ dankenswerterweise herbeigeführt hat, ist zwar reichhaltig und in jeder Beziehung wertvoll, befriedigt aber durchaus nicht in Hinsicht darauf, daß fast gar keine Frauen Stellung zu der Frage genommen haben. Frau Krutzenbergs goldene Worte wiegen zwar zehnfach, die wenigen Zeilen des „hungrigen Mädchens“ sind gut gemeint, treffen aber nicht das eigentliche Problem. Wir hätten entschieden mehr weibliche Jugend hören sollen. Die deutsche Frau muß noch viel systematischer von jung an dazu erzogen und daran gewöhnt werden, mitzureden zum Wohl der menschlichen Gemeinschaft. Geht es denn nie vor allen Dingen an, was hier zur Verhandlung steht, und erst mittelbar durch sie den Mann? Aus den gesamten Männerausführungen, die wir vor uns haben, klingt das doch förmlich überwältigend heraus. Um die Frau handelt es sich. Soll sie, will sie, darf sie dies oder das sein oder nicht sein, tun oder nicht tun. Danach müssen sich die Männer wohl oder übel, so oder so schiden. Insofern hat Lindsey doch durchaus recht, daß von der Frau die Zukunftsentwicklung kommen muß. Ist sie voller Mensch, gleichberechtigt — nicht gleichgeartet — neben dem Mann, so muß sie auch über das, was sie ihrer Art gemäß will, soll und darf, entscheiden. Der Mann kann so und so. Für ihn ist also stets das Beste, was für die Frau das Beste ist, denn damit erhält er von ihr das Beste, was die Frau überhaupt für ihn hat und ist. Das meine ich im praktischsten wie im tiefst religiös-ethischen Sinn.

Man hat im ganzen Lindsey lange nicht tief genug aufgefaßt und verstanden. Ein unsäglich hartnäckiges Vorurteil gegen die Amerikaner und alles Amerikanische ist da wohl meistens schuld, ein Vorurteil, das bei uns Deutschen fast unausrottbar scheint. Von Amerika soll alles, was unsere deutsche Sitte und Kultur bedroht, kommen. Vor dem „Amerikanisieren“ hat das ganze Vaterland eine himmelhohe Angst, wie vor dem „schwarzen Mann“, ein wenig erbauliches Schauspiel dem Ausland gegenüber. Besonders leid tut es mir, wenn auch sogar noch das Deutsch-Christliche gegenüber Amerika betont wird. Man meint vielleicht bestenfalls damit das Anders-Christliche, aber weil man sich so heftig dagegen verwahrt, muß es stets pharisaisch wirken, als ob

wir so viel bessere Christen wären, so viel bessere Menschen überhaupt! — Leider kann ich nicht weiter darauf eingehen, so notwendig es wäre.

Ich muß hier noch zunächst einen Satz berichtigen, mit dem Hans Ottmüller seine Ausführungen in diesem „Türmer“heft beginnt, weil dieser Satz, so wie er dasteht, sehr mißverständlich wirken kann. „Lindsey wurde in Amerika seines Amtes als Jugendrichter entthronen.“ Das stimmt nicht. Es muß heißen: „Lindsey wurde nach etwa 30 Jahren segensvollster Tätigkeit durch politische Machenschaften von seinem Posten verdrängt.“ Richter Lindsey hat nämlich den hohen moralischen Mut bewiesen, gegen alles, was unsauber in seiner Stadt Denver, im Staate Colorado, in seinem Vaterland und in der Menschheit ist, ebenso leidenschaftlich Front zu machen wie gegen das, was er als Unrecht gegen die Jugend bezeichnet. Es war ein überaus gutes Zeichen für Denver und sein Vaterland, daß man ihn nicht schon viel früher „beseitigte“. Daß man mit dem „Beseitigen“ nur seine weltweite Wirksamkeit erreicht hat, ist typisch für derartige Machenschaften. Der „geeignete Boden“ für seine Gedanken scheint also doch nicht bloß Amerika, sondern auch Deutschland wie die ganze Welt zu sein. Womit niemals gesagt ist, daß man irgendwo haben oder drüben diese Gedanken ohne Prüfung, ohne Einschränkung, ohne Kritik heruntererschlingt.

Mit sieht zu meinem Bedauern nicht der Raum zur Verfügung, die Diskussion im einzelnen durchzusprechen, die so vieles Gute und Beherzigenswerte gebracht hat. Vieles, dem ich hätte gegenübertreten müssen, haben andere schon verneint. Zum Beispiel ist der eigenartige Vorschlag, die Großeltern mit etwaigen Kindern aus Studentenehen zu beglücken, entschieden genug abgelehnt worden. Die ganze Aussprache hat sich schließlich auf eine ganz enge Zeitspanne des sexuellen Lebens beschränkt, womit nur ein kleiner Teil der „Botschaft von Denver“ berührt worden ist. Man hat sich über die Frühebe geäußert, und es hat sich herausgestellt, daß fast allgemein angenommen wird, eine frühe Ehe löse das Problem der sittlichen Not der reifen Jugend. Wohl klingt es bei einigen Mitredenden an, daß mit einer Eheschließung an sich die erotische Frage keineswegs endgültig erledigt ist. Und das ist es, was Frauenstimmen sicher noch viel klarer herausgeholt hätten. Was ist es denn in Wirklichkeit, was not tut und was allein wichtig ist? Ist es die Beruhigung der Gemüter, daß sich das Geschlechtsleben von Mann und Weib in einer von der Allgemeinheit — *saute de mieux* — gutgeheißenen und als praktisch betrachteten äußeren Hülle abspielt, die darin besteht, daß zwei und zwei zusammen haufen, essen, trinken und schlafen? Oder ist es, daß Mann und Weib eine wirkliche Lösung und Erlösung durcheinander erfahren und dadurch das gesamte innere und äußere Leben der Menschheit zu Frieden, Sauberkeit und Tüchtigkeit führen?

Ich denke doch, es handelt sich für uns um das letztere, um eine wirkliche Überwindung und Beseitigung von Argernissen und Übelständen und Nöten und Qualen durch tiefgreifende, alles umfassende Maßnahmen. Was sollte es uns nützen, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben? Und was hätten wir davon, uns nur wieder etwas Neues „vorzumachen“, anstatt alle des bisherigen Mäntelumbhängens?

Ist es wirklich damit gut, daß die jungen Leute, wenn sie sich verlieben und einander genießen möchten, zusammen in ein Zimmer oder ein Haus ziehen und damit dann als verheiratete anerkannt werden? Und die Zeit vorher? Immerhin sind die geschlechtlichen Triebe doch schon jahrelang vor der frühesten Heiratmöglichkeit wach. Aber ganz abgesehen von der Not dieser noch früheren Zeit, die gar nicht mit in Betracht gezogen ist, meine ich, daß mit einer auch verhältnismäßig frühen Heirat noch ganz und gar nichts gut und gewonnen ist. Das zeigen doch gerade alle die geschiedenen Ehen, die wir erleben. Was wurde denn mit allen diesen Ehen gewonnen? Nein, es handelt sich durchaus um sehr viel mehr als um äußerliche Kompromisse, die man ja allerdings auch nicht entbehren kann. Aber es geht letzten Endes um eine wirklich durchgreifende Sanierung, Erziehung, Durchbildung von innen her, eine sexuelle Gesundheitspflege, Training, Aufzucht, die vom Ganzen des Lebens ausgeht, nicht bloß dem Körperlichen, sondern vor allem dem Seelischen, weil das das Primäre ist. Wie soll denn jemals dem

Seelischen gedient werden, wenn man beständig zuerst an das Körperliche denkt und dem Körperlichen alle Rechte zugesteht?

Es ist nun doch eine einwandfrei feststehende Tatsache, daß dem Menschen mit dem Ausleben seiner Triebe an sich überhaupt nichts gedient ist. Es kommt auf seine seelische Einstellung dazu an, ob er dadurch irgend etwas für ihn Gutes, Wertvolles, Förderndes, Befriedigendes erreicht. Ein Trunk frischen kalten Wassers in einem bestimmten Augenblick kann den Tod bringen. Eine Weile später kann es alles Gute, Erquickende, Erholende, Befriedigende der Welt bedeuten. Diese Weile abzuwarten, gilt es. Dazu gehört Erkenntnis und Willen, seelische Kraft. Und dies Prinzip gilt für alles Leben mit allen seinen Erschelnungen und Entwicklungen. Warum es denn nicht im sexuellen Leben bedingungslos anerkennen? Wir kommen ja doch nicht darum herum. Es ist verhängnisvoll, eine neue Vogel-Strauß-Politik von der anderen Seite her zu beginnen. Weder Knecht sein der Ähse noch des Trieblebens, sondern Herr werden! - Das wird immer die letzte Forderung und die letzte Lösung bleiben. Und alles andere ist ein Abirren, Suchen, Stracheln, Leiden, das man unter kein allgemein wirkendes und allgemein gütiges System und Gesetz bringen kann. Man kann es auch fürderhin nur in Liebe begreifen und zu heilen und zu retten streben, was, wo, wie man irgend kann.

Die Hauptsache ist, zu erkennen, daß das eine einzige Prinzip besteht, daß es nur eine Richtlinie gibt, nur eine sittliche Forderung, nur eine Lösung. Aber das ist nicht nur für die sexuelle, sondern für alle sittlichen Fragen so. Und wenn wir auf allen Lebensgebieten irren, oft vergeblich suchen, fallen und wieder aufstehen müssen, und alle nichts anderes können als nach besten Kräften streben, so ist die zweite Hauptsache — nach der Erkenntnis der Richtlinie — die Erkenntnis, daß wir kein Recht zur Verbammung und Achtung haben und auch nichts damit erreichen, sondern allein die hilflose Hand, die nach bester Möglichkeit lindert, aufrichtet, zurechtrichtet, nützen kann. Deshalb zum Beispiel auch Hilfe, Recht, Achtung für die uneheliche Mutter. Deshalb auch ein Eherecht mit einer Ehescheidung, die beiden Gatten wie den Kindern wahrhaft gerecht wird und das Leben keines der Betroffenen derartig stört, ja zerstört, wie das jetzt der Fall ist. Wenn man im ganzen übrigen Leben oft genug schwere Fehler macht, wie sollte das nicht bei der Gattenwahl geschehen und hier ebenso wohl gutgemacht werden können wie bei anderen Angelegenheiten. Auch hier geht es um die rechte Ehe, nicht um irgendeine oder eine falsche, zerrüttete Ehe.

Dieser rechten Ehe die Wege zu bereiten, heißt zuerst, die inneren Möglichkeiten dazu zu schaffen, dann die äußeren beständig im Auge zu behalten und der Zeitentwicklung anzupassen. Auch für die inneren Möglichkeiten, für die Erziehung von Mann und Weib für einander und für das Kind, ist es wesentlich, die Zeitentwicklung richtig zu bedenken, das heißt der neuen Frau und dem neuen Mann, wie sie in ihrer Zeit dastehen, voll Rechnung zu tragen. Die rechte Ehe muß trotz unveränderlicher Grundprinzipien doch innerlich und äußerlich andere Gestalt tragen als früher. Und da, meine ich, kann uns eine andere Idee, die auch aus Amerika kommt, die „fifty-fifty marriage“, die Halbpart-Ehe, besser helfen als Lindseys Kameradschaftsehe, die immer nur als ein mit Vorsicht zu gebrauchender Notbehelf für gewisse Fälle bewertet werden kann. Man könnte die Halbpart-Ehe viel eher Kameradschaftsehe nennen als die Lindseysche, die allerdings einige Punkte mit ihr gemein hat. Aber die „fifty-fifty marriage“ ist doch die rechte, mit der Zeit für unsere Zeit herausgebildete wahre Ehe. Kinder sind für sie als einer richtigen Familiengründung selbstverständlich, nur haben sich beide Gatten über Zeit und Zahl des Nachwuchses zu einigen. Ebenso ist eine Einigung — kein Anrecht von der einen oder anderen Seite — über das ganze sexuelle Zusammenleben Grundbedingung, wodurch die Frau erst die richtige absolute Gleichstellung mit dem Mann erhält, was die Basis der Halbpart-Ehe ausmacht.

Wirtschaftlich wirkt sich diese absolute Gleichberechtigung der Gatten folgenderweise aus: Beide Gatten tragen dieselbe Summe zum Hauswesen bei oder leisten dementsprechende Arbeit. Wenn der Mann allein verdient hat, die Frau die gleiche Arbeitsleistung für das Heim einzusetzen, was je nach Stand und Verhältnissen verschiedene Tätigkeit bedeutet, entweder ein-

schwere Hausarbeit, wie Reinmachen, Waschen, Kochen, Nähen, oder weniger Hausarbeit, sondern mehr Leitung und Einrichtung des Haushalts sowie Wahrnehmung gesellschaftlicher Pflichten, die zum Beruf des Mannes gehören, oder vielleicht technische Hilfsarbeit für den Mann, Buchführung, Besorgungen usw. Jedenfalls wird von der Frau Arbeit verlangt, die zur Führung und Aufrechterhaltung des gemeinsamen Heims und Lebens nötig ist. Aber nicht etwa ein ungewisses Mehr an Arbeit, weil die Arbeit des Mannes und die der Frau verschieden bewertet wird, wie es bisher geschah. Was die Frau an Arbeit zum wirtschaftlichen Eheleben beiträgt, wird genau so hoch bewertet wie die Leistung des Mannes. Kommt er nach einem Arbeitstag von soundso vielen Stunden nach Hause, so soll er eine Frau treffen, die sich nicht etwa vom Verdienst des Mannes einen bequemen Tag gemacht hat, sondern die ebenso fleißig für ihrer beider Interessen tätig gewesen ist, und was dann am Nachmittag oder Abend unbedingt noch an Arbeit geleistet werden muß, wird gemeinsam oder abwechselnd getan, jedenfalls eingeteilt.

Wenn der Mann nicht Alleinverdiener ist, sondern die Frau durch einen besonderen Beruf mitverdient, steuern beide einen Prozentsatz des Verdienten zum Hauswesen zu. Dieser Prozentsatz wird nach der Zeit bemessen, die beide Gatten dem Verdienst widmen. Wohlverstanden handelt es sich bei jeder Berechnung in der Halbpart-Ehe nur um die Zeit, nicht um die sonst gültige Bewertung dieser oder jener Arbeit, weil für die Ehe jede Arbeit, die ihretwegen zu leisten ist, ihrer absoluten Notwendigkeit wegen gleichwertig sein muß. Es gibt hier nur ein Entweder-Oder. Entweder ist die Arbeit im Hause der Arbeit außer dem Hause ebenbürtig, weil beide zusammen fürs Haus sind, und damit erst die Gründung und Erhaltung der wichtigsten staatschützenden Einrichtung: der Familie, ermöglichen; oder die außerhäusliche Tätigkeit ist die wertvollere, höherstehende, und die Frau ist damit auch weiterhin zu einer niedrigeren Arbeit als der Mann verurteilt. Durch letztere Einschätzung ist der Frau schon lange genug schweres Unrecht zugefügt worden, und es ist kein Wunder, daß sie sich endlich dagegen aufgelehnt hat, sich weigert, solch entwürdigende Stellung ferner einzunehmen, und sich Verufen zuwendet, die als männlich und damit höherstehend angesehen werden — leider noch sehr vielfach werden!

Die finanzielle Unabhängigkeit der Frau geht schon aus der fifty-fifty-Grundlage hervor. Was der Mann erwirbt, erwirbt zugleich die Frau, denn sie leistet ja die gleiche Arbeit dafür. Das in der Ehe Erworbene ist also selbstverständlich so gut ihr Eigentum wie das des Mannes. In Amerika wird das sofort praktisch durchgeführt. Möbel gehören teils dem Mann, teils der Frau. Angefammeltes Vermögen wird geteilt, die Hälfte der Frau überschrieben. An einem Geschäft wird sie Teilhaber usw. Das mag, oberflächlich gesehen, kompliziert erscheinen, ist es aber in der Praxis nicht. Die Frau wird einfach zum Teilhaber, zum Kameraden des Mannes. Beide haben überallhin gemeinsame Interessen, die oft fester zusammenhalten als alle anderen Beziehungen, und doch auch wieder, weil rein geschäftlich zu lösen, beide Teile unabhängiger voneinander zurücklassen, wenn sie ihre Ehe trennen sollten.

Die festen Punkte der „fifty-fifty marriage“ haben sich in Amerika aus der Lebenspraxis herausgestaltet. Das Gesetz ist in vielen Staaten schon weit dieser Praxis nachgekommen und muß unweigerlich auch weiter mit dieser Entwicklung mit.

Als Bilanz der „Botschaft von Denver“ müssen wir unbedingt sagen: sie hat segensreich gewirkt, wo immer sie hingedrungen ist. Ihr Kernpunkt, ihr letzter Gehalt ist nicht amerikanisch, sondern allgemein menschlich. Er heißt: Die Revolution der Jugend ist so alt wie die Menschheit; sie ist notwendig für den Fluß des Lebens, also berechtigt. Die Jugend ist gut, nicht schlecht. Sie will das Gute, nicht das Schlechte. Die Älteren und die Alten sind dazu da, zu lieben, zu stützen, zu heilen, zu leiten, neue Wege zu prüfen, finden zu helfen und mitzubauen.

Niemand aber wird die Botschaft von Denver wirklich verstehen, der sich nicht aus den tausend Massen- und Einzelercheinungen der Zeit — so sehr sie oft im Widerspruch zu dem Prinzip zu stehen scheinen — erheben und allen Erscheinungen zum Troß das ewige Gute im Menschen erkennen und tatsächlich anerkennen kann.

Toni Harten-Hoende

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Karoline von Humboldt

Am 26. März 1929 jährt sich zum hundertsten Male der Todestag Karoline von Humboldts. Das Andenken der Lebensgefährtin Wilhelm von Humboldts hat sich in unzerstörbarer Frische lebendig gehalten. Die Distanz, die wir zeitlich zu ihrer Erscheinung gewonnen, hat das Bild der seltenen Frau unserem Verständnis nähergerückt, die Veröffentlichung des Lebensbildes „Gabriele v. Bülow“ hat den Deutschen einen tiefen Einblick eröffnet in den Familienkreis der Humboldts, und neben der leuchtenden Gestalt der Tochter gewinnt der Genius der Mutter farbigen Abglanz, Fülle des Lebens.

Auch sie hat bereits vor einem Vierteljahrhundert ihren Biographen gefunden. Es erscheint deshalb erstaunlich, daß das bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn erschienene Buch Albrecht Stauffers „Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennekampff“ nicht dieselbe Verbreitung errang, wie das vom gleichen Verlag herausgebrachte Bülow-Buch. Jedenfalls sieht es zu Unrecht im Schatten dieses dankenswerten Wertes.

Der Inhalt bringt mehr als der Titel verspricht. Der Briefwechsel zwischen der älteren Frau und dem jüngeren Manne, ein seltenes Beispiel innigster Seelengemeinschaft, ist trotz seiner fast dokumentarischen Bedeutung als Widerspiegelung der vielleicht erhabensten Epoche deutscher Kultur, in seiner zugleich der Vergänglichkeit trotzenen Zeitlosigkeit fast nur Anlaß zu einer Gesamtcharakteristik der Persönlichkeit Karoline von Humboldts. Uns Heutigen in der Zerrissenheit unserer Gegenwart, der Gesagtheit unseres Lebens, die wir gesättelt von der Beschleunigung des Tempos, einer erschreckenden Entseelung des Daseins, einer Materialisierung aller Werte mit banger Sorge ins Auge blicken, erwächst aus dem Versenken in das Wesen Karoline von Humboldts wie ihrer Zeit die Kraft, in uns verschüttete, hellwirkende Quellen wieder aufzuwecken im Streben nach dem Siege des Göttlichen im Menschen.

Aufgewachsen im engsten geistigen Konnex mit Goethe und Schiller, Freundin Rauchs, Schicks, Schuchherrin der Künste, Gattin eines Wilhelm von Humboldt, Schwägerin seines berühmten Bruders, leidenschaftliche Miterleberin der großen Zeit der Freiheitskriege, verkörpern sich in dieser Frau die tiefsten Wesenselemente der Deutschen in einzigartiger Vollkommenheit. Sie nennt so ziemlich alles ihr eigen, was wir im Begriffe sind, zu verlieren. Sie besitzt vor allem die Liebesfähigkeit im schönsten, innerlichsten allumsfassenden Sinne. Ihr ganzes Wesen ist Liebe, als Gattin, Mutter und Freundin. Anfechtungen sind ihr wie ihrem Gatten nicht erspart geblieben, aber sie haben sie überwunden in dem Glück einer Ehe, das gegründet war auf der größten gegenseitigen Anerkennung der inneren Freiheit. Diese beiden nach Vollendung ringenden Menschen haben damit für ihre Person die Lösung eines Problems vorweggenommen, das in den mannigfaltigsten Abwandlungen durch die Gegenwart geistert. Der Briefwechsel der deutschen Frau und des Baltensprosses, von 1819 bis 1829 reichend, vom Tode Karolinens den Schlußstrich empfangend, zeigt die weibliche Partnerin auf dem Weg fortschreitender Ablärung, die sie führt zu den lichten Höhen des Lebens.

„Man kann, auch die Süßigkeit der Erinnerung gar nicht gerechnet, selbst in Ideen ewig in ihr leben und erschöpft ihr einziges Wesen nicht.“ So feiert der Gatte die Verstorbene. „Aus solchen Äußerungen leuchtet der unvergängliche Sinn uns entgegen, den Goethe in das große

Wort vom ‚Ewig-Weiblichen‘ gelegt hat.“ Mit diesem Satze schließt der Verfasser seine Betrachtungen über Karoline von Humboldt.

Stauffer, selbst der deutschesten Männer einer, den ein viel zu früher Tod im Jahre 1909 seinem segensreichen Wirken und dem Vaterlande entriß, hat in diesem Buche seiner Heldin und zugleich sich selber ein bleibendes Erinnerungsdenkmal gesetzt.

Dr. M. Leuchs-Mad

Neue Wege der Kunst?

Sprechfilm – Rundfunk – Bildfunk – Bildfunk – Zukunftstheater

Der Niedergang des Dramas großen Stils, dem man heute allzusehr mit äußeren Verlegenheitsmitteln beikommen möchte, ist historisch notwendig bedingt aus der Umwandlung individualistisch-aristokratischen Seelenlebens in demokratisches Lebensgefühl. Dramatisches Weltgefühl und individualistische Lebensanschauung (deren innigste Vermählung zur Zeit der Renaissance stattfand, der Renaissance-Dramatiker Shakespeare konnte daher im Laufe der Geschichte nie wieder erreicht, geschweige denn übertroffen werden), hängen aufs engste zusammen; unser Zeitalter des demokratischen Prinzips muß sich von vornherein der Entwicklung des Dramas hemmend in den Weg stellen. Mit dem Niedergang des Dramas aber ist unlöslich der Niedergang des Theaters verbunden, wenigstens des kulturellen Theaters, das des Dramas bedarf.

Wenn wir darum von künstlerischen Möglichkeiten des 20. Jahrhunderts reden wollen, dürfen wir den Hauptakzent nicht mehr auf das Theater legen. Die Dramenbühne kämpft augenblicklich einen ihrer schwersten Kämpfe durch, sie zeigt momentan den gefährlichen Janustopf, ist einerseits Symbol einer ihrem Ende sich zuneigenden großen Kultur, wie andererseits hoffnungsvoller Keim einer neu entstehenden Epoche. Von diesen ersten Keimen hier sprechen zu wollen, wäre nicht am Platze, sie gehören vielleicht gar nicht mehr zum 20. Jahrhundert, deuten vielmehr bereits etwas Künftiges an. Eilen wir der Entwicklung einmal im Geiste voraus, so läßt sich allerdings die Vermutung ausgesprechen, daß das Theater im 21. Jahrhundert seine zentrale Machtstellung zurückerobert haben wird. Das dramatische Theater wird ein künstlerisches Problem der nächsten hundert Jahre bilden, seine Entwicklungsmöglichkeiten für das 20. Jahrhundert scheinen vorläufig noch gering. Unser Jahrhundert, das Zeitalter der Technik, gibt vielmehr den fruchtbarsten Boden ab für die Entwicklung der mechanischen Künste; wir stehen hier am Vorabend umwälzender technischer Ereignisse, die mechanische Kunst ist im eigentlichen die Kunst unseres Jahrhunderts.

Nachdem das alte dramatische Theater, das sich als Tempel über den Grundmauern einer aristokratischen Individualkultur wölbte, von der ihm antipodisch gegenüberstehenden Idee der gleichmachenden Demokratie zerfchlagen wurde, rüttelten an seinem morsch gewordenen Körper seine beiden größten Zersetzungs momente: Die Mechanisierung und das Spezialitäten-tum. Und während das Theater selbst seinem übermächtigen Zerstörer, der epischen Zeitwelle, unterlag, gelang es seinen Vernichtungselementen, die angefressene Keimzelle zu zerfchlagen und aus ihren Trümmern zwei neue Reime zu entwickeln: das Kino und den Rundfunk. Man mechanisierte: Es entstanden im Film Scheingefichte, im Funk Scheintöne; man spezialisierte: Die uralte theatralische Totalitätskunst sonderte sich säuberlich in seine Komponenten, in Augen- und Ohrenkunst. (Nota bene: Hieraus ist die Regieumwandlung auf der Bühne zu erklären. Konzentrierte man bis zum Emporblühen des Films sein Augenmerk auf die Bildregie, auf prächtige Szenenbilder, so streckte man jetzt vor den überlegenen Mitteln, mit denen die Kine-matographie den Kampf aufnahm, die Waffen, man ging dazu über, jene andere Art theatralischer Darstellungskunst, in der man dem Film restlos überlegen war, näher zu untersuchen: Man be-

gann mit der Pflege der Wortregie. Diese Wandlung ist nicht so unbedingt aus sich selbst heraus zu verstehen, wie sie gemeinhin aufgefaßt wird, als mit innerer Notwendigkeit aus dem Zeitstil herauswachsend, wir dürfen nicht vergessen, daß dem überlebten Mutterkörper nichts anderes mehr übrigblieb, als sich zu wandeln oder zu verschwinden; der Übergang von der Bild- zur Wortregie ist weniger einer von innen aufsteigenden Aktivität als vielmehr einem passiven Gedrängtwerden von außen zuzuschreiben.)

Der Hauptvorwurf, den alle Kunstfreunde gegen den Film immer und immer wieder erhoben, betraf die fehlende Wortgestaltung. Da man bis vor ungefähr zehn Jahren noch nicht daran glauben konnte, daß diese zweidimensionalen Schattenfiguren auf der Leinwand einmal anfangen könnten zu sprechen, bezeichnete man diesen Mangel irrigerweise als den Kernpunkt der künstlerischen Minderwertigkeit des Films.

Dieser Gedanke muß heute infolge der überraschenden technischen Entwicklungen fallen gelassen werden. Das Aufsehen, das vor einigen Monaten die Vorführungen des sprechenden, des „optophonetischen“ Films in Hamburg und dann in Berlin erregten, bestätigt die Worte Mr. Solowyns, daß die Filmindustrie in Kürze mit einer ungeheuren Umstellung ihrer Produktion zu rechnen habe. (Wohlgemerkt: Der neue Tonfilm hat in seinem System nichts mehr zu tun mit den peinlichen Versuchen, die man uns vor einigen Jahren noch vorsetzte, wo durch eine Schallplatte das Wort übertragen wurde. Dieses Verfahren krankte bekanntlich daran, daß Schallplatte und Filmstreifen unabhängig voneinander ablesen, und daß sich derart präzise Abereinstimmungen — es handelt sich hier um Tausendstelsekunden — praktisch niemals erreichen ließen. Für technisch interessierte Leser sei der moderne Werdegang kurz dargelegt: Zunächst werden die Schallschwingungen mittels Mikrophon in elektrische Schwingungen umgeföhrt wie beim Radio. Diese gehen durch einen Röhrenverstärker, der mit Hilfe einer Ultrafrequenzlampe eine Umföhzung in Lichtschwankungen bewirkt. Letztere werden photographiert, d. h. sie werden durch ein besonderes Beleuchtungssystem auf ein außerordentlich lichtempfindliches Rohfilmmaterial projiziert. Die so umgewandelten Schallwellen zeichnen sich auf diesem als hellere und dunklere Flecke ab. Bei der praktischen Vorführung des entwickelten Films vollzieht sich der Umwandlungsprozeß der Lichtschwankungen in Schallschwingungen in umgekehrter Weise. Durch die Zwangsläufigkeit der Aufnahmevorrichtung für Bild und Schall ergibt sich bei der Vorführung ein absoluter Gleichlauf.)

Damit hängt noch ein anderes, künstlerisch ungeheuer wichtiges Moment zusammen: Die alberne, allem Geschmack höhnsprechende Unterhaltungsmusik in der bisher üblichen Form, wird verschwinden. In diesem Zusammenhang kommen die Versuche, die vor wenigen Wochen in Baden-Baden gezeigt worden sind, die jedem Filmwerk eine eigens komponierte Musik mitgeben wollen, nicht in Betracht; denn sie sind auf den alten, den stummen Film zugeschnitten, bedeuten ein Ende, keinen Anfang. Der zukünftige Film wird Musik als Untermahlung nur dann noch nötig haben, wenn das Wort schweigt, und kein Dirigent wird imstande sein, der maschinellen Präzision des ablaufenden Filmstreifens in Einsätzen und Übergängen standzuhalten. Nur mechanische Musik kann und darf deshalb das mechanische Abrollen filmischen Geschehens begleiten, jedes persönlich menschliche Eingreifen in diesen festgefügtten Apparat ist höchster unökonomischer Kompromiß.

Aufs engste hängt mit dieser technischen Umgestaltung die Steigerung der künstlerischen Qualität des Films zusammen. Es geht dann nicht mehr an, Sätze in dieser inhaltlich wie formal banal-papierenen Weise zu prägen, wie es die heute üblichen Zwischentexte durchweg tun, das lebendig gesprochene Wort muß, wie auf der Bühne, dichterisch geformt sein, der Film wird dadurch die Form eines echten Kunstwerks erhalten. Mehr als ein formales Kunstwerk zu sein, wird er in dessen mit seinen technischen Mitteln niemals zu erreichen imstande sein.

Der Gelegenheit hatte, die „Große deutsche Funtausstellung“ in Berlin zu besuchen, ist bestimmt mit dem Eindruck weggegangen, daß Probleme, die uns vor Monaten noch utopisch

angemutet hätten, schon in sehr naher Zukunft ihrer Verwirklichung entgegengehen werden. Es ist eine aller Kulturgeschichte bekannte Tatsache, daß einmal angebahnte Entwicklungen sich im Vorwärtsschritt überstürzen.

Es ist selbstverständlich, daß über den neuen, sprechenden Film die Meinungen heute noch sehr geteilt sind. Namentlich die Freunde des stummen Films wollen sich mit der Erfindung noch nicht recht einverstanden erklären. Aber wie groß die Uneinigkeit selbst bei den Herstellern der Lautfilme ist, beweist die vor wenigen Wochen stattgefundene Aussprache zwischen amerikanischen und europäischen Industriellen. Die Europäer schienen geneigt, in dem Lautfilm eine ernsthafte Angelegenheit zu erblicken, sie stellten ihn sich in der eben geschilderten Form vor, als Vereinigung von Sprech- und Augenkunst. Die Amerikaner wollen ihm dagegen vorläufig nur eine Berechtigung als eine Art von Filmoperette zugestehen, d. h. sie halten das gesprochene Wort im Kino für eine „Rinderkrankheit“, die nach spätestens einem Jahr überwunden sein wird. An Stelle des ernstern Wortes glauben sie an die leichtere Musik. Stellt sich Europa also zum Lautfilm, so bekennet sich Amerika zum Ton- oder Musikfilm. Wir sehen, nicht einmal über den Kernpunkt, über das künstlerische Prinzip an sich, ist es bei den Beteiligten zu einer einigenden Auffassung gekommen. Aber trotz dieser Uneinigkeit dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß das Problem des sprechenden Films in verhältnismäßig wenigen Monaten populär geworden ist. Nach den Beschreibungen, die uns aus der Filmstadt Hollywood zugehen, ist dort die Begeisterung für die neue Erfindung bei weitem größer als bei uns, so stark, daß schon heute kein Kino mehr auf die Wiedergabe dieser zweifelhaften Erfindungsprodukte verzichten darf. Wir hören, daß die berühmten Filmstars von Hollywood verzweifelt nach Sprechlehrern rufen, die sie in die Anfangsgründe der Sprechtechnik einweißen können. Aber wie sich die Entwicklung auch gestalten mag, das können wir jedenfalls den Bewunderern des stummen Films entgegenhalten: Der Film hatte diese Erfindung nötig, er brauchte diese Auffrischung! Denn eine Krise des Films besteht in demselben Maße, wie eine Krise des Theaters, nur daß sie nach außen nicht so deutlich zutage tritt, daß sie sich wirtschaftlich nicht so katastrophal auswirkt. Desto gespenstischer jedoch wütet sie nach innen. Der ungeheure Verbrauch an Filmbienen war naturgemäß größer, als auf der anderen Seite neue schöpferische Möglichkeiten vorhanden waren; eine künstlerische Stagnation war die unausbleibliche Folge, das filmische Geschehen kreiste bis zum Überdruß wieder und wieder in immer verwässerterem Auslage um gewisse, finanziell bewährte Stoffkomplexe.

Ich glaube heute nicht mehr, daß der stumme Film noch wesentliche Entwicklungsstufen durchgemacht hätte, er ist fertig ausgebildet. Die Gefahr greisenhaften Verwelkens ist ihm durch die Lautfilm-Erfindung zu seinem Glücke erspart geblieben.

Die Frage taucht unbedingt auf: Wird diese Umwandlung nicht dem Theater in der heutigen Form den letzten Rest geben? Vergewärtigen wir uns die Lage: Wir sind in den Stand gesetzt, im Lichtspieltheater hervorragende Darstellungs- und Sprechkunst aufnehmen zu können, das provinzielle Stadttheater im gleichen Orte wird infolge wirtschaftlicher Hemmnisse schwerlich in der Lage sein, Ebenbürtiges herbeizubringen. Die Antwort muß leider lauten: Das Theater wird vorläufig noch mit einer weiteren Abwanderung zu rechnen haben.

In Parenthese: Um nicht mißverstanden zu werden, sei ausdrücklich betont, daß hier nur rein geschichtliche die Wege angegeben werden sollen, die die Technik zielsicher beschreiten wird. Jede persönliche Zustimmung oder Ablehnung ist in diesem Zusammenhang nicht am Platz. Das Problem des sprechenden Films ist gerade in den letzten Monaten wieder akut geworden, wo sich das Deutsche Lichtspiel-Syndikat endgültig für die Erwerbung der fünf Systeme (in der Hauptsache die von Tri-Ergon und Küchenmeister) für Deutschland entschlossen hat. Schon in nächster Zeit soll allwöchentlich ein Beiprogramm von 4—500 Meter Sprechfilm in den Spielplan aufgenommen werden. Auch der größte Weltfilmindustrielle, Herr Goldwyn, hat sich kürzlich über seine Pläne zur Herstellung von Lautfilmen geäußert: Vorerst noch sollen sie das

Aussehen kürzerer Einakter erhalten, jedoch wird der Weg vom Einakter bis zum Spielfilm durchschnittlicher Länge nicht mehr allzufern liegen.

Es kann hier auch nicht unsere Aufgabe sein, den wirtschaftlichen Bedenken dieser Entwicklung im einzelnen nachzugehen. Nur das schwierigste und bisher noch gänzlich ungelöste Problem der Internationalität des Sprechfilms sei herausgegriffen. Augenkunst hat vor der Ohrenkunst den großen Vorteil, nicht an sprachliche Grenzen gebunden, also international zu sein; und gerade die schwerringende deutsche Filmindustrie, die die Weltmarktproduktion an zweiter Stelle beherrscht (Amerika versorgt heute den Markt mit 85—90 Prozent, nach Amerika kommt Deutschland vor Frankreich mit 4 Prozent), muß, um sich behaupten zu können, auf diese Internationalität höchstes Gewicht legen. Sie ist aber außerordentlich gefährdet, sobald jeder Film die Sprache seines Herstellungslandes spricht, die ihn selbstverständlich in den meisten Fällen für anderssprachige Nationen untauglich macht.

Unsere bisherige Darstellung ging ausschließlich von Plänen einer nahen und nächsten Zukunft aus. Schreiten wir einmal weiter und fassen eins der Probleme ins Auge, deren spätere Erfüllung uns die Funtausstellung verspricht. Wir hatten ausdrücklich hervorgehoben, daß unsere beiden modernen Spezialkünste, der Film und der Rundfunk, Sprößlinge der einen großen Urzelle Theater sind. Die furchtbarste Gefahr wird dem Theater dann drohen, wenn beide Ränke sich auf ihren gemeinsamen Ursprung zurückbesinnen und sich, jede für sich voll ausgebildet, zu einer ungeheuren Weltmacht neu zusammenschließen. Die heutigen Formen beider sind als Durchgangsstadium zu diesem Endzustand anzusehen. Wie die visuelle Kinetographie ihrem Machtbezirk das Wort eingliedert, so bemächtigt sich von der anderen Seite der nur für das Ohr eingestellte Funk des Bildes (der Fernseher wird ein Bestandteil des Funks werden), der Bildfunk ist für uns heute schon ein geläufiger Begriff. Fernseher und Funk bilden die letzte Ergänzung; denn beide bedeuten die Überwindung des irdischen Raumbegriffs, der eine für das Auge, der andere für das Ohr. Jedem Nachdenkenden wird es einleuchten, daß es dann nur noch eine Frage der Zeit bedeutet, bis die starre Photographie im eigenen Helm sich zur kinematographischen Beweglichkeit umwandelt. Das bedeutet natürlich auch das Ende der Lichtspieltheater in jetziger Form. In der Weise, wie heute der Funk das Wort von einzelnen Sendern aus ins Haus liefert, wird Europa dann von einigen Zentralen mit dem Lauffilm versorgt.

Damit sind wir beim idealen Endstadium angelangt: Wir setzen uns häuslich in den Klubstuhl, drücken auf den Knopf und sehen und hören Schauspielkunst wieder in erster Vereinigung. Das ist der Technik höchster Triumph. (? D. E.)

Verweilen wir mit unseren letzten Ausblicksgedanken noch einmal bei unserer geliebtesten, unserer unglücklichsten Institution, dem Theater, dann bleibt uns als Trost nur die Hoffnung auf eine — allerdings noch ferne — glücklichere Zukunft. Mit dem Erwachen des neuen Dramas wird auch das tote Theater eine Auferstehung feiern, wie herrlicher nie vordem. Denn das Einzige, was ihm von der Technik nicht genommen werden kann, das Letzte, was ihm geblieben ist und was man heute erschreckend stark zu unterschätzen pflegt, das ist das soziologische Moment, die menschlich warme Berührung vom Menschen auf der Bühne zum Menschen im Zuschauertraum. Die Technik wird den angegebenen Weg zielsicher gehen, aber — man gestatte die subjektive Ansicht — sie wird im siegenden Vorwärtstürmen ihr eigenes Grab schaufeln. Heute noch zieht man dem Theater mit seinen menschlichen Zufällen das präzisere Arbeiten der Maschine vor, es wird die Zeit kommen, wo man sich vor ihrer exakten Präzision angebietet wegwenden wird, und je vollendeter die Technik die königlichsste Kunst, die Schauspielkunst, wird reproduzieren können, desto tiefer wird die Sehnsucht wieder nach der verlästerten Menschenbühne. Diese Sehnsucht jedoch erfordert eine andere Kultur, die mit heutiger Zivilisation und Technik in geistigen Fragen nichts mehr zu tun hat. (Ich wiederhole ausdrücklich: In geistigen Fragen. Es liegt mir natürlich vollkommen fern, die Notwendigkeit der Technik im praktischen Leben in Frage zu

11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100
101
102
103
104
105
106
107
108
109
110
111
112
113
114
115
116
117
118
119
120
121
122
123
124
125
126
127
128
129
130
131
132
133
134
135
136
137
138
139
140
141
142
143
144
145
146
147
148
149
150
151
152
153
154
155
156
157
158
159
160
161
162
163
164
165
166
167
168
169
170
171
172
173
174
175
176
177
178
179
180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200
201
202
203
204
205
206
207
208
209
210
211
212
213
214
215
216
217
218
219
220
221
222
223
224
225
226
227
228
229
230
231
232
233
234
235
236
237
238
239
240
241
242
243
244
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276
277
278
279
280
281
282
283
284
285
286
287
288
289
290
291
292
293
294
295
296
297
298
299
300
301
302
303
304
305
306
307
308
309
310
311
312
313
314
315
316
317
318
319
320
321
322
323
324
325
326
327
328
329
330
331
332
333
334
335
336
337
338
339
340
341
342
343
344
345
346
347
348
349
350
351
352
353
354
355
356
357
358
359
360
361
362
363
364
365
366
367
368
369
370
371
372
373
374
375
376
377
378
379
380
381
382
383
384
385
386
387
388
389
390
391
392
393
394
395
396
397
398
399
400
401
402
403
404
405
406
407
408
409
410
411
412
413
414
415
416
417
418
419
420
421
422
423
424
425
426
427
428
429
430
431
432
433
434
435
436
437
438
439
440
441
442
443
444
445
446
447
448
449
450
451
452
453
454
455
456
457
458
459
460
461
462
463
464
465
466
467
468
469
470
471
472
473
474
475
476
477
478
479
480
481
482
483
484
485
486
487
488
489
490
491
492
493
494
495
496
497
498
499
500
501
502
503
504
505
506
507
508
509
510
511
512
513
514
515
516
517
518
519
520
521
522
523
524
525
526
527
528
529
530
531
532
533
534
535
536
537
538
539
540
541
542
543
544
545
546
547
548
549
550
551
552
553
554
555
556
557
558
559
560
561
562
563
564
565
566
567
568
569
570
571
572
573
574
575
576
577
578
579
580
581
582
583
584
585
586
587
588
589
590
591
592
593
594
595
596
597
598
599
600
601
602
603
604
605
606
607
608
609
610
611
612
613
614
615
616
617
618
619
620
621
622
623
624
625
626
627
628
629
630
631
632
633
634
635
636
637
638
639
640
641
642
643
644
645
646
647
648
649
650
651
652
653
654
655
656
657
658
659
660
661
662
663
664
665
666
667
668
669
670
671
672
673
674
675
676
677
678
679
680
681
682
683
684
685
686
687
688
689
690
691
692
693
694
695
696
697
698
699
700
701
702
703
704
705
706
707
708
709
710
711
712
713
714
715
716
717
718
719
720
721
722
723
724
725
726
727
728
729
730
731
732
733
734
735
736
737
738
739
740
741
742
743
744
745
746
747
748
749
750
751
752
753
754
755
756
757
758
759
760
761
762
763
764
765
766
767
768
769
770
771
772
773
774
775
776
777
778
779
780
781
782
783
784
785
786
787
788
789
790
791
792
793
794
795
796
797
798
799
800
801
802
803
804
805
806
807
808
809
810
811
812
813
814
815
816
817
818
819
820
821
822
823
824
825
826
827
828
829
830
831
832
833
834
835
836
837
838
839
840
841
842
843
844
845
846
847
848
849
850
851
852
853
854
855
856
857
858
859
860
861
862
863
864
865
866
867
868
869
870
871
872
873
874
875
876
877
878
879
880
881
882
883
884
885
886
887
888
889
890
891
892
893
894
895
896
897
898
899
900
901
902
903
904
905
906
907
908
909
910
911
912
913
914
915
916
917
918
919
920
921
922
923
924
925
926
927
928
929
930
931
932
933
934
935
936
937
938
939
940
941
942
943
944
945
946
947
948
949
950
951
952
953
954
955
956
957
958
959
960
961
962
963
964
965
966
967
968
969
970
971
972
973
974
975
976
977
978
979
980
981
982
983
984
985
986
987
988
989
990
991
992
993
994
995
996
997
998
999
1000

stellen, wohl aber glaube ich, daß sie einst ihre heutige Zwingherrschaft über ihr fernliegende Geistesangelegenheiten wird aufgeben müssen.)

Dann gilt es, den Begriff „Kunst“, der uns in seiner religiösen Urbedeutung abhanden gekommen ist, um dessen „Geheimnis“ heute nur einzelne Schöpfermenschen einsam wissen, von dem aber in hochstehenden Kulturzeiten ein ganzes Volk scheu durchdrungen ist, neu zurückzugewinnen. Dann allerdings — leider — werden wir Bühnenspieler von heute nicht mehr sein.

Dr. Herbert Leisegang

Farblichtmusik

Wenn heute in unseren Konzertsälen Oratorien, Kantaten oder einfache Chöre und Lieder vorgetragen werden, wenn allabendlich in den Theatern Opern und Musikdramen zur Aufführung gelangen, so wundert sich kein Mensch. Der Laie wie der gestrenge Kritiker kennen es nicht anders, als daß es Kunstgattungen gibt, in denen sich Musik mit Text in den verschiedensten Formen verbindet, ja in denen gelegentlich ausgesprochen Gedantliches, Lyrisches, Dramatisches, Episches einen wichtigen Platz neben der Musik einnimmt. Selbst das Bühnenbild spielt in Oper und Musikdrama eine erhebliche Rolle, und ständig erlebt man es, daß neue Inszenierungen austauschen, die man mit größerer oder geringerer Begeisterung aufnimmt. Man hat sich eben daran gewöhnt, daß es nicht nur eine „absolute“, sondern auch eine „verbundene“ Musik gibt, ebenso wie Tanz, Marsch, Reigen, religiöser Kult Musikalisches und Außermusikalisches miteinander in engerer Verbindung zeigen. Ja, der Begriff des „Gesamtkunstwerks“ im Wagnerischen Sinne ist geistiges Allgemeingut. Welcher denkende Mensch, der nicht um jeden Preis durch einen sonderbaren Einfall zu glänzen trachtet, kommt auf den Gedanken, alle diese Kunstformen als ästhetische oder künstlerische Entgleisungen hinzustellen und die strenge Isolierung aller Künste voneinander zu predigen! Wir alle wissen, daß es „absolute“ Musik gibt und geben soll, eine Musik, der weder Text noch Programm zugrunde liegt, bei der man sich nichts denken, nichts vorzustellen hat und die nur durch innere Logik, Konsequenz, Architekturtonik, oder wie man es nennen mag, wirkt. Aber wir wissen ebenso gut, daß dies nur eine Form der Musik ist, nicht aber die Form oder das Ideal schlechthin.

Es ist charakteristisch, daß, sobald die Verbindung der Musik mit anderen Elementen ungewohnte Formen annimmt, eine Sonderung der Geister eintritt. Auf der einen Seite achtet man aufmerksam auf. Man fragt sich, ob solche neuen Versuche in irgendeiner Gestalt möglich oder gar eritrebenswert sind. Auf der anderen dagegen ist man mit der Ablehnung sehr rasch zur Hand. An den ersten Versuchen bemängelt man das Technische, aber aus diesem mehr äußerlichen Element erwächst eine grundsätzliche Haltung. So konnte es vorkommen, daß angesichts der neuerlich nicht seltenen Versuche, Musik mit reinen Licht- und Farbenspielen zu verbinden, grundsätzliche Ablehnungen selbst von solchen Persönlichkeiten zu vernehmen waren, denen man nach ihren sonstigen geistigen und künstlerischen Qualitäten mehr Objektivität und sachliche Fähigkeiten zugetraut hätte. Ging doch die Ablehnung in einem dieser Fälle so weit, daß sich eine Persönlichkeit an öffentlicher Stelle nicht anders glaubte äußern zu können, als daß angesichts der neuen Farblichtmusikversuche von „ästhetischer Blasphemie“ und „Hilfslosigkeit vor rein musikalischem Geschehen“ gesprochen wurde. Bemerkenswert ist, daß nicht einmal der Versuch unternommen wird, die einzelnen Formen solcher Gedanken gegeneinander abzuwägen und festzustellen, ob denn wirklich eine Verbindung von Musikalischem mit abstrakt Optischem etwas so Unerhörtes ist im Vergleich mit Verbindungen, wie sie uns Theater und Film alltäglich vorführen.

Die einfachste Verbindung von Farbe und Ton tritt uns in der Geschichte schon früh entgegen, nämlich vor rund 200 Jahren bei Vater Castell. Das Prinzip bestand darin, daß beim Anschlagen jeder einzelnen Taste des Klaviers bzw. seines damaligen Vorläufers zugleich ein farbiges Täfelchen erschien. Bis in die Gegenwart hinein hat es an analogen Versuchen nicht gefehlt, und auch bei dem 1927 in Hamburg abgehaltenen I. Kongreß für Farbe-Ton-Forschung tauchten wieder ähnliche Ideen auf. Sie gehen auf die Meinung zurück, daß sich die Töne unserer musikalischen Skala sämtlich mit den Farben des Spektrums in feste Beziehung bringen lassen, und obwohl wir heute im Banne der „temperierten“, also einer künstlichen Stimmung stehen, glaubt man immer wieder, daß jene Entsprechung auch eine physikalische sein müsse, nämlich eine solche in bezug auf die Schwingungsverhältnisse der Töne und des Lichts. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein derartig festes Schema im Augenblick künstlerisch und wissenschaftlich der Begründung entbehrt. Ob wir eines Tages doch dahin gelangen werden, innere feste Verbindungen zwischen Tönen und Farben in jenem Sinne aufzudecken, wissen wir nicht. Psychologisch wie ästhetisch sind die Aussichten dafür aus vielen Gründen recht gering. Ist doch einerseits die Ton- wie die Farbauffassung von Mensch zu Mensch eine außerordentlich verschiedene, und läßt sich doch andererseits über den künstlerischen Wert eines solchen Schemas streiten.

Nicht ebenso steht es mit solchen Versuchen, wie sie neuerlich durch Alexander László und Ludwig Hirschfeld-Mack ange stellt wurden. Bei László erscheinen gleichzeitig mit einer vorgespielten Musik auf einer Projektionsleinwand komplexe farbige Gebilde vorwiegend impressionistischen Charakters, wie auch László selbst musikalisch Impressionist ist. Die bewegten farbigen Gebilde pflegen der Musik irgendwie zu entsprechen. Aber sie heften sich nicht an einzelne Töne, sondern an bestimmte Stellen, an Motive, Themen oder sonstige Figuren und sind im Charakter meist abstrakt. Zwischen Musik und (bewegtem) Bild herrscht immerhin weitgehende Selbständigkeit, die so weit geht, daß bei Wiederholungen sogar nicht unerhebliche Veränderungen vorkommen. Bei Hirschfeld-Mack, dessen Lichtfiguren eher expressionistischen Charakter tragen und dem Bauhausstil nahe stehen, ist die Verbindung eine festere. Gleichzeitig mit den Klängen, die übrigens recht einfach gehalten sind, erscheinen auf der Leinwand Gestalten, die wie optische Repräsentanten von Klängen und Klangverbindungen anmuten.

1) Auch gegen diese beiden Arten läßt sich mancherlei einwenden, vor allem der Gedanke, daß die optischen Farben und Formen jedesmal eine ganz bestimmte Ausdeutung des Musikalischen darstellen und daher wohl subjektiv, nicht aber objektiv, d. h. für alle Menschen entsprechend wirksam sind. Allein, dieser Einwand ist nicht grundsätzlich. Man kann das gleiche auch bei Textvertonungen aller Art geltend machen. Wer möchte es aber heute unternehmen, im Ernst zwischen Mozart und Wagner eine Alternative aufzustellen! Mozart gilt als Klassiker. Bei ihm stand die musikalische Form einschließlich vieler konventioneller Elemente obenan. Soweit er vertonte, kam es ihm sicherlich auf die allgemeine Stimmung an, die er aus einem Text oder über ihn haben wollte bzw. als echtes Kind seiner Zeit haben mußte. Wagner dagegen steht in der Hochromantik. Er sucht Ausdruck um jeden Preis, Ausdruck bis in die Elemente des Gedanklichen und des Textlichen hinein. Man kann sich persönlich einer dieser beiden Stilrichtungen gegenüber zurückhaltend einstellen, man darf ihr objektiv Originalität und Echtheit nicht abprechen. Oder wer möchte es unternehmen, gegenüber Schubertschen Liedern Kritik in dem Sinne zu üben, daß geltend gemacht wird, aus der bloßen Musik heraus erkenne man nicht den gedanklichen Inhalt! Die Schubertsche Art, diesen oder jenen Text zu vertonen, sei eben nur rein subjektiv, und andere Menschen würden bestimmt eine andere Art der Vertonung vorgezogen haben. Aus diesen Beispielen erfieht man, daß irgendwelche Verbindungen von Musik mit anderen Elementen nicht durch bloße Theorie abzutun sind. Wie jeder Künstler in sich unabhängig ist und wir von ihm in erster Linie Echtheit und Stilreinheit verlangen, nicht aber die Befolgung von Regeln und Gesetzen, die allen Menschen einleuchten, so ist auch das Verbinden von Musik mit Außermusikalischem eine Kunst für sich. Diese Kunst mag in den Anfängen stehen, sie mag

ungewohnt und daher absonderlich erscheinen, sie mag sich weiter entwickeln oder wieder zugrunde gehen. Jedenfalls verlangt sie eine geistige Umstellung, die indessen nichts anderes bedeutet als folgerichtiges Weiterbauen auf schon vorhandenen Grundlagen. Wir haben auf der einen Seite die reine, „absolute“ oder „abstrakte“ Musik, wenigstens in der Intention oder als Ideal. Wir haben auf der anderen Oper, Musikdrama und musikalisch begleiteten Film. Weshalb soll eine Kunstgattung von vornherein unmöglich sein, die musikalisch wie optisch ohne Programm, ohne Gegenständliches, ohne Gedankliches arbeitet und doch Gehörtes und Gesehenes miteinander innerlich zu verbinden sucht.

Das Problem bekommt noch ein anderes Gesicht, wenn wir uns die tatsächlichen Verhältnisse vergegenwärtigen, wie sie heute beim Musikhören sind. Wir sitzen im Konzertsaal, nicht im verdunkelten, sondern im hell erleuchteten. Symphonische Musik ohne Programm und ohne Text wirkt auf uns ein, sie erfüllt ihren Zweck, indem sie uns innerlich ergreift und im ganzen Erleben mitreißt. Sollen wir grundsätzlich unsere Augen schließen, oder dürfen wir es halten, wie wir wollen? Die meisten haben die Augen offen. Sie verfolgen die mehr oder minder charakteristischen Bewegungen und Verrenkungen des Dirigenten mit Aufmerksamkeit, ebenso die der Orchestermitglieder. Vor ihnen liegt ein Meer von Köpfen, von blonden und schwarzen, modernen und altmodischen. Das Ganze wird von oben oder von der Seite mehr oder minder glücklich beleuchtet. Hier bedarf es entweder einer fortwährend geübten Abstraktion gegenüber allen diesen wahrhaft heterogenen Eindrücken. Das stört den unmittelbaren Eindruck der Musik. Oder man sieht die Umgebung wohl, aber man denkt nicht an sie. Das ist unwillkürliche Farblichtmusik. Denn daß die beim Anhören gleichzeitig gesehenen Dinge nicht ohne nachhaltige Spuren bleiben, weiß jeder von uns, der viele Konzerte besucht hat und sich zu beobachten versteht.

Wir kommen hier auf das Problem der Farblichtmusik von der entgegengesetzten Seite. Es ist heute faktisch so, daß fast immer musikalische Eindrücke mit solchen aus der optischen Sphäre verbunden sind. Und selbst, wer die Augen schließt, wird in häufigen Fällen das Auftreten von gleichzeitigen Phantasie- und Vorstellungsbildern im zwangsmäßigen Sinne kennen, die nicht zur Sache gehören und den rein musikalischen Eindruck bemerkt oder unbemerkt stören. Da taucht zunächst die Frage der geeigneten Umgebung auf. Völlig verdunkeln wird man die Konzertsäle auf die Dauer kaum. Denn absolute Finsternis ist ein ungewohnter Zustand für uns, in dem wir uns wachend nicht wohl fühlen können. Nun kommt man zur schwachen Beleuchtung. Aber wie soll sie sein? Muß sie immer nur den leicht gelblich-rötlichen Schimmer haben, den wir gewohnt sind? Und was sollen wir betrachten? Heftig oder zart, sympathisch oder unsympathisch sich bewegende Musiker, die interessant sein mögen, aber in ihrem Äußeren doch mit dem Sinn der Musik recht wenig zu tun haben, es sei denn, daß man Musik mit Mimik verbinden möchte, was wir hier nicht voraussetzen? Oder aber neutrale Wände, grau in grau, oder theatermäßige Vorhänge mit unkünstlerisch wirkenden Dekorationen? Man kommt, wie man die Frage auch drehen mag, um das wichtige Problem nicht herum, wie beim echten musikalischen Genuß die Umgebung beschaffen sein solle, damit sie wenigstens nicht stört, noch besser aber zur Musik „paßt“. Und was ist nun Musik? Wir hören heute alte Weisen aus Mittelalter und Renaissance. Wir hören die Musik des Barock (Händel) und den großen Bach. Dazu kommen die Klassiker, die Romantiker aller Richtungen und in ihrem Gefolge die Meister der Gegenwart: Neuromantik, Impressionismus und Expressionismus, klassizistische, romantisierende, archaisierende und erotisierende Elemente. Sie alle wirken verschieden, verlangen eine andere Einstellung und Stimmung. Man braucht nicht ins Extrem zu gehen, um für jede Zeit auch die genaue Umgebung zu verlangen, die sie hatte. Denn auch Instrumente, Tempo und allgemeine Lebenseinstellung haben sich gewandelt, und ein völliges Zurückfallen in alte Geistigkeit ist unmöglich. Aber irgendwie muß erkennbar sein, auch in der Umgebung, daß verschiedene Musikstile verschiedenen Geist atmen; das, was wir dabei sehen, muß irgendwie zur Musik passen.

Man kann sich kaum denken, daß jemand diese Forderung im Ernst wieder ablehnen mögen.

Leben wir doch in einer Zeit, in der bei aller äußeren Stillosigkeit gerade in der Kunst der Ruf zum Stil lebendig ist. Händel, Mozart und Wagner sucht man sogar dort, wo sie wirkten und wo man in der ganzen Umgebung noch einen Hauch ihres Geistes zu verspüren glaubt. Selbst diese Außerlichkeiten werden hoch veranschlagt, wenn es gilt, ein Kunstwerk angemessen wirksam zu gestalten.

Die heutigen Versuche zu einer Farblichtmusik mögen noch laienhaft und stotternd erscheinen. Man mag sich von der Projektion auf einen Lichtschirm, von der pedantischen Ausdeutung musikalischer Formen im einzelnen abgestoßen fühlen. Die Entwicklung der Künste erweckt heute weniger denn je den Eindruck, als sei sie abgeschlossen. Gerade, was Lichteffekt und bewegte Farbe betrifft, stehen wir erst am Anfang. Warten wir ab, was der Farben- und Beleuchtungskünstler noch wird bieten können! Die Bühne zeigt im Augenblick die besten Ansätze, um das Künftige auf diesem Gebiet ahnen zu können. Leichte Nebelschleier und Dämpfe, verbunden mit Projektoren und anderen Mitteln, deuten an, in welcher Richtung man nach neuartigen Wirkungen trachtet. Lassen wir einmal unsere Phantasie mitspielen und denken wir an den Farbenreichtum, das Leuchten und Flimmern, das uns oft im Halbschlaf innerlich verfolgt. Da ist nicht zu zweifeln, daß die Menschheit noch Ungeheures wird leisten können, — wenn sie nur will und wenn sie die bestehenden Möglichkeiten erkennt. Den Pionieren auf diesen Gebieten aber sollte man dankbar sein, anstatt sie mit Phrasen und oberflächlicher Kritik abzutun.

Prof. Dr. Georg Anschütz, Hamburg (Universität)

Die deutsche Musik in Gefahr

Wozu die Übertreibung?!“ wird mancher denken, wenn er die Überschrift liest. Leider aber steht tiefer Ernst dahinter, und es gilt, die zahllosen Musikfreunde unseres Volkes rechtzeitig aufzurütteln. Gefahren sind kein Zustand, sondern eine Bedrohung. Nicht die augenblicklichen Verhältnisse, nicht das blühende Musikleben unserer Lage muß man ins Auge fassen, sondern Verschiebungen, deren Auswirkung für die Zukunft verhängnisvoll werden kann.

Ich will sie gleich nennen: die Aufhebung der Lehrerseminare, der unzureichende Schulmusikunterricht, die Auflösung vieler Militärmusikkapellen, die Not der Chorvereine und noch manches andere.

Daß für das deutsche Musikleben ernste Gefahren bestehen, hat das preußische Unterrichtsministerium schon 1923 in einer Denkschrift an den Landtag hervorgehoben. Dieser beschloß daraufhin, das Ministerium zu ersuchen, „die stark gefährdete deutsche Musikpflege tatkräftig zu fördern“. Das preußische Unterrichtsministerium suchte diese Aufgabe zugleich mit der Neuordnung des gesamten Schulwesens zu lösen. Ein Ministerialerlaß vom 14. April 1924 kündigte an, daß der Pflege der Musik an den höheren Schulen eine wichtige Aufgabe zugebracht sei. Von diesem Unterricht sei „die Sicherung unserer musikalischen Kultur, die Zukunft der deutschen Musik abhängig“. Die Durchführung der Erneuerung erfordere „die Beibehaltung bzw. Einführung eines wöchentlich zweistündigen Musikunterrichtes in allen Lehranstalten und in allen Klassen, denn ohne einen systematischen, durch die ganze Schule laufenden Musikunterricht können wir nie zur Sicherung unserer Musikkultur gelangen“. Daher sollen auch die Einzelstunden „für jede Klasse gesondert“ erteilt werden.

Was hat aber die Neuordnung gebracht? Sexta und Quinta haben je zwei Musikstunden. Für die Klassen Quarta bis Oberprima aber sind im ganzen nur vier Wochenstunden vorgesehen! Dabei enthält der Lehrplan eine Fülle von Aufgaben, die bei der Lage der Dinge illusorisch sind und den Musiklehrer vor ein unlösbares Problem stellen. Die vier Wochenstunden mit den

Klassen Quarta bis Prima werden mit ihrer Überfüllung an Schülern und Lehraufgaben Marterstunden für ihn sein. Wie wenig wird er erreichen können! Und der Chor, der Träger musikalischer Erbdichtung, dem im Festleben der Schule eine so bedeutende Rolle zufiel, der an die Schüler die Macht der Musik herandrachte, wird mit der ihm bewilligten einen Wochenstunde zu einem Schattengebilde.

Im Ministerium hofft man, daß die innere Energie des Unterrichts ausgleichend wirken kann, und mit dem Gedanken, daß die Schüler durch die Neuregelung der Hausarbeit viel freie Zeit (?) gewonnen haben, die sie zur Betätigung in der Musik verwenden können. Im übrigen hält man programmatisch an der Forderung von zwei Wochenstunden für jede Klasse fest.

Es hätte aber unter allen Umständen jetzt etwas Durchgreifendes für den Musikunterricht in den höheren Schulen geschehen müssen, weil das Musikleben heute viel mehr als früher davon abhängt. Denn seitdem die etwa 150 Lehrerseminare aufgehoben sind, haben die höheren Schulen auch die Vorbildung der angehenden Volksschullehrer übernommen. Sie müssen den Ersatz schaffen für die aus den Seminaren bis in die entlegensten Dörfer ausströmenden Pioniere der Musik. Wurde doch in den Seminaren auf die musikalische Ausbildung der Zöglinge großer Wert gelegt. Will man also die Volksmusik in Deutschland nicht schwer schädigen, müßte man die höheren Schulen auf musikalischem Gebiete irgendwie den Seminaren angleichen. Dies hielt man aber für untunlich, da man eine Stundenüberlastung der Schüler unbedingt vermeiden wollte, ein Bedenken, welches schon dadurch widerlegt ist, daß behördlicherseits an der Forderung von zwei Wochenstunden für jede Klasse programmatisch festgehalten wird.

Nun bliebe die Möglichkeit, aus der großen Zahl der höheren Schulen 150 herauszugreifen — etwa die deutschen Oberschulen und Aufbauschulen — und sie entsprechend für den Musikunterricht auszurüsten, aber hat man den letzteren für ihre sechs Klassen lediglich statt der vier wöchentlichen Musikstunden im ganzen acht bewilligt. Für Instrumentalunterricht ist so gut wie gar nicht gesorgt. Nach einem Ministerialerlaß kann er innerhalb der wahlfreien Fächer nur da in Frage kommen, wo das instrumentale Inventar bereits vorhanden ist. Die Kosten haben die Eltern zu tragen. Man rechnet auf Selbsthilfe der Schulen. Da diese Verfügung „in Übereinstimmung mit dem Finanzminister“ ergangen ist, kann man wohl mit Recht vermuten, daß der Finanzminister dem Kultusminister den bekannten Strich durch seine schöne Rechnung gemacht hat. Er wird es auch sein, der von Sonderbewilligungen für eine Schulart zugunsten des Musikunterrichts nichts wissen will. Was der einen Schulart bewilligt wird, kann der anderen nicht vorenthalten werden! Das ist bürokratische Gerechtigkeit, aber die Belange eines großen und sehr wichtigen Kulturgebietes werden dadurch schwer geschädigt.

Wenn sich das Kultusministerium mit dem Gedanken tröstet, daß in vielen Klassen der höheren Schulen bis zu 70 v. H. der Schüler Privatunterricht in Instrumentalmusik haben, dürfte mit Recht an dieser Zahl zu zweifeln sein. Nach meinen Erhebungen an einer Anstalt mit wohlhabenderem Publikum sind es allenfalls 40 v. H. Und von diesen werden sich wohl nur ganz wenige dem Beruf des Volksschullehrers zuwenden. Den in Frage kommenden Kreisen fehlt einfach das Geld für privaten Musikunterricht. Darüber kann man sich kaum Illusionen hingeben!

Zur Heranbildung von Volksschullehrern hat man nun neuerdings vier Pädagogische Akademien geschaffen, die jährlich je 50 Bewerber — also insgesamt 200 gegenüber den etwa 4000 der früheren 150 Lehrerseminare — aufnehmen. Auch die Musik soll hier zweckmäßig gepflegt werden. Die Berichte aus den Akademien klingen nicht besonders ermutigend. Die musikalische Vorbildung wird als „leider überwiegend recht unzulänglich“ bezeichnet. Immerhin wird man von hier aus mit einem kleinen Prozentsatz der notwendigen Lehrer rechnen können. Die Akademie für Kirchen- und Schulmusik veranstaltet ferner zweifemeltige Kurse zur Ausbildung von Volksmusikschullehrern, deren Zahl jedoch sehr beschränkt ist.

Besorgt fragt bereits die Kirche, wo sie in den Dörfern und kleinen Städten die Organisten hernehmen soll, und hat mit der Gründung von Kirchenmusikschulen begonnen. Freilich gibt es

bisher nur eine in Aschersleben, die etwa 30 Schüler hat. Was befragt das bei einem jährlichen Bedarf allein in der Provinz Sachsen von 80 bis 100 Kirchenmusikern! Und das sind doch in den allermeisten Fällen keine hauptamtlichen Stellen! Aber auch wenn diese geschaffen würden, fehlte wieder die Verbindung mit der Schule, fehlte beim Kinderchor die Autorität des Lehrers.

Die katholische Kirche besitzt in der Kirchenmusikschule Regensburg eine Ausbildungsstätte von musikkundigen Priestern und Laien zu Organisten, Chordirigenten und Sängern, die nach Absolvierung der Schule auf feste Anstellung rechnen können. Natürlich ist auch hier die Zahl beschränkt.

Man muß also bei der Gesamtlage starke Zweifel hegen, daß in größerem Umfange das erreicht wird, was im Anschluß an die Ministerialverfügung vom 14. April 1924 in Aussicht gestellt wird, daß „die künftige Volksschullehrerbildung in der Musik nicht unter das Niveau der Seminarbildung sinken, sondern es erheblich übersteigen soll“. Das nämlich, was als Voraussetzung dafür bezeichnet wurde, die Verstärkung des Musikunterrichts in der Schule, ist nicht erfüllt.

Sorge erregt ferner, daß der Orchesternachwuchs — besonders bei den Bläsern — gefährdet ist, weil die Kunst im staatlichen Bildungswesen zu stark zurückgetreten ist und die früher zahlreichen Militärkapellen sehr zusammengeschmolzen sind. Der Deutsche Musikverband hat zwar neuerdings in Berlin eine Orchesterfchule gegründet, aber das gewährleistet keine ausreichende Abhilfe.

Dazu kommt, daß auch die Chorvereine von der Wirtschaftsnot stark betroffen und zum Teil bereits der Auflösung verfallen sind, weil sie die Kosten für Übungsraum, Noten und Konzerte nicht mehr aufzubringen vermögen. So hört man von der Bundesleitung des Deutschen Sängerbundes bewegliche Klage, daß das Musikleben verandert, daß es vielfach selbst in nicht ganz kleinen Städten schwierig ist, geeignete Dirigenten zu finden.

Ich glaube, dies alles kennzeichnet genug die Gefahr, in welcher die deutsche Musik schwebt. Es gibt ja Leute, die gerade jetzt eine neue Kunstkultur ahnen, und es mag ja auch sein, daß sich heute allerlei Kräfte regen, die Neues gestalten, aber wir streben nicht zu einer Kunst, die im ganzen Volke verwurzelt ist, sondern zu einer Großstadtkunst, zu einer Aristokratisierung der Kunst. Und das wird sie bald blutleer machen!

Darum heißt es, Wandel schaffen! Musikkongresse und Musikwochen aller Art sind nur ein Versuch, durch verstärkte Erainierung über die verfehlten Verhältnisse hinwegzuhelfen. Das wird allenfalls der Großstadtkultur, kaum aber der Volkskultur zustatten kommen. Wer ein Herz hat für die deutsche Musik, der erkenne die Gefahr, der helfe mit, daß für die Heranbildung von Musiklehrern eine breitere Basis geschaffen wird! Die Katastrophe wird sonst nicht ausbleiben.

Dr. Albert Fischer

Das deutsche Lied und die Gegenwart

Wie verwalste Vögel kreisen
Heimliche Jugendweisen
Über einer Trümmerstatt.

Glaube n laßt uns immer wieder
An die Macht der alten Lieder,
Die sich einst bewähret hat.

Herhard Röhrig

Das deutsche Lied ist immer ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Volkskultur gewesen — ein wunderbarer Ausdruck des deutschen Gemütslebens. In dem reinen Volkslied jedes hat sich die ganze seelische Fülle und Bewegtheit des Deutschen erschlossen zu einer Blüte, die noch heute, nach hunderten Jahren, leuchtet und duftet und in der Gegenwart wenig ihresgleichen hat.

Es ist ein Zeichen rechten Weges, daß die deutsche Jugend- und Erneuerungsbewegung unserer Zeit sich wieder all der heimlichen, blühenden Schätze bemächtigt, wenn das alte deutsche

Volkslied in allen Bänden und Landschaften gesungen wird. Lange Jahre war das Volkslied verdrängt und verbannt von den geist- und gemütslosen, schmutzigen „Schlagern“ aus wüsten Operetten und Singeltangel. Dieser Zustand ist ein charakteristisches Merkmal für den Niedergang jener quellenden, schöpferischen, beseelten Kultur unserer Vorfahren. Alberne, oft schmutz-erotische Texte, grelle, süßliche, nervenaufpeitschende und oft kitschige „Musik“ — das ist der üble Erbschaft, der viele Jahre das Gemüt und Empfinden ganzer Volksteile vergiftet und vergröbert hat. Und es ist wieder in hohem Grade kennzeichnend, daß der unfagbare Zauber jener unvergänglichen Weisen in der deutschen Jugend aufgelebt ist zu einem wirkenden, wahrhaft gestaltenden Element. Die erzieherischen Werte und Kräfte im deutschen Lied sind ein noch wenig bewußt gewordener Faktor, den die Führer der deutschen Jugend in den Bänden und Gruppen, in den Schulen zumal, die Eltern nicht vergessen, immer wieder beachten sollten.

Reinheit, lautere Freude, Sehnsucht, naturgeborene Schönheit, beseeltes Naturschau — das lebt in all den Weisen und ist stark, weil es Worte und Klänge fand, die an das Reinste, Schönste, Einfachste, an die lautere Sehnsucht rühren, ... „Was dem Herzen unbewußt ...“ Und noch mehr ist in den Liedern: die deutschen Lande, rauschende Wälder, sonnige Felder, Meere und Ströme, Sage und Ferne, Sinnen, Träumen, Trachten und Glauben, Liebe ist quellend da — zu den Dingen, zu den Idealen, die gerade dem Deutschen so notwendig sind wie das tägliche Brot, will er seines Deutschtums Sinn und Segen erleben.

Was das deutsche Lied in Fülle in sich birgt, fehlt unserer Gegenwart und ist ihr bitter not. So hat das deutsche Lied heute wahrhaft eine Mission zu erfüllen: zu helfen, daß unsere Gegenwart zu den Quellen deutschen Wesens zurückfindet, Herz und Ohr zu reinigen und zu bilden, über der Trümmerstatt Glauben und Hoffnung, Jugendfreude und Jugendlust zu entfachen — und Sehnsucht zu wecken: nach deutschem, einfachem, gemütwarmem Leben, nach Wald und Wandern, Schauen und Sinnen. Und auch Trost und Kraft zu spenden: dem Aufgebot aller Niedertracht die Reinheit des deutschen Gedankens entgegenzustellen, dem Ansturm der Niedergangsmächte die gläubige Seligkeit und Gewißheit des Wortes:

„Daß diese Welt den Helden,
daß sie dem guten Gott gehört.“ (Eberhard König.)

Vor hundert Jahren war das deutsche Lied daheim in Hütte, Burg und Kaiserpfalz, in allen Schichten des Volkes — wie keine andere Zeit braucht unsere Gegenwart das einigende Band. Das deutsche Lied kann hier wertvollste Hilfe sein. Hermann Löns und andere Dichter unserer Zeit, die zur Natur heimgefunden haben, konnten im Geiste und Wesen des deutschen Volksliedes den alten Schatz bereichern — aus der wunderbar starken und echten deutschen Bewegung werden immer neue Meister und Weisen erziehen.

Deutsche Jugend, und ihr Alten mit jungem Herzen, frischen Sinnen — singt das deutsche Lied — pflegt den Schatz, der euch vererbt — sorgt, daß die deutschen Weisen nicht ersterben, sondern hinüberklingen in die neuen Generationen!

„Die Lieder unsrer Jugendlust,
Nehmt sie zu teurem Erbe:
Daß nimmer, auch in Not und Nacht,
Peim Wolfsgeheul der Niedertracht,
Was wir geglaubt und tief gewußt,
Was wir geschwärmt, geträumt, gelacht,
Und was uns stolz und froh gemacht,
Im Kräfteborn der deutschen Brust ersterbe.“ (Eberhard König.)

Franz Alfons Gayda

Türners Tagebuch

Der Reichsaaar in Nöten / Der „Treuhaänder“ Deutsch-Ostafrikas / Unfre Wirtschaftslage / Mehr Steuern oder mehr Sparsamkeit? / Bayern und Reich / Groeners Denkschrift / Von Verrat umlauert / Sozialdemokratie und Wehrproblem / Der Schachzug des Zentrums und seine Moral

Ein alter Kupfer liegt vor mir; eines berühmten Buches sinnreiches Titelbild. Auf der Weltkugel thront der kaiserliche deutsche Aar. Allein links zieht ihm, vom Lilienpurpur umwallt, der König von Frankreich, rechts der schwedische Löwe die besten Schwungfedern aus. Hinter ihm jedoch steht ein geharnischter Mann, der das deutsche Reichsfürstentum verkörpert. Sein hauenendes Schwert zielt dem Adler sogar nach dem Haupt. So stellte sich im Jahre 1640 dem klugen Beobachter Philipp Bogislaw von Chemnitz, der unter dem Namen Hippolithus a Lapide schrieb, der Zustand des deutschen Reiches dar.

Paßt dies Sinnbild nicht auch heute noch? Je mehr sich daran änderte, desto mehr blieb sich im ganzen alles gleich. War Ludwig XIV. etwa übler als Poincaré? Sicherlich jedoch ist der weiße Adler der Jagellonen, der sich jetzt in unsrer Flanke eingenistet, zehnmal so räuberisch, als der schwedische Löwe jemals war.

Die beiden rechts und links überdies — und das verschlechtert weiter den Vergleich für uns Heutige — haben auch noch Spießgesellen getriegt. Wo uns irgend eine gute Schwungfeder blieb, da wird daran getauft.

Neuerdings bereitet England — übrigens der einzige Feindesstaat, der sich noch nicht zur Rückgabe der Reste des im Kriege völkerrechtswidrig beschlagnahmten deutschen Eigentums bequemt hat — offensichtlich die Wegnahme Deutsch-Ostafrikas vor. Dieses ist ihm bekanntlich vom Völkerbund als Mandatsgebiet zugeteilt. Nun möchte man aber das wertvolle Land verstoßen aus den treuen Händen, denen es vertraut wurde, in die untreuen verschieben. Damit wäre freilich jede Rückgabe an uns verlegt.

Natürlich hat man seinen klugen Vorwand. Es bringe dem Gebiet eine Fülle wirtschaftlicher und kultureller Vorteile, wenn man es derselben Verwaltung unterstelle wie die benachbarten englischen Bezirke Kenia und Uganda. Merkwürdigerweise sträubten sich aber alle Ansiedler, auch die englischen und indischen, ebenso die Eingeborenen gegen diese vorgebliche Wohltat. Gleichwohl soll sie ihnen aufgedrängt werden unter glattem Bruch des Versailler Vertrages. Die Kronjuristen hat man bisher wieder einmal nicht befragt. Das Außenamt hat einen bequemeren Rechtsmaßstab: Abkommen sind unumstößlich, aber selbstredend nur für, nie gegen England.

Auch hierin also gilt es hellhörig sein und stoßempfindlich wie ein Erdbebenmesser. Die britische Politik arbeitet geräuschloser als die französische, aber keineswegs

redlicher. Wenn erst Aman Allah in Rabul wieder auf seinem Stuhle sitzt, wird er manches zu erzählen wissen über das, was englische Heze und englisches Geld zu dem Aufstand Habib Allahs getan. Noch lehrreicher wäre es, den Oberst Lawrence zu hören, aber der hat vorläufig Gründe, zu schweigen wie das Grab. Es war auch ein seltsamer Zufall, daß englische Flieger dicht bei der indisch-afghanischen Grenze Übungsflüge machten und dabei versehentlich scharfe Bomben abwarfen, die in ein ebenfalls rein zufällig an der Grenze spazierenreitendes englisch-indisches Reiterregiment massenmordend einbrachen. Man versteht daher die Neugierde des Abg. Kennworthy, der sich im Unterhause so unbequem erkundigte, ob denn da wirklich bloß der Zufallsteufel sein Spiel getrieben habe und nicht etwa ein noch abgefemterter unter dessen Höllenbrüdern. So ein Gurkha-Reiterregiment ist nämlich von obenher mit den Hilfstruppen Aman Allahs leicht verwechselt.

Natürlich geht es in Paris erst recht um unsre besten Schwungfedern. Es soll dort festgelegt werden, wie lange Jahre unser V. lt Tag für Tag sieben Millionen, Minute für Minute 4800 Mark an seine Gegner abliefern muß. Die beiden deutschen Sachverständigen haben ein hartes Angehen gegen zwei Belgier, zwei Franzosen, zwei Engländer, zwei Italiener, zwei Japaner und zwei Amerikaner, deren jeder von der Überzeugung überfüllt ist, daß Deutschland tapfer geschöpft werden muß, damit es zum Vorteil ihrer aller künftig arm und in der Weltwirtschaft leistungsschwach bleibt. So etwas wie der Bienenstock der Welt zu sein, ist uns zugebacht. Man läßt diese emsigen Tierchen ihre Zellen bauen, unterstützt sie sogar noch nach neuester Technik durch Kunstwaben und Zuckwasser. Wenn sie jedoch ihre Vorratskammern den Sommer über sorgsam mit Honig besüßt haben, werden die Rähmchen entfernt und der süße Seim ausgeschleudert. Der Imker nennt das seine Ernte, die Politik spricht schämiger von Wiedergutmachung. Aber dasselbe ist's doch.

Bisher hat die deutsche Biene ihr Möglichstes getan. Im Augenblick aber steht es schlimm. Die Zahl der Arbeitslosen wächst der dritten Million zu; sie ist schon fast ebenso groß wie in dem schlimmen Krisenwinter 1926.

Wäre es bloß wegen der strengen Kälte, so bedeutete dies nicht viel. Aber auch unser Maschinenbau; der Stolz unserer Werttuchtigkeit hat üble Zeit. Schon seit länger will es mit der Lokomotive nicht mehr, neuerdings fehlen dazu noch die Bestellungen auf das modische Auto. Und so überall. Das hat zu Kursstürzen auf der Börse, daher zu Bankbrüchen und sogar zum Doppelselbstmord zweier Berliner Geschäftsteilhaber geführt. Auch der Januarbericht des amerikanischen Handelsattachés Frayette Allport stellt dies der Wahrheit gemäß fest und verschärft damit seinen Gegensatz zu Parker Gilbert.

Dazu noch die wachsende Bauernnot. Man ist erschüttert von dem, was die Grüne Woche entsehleiert hat. Aber mehr fast noch, daß die Linkspreffe alles als Theaterdonner und Phrasenschwall leichtthin abtut. Sie treibt Katastrophenpolitik. Die freie Wirtschaft, so schreibt sie, Notprogramme und Staatshilfe hätten versagt; zu retten sei die Landwirtschaft nur durch staatssozialistischen Eingriff. Die sozialdemokratische Fraktion hat auch im Reichstag schon ein Getreidemonopol beantragt. Wohl um darzutun, daß sie Augen hat und doch nicht sieht. Denn in Rußland hat dies Heilmittel in solch fürchterlicher Weise Pleite gemacht, daß die einstige Kornkammer

Europas — wir wissen es ja — im Ausland aufkaufen muß, vor den Bäckerläden Schlange gestanden wird und man wieder die Brotartef einführt. „Weg mit den Latifundien“ ist zwar ein ganz prachtvolles Schlagwort, allein ein kurzfristiger Rat. Nicht der Kleinbauer, sondern der Großbesitzer ist es, der uns mit Brot versorgt. Ohne ihn hätte die englische Hungersperre ihren Zweck früh und geradenwegs erreicht.

Der neue Reichshaushalt fordert neue Steuern in Höhe von weit mehr als einer halben Milliarde. Die Vorschläge begegnen gereiztem Widerspruch. Alle Erwerbsstände beweisen einhellig, wenn man ihnen noch mehr aufpacke, dann sei das Ende da.

Man gibt Herrn Hilferding zu verstehen, daß die wahre Staatskunst des Finanzministers nicht im Einfädeln, sondern im Sparen bestehe. Vor vier Jahren hat man viel Wesen davon gemacht. Spartokommissare wurden eingesetzt und die Hemdsärmel aufgetrennelt, als ob man beim Ausräumen eines Augiasstalles sei. Allein es wurde mehr gesucht als geschafft und nach einiger Zeit ging man in aller Stille wieder an den Abbau des Abbaus. Er ging nun einmal der Bürokratie gegen Faden und Strich.

Seitdem ist der Reichshaushalt von Jahr zu Jahr steuersüchtiger angeschwollen; um vierzig Mark auf jeden deutschen Kopf. Es sind allerdings die Reparationen dabei und um diese kommen wir vorläufig nicht herum. War es aber auch unvermeidbar, daß man an Länder und Gemeinden eine halbe Milliarde mehr überweise?

Gar manches wird getan, was in unsre Lage nicht paßt. So macht es gar keinen guten Eindruck, wenn man sich mit dem Plane einer großartigen Erweiterung des Reichstagshauses trägt. Es soll künftig den ganzen Königsplatz einrahmen — Verzierung: Platz der Republik heißt er ja jetzt. Außer vielen neuen Fraktions-Ausschuß-, Bücherei-, Lese-, Schreib-, Unterhaltungs- und Speiseräumen ist für jeden der etwa 500 Abgeordneten ein eigenes Arbeitszimmer vorgesehen. Das Reichshaus würde dadurch zu einem ganzen Stadtviertel, zu einem kleinen Vatikan; für die Herren Reichsboten aber inuner bewußter zu einem Prytaneion, wo man nicht nur redet, sondern auch wohnt und gepflegt wird. Ob diese Gehobenheit, die der Parlamentarismus sich zu geben sucht, übereinstimmt mit dem Wert, den das Volk ihm beinißt?

Wenn es uns tägliche Brot geht, dann setzt es leicht Unfrieden im bisher friedlichen Ehestand. Mit Reid sieht man auch jetzt auf die schöne Einigkeit zurück, die im alten Reiche zwischen den Bundesstaaten geherrscht hat. Jeder regelte seine Ein- und Ausgaben, wie er wollte; die Frankensteinische Klausel aber verschaffte ihm obendrein aus dem Zollertrag des Reiches noch einen saftigen Jahreszuschuß. Wer freute sich somit bei wachsendem Wohlstand nicht der schönen Errungenschaft des achtzehnten Januar?

Heute ist's anders. Das Reich hat die Finanzhoheit. Die Länder leben von dem, was es ihnen auswirft. Aber nie ist's genug; am wenigsten dort, wo breite Natur lebt und leben lassen will. Wird mehr verlangt, dann zuckt Mutter Germania die Achseln, verweist auf ihre Niedergutmachungstribute und mahnt zu ärgerlicher Pfennigfucherei. Daher der laute Schrei nach Rückkehr in die alten Verhältnisse,

die Beschwerde über angebliche Übergriffe des Reiches und das neue Loblied auf einen losen Föderalismus als allein zuträglich deutsche Staatsrechtsform.

Am lautesten tut sich Bayern dabei hervor. Stolz, aber irrtümlich pocht man dort auf seine Souveränität als ein angestammtes Recht. Auch der spätere König Ludwig III., als er zur Krönungsfeier des letzten Zaren nach Mostau geschickt war, verdarb schon ein Fest der deutschen Kolonie sich und den Gastgebern dadurch, daß er ein harmloses Fehlwort des Tafelredners durch eine zornige Erwiderung „Verbündete, nicht Vasallen“ abtrumpfte. Er besaß jedoch den Takt, den Stimmungsmißgriff bei anderer Gelegenheit auszugleichen durch das unzweifelhaft richtige Werturteil: „Bayern und Reich sind untrennbar. So oft sie sich entzweiten, war es allemal beider Schade.“

Dieses Wort sollte in jeder Münchener Amtsstube an die Wand geschrieben werden; vor allem im Arbeitszimmer des Ministerpräsidenten Helb.

Ich kenne kein bayrisches Volk, wovon man dort so oft spricht; auch kein Ethnograph kennt es. Nur im deutschen Volke einen bayrischen Stamm. Dessen Heimat umfaßt aber bloß einen beschränkten Teil von dem heutigen bayrischen Staatswesen. Denn zu diesem gehören breite Flächen alemannischen und fränkischen Stammestums. Diese beklagen sich laut darüber, daß die Münchener Machtherren, die im Reiche lockere Bundesformen fordern, in Bayern selber unentwegte Einheitsstaatler sind. Ganz wie Helb gegen die angebliche Verpreßung Bayerns kämpft, so verbat sich neulich die „N. Augsb. Ztg.“, daß der Regierungsbezirk Schwaben zu einem Anhängsel von München gemacht werde und bedang sich „ein bescheidenes Maß von stammeseigenem Leben“ aus. Wer sich auf den Föderalismus beruft, der muß ihn doch auch dort anerkennen, wo es ihm nicht paßt.

Und wie steht es mit der so feurig verteidigten bayrischen Souveränität? Ist sie wirklich ein ehrwürdiges angestammtes Recht?

Keine fünfviertel Jahrhunderte ist sie alt. Wie so mancher Ländererwerb des Hauses Wittelsbach war sie ein Geschenk Napoleons. Das Beste Deutschlands hat dessen Gebefreude niemals zum Ziele gehabt. Hingegen beweist die deutsche Geschichte, daß der föderalistische Gedanke immer dann die Stirne hob, wenn es dem Vaterlande am übelsten ging. Er ist ja der geharnischte Mann auf dem Titeltupfer des Hippolithus a Lapide, der sein Schwert nach dem Haupte des ohnehin schon von rechts und links hart bedrängten Reichsadlers zückt.

Ob es seelisch richtig, also politisch klug, daß die Reichsverfassung Orden und bloße Titel verbietet, ist eine Sache für sich. Aber solange sie besteht, ist ihr Artikel 109 geltendes Recht. Wenn Bayern ihm bewußt zuwider handelt, bedeutet dies nicht nur eine Mißachtung der Verfassung, sondern des Reiches selbst. Gerade weil die Sache an sich so winzig ist und nichts weniger als ein Lebensbelang, verrät sie ein trotziges: „Ich pfeife drauf“. Hätte dergleichen ein bundesstaatlicher Ministerpräsident zu Zeiten Bismarcks gewagt? Das Münchener Tun ist also ein Zerfallszeichen des Vaterlandes und bekümmert als solche jedes unbeirrte deutsche Herz.

Nun fühlt sich Bayern getränkt, weil das Reich es darob vor dem Staatsgerichtshof verklagt hat. Ist es aber nicht mit einer Klage gegen das Reich vorangegangen, will es diesem nicht gleichsam den Gerichtsvollzieher schicken wegen der Reichsbahn?

Die Töne, die gegen Preußen gehört wurden, sind von der Art, wie sie etwa der Pole Zaleski gegen uns gebraucht. In seiner Regierung herrsche eine Schamlosigkeit ohnegleichen, Treu und Glauben sei geschwunden, Rechtsempfinden gebe es überhaupt nicht mehr. Das sind Wendungen, die man zum Besten der deutschen Reichseinheit zurückweisen muß. Es sei der Gedanke abgelehnt, daß Herr Held bewußt am Reichszerfall arbeitet. Aber wenn es der Fall wäre, könnte er die Sache nicht geschickter einleiten, als wie geschehen ist. Man darf der bayrischen Art manches zugute halten; sie meint es gemeinhin so grob nicht, wie sie spricht. Aber ernstlich sei sie zur Selbstbeherrschung gemahnt. Wie solches unbedachte Ausrutschen der Zunge dem deutschen Namen im Auslande schadet! Die Neutralen schütteln bedauernd den Kopf und verlieren ihr Vertrauen auf uns, wer es aber auf unsern Niedergang abzielt, der hat aus diesen Vorfällen sicherlich Morgenluft gewittert.

Bringt nicht auch so schon fast jeder Tag neuen schmerzlichen Beweiss, wie dreist und emsig die Maulwürfe wühlen unter unfrem Fuß?

In einer geheimen Denkschrift hatte Reichswehrminister Groener dargelegt, weshalb unsre Landesverteidigung ohne den neuen Panzerkreuzer gar nicht auskommen kann. Der von Versailles uns gelassene Rest deutscher Seegeltung müsse eingesetzt werden zum Schutze Ostpreußens. Wenn Polen über dies deutsche Erarchat herfalle, sei uns der Landweg durch den Korridor jetzt bereits meisterhaft verbaut. Um wenigstens die Wasserstraße zu sichern, hätten wir Kampffschiffe nötig wie das liebe Brot.

Einzig um dieses Hinweises willen war die Denkschrift für geheim erklärt worden. Sie wurde daher nur in wenigen Stücken an die Mitglieder der Flottenausschüsse in Reichsrat und Reichstag ausgeteilt.

Gleich darauf erschien sie wortwörtlich abgedruckt in der Zeitschrift „Review of reviews“ des deutschfeindlichen englischen Journalisten Widham Steed.

Die polnische Presse erhob sofort das als zweckdienlich erprobte Höllenhalloß. Sie tat, als seien wir auf einem Vertragsbruch ertappt. „Entlarvung der deutschen Rüstungspläne“, „der Panzerkreuzer gegen Polen“ so und ähnlich schrien die Warschauer Heher, verlogen, also nationalpolnisch auf allen Luftwellen aus. Paris unterstützte natürlich den guten Freund; den armen verkannten Kerl, der doch so friedfertig ist, daß er soeben erst mit Räterußland einen Ost-Kellog-Pakt abschloß, weil — nun weil man der Welt nie genug Sand in die Augen streuen kann. Nur in London, wo man jetzt nach Scapa Flow leichten Herzens ist, zuckte man die Achsel. Wozu der Lärm über so ein „Westentaschen-Kriegsschiff?“

Pflichtgemäß griff der Staatsanwalt ein. Es wurde gehausucht, vernommen, jedes verausgabte Stück der Denkschrift zurückverlangt. Allein eine sichere Spur hat man nicht; geschweige denn den Schurken selbst.

Nur allerlei Spott und Frechheit trug man davon. Widham Steed erklärte: „Die Denkschrift ist auf die übliche Weise an mich gelangt; auf einem Wege, den ich kenne und zu dem ich Vertrauen habe.“

Wo seine Verfolger zu suchen, das verrät das Bekenntnis einer schönen Pazifistenseele in Wrobels „Menschheit“: „Ich spreche hier mit vollem Bewußtsein dessen, was ich sage, aus, daß es kein Geheimnis der deutschen Wehrmacht gibt, das ich

nicht, wenn es zur Erhaltung des Friedens notwendig erscheint, einer fremden Macht auslieferte.“ Sein Kollege Rüstler aber, der Herausgeber des gleichwertigen „Anderen Deutschlands“, gestand schmunzelnd, daß er seit Wochen schon im Besitz der vertraulichen Denkschrift sei. Er werde jederzeit dafür sorgen, daß dergleichen sofort „verpiffen“ werde. „Solcher Landesverrat ist für uns keine Schande, sondern eine Ehrenpflicht“.

Wenige Tage darauf wurde auch schon ein gleichläufiger Fall bekannt. Daß nämlich die streng geheim geführten Untersuchungsakten gegen die im Herbst 1927 verhafteten Tschernowetzfälscher, deren Fall immer noch schwebt, photographiert und ins Ausland gebracht worden sind.

Selten hat mich etwas tiefer zerkürrt als diese Erkenntnis. Ein schauriger Gedanke, das Vaterland, das ohnehin von wilden Raubgelüsten umgiert ist, auch noch durchsezt zu wissen von einem Irrsinn, der die Spizelei zur Ehrenpflicht und den Landesverrat zum Grundsatz macht. Er bricht Diensteide, liefert Staatsakten aus, zerfriszt unsre letzte Wehr gegen den erbarmungslosesten Feind. Und er nistet überall“; in unsren Ämtern, wie auch dort, wo man sich so erhaben „das hohe Haus“ nennt. Die Verzweiflung, die uns jetzt darüber packt, hatte vor Jahren schon die Leute von der schwarzen Reichswehr erfaßt. Sie ist es, woraus der Femegebanke entsprang. Es war das, wie sich hier erweist, tief berechnigte Gefühl, überall vom Verrat belauert und daher zu vaterländischer Notwehr verpflichtet zu sein, was jenen sogenannten „Fememördern“ die Armeepistole in die Hand gab.

Ist ein Volk noch zu retten, in dem derart der Wurm nagt? Wird es nicht täglich mehr dem Untergange reif?

Welcher Engländer spräche wie Rüstler und Wrobel? Und welcher Amerikaner gar? Als in Frankreich der Hauptmann Dreyfuß des Landesverrats verurteilt wurde, verschärfte man noch das Urteil, das auf lebenslängliche Verschickung nach der Teufelsinsel im mörderischen Klima Cayennes lautete, indem man ihn in einen Stachelbrahtkäfig sezte und Tag wie Nacht von aufgehezten Wächtern bewachen ließ. Das neue faschistische Strafgesetz Italiens hat den Strang schlechtthin angebroht. In Räterußland fertigen fortwährend die Gewehre der Hinrichtungskommandos Unglückliche ab, denen man Verrat bloß nachsagt. Auch wer die Todesstrafe an sich verwirft, wird ihr die größte Berechnigung dort zugestehen müssen, wo der Verbrecher das Leben von Hunderttausenden seiner Mitbürger gefährdet.

Es gibt keinen Staat der Welt, der daran denkt, den Landesverrat aus dem Strafgesetz zu streichen — außer Deutschland.

Es ist soeben eine Broschüre erschienen, „Sozialdemokratie und Wehrproblem“ betitelt. Sie wird beherrscht von einem Geiste, der alles schneidend verneint. Für die Verfasser, so heißt es darin, gebe es nur ein Vaterland der Reichen, kein allgemeines Vaterland. „Die deutsche Sozialdemokratie“, so liest man angewidert weiter, „wird sich auch, wenn die historische Situation es erfordert, vor dem nicht zu fürchten haben, was das Strafgesetzbuch und die Rechtsprechung der Bourgeoisie Hoch- und Landesverrat nennt. Der Vorwurf des Landesverrats ist nichts gegenüber einer Partei, die keine Pflichten gegenüber Land und Nation, die Pflichten lediglich gegenüber der Klasse des Proletariats hat.“

Wer sind die Leute, die da so drauf losreden im Namen der Sozialdemokratie? Es nennen sich vier Angehörige der Fraktion: Dr. Paul Levi, Dr. Kurt Rosenfeld, Heinrich Ströbel und Max Seydewitz. Als Druck- und Verlagsort aber zeichnen sie — und das gibt auch gleich ein Bild, wie es kommen wird, wenn das Reich erst jedem Abgeordneten ein eigenes Arbeitszimmer baut — offenbar, um ihre persönliche Immunität auch auf ihr Gezeifer auszudehnen, unverfroren „Berlin NW 7, Reichstag“.

‡ Wer gibt diesen Menschen das Recht, ihre eigne Meinung so einzukleiden, als sei es die ihrer Partei? Der sozialdemokratische Pressedienst hat sich dagegen verwahrt. Allerdings nur ganz behutsam. Die Ansichten der Broschüre seien mit dem Programm und der praktischen Politik ihrer Partei „nur schwer vereinbar“. Es stünden auch bloß unerhebliche Kreise dahinter.

„Nur schwer vereinbar?“ Man hätte „völlig unvereinbar“ erwartet. „Bloß unerhebliche Kreise?“ Das heißt vertuschen wollen, wo „Hände hoch“ gerufen werden muß. Wohl gibt es viele Sozialdemokraten, die sich empört auflehnen gegen jene vier und ihren methodischen Irrsinn. So Franz Joseph Furtwängler, der Sekretär des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes, der mit Schärfe die bolschewistischen Einflüsse ablehnt, zu deren Mundstück die Broschüre sich macht. „Sollte es“, so fragt sein gesunder Menschenverstand, „ein Dienst am wahren Pazifismus“ sein, wenn man durch ausgesprochenen Verzicht auf wirksame Verteidigung die kampfslustigen Militärstaaten zum Überfall einlädt? Auch auf Jaures beruft er sich, der ein Land, dessen arbeitende Klasse es am kritischen Tage im Stiche lasse, einen elenden Fezzen genannt hat.

Allein namentlich in Sachsen und Thüringen häufen sich die Beschlüsse radikaler Ortsvereine, die den Wehrprogrammmentwurf der Kommission ablehnen, da er sich zum Wehrwillen bekennt und den Verzicht auf die letzte Gasmaste ablehnt.

Auf dem Magdeburger Parteitage, der am 10. März beginnt, wird daher ein zähes Ringen anheben; entscheidungsvoll für die Partei wie für das Reich.

Jene Krypto-Bolschewisten verneinen den Staat. Sie müssen daher, so fordert die natürliche Vernunft, aus der Partei hinausgefegt werden; so gründlich, wie Bebel einst mit den Revisionisten verfuhr. Geschieht dies nicht, dann verliert die Sozialdemokratie jede Regierungsfähigkeit und zwingt logischerweise alle bürgerlichen Parteien in einen Einheitsblock gegen sie. Denn es ist unmöglich, Kanzleramt und Ministerstellen einer Fraktion zu vertrauen, in der es Leute geben darf, die lehren, man habe keinerlei Pflichten gegen Land und Staat. Wir sahen ja beim Panzerkreuzer, was daraus wird. Der radikale linke Flügel wühlt die Massen auf, schreit die besseren Gründe des rechten nieder und zwingt die Minister zu einer umstürzlerischen Abstimmung wider bessere Einsicht.

Das ist wenigstens die Wechselwahl der Logik. Allein ich zweifle, daß man sich vor sie stellen läßt. Wo es sich um Parteien handelt, hat mich die Erfahrung mißtrauisch gemacht. In Deutschland darf man ja vorläufig noch schwarzsehen; in Spanien hat es Primo de Rivera bereits verboten bei 2500 Pesetas Strafe oder vierzehn Tagen Haft.

Erstens wird der Magdeburger Parteitag aus sich den Tischuchschnitt nach links

nicht tun. Zweitens aber ersteht kein bürgerlicher Block, der durch sein „Entweder — Oder“ die Sozialdemokratie dazu zwingt.

Die Demokraten würden nicht dabei sein und das Zentrum auch nicht. Durch seine neuen Ansprüche und seinen Austritt aus der Koalition hat es wieder trostloserweise erhärtet, daß es nur mit Partei, nicht mit Vaterlandsgaugen schaut. Es glaubt offenbar, es handle klug, allein soviel es auch vom Vatikan zu lernen sucht, von dem politischen Scharfsinn der Kurie, der sich jetzt wieder den großartigen Triumph des Abkommens mit Mussolini errang, steckt nichts in ihm.

In welches Licht wird auch durch diesen Streich wieder der Parlamentarismus gerückt! Was heißt denn: „Wir ziehen unsren Minister zurück? Dies Wort verleidet allerlei ethische Unterwertigkeit. Denn es besagt etwa: „Ihr habt meine Forderung als übertrieben abgelehnt. Nun räche ich mich. Weil ihr mich geärgert, ärgere ich euch. Fortan stimme ich gegen das, wofür ich bisher gestimmt. Was meine Redner bis gestern für gut erklärten, verwerfen sie von morgen ab als grundschlecht. Das habt ihr nun davon.“

Und der Minister? Sein Amt verlangt einen, der was kann. Aber die Partei schiebt einen anderen hinein, der sich als ihre Schachfigur gebrauchen, als ihr Läufer bald vor, bald zurückziehen, gelegentlich auch Parteizwecken opfern läßt. Die Kosten trägt das von ihm zurecht regierte Volk.

Kann ein Staat gedeihen unter Regierungsformen, die zu solchen Auswüchsen führen? Überall, wo der Trieb zur Staatsbejahung kräftig ist, baut man damit ab. Daß sie aus innerstem Volksempfinden handeln, das ist es, was die Mussolinis, Rivieras, Pilsudskis und Schichtowitschs so stark macht, während die Gegenstöße der parlamentarischen Libertät zerschellen, wie man jetzt wieder in Valencia gesehen hat.

Bei uns ist man noch nicht so weit. Wir sind immer noch nicht leidgeprüft genug. Bismarcks Versuch, das deutsche Volk durch sein Beispiel zu politischer Reife zu erziehen, ist nicht geglückt. Vielleicht ist dies so unsre Naturanlage und wir kommen überhaupt nicht darüber hinaus. Jedenfalls gilt das, was der alte Johann Jakob Moser vor nahezu zweihundert Jahren sagte, uneingeschränkt und erschütternd auch heute noch:

„So wie wir sind, sind wir ein Rätsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, ausgezeichnet in der Geschichte der Welt, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsre Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig, uns selbst zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unsres Namens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen die Obrigkeit, mißtraulich untereinander, unzusammenhängend in Grundsätzen, gewaltig in deren Ausführung, ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der Tat aber sehr bedauernswertes Volk!“

Dr. Friß Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 10. Februar)

Auf der Warte

Politische Mobilisierung

Noch nie zuvor standen die Deutschen vor so vielfachen außen- und innenpolitischen, vor so ernststen wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten wie gegenwärtig. Deutschland verlangt die bedingungslose Räumung der besetzten Rheinlande und stößt dabei auf hartnäckige Weigerung der vormaligen Feinde. Die Pariser Machthaber wollen mindestens in Gestalt eines Kontrollausschusses festen Fuß am entmilitarisierten Rhein behalten. Gleichzeitig verlangen die vormaligen Feinde zu den von Deutschland bereits gebrachten Opfern im Wert von mehr als 60 Milliarden Mark, ungerechnet die deutschen Kolonien, die mit 100 Milliarden Mark nicht zu hoch geschätzt sind, noch weitere Kriegsentfähigungsleistungen von mindestens 2,5 Milliarden Mark jährlich, womöglich bis zur Abtragung der französischen und englischen Kriegsschuld an die Vereinigten Staaten, d. i. auf 62 Jahre! Schon durch die bisherigen deutschen Barzahlungen wurde (trotz ausländischer Anleihen in Höhe von 13 Milliarden Mark gegen eine Milliarde Mark Zinsen jährlich) Deutschland geldlich so ausgeschöpft, daß der Zinsfuß außerordentlich stieg und nicht wenige Landwirte und Industrielle zwang, entweder hohe Zinsen zu zahlen, obschon der Geschäftsgewinn dazu nicht genügte, oder die Betriebe einzuschränken, wenn nicht gänzlich aufzugeben. Neue Unternehmungen setzen sich nur vereinzelt durch. Arbeiterentlassungen vermehren sich. Die Zahl der Arbeitslosen ist auf eine bisher noch nicht erreichte Höhe von zwei Millionen gestiegen.

Die Schwierigkeiten auf dem Gebiete auswärtiger Politik verschärfen die Nöte der inneren Lage: den Kapitalmangel mit hohem Zinsfuß und mit Arbeitslosigkeit im Gefolge. Dazu treten noch andere Schwierigkeiten: Die bedenklich verschlechterte Verteilung des Volkseinkommens und die Verarmung des Mittelstandes infolge der Inflation, die schärferen Gegensätze zwischen arm und reich, die Wohnungsnot, die steigende Überbevölkerung der

Großstädte, die Entvölkerung des platten Landes, das Aufkommen großer Verbandselungen, Warenhäuser und unpersönlicher, vielfach auch unsozialer Aktiengesellschaften. Die erschreckende Vermehrung der unselbständigen Angestellten und Arbeiter, der Rückgang der Geburten usw.

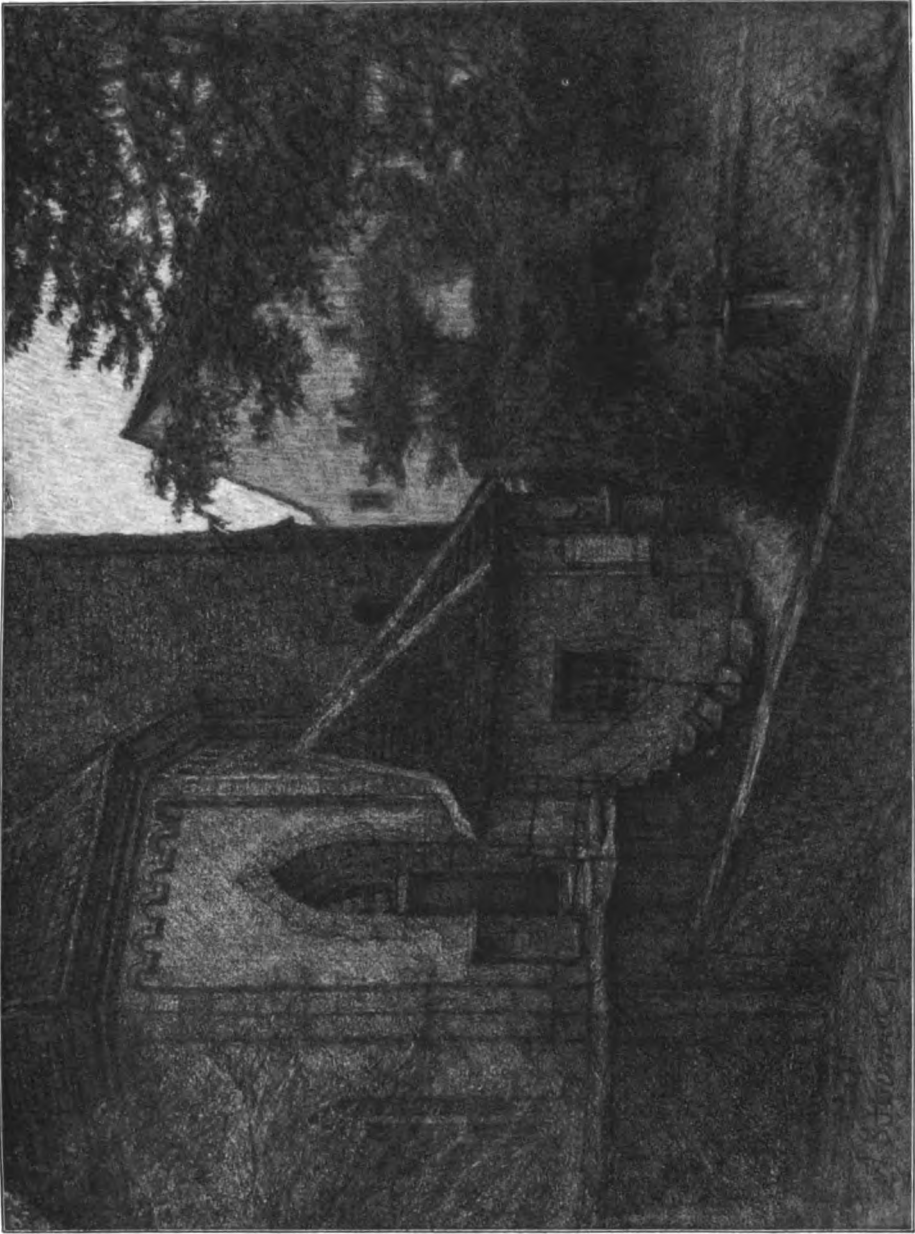
Alle diese Schwierigkeiten greifen mehr oder weniger fühlbar in das Leben und den Erwerb des einzelnen ein. Alle Werte steigen im Preise, nur nicht Gehälter und Löhne. Unzufriedenheit und Verdrossenheit überall.

Was sind die Folgen?

Breite Kreise der Bevölkerung wollen von der Politik als Ursache aller Übel nichts mehr wissen, nichts von den unpersönlichen Listwahlen, nichts von dem rebe- und räntevollen Parlamentarismus und nichts von den schwankenden wechselnden Regierungen. Viele der Jungen des 20. Jahrhunderts wenden sich dem Sport zu, dem Tanz oder sonstigen Liebhabereien, ohne Befriedigung finden zu können. Denn Sport und Spiel genügen nicht als Selbstzweck. Auch soweit der Sport wirklich ertüchtigt, ist er nur Mittel zum Zweck.

Deutschland leidet bitter unter den Rückwirkungen und unter der Fortsetzung des Krieges, wie sie im Sinne Clemenceaus geführt werden soll. Wer in dieser unblutigen aber sehr ernsthaften Kriegsfortsetzung die Front verläßt, ist nicht tapfer, nicht mutig, schädigt sich, sein Volk und sein Vaterland.

Wo breite Bevölkerungsschichten sich am politischen Leben nicht beteiligen und selbst den politischen Wahlen fernbleiben, da haben sie früher oder später die üblen Folgen ihrer Lässigkeit oder Verdrossenheit zu tragen. Eine betrübliche Bestätigung dafür haben die Deutschamerikaner geliefert. In den Vereinigten Staaten erlangten die Iren durch ihre eifrige politische Tätigkeit namentlich bei den Wahlen große Erfolge, im Kongreß zu Washington und in der höheren Verwaltung Vertreter in entsprechender Zahl und beträchtlichen Einfluß, der wesentlich dazu beitrug, daß England seinen Iren weitgehende Selbst-



Abendstimmung (Schwäb. Hall)

A. Schirmer

ständigkeit einräumen mußte. Nach übereinstimmenden Angaben leben in den Vereinigten Staaten etwa 16 Millionen irischer und ebenso viele Millionen deutscher Abstammung. Allein im Kongreß zu Washington wie in der höheren Verwaltung sind die Deutschen so gut wie gar nicht vertreten und politisch einflußlos, weil sie sich seit Jahrzehnten jeder nationalen Agitation enthalten haben. Würden die Deutschamerikaner sich am politischen Leben mit demselben Eifer wie die Iren beteiligt haben, so hätten sie ebenso viele Vertreter in Parlament und Verwaltung wie die Iren erlangt, und im Verein mit den Iren, die bereits mit den Deutschen zusammengingen, den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland unzweifelhaft verhindert. Deutschland würde heute anders dastehen, wenn die Deutschamerikaner nicht, ungeschminkt gesagt, damals unpolitische Spleßer gewesen wären.

Eine politische Mobilisierung ist nötig, eine Mobilisierung aller derjenigen, die sich von dem politischen Leben und Wirken abgewendet haben. Eine politische Mobilisierung der Lässigen und Verdrossenen. Im politischen Leben ist Enthaltung, Unterlassung, Untätigkeit immer tödlich, oft von Übel.

Heute wird Deutschland von Gefahren umgeben und erfüllt wie kaum jemals zuvor. Wer wagt es, sie zu leugnen? Wer kann sich davor die Augen verschließen?

Fort mit den Vblilistern, die für politische Passivität eintreten! Diese Armen im Geiste wissen offenbar nicht, daß es gerade die politischen und nationalen Kämpfe sind, die mit ihren höheren Zielen uns aus den Kleinkämpfen des Alltages herausheben.

Im Grunde genommen ist es das Versaillen Friedensdittat und dessen bedenkliche Auslegung und Erweiterung, das die größten Schwierigkeiten für Deutschland verschuldet. Das Ringen gegen diese Schandverträge wird planmäßig geleitet und erfolgreich nur dann durchgeführt werden können, wenn die Deutschen unter nationaler Fahne und dem nationalen Gedanken einig und überparteilich eng verbunden sind. Hier handelt es sich um keine Parteisache.

Das Nationalgefühl der Franzosen, Eng-

Der Lärmer XXXI. 6

länder und Italiener hat wesentlich zu der Überwindung Deutschlands und später das Nationalgefühl der Polen und Tschechen zur Erringung ihrer staatlichen Selbständigkeit geführt. Noch heute halten diese Völker an ihrem starken Nationalgefühl fest und erbilden darin eine Bürgerschaft ihrer Kraft und Freiheit.

Die Politik, die der neuzeitliche Staatsbürger in Deutschland verfolgen muß, sie strebt dahin, die Menschen durch die Bande des Staates zusammenzuhalten, durch die Weisheit der Gesetze den Frieden unter ihnen zu bewahren, sie durch freien Gehorsam zu verknüpfen und dahin zu führen, daß sie im öffentlichen und Privatleben gut und recht handeln. Diese Auffassung des Altmeisters Rante mögen sich alle Deutschen guten Willens, besonders die Lässigen und Verdrossenen vor Augen halten.

Paul Dehn

Reibungslos

Wie war es doch; wie sprach sich Herr Zaleski seinen amerikanischen Ausfragern gegenüber aus? Das Zeugnis eines Außenministers hat ja besonderes Gewicht, namentlich, wenn er in seiner Person die aufrechte Wahrheitsliebe des Nationalpolen mit dem treuherzigen Wiederflinn eines Genfer Diplomaten vereinigt. Sagte er nicht, der deutschen Minderheit in Polen gehe es unübertrefflich und der Grenzverehr arbeite reibungslos?

Nicht beim Korridor, ein paar Minuten von der Stelle, wo der schwarze und der weiße Adler einander von ihren Pfählen herunter beargwöhnen, liegt der kleine pommerische Ort Sommin. Bis vor anderthalb Jahren war ihm gegenüber eine polnische Zollstation. Die jenseitigen Deutschen konnten daher täglich herüberkommen, ihre Freunde besuchen und sich aussprechen mit ihnen über das Mannigfache, was ihnen Schwielen in die Seele drückt. Aber eben deshalb wurde der Übergang plötzlich an einen benachbarten reinpolnischen Ort verlegt. Bald darauf hat man auch die Poststelle aufgehoben und schließlich sogar den gesamten kleinen Grenzverkehr. Es blieb nur der kurze, auf wenige Stunden

36

herabgesetzte „Kirchübergang“ am Sonntag. Selbst er vollzieht sich jedoch unter steter Hemmung. Seine Reibungslosigkeit gleicht auf ein Haar der zwischen Ausfagen Zaleskis und einem wirklichen Tatbestand. Bald wird verlangt, daß die Übergänge der Evangelischen sich nach der katholischen Kirchzeit richten, bald an den Pässen dies oder jenes bemängelt. Man nimmt sie dann den Besitzern ab und behält sie monatelang zurück. Ein deutscher Beamter wurde durch Hinterlist über die Grenze gelockt und dann verhaftet. Gleich darauf setzte man die meisten Männer des mißhandelten Ortes gleichfalls fest unter dem nichtigen Vorwand, sie ständen mit dem Verhafteten in Spionageverlehr. Ohne Verhör saßen sie monatelang in Untersuchungshaft.

Ein Sohn hatte sich die Erlaubnis erwirkt, die Leiche seines Vaters hinüberzuleiten auf den Friedhof von Sommin. An der Grenze wurde sie jedoch zurückgezogen, weil er in wehrfähigem Alter steht. Auf menschliche Gefühle nimmt polnische Reibungslosigkeit keinerlei Rücksicht.

Selbst Briand sprach vom „heiligen Recht der Minderheiten“. Wo fände auch dieser Zungenfertige nicht sofort ein volltönendes Wort? Wir wollen abwarten, wie er dies heilige Recht wahren hilft, wenn im März der Völkerbundsrat Strejemanns Antrag gegenüber steht. Hoffentlich gehen wir aber mit rücksichtsloser Schärfe vor und bringen eine solche Fülle von Beweisstoff gegen den sarmatischen Flibustierstaat bei, daß künftig kein ehrenwerter Genfer Hund von einem polnischen Diplomaten ein Stück Brot mehr nimmt.

F. H.

Gedenken

Ein Nachruf voll Wehmut sei hier dargestellt für Einen, der von uns ging; aber auch Glückwünsche für zwei, die gottlob noch da sind.

Der Ozeanflieger von Hünefeld war nicht nur ein todesmutiger Held, sondern auch ein echter deutscher Mensch. Er hat gar nichts aus sich gemacht, aber er kann viel machen aus dem deutschen Volke, wenn ihn unsere Jugend zum

Beispiel nimmt. „Deutschland muß leben, es zeige, was es kann!“ Dafür setzte er sein Leben ein, den schwächlichen Körper meistern durch hochgespannten Willen; ein eiserner Gefolgsmann der Pflicht.

Parteipolitische Hirnenge hat an ihm gezauzt, weil er, erfüllt von jener kernfesten Treue, für die das Wort eines gewissen Generals: „Am 9. November 1918, mittags, wurde ich Republikaner“ unfassbar ist, den Kaiser in Doorn besuchte. Man verspottete sein Einglas, man riß seine Gedichte herunter, da sie vaterländisch deutsch sind und christlich fromm.

Mit dem letzten bereitete er sich auf den Tod. Er schrieb es schier schon unter dem Messer des Arztes. Das Kommende wird vorgeahnt und gibt eine Stimmung, wie sie Konrad Ferdinand Meyers dahinsiehenden Hutten besetzt:

„Mein deutsches Volk, noch sterbend denk' ich dein!

Den Mantel, der dich königlich umfliegt,
Erspäh' ich noch, eh' sich mein Auge schließt.
Ich seh' die Krone, die dein Haupt geschmückt,
Und schau das Schwert, das du im Kampf gezückt;

Der Duft, der deinem Boden herb entsteigt,
Umströmt mein Herz, da sich der Abend neigt,
Und mein Gebet fleht stumm durch Raum und Zeit:

Schirm gnädig, Herr, des Reiches Herrlichkeit.“

Man faltet die Hände beim Hören, das Auge feuchtet sich und die zuckende Lippe flüstert leise: „Das heißt ein selig End!“ —

Aber es lebe das Leben! Wir wollen es fortführen, wie sein tapferes „Dennoch“ es uns wies. Deutschland muß zeigen, was es kann!

Für den schmerzlichen Trauertag im Februar bringt uns zwei frohe Gedenktage der März.

Am zehnten vollendet Großadmiral von Tirpitz sein achtens Lebensjahrzehnt. Die Nachwelt wird ihn den einzigen Staatsmann nennen, den die nachbismarcksche Zeit hervorgebracht. Er hing mit voller Seele an seinem Berufe, wie er auch mit seinem weißen Rot-

lettenbart, seiner schrötigen Gestalt und breitem Gange das echte Urbild des alten Seebären ist. Allein er faßte ihn zugleich von der politischen Seite auf. Englische Freundschaften blendeten ihn nicht. Er sah voraus, daß unser prachtvolles wirtschaftliches Erblühen zum Raub mit England führen müsse, dessen Brotneid dem neuen Mitbewerber noch stets die Ladenfenster eingeworfen hat. Er beugte daher vor. Da es immer nur das Schwert ist, was das Schwert in der Scheide hält, wurde er der Gründer unserer großen Flotte.

Seine Schuld ist es nicht, daß sie, als es zum Klappen kam, bis auf die Zufallschlacht vom Stagerrat untätig in unseren Häfen liegen blieb. Das war vielmehr gerade einer von den drei größten Schmerzen seines Lebens. Der zweite traf ihn, als juist von seinen stolzen Linien Schiffen der rote Umjurtz ausging, und der dritte, daß man in kindseligem Vertrauen auf das englische Wort mit klingendem Spiel nach Scapa Flow ausfuhr. In dieser Bucht liegt das Lebenswerk des Großadmirals versenkt, weil der Geist der deutschen Masse es zu fassen nicht vermocht hat.

Ein volles Menschenalter jünger ist Dr. Hans Luther, der frühere Kanzler. Mit den fünfzig Jahren, die er jetzt vollendet, steht er noch in der Fülle seiner Kraft, und der Vaterlandsfreund erhofft noch mancherlei von ihm.

Selten haben zwei verschiedenere Menschen beisammen gegessen als Briand und Luther. Daher blieb auch der Nachmittagsstafée in der Schenke von Ascona so gänzlich ohne politischen Erfolg. Jener flötende sprunghafte Hübschredner aus Paris saß einem Manne gegenüber, der den Dingen ernst auf den Grund geht, der nicht zu übertölpeln, sondern zu überzeugen sucht, gleich wie er selber überzeugt ist.

Luther steht jetzt an der Spitze des Bundes zur Reichserneuerung. Des „Lututate“-Vereins, wie die Segnerschaft spottet. Er hat sich aus Pflichtgefühl mutig an eine Sache gewagt, die gar nicht vorsichtig genug angefaßt werden kann. Gerade seine Besonnenheit gibt freilich die Gewähr, daß dies Streben nach

größerer deutscher Einheit sich nicht ins Gegenteil auswirkt.

Auch Luther hat sich Gegner gemacht. Kann es anders sein? Das Zeugnis „er hat keinen Feind“ ist ein sehr zweifelhaftes Lob. Aufrechten, kraftvollen, überzeugten Menschen bleibt der Widersacher nie erspart. Und je ärmer dieser an Geist ist, je enger an Blick, desto gehässiger faucht er. Das sieht freilich den nicht an, der sich ein Gewissen aus dem macht, was er tut. Und die Hauptsache bleibt nicht, wie man vor der zeitgenössischen Gegenseite, sondern vor der Geschichte besteht.

Sie wird alle drei in Ehren nennen; den Toten, dem wir trauernd huldigen, die beiden Lebenden, denen unser Glückwunsch zusliegt, F. S.

Von Deutschlands eigener Kraft

Der ehemalige Reichskanzler Dr. Hans Luther feiert am 10. März seinen 50. Geburtstag. Wir benutzen diese Gelegenheit, dem verdienstvollen, zu Unrecht vielfach angegriffenen Staatsmanne einen herzlichen Glückwunsch zuzurufen. Zugleich aber sprechen wir aus, was viele deutsche Männer mit uns in tiefer Sorge erfüllt: daß für solche ausgesprochenen Führernaturen Deutschland keinen Raum mehr hat! Hier ist nicht der Ort, über Luthers Verdienste zu sprechen, die jedem unbefangenen Politiker bekannt sind. Durch keine Erklärung läßt es sich rechtfertigen, eine solche bewährte und anerkannte Persönlichkeit in den besten Schaffensjahren brachzulegen. Daß dies durch seine eigene Partei geschah, ist um so betrüblicher.

Der von Luther geleitete „Bund zur Erneuerung des Reiches“ findet bei den Parteien wenig Anklang, da zu viele reine Parteiinteressen auf dem Spiele stehen. Mit Genugtuung aber stellen wir fest, daß sich der Altreichskanzler durch diese Ablehnung nicht beirren läßt, mit der ihm eigenen zähen Energie und Schaffensfreude die Bundesziele weiterhin unermüdet zu erkämpfen.

In einer sehr lesenswerten Schrift „Von Deutschlands eigener Kraft“ (Verlag Georg

Stille, Berlin) hat Luther seine Gedanken über die politischen Aufgaben und wirtschaftlichen Möglichkeiten der Gegenwart dargelegt. Das Büchlein hat den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit, so daß es vom Arbeiter bis zum Minister gelesen werden kann. Es vermittelt in gedrängtester Kürze und überaus wohlthuender Klarheit Einblick in die großen Wirtschaftsprobleme (Währung, Auslandsverschuldung, Ausfuhr, Arbeit und Kapitalbildung) unserer Zeit, die mit den politischen Fragen eng verknüpft sind. Zugleich ist diese Schrift ein freudiges Bekenntnis zu Deutschlands Zukunft, die zwar von ernstem Gefahren bedroht, dennoch nicht Anlaß zur Verzweiflung sein darf. „Über alle Schwierigkeiten hinweg, die wir noch zu bestehen haben, glaube ich an die Kraft des deutschen Volkes und seine Zukunft.“

Luther spricht am Schluß seiner Schrift von der „Herrschaft des Geistes über den Stoff“. Wir können ihm nur zuhimmeln, wenn er sagt: „Hier liegt unser Heil. Das deutsche Volk kann auf seinem ärmlichen Boden nur leben, wenn geistige Kräfte die Führerschaft innehaben. Die Entwicklung der gesamten Weltwirtschaft geht dahin, daß all die anderen Länder, besonders auch die Länder außerhalb Europas, die so reich an Rohstoffen sind, immer mehr Güter selbst erzeugen. Europäische Völker, nicht zuletzt das deutsche, haben sie diese Kunst gelehrt. Aber gedankt wird uns das nie werden. Wir müssen zusehen, daß wir mit immer neuen schöpferischen Leistungen auch fürderhin uns unentbehrlich machen für die anderen, müssen gleichzeitig aber trachten, uns im Lebensnotwendigsten frei zu machen von den anderen, so daß wir unser großes Volk aus eigener Scholle ernähren können. Auf dieser selben Linie liegt der Zwang für uns, auch unser Staatswesen so mit Geist, mit deutschem Geist zu durchdringen, daß es zur höchsten Leistung fähig wird, nicht minder im wirtschaftlichen und kulturellen wie im ethischen und nationalen Sinne. Je feister gefügt unser Staatsgebäude ist, je durchsichtiger sein Schaffen wird, desto mehr wird sich das ganze deutsche Volk, frei von jeder Überhebung, seines Wertes bewußt werden.

Der Machtlosigkeit unserer gegenwärtigen Lage zum Troß werden wir dann mit jener ruhigen Würde, die auch den anderen Völkern allein zusagt, erfolgreich arbeiten können an Deutschlands Zukunft.“ K. A. W.

Nachklang zur Goethe-Lessing-Feyer in Braunschweig und Wolfenbüttel

Diese Tage haben mit einer seit langem nicht erlebten Sinnfälligkeit gezeigt, wie eng die Kulturverbundenheit der deutschen Landschaften und Städte auch da ist, wo die landläufige Anschauung sie niemals suchen würde. Wer hätte jemals im Geiste die Städte Weimar und Wolfenbüttel, Weimar und Braunschweig nebeneinander gestellt? Glaubte nicht jeder in Weimar eine ganz andere geistige Welt sehen zu müssen, als sie in diesen beiden, bürgerlich-stolzen, niederdeutschen Städten lebt? Da kamen diese Feiertage und mit ihnen am 20. Januar 1929 eine würdig-ernste Morgenfeier in dem traditionserfüllten Landestheater, in der der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Professor Petersen, die Feiertrede „Goethe und Lessing“ hielt. Tiefe Beziehungen zwischen den beiden Männern und den beiden Orten, an denen sie wirkten, Weimar und Wolfenbüttel, deckte er auf. Eine Viertelstunde, so erzählte er, nachdem Goethe den Entschluß gefaßt habe, den großen, einsamen Kämpfer für Wahrheit und Deutschtum aufzusuchen, um ihm die Hand zu drücken, kam die Nachricht vom Tode Lessings. Nun müsse das Denkmal der beiden Großen zwischen Weimar und Wolfenbüttel stehen, und im Geiste begegneten die Dichter heute einander auf der Mitte des Weges, und einer reichte dem andern den Kranz. Walter von Molo wies in seiner Rede darauf hin, daß auch Lessing als Denkmal faulischer Deutschtum in der Sonne der Ewigkeit stehe, daß Lessing und Goethe eine Einheit im tiefsten Sinne seien.

Vor hundert Jahren, am 19. Januar 1929, hatte das braunschweigische Hoftheater unter Klingemann den Mut, Goethes als Bühnendrama heizum tritlenen „Faust“ zur Uraufführung zu bringen. Am 19. Januar 1929 kam das Landestheater unter Leitung von

Professor Dr. Neubed der hohen Pflicht nach, den Dichter und sich selber und die Hunderte von Gästen aus dem ganzen Reich und dem Ausland mit einer Festaufführung dieser unserer größten dramatischen Dichtung zu ehren. Auftakt der Feier war die Eröffnung der Ausstellung „Faust auf der Bühne“, in der selber wie eine Faustburg anmutenden Burg Dankwarderode. Unvergesslich bleibt das weiheliche Orgel- und Harfenzert in dem kerzendämmernenden, wuchtigen Dom Heinrichs des Löwen.

Die folgenden Tage brachten Aufführungen von Lessings „Nathan“, von „Minna von Barnhelm“, „Philotas“ und „Emilia Gallotti“ in dem festlichen, der Feier zu Ehren „Lessingtheater“ benannten Stadttheater der Stadt Wolfenbüttel, in der der Dichter von 1770 bis 1781 wirkte und den „Nathan“ und die „Emilia“ schrieb. Nicht nur ein großes, nein, ein wunderbares Erlebnis: es erwies sich, wie großartig, wie weitgespannt auch heute noch das Lessingsche Werk über dem geistigen Deutschland steht. Machtvoll wehte aus dem „Philotas“ ein Geist wie von einer neuen, heroischen Dichter- und Kämpfergeneration, die uns Höchstes hoffen und glauben lassen könnte — wäre es aus unserer Zeit geboren.

Vor unseren Augen erstand das Wunder ewiger Wiedergeburt, die Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ hymnisch preist, erstand das freudige Wissen: nicht nur Goethe — auch Lessing lebt!

Dr. Heinrich Bauer

Werksgemeinschaft und Gewerkschaft

Der „Eisenkampf“ an der Ruhr ist beendet. Der Kampf um seine sozialen Probleme geht weiter, auch um das Problem: Werksgemeinschaft oder Gewerkschaft? Die Ausschließlichkeit, mit der die Anhänger beider Richtungen ihren Standpunkt zu rechtfertigen und den gegnerischen zu verdammen suchen, beeinträchtigt die werbende Kraft ihrer Ideen. Die Werksgemeinschaftler sprechen bekanntlich den Gewerkschaften mit dem Hin-

weis darauf die Berechtigung ab, daß ein Unterschied zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wegen der vielen Zwischenstufen und der Gemeinsamkeit des Merkmals Arbeit nicht bestehe. Unter diesen Umständen ließen sich aber nirgends Kategorien aufstellen, da die Grenzen überall fließend sind. Auch die Werksgemeinschaftler und ihre Presse kommen ohne die Begriffe Arbeiter und Arbeitgeber nicht aus. Die Arbeit ist auch nicht das ausschlaggebende Charakteristikum, sondern der Lebensstand und der Grad der Abhängigkeit. Wenn es aber Arbeiter gibt, so ist es nur zu natürlich, daß sich diese Gemeinschaften, ebenso wie sonst irgendwelche Individuen, die gemeinsame Interessen — oft weit untergeordneterer Art — verfolgen, wie: Briefmarkensammler, Statistiker, Kinderreiche usw. Das Zugeständnis einer Gemeinschaftung bedeutet ja keineswegs eine Zustimmung zu den Zielen und Methoden der Klassenkampforganisationen. Denn aus der Möglichkeit von Interessenskonflikten folgt nicht die Notwendigkeit eines Klassenkampfes, wie ihn die Gewerkschaften predigen, die aus der Verteidigungsstellung einen Angriffskrieg, aus der fruchtbaren lebensschaffenden Spannung eine lebensvernichtende und Arbeitsfreudigkeit lähmende Feindschaft machen. Mit den Möglichkeiten des Gegensatzes zum Arbeitgeber sind auch nicht die Möglichkeiten der Beziehungen des Arbeiters zum Arbeitgeber, geschweige denn zum Leben überhaupt erschöpft. Das Leben stellt auch den Arbeiter in mannigfache Kreise von Beziehungen hinein, deren jeder seine typischen Interessen erzeugt. Der Arbeiter ist Vater oder Sohn einer Familie oder beides, er ist nicht Arbeiter überhaupt, sondern Arbeiter eines bestimmten Werkes, Mitglied vieler menschlicher Gemeinschaften, nicht zuletzt seines Vaterlandes. Aus allem diesem ergeben sich Interessengemeinschaften über die Klasse hinaus, nicht am wenigsten zwischen Werksangehörigen, zu denen auch der Arbeitgeber rechnet. Die Erhaltung der gemeinsamen Arbeitsgelegenheit erfordert beider Interesse, seine Erweiterung das kommende Geschlechter. Das Werk ist auch für den Arbeitgeber kein Gegenstand des Genusses, von dem

er beliebige Teile seines Wertes in Form von Selt und Raviar durch den Schlund jagen kann.

Saisonnmäßige Bedingtheit und Konjunkturschwankungen erschweren Bildung und Erhaltung von Wertsgemeinschaften — selbst in der Landwirtschaft. Ein dennoch überall vorhandener Stamm muß daher den Kern, der oder die Wertleiter die Seele der Wertsgemeinschaft bilden. Man darf auf die Segnungen einer Einrichtung nicht verzichten, wenn ihr Idealzustand nicht erreichbar ist. — Eine Gefährdung der wohlverstandenen sozialen Interessen der Arbeiterschaft besteht bei Gründung von Wertsgemeinschaften um so weniger, als gerade soziale Gesinnung zu ihrer Bildung geführt hat.

Wertsgemeinschaften und Gewerkschaften vermögen sehr wohl sich zu ergänzen. Die Schwierigkeit, dies im einzelnen zu regeln, liegt nicht so sehr in der Gesetzgebung als in den Voraussetzungen hinsichtlich der Gesinnung. Ohne eine wahrhaft soziale Gesinnung nützt alles Organisieren nichts, auch ein solches nach wertsgemeinschaftlichen Prinzipien nicht.

Dr. Wilhelm Tyrus

Du sollst nicht lügen!

Der Landesverbandsführer des „Stahlhelm“ für Pommern und die Grenzmark hat Ende Januar folgenden öffentlichen Aufruf erlassen:

„Die Redner des Tannenbergs-Bundes gehen mit allen Mitteln — auch Lügen — vor, um Mitglieder für ihren Bund zu werben.

In letzter Zeit haben sie in verschiedenen Teilen des Reiches, ganz besonders in Pommern, versucht, Angehörige nationaler Verbände zu sich herüberzuziehen. Am häufigsten sind ihre Versuche auf den Stahlhelm, als den weitaus größten und mächtigsten nationalen Verband, gerichtet. Sie verbreiten gemeine Lügen und Gerüchte über die Person des 1. Bundesführers. Sie behaupten, der Kamerad Franz Seidte sei Freimaurer und habe jüdisches Blut, er liege seine Kinder in einer weltlichen Schule erziehen, und anderes mehr. Diesen gemeinen Lügen gegenüber, die nur den Zweck haben, aus den

Reihen des Stahlhelms Mitglieder für den Tannenbergs-Bund zu werben, stellt der Landesverband Pommern-Grenzmark des Stahlhelm fest: Keiner der Bundesführer und Landesverbandsführer ist Freimaurer. Um den Kameraden ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der vom Tannenbergs-Bund immer wieder in die Welt gesetzten Lügen zu geben, hat der 1. Bundesführer die ehrenwörtliche Erklärung abgegeben, daß weder er noch einer seiner Familie Freimaurer seien oder gewesen seien, weder er noch seine Familie hätten jüdisches Blut. Sein 10jähriger Sohn besucht die christliche Abteilung der Volksschule in Magdeburg-Buckau. Das ist die Wahrheit, alles andere ist Lüge.“

Man kann diesen Aufruf nur mit tiefer Erschütterung lesen. Es ist vollkommen eindeutig und richtig, daß der Stahlhelm sich in der Abwehr befindet — es steht heute jeder völkische und nationale Verband in der Abwehr gegen den andern. Und das Ergebnis dieser Abwehr ist das „Du lügst!“.

Der Bruderkampf wird immer schärfer. Zur Freude dessen, den alle gemeinsam bekämpfen wollen, nämlich des Geistes der Verneinung.

Aber daran denkt kein Verband, daß sowohl die Lüge an sich wie ihre Freistellung selber Verneinung sind! Nicht das Positive wird gesehen in der Leistung einer vaterländischen Organisation, sondern das Negative! Das ist die Bitterkeit des deutschen Bruderkampfes!

Dienen die Männer, die in Ludendorff den größten Deutschen oder in Selbte den untadeligen Nachkriegsführer von zwei Millionen Frontsoldaten verehren, ihren Führern mit dem „Du lügst“ wider den andern? Reizen sie nicht damit mehr ein, als sie getrennt aufbauen können?

Gewiß sind die weltanschaulichen Zusätzungen heute so groß, daß sie selbst Klüfte dort aufreißen, wo im Wetter der Schlachten nur ein deutscher Wille war. Aber darum ist doch hier wie dort ausschlaggebend nicht das „Wie“, sondern das „Wofür“! Wenn das vergessen wird, dann ringen wir nicht mehr für Deutschland, sondern nur noch für den Geist, der stets verneint. Dann tun wir das, was dieser gerade möchte. Und Deutschland stirbt, weil wir

vergehen, daß wir seine — nicht Lubendorffs oder Selbtes Kinder sind!

Dr. D.

Räuber- und Banditenwesen in Deutschland

Die Rechtsunsicherheit in Deutschland, namentlich aber in der Reichshauptstadt, hat schon seit geraumer Zeit derartig zugenommen, daß die Öffentlichkeit sich ernstlich mit der Frage beschäftigen muß: wo die Gründe dieser Erscheinung liegen, und was geschehen muß, um wieder wenigstens einigermaßen normale Zustände herbeizuführen. — Nach der Affäre „Immertreu“, über die jetzt in Moabit verhandelt wird, war die Allgemeinheit aufs neue schwer beunruhigt worden durch den Rekorderbruch im Tresorgewölbe der Diskontobank und die Sprengstoffattentate im Ruhrgebiete, die die Sicherheitsverhältnisse in Deutschland auf eine Stufe stellen mit denen in den kleinen Staaten Südamerikas und dem berühmten Chicago.

Diese Verhältnisse einfach als eine unvermeidliche Nachwirkung der verwilderten Kriegszeit zu erklären, — ist nicht angängig.

Gewiß, der Krieg verwildert, und schon Aristoteles sagt, „daß er mehr böse Menschen mache als verschlinge“, aber diese Erklärung ist nicht erschöpfend, denn hier liegen entschieden andere Ursachen vor, die solche betäubende Erscheinungen erst verständlich machen. Diese Ursachen dürften nun in der sich immer mehr verbreitenden ultraliberalen und angeblich „humanen“ Weltanschauung gefunden werden, die vor jedem scharfen Vorgehen zurückschreckt und alle harten Strafen perhorresziert, weil sie die Abschreckungstheorie prinzipiell ablehnt. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß das Verbrechergesindel stets nur durch strenge Strafen und unnachlässigtes Vorgehen im Zaum gehalten werden kann, und daß man im Notfall auch zu ganz drakonischen Maßnahmen seine Zuflucht nehmen muß. Als vor mehreren Jahrzehnten in England das Verbrechen des „Garrottierens“ (Knebeln, Würgen des Opfers) überhandnahm und auch die gesetzlich vorgesehenen Höchststrafen erfolglos

blieben, entschloß man sich dazu, für diese Art von Verbrechen die Bestrafung durch die „neunschwänzige Rahe“ in Anwendung zu bringen. Das wirkte abschreckend, und das „Garrottieren“ hörte auf.

Der Staat muß seine Gewalt in den Dienst der Justiz und derjenigen staatlichen Organe stellen, denen der Schutz der Allgemeinheit und die Sicherheit der öffentlichen Verhältnisse obliegt.

Heute aber sehen wir namentlich in Deutschland etwas anderes. Die staatlichen Organe erblicken anscheinend ihre Aufgabe nicht sowohl in dem Schutze der Gesellschaft — als vielmehr in einer doktrinär einseitigen und ganz übertriebenen Wahrung der Rechte und Interessen von Verbrechern und Übeltätern.

In der Kriminaljustiz hat eine übermäßige Milde Platz gegriffen, und die verhängten Strafen wirken daher nicht mehr abschreckend.

In dem Prozesse in Sachen der Vorgänge in der Strafanstalt Sonnenberg wurden die Angaben auch solcher Schwerverbrecher, die zu lebenslänglicher Haft verurteilt waren, höher bewertet als die Aussagen der von ihnen angeschuldigten langjährigen und unbescholtenen Beamten, und in dem Prozesse „Immertreu“, von dem eine Reinigung der Atmosphäre erhofft wurde, zeigt sich leider, daß Justiz und Polizei in dem Kampfe mit der Verbrechertwelt versagen.

Eine ernste und äußerst bedenkliche Erscheinung ist es ferner, daß auch die Anwaltschaft in diesem Kampfe oft eine Position einnimmt, die den Schutz des Angeklagten höher stellt als den Schutz der Gesellschaft. Gewiß ist es die direkte Aufgabe des Verteidigers, dem von ihm vertretenen Angeklagten zur Seite zu stehen und zu diesem Zwecke alle Rechts- und Prozeßmittel auszunutzen.

Wenn jedoch, wie in dem Immertreuprozesse das Verbrechen von den Verteidigern ganz bewusst vor der strafenden Gewalt geschützt wird, dann leidet darunter die bürgerliche Gesellschaft, die doch in erster Reihe auf den Schutz der staatlichen Gewalt Anspruch erheben darf. Sie geht vor, und ihre

Belange stehen höher als die des verbrecherischen Einzelindividuum.

Wenn dessen Interessen vorangestellt werden — dann wird die Ethik der Rechtspflege verletzt, und damit kann sich das Rechtsbewußtsein des Staatsbürgers nicht zufrieden geben. Will die Staatsgewalt dem Räuber- und Banditenwesen ein Ende machen, — so wird sie das Wort beherzigen müssen: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.“

Schlaraffenland

Es liegt nicht mehr drei Meilen hinter Weihnachten wie in den Tagen von Hans Sachs. Vielmehr mitten drin im deutschen Land, beim Warthe-Brech nämlich, unweit Küstrin in der Neumark. Wer hinein will, braucht sich auch keineswegs mehr durch den ungeheuren Berg von Hirsebrei zu fressen wie damals. Ein kleiner Totschlag genügt, ein Bankeinbruch mittels Sauerstoffgebläse oder ein Dynamitanschlag auf ein Postamt. Wenn man dann durch einige saftige Vorstrafen den gütigen Richtern alle mildernenden Auswege verlegt hat, dann kommt man schon in das hochgelobte Zuchthaus von Sonnenburg.

Es waren erquidende Zustände in diesem Verbrecherheim. Ein Lebenslänglicher gibt ihnen im Strafanstalts-Baedecker einen Stern. „Wir hatten Geld, Tabak, Alkohol und Frauen nach Herzenslust.“ Bei einem Sonnenbruder fand man allein siebzehn Päckchen Tabak auf Vorrat; ein anderer verfügte über ganze Kisten mit Schmalz, Butter und Speck.

Natürlich trug jeder statt der unwürdigen Sträflingstracht sein eigenes freies Bürgerkleid. Er rauchte auch bei der Arbeit, wofern er überhaupt zu arbeiten der Mühe für wert hielt. Häufig saßen statt dessen ihrer drei bis vier beim Männerkat zusammen und knallten ihre Strümpfe auf den erstaunten Werttisch.

Wem's gerade anstand, der machte sich draußen in der Freiheit einen guten Tag. Ein Mörder führte zu anderthalb Duzend Schlüssel zu allen Innen- und Außentüren des Zuchthauses bei sich. Ein Vertreter der Berliner Aufsichtsbehörde traf in einer Rneipe

vor den Toren der Anstalt zwei Wärter mit mehreren Zuchthäuslern in vorgeschrittener Fiduultas, wurde aber, als er sich den Betrieb näher ansah, als Störenfried durch Raunenmuskeln hinausgegrault.

Auch Max Hölz war in Sonnenburg. Er benutzte den Aufenthalt zu Werbungen für seine Weltanschauung und den Rätestaat. Seine Reden fanden stürmisches Echo in Rufen wie „Rotfront“ und „Heil Moskau“. Nun befanden sich zwar unter den Insassen auch Rechtsgefahnte; es waren ja sogar die sogenannten Femeleute dort. Aber die wurden blutig geschlagen, lehnten sie sich gegen die bolschewistische Schreckgewalt der Mehrheit. Die Wärter hörten und sahen indes nichts, denn ihre Pflinglinge drohten mit dem Messer in der Faust; selbst der Direktor erhielt eines schönen Tages einen erzieherischen Stich in den Arm.

„Was soll ich tun?“ jammerte er. „Man sticht mich ja nicht. Schreite ich ein, dann wird es oben rückgängig gemacht.“ So ließ er es eben laufen bis ins Heillose hinein. Selbst der Messerstecher blieb unbestraft. Als es den Gefangenen einmal in den Kopf gekommen, einen Hungerstreik zu machen, was doch bei der Fülle der Speck- und Butterkisten unterm Bett überhaupt nur aufgelegter Schwindel war, da erhielten sie hinterher zum Wiederaufbau ihrer fürs Gemeinwohl so köstlichen Gesundheit Zusatzkost an Kakaó, Fleischbrühe und Weißbrot.

Sogar unter den Insassen selber gab es Leute, denen dieses Treiben unerträglich wurde. Jbrer einer, ein Totschläger, der zwölf Jahre — wie sage ich, da man von Verbüßen unter bewandten Umständen doch nicht gut mehr reden kann? Nun sagen wir gemildert — im Zuchthaus verbringen soll, schickte an die Sonnenburger Zeitung ein empörtes Eingekandt. Es wirft der Verwaltung die ernstesten Wahrheiten ins Gesicht. Das sei keine Humanität, die sich in Schlappheit, Lotterei und Ungerechtigkeiten gegen stille und ruhige Gefangene erweise. Daß eine Strafanstaltsleitung das zügellose Treiben der Rädelsführer durch Gewährenlassen ermuntere, dem rüpelhaften Treiben einer Anzahl Gefangener

nicht entgegenwirkte, daß sie durch ihre Fuldung die Rädelosführer geradezu aufmuntere, in ihrem ziellosen Treiben fortzufahren, daß sie nachsichtig zuhöre, wie Staat, Volk, Beamte, Gefangene maßlos beschimpft würden, daß sie sich weigere, die gesetzwidrigen Zustände zu beseitigen, das alles könne nicht „zur sittlichen Hebung der Gefangenen, zur Erziehung zu einem geordneten, gesetzmäßigen Leben“ dienen, wie es so schön im § 5 der Dienst- und Vollzugsordnung heißt.

Als die Mißwirtschaft gen Himmel schrie, kam endlich ein anderer Direktor und zog die Zügel straffer an; so straff wenigstens, als der grüne Tisch in Berlin irgend erlaubt.

Das nahmen die verwöhnten Sonnenbrüder bald krumm. Sie überreichten aus Rache eine Liste, die „Strolche“ überschrieben war. Sie meinten jedoch nicht sich, sondern die Wärter, die sie beschuldigten, sie hätten mit ihnen Durchstechereien verübt.

Dadurch kam eine neue Unglaublichkeit ans Licht. Die Heeresleitung verkauft nämlich ihre ausgemusterten Bestände an die Anstalt, die sie dann sortieren und aufarbeiten läßt. Von 250 000 Kilo derartigen Heeresguts haben aber hinterher 14 000 gefehlt. Denn nicht nur sollen Beamte sich mit Hilfe der Zuchthäusler brauchbare Stücke zugeeignet haben, auch Gefangene versorgten mit Hilfe der Beamten ihre Lieben dahelm. Einmal ging eine solche Liebestüte in Schwere eines Zentners ab.

Vor Gericht rollten sich die hier gemalten Anstaltsbilder auf. Die Gefangenen benahmen sich höhnnend frech. Der Richter war ja machtlos gegen sie, wenn sie das Zeugnis weigerten oder unter Eid logen, daß sich die Saalbede bog. Der Lebenslängliche betrachtet eine Zuchtsstrafe von ein paar Jährchen doch höchstens als einen prächtigen Witz.

Welche Verwilderung! Wir sind so human geworden, daß der Lämmel auf der Nase des Staates Jazz tanzt. Es gibt Parteien mit viel mehr Angst, dem Verbrecher zu nahe zu treten als dem ehrlichen Mann. Daher regt sich auch die sozialdemokratische Presse keineswegs auf über die Sonnenburger Zustände, sondern über das unbeliebte Reichswehrmini-

sterium, das offenbar noch recht brauchbare Kleidungsstücke ausmustere.

Die Rechtspflege wird zum Spott. „Immertreu“, „Tartarenblut“ und „Modbertrebe“ halten sich die teuersten Anwälte, werden von diesen reingeredet und gehen als Unschuldengel heim. Schon lange spottet der duftende Kunde: „Erst klau id, und dann bewähr id mir.“

„Wie kann in einem Staate Recht und Säkung Wohlfahren, ist nicht auch die Furcht dazu gefüllt.“

Du warst ja ein weiser Mann, waderer Sophokles. Allein unsre Maßgebenden von heute werden nachweisen, daß du in Sachen des Strafvollzugs doch nur ein ganz rückständiger Stämper gewesen bist. Armes deutsches Volk, wohin führt man dich! Was man so sieht und hört, ach, wie anders wirkt das als die Lobshalmeien am Tage des zehnjährigen Bestehens der Republik. Aber an Martin Luther denkt man, der ja schließlich auch nicht ganz ohne war, und an sein lebenserfahrenes Wort: „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge, so weit verschieden wie Himmel und Erde. So triegt man Hummeln für Fliegen und Hornisse für Hummeln.“ F. S.

Zähes Festhalten am Deutschtum

Zu den Auslanddeutschen, die an deutscher Sprache und Sitte besonders zäh festhalten, gehören die Rußlanddeutschen. Wo man ihnen einigermaßen freie Hand läßt wie in dem Wolgastreitstaat, da bewährt sich die alte Kraft in glänzender Weise, während in Südrußland, wo die zahlreichen Deutschen keine Selbstverwaltung haben, wieder eine solche Hungersnot herrscht, daß die Menschen in Odessa nach schlechtestem Brot anstehen müssen.

Ich habe die Rußlanddeutschen, die ich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rußland kennenlernte, in Argentinien wiedergetroffen, wo die ersten vor nunmehr fünfzig Jahren ankamen. Hier wie dort sind sie dieselben. Ihre Auswanderung nach Rußland begann bekanntlich im Jahr 1763 und dauerte

mit Unterbrechungen im wesentlichen sechzig Jahre. Aber es ist heute noch für den, der ein Ohr für deutsche Dialekte hat, ganz einfach, den Leuten zu sagen, aus welcher Gegend Deutschlands sie stammen, trotzdem sie schon in der fünften und sechsten Generation deutschen Boden nicht mehr betreten haben.

Die Quartiermacher, die von den Wolga-Deutschen nach Argentinien geschickt wurden, weil an der Wolga für die Jungen kein Land mehr zu haben war, wählten die argentinische Provinz Entre Rios, da die Pampa dort der russischen Steppe in jeder Hinsicht zum Verwechseln ähnlich sieht, und sie wählten weiter einen Platz am Parana, der sie an die Wolga erinnerte.

Infolge der zähen Arbeit der Wolga-Deutschen ist Diamante, das vor fünfzig Jahren aus ein paar elenden Hütten bestand, ein Überseehafen geworden, in dem das überschüssige Getreide der Provinz verladen wird. Überall in der Provinz sind blühende Bauerndörfer entstanden, in denen auch die Industrie bald ein Feld der Betätigung fand, und die argentinische Regierung erkennt die Verdienste dieser Deutschen um die Provinz und das ganze Land voll an.

So sehr wir aber die Fähigkeit der Deutschen bewundern, so sehr müssen wir auf der andern Seite bebauern, daß sie die Unterschiede unter sich selbst, besonders auf dem konfessionellen Gebiet zu stark betonten. Ebenso ist es nicht möglich, sie zu einem engen Anschluß an das argentinische Deutschtum zu bringen, weshalb man auch so wenig über ihre Schulen, Kirchen und Vereine weiß. Wie in Rußland leben sie ihr abgeschlossenes Dasein und nehmen so an der Lösung der allgemeinen Fragen nicht den ihnen zukommenden Anteil. Gerade weil sie so zähe an ihrer Sprache und Sitte festhalten, könnten aber sie in dieser Richtung die allerwertvollsten Bundesgenossen sein.

Prof. Dr. v. Hauff

Zusammenschluß des deutsch-brasilianischen Schulwesens

Man zählt in Brasilien 1155 deutsche Schulen mit 46000 Kindern. Immer

noch können diese Schulen von heut auf morgen gegründet oder aufgehoben werden, ohne daß ein Hahn danach kräht. In irgendeinem Urwaldwinkel, wo an den durch das Dickicht gehauenen Wegen die Ansiedlerhütten liegen, braucht nur irgend jemand, der irgendwelche Erinnerungen an seine Schulzeit hat, ein paar Kinder zu sammeln, die er unterrichtet, und die Schule ist da. Stellen sich einige Eltern hinter den „Lehrer“ und gründen einen Schulverein mit festen Monatsbeiträgen, dann bekommt die Sache schon einen gewissen Grund. Wenn aber der Lehrer eines Tages einen ihm mehr zusagenden Beruf findet, so kommt er eben nicht mehr, und der Unterricht fällt aus, bis sich ein anderer findet, der die Kinder wieder sammelt.

Es ist klar, daß unter solchen Umständen von einem geregelten Gehaltswesen gar keine Rede sein kann. Die „Lehrer“ müssen eben sehen, wie sie zu ihrem täglichen Brot kommen, und wenn sie krank oder alt werden, sind sie auf die Mildtätigkeit ihrer Schüler angewiesen, da sie nur wenig bares Geld in die Hand bekommen und die Nahrungsmittel sich nicht aufstapeln lassen.

Als aber das Bedürfnis nach höheren deutschen Schulen immer stärker wurde, als die Ansiedler den Kampf um das nackte Leben hinter sich hatten, da regte sich doch mehr und mehr der Gedanke, daß die Lehrer, die auf diesen Titel Anspruch machen konnten, sich zur Wahrung ihrer Interessen zusammenschließen müßten. So wurde bereits 1898 der katholische, einige Jahre später der evangelische Lehrerverein von Rio Grande do Sul gegründet, weil dort die meisten Deutschen wohnen. Diese beiden Vereine mit über zweihundert Mitgliedern haben sich dann wieder zusammengeschlossen und eine gemeinsame Unterstützungskasse gegründet.

Jetzt kann weitergebaut werden. Die Spitzenorganisation muß nun darauf ausgehen, alle brasilianischen Lehrer und weiter alle südamerikanischen Lehrer zu erfassen, was gar nicht so unmöglich ist, wie es auf den ersten Blick scheint, da die Lehrervereine in Argentinien und Chile ausgezeichnet arbeiten und Paraguay sich schon eng an Argentinien an-

geschlossen hat, während die Zahl der deutschen Lehrer in den übrigen Staaten klein ist. Es ist ein hohes Ziel, das wir da vor uns sehen. Die letzte Spitze müßte natürlich in Deutschland liegen, wo das auslanddeutsche Schulwesen seit kurzem von dem langjährigen und erfolgreichen Direktor der deutschen Schule in Mexiko, Legationsrat Dr. Boehme, betreut wird.

Prof. Dr. v. Hauff

Kunstbolschewismus

In der Nürnberger Sebalduskirche steht steingemeißelt „Frau Welt“. Ein verführerisches Weib. Wer sie jedoch im Rücken beschaut, der gewahrt mit Grausen, daß dieser von dem Wurm der Verwesung zerfressen ist.

Gibt es ein treffenderes Gleichnis für die Bühne von heute und für das Schrifttum, das sie ihren Zuschauern zu vermitteln beflissen ist?

Alle Fraktionen des Landtags, mit Ausnahme der Kommunisten, der Sozialen und der bürgerlichen Demokratie, haben sich daher zu einem Antrag zusammengesetzt. Dieser ersucht die Regierung, einzuschreiten gegen die Auswüchse des zeitgenössischen Theaterbetriebs. Gegen die immer geist- und hemmungslosere Darstellung des Nackten, das Hinauszerrn von Wibernatürlichkeiten und Toten auf die Bühne; den Spott, den man mit religiösem Gefühl, mit Ehe, Familie und Mutterschaft treibt.

Wer stimmt nicht bei? Geht nicht alles, was gezeigt wird, wenn der Vorhang sich lüftet, auf Hohn und Bruns? Gar manchem ballt sich die Faust, wenn er in so eine Modergarbe hineingerät, die sich auf dem Zettel als Höhen-sonne angepriesen hatte. Wie oft kommt es darüber zu Theaterärgernis! Da der Staat ver sagt, tun sich Empörte zusammen und schreiten zur Selbsthilfe mit Stinkbomben und Hauschlüsselpfiff. Die Polizei entfernt sie dann, und sie werden obendrein gerichtlich belangt. Allein wer steht moralisch höher; sie, die der Staat bestraft oder dieser selber, der sich zum Saalshuh des Schmutzes hergeben muß?

Gleichwohl behaupten mundkräftige Leute, daß gerade dies seine eigentliche Aufgabe sei.

Was bekommen auch die Steller jenes Antrags nicht alles ins Gesicht gespielt an herabsehender Kritikelei! Sie vermurderten unser geistiges Leben mit ihrem oft nur scheinheiligen Unzuchtgeschnupper. Die Wachsamkeit der „freiheitlich gestimmten öffentlichen Meinung“ wird aufgerufen gegen einen solchen unzeitgemäßen „Unfug“.

Auch die „Liga für Menschenrechte“ fordert lautbällig das Menschenrecht auf Zerfall und Wurmstrag. Sie hat eine Protestversammlung aufgemacht für Frechheit der Kunst. In ihr wetterten taktvollerweise gerade die am lautesten, deren literarische Zügellosigkeit den Antrag nötig gemacht. So Walter Hasenclever, über dessen Komödie: „Ehen werden im Himmel geschlossen“, mit ihrem Gotteslästerpott eine dem Verfasser politisch so nahe stehende, aber wenigstens von gesundem Takt durchdrungene Beurteilerin wie die „Frankf. Zeitung“ geschrieben hat: „Befinden wir uns nun etwa auch bereits in einem derartigen Verfall, daß eine Verulkung des religiösen Gefühls Platz greifen könnte? Das werden sehr breite Schichten entschieden ablehnen, und wir verneinen mit ihnen. Zur Toleranz gehört es, daß man Dinge und Vorstellungen, die einem Kreis von Mitbürgern heilig sind, auch dann respektiert, wenn man ihre Ansichten nicht teilt. Es ist ungebildet, das nicht zu tun, es ist um es rund herauszusagen, roh, den Nebenmenschen in seinen heiligen Gefühlen zu verletzen. Das Stück von Hasenclever tut das sowohl in ganzen Szenen wie durch Einzelheiten, von denen die schlimmsten die sind, daß bekannte Bibelworte, wie z. B. dein Wille geschehe, in einer komödienhaften, also völlig unwürdigen Weise gebraucht werden. Man muß keine Ahnung von der religiösen Problematik haben, um es zu wagen, als Dichter einem Publikum solchen Ritsch zu bieten. Es ist einfach unmöglich.“

Von diesem peinlichen Werturteil schwieg man natürlich. Dafür schuf man sich einen markierten Feind. Jene Leute, die „da ihre anonymen Briefchen schreiben an Polizei und Staatsanwalt“ als „die Getränkten religiöser und sonstiger Gefühle!“ Diese „Denunzianten“!

Nirgendwo wird das gleiche, das zwei verschiedene Leute tun, verschiedener bewertet als gerade bei diesen vorgebliehen Eiferern für unbedingte Gleichheit. Wenn die republikanische Beschwerdebelle, die der volksparteiliche Abgeordnete Beuermann jüngst erregt als eine Organisation zur Bespitzelung der Beamten stürzte, einen Staatsangestellten als Stahlhelmann durch seine Anzeigebriefchen aus Amt und Brot zu beißen sucht, so ist dies löbliches Tun; verlangt jedoch ein anderer Staatsdiener, in seinem christlichen Empfinden verlehrt, Verbot eines Stüdes oder einer Zeichnung, dann verdammt man dies als verächtliche Angeberei, Offenbar ist ein Schmähwort auf Schwarzrotgold ein unvergleichlich schwereres Verbrechen als eine Verpötlung dessen, was dem Christenmenschen heilig ist.

Als der Zeichner Groß verurteilt wurde, weil er einen Kreuzifirus mit Gasmaske und langschäftigen Stiefeln dargestellt, da schrieb ein sozialdemokratisches Blatt, dies Urteil sei ein Schlag ins Gesicht des republikanischen Bewußtseins. Die Kirche, die einer solchen Verteidigung bedürfe, sei ein bedauerndwertes Institut. Was sagt denn das gefinnungstüchtige Blatt zu einem Staate, der Beamte zur Rechenschaft zieht, weil sie in der Sommerfrische an ihrem Strandzelt ein schwarzweißrotes Fähnlein gehißt hatten? Ist der ihm auch ein bedauerndwertes Institut? O nein, dann heißt es zustimmend, der Staat wahre „kraftvoll seine Autocritik“.

Eins freilich hat mir Freude gemacht. Daß ich nämlich die Bederschen Dichtungsakademiker mit recht ausgehulken Phrasen mitten unter dieser Protestgesellschaft sehe. Was wohl Lessing dazu sagen würde, den ehliche unter ihnen zu seinem Jubelbeste so begeistert priesen, daß man glauben konnte, er sei als erprobter Unsterblicher Ehrenschildherr der unsterblichen Sektion. Oder Goethe, auf den man sich nicht minder gern beruft, ob er sich gleich rühmt, er habe allzeit „Gott und die Kleine, im Lied erhalten reine“, also des Gegenteils dessen, was hier als freies Künstlerrecht verteidigt wird?

Wir stehen viel tiefer im Volkshewismus

drin, als man ahnt. Er hat sich die Stelle des geringsten Widerstandes ausgesucht, und das ist die Runit. Hier bohrt er und untergräbt er unaufhörlich; eifrig unterstützt von einem Schwarm von Wirrköpfen oder geriffenen Spekulanten auf den Kikel, sowie von gewissen Partelen, die gar nicht wissen, was sie tun.

Denn wer aufs Fleisch sät, der wird vom Fleisch das Verderben ernten; auch wenn er noch so laut schreit, das sei ja gar kein Fleisch, sondern reinster abgezogener Könnergeist. Sofern der Staat sich diesen Runitbolshewismus noch länger bieten läßt, dann verübt er wie der Raufgiftesser langsamen Selbstmord.

F. S.

Zum Kapitel „Zuchthauslurus und Sträflingshotels“

(Vgl. Januarheft des „Türmers“ Seite 381)

Ein „Türmer“-leser schreibt uns: In naher Nachbarschaft meines Wohnortes ist vor drei Jahren ein gleichrangiges „Hotel“, genannt Gefangenenanstalt, erbaut und in Betrieb genommen worden — eine Anstalt, in der keineswegs nur harmlose Geseßübertreter verwahrt werden; nein, es werden hier Gefängnisstrafen von geseßlich zulässiger Höchstdauer „verüßt“.

Die Anstalt, in der Landwirtschaft und besonders Moorkultur betrieben wird, liegt in einer landschaftlich besonders schönen Gegend. Alle Schlaf- und Arbeitsräume haben große, eine Fülle von Luft und Licht spendende Fenster mit freier Aussicht auf See und Gebirge; die früher in Strafanstalten allgemein üblichen Blenden, die nur den Blick zum Himmel gestatteten, sind nicht vorhanden; durch die freilich nötigen schwedischen Gardinen ist aber die Aussicht nicht beeinträchtigt.

Auch hier enthalten alle Schlaßsäle ein angebautes Kabinett mit wassergespültem Klosett; über den eingebauten Waschküßeln ist Leitung mit jederzeit fließendem Wasser, das nach Gebrauch durch einfaches Rippen des Waschküßels abläuft. An Stelle der praktischen und billigen elektrischen Klingelanlage sind überall die viel kostspieligeren elektrischen

Lichtanlagen getreten, damit, wenn etwa zur Nachtzeit ein Insasse den Aufseher rufen wollte, der kostbare Schlaf der Mitinsassen ja nicht gestört werde.

Auch hier ist ein Flügel mit Einzelschließzellen vorhanden, alle wie im Januarfest des „Fürmers“ beschrieben eingerichtet, aber mit erheblich größerem Kubikinhalt.

In allen Räumen befinden sich Anschläge, welche die Insassen über ihre Rechte und die Pflichten der Aufseher belehren. Niemand hat jeder Insasse u. a. Anspruch auf ein tägliches Fußbad und jede Woche auf ein Brause- oder Vollbad.

Irgendwelche zu etwaigen Disziplinarbestrafungen renitenter oder bössartiger Elemente bestimmten Dunkelarrestzellen gibt es nicht, und doch hat sich gerade der Dunkelarrest seinerzeit in den Kasernen gegen besonders gewalttätige Menschen als recht heilsam erwiesen. Die Gänge sind breit, licht- und luftdurchflutet; in allen Räumen befindet sich natürlich Warmwasserheizung modernster Art. In der Küche, die mit den neuesten Dampfapparaten ausgestattet ist, wird schmackhaftes Essen bereitet.

Das alles aber ist noch nicht genug: die vorhandenen Einrichtungen für Kinovorführungen und Radiodarbietungen sind nicht etwa dem Aufseherpersonal vorbehalten, sondern bei guter Führung den Sträflingen mindestens allmonatlich zugänglich, die auch einmal im Jahr Theater spielen dürfen — nicht wahr, ein fideles Gefängnis?

Das Gebäude war vor der Indienststellung einen Tag allgemeiner Besichtigung freigegeben. Circa 300 den verschiedensten Kreisen und Bildungstufen angehörige Besucher hatten sich eingefunden: es herrschte unter diesen nur eine Stimme der Entrüstung über eine derartige Unterbringung von „Sträflingen“. In dieser schweren Zeit, und es wurde ganz allgemein betont, daß ein sehr großer Teil der deutschen Bevölkerung heute nicht annähernd solcher Wohnungsverhältnisse sich erfreut, von dem namenlosen Wohnungselend, in dem in unseren Großstädten weite Kreise auch des Mittelstandes leben, ganz zu schweigen.

Wo bleibt das Strafübel? Da bei den Insassen vielfach die Bestrafung an sich nicht als entehrend gilt, bleibt einzig und allein die Aufenthaltseinschränkung.

Da liegt freilich für manchen die Versuchung nahe, durch irgendeine Gotteslästerung oder Beamtenbeleidigung sich für die kalten entbehrungsreichen Wintermonate eine sorglose Unterkunft zu verschaffen, die nicht nur weit über dem Niveau seines Freilebens, sondern auch dem weiter Volkstreife liegt — Strafanstalt *lucos a non luendo*. Dr. Fr. D.

Nachwort. Wir setzen uns gern für eine humane Behandlung der Gefangenen ein. Aber solange in Deutschland mehr als eine Million Familien ohne eigene Wohnung in teilweise erbärmlichsten Verhältnissen leben müssen, sind die geschilderten Zustände im Strafvollzugswesen alles andere als Fortschritt, sie sind vielmehr eine Kulturschande, insofern, als ehrlichen Menschen, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen, die für den Wohnungsbau angeblich nicht vorhandenen Mittel auf solche Weise entzogen werden. Wer einmal einen Blick in das Kellerloch daselbst Minderbemittelter in deutschen Großstädten tun konnte, der schämt sich für die Vertreter eines Staates, die dem verzweifeltsten Wohnungselend ruhig zusehen können, aber für solchen geradezu sträflichen Luxus offene Hände und Herzen haben. D. E.

Zur Großstadt-Kultur

Kürzlich wurde in Berlin der Hungerkünstler Jolly (vormals Siegfried Herz aus Galizien) wegen fortgesetzten Betruges zu 1000 *M.* Geldstrafe verurteilt. Er hatte in einem Berliner Wirtshaus sich als Hungerkünstler gezeigt und angekündigt, daß er 44 Tage lang hungern werde. Inzwischen wurde ihm von außen in seinen Glaskästen Schokolade zugeführt. Ein Streit um die Einnahme entzweite den Galizier mit seinem Geschäftsführer und Landsmann. Man denunzierte sich gegenseitig, und so kam der Betrug zur Kenntnis des Gerichts. Bemerkenswert ist der Fall deshalb, weil dieser Hungerkünstler erstaunlich

großen Zulauf fand. Annähernd 300000 Berliner erschienen, ihn zu sehen. Die Einnahmen der beiden Betrüger stellten sich auf 150000 *M.* Da der eine nur 1000 *M.* Strafe zu zahlen hat, so erfreuen sich die beiden infolge ihres Betruges eines sehr beträchtlichen Gewinnes. Weshalb wurde dieser Gewinn nicht eingezogen? Weshalb hat man die beiden Galizier nicht ausgewiesen? Voraussichtlich werden sie ihr betrügerisches Treiben in einer anderen Form und in anderen deutschen Großstädten fortsetzen. Für Spekulanten auf die Neugier der Masse ist die Großstadt noch immer ein ergiebiges Ausbeutungsgebiet. Da wird aus der vielgerühmten „freien Bahn für Tüchtige“ nur zu oft eine freie Bahn für Freche!

Schüler und Studium

Ein Fach trägt so viel zur Überbürdung der Schulkinder bei wie das Rechnen und die Mathematik, denn auch ein guter Rechner kann an einer einzigen Aufgabe Stunden sitzen, und nirgends ist der Zeitunterschied bei der Erledigung häuslicher Aufgaben so groß.

Darum ist es sehr erfreulich, daß ein führender Mathematiker, der Bonner Hochschullehrer Loeplig, auf dem Hamburger Naturforschertag ausgeführt hat, nicht der Stoff sei beim Mathematikunterricht in der Schule die Hauptsache, sondern die Methode, nach der er behandelt werde. Die entscheidende Frage sei die, ob es dem Lehrer möglich sei, die Schüler in die organische Entwicklung der Mathematik einzuführen, oder ob er ihnen fertige Ergebnisse eindrücke. Der Schüler habe gar keinen Gewinn von einer Masse von Einzelkenntnissen, sondern nur davon, daß er versteht, wie die Dinge so geworden sind, wie sie sind, um auf diesem Weg zu ihrem eigentlichen Wesen vorzubringen.

Wir dürfen aus den Worten von Loeplig wohl den Schluß ziehen, daß er den mathematischen Unterricht auf den Hochschulen als Vorbereitung für den zukünftigen Lehrer nicht für geeignet hält. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir sagen, daß es bei den andern Fächern kaum besser steht. Gibt ein

Hochschullehrer seinen Studenten der Philologie praktisch Wertbares, so ist er in der Regel selbst eine Zeitlang Lehrer gewesen. Nur in seltenen Fällen wird er zu den „Kapazitäten“ seines Faches gezählt werden.

Wir müssen bei den Hochschullehrern endlich unterscheiden zwischen Forschern und Schulmeistern. Und die letzteren brauchen wir in allererster Linie für die Studenten. Es sieht nach außen hin ganz schön aus, wenn ein junger Lehrer eine Reihe von berühmten Männern aufzählt, als deren Schüler er sich vorstellt, aber die Kinder, die er unterrichtet, werden für gewöhnlich unter ihm seufzen. Er wird Dinge von ihnen verlangen, die weit über ihren Horizont hinausgehen.

Es ist sehr wertvoll, wenn die Anregung zu einer gründlichen Umgestaltung des philologischen Studiums von den Hochschullehrern selbst ausgeht, direkt oder indirekt, und doppelt wertvoll, wenn man gerade einen Mathematiker als Kronzeugen für die unbedingte Notwendigkeit anführen kann.

Wir haben schon öfter darüber gellagt, daß alle Änderungen im Schulleben das Allerwichtigste, die Verminderung des Lehrstoffs, nicht gebracht haben. Die Gesundheit der Kinder wird weiter schwer geschädigt, die Lust an der Arbeit wird ihnen genommen; vermöge eines guten Gedächtnisses, das er sich durch Fleiß aneignet und stärkt, kann ein ganz unfähiger, aber robuster Mensch in Stellungen gelangen, die ihm gar nicht zukommen, und das Bildungsproletariat vermehrt sich entsehrlich, weil bei den Prüfungen nach dem Wissen gefragt wird, statt nach dem Können.

Scheitert die erhoffte Reform vielleicht einfach daran, daß die Lehrer auf Grund ihrer Vorbildung nur zu einem ganz kleinen Teil in der Lage wären, die Schüler so auszubilden, wie das Leben es verlangt? Sie sind von schwer gelehrten Forschern in die schwerste Gelehrsamkeit eingeführt worden, die sie in der Schule ebensowenig gebrauchen können, wie der Maulwurf das elektrische Licht, und man überläßt es ihnen neidlos allein, sich mit dem Lehrstoff, den sie unterrichten sollen, abzufinden. Wir wollen das Studium gewiß nicht so gestalten, wie es sich der Bauer denkt, der

meint, dem Pfarrer seien alle Predigten auf der Hochschule wörtlich diktirt worden, aber so, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben.

Nehmen wir die Hochschullehrer beim Wort. Sie sind der Meinung, daß der Philologe nicht richtig vorgebildet wird, also müssen sie es anders machen. Niemand kann sie zwingen, in Sachen der Wissenschaft eine Autorität über sich anzuerkennen.

Vielleicht gelingt es von hier aus, dem Moloch Überbürdung sein unheilvolles Treiben zu unterbinden. Weg mit dem unfruchtbaren Spezialistentum aus dem Studienplan und der Prüfung! Wenn der Lehrer dieses Einzelwissen nicht hat, kann er seine Schüler damit nicht mehr plagen. v. Hauff.

Ritsch im Klein- und Großvertrieb

Wer hat nicht ärgerlich und zugleich mitleidig im letzten Jahrzehnt sie gesehen, die Vertreter von Ritschbildern, die von Tür zu Tür, von Ortschaft zu Ortschaft unter der Last gerahmter Bilder gingen? Ritschige Öldrucke, zumeist in glänzenden Goldrahmen, boten sie feil und verdarben unserm in fast allen Geschmacksfragen hilflosen Volke den Rest gefunden Geschmacks noch mehr, indem sie mit solchem Handel ihr Brot sauer ver-

dienten. Von den Fabrikanten werden solche Drucke und Rahmen durch Großstadgeschäfte angekauft, und der arme Vertreter, dem die Hauptarbeit zukommt, verdient daran natürlich am wenigsten. Für ihn wurde es in letzter Zeit insofern besser, als er den Schund jetzt nicht mehr zu tragen braucht. Er bekommt ein Motorrad mit Beiwagen geliehen. Neuerdings wird jener Ritsch aber sogar im Großvertrieb ausboten. Du kommst harmlos auf der Landstraße. An dir vorbei braust ein mächtiges Geschäftsauto, hält plötzlich am Eingange eines Dorfes. Der Führer vorn springt ab, eine Seltentür fliegt auf, vier Männer kommen mit je zwei Bildern heraus und eilen ins Dorf, um mit scheußlich süßlichen Öldrucken in blendenden Goldrahmen die schlichten Bauersleute zu beglücken. Mir sagte jüngst ein 45jähriger Vertreter solchen Zeuges ehrlich: „Es ist ja fürchterlicher Ritsch. Aber was soll man machen? Als älterer Kaufmann bin ich abgebaut. Vater Staat läßt uns ja verhungern, wenn man das Zeug nicht verkauft. Daran verdiene ich schön. Noch viel mehr die Fabrikanten.“

Finden sich keine Unternehmer, die unter kunstverständiger Beratung künstlerisch wertvolle Bildwiedergaben herstellen und im Volke vertreiben lassen? Ewald Engelhardt.

Ein literarischer Protest

Das Preisrichterkollegium ist nach gewissenhafter Prüfung der außerordentlich zahlreichen Einsendungen zum Preisausschreiben des „Türmers“ zu der Überzeugung gekommen, daß trotz einzelner wertvoller Leistungen jede Preisverteilung abgelehrt werden muß. Die hohe Auszeichnung durch eine Preiskrönung kann nur wirklich hervorragenden und bedeutenden Erzählungen oder Skizzen zuerkannt werden. Das Ergebnis der sorgfältigen Prüfungsarbeit mußte die Feststellung sein, daß unter den 1242 eingesandten Arbeiten nicht eine einzige solche Bewertung verdiente. Wir sind nicht gewillt, den nivellierenden Tendenzen unserer Zeit Vorschub zu leisten, indem wir etwa den sogenannten „guten Durchschnitt“ unterstützen. Uns lag vielmehr daran, durch dieses Preisausschreiben das wohlgeformte und geschliffene Kunstwerk zu fördern, welches, in der Stille gereift, vielleicht noch nicht die gebührende Anerkennung fand. Das Preisausschreiben bleibt für eine neue Bewerbung in Kraft. Einsendefrist und Bedingungen werden in diesem Heft des „Türmers“ bekanntgegeben.

Walter Bloem, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm,
Friedrich Lienhard, Karl August Walthert.

Querschnitt durch das Preisausschreiben

Es wurden 1242 Manuskripte eingereicht von insgesamt 872 Einsendern und Einsenderinnen. Erstere waren mit 67 Prozent, letztere mit 33 Prozent vertreten. Beteiligt haben sich: 132 Schriftsteller, 70 Schriftstellerinnen, 16 Redakteure, 6 Intendanten und Dramaturgen, 1 Schauspielerin, 1 Konzertsängerin, 1 Bildhauer, 45 Hochschulprofessoren, Studienräte und Lehrer, 5 Lehrerinnen, 10 Pfarrer, 1 Bibliothekar, 4 Architekten und Ingenieure, 3 Offiziere, 8 Richter und Rechtsanwälte, 6 Ärzte, 2 Chemiker, 3 Oberbürgermeister, 8 Beamte, 11 Studenten, 3 Fabrikanten und Kaufleute, 1 Bankbeamter, 1 Bergarbeiter, 1 Maschinist, 1 Leichtmatrose, 1 Schuhmachermeister, 1 Heilkundiger, 1 Landwirt, 310 Herren ohne Berufsangabe und 219 Frauen und junge Mädchen.

Bedingungen und neue Fristsetzung für das Preisausschreiben des „Türmers“

Für die nach dem Urteil des Preisrichterkollegiums besten Erzählungen oder Skizzen werden Preise in Höhe von insgesamt 2000 Mark verliehen. Zum etwaigen Ankauf anderer guten Arbeiten stehen weitere 5000 Mark zur Verfügung.

Der erste Preis beträgt	1000	Mark
„ zweite „	500	„
„ dritte „	300	„
„ vierte „	200	„

Die Teilnahme an diesem Preisausschreiben steht jedem Schriftsteller sowie jedem „Türmer“-Leser frei. (Es kommen nur unveröffentlichte Beiträge in Frage. Jeder Einsender darf höchstens zwei Manuskripte einreichen.)

Als letzter Termin für die Einsendung gilt der 20. Juni 1929. Die Manuskripte sind mit einem beliebigen Kennwort zu versehen und in einem Umschlag mit deutlichem Vermerk „Preisausschreiben des „Türmers““ ohne jede Absenderangabe an die Schriftleitung des „Türmers“, Eisenach, Burgstraße 24, einzusenden. Absender und genaue Adresse sind im verschlossenen Umschlag, auf dem nur das Kennwort vermerkt ist, bekannt zu geben. Für etwaige Rücksendung muß Porto beigelegt werden.

Die Manuskripte müssen in Maschinenschrift geschrieben sein. Der Umfang soll zehn Druckseiten im „Türmer“ möglichst nicht überschreiten. Eine Mindestgrenze besteht nicht. Kurze, aber inhaltsreiche Arbeiten sind am willkommensten.

Die Entscheidung des Preisrichterkollegiums erfolgt endgültig und unter Ausschluß des Rechtsweges. Preisrichter sind: Walter Bloem, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Friedrich Lienhard, Karl August Walther.

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird im Oktoberheft 1929 des „Türmers“ bekanntgegeben, zugleich mit den Namen der Einsender, deren Beiträge durch die Schriftleitung außerdem noch angelautet werden.

Schriftleitung und Verlag des „Türmers“

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard in Eisenach
 Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Postpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05541 3887



Nirgendwo wird das gleiche, das zwei verschiedene Leute tun, verschiedener bewertet als gerade bei diesen vorgebliehen Eiferern für unbedingte Gleichheit. Wenn die republikanische Beschwerdestelle, die der vollsparteiliche Abgeordnete Beuermann jüngst erregt als eine Organisation zur Bespitzelung der Beamten säupte, einen Staatsangestellten als Stahlhelmann durch seine Anzeigebriefchen aus Amt und Brot zu heißen sucht, so ist dies löbliches Tun; verlangt jedoch ein anderer Staatsbürger, in seinem christlichen Empfinden verkehrt, Verbot eines Sündes oder einer Zeichnung, dann verdammt man dies als verächtliche Angeberei, Offenbar ist ein Schmähwort auf Schwarzrotgold ein unvergleichlich schwereres Verbrechen als eine Verspottung dessen, was dem Christenmenschen heilig ist.

Als der Zeichner Groß verurteilt wurde, weil er einen Kreuzstirus mit Gasmaske und langschäftigen Stiefeln dargestellt, da schrieb ein sozialdemokratisches Blatt, dies Urteil sei ein Schlag ins Gesicht des republikanischen Bewußtseins. Die Kirche, die einer solchen Verteidigung bedürfe, sei ein bedauerndes Institut. Was sagt denn das gesinnungstüchtige Blatt zu einem Staate, der Beamte zur Keuschenschaft zieht, weil sie in der Sommerfrische an ihrem Strandzelt ein schwarzweißrotes Fähnlein gebißt hatten? Ist der ihm auch ein bedauerndes Institut? O nein, dann heißt es zustimmend, der Staat wahre „kraftvoll seine Autorität“.

Eins freilich hat mir Freude gemacht. Daß ich nämlich die Bederschen Dichtungssatademiker mit recht ausgehulzten Phrasen mitten unter dieser Proletiergesellschaft sehe. Was wohl Lessing dazu sagen würde, den ehlliche unter ihnen zu seinem Zubelfeste so begeistert priesen, daß man glauben konnte, er sei als erprobter Unsterblicher Ehrenschilder der unsterblichen Sektion. Oder Goethe, auf den man sich nicht minder gern beruft, ob er sich gleich rühmt, er habe allzeit „Gott und die Kleine, im Lied erhalten reine“, also des Gegenteils dessen, was hier als freies Künstlerrecht verteidigt wird?

Wir stehen viel tiefer im Volksweltismus

drin, als man ahnt. Er hat sich die Stelle des geringsten Widerstandes ausgesucht, und das ist die Kunst. Hier bohrt er und untergräbt er unaufhörlich; eifrig unterstützt von einem Schwarm von Wirzöpfen oder gerissenen Spekulanten auf den Kikel, sowie von gewissen Parteien, die gar nicht wissen, was sie tun.

Denn wer aufs Fleisch sät, der wird vom Fleisch das Verderben ernten; auch wenn er noch so laut schreit, das sei ja gar kein Fleisch, sondern reinster abgezogener Käsegerüst. Sofern der Staat sich diesen Kunstvollschwermus noch länger bieten läßt, dann verübt er wie der Kaufgiffteffer langsamen Selbstmord.

F. S.

Zum Kapitel „Zuchthausluxus und Sträflingshotels“

(Vgl. Januarheft des „Lärners“ Seite 381)

Ein „Lärner“ leser schreibt uns: In naher Nachbarschaft meines Wohnortes ist vor drei Jahren ein gleichrangiges „Hotel“, genannt Gefangenenanstalt, erbaut und in Betrieb genommen worden — eine Anstalt, in der keineswegs nur harmlose Geseßübertreter verwahrt werden; nein, es werden hier Gefängnisstrafen von geseßlich zulässiger Höchstdauer „verbüßt“.

Die Anstalt, in der Landwirtschaft und besonders Moorkultur betrieben wird, liegt in einer landschaftlich besonders schönen Gegend. Alle Schlaf- und Arbeitsräume haben große, eine Fülle von Luft und Licht spendende Fenster mit freier Aussicht auf See und Gebirge; die früher in Strafanstalten allgemein üblichen Blendfenster, die nur den Blick zum Himmel gestatteten, sind nicht vorhanden; durch die freilich nötigen schwedischen Gardinen ist aber die Aussicht nicht beeinträchtigt.

Auch hier enthalten alle Schlaßsäle ein angebautes Kabinett mit wassergespültem Klosett; über den eingebauten Waschküßeln ist Leitung mit jederzeit fließendem Wasser, das nach Gebrauch durch einfaches Rippen des Waschküßels abläuft. An Stelle der praktischen und billigen elektrischen Klingelanlage sind überall die viel kostspieligeren elektrischen

Lichtanlagen getreten, damit, wenn etwa zur Nachtzeit ein Insasse den Aufseher rufen wollte, der kostbare Schlaf der Mitinsassen ja nicht gestört werde.

Auch hier ist ein Flügel mit Einzelschlafzellen vorhanden, alle wie im Januarfest des „Fürmers“ beschrieben eingerichtet, aber mit erheblich größerem Kubikinhalt.

In allen Räumen befinden sich Anschläge, welche die Insassen über ihre Rechte und die Pflichten der Aufseher belehren. Hiernach hat jeder Insasse u. a. Anspruch auf ein tägliches Fußbad und jede Woche auf ein Brause- oder Vollbad.

Irgendwelche zu etwaigen Disziplinabestrafungen renitenter oder bössartiger Elemente bestimmten Dunkelarrestzellen gibt es nicht, und doch hat sich gerade der Dunkelarrest seinerzeit in den Kasernen gegen besonders gewalttätige Menschen als recht heilsam erwiesen. Die Gänge sind breit, licht- und luftdurchflutet; in allen Räumen befindet sich natürlich Warmwasserheizung modernster Art. In der Küche, die mit den neuesten Dampfkochapparaten ausgestattet ist, wird schmackhaftes Essen bereitet.

Das alles aber ist noch nicht genug: die vorhandenen Einrichtungen für Kinovorführungen und Radiodarbietungen sind nicht etwa dem Aufseherpersonal vorbehalten, sondern bei guter Führung den Sträflingen mindestens allmonatlich zugänglich, die auch einmal im Jahr Theater spielen dürfen — nicht wahr, ein fideles Gefängnis?

Das Gebäude war vor der Inbetriebnahme einen Tag allgemeiner Besichtigung freigegeben. Circa 300 den verschiedensten Kreisen und Bildungsstufen angehörige Besucher hatten sich eingefunden: es herrschte unter diesen nur eine Stimme der Entrüstung über eine derartige Unterbringung von „Sträflingen“ in dieser schweren Zeit, und es wurde ganz allgemein betont, daß ein sehr großer Teil der deutschen Bevölkerung heute nicht annähernd solcher Wohnungsverhältnisse sich erfreut, von dem namenlosen Wohnungsseind, in dem in unseren Großstädten weite Kreise auch des Mittelstandes leben, ganz zu schweigen.

Wo bleibt das Strafmaß? Da bei den Insassen vielfach die Beirufung an sich nicht als entehrend gilt, bleibt einzig und allein die Aufenthaltbeschränkung.

Da liegt freilich für manchen die Versuchung nahe, durch irgendeine Gotteslästerung oder Beamtenbeleidigung sich für die kalten entbehrungsreichen Wintermonate eine sorglose Unterkunft zu verschaffen, die nicht nur weit über dem Niveau seines Freilebens, sondern auch dem weiter Volkstreife liegt — Strafanstalt *luous a non luendo*. Dr. Fr. D.

Nachwort. Wir setzen uns gern für eine humane Behandlung der Gefangenen ein. Aber solange in Deutschland mehr als eine Million Familien ohne eigene Wohnung in teilweise erbärmlichsten Verhältnissen leben müssen, sind die geschilderten Zustände im Strafvollzugswesen alles andere als Fortschritt, sie sind vielmehr eine Kulturschande, insofern, als ehrlichen Menschen, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen, die für den Wohnungsbau angeblich nicht vorhandenen Mittel auf solche Weise entzogen werden. Wer einmal einen Blick in das Kellerloch eines Minderbemittelten in deutschen Großstädten tun konnte, der schämt sich für die Vertreter eines Staates, die dem verzwelfelten Wohnungsseind ruhig zusehen können, aber für solchen geradezu sträflichen Luxus offene Hände und Herzen haben. D. E.

Zur Großstadt-Kultur

Kürzlich wurde in Berlin der Hungerkünstler Jolly (vordem Siegfried Herz aus Gallien) wegen fortgesetzten Betruges zu 1000 \mathcal{M} Geldstrafe verurteilt. Er hatte in einem Berliner Wirtshaus sich als Hungerkünstler gezeigt und angekündigt, daß er 44 Tage lang hungern werde. Inzwischen wurde ihm von außen in seinen Glaskäfigen Schokolade zugeführt. Ein Streit um die Einnahme entzweite den Gallier mit seinem Geschäftsführer und Landsmann. Man denunzierte sich gegenseitig, und so kam der Betrug zur Kenntnis des Gerichts. Bemerkenswert ist der Fall deshalb, weil dieser Hungerkünstler erstaunlich

großen Zulauf fand. Annähernd 300 000 Berliner erschienen, ihn zu sehen. Die Einnahmen der beiden Betrüger stellten sich auf 150 000 *M.* Da der eine nur 1000 *M.* Strafe zu zahlen hat, so erfreuen sich die beiden infolge ihres Betruges eines sehr beträchtlichen Gewinnes. Weshalb wurde dieser Gewinn nicht eingezogen? Weshalb hat man die beiden Galizier nicht ausgewiesen? Voraussichtlich werden sie ihr betrügerisches Treiben in einer anderen Form und in anderen deutschen Großstädten fortsetzen. Für Spekulanten auf die Neugier der Masse ist die Großstadt noch immer ein ergiebiges Ausbeutungsgebiet. Da wird aus der vielgerühmten „freien Bahn für Tüchtige“ nur zu oft eine freie Bahn für Freche!

Schüler und Studium

Ein Fach trägt so viel zur Überbürdung der Schulkinder bei wie das Rechnen und die Mathematik, denn auch ein guter Rechner kann an einer einzigen Aufgabe Stunden sitzen, und nirgends ist der Zeitunterschied bei der Erledigung häuslicher Aufgaben so groß.

Darum ist es sehr erfreulich, daß ein führender Mathematiker, der Bonner Hochschullehrer Toeplitz, auf dem Hamburger Naturforschertag ausgeführt hat, nicht der Stoff sei beim Mathematikunterricht in der Schule die Hauptsache, sondern die Methode, nach der er behandelt werde. Die entscheidende Frage sei die, ob es dem Lehrer möglich sei, die Schüler in die organische Entwicklung der Mathematik einzuführen, oder ob er ihnen fertige Ergebnisse einbrille. Der Schüler habe gar keinen Gewinn von einer Masse von Einzelkenntnissen, sondern nur davon, daß er versteht, wie die Dinge so geworden sind, wie sie sind, um auf diesem Weg zu ihrem eigentlichen Wesen vorzudringen.

Wir dürfen aus den Worten von Toeplitz wohl den Schluß ziehen, daß er den mathematischen Unterricht auf den Hochschulen als Vorbereitung für den zukünftigen Lehrer nicht für geeignet hält. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir sagen, daß es bei den andern Fächern kaum besser steht. Gibt ein

Hochschullehrer seinen Studenten der Philosophie praktisch Verwertbares, so ist er in der Regel selbst eine Zeitlang Lehrer gewesen. Nur in seltenen Fällen wird er zu den „Kapazitäten“ seines Faches gezählt werden.

Wir müssen bei den Hochschullehrern endlich unterscheiden zwischen Forschern und Schulmeistern. Und die letzteren brauchen wir in allererster Linie für die Studenten. Es sieht nach außen hin ganz schön aus, wenn ein junger Lehrer eine Reihe von berühmten Männern aufzählt, als deren Schüler er sich vorstellt, aber die Kinder, die er unterrichtet, werden für gewöhnlich unter ihm seufzen. Er wird Dinge von ihnen verlangen, die weit über ihren Horizont hinausgehen.

Es ist sehr wertvoll, wenn die Anregung zu einer gründlichen Umgestaltung des philologischen Studiums von den Hochschullehrern selbst ausgeht, direkt oder indirekt, und doppelt wertvoll, wenn man gerade einen Mathematiker als Kronzeugen für die unbedingte Notwendigkeit anführen kann.

Wir haben schon öfter darüber geklagt, daß alle Änderungen im Schulleben das Allerwichtigste, die Verminderung des Lehrstoffs, nicht gebracht haben. Die Gesundheit der Kinder wird weiter schwer geschädigt, die Lust an der Arbeit wird ihnen genommen; vermöge eines guten Gedächtnisses, das er sich durch Fleiß aneignet und stählt, kann ein ganz unfähiger, aber robuster Mensch in Stellungen gelangen, die ihm gar nicht zutommen, und das Bildungsproletariat vermehrt sich entsetzlich, weil bei den Prüfungen nach dem Wissen gefragt wird, statt nach dem Können.

Scheitert die ersehnte Reform vielleicht einfach daran, daß die Lehrer auf Grund ihrer Vorbildung nur zu einem ganz kleinen Teil in der Lage wären, die Schüler so auszubilden, wie das Leben es verlangt? Sie sind von schwer gelehrten Forschern in die schwerste Gelehrsamkeit eingeführt worden, die sie in der Schule ebensowenig gebrauchen können, wie der Maulwurf das elektrische Licht, und man überläßt es ihnen neidlos allein, sich mit dem Lehrstoff, den sie unterrichten sollen, abzufinden. Wir wollen das Studium gewiß nicht so gestalten, wie es sich der Bauer denkt, der

meint, dem Pfarrer seien alle Predigten auf der Hochschule wörtlich diktiert worden, aber so, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben.

Nehmen wir die Hochschullehrer beim Wort. Sie sind der Meinung, daß der Philologe nicht richtig vorgebildet wird, also müssen sie es anders machen. Niemand kann sie zwingen, in Sachen der Wissenschaft eine Autorität über sich anzuerkennen.

Vielleicht gelingt es von hier aus, dem Moloch Überbürdung sein unheilvolles Treiben zu unterbinden. Weg mit dem unfruchtbaren Spezialistentum aus dem Studienplan und der Prüfung! Wenn der Lehrer dieses Einzelwissen nicht hat, kann er seine Schüler damit nicht mehr plagen. v. Hauff.

Ritsch im Klein- und Großvertrieb

Wer hat nicht ärgerlich und zugleich mit-leidig im letzten Jahrzehnt sie gesehen, die Vertreiber von Ritschbildern, die von Tür zu Tür, von Ortschaft zu Ortschaft unter der Last gerahmter Bilder gingen? Ritschige Öl-drucke, zumeist in gleißenden Goldrahmen, boten sie feil und verbarben unserem in fast allen Geschmacksfragen hilflosen Volke den Rest gefunden Geschmacks noch mehr, indem sie mit solchem Handel ihr Brot sauer ver-

dienten. Von den Fabrikanten werden solche Drucke und Rahmen durch Großstadtgeschäfte angekauft, und der arme Vertreiber, dem die Hauptarbeit zukommt, verdient daran natürlich am wenigsten. Für ihn wurde es in letzter Zeit insofern besser, als er den Schund jetzt nicht mehr zu tragen braucht. Er bekommt ein Motorrad mit Beiwagen geliehen. Neuerdings wird jener Ritsch aber sogar im Großvertrieb ausboten. Du kommst harmlos auf der Landstraße. An dir vorbei braujt ein mächtiges Geschäftsauto, hält plötzlich am Eingange eines Dorfes. Der Führer vorn springt ab, eine Seitentür fliegt auf, vier Männer kommen mit je zwei Bildern heraus und eilen ins Dorf, um mit scheußlich süßlichen Ölbruden in blindenden Goldrahmen die schlichten Bauersleute zu beglücken. Mir sagte jüngst ein 45jähriger Vertreiber solchen Zeugens ehrlich: „Es ist ja fürchterlicher Ritsch. Aber was soll man machen? Als älterer Kaufmann bin ich abgebaut. Vater Staat läßt uns ja verhungern, wenn man das Zeug nicht verkauft. Daran verdiene ich schön. Noch viel mehr die Fabrikanten.“

Finden sich keine Unternehmer, die unter kunstverständiger Beratung künstlerisch wertvolle Bildwiedergaben herstellen und im Volke vertreiben lassen? Ewald Engelhardt.

Ein literarischer Protest

Das Preisrichterkollegium ist nach gewissenhafter Prüfung der außerordentlich zahlreichen Einsendungen zum Preisausschreiben des „Lürmers“ zu der Überzeugung gekommen, daß trotz einzelner wertvoller Leistungen jede Preisverteilung abgelehnt werden muß. Die hohe Auszeichnung durch eine Preiskrönung kann nur wirklich hervorragenden und bedeutenden Erzählungen oder Skizzen zuerkannt werden. Das Ergebnis der sorgfältigen Prüfungsarbeit mußte die Feststellung sein, daß unter den 1242 eingesandten Arbeiten nicht eine einzige solche Bewertung verdiente. Wir sind nicht gewillt, den nivellierenden Tendenzen unserer Zeit Vorschub zu leisten, indem wir etwa den sogenannten „guten Durchschnitt“ unterstützen. Uns lag vielmehr daran, durch dieses Preisausschreiben das wohlgeformte und geschliffene Kunstwerk zu fördern, welches, in der Stille gereift, vielleicht noch nicht die gebührende Anerkennung fand. Das Preisausschreiben bleibt für eine neue Bewerbung in Kraft. Einsendefrist und Bedingungen werden in diesem Heft des „Lürmers“ bekanntgegeben.

Walter Bloem, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm,
Friedrich Lienhard, Karl August Walkther.

Querschnitt durch das Preisausschreiben

Es wurden 1242 Manuskripte eingereicht von insgesamt 872 Einsendern und Einsenderinnen. Erstere waren mit 67 Prozent, letztere mit 33 Prozent vertreten. Beteiligt haben sich: 132 Schriftsteller, 70 Schriftstellerinnen, 16 Redakteure, 6 Intendanten und Dramaturgen, 1 Schauspieler, 1 Konzertsängerin, 1 Bildhauer, 45 Hochschulprofessoren, Studienräte und Lehrer, 5 Lehrerinnen, 10 Pfarrer, 1 Bibliothekar, 4 Architekten und Ingenieure, 3 Offiziere, 8 Richter und Rechtsanwälte, 6 Ärzte, 2 Chemiker, 3 Oberbürgermeister, 8 Beamte, 11 Studenten, 3 Fabrikanten und Kaufleute, 1 Bankbeamter, 1 Bergarbeiter, 1 Maschinist, 1 Leichtmatrose, 1 Schuhmachermeister, 1 Heilkundiger, 1 Landwirt, 310 Herren ohne Berufsangabe und 219 Frauen und junge Mädchen.

Bedingungen und neue Fristsetzung für das Preisausschreiben des „Türmers“

Für die nach dem Urteil des Preisrichterkollegiums besten Erzählungen oder Skizzen werden Preise in Höhe von insgesamt 2000 Mark verliehen. Zum etwaigen Ankauf anderer guten Arbeiten stehen weitere 5000 Mark zur Verfügung.

Der erste Preis beträgt 1000 Mark

„ zweite „	„	500	„
„ dritte „	„	300	„
„ vierte „	„	200	„

Die Teilnahme an diesem Preisausschreiben steht jedem Schriftsteller sowie jedem „Türmer“-Leser frei. (Es kommen nur unveröffentlichte Beiträge in Frage. Jeder Einsender darf höchstens zwei Manuskripte einreichen.)

Als letzter Termin für die Einsendung gilt der 20. Juni 1929. Die Manuskripte sind mit einem beliebigen Kennwort zu versehen und in einem Umschlag mit deutlichem Vermerk „Preisausschreiben des „Türmers““ ohne jede Absenderangabe an die Schriftleitung des „Türmers“, Eisenach, Burgstraße 24, einzusenden. Absender und genaue Adresse sind im verschlossenen Umschlag, auf dem nur das Kennwort vermerkt ist, bekannt zu geben. Für etwaige Rücksendung muß Porto beigefügt werden.

Die Manuskripte müssen in Maschinenschrift geschrieben sein. Der Umfang soll zehn Druckseiten im „Türmer“ möglichst nicht überschreiten. Eine Mindeitgrenze besteht nicht. Kurze, aber inhaltsreiche Arbeiten sind am willkommensten.

Die Entscheidung des Preisrichterkollegiums erfolgt endgültig und unter Ausschluß des Rechtsweges. Preisrichter sind: Walter Bloem, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Friedrich Lienhard, Karl August Walther.

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird im Oktoberheft 1929 des „Türmers“ bekanntgegeben, zugleich mit den Namen der Einsender, deren Beiträge durch die Schriftleitung außerdem noch angekauft werden.

Schriftleitung und Verlag des „Türmers“

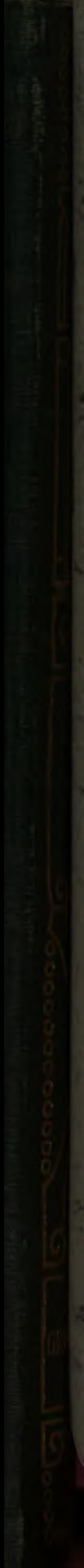
Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard in Eisenach
 Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Postpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05541 3887





18